# Faust und Don Juan.

Aus den weiteſten Kreiſen unſerer Geſellſchaft

von

George Hesekiel.

„Quid videor? mutato nomine de te
fabula narratur.“

Erſter Theil.

Altenburg.
Verlag von Julius Helbig.
1846.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Inhalt.

I. Unter dem Aequator.
II. Der unbekannte Leichnam.
III. Im Hôtel de Bavière zu Leipzig.
IV. Der Besuch bei Nacht.
V. Die weißen Sclaven.
VI. Ein Vater, der seine Tochter sucht.

# II.

# Unter dem Aequator.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Der Schlaf flieht den Aufgeregten, es ist drei Uhr Morgens, Don Juan d'Aurinia verläßt seine Hangmatte, öffnet den Laden und schaut hinaus in die ernste, dunkle Nacht.

Die Sterne blitzen ihm feierlich entgegen, der Strom glänzt im Wiederschein des untergehenden Mondes, geheimnißvoll und still Alles ringsum.

Don Juan ergreift eine Laterne, er zündet sie an und wir sehen einen Moment das edle, feine Antlitz eines alten Mannes, der unbezweifelt ein Europäer ist, aber nur einen Augenblick sehen wir dieses Antlitz, denn Don Juan schlägt die Klappen der Laterne fast ganz zu und verläßt das Zimmer. Draußen in der Vorhalle schreitet er still über einige dunkle Gestalten schlafender Sclaven und tritt hochaufathmend hinaus in die kühle Veranda. Don Juan öffnet seine Laterne weiter und betrachtet mit dem ernsten Blick seiner sammetschwarzen Augen sinnend die Bäume und

Gesträuche, die Nachbaren seiner Wohnung. Manche derselben schlafen mit zusammengelegten Blättern, Andere ragen ruhig ausgebreitet hinein in die stille Nacht, aber mit ihrem feinen Wohlgeruch grüßet die Paulinienhecke den langsam umherwandelnden Mann und leise rauschen zum Gruß die Blätter der hohen, düstern Manga. Gespensterhaft flattern riesige Nachtschmetterlinge um das verlockende Licht der Laterne. Immer stärker durchnäßt der Thau die Gräser und Kräuter, immer feuchter legt sich die Luft um Don Juans Glieder, das Gezirpe einer Cicade scheint zu lesen zurück in das Haus.

Mit einem tiefen Seufzer und einem langen Blick, in dem vielleicht eine kleine Thräne funkelt, tritt Don Juan aus der Veranda zurück in sein Haus, er erreicht sein Zimmer, er löscht seine Laterne und nimmt dann am offenen Fenster Platz in einem bequemen Lehnstuhl. In einen glücklichen Halbtraum versunken erwartet er den Tag unter dem Gesumse der Mosquito's, unter den Pauken ähnlichen Schlägen des Ochsenfrosches und dem klagenden Rufe des Ziegenmelkers.

Stunden vergehen, es wird heller draußen; ein feines Grau, mit Morgenroth verschmolzen, umzieht

den Himmel — Don Juan erhebt ſich von ſeinem Sitz und ſchaut hinaus. Die Formen der Bäume treten näher und näher, der Landwind, der im Oſten aufſteht, bewegt ſie langſam; ſchon ſchimmern roſenrothe Lichter und Reflexe um die Kuppeln der domartig gewölbten Caryocar-, Bertholetia- und Symphoriaſtämme. Die Zweige, die Blätter regen ſich, die Träumer wachen auf und baden in der friſchen Morgenluft; Käfer fliegen, Mücken ſummen, Vögel rufen, Affen klettern ſchreiend ins Dickigt zurück, die Nachtſchmetterlinge ſuchen, lichtſcheu taumelnd, die Waldnacht wieder. Immer heller wird's in der Luft — der Tag bricht an — ſiehe da — wie rothe Blitze leuchtet der Sonnenrand, jetzt ſteigt ſie empor — in einem Nu iſt ſie ganz über dem Horizonte, auftauchend aus feurigen Wogen und wirft glühende Strahlen über die Erde hin.

Kein Wölkchen, über der Erde prangt ein unbetrübtes Gewölbe.

Eine feine ſchmale Hand aber legt ſich auf Don Juan's Schulter und eine liebliche Stimme fragt ſpaniſch: „Wollt Ihr wirklich von uns gehen Don Juan? ſeht hier, ſeht hin! Seuher, das Bild wird Euch halten in unſerm Wunderlande!“

Don Juan wendet ſich um, langſam, und ſchaut mit freundlichem Blick in das dunkle Geſicht eines noch ſehr jugendlichen, weiblichen Weſens, deſſen Augen unter den düſtern Wimpern wie Blitze funkeln unter Wetterwolken.

Ein ſeltſam Paar

Don Juan hat ſchon weißes Haar, weiß ſind ſeine Augenbrauen, weiß der kriegeriſche, ſtarke Schnurrbart, aber hell blitzen die Augen, roſig iſt die volle Wange geröthet, erhaben iſt die Haltung, elaſtiſch, zierlich und geſchmeidig die Bewegungen, die ganze Geſtalt imponirt durch Kraft und Fülle.

Das braune Mädchen iſt ſchlank und mager, wild funkeln die Augen, wild zucken die Leidenſchaften über das dunkelfarbige Antlitz und dieſe kleinen, feinen Hände wiſſen gewiß eben ſo heißzärtlich zu ſchmeicheln, als wildzornig den blanken Stahl zu ſchwingen.

Don Juan trägt ein weites, Schlafrock ähnliches, Gewand von blauem Seidenſtoff, das vom Halſe bis zu den Ferſen weitfaltig herabfällt und nur um die Taille von einem weißen Gürtel zuſammengehalten wird, auf der linken Bruſt des Greiſes glänzt eine in Gold geſtickte Ordensdecoration.

Das braune Mädchen iſt nur mit einem orange farbenen Kleidchen bekleidet, das ſie in ihren blitzſchnellen Bewegungen nicht hindert, Hals, Schultern und Bruſt aber eben ſo bloß läßt, als das zierliche Knie, den feinen Knöchel und einen Fuß von ſo idealer Schönheit, wie ihn nur die keuſche Natur uncultivirter Zonen erzeugt.

Wir ſagten, Don Juan ſchaute lächelnd in das dunkle Geſicht des Mädchens, das ungeduldig mit forſchenden Blicken die Antwort auf ihre Frage herauszuleſen ſuchte aus den feinen, edeln Zügen des Greiſes.

„Incarnacion," ſprach Don Juan endlich mit lauter, volltönender Stimme, „Du weißt, daß ich nicht gehen würde, wenn ich nicht müßte!"

„Müßte!" wiederholte Incarnacion, haſtig aus ihrer gebückten Stellung in eine gerade, ſtolze, emporſchnellend; „müßte? ſeid Ihr nicht ein freier Edelmann, Senhor, wer wagt es Euch Befehle zu geben?"

„Die allerheiligſte Jungfrau, meine Blume!" entgegnete der alte Edelmann ernſt.

Das blitzende Auge Incarnacions ſenkte ſich im Moment, die runden Arme kreuzten ſich über der in

gentlichen Brust und fromm murmelten die Lippen: „heilige Jungfrau, bitte für uns!“ Eine Secunde später aber legte Incarnacion ihre schmale Hand sinnend an die Stirn, dann strich sie stolz das lange Haar, das im Nacken nur lose durch einen Knoten zusammengehalten wurde, zurück und fragte mit ihrer klingenden Stimme: „Was meint Ihr, Don Juan, nähme **santissima madre** wohl ihren Befehl zurück, wenn ich sie darum bäte, Ihr wißt, Senhor, daß ich ihre besondre Gunst habe?“

Diese anscheinend sehr kindische Frage that Incarnacion mit solchem Ernst, daß Jeder, der nicht vertraut mit dem Geist und Bildung der Gegend, gelacht haben würde; Don Juan lächelte mild und entgegnete: „Incarnacion, meine Blume, bitte die heiligste Jungfrau, daß sie mich beschützt auf dem Meer!“

„Die Sonne da,“ rief Incarnacion durch das Fenster zeigend, „die Sonne da stirbt im Meer, aber meine Sonne nimmermehr!“

„Meine Blume!“ versetzte Don Juan sanft.

„Deine Blume,“ fuhr Incarnacion mit steigender Bewegung fort, „wird welken, wie kann sie blühen ohne Sonnenschein? und sie wird zu viel begossen

Deine Blume, Thränen ſind nicht gut zum Begießen für Blumen, Senhor!"

Don Juan ſchloß das Mädchen in ſeine Arme und trocknete mit ſeiner umgekehrten Hand die Thränen, die in großen Tropfen, wie Perlen, über Incarnacions braune Wange rollten.

Ein Neger, einen Generalhut mit Gold geſtickt und befederbuſcht auf dem wolligen Haar, im Uebrigen aber ganz unbekleidet, trat in die Thür des Gemachs und verbeugte ſich dreimal mit lächerlicher Gravität. Don Juan nickte, ohne Incarnacion, die noch immer heftig ſchluchzte, aus ſeinen Armen zu laſſen.

Jetzt erſchienen vier Neger, je zwei und zwei eine ſilberne Platte tragend, auf welcher Don Juan's und Incarnacion's Frühſtück ſtand; ſchweigend ſetzten die ſchwarzen Diener ihre Platten in die dazu beſtimmten Ahornholzgeſtelle, rückten die Stühle zurecht und blieben dann lautlos in einer Reihe hinter ihrem ſchon erwähnten Aufſeher ſtehen, den ſie den „doppelten Kopf" nannten, weil er, als Abzeichen ſeiner Würde, einen alten Generalhut Don Juan's ſehr ſelbſtgefällig trug. Die Neger hatten ſchwere, goldene Ringe mit Don Juan's Wappen an Armen und Füßen, das

war ihr Schmuck und auch, ein ſchmales Tuch von blauem Kaliko um die Hüften ausgenommen, ihre einzige Kleidung.

Endlich war es dem alten Edelmann gelungen die Thränen Incarnacion's zu trocknen und nicht ohne innerlich tief ergriffen zu ſein, ſetzte er ſich heute zum letzten Male an den Tiſch, an dem er jeden Morgen ſeit funfzehn Jahren geſeſſen. Heute war der Tag, an welchem Don Juan Pará verlaſſen wollte, um nach ſeinem europäiſchen Stammlande zurückzukehren; die Bewegung des Edelmanns war ſichtlich, aber ein langes Leben hatte ihn gelehrt ſeiner ſelbſt Herr zu bleiben, mäßig, wie gewöhnlich, genoß er von den Speiſen, tröpfelte den ſüßen Saft der Mangole in ſeine Chocolade, ſprach aber weniger als ſonſt mit der lieblichen Incarnacion, die, Thränen im blitzenden Auge, das weiche Caſſavebrot mit den ſchmalen Fingern krümelte, ohne es zu genießen.

„Sind meine Aufträge beſorgt?“ fragte Don Juan, ſich nach ſeinen Dienern umwendend und ſein Glas füllend.

„Die Herren werden um Mittag hier ſein, Senhor!“ erwiederte der „Doppelkopf,“ ſich verneigend.

„Die Koffer ſind an Bord des großen Kahnes, Senhor!“ ſprach Einer der Schwarzen.

„Der Herr des ſchwimmenden Hauſes grüßt Dich, Senhor, und wünſcht Dich zu ſehen, ehe heute der Froſch das Ohr belügt!“ *) meldete der zweite Neger.

„Die Körbe mit Früchten ſind bereit, Senhor!“ der Dritte.

„Die Mutter von Senhora Incarnacion wird kommen, um Abſchied von Dir zu nehmen!“ ſagte der Vierte.

„Es iſt gut!“ erwiederte der Edelmann und erhob ſich von ſeinem Seſſel; während er, von ſeltſamen Gedanken beſtürmt, an das Fenſter trat, warf ſich Incarnacion, aufs Neue heftig weinend, in Don Juan's Hangmatte, räumten die ſchwarzen Diener die Reſte des Frühſtücks hinaus, entfaltete ſich der Tag immer glänzender draußen.

Die ſammetſchwarzen Augen Don Juan's wandeln langſam von Gegenſtand zu Gegenſtand in dem wunderbar ſchönen Rundgemälde, das vor ihm liegt, heut ſieht er's ja zum letzten Mal für lange Zeit, vielleicht für immer und iſt ihm doch ſo lieb und

*) Der Ochſenfroſch iſt eine ganz kleine Art, ſchreit aber ſo laut, daß man einen Ochſen zu hören glaubt!

theuer, ſeiner letzten funfzehn Lebensjahre Erinnerungen hatten ja daran!

Die Sonne ſteigt ſchnell und ſenkrecht am klaren, durchſichtigblauen Himmel auf, nur niedrig am weſtlichen Horizonte bilden ſich kleine, weißflockige Wolken, die ſich gegen die Sonne zu allmählich ſpitzen und ſich verlängern weithin am Firmamente. Trocken von allem Thau ſind bereits die Wieſen, die Wälder ſtehen in dem metalliſchen Glanze der Lobeerblätter, die Wohlgerüche wechſeln, denn dieſe Blüthen hat ſchneller Liebesgenuß bereits hingerafft, während Andere erſt erwachen im Feuerkuß der Sonne. Hier und da wölben ſich Wolken hoch auf im Weſten, ſie geſtalten ſich zu breitern, dichtern Maſſen und ziehen bisweilen kühlend und verdunkelnd unter der Sonne hin, die mit leuchtender Fülle die Landſchaft übergießt. Die Pflanzen zucken unter dem ſengenden Sonnenſtrahl, der mächtige Reiz ſcheint ſie durch einen wollüſtigen Schmerz ins Leben rufen zu wollen. Goldgeflügelte Carabeen und prächtig gefärbte Kolibris ſchwirren luſtig näher, im lebendigſten Farbenſpiele gaukeln bunte Schmetterlinge und Libellen durcheinander, die Wege vor dem Hauſe wimmeln von Ameiſen, die in langen Zügen Blätter zuſammenſchleppen

zu ihren Bauwerken. Die Hitze wird immer mächtiger, die trägſten Thiere empfinden den gewaltigen Sonnenreiz; ſieh, was hebt ſich dort aus dem feuchten Schlamm? ein unförmliches Haupt, ein Krokodil ſteigt vom untern Flußufer weiter herauf und lagert ſich behaglich im heißen Sande; Schildkröten und Eidechſen werden hervorgelockt aus dem feuchten Schatten, buntſchillernde und düſterfarbige Schlangen ringeln ſich in den warm beleuchteten Fußwegen vor der Verandah.

Don Juan's Auge erfaßt den zauberiſchen Reiz dieſes üppigen, lebenswarmen Bildes und ſein Herz wird ſchwer, wenn er daran denkt, daß er es morgen nicht mehr ſehen ſoll.

Incarnacion iſt unter Thränen entſchlummert in der Hangmatte, der Mittag naht ſchnell und mit ihm die Nachbarn und Freunde Don Juan's, die heute kommen, um Abſchied zu nehmen von ihm.

Lächelnd grüßte Don Juan aus dem Fenſter, denn langſam auf ſeinem Maulthier, den Sonnenſchirm über ſich, die Cigarre in dem Munde, kommt der alte Don José Gusmann de Tormas y San Lucar y Todos Leſtos angeritten und bleibt gemüthlich auf

seinem Thier sitzen, das von selbst vor Don Juan's Verandah still steht, bis der „doppelte Kopf" ihm aus dem Sattel geholfen und den beiden Negern Don José's befohlen, ihre und ihres Herrn Thiere in den Stall zu führen. Erst als das geschehen, wirft der Spanier seine Cigarre weg und tritt, geführt vom „doppelten Kopf" in das Haus und förmlich angemeldet von ihm, in das Gemach seines Freundes Don Juan von Aurinia.

Mit steifer Grandezza wechseln die beiden Edelleute die herzlichsten und wohlgemeintesten Freundschaftsversicherungen, sie lassen sich nieder auf den an Bastseilen frei schwebenden, von Binsen geflochtenen und mit Kissen belegten Matten. Die indeß erwachte Incarnacion schließt die Jalousieen der immer drückender werdenden Hitze halber, und eine kühle, liebliche Dämmerung herrscht in dem hohen, luftigen Gemache.

Der „doppelte Kopf" präsentirt in einem Körbchen von Limastroh kleine, goldgelbe Cigarren und auf einem silbernen Teller kleine Paquetchen des feinsten Kautabaks. Ein aromatischer, blauer, feiner Nebel hüllt bald die Edelleute ein; Incarnacion bereitet Eislimonade und erwiedert laut lachend die gra-

vitätiſchen Scherze des witzigen Don José, das heitere, leichtſinnige Kind der glühenden Sonne vergißt für den Moment ganz, daß es ſcheiden ſoll, heute noch, von dem Manne, den es mit der Gluth ihres Geburtslandes liebt.

Don Juan allein war ernſt und ſtiller als gewöhnlich.

Nach und nach kamen mehrere Gäſte, theils erſchienen ſie bequem auf dem Maulthier, unter dem Sonnenſchirm, wie Don José, bald kamen ſie hoch zu Roß, mit Windeseile daherjagend, bald mit großem Troß, bald allein, Alle aber waren bequem und leicht, dabei aber doch mit der ausgeſuchteſten Pracht, gekleidet.

In einem kühlen Saale, nach Mitternacht gelegen, mit Gold und Blumen, mit Porcellain und Marmor prächtig geſchmückt, war das Mittagsmahl bereitet; wohl zwanzig ältere und jüngere Männer, alle ſpaniſcher Abkunft, ſaßen an Don Juan's Tiſche, nahmen Theil an Don Juan's Abſchiedsmahl und der „doppelte Kopf" ſtand ſtolz an der Spitze einer ganzen Armee von ſchwarzen Sclaven mit weißen, reich in Gold und Silber geſtickten, Servietten unter dem Arm.

Ueberfluß herrſchte an der Tafel, aber nur mäßig genoß man ſowohl Speiſen, als Wein, denn die Spanier ſind ein mäßiges Geſchlecht — aber feuriger blitzten die Augen der Don's, als die Muſik unſichtbar zu klingen begann, als die Töne des Bolero's rauſchten; dichtere Dampfwolken wirbelten auf aus den Cigarren und häufiger netzte eine liebliche Miſchung von Limonienſaft und Eiswaſſer die heißen Lippen der ſtolzen Spanier, als Incarnacion mit vier andern Mädchen eintrat, als die Schellen klangen, der Tambourin jauchzte und die Pauke wirbelte in die üppigen Windungen des raſenden Drehens der jungen, ſchönen Tänzerinnen.

Immer wilder klang der Tambourin, immer mächtiger hallten die Schläge der Pauke, immer üppiger, immer glühender, immer verlangender wurden die Stellungen, die Bewegungen Incarnacions und ihrer Begleiterinnen, immer höher klopften die Herzen der Spanier; die Cigarren löſchten aus, die Hände lagen am Eisbecher und vergaßen ihn zu den durſtigen Lippen zu führen, die dunkeln Augen der Zuſchauer folgten mit zitternden, wolluſtzitternden, Blicken den ſchlangenglatten, räthſelhaften, raſenden und doch ſo harmoniſchen Bewegungen der Tänzerinnen. Immer toller und lauter

brauſte die Muſik, immer wahnſinniger wurde der Tanz, die Sinne der Zuſchauer wirbelten, Mehrere konnten dieſen Zuſtand der entſetzlichſten Aufregung nicht mehr ertragen, ſie ſprangen auf — Ha! plötzlich, ein Blitzſtrahl erhellt flammend das Gemach, ein heller Aufſchrei, die Mädchen liegen auf den Knieen und das furchtbare Rollen des Donners verſchlingt ein vielſtimmiges: „Allerheiligſte Jungfrau, bitte für uns!“

Don Juan öffnet ein Fenſter, ein fahles Licht fällt auf die, von Schreck verzerrten, Züge der Sclaven, halbtod, jede Nerve von furchtbarer Anſtrengung zuckend, mit Schweiß übergoſſen, liegt Incarnacion am Boden. Don Juan küßt die glühende Stirn des Mädchens und befiehlt den zitternden Sclavinnen, ſie in ihre Hangmatte zu bringen.

Ein zweiter Blitzſtrahl, ein zweiter furchtbarer Donnerſchlag, ein entſetzliches Angſtgeheul der ſchwarzen Sclaven; die ernſten Spanier zünden ihre Cigarren wieder an, trinken Sorbet und erholen ſich langſam von der gewaltigen Aufregung, in die ſie durch Incarnacions Tanz verſetzt. Das Gewitter mit ſeinen Schauern und Schrecken iſt nicht da für ſie, nur Don

Juan tritt ans Fenſter, er will ein Gewitter ſehen noch einmal unter dem Aequator.

Der ganze Himmel iſt umzogen, die Sonne iſt verhüllt, um ſo heißer liegt die Gluth des Tages auf der Landſchaft, eine mächtige Spannung iſt da, die furchtbare Kriſe kündet ſich mit gewaltigen Blitzen und finſter grollendem Donner an; die Luft erkältet ſich unglaublich ſchnell, die Winde fahren wild gegeneinander, erſt wühlen ſie den Wald auf, dann das Meer, das immer ſchwärzer einherwogt, und den Fluß, der dunkle Wellen und zwar, weil vom Windesrauſchen übertönt, lautlos dem Meere zuzuwälzen ſcheint. Der Sturm iſt da — wieder ein Blitz, zwei, dreimal reißt er fahl durch die Wolken, zwei, dreimal rollt der Donner, ruhig, langſam, mächtig erſchütternd.

Tropfen fallen, groß, ſchwer, einzeln erſt.

Ein neuer Donner, die Natur ſcheint aufzuathmen und nicht Regen, nein Waſſerſtröme gießt der erſchütterte Himmel aus. Der nahe Wald erſeufzt, das liſpelnde Plätſchern der Blätter ſchwillt an zum Rauſchen, endlich zum lauten, hallenden Getrommel.

Die Blumen fallen, morſche Stämme ſtürzen, die Inga kräuſelt ihre entleerten Staubfäden zuſammen,

die Vaniſterie läßt ſie fallen ihre zarten, goldgelben Blättchen, der Aronſchaft ſchwankt fruchtſchwer im Sturme. Entſetzt flieht das Gethier, die Vögel flattern ängſtlich am Boden, aber Fröſche und Unken erheben tauſendſtimmig einen monotonen Triumpfgeſang. In Bächen rauſcht das Waſſer durch die Fußwege um Don Juan's Haus.

„Gieb mir ein Glas!“ wendete ſich Don Juan plötzlich um von dem Fenſter, von dem aus er bis jetzt den Siegergang des Gewitters beobachtet hatte.

Der „doppelte Kopf“ eilte mit dem Fernglaſe herbei, Don Juan ſchaute ſich aufmerkſam um eine Weile, dann ſagte er, ſo haſtig es die ruhige Würde des Spaniers zuließ: „Eile, nimm drei, vier mit Dir, nimm Maulthiere, Jaquita kommt, ſie iſt mitten im Wetter mit ihren Dienern!“

Der „doppelte Kopf“ eilte hinaus, Don Juan aber nahm wieder Platz bei ſeinen Gäſten, die ſich ſehr behaglich in der Kühlung fühlten, die durch die geöffneten Fenſter hereindrang.

„Ich möchte ein Wort mit Euch reden, edle Freunde, liebe Nachbarn!“ ſagte Don Juan, nach-

dem er eine Weile ſtill geſeſſen, und legte ſeine Cigarre bei Seite.

„Sprecht Don Juan!“ antwortete man ihm.

„Hört mich an, edler Vicomte und Ihr Hidalgo's und Caballero's! ich habe oft mit Euch geredet und Ihr habt meine Stimme gehört! Ihr habt ſie gehört und habt geſagt, daß es gut war, was ich redete, ich bin ein alter Mann, vielleicht rede ich heute zum letzten Male zu Euch, alſo hört mich und ſehet zu, ob das gut iſt, was ich rede. Antwortet mir, Senhores, wann war unſer Vaterland am mächtigſten, am glücklichſten? Vor der Zeit des erſten Karl, der auch die Kaiſerkrone trug, warum? Weil Spanien nur zwei Geſchlechter beſaß, deren Eines den Himmel, deren Anderes die Erde zu einem Eigenthum Spaniens machte: die Heiligen und die Ritter ſind es, die ein Land groß machen und mächtig. Wir nun, edle Herren, ſind Abkömmlinge jener Heiligen und Ritter, laßt uns ihrer würdig ſein, die Zeit hat ſich geändert, es giebt nur wenige Ritter noch im theuern Vaterland, gar keine Heilige, nicht die Ehre und die Treue gebieten dem aufgeregten Volke unſeres Vaterlandes, ein thörichter, wilder Fiebertraum von Freiheit läßt Spanier gegen Spanier wüthen, nichts

gilt die Heiligkeit des Mönchsgewandes, nichts mehr das blaue Blut, der Grande iſt geworden wie ein anderer Mann und der Caballero iſt gleich dem Juden, oder dem Moro."

Ein Murmeln des höchſten Unwillens unterbrach den Redner einen Augenblick.

„Traurig ſteht es aus im Vaterlande, ja, aber mache Euch das nicht muthlos, Senhores; nicht da iſt Spanien, wo eine ſchlechte Horde von Juden, Moro's und Freimaurern unſpaniſch ſich gebärdet, ſondern Spanien iſt in der Bruſt jedes edeln Spaniers von reinem Blut, y cierra España! Edle Spanier, Gothenſöhne von reinem Blut, Chriſten, haltet feſt an den Rittern und an den Heiligen, ſie ſind es, welche die Völker groß und glücklich machen. In dieſem prachtvollen Wunderlande ſeid Ihr wenig zahlreich, aber haltet zuſammen, wie ich Euch gelehrt und Ihr werdet ewig freie Herrn ſein; laßt Euch nicht verführen die Sclaven in Maſſe frei zu laſſen, Ihr ſchafft Euch nur einen Feind mehr dadurch, gebt die Freiheit Einzelnen, als höchſte Belohnung, traut keinem Farbigen, aber ſtützt Euch feſt auf die heilige Mutter Kirche, die Kirche weiß die Völker in Gehorſam zu halten. Die Heiligen und die Ritter haben nur ein

Intereſſe! — Ich habe geredet, Ihr habt gehört, Senhores, ſeht zu ob es gut iſt, was ich geredet habe!"

Don Juan legte ſich langſam in ſeinen Seſſel zurück und zündete ſeine Cigarre wieder an. Die ernſten Spanier ſchienen tief ergriffen von dem Geſagten, das für ſie unumſtößliche Wahrheiten enthielt.

Ein noch junger Mann, durch ſeinen Rang als Vicconde vor den Uebrigen dazu berechtigt, erhob ſich nach einer kleinen Pauſe und ſprach: „Wir haben Euch gehört heute, Don Juan, wie wir Euch ſeit vielen Jahren gehört haben, wenn Ihr wiederkehrt, ſollt Ihr das alte Spanien, das Spanien der Heiligen und Ritter wieder finden bei uns, die heiligſte Jungfrau ſchütze Euch bis dahin, Don Juan!"

„Und Euch!" erwiederte der alte Edelmann ſich bekreuzend.

Das Mahl war beendet, mit ernſter Würde empfahl ſich ein Gaſt nach dem andern, nur Don José blieb zuletzt.

„Kommt Don José, werther Freund," bat jetzt Don Juan mit gepreßter Stimme, „kommt hinüber,

daß ich Euch die Frauen übergebe, die ich Eurer Freundschaft anvertraue!“

In Incarnacions Gemach war Jaquita, des Mädchens Mutter, ein weibliches Weſen, deſſen broncefarbne Züge eine wunderbare Ebenmäßigkeit zeigten, mit den klaſſiſchen Proportionen der Glieder und des Baues wetteiferten und dabei ein ſo jugendliches Gepräge trugen, daß man Jaquita ſchwerlich für Incarnacions Mutter, ja kaum für eine ältere Schweſter derſelben gehalten haben würde. Wie ſich Schlangen in einander winden, ſich gegenſeitig umwickeln, ſo feſt, ſo glatt in einander geſchlungen, in einander gewunden, ſtanden Incarnacion und ihre Mutter. Incarnacions Thräne war verſiegt, Incarnacions braune Wange war trocken und ein kindlich-muthwilliges Lächeln zuckte öfter verrätheriſch um den granatfarb'nen Mund der Geliebten Don Juans.

Mit einigem Erſtaunen, aber doch gern, ſah Don Juan dieſe Veränderung, die ihm den ſchweren Abſchied von Incarnacion ſehr erleichtern mußte. Der alte Edelmann nahm Abſchied von Jaquita, er ſagte ihr, ſie werde Herrin dieſes Hauſes und ſeiner Umgebung ſein, Don Joſé werde ſie ſchützen; Jaquita dankte und küßte mit Thränen die weiße Hand des

Spaniers, der zu der Mahlzeit ein reiches, altſpaniſches Hofkleid, mit vielen Orden decorirt, angelegt hatte.

„Lebewohl, meine Blume, für lange Zeit vielleicht!“ wendete ſich Don Juan an Incarnacion und küßte das braune Mädchen haſtig auf den halboffenen, weichen Mund. Incarnacion erwiederte zwar leidenſchaftlich dieſe Liebkoſung, aber von Rührung keine Spur. Mit Gewalt mußte der Spanier ſeine eigene Bewegung bemeiſtern und darum bemerkte er auch Incarnacions befremdende Standhaftigkeit nicht.

Die Männer gingen, als ſie aber vor der Veranda die Maulthiere beſtiegen hatten, weinte nur Jaquita dem gütigen Don Juan eine Thräne nach, Incarnacion dagegen lachte, wie eine Närrin, warf ſich um den Hals ihrer Mutter, küßte ſie heftig, begann dann doch zu weinen und eilte endlich windſchnell hinaus.

„Santissima madre ſegne, ſegne mein gutes, frommes Kind,“ betete Jaquita auf den Knieen liegend. Es war das längſte Gebet, das Jaquita wußte, ihr Herz war ſo erſchüttert, daß ſie ihr längſtes Gebet betete und das hat immer etwas zu bedeuten bei einer farbigen Chriſtin.

Als ſie aufſtand wieder und aus dem Zimmer trat, hatte der „doppelte Kopf" mit den Maulthieren die Verandah bereits verlaſſen, ſchmeichelnd neigten ſich die Sclaven vor der neuen Senhora, Incarnacion war nirgends zu ſehen.

Es war gegen Abend, als Don Juan von ſeinem Freunde Don José begleitet und von dem „doppelten Kopf" mit einem ſchwerbepackten Maulthiere und Don José's Dienern gefolgt auf der Rhede von Belem eintraf. Verächtliche Blicke warfen die beiden Spanier auf die braſilianiſche Flagge mit der goldenen Sphäre und dem Chriſtusordenskreuz, denn durch eine tiefe Kluft ſind in dieſem Theile Braſiliens die ſtolzen, adeligen Spanier geſchieden von den braſilianiſchen Portugieſen. Die Spanier in Pará, ihre Zahl iſt ſehr gering, bildeten eine ſchweigende, wegen ihres Reichthums aber angeſehene, Oppoſition gegen das kaiſerliche Gouvernement, das ſie ausdrücklich niemals anerkannt haben. Don Juan war ſeit funfzehn Jahren das Haupt dieſer Oppoſition geweſen.

Die beiden Spanier hielten auf der Rhede von Belem, ſie ſahen ernſt in die Wellen des Amazonenſtroms, der ſich zu eilen ſchien in ſeinem majeſtätiſchen Gange zum Meere.

„Oho, zur Jungfrau von Hamburg, Capitain Förſter?“ ſchrie plötzlich ein Bootsmann, ſich im Kahn aufrichtend, der von den Wogen des Amazonenſtroms, wie eine Nußſchaale, geſchaukelt wurde.

„Capitain Förſter von Hamburg!“ entgegnete Don Juan deutſch. Der kräftige blauäugige Hanſeat legte ſich rückwärts, ließ ſeine beiden Ruder klatſchend auf das Waſſer fallen und der Kahn ſchoß mit großer Schnelligkeit dem Ufer zu.

„Listad a la banda!“ rief Don José, murmelte etwas von der santissima madre, drückte Don Juan's Hand, ſprang auf ſein Maulthier und trabte davon, vermuthlich konnte er ſeine Rührung nicht mehr beherrſchen. Trüb lächelnd ſah ihm Don Juan nach.

Don Juan's Sclaven halfen dem „doppelten Kopf“ ſeine großen Körbe voll Südfrüchte in den Kahn tragen, der Hamburger drängte zur Eile, die Sclaven entfernten ſich und Don Juan ſchwamm mit dem „doppelten Kopf“ der „Jungfrau von Hamburg“ zu.

In Zeit von einer kleinen Viertelſtunde war Alles an Bord und Capitain Förſter kam, ſein Sprachrohr in der Hand, dem Spanier entgegen.. Wir bemerken, daß Don Juan in ſehr geläufigem Deutſch

dem Capitain einige glatte Complimente sagt über die edle Haltung, den weichen, eleganten Bau und die zierliche Takellage seiner Brigantine. Capitain Förster dreht sich sehr geschmeichelt den Schnurrbart von dem Niemand zu sagen vermochte ob er grau, oder roth, er reckt seine kurze Figur und schiebt sein kleines Schiffmützchen vergnügt hin und her auf dem kahlen Scheitel; des nicht mehr ganz jungen Seemanns klare Augen funkelten nämlich niemals freundlicher, als wenn man seine Jungfrau, seine Brigantine, lobte, dann war der geizige Capitain Förster sogar der schwersten Aufopferungen fähig und gleich jetzt gab er eine Probe davon, denn er lud Don Juan ein, sich während der Ueberfahrt seines Tabaks zu bedienen. Das war die höchste Gunst, die Capitain Förster einem Passagier erzeigte und er staunte nicht wenig, als Don Juan ihm eine Cigarre präsentirte und sein Anerbieten höflich dankend ablehnte.

Die Sonne ist hinunter, das letzte Ankertau windet sich knarrend, die Landbrise legt sich frisch in die weißen Segel der Jungfrau von Hamburg, Capitain Förster läßt seine lange Kanone auf dem Vordercastell abfeuern und langsam steuert die schlanke Brigantine hinaus dem hohen Meer zu. Ein zweiter Kanonen-

ſchuß donnert und die Flagge der freien Stadt Hamburg, die der Capitain am Fockmaſt aufziehen läßt, wird von einem lauten dreifachen Hurrah der Equipage begrüßt.

Don Juan ſteht auf der Gallerie, während der „doppelte Kopf" ſeine Kajüte in Ordnung bringt; ſchon iſt Amerika's Küſte im Dunkel verſchwunden, rechts und links wird die Jungfrau von Hamburg von den Hurrahs der verſchiedenen Schiffe, an denen ſie vorüber ſegelt, begrüßt. Ja, die hanſeatiſchen Landsleute von Bremen grüßen Hamburgs Flagge ſogar mit drei Salutſchüſſen und ein brittiſcher Kutter donnert dem Hamburger durchs Sprachrohr zu: „nach Hamburg, ein Strich?" „Nach Hamburg, ein Strich!" antwortet der Capitain Förſter freudig durchs Sprachrohr, denn es war ihm höchſt angenehm einen wohlbewaffneten brittiſchen Kutter von 16 Kanonen zum Begleiter zu haben. Bald war die Jungfrau von Hamburg heraus aus dem Gewühl von Schiffen und Kähnen, die Landbriſe fiel ſtärker ein und die Segel ſchwellten ſich mächtiger.

„Braßt die Schönfahrſegel, ſetzt bei, Nachtſegel auf!" donnerte das Sprachrohr des Capitains; „Weſt nordweſt, vier Strich, alle Mann auf!"

Mit großer Geschwindigkeit wurden die Befehle des Capitains executirt, dieser warf einen letzten prüfenden Blick auf sein Schiff, dann zündete er seine Pfeife wieder an, trank ein halbes Bierglas Rum und schritt bald, in eine dichte Wolke gehüllt, auf dem Vorderdeck auf und ab.

Die Jungfrau von Hamburg näherte sich mit bedeutender Schnelligkeit der Stelle, wo das brasilianische Fort, das die Rhede von Belem vertheidigt, seine finstern Schatten auf den glatten Wasserspiegel wirft.

„Nehmt halbe Ladung zu den Salutschüssen, Jungens!“ sagte Capitain Förster, „braucht mir's Pulver nicht unnütz zu verplatzen, kostet dies Jahr so einen Schilling mehr als vergangenes!“

Don Juan trat in seine, durch den „doppelten Kopf“ bereits nach seinen Wünschen eingerichtete Cajüte.

Die drei Salutschüsse krachten über ihm.

„Adieu, Amerika, lebt wohl ihr duftigen Wälder, ihr Gegenden voll Licht, voll Pracht, voll Farbe,“ murmelte Don Juan, „eintöniges, farbloses Europa, o wenn ich nicht müßte! Europa mit deinen Gelehrten und deinen bleichen, farblosen, geistig und leib-

lich ſchon vor der Geburt farbloſen Weibern, Europa, tolles Reich des Widerſpruchs, haſt du deine Edelleute blos deßhalb proſcribirt, um dich von gemeinen Kaufleuten und Speculanten tyranniſiren zu laſſen? O, mir wird es unendlich ſchwer zurückzukehren in ein Land, in dem man die Natur nur im Käfig zu ſehen bekommt, o Incarnacien!"

Alſo ſprach Don Juan de Aurinia in ſeiner Kajüte an Bord der Brigantine „die Jungfrau von Hamburg" und tief ſeufzend nahm er die Cigarre aus der Hand des „doppelten Kopfs," hüllte ſich ein in eine dichte, blaue Wolke, ſchloß die Augen und verſuchte ſich einzuwiegen in ſeine liebſten Erinnerungen.

Monoton klatſchten die Wellen draußen an die Planken des Schiffes, das Rad des Steuerruders knarrte, der Landwind pfiff im Tauwerk und nach einer Weile war Don Juan, behaglich geſchaukelt in ſeiner Hangmatte, entſchlafen. Der „doppelte Kopf" öffnete leiſe den Deckel eines großen Korbes voll Südfrüchte, der lieblich duftete und an der einen Wand der Kajüte feſtgebunden war, dann ſchlich er mit pfiffigem Lächeln, leiſe, wie ein Dieb, hinaus.

Don Juan ſchlief, im Korbe aber begannen ſich die Orangen zu regen, die Limonen und die Granatäpfel, die Ananas und die andern Früchte und ihrer viele rollten aus dem Korbe auf den Teppich der Cajüte.

Don Juan ſchlief, zwiſchen den goldgelben Orangen im Korbe aber erhob ſich ein dunkellockiges Haupt und Incarnacions Blitzaugen funkelten über den Limonien.

Don Juan ſchlief, Incarnacions Hals wird blos, ihr Arm, ihre Figur, mit einer glatten, geräuſchloſen Bewegung hat ſich das junge Mädchen aus dem Korbe gehoben, es ſetzt ſeinen nackten Fuß auf den Teppich zwiſchen die luſtig umherrollenden Früchte.

Incarnacion lauſcht, Don Juan ſchläft; mit den unhörbaren Tritten der Tigerkatze ſchleicht das Mädchen nach der Hangmatte des geliebten Mannes, feſt drückt ſie ihre ſchmalen Finger auf die mächtig klopfende Bruſt, wie helle Lichter funkeln ihre Augen, die ſie ängſtlich auf des ſchlafenden Don Juans Antlitz richtet.

Man hört nicht die Athemzüge Incarnacions, ihr Athem ſtockt vor gewaltiger Aufregung.

„Incarnacion!“ ruft Don Juan im Traum. Ein heller, unartikulirter Aufſchrei Incarnacios antwortet ihm, Incarnacion liegt an Don Juan's Bruſt, Incarnacion küßt Don Juan's Mund.

Die Jungfrau von Hamburg iſt auf hoher See!

# II.

# Der unbekannte Leichnam.

Unfern der Fabrikſtadt Mühlhauſen im franzöſiſchen Elſaß liegt ein hübſches, wenn auch kleines, Haus, in welchem Herr Bleiry mit ſeiner Freundin Franziska Lallemand wohnt, welche junge Dame unter Herrn Bleiry's Namen eine Art von Schenkwirthſchaft für Perſonen niederer Stände hält und zur Bedienung ihrer Gäſte Herrn Bleiry's Diener, Fritz, mit benutzt, der eine gute, ehrliche Haut, ein Deutſcher von Geburt iſt und nur das Unglück hat dem Wein nicht widerſtehen zu können.

Es war im Jahre 1844 in der Woche vor Pfingſten, ſo viel wir uns erinnern an einem ganz angenehmen Montagabend, als Herr Bleiry und Franziska Lallemand ſpazieren gingen und ihr Haus unter der Obhut des treuen Fritz verließen und einer Magd, die eben nicht treu war, ſondern gerade am andern Tage verſchiedener kleiner, doch unerwiesener Diebereien wegen abziehen ſollte.

Pietry und Franziska waren fort, Fritz saß bei der Flasche, die Magd trieb sich mürrisch im Hause herum, als plötzlich ein Wagen heranrollte und vor Pietry's Hause still hielt. Die Magd, welche neugierig war, eilte sogleich an die Thür, Fritz, welcher Wein trank, rührte sich nicht von der Stelle.

Der vor der Thür haltende Wagen war ein ziemlich dürftiges Cabriolet, doch war es mit einem starken Pferde bespannt und die Gesichter der beiden Insassen gehörten sichtlich Personen aus den höhern Ständen zu. Diese beiden Insassen, ein Mann und eine Frau, oder wenn man lieber will, ein Herr und eine Dame, waren so gekleidet, daß sie zu Fuß sicher die Aufmerksamkeit der Policeimannschaften erregt haben würden, denn der Anzug beider bestand aus einem seltsamen Gemisch von Kleidungsstücken. So trug der junge Herr mit dem blassen Gesicht, den schwarzen Augen und der kühn gebogenen Nase eine graue Arbeiterblouse, aber seine Hand, die wieder eine schmierige Fuhrmannspeitsche hielt, war mit einem feinen Glacéhandschuh bedeckt. Der junge Mann gehörte, trotz seiner schmierigen Kleidung, sicher den höhern Ständen an, der sorgfältig gepflegte Bart, das zierlich verschnittene, seidenweiche Haar würden es allein

verrathen haben. Die Dame hatte das Enſemble ihrer Kleidung beſſer zu behaupten gewußt, der ſchwarze Hut, gebraucht aber noch brauchbar, paßte ganz gut zu den ſchwarzen Filethandſchuhen, zu dem abgetragenen ſchwarzen Kleide, zu dem großen Strickbeutel und einem ſchwarzwollenen Umſchlagetuche. Die Dame konnte man recht gut für eine Bürgersfrau in Trauer halten.

Herrn Pletry's Magd brachte dem jungen Mann ein Glas Liqueur an den Wagen und da die Dame auf ihrer Seite, auf der Seite nach dem Hauſe zu, ſaß, ſo hatte ſie Gelegenheit beim Hinreichen des Glaſes das Geſicht einer ſchon ältern Perſon weiblichen Geſchlechts zu ſehen, das die Spuren einer ehemaligen hohen Schönheit trug, ſich namentlich auch jetzt noch durch den Glanz der Augen auszeichnete. Als die Magd das geleerte Glas zurücknahm, ſah ſie mit einigem Staunen, daß die Dame weißſeidene Strümpfe und moderne zierliche Schuhe trug.

Eben wollte der junge Mann ſein Pferd wieder antreiben, als ihm etwas einzufallen ſchien, er wendete ſich an die Magd, die mit dem leeren Glaſe in der Hand neugierig daſtand, und fragte franzöſiſch, ob ſie ihm nicht eine größere, hölzerne Kiſte verkau

sen könne, er wolle sie gut bezahlen, denn er habe dann nicht nöthig nach Mühlhausen hinein zu fahren und könne einen nähern Weg einschlagen. Die Magd zögerte nicht lange, sie entsann sich einer Kiste, die ihrer Herrschaft, der Franziska Lallemand, gehörte und ungebraucht auf dem Boden stand. Die Kiste wurde geholt, der junge Mann fand sie passend für seine Zwecke und stellte sie vor sich in den Wagen hin. Es war eine ziemlich große, mehr lange, als hohe Kiste von gelblichem Holze. Nachdem sie der junge Mann mit einem Fünffrankenthaler bezahlt, fuhr er von dannen.

Sehr vergnügt über ihren Handel, kam die Magd ins Haus zurück, wo sie Herrn Fritz zwischen Glas und Flasche entschlummert fand. Es versteht sich von selbst, daß die Magd es nicht für passend erachtete, Herrn Pletry, oder Franziska Lallemand, von dem Besuche des Fremden und seinem Kauf zu unterrichten, sie behielt klüglich sowohl den Fünffrankenthaler für die Kiste, als auch das Zehnsousstück für den Liqueur für sich und begab sich am andern Tage auf den Weg nach dem Departement **Côte d'or**, wo sie her war.

Weder Fritz, noch Herr Pletry, weder Franziska

Lallemand, noch das Dienstmädchen, das am andern Tage anzog und sich Marguerite Dinicher nannte, wußten also das mindeste von dem Besuche und dem Kistenkaufe des fremden Paares.

An dem folgenden Morgen erschien auf der Eisenbahnstation Dornach ein robustes, anscheinend den niedern Ständen angehöriges, Frauenzimmer, das unter dem Druck einer schweren Kiste, die es auf dem Rücken trug, gewaltig schwitzte und ein Fahrbillet nach der nächsten Station löste; zufällig war dieses Frauenzimmer die einzige Person, die diesen Dampfwagenzug benutzte.

Der Zug ging ab, aber auf der nächsten Station hatte Niemand eine Frau das Perron verlassen sehen und überdem blieb im Packhause eine Kiste stehen, die keine Adresse hatte und auch von Niemandem in Anspruch genommen wurde. Da der Eisenbahnbeamte, dem die Kiste im Wege war, doch auf dem halbzerkratzten Zettel noch den Namen der Station Dornach ziemlich deutlich lesen konnte, so wurde die Kiste, die sehr schwer war, reglementmäßig, am zweiten Tage nach Dornach zurückspedirt, dort fiel den Ablaedern der entsetzliche Gestank auf, der aus der Kiste drang, die Beamten ließen sie sogleich öffnen und schauderten

zurück vor dem Anblick eines gräßlich verſtümmelten, weiblichen Leichnams.

Der Leichnam war der einer ältern Perſon weiblichen Geſchlechts, die Züge waren, ſo viel man ſie noch erkennen konnte, edel, das Haar reich und weich, die Augen geſchloſſen und der Hals quer durchſchnitten. Eine ſchlechte Haube bedeckte den Kopf, ein D. A. gezeichnetes ſehr ſchlechtes Hemd den Körper, von dem beide Beine abgeſchnitten waren.

Die Gerichte erſchienen und nahmen den Thatbeſtand zu Protocoll, während der Gerichtsarzt erklärte, die Art der Halswunde laſſe auf einen augenblicklichen Tod der Frau ſchließen, die Beine ſeien von einem Sachkundigen und nach allen Regeln der Kunſt aus den Gelenken gelöſt.

Man kann ſich denken, welche Aufregung unter der Bevölkerung Mühlhauſens und der umliegenden Gegend entſtand, als ſich die Nachricht von dem Funde dieſes unbekannten Leichnams verbreitete. Mit Angſt eilte man anfänglich herbei, Jeder fürchtete eine Verwandte oder eine Bekannte zu finden, aber Niemand kannte die Leiche, Niemand konnte eine Auskunft geben über ſie.

Aller Orten wurde geſprochen von der unbekannten Leiche auf der Eiſenbahn und die ſeltſamſten Gerüchte wurden laut und lauter, namentlich als man einige Tage ſpäter in einem Steinbruch zwei nackende Beine fand, die auf einem Kiſſen lagen und mit einem ſchlechten Strohhut bedeckt waren. Ein mediciniſches Gutachten ſtellte feſt, daß dieſe beiden Beine zu dem, auf der Eiſenbahn entdeckten, Körper gehörten, aber das war auch Alles, was in den nächſten Tagen, bis zum Pfingſtfeſte, ermittelt werden konnte. Mit ziemlicher Gewißheit war anzunehmen, daß der Mörder ſein Opfer, vermittelſt der Eiſenbahn, möglichſt weit von dem Schauplatze der Mordthat habe entfernen wollen.

Da Niemand erſchien, der über Namen, Herkunft u. ſ. w. der Gemordeten irgend einen Aufſchluß hätte geben können, ſo mußten ſich die Nachforſchungen der Behörden darauf beſchränken, die Frau ausfindig zu machen, welche am 5. Mai die Kiſte aufgegeben und, nach Angabe der Eiſenbahnbeamten, ſelbſt mit gefahren war. Nun beſaß man leider von dieſer Frau nur ein höchſt unvollkommenes Signalement, die Beamten hatten, wie natürlich, wenig auf ſie geachtet, ihre Ausſagen widerſprachen ſich ſehr, allenfalls konnte man

annehmen, daß die Frau, welche die Kiste gebracht, sehr stark gewesen sei und die Kleidung der untern Volksklassen dortiger Gegend getragen habe.

Einer der Beamten behauptete sogar, es seien zwei Personen weiblichen Geschlechts mit der Kiste erschienen, man wird nachher sehen, warum er das behauptete.

Am Sonnabende vor Pfingsten, also erst nachdem viele Menschen den Leichnam der Ermordeten gesehen, sagte ein, dem Dienste der öffentlichen Venus geweihetes, Weibsbild, Namens Neuschwander, aus, am Montage sei ihr eine Person, weiblichen Geschlechtes, in schwarzer Kleidung und einer Warze an der linken Wange begegnet, welche nach dem Hause Herrn Bletry's gefragt habe und von ihr zurecht gewiesen worden sei.

Auf diese Spur hin forschte man weiter und nun hatten plötzlich eine ziemliche Anzahl von Personen der niedern Volksklasse ebenfalls ein Frauenzimmer gesehen, das sich an mehrern Orten nach Herrn Bletry erkundigt hatte und von mehrern ebenfalls zurecht gewiesen worden war.

Das fiel auf, Herr Bletry, mit dessen Vermögensumständen es damals etwas mißlich stand, hatte

mehr Feinde, als Freunde in der Umgegend — das Gerücht begann ihn als Mörder der unbekannten Weibsperson, deren Leiche man auf der Eisenbahn gefunden, zu bezeichnen.

Wer die wunderbare, man möchte sagen diabolische, Gewalt kennt, die ein derartiges Gerücht auf die Gemüther ungebildeter Menschen übt, wer es weiß, wie ansteckend ein solcher Verdacht selbst vorurtheilsfreiere Herzen ergreift, der wird sich nicht wundern, daß, nachdem der Verdacht erst einmal auf Bletry gelenkt war, auch sogleich mit Bestimmtheit seine Thäterschaft behauptet wurde.

Obgleich die Person, die nach Bletry in Mühlhausen gefragt haben sollte, von allen Zeugen beinahe anders geschildert wurde, obgleich sie nach den Zeitangaben, fast zwei Stunden in dem kleinen Mühlhausen nach Bletry herumgefragt haben müßte, was an und für sich schon höchst unwahrscheinlich war, so wurden doch, der Natur der Sache nach, die Gerüchte und mit den Gerüchten auch die Zeugenaussagen immer bestimmter. Ein Zeuge hatte nun die besagte Person, deren Identität mit der Leiche übrigens keineswegs erwiesen war, wirklich in Bletry's Haus eintreten sehen; ein anderer Zeuge sah sie in

Bletry's Garten spazieren gehen und eine goldene Kette tragen.

Das Gerücht bemeisterte sich aller Köpfe, Bletry mußte der Mörder der unbekannten Weibsperson sein, seine Freundin Franziska Lallemand, sein Knecht Fritz, seine Dienstmagd Marguerite Tinicher mußten seine Mitschuldigen sein. Man hatte die arme Person ermordet und beraubt und ihre Leiche dann auf der Eisenbahn zu entfernen versucht. Nun, als das Gerücht einen Raubmord angenommen, hatten sogleich mehrere Zeugen bedeutende Schmucksachen und endlich auch einen wohlgefüllten Geldbeutel bei der Person gesehen, die nach Bletry gefragt haben sollte. Das Gerücht wuchs der öffentlichen Sicherheitsbehörde über den Kopf und fortgerissen von dem beinahe allgemeinen Verdachte wurde von ihr am zweiten Pfingstfeiertage die Verhaftung Bletry's und seiner, durch das Gerücht bezeichneten, Mitschuldigen verfügt.

Wir sagten schon, daß Bletry's Haus etwas entfernt von der Stadt an der Straße belegen war; ob nun wohl im Bletry'schen Hause die Gerüchte nicht in ihrem ganzen Umfange bekannt waren, so konnte es doch nicht fehlen, daß auch dort, in einer öffentlichen Schenke, der unbekannte Leichnam besprochen wurde

Bletry lachte, als man ihm ſagte, daß das Gerücht ihn als Mörder bezeichne, aber er wurde todtenbleich, als man ihm am zweiten Pfingſtfeiertage mit ſeiner Freundin und ſeinen Dienern verhaftete. In den Augen des Volks galt dieſes Erblaſſen Bletry's natürlich für ein unfreiwilliges Eingeſtändniß ſeiner Schuld — Keiner dachte daran, daß auch der Muthigſte, daß auch der Unſchuldigſte erblaſſen würde, wenn er ſich ernſtlich als Raubmörder in Anſpruch genommen und von der Gerechtigkeit verhaftet ſieht.

Wohl kann ein Mann, im Gefühl ſeiner Unſchuld, lachen, wenn er hört, daß ein albernes Gerücht ihn Mörder nenne, ein ganz anderes aber iſt es, wenn er ſieht, daß das Gericht unter dem Einfluſſe jenes Gerüchtes ſteht und ihn, als wirklich angeklagt, verhaftet.

Die Hausſuchung begann und wenn man von der vorgefaßten Meinung ausging, daß Bletry der Mörder der unbekannten Perſon ſei, ſo wie die Beamten, welche die Hausſuchung leiteten, von dieſer Meinung ausgingen, ſo fanden ſich allerdings eine Menge von Dingen, die einen einmal beſtehenden Verdacht verſtärken mußten. Erſtlich fand man in Bletry's Zimmer eine Menge von größern und kleinern Blutflecken, die mit

großer Sorgfalt vertilgt waren, gleichzeitig durch Waschen und durch Schaben; wie nun aber, nach Mephistopheles, das Blut ein gar besonderer Saft ist, so läßt es sich schwer vertilgen, man konnte wohl über die Blutspuren hinweg sehen, wenn man aber nach Blutspuren suchte, so mußte man sie finden. Unter dem großen Sopha fand man sogar sehr große Blutflecken, die gar nicht aufgewaschen waren, vermuthlich weil man sie durch das Sopha selbst hinlänglich versteckt hielt; ferner fand man Blutflecke in dem Ueberzug des Sopha's und kleine Blutspuren an der ganzen Wand hin über der Rückenlehne.

Entsetzlich, das unglückliche Weib, das, nach dem Urtheil der Aerzte, den Todesstoß stehend empfangen haben und sogleich daran gestorben sein mußte, war auf das Sopha zurückgefallen und sein Blut war in dem ganzen Zimmer umhergespritzt. So mußte Jeder urtheilen, der von Bleiry's Thäterschaft von vornherein überzeugt war, so urtheilte man in Mühlhausen. Bei weitern Forschungen entdeckte man an dem Geländer der Treppe, die in das obere Stockwerk führt, den Abdruck einer blutigen Hand, ja einer blutigen Hand, dafür erklärte es die Untersuchungscommission, weil — weil sie Bleiry für den Mörder hielt, sonst hätte sie

den Fleck ſchwerlich für den Abdruck einer Hand halten können. Im Keller ſollte Bletry, dem Gerücht nach, über Nacht den Leichnam aufbewahrt haben, was war natürlicher, als daß die feine Naſe eines Policeiofficianten in einer Ecke eine Stelle fand, die feuchter als ihre Umgebungen war und einen ſtarken Leichengeruch von ſich gab.

Nun war die öffentliche Meinung zufrieden geſtellt; man hatte eine Perſon weiblichen Geſchlechts in Mühlhauſen nach Bletry fragen hören, man hatte ſie in ſein Haus gehen ſehen, man hatte ſie in ſeinem Garten (der übrigens überall offen war) bemerkt, dieſe Perſon hatte Bletry's Haus nicht wieder verlaſſen und einige Tage ſpäter fand man den gräßlich verſtümmelten Leichnam dieſes unglücklichen Weſens in einem Kaſten, der in Dornach, der nächſten Eiſenbahnſtation, ganz in der Nähe des Bletry'ſchen Hauſes, aufgegeben worden war. Ja, Bletry iſt der Mörder, die Blutflecken in ſeinem Zimmer, der Leichengeruch in ſeinem Keller ſind eherne Ankläger.

In demſelben Maße, in dem ſich dieſes Gerücht befeſtigte, mehrten ſich die Indicien und wenige Tage ſpäter fand der Eiſenbahnbeamte, daß die Frau, die ihm den Ka[illegible]n übergeben, Niemand anderes ſei, als

Margarethe Dinicher, Magd der Franziska Lallemand und ein zweiter Beamter, der zwei Frauenzimmer gesehen, erkannte in Franziska Lallemand die Begleiterin der Frau, die den Kasten getragen.

Was wollte man mehr? War Bletry's Thäterschaft nunmehr nicht bewiesen? In den Augen der Menge war sie bewiesen, aber vor dem Gesetz, glücklicher Weise, noch nicht. Es war natürlich, daß die Untersuchung unter der Einwirkung des Vorurtheils gegen Bletry geführt wurde, alle Aussagen standen unter der Einwirkung, ja unter der despotischen Herrschaft dieses Vorurtheils.

Vergebens suchten Bletry und seine Freundin ein Alibi zu beweisen, sie waren nämlich an dem Tage, an welchem die Kiste in Dornach aufgegeben war, nach Basel gefahren. Sie riefen Zeugen auf, aber Keiner derselben konnte oder wollte die Stunde ihrer Abreise bestimmt angeben, das herrschende Vorurtheil hatte sich aller Köpfe bemächtigt. Margaretha Dinicher, eine derbe, offene, etwas beschränkte Person, betheuerte, gleich allen Uebrigen, ihre Unschuld; kurz nach und kurz vor der Zeit, in der sie die Kiste nach Dornach gebracht haben sollte, war sie in Bletry's Hause bestimmt gesehen worden, nach Aussage der Eisenbahnbeamten

aber war ſie mit dem Zuge abgegangen. Wie vereinigte man das? „Sie iſt auf der einen Seite eingeſtiegen in den Waggon und auf der andern herausgeſprungen," ſagte man. Obgleich nun auf der andern Seite kein Perron war, obgleich es, namentlich für eine Frau, beinahe unmöglich war heraus zu ſpringen, ſo bezeugten die Eiſenbahnbeamten doch, es ſei, wenn auch ſchwierig, ſo doch möglich. Sie ließen dabei außer Acht, daß ſie alle mit Blindheit hätten geſchlagen ſein müſſen, wenn das am hellen Tage, in ihrem Beiſein, unbemerkt hätte geſchehen können.

Von dem Blut und dem Leichengeruch wußten die beiden männlichen Angeklagten nichts, die beiden weiblichen aber erklärten es auf eine Weiſe, die zu natürlich war, als daß ſie hätte Glauben finden können bei der Stimmung der Menge, die durchaus in Bletry einen Mörder und in ſeinen Hausgenoſſen Mordgenoſſen ſehen wollte. Um Himmelfahrt nämlich war die Schweſter der Franziska Lallemand zum Beſuche im Bletry'ſchen Hauſe geweſen, ein unangenehmer, aber natürlicher, weiblicher Zuſtand trat bei ihr, mit heftigen Zahnſchmerzen verbunden, ein; Margaretha Dinicher rieth dem jungen Mädchen, Blutegel an das Zahnfleiſch zu legen, es geſchah, es half, Alles hatte ſeinen natür-

lichen Verlauf, aber nicht nur Sopha und Fußboden waren mit Blut befleckt, Franziska's Schweſter ſpritzte auch das Blut aus dem Zahnfleiſch durch die Zähne an die Wand.

Sehr natürlich wird man es finden, daß ein junges Mädchen, das in einem fremden, wenn auch befreundeten, Hauſe zum Beſuch iſt, alles mögliche anwendet, um die blutigen Zeugen eines Zuſtandes zu entfernen, den jedes weibliche Weſen ſchmahaft verbirgt. Margaretha Dinicher half dem jungen Mädchen gutmüthig das Blut aufwaſchen und lachte, wie ſie erzählte, recht herzlich, als Franziska's Schweſter auch die letzten Spuren mit einem Glasſcherben zu vertilgen trachtete. Das Blut dagegen, welches das junge Mädchen aus den Zähnen an die Wand geſpritzt hatte, konnte man, ohne die Tapete zu zerreißen, nicht entfernen, überdem, wozu auch? Bletry bemerkte es vielleicht nicht und dann war es ja eine Folge der Blutegel und das junge Mädchen hatte hier nicht Urſache, ſich zu ſchämen.

Bletry wußte davon nichts.

Kein Menſch glaubte an dieſe natürliche Erklärung, obgleich der Apotheker ſelbſt das Holen der Blutegel für Bletry's Rechnung bezeugte.

Man hatte aber auch noch andre Argumente gegen Bletry in Bereitschaft. Seine Vermögensumstände waren nämlich sehr zerrüttet, er hatte notorisch bedeutende Schulden und kurz vor dem präsumirten Morde war er in der ängstlichsten Geldverlegenheit, während kurz nachher eine Art von Wohlstand in seinem Hauswesen sichtbar wurde. Er erklärte diese Thatsache sehr einfach durch einen Vorschuß, den ihm seine Freundin Franziska Lallemand gemacht, die noch ein Capital besessen, von dem er nichts gewußt — man maß dieser Angabe öffentlich wenig Glauben bei, zumal da sich gerade ein neues sehr schweres Indicium fand. Man hatte in Erfahrung gebracht, daß einige alte Wäsche, die Bletry von einer Tante ererbt hatte, mit **A. D.** gezeichnet sei, gerade wie das alte Hemde, mit dem der unbekannte Leichnam bekleidet gewesen und dann erklärte eine Schwester desjenigen Erziehungshauses, in welchem Franziska Lallemand erzogen worden war, die Kiste, in der man den unbekannten Leichnam gefunden, habe der Franziska, während ihres Aufenthaltes im Erziehungshause, zugehört. Bletry erschrak, als man ihm das Hemd vorhielt, aber meinte nach wenigem Besinnen, daß nicht er allein mit **A. D.** bezeichnete Wäsche habe. Franziska Lallemand leug-

nete je im Beſitz der fraglichen Kiſte geweſen zu ſein. Was half ihnen das der Menge gegenüber? Die öffentliche Stimme hatte ſie bereits verdammt.

Plötzlich änderte ſich die öffentliche Meinung, ſie theilte ſich, nicht in Bezug auf die Schuld der Angeklagten, dieſe ſtand feſt, ſondern in Anſehung des Opfers; der auf der Eiſenbahn gefundene Leichnam war kein unbekannter mehr, ſondern ein bekannter, es war der Leichnam der vorigen Dienſtmagd Bletry's, der Adele Bulart, nicht der Habſucht, nein, der Rachſucht Bletry's war ein Opfer gefallen.

Der alte Strohhut, der über die abgehauenen Füße der Ermordeten gedeckt gefunden, gehörte unbezweifelt der ehemaligen Dienſtmagd Bletry's. Kaum war das bekannt, ſo erkannten mehrere Perſonen den ganz verweſten Kopf als den der Adele Bulart, früher, da das Geſicht noch kenntlicher geweſen, hatte es niemand erkannt, das Gerücht wirkte Wunder. Nun war alſo entweder die Frau mit der goldenen Kette, die nach Bletry gefragt haben und die er ermordet haben ſollte, eine Fiction, oder der Leichnam war nicht der der Adele Bulart.

Die Sache ſchien ſich immer mehr zu verwickeln, die Unterſuchung brachte ſtatt Aufklärungen nur neue

und immer seltsamere Räthsel zum Vorschein. Niemand wußte einen Ausweg aus diesem Labyrinth.

Bletry behauptete, Adele Bulart sei in ihre Heimath zurückgekehrt, da er aber leider nicht wußte, wo diese Heimath sei, so mußte man sich begnügen, einen öffentlichen Aufruf an das Mädchen in alle möglichen Zeitungen einzurücken. Der Erfolg dieses Aufrufs konnte kein augenblicklicher sein, Bletry und seine Unglücksgenossen blieben gefangen und in der öffentlichen Meinung — Mörder.

Einige Zeit nachdem der Aufruf an Adele Bulart in französischen und deutschen Zeitungen erschienen war, sah man eine elegante Postchaise in das Dörfchen Sorante, Departement Côte d'or, rollen. Ein Postzug von vier Pferden trabte vor dem leichten Fuhrwerk, an dessen Schlägen ein gekröntes Wappen blitzte, unter dessen rothen Rädern der Staub aufwirbelte. Der Postillion, der auf dem Sattelpferd saß, klatschte und unter dem lauten Halloh der müßigen Jugend hielt die Chaise endlich vor der, eben nicht sehr einladend aussehenden, Schenke. Der Wirth sprang herbei, um den Schlag zu öffnen, wurde aber von einem riesengroßen, reichgallonirten Jäger, der auf dem Bock gesessen, zurückgestoßen. Als dieser

Jäger den Schlag geöffnet hatte, erhob ſich von dem Rückſitze ein junger Mann aus ſeiner halbliegenden Stellung, warf ſeinen Mantel zurück und befahl dem Wirth näher zu treten.

Mit einiger Verwunderung ſtarrte der alte, ehrliche Mann, der Soldat geweſen unter dem großen Kaiſer, in ein blaſſes, feines Geſicht, in dem ein paar ſchwarze Augen ſchier unheimlich funkelten.

„Heißen Sie Bulart?“ fragte der fremde Herr im reinſten Salonfranzöſiſch.

„Etienne Bulart, ehemals Soldat, hundert und viertes Regiment, verwundet bei Ligny!“ entgegnete der alte Mann, ſich militäriſch aufrichtend.

„Gut, mein Braver, Sie haben eine Tochter?“

„Vier Töchter, mein Herr, und vier Söhne!“

„Eine Ihrer Töchter heißt Adele?“

„Adele Napoléone, nach ihrer Mutter und dem großen Kaiſer!“ erwiederte der Soldat, ſeine Hand ſalutirend an die Stirn legend.

„Adele Bulart, ihre Tochter, iſt gegenwärtig bei Ihnen, mein Braver?“

„Ja, mein Herr!“

„Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie mir erlaubten einige Worte mit Ihrer Tochter zu sprechen, bringen Sie dem Postillon und meinem Jäger eine Flasche Wein!“

„Sehr wohl, ich werde mit meiner Tochter und dem Wein sogleich wieder hier sein!“

Nach einigen Minuten stand der alte Soldat mit der Flasche bei dem Postillon und dem Jäger, Adele Bulart aber am Wagen vor dem jungen Herrn.

„Grand dieu!“ rief Adele im Nähertreten, „ich sah es Ihnen schon damals an, mein Herr, daß Sie etwas sehr vornehmes sein müßten, als Sie den ...“

Der junge Mann zuckte, unangenehm berührt, zusammen und sagte hastig: „Schweigen Sie, meine Gute, ich denke wir kennen uns: haben Sie nicht in vorvoriger Woche ein Zeitungsblatt erhalten?“

„Ja, mit der Post, aber —“

„Was stand darin?“

„Der gute Pfarrer hat mir gesagt, denn ich selbst kann nicht lesen, man habe meinen ehemaligen Herrn, Bletry, in Mühlhausen eingesperrt und wolle ihm den Prozeß machen, weil er mich ermordet habe.“

Das Mädchen lachte unwillkührlich bei dem Gedanken, daß ſie in Mühlhauſen ermordet ſein ſolle, während ſie geſund in Sorante ſtand. Auch über das bleiche Antlitz des jungen Mannes zog eine Art von Lächeln.

„Haben Sie etwas in dieſer Sache gethan, mein Kind?“

„Wie? ja, der gute Pfarrer hat nach Mühlhauſen geſchrieben, daß ich geſund hier bei meinem Vater ſei, alſo unmöglich von Bletry ermordet ſein könne, aber am Sonntag hat man ihm geantwortet, das ſei nicht möglich, er irre ſich, die ermordete Adele Bulart und ich würden wohl zwei verſchiedene Perſonen ſein.“

Man ſieht, wie hartnäckig das Vorurtheil trotzte.

„Meine Gute, werden Sie nun nicht nach Mühlhauſen gehn und ihren ehemaligen Herrn durch Ihre Erſcheinung von dem furchtbaren Verdachte, der auf ihm laſtet, befreien?“

„Der gute Pfarrer rieth mir daſſelbe, mein Herr,“ entgegnete Adele „und gewiß würde ich es thun, obgleich Herr Bletry niemals mein Freund war, aber ſagen Sie ſelbſt, wie kann ich ohne Geld nach Mühlhauſen reiſen, mein Vater iſt arm, ich bin arm, wir ſind hier alle arm in unſerm Dorfe.“

„Sie haben Recht, Adele, ich werde Ihnen das Geld zur Reise geben, Sie werden nach Mühlhausen fahren mit einem Certificat ihres Pfarrers, dort aber werden Sie weiter nichts thun, als durch Ihre persönliche Erscheinung Ihr Leben beweisen, das genügt um Bletry zu retten, hier sind hundert Louis, Sie versprechen mir aber in Mühlhausen nichts zu sagen von meinen Besuchen," der junge Mann betonte die Mehrheit, „daß sie von dem Kauf der — nun Sie wissen wohl, was ich meine, schweigen müssen, Ihrer eigenen Sicherheit wegen, das werden Sie einsehen?"

„Ich verstehe Sie, mein Herr," erwiederte Adele und nahm mit einem tiefen Knicks eine schwere Geldrolle aus der Hand des jungen Mannes, der nun dem alten Soldaten seinen Wein bezahlte, sich in seinen Mantel wickelte und nachlässig seine frühere Stellung wieder einnahm. Der Schlag wurde geschlossen, der Jäger bestieg den Bock, der Postillon sein Pferd, „leben Sie wohl Adele, ich verlasse mich ganz auf Sie!" rief der Fremde noch einmal hastig. „Sie können es, mein Herr!" lautete Adelens Antwort; die Rosse zogen an, die Peitsche flog und bald bezeichneten wirbelnde Staubwolken allein noch den Weg, den der Wagen des Fremden genommen.

An diesem Tage landete Don Juan von Aurinia zu Hamburg, er nahm Abschied vom alten Capitain Förster und seiner Brigantine und bezog mit Incarnacion und dem „doppelten Kopf" ein Hôtel am Jungfernstieg, das sein Correspondent bereit gehalten für ihn

## III.

# Im Hôtel de Bavière zu Leipzig.

„Faust? Doctor Faust?“ fragte der dicke Commerzienrath von Goldstein, höchst verwundert eine sehr einfache Karte zwischen seinen beringten Fingern haltend, Doctor Johann Faust, ich bin nicht krank, Georges, ich bin niemals krank, ich brauche keinen Doctor, es ist abscheulich mich für krank zu halten,“ und das volle, burgunderrothe Gesicht des königlich preußischen Commerzienrathes und Ritters des rothen Adlerordens vierter Classe glühte vor Unwillen.

„Verzeihen Sie, Herr Commerzienrath,“ entgegnete der schlanke Georges mit dem mühsam gebürsteten Toupée, der schöne Georges, der sich schmeichelte Oberkellner im Hôtel de Bavière zu sein, wie er sich auszudrücken pflegte; „verzeihen Sie, Herr Commerzienrath, der Herr Doctor sind kein Krankendoctor, sondern ein Schriftsteller.“

„Ein Schriftsteller!“ schrie Herr von Goldstein und knöpfte ängstlich seinen superfeinen, braunen

Ueberrock zu, „mein Gott, er will gewiß Geld von mir borgen? Vor drei Jahren in Berlin borgte mir auch ein Schriftſteller zehn Louisd'or ab, noch heute habe ich ſie nicht wieder!“

„Bedaure ſehr, Herr Commerzienrath,“ erklärte Georges mit hinreißendem Lächeln, „aber der Herr Doctor Fauſt wird nicht bei Ihnen borgen, denn er iſt bei Cammerrath Frege accreditirt und war neulich ſogar daſelbſt zum Souper!“ „Das wäre, i, nicht möglich,“ brummte Herr von Goldſtein und ſpielte mit dem rothen Adlerorden im Knopfloch.

„Was befehlen Sie, das ich dem Herrn Doctor ſagen ſoll?“ drängte Georges mit gracieuſer Eile und wedelte mit der Serviette.

„Nun, was werden Sie ſagen ſollen? Georges, daß ich den Herrn Doctor erwarte, daß ich mich nach der Ehre ſehne mit ihm bekannt zu werden!“ antwortete der kleine, dicke Commerzienrath und ſetzte ſich gravitätiſch in einen Lehnſtuhl.

Georges verſchwand mit geiſterhafter Geſchwindigkeit.

„Was kann ein Schriftſteller von mir wollen?“ murmelte der reiche, weſtphäliſche Fabrikherr, der in

Geschäften nach Leipzig gekommen war, und sah mit einiger Ungeduld dem angemeldeten Besuche entgegen. Er brauchte nicht lange zu warten, die Thür öffnete sich und Georges Stimme rief: „Herr Doctor Faust!" Der Commerzienrath erhob sich etwas schwerfällig und und stand vor einem langgewachsenen, schmächtigen, jungen Manne, dessen sanfte, einnehmende Züge Nachdenken und Ernst verriethen, dessen blaue Augen hell und durchdringend auf dem Fabrikherrn ruhten, dessen Lippen in frischem Roth prangten zwischen dem dichten, weichen, blonden Schnurrbart und der obern Reihe blendend weißen Zähne. Der Doctor Johann Faust trug sein schlichtes, dunkelblondes Haar kurz verschnitten, hatte in dem obersten Knopfloch seines braunen Leibrocks kein Ordensband, sondern eine Maiblume, seine Lorgnette hing an einem feinen Goldkettchen und die mit Glacéehandschuhen bedeckten Hände hielten einen eleganten Hut.

Doctor Faust verneigte sich anständig vor dem Commerzienrath und dieser, die Verneigung leicht erwiedernd, fragte kurz; „Was wünschen Sie von mir, Herr Doctor?" Der reiche Fabrikherr glaubte bei einem jungen Schriftsteller der Complimente eben nicht nöthig zu haben, er beging die Ungezogenheit seinen

Beſuch nicht zum Sitzen einzuladen, während er doch ſelbſt ruhig auf ſeinem Lehnſtuhl wieder Platz nahm.

Doctor Fauſt gerieth durch dieſe Ungezogenheit des Salomenſchen keineswegs in Verwirrung, er legte ſeinen Hut ab, zog ruhig einen Stuhl an den Tiſch, vor dem der Plutokrat ſaß, ſetzte ſich nieder und ſagte ganz gelaſſen und mit freundlichem Geſicht: „Da ich Ihnen ſo mancherlei zu ſagen habe, mein Herr, ſo werden Sie mir erlauben mich zu ſetzen!“

„Herr!“ rief der Commerzienrath in vollſter Verwirrung, „Herr, ich bin der königlich preußiſche Commerzienrath von Goldſtein, auch Ritter des rothen Adlerordens ...“

„Vierter Claſſe,“ ſetzte Doctor Fauſt mit leichtem Spott hinzu, „ich habe die Ehre das bereits zu wiſſen, ich komme, um mit Ihnen in Geſchäften zu reden.“

„In Geſchäften?“ ſtammelte der reiche Mann halb außer ſich, denn nichts konnte ihn mehr ärgern, als wenn man ſeinen Titel und ſeinen theuer erkauften Adelsbrief ignorirte.

„Ja, in Geſchäften!“ fuhr Doctor Fauſt, der den Aerger des Commerzienrathes gar nicht zu bemerken ſchien, unbefangen fort; „ich bereiſ'te vor Kurzem

Weſtphalen und lernte eine bedeutende Anzahl der unglücklichen Menſchen kennen, die für Sie arbeiten, die ſich zu Tode arbeiten für Sie, mein Herr!"

„Nun, was ſoll das? was wollen Sie damit ſagen?" polterte der Commerzienrath, hochroth vor Zorn.

„Mein Herr," ſprach Fauſt ganz gelaſſen, „es iſt ein ganz abſcheuliches, immoraliſches und ungeſetzliches Syſtem, das Sie bei Bezahlung Ihrer Arbeiter befolgen —"

„Sie beleidigen mich, ich rufe Hülfe, was geht Sie mein Syſtem und meine Arbeiter an?" tobte der Fabrikherr.

Doctor Fauſt lächelte auf eine ſeltſame Weiſe, dann warf er einen ſo durchdringenden Blick auf den reichen Mann, daß dieſer die Augen niederſchlug und ſagte gelaſſen: „Mein Herr, ich eile zu Hülfe, wenn ich ſehe, daß ein Mörder im Begriff iſt einen Wehrloſen zu überfallen, ſoll ich ruhig zuſehen, wenn ich einen Mann hunderte von Wehrloſen, ganze Familien mitleidlos zertreten, vernichten, leiblich und geiſtig morden ſehe?"

„Was wollen Sie mit dieſer Vergleichung?" fragte Herr von Goldſtein mit einem komiſch-ängſtlichen Ge-

ſichte. Der reiche Mann war nicht mehr zornig, die Sprache, das Weſen Fauſt's imponirten ihm.

„Sie, mein Herr," entgegnete Fauſt kurz, „Sie ſind der Mörder und Ihre armen Fabrikarbeiter ſind die unglücklichen Opfer Ihrer Gelosucht, Ihrer Eiferſucht, Ihrer Eitelkeit!"

„Mein Herr!" rief der Commerzienrath beinahe bittend.

„Ja, Ihrer Eitelkeit, Ihrer lächerlichen Eitelkeit!" fuhr Doctor Fauſt immer wärmer werdend fort, „Sie haben ſich ein lächerliches Adelsdiplom gekauft, womit? mit den Schweiß- und den Blutstropfen Ihrer elenden Fabrikarbeiter, mit den Kummerthränen von Wittwen und Kindern; Sie tragen einen Orden; Ihr König hat Ihnen denſelben für die Dauerbarkeit und Schönheit Ihrer Fabrikate verliehen — wem verdanken Sie den Orden, auf den Ihre Eitelkeit ein ſolches Gewicht legt? Ihren Arbeitern, denſelben Arbeitern, denen Sie nicht einmal den erbärmlichen Lohn zahlen, für den ſie ſich Ihnen verkauft haben — was ſagen Sie dazu?"

„Mein Herr!" rief der Commerzienrath in tödtlicher Angſt, „ich bezahle meine Arbeiter, wer giebt Ihnen ein Recht ſo mit mir zu ſprechen?"

„Mein Recht?“ erwiederte Doctor Faust stolz, „mein Recht ist von Gottes Gnaden, die Menschheit bevollmächtigt mich zu dieser Sprache.“

„Alle Achtung vor diesem Constituenten, aber —“ stammelte der reiche Mann, der in der Verlegenheit witzig wurde.

„Sie lügen, Sie lügen übrigens ganz unverschämt, wenn Sie sagen, daß Sie Ihre Arbeiter bezahlen —“

„Mein Herr, Sie sagen mir Injurien, mir —“

„Und Sie der Menschheit, sehen Sie hier,“ der Doctor zog eine Brieftasche hervor, nahm einen Bogen heraus, entfaltete ihn und las: „Der Arbeiter F. G., Vater von sechs Kindern, verdiente durch seinen beinahe übermenschlichen Fleiß im vorigen Jahre hundert und zehn Thaler, haben Sie dieselben bezahlt?“

Der Commerzienrath antwortete nicht.

„Nein, Sie haben nicht einen Pfennig bezahlt, Sie haben dem armen Manne für hundert und einundzwanzig Thaler Waaren aufgezwungen, Waaren, die er zum größten Theil nicht brauchen konnte, an denen er beim Wiederverkauf gewöhnlich zwei Drittel verlor, oft auch mehr und jetzt haben Sie den treuen, fleißigen Arbeiter, der in einem ganzen Jahre auch

keinen Heller von Ihnen erhielt, jetzt haben Sie ihm, der elf Thaler wegen, die er Ihnen ſcheinbar für die ihm aufgedrungene, ſchlechte Waare ſchuldete, ſein geringes Hausgeräth pfänden laſſen. — Mann, wiſſen Sie, daß der arme Menſch ſich verzweifelt den Tod gegeben hat? Wiſſen Sie, daß Sie ſein Mörder ſind? Wiſſen Sie, daß Sie durch Ihr nichtswürdiges Handeln gegen dieſen Mann, eine kranke Frau und ſechs Kinder dem Hungertode überliefert haben?"

Dem Commerzienrath ſtanden helle Schweißtropfen auf der Stirn, er ſagte nichts und Fauſt fuhr fort: „Der Arbeiter L. J. wollte heirathen, er hatte nichts, das Mädchen hatte nichts, aber er war ein tüchtiger Arbeiter und das Geſetz iſt verſtändig genug, den unglücklichen Sclaven des Geldwuchers wenigſtens die Heirath zu geſtatten; die Geſetzgeber haben begriffen, daß es gefährlich ſei, das letzte Band zu zerreißen, was die unglücklichen, weißen Sclaven noch an die Menſchheit bindet, ſie haben begriffen, daß mit einem Verbot der Ehe der letzte, ſittliche Halt der Beſitzloſen fallen würde. Der Arbeiter L. J. bat Sie um einen Vorſchuß zu ſeiner Einrichtung, Sie verſprachen ihm achtzig Thaler, wenn er dafür ein Jahr lang, zehn Stunden täglich, in Ihrer Fabrik arbeiten wolle; was

haben Sie gethan? Mensch, Sie haben den Mann, der auf Ihr Versprechen hin heirathete, statt der achtzig Thaler, Tuch, Colonialwaaren, Eau de Cologne, Siegellack, Oblaten und Papier gegeben. War es ein teuflischer Hohn, der Sie antrieb gerade dergleichen Waaren auszusuchen? Wissen Sie, was er dafür bekommen hat? Denn verkaufen mußte er die Waare doch, da er durchaus keinen Gebrauch davon machen konnte, wissen Sie, daß er sechzehn Thaler zwölf Groschen dafür erhielt? Sie wußten es und ließen ihn für sechzehn Thaler zwölf Groschen ein ganzes Jahr lang arbeiten; Sie wußten es und warfen ihm ein Viergroschenstück großprahlerisch hin, als er in Verzweiflung zu Ihren Füßen sank und um Brod bettelte, nicht für sich, nein, für seine Frau und das noch nicht geborne Kind. Mann, haben Sie denn kein Herz? Tragen Sie denn an der Stelle, wo bei andern Menschen ein Herz klopft, tragen Sie denn einen Geldsack in der Brust? Weiter — die Wittwe eines Arbeiters, der vor Entkräftung gestorben war in Ihrem Dienst, trat zu Ihnen und bat Sie höflich um einige Thaler, die ihr verstorbener Mann noch gut hatte, sie brauchte das Geld, sie wollte ihren unglücklichen Gatten damit beerdigen lassen — aber Sie, was thaten Sie? Nun,

reden Sie doch! Ich will es Ihnen ſagen, der vornehme Mann hatte gerade keine Zeit, oder keine Luſt, er wies das arme Weib grollend ab und beſchied ſie zum nächſten Zahltage wieder. In ſtummen Schmerz entfernte ſich die Wittwe, ſie verſetzte alle ihre Habe, um ihren Mann begraben zu können, aber der ſchmutzige Pfandjude übertraf Sie, Sie, der Sie ſich des Adels rühmen, freilich eines papiernen, der Pfandjude gab der armen Arbeiterwittwe das Geld zum Begräbniß ohne Zinſen. Und was weiter? Am nächſten Zahltage, bezahlten Sie da? O wie großartig! Zwanzig Groſchen gaben Sie dem armen Weibe und für vier Thaler mußte ſie engliſche Nähnadeln annehmen, die Sie billig angekauft hatten, aber ihr hoch genug anrechneten. Einen Thaler bot man der armen Frau dafür, hören Sie, der ſchmutzige Pfandjude war noch einmal größer als Sie, er ſchenkte dem Weibe die geliehenen vier Thaler, denn er nahm ihre Nähnadeln dafür. Giebt Ihnen nicht jede dieſer Nähnadeln einen Stich ins Herz? Ach ſo, Sie haben ja kein Herz! Weiter —"

„Hören Sie auf, Herr, ich kann nicht mehr —" bat der Commerzienrath mit erlöſchender Stimme.

„Menſch! haſt Du nicht einmal Muth genug um

das zu hören, was Du den Muth hattest zu thun?" fragte Faust verächtlich.

„Herr, ich bitte Sie, hören Sie auf, was wollen Sie? Andre machen es eben so —"

„Gott im Himmel, sieh darein!" rief Faust höchst aufgeregt und sein Gesicht glühte in edelm Unwillen. „Mensch bedenke, daß es Menschen sind, die Du zu Tode quälst mit deiner Arbeit, die Du verhungern läßt für Deine Arbeit, die Du betrügst um den nagern Hungersold, den Du ihnen versprichst. Nein keine Schonung mehr mit euch hartnäckigen Sündern! Mein Herr, Sie werden ein Capital ausetzen für die Kinder des Mannes, den Sie zum Selbstmörder gemacht haben, Sie werden dem armen V. J. sein Arbeitslohn bezahlen, baar bezahlen, Sie werden von nun an überhaupt das schändliche Truckſyſtem verlassen und den jämmerlichen Hungerlohn, den Sie Ihren Arbeitern versprechen, baar auszahlen, sie nicht mit Waaren, seien sie nützlich oder nicht, betrügen — haben Sie mich verstanden? Wehe Ihnen, wenn Sie es nicht thun; Sie sehen, ich bin gut unterrichtet."

„Herr Doctor," entgegnete der Commerzienrath, der sich indeß wieder etwas gesammelt hatte, „zwingen

laſſe ich mich nicht, ich verachte Ihre Drohungen, das Geſetz wird mich ſchützen —"

„Provocire nur auf Dein armes Geſetz, Menſch Du, ich werde Dich zwingen meinen Willen zu thun, wiſſe, daß ich eine Macht für mich habe, die mächtiger als Dein Geſetz iſt, die Oeffentlichkeit; wiſſe, daß ich Dir drei Tage Bedenkzeit gebe — haſt Du nach drei Tagen nicht ſchriftlich erklärt, meinen Willen thun zu wollen, ſo brandmarke ich Deinen Namen vor ganz Deutſchland, indem ich Dein Thun und Treiben in Zeitungsartikeln, in Büchern, in zahlloſen Brochüren enthülle, oder durch meine Freunde enthüllen laſſe. Ich klage Dich an vor dem Richterſtuhl der Menſchheit, öffentlich ohne Scheu und daß Du verdammt werden wirſt, daß Du ſchon verdammt biſt, das weißt Du. Man wird Dir Deinen papiernen Adel nehmen, auf den Du ſo eitel biſt, denn der Adel duldet, und mit Recht, keinen offenkundigen Schuft in ſeinen, im Zeitenſturm wankenden, Reihen, Schande über den Bürger, daß er einem ſolchen Verbrecher nicht auch ſeinen bürgerlichen Namen nimmt *) — das Ehrenzeichen

*) Nichts als den Vornamen ſollte ein Verbrecher behalten, NN. NNsohn, ſollte man den Verbrecher nennen, damit Jeder

wird man Dir abreißen, denn der König, der es Dir gegeben, iſt zu menſchlich, als daß er ſeinen Orden einem ſolchen Unmenſchen laſſen ſollte — Du wirſt nichts behalten als den Fluch der Menſchheit, Dein Geld und die ewige Verdammniß!"

Fauſt hatte ſich erhitzt, er nahm ſeinen Hut und ging ohne zu grüßen hinaus. Verzweiflungsvoll, die Hände ineinander gepreßt, lag der Commerzienrath in ſeinem Stuhl.

„Werden der Herr Commerzienrath auf dem Zimmer ſpeiſen, oder unten im Saal?" fragte Georges zur Thür herein.

„Ich, ich komme hinunter, Georges!" ſtammelte der reiche Fabrikherr und ſtand auf.

Ungefähr eine halbe Stunde nach der eben geſchilderten Scene hörte man das dumpfe Rollen eines Wagens auf dem Holzpflaſter des Flurganges, die Klingel des Portiers wurde heftig gezogen und von allen Seiten eilte die Dienerſchaft des Hôtels herbei, um dem Reiſenden aus dem Wagen zu helfen. Die Ver-

---

wüßte, daß er ausgeſtoßen ſei aus allen Klaſſen der Geſellſchaft. So geſchah es früher in Schweden und damit würde der Beſchwerde der Nichtadeligen abgeholfen ſein, die jetzt, wohl oder übel, entadelte Verbrecher in ihre Reihen aufnehmen müſſen.

line war schwer bepackt und mit vier Postpferden bespannt, ein reich gekleideter Neger saß mit einer weißen, schon ältlichen Dienerin, auf dem Bock.

Der schöne Georges half zuerst einer verschleierten Dame, dann aber einem stattlichen, alten Herrn in Civil aus dem Wagen und führte beide nach den Zimmern, die schon Tags vorher für sie bestellt worden waren.

„Ist der Doctor, Herr Faust, schon hier, oder sind Zimmer für ihn bestellt?“ fragte Don Juan von Aurinia, denn dieser ist der Ankommende, den Oberkellner.

„Der Herr Doctor sind schon seit voriger Woche hier;“ antwortete Georges mit tiefer Verneigung und öffnete die Thür des Zimmers.

„So lassen Sie ihm wissen, daß der General Aurinia angekommen ist und senden Sie mir meinen schwarzen Diener herauf.“

„Zu Befehl, Excellenz!“ entgegnete Georges verschwindend.

„Wie heißt diese Stadt, Senhor?“ fragte Incarnacion, indem sie den Hut von sich warf und in einem dunkeln, seidenen Reiseüberrock mit weißem Spitzen-

kragen ſtand ſie vor Don Juan, der ein leiſes Lächeln nicht zu unterdrücken vermochte.

In der That, Incarnacion bot einen ganz eigenthümlichen, ſeltſamen, wenn auch keineswegs unſchönen, Anblick in europäiſcher Kleidung: ſie war ihr nicht natürlich dieſe Kleidung, man ſah, daß ſich das Kind der Sonne und der Freiheit beläſtigt fühlte durch die langen Gewänder, aber ſie trug dieſe Feſſeln mit einer ſo unnachahmlichen Grazie der Verlegenheit, daß ihr Anblick höchſt pikant wurde.

„Dieſe Stadt heißt Leipzig, meine Blume!“ antwortete Don Juan lächelnd und bat ſie, der ältlichen Duenna zu folgen, die er in Hamburg für ſie angenommen. Dieſe Dame trat ſoeben mit dem „doppelten Kopf“ ein, den ſie mit einer Unzahl von Schachteln und Beuteln beladen hatte.

„Geh mit der Duenna mein Kind!“ bat Don Juan, mache ein wenig Toilette und komm dann wieder zu mir.“

Incarnacion trat mit ihrer Dienerin in ein, für ſie beſtimmtes Nebenzimmer und der „doppelte Kopf“ entfernte ſich, um bald nachher mit den Koffer tragen-

den Genien des Hôtels, den Hausknechten, wieder zu erscheinen.

Don Juan ließ seine Zimmer nach seiner Bequemlichkeit einrichten und gab eben seine letzten Befehle als die Thür hastig geöffnet wurde und Doctor Faust eilig eintrat.

„Willkommen, willkommen in Europa, Don Juan!“ rief der junge Mann freudig und eilte in Don Juan's Arme, der ihn herzlich an seine Brust drückte.

„Bin ich Dir willkommen, wirklich, Faust?“ fragte Don Juan mit unverhehlter Rührung.

„Willkommen, gewiß, noch viel willkommener als das letzte Mal, ich habe sehnlichst Deiner Ankunft geharrt.“

„Glaubtest wohl schon, ich käme nicht, he!“

„Nein, Don Juan, ich weiß, daß Du stets Dein Wort hältst, aber ich weiß auch, daß Du immer etwas später kommst, wenn Du den Süden verläßt, das letzte Mal warst Du mehr als pünktlich hier, weil Du kein amerikanisches Wunderland, sondern Rußland zu verlassen hattest.“

„Ja, ich weiß,“ antwortete Don Juan trüb lächelnd, „der Mann, der zu gut war, um groß sein zu können, Alexander Paulowitsch, lebte noch.“

„Sind wir hier allein, Don Juan?“ fragte Fauſt ſich umſehend.

„Mein Neger verſteht nicht deutſch, aber komm hier herein.“

Don Juan zog den Doctor in ein Nebenzimmer, ſchloß die Thür hinter ſich und ſetzte ſich mit Fauſt auf einen Sopha, dann ſagte er: „Nun das Wichtigſte zuerſt, lieber Freund, was iſt geſchehen ſeit Deiner letzten Botſchaft, die ich am Amazonenſtrom erhielt?“

Fauſt ſah ſinnend eine Weile in Don Juan's Antlitz, dann antwortete er: „Ich weiß, meine Nachrichten werden Dich nicht heiter ſtimmen, aber Du biſt ſeit Jahrhunderten auf ſie vorbereitet, ſo wie Dir Frankreich verloren ging in dem Sturme, der das letzte Jahrhundert zu Grabe ſang, ſo iſt Dir nun auch Portugal verloren und auch Dein Spanien —“

„Wie? ohne Hoffnung?“

„Ja, Don Juan, Preußen und Oeſtreich ſind bereit die conſtitutionelle Königin anzuerkennen, ſie zögern nur, weil ſie im Concert mit Rußland handeln wollen, was ſich bisher noch weigert.“

Don Juan kreuzte die Arme und fragte dann ruhig: „Und die Art der Bewegung?“

„Iſt in beiden Staaten franzöſiſch —“

„Alſo keine Hoffnung! Fahrt hin ihr Ritter und ihr Heiligen, die ihr der Welt einſt Gebote gabt!“ rief Don Juan mit tiefer Wehmuth.

„Don Juan, lieber Freund, wollt Ihr denn in Ewigkeit der alte Träumer bleiben, lehrt Euch denn die Geſchichte nicht endlich, daß die hierarchiſch-ariſtocratiſchen Inſtitutionen nur ein Mittel-, aber nicht das Endglied der Kette ſind.“

„Laßt mich, Fauſt, wir haben ſo oft disputirt über dieſes Thema gerade, wir können es nicht mehr variiren, aber ſoll ich nicht traurig ſein, wenn ich das untergehen ſehe, was ein Theil meines Weſens iſt?“

„Nein, Don Juan, Ihr dürft trauern bei dem Untergange einer mächtigen, rieſenhaften Inſtitution, Ihr dürft klagen bei dem Tode deſſen, was Ihr geliebt, aber Ihr ſollt den Leichnam nicht unbegraben liegen laſſen, ſondern Ihr ſollt ihn beerdigen und Euch dann freuen über das neue Leben, das luſtig aufblüht auf dem Grabe des alten. Deine Monarchie

von Gottes Gnaden, edler Freund, mit ihren Rittern und Heiligen, war ſchön und herrlich als — als ſie jung und lebensvoll war, jetzt ruht ſie, da, wo man ſie noch nicht begraben hat, todesröchelnd auf dem Siechbett."

„Wenn dem ſo iſt, Fauſt, ſo iſt meine Miſſion beendet."

„Das iſt ſie nicht, Don Juan, die Völker Europa's ſind Männer geworden, zum Theil wenigſtens, es giebt aber außer Europa noch viele Völker, die Kinder ſind; laß Dich nicht täuſchen, ein Volk, ein Staat, kann keine Sprünge machen. Deine amerikaniſchen Staaten z. B. können jetzt noch weder Republiken, noch conſtitutionelle Monarchien ſein. Sie müſſen ſich erſt beugen lernen unter die ſchwere Hand der hierarchiſch-ariſtocratiſchen Form, ehe ſie das nicht thun, werden ſie nicht frei, wenn ſie es niemals thun, werden ſie niemals frei. Zum Republikaner gehört ein antikes Selbſt- und Weltbewußtſein, was unmöglich iſt, unſere Civiliſation vernichtet es; zum conſtitutionellen Staat aber führt kein Sprung, ſondern der einzige Weg dazu geht durch die ariſtocratiſch-hierarchiſche Monarchie. Das iſt Deine Aufgabe, Freund. Du und die Deinigen, Ihr ſollt die kindiſchen Völker

zu Jünglingen machen, jetzt wollen die Kinder Männer sein, sie vermögen es aber nicht. Sieh! Rußland sollte, nach Peters Riesenwillen, die Kinderschuhe ausziehen und ein Mann werden über Nacht — es ist anders gekommen. Rußland wurde um seine Jugend betrogen und mit ihr um seine Mannheit, Rußland ist ein ungeheures, innerstes Scheinwesen, auf dem Schein allein beruht seine Macht, der große eherne Koloß hat thönerne Füße und einen hohlen Kopf, er wird zusammenbrechen und verschwinden ganz von selbst, ohne fremdes Zuthun. Rußlands Geschichte giebt eine große politische Lehre. Deine Mission ist nicht erfüllt, Freund, erziehe die Völker zu Jünglingen, das ist Deine schöne und große Aufgabe!"

„Gut," erwiederte Don Juan ernst, „aber warum wareſt Du so dringend? warum mußte ich meine Ankunft so beschleunigen?"

„Theurer Freund, es droht uns eine große Gefahr, alle Früchte unseres beiderseitigen Strebens stehen auf dem Spiel, Du hast die Völker umsonst zu Jünglingen erzogen, ich habe mich umsonst bemüht, sie der Freiheit würdig zu machen, sie stehen jetzt an einer gefährlichen Klippe, es ist zu fürchten, daß sie

Sclaven werden, Sclaven des fürchterlichſten Tyrannen, des Geldes."

„Ha, meine Ahnung!" murmelte Don Juan

In dieſem Augenblick öffnete ſich die Thür und Incarnacion ſtand in einer eleganten, europäiſchen Kleidung auf der Schwelle. Fauſt erhob ſich.

„Meine Freundin Incarnacion, mein Freund Fauſt!" ſprach Don Juan ſpaniſch.

„O wie iſt er ſchön!" lispelte Incarnacion und ihre funkelnden Augen heften ſich auf Fauſt.

Die beiden Männer lächelten und Fauſt ergriff Incarnacion's Hand, um ſie nach dem Sopha zu führen; das ſchöne Mädchen aber ſchlang ihren Arm um Fauſt's Nacken, zog ſeinen Kopf ſanft nieder und drückte einen glühenden Kuß auf die friſchen Lippen des Deutſchen. Don Juan lachte laut.

„Was lacht Ihr, Senhor," fragte die Schöne, „ſoll ich ihn nicht küſſen, da er ſo helle Augen und ſo rothe Lippen hat?"

„Senhora," ſprach Fauſt ſanft, „ich danke Euch für Euern herzlichen Kuß, aber in Deutſchland iſt es

nicht Sitte, daß man jeden Mann küßt, der rothe Lippen hat!"

„Nicht?" fragte Incarnacion naiv, „ich glaubte es sei wie bei uns, dort küßt man Alles, was schön ist!"

„Nun, warum hast Du denn niemals meinen alten, würdigen Freund Don José geküßt," fragte Don Juan lachend.

„O, weil er alt ist und häßlich!"

„Ich bin doch auch alt, meine Blume?"

„Du bist nicht alt und nicht jung, Du bist ewig, wie die Sonne!" rief Incarnacion und zärtlich lehnte sie ihr braunes Antlitz an Don Juan's Schulter.

„Was willst Du Freund," fragte Faust deutsch, „mit dieser prächtigen erotischen Wunderblume in Europa, in Deutschland? Willst Du sie für Geld sehen, verwelken lassen in den unzüchtigen Blicken unserer dreißigjährigen Greise?"

„Redet weiter, Senhor!" bat Incarnacion mit geschlossenen Augen.

„Warum, meine Blume, verstehst Du, was unser Freund sagt?" fragte Don Juan.

„O nein, ich verſtehe nichts, aber die vollen, kräftigen Töne der Sprache dieſes Landes, ſie dringen an mein Herz, wie das laute Rauſchen des Maranhon, es träumt ſich ſo ſchön dabei.“

„Sie iſt ganz Blume, ganz Gedicht, Fauſt; es lag nicht in meiner Abſicht ſie herüber zu führen in das alte, kluge Europa, aber mit der eigenſinnigen Liſt der Liebe ſetzte ſie es durch, ſie war in einem Korbe Orangen verſteckt und kam erſt zum Vorſchein, als an ein Zurückſchicken nicht mehr zu denken war.“

Doctor Fauſt warf einen ausdrucksvollen Blick auf das Mädchen, das zu ſchlafen ſchien.

„Reden wir weiter Don Juan, was meinſt Du, welche Macht ſtellen wir dem Gelde entgegen, damit der conſtitutionelle Staat nicht eine Geldbespotie werde, eine Despotie, in welcher der Reiche ſchwelgt und der Arme verhungert?“

„Gewalt!“ entgegnete Don Juan nach kurzem Beſinnen, „laß die hungernden Maſſen los gegen die Geldtirannen, laß ſie ſich nehmen, was ſie gar nicht und jene im Ueberfluß haben. Ihr conſtitutionellen Menſchen habt ja nicht gezaudert die hungernde Menge loszulaſſen gegen uns Gelleute —“

„Still, still, Don Juan," rief Fauſt, „wir haben gezögert Jahrhunderte lang, aber Ihr war't verſteint in Euren Inſtitutionen, wir mußten jeden Stein derſelben lockern und dann das alte, ſtolze Gebäude noch mit Gewalt zertrümmern. Euere Adelsgewalt, Freund, war eine wirkliche, reale Gewalt und bei ihr hieß es: Gewalt gegen Gewalt, aber hier, die Macht des Geldes, iſt nur eine ſcheinbare und eben darum ſo gefährliche und ſchwer angreifbare, ich weiß nur einen Weg das Geld zu beſiegen, nur eine Kraft, die das Geld von ſeinem Herrſcherthron herabzuwerfen vermag und dieſe Kraft iſt der Geiſt."

„Der Geiſt?" fragte Don Juan zweifelnd.

„Ja, der Geiſt, Freund, es muß ſich eine geiſtige Macht erheben, dieſe muß die Macht des Geldes beherrſchen, muß nicht dulden, daß die Beſitzloſen als Rechtloſe behandelt werden, muß den Staat zwingen den Lohn nach der Arbeit zu beſtimmen, das heißt, Lohn und Arbeit in ein gerechtes Verhältniß zu ſetzen."

„Träume, Freund, Communismus!"

„Nein nicht Träume und nicht Communismus, es iſt ein Unſinn eine Gleichheit der Güter zu erſtreben im Staat, es iſt ein Unſinn, ein verdammlicher Un-

ſinn, er zerreißt das Staatenleben gleichermaßen wie das Staatsleben, er wirft die Altäre nieder und vernichtet die Familie, er macht den Menſchen, im beſten Falle, zu einer großen Arbeitsbiene mit zwei Füßen. Nein, nicht Communismus, aber Humanismus, um auf deutſche Weiſe ein deutſches Streben mit einem fremden Worte zu bezeichnen. Höre mir zu, Freund, ich habe den Kampf mit der Geldherrſchaft bereits begonnen, denn ich habe die Gefahr im Verzug erkannt. Der Geiſt ſchafft die Aſſociation, die Aſſociation ſchafft Kämpfer, Mittel zum Kampfe, die Aſſociation ſiegt und bleibt Sieger. Höre mich, dieſes Leipzig iſt ein wichtiger Ort für uns, ein Waffendepot, denn zahlreich iſt hier die Klaſſe der ſogenannten Schriftſteller, der Literaten, vertreten und gerade dieſe brauchen wir. Sieh, jeder Schriftſteller bekommt einen Kreis zugewieſen, einen Kreis, den er zu bewachen hat. Man wird dafür ſorgen daß er gut unterrichtet und zwar durch die Beſitzloſen ſelbſt unterrichtet wird, erfährt er nun, daß ein Reicher die Armen drückt, daß ein Fabrikherr die Arbeiter betrügt, ſo fordert er den Reichen, unter Androhung der Veröffentlichung ſeines Treibens, auf, die Unterdrückungen einzuſtellen, gerechten Anforderungen gerecht zu werden u. ſ. w. und ſtellt ihm da-

zu ſchließlich einen Termin, nimmt der Geldmenſch keine Notiz davon und trotzt auf ſeine Geldſäcke, ſo veröffentlicht der Literat die Erzählung eines Factums und ſämmtliche Zeitungen und Blätter, an denen ſich irgend Literaten, die Vereinsmitglieder ſind, betheiligen können, nehmen dieſe Erzählung in ihre Spalten auf. Auf dieſe Weiſe iſt der Geldmenſch öffentlich gebrandmarkt und, Du glaubſt es nicht Don Juan, welche Angſt dieſe Geldtirannen vor der öffentlichen Meinung haben. Fruchtet, wider Erwarten, eine ſolche erſte Lection noch nicht, ſo wird ein zweites Factum erzählt und ſo immer fort und immer fort, bis einem ſolchen Subject der Reſpect gegen die Menſchenwürde, auch armer Arbeiter, eingepeitſcht iſt. Auf der andern Seite wird man aber auch öffentlich diejenigen Menſchen beloben, die von ihrem Reichthum einen würdigen Gebrauch machen, man wird öffentlich ihre Namen nennen und aus Eitelkeit ſchon werden Viele eine humane Geſinnung bethätigen. Dieſer Verein von Schriftſtellern wird, unterſtützt von allen wahrhaft Wohlmeinenden, gar bald eine höhere Macht ſein, als die der reichen Tirannen, die Macht des Geiſtes wird die Macht des Geldes controlliren und ſie hindern an Eingriffen in das Menſchenrecht der Armen. Die Regie-

rungen können einer ſolchen Schriftſtelleraſſociation nicht hinderlich ſein, denn ihr Vortheil iſt es ja, wenn ſie, anſtatt eine kleine Anzahl von Millionairen und Millionen von Geſindel zu beherrſchen, ein Volk regieren, in welchem ein kräftiger, wohlhabender Mittelſtand, den Reichen von dem zwar armen, aber doch ſittlichen und nicht verhungernden, Theile trennt. Läßt man das Geld ſo fort regieren, wie es zu regieren begonnen, ſo wird der Mittelſtand allgemach verſchwinden und die Maſſenarmuth immer furchtbarer überhand nehmen und dann — welche Ausſicht für die Zukunft?"

„Aber das iſt nur eine Seite der Thätigkeit jener Schriftſtelleraſſociation, die ich ſtiften will; die Literaten, die auf die eben angegebene Weiſe dafür zu ſorgen haben, daß der Arbeiter, der Beſitzloſe, nicht gezwungen iſt ewig zu arbeiten, daß er Zeit behält zum Nachdenken, zur Freude u. ſ. w. werden ebenfalls dafür ſorgen, daß der Geiſt eines ſolchen Mannes Nahrung erhalte durch eine gute Lectüre. Jeder Literat wird in ſeinem Kreiſe Volksbibliotheken errichten, es giebt brave und geiſtig geſunde Menſchen genug, die ihn unterſtützen, gern unterſtützen und die Aſſociation wird durch dieſe Mittel den Zuſtand des Beſitzloſen, den ſie leiblich zu beſſern ſich bemüht, auch geiſtig ver-

edeln. Nicht frömmelnde Tractätlein, oder hirnlose, politische Sudeleien wird eine solche Volksbibliothek enthalten, zuerst ist's auf leichte Unterhaltung abgesehen, damit es den armen, gedrückten Arbeitern nicht zu schwer werde, Lust an geistiger Beschäftigung zu finden. Freilich hat unsere Literatur wenig hierher passendes aufzuweisen, aber je mehr sich die Literaten mit dem Volk und seinem Elend beschäftigen, desto mehr werden sie auch einsehen, was ihm fehlt. Hat der arme Arbeiter einmal Geschmack daran gefunden, seine Mußestunde, denn er soll Mußestunden haben, mit geistiger Beschäftigung zu füllen, dann öffne man ihm den reichen Schatz der poetischen Literatur und man wird bald die Wirkungen erkennen. So, Freund Don Juan, wird die Association die Geldmacht controlliren, sie im Zaum halten und sie dahin stellen, wohin sie gehört."

„Dein Plan scheint so einfach und leicht, Faust," versetzte Don Juan nach einigem Bedenken, indem er Incarnacions Wange streichelte, „aber er bietet je mehr Schwierigkeiten, je mehr man ihn bedenkt."

„Das weiß ich, Don Juan, aber Schwierigkeiten schrecken mich nicht, es muß gehen, weil es gehn kann, aber ich brauche Deine Hülfe."

„Ich bin bereit, ich weiß, was Du willſt, meine Freunde werden Dich nach Kräften unterſtützen, Du brauchſt Geld, ſehr viel Geld zum Anfang, denn Geld kann nur mit Geld angegriffen werden, nimm, was Du brauchſt.“

Fauſt drückte Don Juan's Hand und ſprach: „Ich kannte Deinen großmüthigen Sinn, Freund, aber ich brauche Deine perſönliche Hülfe, der alte Klingsohr wird nur durch Dich bewegen werden können ſeine Hand zu dem großen Plane zu bieten und dann bedürfen wir Deiner Fürſprache beim Könige von N.; willſt Du Freund, willſt Du auf dieſe Weiſe einen Plan unterſtützen, der das wahre Wohl der Menſchheit bezweckt?“

„Gewiß, Fauſt, ich werde es, der wahre Edelmann vergißt nie, daß er ein Menſch iſt, mein Edelmannswort, ich helfe Dir, ſo lange ich in Europa bleibe.“

„Ach, beinahe hätte ich es über meinen Plan vergeſſen, ich muß Dir die Urſache ſagen, warum ich Dich ſo dringend, faſt ein Jahr vor der Zeit, nach Europa gerufen. Ein Mann, der ſeinem Ende nahe zu ſein glaubt, hat mich dringend darum gebeten, Dich

zu ihm zu ſenden, ich ſchrieb Dir nicht davon, mit Willen nicht, aber ich weiß, mein großherziger Don Juan wird ohne Groll an das Sterbebette vielleicht eines ſeiner Feinde treten."

„Ich verzeihe allen meinen Feinden!" ſagte Don Juan und heftete einen fragenden Blick auf Fauſt.

„Allen?"

„Ja, Allen, nur einen von ihnen kann ich nicht ſehen, aber auch ihm verzeihe ich!"

„Das iſt nur eine halbe Verzeihung, Don Juan. e Du ſollteſt ihn ſehen, er iſt entſetzlich alt geworden —"

„Er iſt es? iſt er's?" rief Don Juan mit erhöhter Stimme, und ſprang ſo haſtig und aufgeregt auf von ſeinem Sitze, daß Incarnacion ihn mit verwunderten Blicken anſtarrte.

„Er iſt es," bejahte Fauſt traurig, „Cornelius van der Valcke bittet Dich um Deinen Beſuch!"

Don Juan ſank leichenblaß in ſeine Sophaecke zurück, eine mächtige Aufregung war ſichtbar in ſeinen regelmäßigen Zügen; ängſtlich bewachte Incarnacion jede Bewegung ihres Freundes.

„Sage mir Alles, Fauſt," bat der alte Edelmann nach einer kleinen Pauſe mit matter Stimme, „er war Räuber?"

„Haſt Du je daran gezweifelt, armer Freund?"

„Und ſie, ſie, lebt ſie noch?"

„Sie iſt todt, ſeit drei Jahren."

„Todt, wohl ihr, daß ſie todt iſt!" ſagte Don Juan leiſe und wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn, die Incarnacion tröſtend küßte.

„Seit wie lange wußteſt Du ihren Aufenthalt?"

„Seit zehn Jahren faſt, Don Juan."

„Ich danke Dir, mein Fauſt, daß Du erſt heute, erſt nach ihrem Tode, mir dieſe Mittheilung machſt, ich will ihn ſehen, ihr Tod verſöhnt mich, gieb mir ſeine Adreſſe."

Fauſt reichte dem Edelmann ein kleines Blatt und langſam las Don Juan: Graf Pavel de Verſay, Eichhauſen bei Hildburghauſen! „ſo," ſetzte er hinzu, „hat der republikaniſche Geſchäftsträger einer Republik bei der andern Republik, hat ſelbſt der einen ariſtocratiſchen Titel nicht verſchmäht?" dann ſteckte er die Karte zu ſich und ſchüttelte Fauſt's Hand freundſchaftlich; dieſer, der ſich empfahl, verſprach gegen Abend wieder zu kommen.

Incarnacion und Don Juan blieben allein. —

Faust aber fand auf seinem Zimmer ein Billet, welches unterzeichnet war: Lionel von Goldstein, königl. preuß. Commerzienrath und Miner. Es lautete also: Auf Ihre gef., mir heute mündlich gemachte, Propositionen, erwiedere ich Ihnen, daß ich mir jede Einmischung Ihrerseits in meine Verhältnisse durchaus verbitten muß. Ihre Drohungen betreffend, so kann ich sie verachten, denn ein bedeutender Schriftsteller hat mir versprochen mich, für ein Honorar, gegen Sie überall zu vertreten. Ich kann für mein Geld noch viele Vertheidiger finden und ich habe viel Geld; ich könnte, wenn ich wollte, Sie angreifen und klamiren lassen; da ich jedoch ein friedfertiger Mann bin, so will ich das nicht thun, ja ich will noch mehr thun, ich will Ihnen auf der Stelle 25 Stück neue Friedrichsd'or zahlen, wenn Sie versprechen, meiner in den Zeitungen nicht Erwähnung zu thun. Sollten Sie Lust haben meine Fabrikate öffentlich zu loben, oder meinen persönlichen Verdiensten Anerkennung zu verschaffen, so bin ich zu einem anständigen Honorar bereit. Ihr ergebener u. s. w.

Faust ließ das Billet auf den Tisch fallen und warf einen Blick der tiefsten, gründlichsten Verachtung

darauf; „arme Geldſeele!“ murmelte er endlich, „willſt den Fauſt kaufen, o und wie einfältig! Mann des Geldes, haſt du denn gar keine Nachgedanken, daß du mir ein ſolches Billet ſchreibſt, fühlſt du denn nicht, daß du dich ſelbſt verdammſt mit dieſen Zeilen? Fort, an den Pranger mit dir!“

An dieſem Tage erſchien Adele Bulart in Mühlhauſen und bewies ſo, daß der unbekannte Leichnam nicht der ihrige ſein könne. Aber, weit entfernt, daß ihre Erſcheinung dem armen Bletry und ſeinen Unglücksgefährten genützt hätte, ſie diente nur dazu, das Gerücht von der vornehmen Dame mit der goldenen Kette wieder zu Ehren zu bringen und hartnäckiger noch, als vorher, beharrte man darauf in Bletry den Mörder der unbekannten Dame zu ſehen.

Einige Tage ſpäter erſchien in einer weſtphäliſchen Zeitung ein Artikel über das immoraliſche Verfahren der Fabrikbeſitzer, ihren armen Arbeitern gegenüber, das Truckſyſtem wurde enthüllt und mit Factis belegt, Herr von Goldſtein war zwar nicht genannt, aber doch ſo bezeichnet, daß er nicht zu verkennen war. Acht Tage ſpäter wurde ſein Name in einem ausländiſchen Blatte der Erzählung hinzugefügt und mußte nun Spießruthen durch die geſammte deutſche Preſſe



Bayerische Staatsbibliothek München.

laufen. Jeder, der nur einigermaßen ein menſchliches Gefühl noch hatte, war empört und der Literat, der die Frechheit gehabt hatte, Herrn von Goldſtein vertheidigen zu wollen, ſah ſich durch die Bekanntmachung des, Oben mitgetheilten, Billets Goldſteins an den Doctor Johann Fauſt öffentlich entehrt.

So begann Fauſt ſeinen Kampf mit der Plutokratie.

# IV.

# Ein Beſuch bei Nacht.

In einer kleinen Stadt, die wir hier nicht namhaft machen dürfen, liegt mitten auf dem Markte, gerade dem Rathhause gegenüber, ein Gebäude, dessen alterthümliche Bauart lebhaft absticht gegen das moderne, frische Ansehen der Häuser ringsum.

Es ist ein hohes, dreistöckiges Haus, zu dessen Thür eine sehr verfallene, durch ein eisernes Geländer geschützte Steintreppe von etwa vier Stufen führt. Dieses Gebäude war so lange ein Gegenstand der Neugierde der Bewohner des Städtchens gewesen, bis sie sich endlich daran gewöhnt hatten und nicht mehr davon sprachen. Das alte Haus hatte früher einem Bürgermeister der Stadt gehört und war nach dessen Tode seinem Neffen, dem ehemaligen Professor Klingsohr, zugefallen, der, man weiß nicht aus welcher Ursache, die Academie, an der er docirte, verlassen hatte und nach dem kleinen Städtchen gezogen war, in dem er das alte Haus geerbt hatte. Vierzig Jahre waren

verflossen seitdem, man wußte nichts vom Professor Klingsohr, als daß er noch lebe, denn nie sah man ihn selbst, immer nur seine alte Magd, oder höchstens seinen Bedienten, aber man wußte trotzdem, daß der Professor, so hieß er kurzweg in der ganzen Stadt, daß der Professor ungeheuer reich sei. Früher sollte er auch verheirathet gewesen sein und sollte Familie gehabt haben, aber man hatte nie Kinder in dem alten Hause gesehen und schloß daraus, daß sie gleich der Mutter gestorben sein müßten.

Seit vielen Jahren nun schon sahen die guten Kleinstädter ohne Neugierde das alte Haus an, dessen Bewohner sie sonst so sehr beschäftigt hatte, kein Mensch mehr suchte die alte Magd auszuforschen, denn Jeder wußte, daß es vergeblich sein würde und so hatte der Professor endlich erreicht, was er wünschte; die Neugierde seiner Mitbürger belästigte ihn nicht mehr.

Etwa acht Tage nach der Zusammenkunft Don Juan's mit Faust im Hôtel de Bavière zu Leipzig reichte der Postbote der Magd des Professors einen Brief in die halbgeöffnete Hausthür und nahm einen Dreier, als sein bescheidenes Briefträgertheil dahin, dabei aber fiel ihm auf, daß die alte Person beim Anblick der Schriftzüge auf dem Couvert zu zittern be-

gann und recht ſehr blaß wurde. Natürlich war es an dieſem Abend auf dem Keller die Hauptneuigkeit, daß Profeſſors Magd beim Empfang eines Briefes blaß geworden ſei und gezittert habe.

Da wir aber bei den guten Spießbürgern ſchwerlich erfahren werden, weßhalb die alte Magd Zeichen der Beſtürzung ſehen ließ, als ſie die Handſchrift Don Juan's erblickte, denn von dieſem war der Brief, ſo folgen wir der alten Perſon ſelbſt in das geheimnißvolle Haus des Profeſſors. In dem dunkeln Flurgange bemerken wir nur undeutliche Umriſſe von der Geſtalt der Magd; aber ſie ſteigt die Treppe empor ins erſte Stockwerk und nun erkennen wir in ihr eine, zwar dienſtmagdlich, aber ſehr reinlich, gekleidete, alte, vielleicht ſehr alte, Frau, denn ganz weißes, aber dichtes, Haar ſchaut unter dem enganliegenden, ſchwarzen Sammetmützchen hervor und nur mühſam erſteigt ſie die ſteile, enge Treppe; das braune, einfache Gewand iſt ihr zu weit geworden, es ſchlottert in plumpen Falten um einen, von der Laſt der Jahre gebeugten, Körper und ſchleppt ſchwerfällig nach auf den ſteinernen Stufen. Das Geſicht von Profeſſors Magd iſt beinahe hochgelb und nicht eben angenehm anzuſchauen, aber das Auge von grauer Farbe verräth ſo viel Her-

zensgüte und, in diesem Augenblick, so viel gutmüthiges Mitleid, daß im Ganzen der Eindruck des alten Gesichtes kein unangenehmer ist.

Bis in's zweite Stockwerk kletterte die Alte keuchend, dort trat ihr ein Mann entgegen, der nur wenig jünger sein konnte als sie.

Der alte Mann, der einen grünsammetnen Leibrock mit verschossener Stickerei, kurze Beinkleider von grauem Cassimir, schwarze Strümpfe und Schuhe trug, betrachtete die Alte durch eine ungeheure Brille, deren grüne Gläser in schwarzes Horn gefaßt waren, und verrieth eine Art von Aufregung, indem sich zahllose Runzeln um seinen zahnlosen Mund bildeten; dennoch machte er ein kleines Compliment vor der Alten, was von dieser durch einen höflichen Knix erwiedert wurde.

„Was führt Sie so außer der Zeit herauf, Jungfer?" fragte der Mann mit leiser, gedämpfter Stimme.

„Ein Brief ist abgegeben, Musje Benndorf, an den Herrn, der Brief ist vom Herrn General!" entgegnete die Alte eben so leise und reichte dem Musje Benndorf den Brief.

„Ach Gott, der arme Herr!" seufzte der Bediente und man sah an den Gesichtszügen der beiden alten Leute, daß sie große Besorgniß hegten für ihren Herrn.

„Trete Sie hier ein bei mir, Jungfer," ſagte Musje Venndorf nach einer Weile, „damit Sie zur Hand iſt, wenn der Herr Sie etwa brauchen ſollte, ich muß doch hinauf!"

„Sehr wohl, Musje!" erwiederte die Alte und trat in das große Zimmer, das der Bediente im zweiten Stock bewohnte, ihre Wohnung war in der erſten Etage. In dem Gemach des Bedienten iſt nichts Auffallendes, außer etwa zwanzig Uhren von allen Größen, die an den Wänden hängen und in allen Tonarten picken. Musje Venndorf verfertigte Uhren zum Zeitvertreib, er war ein gelernter Uhrmacher. Jetzt ſehen wir ihn zögernd und langſam die, mit einem dicken Teppich belegte, Treppe ins dritte Stockwerk hinaufſteigen, er tritt an eine Thüre und lauſcht eine Weile, dann ſchüttelt er mit dem Kopfe, kehrt wieder um und ſagt, ins Zimmer zu der Frau tretend: „Bleibe Sie nur immer hier, Jungfer, der Herr lieſt Griechiſch, da darf ich nicht eintreten, aber nach dem Griechiſchen kommt gewöhnlich eine aſiatiſche Sprache und dann kann ich's allenfalls wagen!"

Ohne ein Wort zu reden ſaßen nun die beiden Alten ſich gewiß eine halbe Stunde einander gegenüber; dann trat Musje Venndorf ſeinen Weg zum

zweiten Male an; zum zweiten Male ſehen wir ihn an der Thür des Profeſſors lauſchen; „Gott ſei Dank, Arabiſch,“ murmelt er und öffnet leiſe die Thüre.

Es iſt ein kleines, vielleicht zwei Schritt langes und nicht breiteres, Vorzimmer, in welchem Musje Venndorf jetzt ſteht; an jeder Seite der Thür halten zwei mächtige Lehnſtühle Wacht, aber nur der Eine von Beiden kann in Gebrauch ſein, denn der Andere iſt dick mit Staub bedeckt; die offene Thür dieſes kleinen Zimmers läßt uns einen Blick thun in das große, ſaalartige Gemach, das Musje Venndorf jetzt betritt. Sein ſchüchterner Schritt iſt unhörbar auf dem Teppich, der auch hier den Fußboden bedeckt, aber eine helle, klingende Stimme lieſ't laut eine Sure des Korans und müht ſich, die tiefen Gutturallaute der arabiſchen Sprache mit möglichſter Vollkommenheit auszuſprechen. Das Gemach, von dem wir reden, hat ſechs Fenſter, die ſämmtlich nach dem, durch eine Mauer von dem ebenfalls hochummauerten Garten getrennten, Hofe hinausgehen und mit ängſtlicher Genauigkeit gerade bis zur Hälfte durch Rouleaux verhängt ſind. Jedes Fenſter, nebſt dem dazu gehörigen Raum des Gemachs, iſt durch ein Bücherrepoſitorium von dem andern geſchieden und wird durch eine Bü-

cherleiter bewacht. Nur ein ſchmaler Gang iſt an der, den Fenſtern gegenüber liegenden, Wand frei geblieben. Die Niſchen, die auf dieſe Weiſe von den Repoſitorien gebildet werden, ſind leer und geräuſchlos ſchleicht Musje Bennborf an ihnen vorüber, an der fünften Niſche aber bleibt er ſtehen und wirft einen trüben Blick hinein. Drei moderne Stühle mit Strohgeflecht ſtehen darin, ein größerer Tiſch mit einer Sinumbralampe, ein Nähtiſchchen mit einer angefangenen Arbeit, ein Fußbänkchen, kurz lauter Gegenſtände, die auf einen weiblichen Inſaſſen der Niſche deuten. „Allah, akbar!“ tönt es in der ſechſten Niſche, leiſe tritt Musje Bennborf hervor und ſteht vor ſeinem Herrn.

Da ſitzt der gelehrte Profeſſor vor einem großen, mit Papieren gehäuft bedeckten, Tiſche, rechts hat er das Fenſter, im Rücken einen Kamin mit glimmendem Feuer; er wendet ſich nach links, als Musje Bennborf am Eingang der Niſche erſcheint, legt den Koran nieder und fragt mit lauter, klingender Stimme: „Was bringt er, famule? es muß etwas Wichtiges ſein, da er während der Leſeſtunden erſcheint, was ich nicht beſonders liebe.“

Wir treten näher mit dem alten Diener und erkennen nun, daß der Profeſſor Klingsohr ein ſehr klei-

ner und sehr alter Mann ist, der in einem ungeheuren, mit Kissen belegten, Lehnstuhl und mit einem sehr weiten Schlafrock bekleidet mehr zu schwimmen, als zu sitzen scheint. Die Augen des alten Gelehrten blitzen, wir würden sagen wie Diamanten, wenn es schwarze Diamanten gäbe und rechts und links neben seinem, ehrwürdig weißen und mit einem silbernen Kamm im Nacken befestigten, Haar funkeln die grünlichen Augen von zwei grauen Katzen, die gewohnt sind auf seinen Schultern zu sitzen, so lange er laut liest.

„Ein Brief!" spricht Musje Bennborf leise.

Einen Moment lodert es wie eine Zornflamme im Auge des Gelehrten und zuckt über sein blendend weißes, altes Gesicht, aber sogleich ist dieser Zorn wieder verschwunden; „Brutum!" murmeln seine schmalen, kaum sichtbaren Lippen — dennoch sieht der alte Diener, aber er zittert heftig.

„Hamule," sagt der Professor nun, „nimm Deinen Brief wieder mit Dir, Du weißt, daß ich nur von fünf bis sechs Uhr Morgens Briefe annehme."

Bei dem letzten Wort nahm der Gelehrte seine frühere Stellung wieder ein und den Koran wieder auf, um weiter zu lesen.

„Vom Herrn General!“ ſtammelte der alte Diener jetzt und trat noch einen Schritt näher. Der Profeſſor legte ſeinen Koran noch einmal hin, düſtere Falten zogen ſich zuſammen auf ſeiner Stirn und bildeten ein Hufeiſen, das ſich düſter abſchattete gegen die Glätte der andern Theile des Geſichtes; mit einem Ruck ſchleuderte er die beiden Katzenthiere von ſeinen Schultern, er richtete ſich hoch auf in ſeinen Kiſſen und ſchrie mit dämoniſch blitzenden Augen, während ſich ſein Mund entſetzlich verzerrte: „Leg' den Brief hin und geh', wenn Dir dein Leben lieb iſt!“

Muſje Venndorf legte eilig den Brief auf eine Ecke des Tiſches und eilte davon, ſo ſchnell ihn ſeine alten Beine zu tragen vermochten. Ein fürchterliches Geheul ſchallte hinter ihm her, dann ein Ohren zerreißendes Trompetengeſchmetter und in Schweiß gebadet, Thränen in den Augen, ſank der alte Diener erſchöpft in einen der beiden Lehnſtühle, die an der Thür des kleinen Vorzimmerchens ſtanden. Drinnen aber im großen Saal ſtand der alte Profeſſor mit verzerrtem Geſicht und trieb allerlei ſeltſame Dinge, bald brüllte er in eine gewaltige Rieſenmuſchel, bald ſtieß er ſchmetternd in eine eherne römiſche Schlachttrompete, bald wälzte er ſich unter convulſiviſchen Zuckungen am

Boden und schauerlich blickten die beiden großen Katzen herab auf ihn, sie hatten sich auf die höchste Spitze des Repositoriums gerettet; der Professor aber bemerkte sie, kletterte mit einer entsetzlichen Behendigkeit hinauf auf der Leiter und schleuderte die Thiere, sie bei den Schwänzen fassend, unsanft zur Erde, dann verfolgte er sie unter einem höllischen Gelächter, bis er wieder dumpfheulend zu Boden sank.

Zitternd und aufmerksam lauschte Musje Benndorf, erst als Alles still geworden war, klingelte er, die Alte trat ein.

„Der Herr ist still, Jungfer!" sagte er leise und ging nun mit ihr eilig nach der Nische. Der Professor lag dumpfröchelnd am Boden; die beiden Alten hoben ihn auf, brachten den Bewußtlosen in seinen Stuhl, trockneten ihm den Schweiß von der Stirn, stellten ein großes Glas Wasser, mit Wein gemischt und mit Zucker versüßt, zu seiner Rechten, legten ein reines Taschentuch zu seiner Linken und den Brief gerade vor ihn, dann räumten sie Trompete und Musikel bei Seite, stellten die Ordnung geräuschlos wieder her und schlichen sich hastig davon.

Der Professor begann immer ruhiger zu athmen, die vorige Ruhe seiner Züge kehrte wieder, das Auf-

eisen verschwand von seiner Stirn und leise schnurrend nahmen die beiden Katzen Platz neben ihm auf seinem Tisch. Nach einer kleinen Viertelstunde etwa seufzte der Gelehrte tief auf, öffnete blinzelnd die Augen, faßte mechanisch nach dem Glase und leerte es auf einen Zug, dann erhob er sich ganz, schaute sich verwundert um, fächelte sich Luft zu mit dem reinen Taschentuch und seine blassen Züge trugen den Stempel des tiefsten Schmerzes und einer Art seltsamer Scham.

„Die Guten glauben," murmelte er, „die Guten glauben, ich wüßte es nicht, daß ich verrückt bin, darum bringen sie Alles in Ordnung, was ich in der Raserei verderbe. Gute Leute!"

Der Professor griff nach dem Briefe und lächelte matt: „ach ja, so war's, Venndorf brachte mir einen Brief meines Juan; ach, was soll ich sagen, was wird er sagen? Wie, Leipzig? Mein Gott, mein Gott, Juan in Europa! Er wird kommen, er muß kommen und ich, ich stehe als ein Lügner, als ein Sünder da!"

Jetzt erbrach der alte Mann den Brief, er las, er las lange — seufzend faltete er ihn zusammen und sah länger nachsinnend vor sich nieder; „ich habe so viel ertragen in einem langen Leben," sprach er weich,

„auch das muß ich noch ertragen, wehe!“ Thränen rollten über die bleiche Wange des Greises.

Es war Abend geworden draußen, im Zimmer des Professors wurde es dunkel, der alte Mann saß noch immer in trüben Sinnen, es wurde ganz dunkel und nur die Augen der Katzenthiere funkelten noch, endlich schellte der Professor und mit zwei Armleuchtern trat der treue Diener herein, der gewiß schon seit einer halben Stunde auf dieses Zeichen gewartet hatte.

Das Rouleaux rollte ganz nieder, das Feuer im Kamin, frisch genährt, prasselte hell auf und die Nische war behaglich erleuchtet.

„Wie steht's mit seiner neuen Uhr, Bennoorf?“ fragte der Professor gütig.

„Es will nicht gehn, Herr Professor, das Holz leiert sich aus!“

„Ich hab's Ihm vorher gesagt, Er verschwendet seine Zeit.“

„Es käme wohl nur darauf an, Herr Professor,“ replicirte der alte Diener bescheiden, „einen Firniß zu finden, der das Holz schützte.“

„Da hat Er Recht, Alter! hm, gebe Er mir einmal das kleine Buch dort her.“

Der Diener brachte das Verlangte, der Professor blätterte eine Weile, dann sagte er freudig: „Ich kann Ihm helfen, weiß Er wie die Römer ihre Lanzenschäfte unzerstörbar machten?"

„Nein, Herr Professor!"

„Nun sie bestrichen sie dick mit Oel und legten sie an einem trocknen Orte nieder, nicht in der Sonne, auch nicht am Ofen, Er wird mich verstehen; wenn nun das Oel eingetrocknet war, wurde das Experiment wiederholt, so drei Mal; kann Er das nicht auch so machen mit seiner hölzernen Scheibe?"

„Gewiß, Herr Professor, nur müßte ich wissen, welches Holzes sich die Griechen —"

„Die Römer, Bennndorf!" verbesserte der Professor.

„Die Römer zu ihren Lanzenschäften bedient hätten."

„Gut bemerkt, mein Alter!" sagte der Gelehrte und ließ sich ein neues Buch bringen, in dem er wieder eine Weile blätterte. Endlich sprach er: „Es giebt verschiedene Meinungen über diesen Gegenstand, Bennndorf, die Ihm aber nichts nützen, ich glaube, daß man für gewöhnlich des Eschenholzes, und zwar nicht des ganz alten, sich bedient hat. Versuche Er's einmal mit Eschenholz."

„Sehr wohl, Herr Profeſſor!“

„Benndorf, nach eilf Uhr wird Er heute die Gartenpforte öffnen, der General kommt; die Jungfer ſoll ein Paar Hühner braten und einige Flaſchen von dem alten Wein ins Vorzimmer bringen; Er wird, wie in alten Zeiten, den Tiſch hier nebenan decken — auch wird die Jungfer ein Bett bereit halten.“

„Sehr wohl, Herr Profeſſor!“

„Benndorf, ferner wird Er der Jungfer ein Glas Wein geben und wird ſelbſt drei Gläſer trinken, verſteht er mich?“

„Sehr wohl, Herr Profeſſor!“

„Benndorf, hat Er Cigarren im Hauſe, der General raucht immer, wie Er weiß; hat Er Cigarren?“

„Ja, Herr Profeſſor!“

„Benndorf, Er wird dem General nichts ſagen von — Er verſteht mich ſchon.“

„Ja, Herr Profeſſor!“

„Jetzt geh' und beſorge Er ſeine Sache gut, denn Er iſt kein Kind mehr!“

Der Diener entfernte ſich vergnügt, denn ſo viel hatte der Profeſſor ſeit drei Monaten nicht mit ihm geſprochen. Der Gelehrte aber ſah nach ſeiner Uhr, ergriff einen Stoß Zeitungen und Brochüren, ſetzte ſich

zurecht und begann die Annalen der Tagesgeſchichte mit einer Schnelligkeit zu durchfliegen, die eine große Uebung in dieſer Art Beſchäftigung verrieth. Häufig machte ſich der Profeſſor eine kurze Notiz und fuhr dann wieder eifrig fort zu leſen. Tiefe Stille herrſchte in dem Zimmer des alten Mannes nur das Rauſchen der vielenhaften Blätter engliſcher und franzöſiſcher Zeitungen war vernehmbar, Stunden vergingen, ohne von ſeiner Zeitung aufzuſehen ließ der Greis ſeine Uhr repetiren, es war zehn Uhr vorüber.

„Ach!“ ſagte er endlich leiſe, „es war alſo nicht dieſe Adele Vulart, wer denn? Die fremde Dame iſt eine Fiction, erſonnen von Schuften, dem Pietro feindlich Geſinnten, von müßigen Köpfen ausgeſchmückt und von einer, nach Verbrechen hungrigen, Menge freudig adoptirt. Vielfach erinnert dieſe Geſchichte an den Mord des Fualdes, auch dort wurde ein abgeſchmacktes Märchen von der aufgeregten Menge für wahr gehalten — wer es wüßte — ich möchte es wiſſen, wer die Ermordete geweſen — nun ich habe manches Räthſel Löſung erlebt, auch dieſe wird mir nicht entgehen.“

„Heute erſt mein Brief angekommen?“ fragte Don Juan's Stimme im Vorzimmer.

„Erſt heute, Herr General!“ antwortete Vanvert

„Du zitterst, Klingsohr, Du bist alt geworden!“ sagte der Professor zu sich selbst und stand auf.

„Klingsohr, alter, lieber Getreuer!“ rief Don Juan und schloß den Greis in seine Arme.

„Juan, Juan!“ erwiederte dieser klagend, „Du bist noch immer ein Mann und ich ein Greis!“

„Mag das Haus alt werden, Theurer, wenn nur sein Bewohner jung bleibt und kräftig — aber —“ Don Juan sah sich fragend um, „warum eilt Teska nicht in die Arme ihres Vaters? Wo ist meine Lieblingstochter?“

Klingsohr antwortete nicht, sondern sah den Fragenden mit stiller Trauer an.

„Teska ist todt!“ schrie Don Juan, „Teska, meine Teska, ihrer Mutter Ebenbild todt?“

„Nein, Don Juan, todt ist Teska nicht, sie lebt.“

„Wo, wo ist sie?“

„Juan, beruhige Dich, ich bitte Dich, meine Nerven vertragen starke Erschütterungen nicht mehr; wie mich einst meine Tochter verließ, um Dir, dem Manne ihrer Liebe, zu folgen, so hat mich auch jetzt meine Enkeltochter verlassen, um dem Manne ihrer Liebe zu folgen.“

„Alter Freund!“ ſprach Don Juan wehmüthig, „Du täuſcheſt mich nicht, meine Toska iſt todt, ich fühle es.“

„Juan, welche Schwachheit, wirſt Du auch alt, Du Mann von Eiſen? Du biſt nicht der Juan mehr, den meine verklärte Toska liebte; ſiehe her, hier iſt Deiner Toska Brief, — das Mädchen hat's gemacht, wie ſeine Mutter mit Dir, es iſt mit dem Geliebten, ohne Jemanden ein Wort zu ſagen, bei Nacht und Nebel davon gegangen. Es iſt wahr, es hat mir ſehr wehe gethan, weil ich beinahe nicht mehr leben konnte ohne meiner Toska Kind, aber ſie wird ſchon wieder kommen.“

Don Juan ſtarrte in den Brief ſeiner Tochter, aber er las nicht, ihn rührte die verbiſſene Traurigkeit des Greiſes, der ſeinen Schmerz nicht merken laſſen wollte, um Juan's Schmerz nicht zu vergrößern. Er hatte mehr verloren als Don Juan, er hatte das einzige menſchliche Weſen verloren, das ihn erfreute und erheiterte, das er von Kindheit auf um ſich gehabt hatte, an das er ſich in einem Zeitraum von fünf und dreißig Jahren gewöhnt hatte.

Die beiden Männer begaben ſich jetzt in die andere Niſche, in die, welche Don Juan's Tochter be-

wohnt hatte, ſie ſetzten ſich an den wohlbeſetzten Tiſch, aber keiner von Beiden vermochte vor Wehmuth und Traurigkeit einen Biſſen zu genießen. Don Juan trank haſtig einige Gläſer Wein und rauchte, der Profeſſor erzählte endlich alſo: „Lieber Juan, unſere Toska war, wie gewöhnlich kurz vor Oſtern nach Berlin gereiſ't, um die nöthigen Sommerbeſtellungen zu machen — nie blieb ſie über fünf Tage aus, am ſechſten Tage erhielt ich einen kurzen Zettel von ihr, in dem ſie mir ſagte, die Beſtellungen ſeien gemacht, aber ich ſolle ihr nicht zürnen, ſie könne jetzt nicht zurückkehren, ſondern ſie müſſe dem Manne ihrer Liebe folgen, an Dich wolle ſie ſelbſt ſchreiben. Es war richtig, die Beſtellungen waren gemacht; ich wäre dem Kinde gern nachgeeilt, aber ich kann mein Zimmer nicht einen Tag verlaſſen, wie Du weißt; meine Berliner Freunde ſind alle todt. Ich konnte nichts als eine Aufforderung in die Zeitungen drucken laſſen, die nur ihr verſtändlich war, ich bat ſie darin, wenn ſie nicht zurückkehren wolle, ſie möge wenigſtens nochmals Nachricht von ſich geben. Etwa vor acht Tagen erhielt ich von Hamburg den Brief, den ich Dir gegeben habe, ſie hat ihn am Tage vorher geſchrieben, ehe ſie mit ihrem Manne, dem Grafen Saportani, nach England abreiſen wollte.“

„Hamburg, acht Tage!“ rief Don Juan und nahm den Brief, „ich war ja vor acht Tagen in Hamburg.“

„Du biſt über Hamburg gekommen?“ fragte der Profeſſor.

„Ja!“ ſchrie Don Juan außer ſich, „der Brief iſt eine verdammte Lüge, das ſind wohl Toska's Züge, aber nicht Toska's Worte —“

„Das mußt Du beſſer wiſſen, als ich, Du hatteſt natürlich häufiger Gelegenheit von ihr Briefe zu empfangen.“

„Verdammte Lüge, Intrigue,“ tobte Don Juan, „dieſer Brief iſt, nach dem Datum, vor meiner Ankunft geſchrieben, am 11. October iſt, nach dieſem Briefe, Toska nach England gereiſ't und zwar auf der hamburgiſchen Brigantine „die Jungfrau“ Capitain Förſter! merke wohl auf, Klingsohr, und ich bin auf der hamburgiſchen Brigantine „die Jungfrau,“ commandirt von dem Capitain Förſter, erſt am 20. October von Amerika eingetroffen.“

„Mein Gott!“ ſchrie der Profeſſor entſetzt und ſein Geſicht verzerrte ſich krampfig, „Toska, wo biſt Du?“

„Meine Toska iſt todt," ſprach Don Juan dumpf, „ich fühle, daß meine Toska todt iſt!"

„Aber Juan," ſtammelte Klingsohr, „es kann zwei Schiffe geben, die einen Namen haben."

„Lieber Alter, belüge Dich nicht ſelbſt, an einem Ort giebt es nicht zwei Schiffe gleichen Namens und wäre das, ſo würde ſicher nicht auch der Name des Capitains ſtimmen — überhaupt hätteſt Du mir vor zwanzig Jahren geſagt, Toska habe ſich von einem Nobile entführen laſſen, ſo würde ich mich nicht gewundert haben, aber glaube mir, ein Mädchen, wie meine Toska, läßt ſich nicht entführen, wenn ſie ohne Liebſchaft fünfunddreißig Jahre alt geworden iſt."

Der Profeſſor ſprach nichts, er lehnte todtenbleich in ſeinem Lehnſtuhl; Don Juan bemerkte es nicht, er trank den ſchweren Wein, Glas auf Glas, und eine dichte Dampfwolke umwirbelte ihn, nur leiſe, ganz leiſe murmelte er von Zeit zu Zeit: „Meine Toska!"

Eine Stunde war ſo vergangen, als Musje Bennedorf erſchien, um abzuräumen, mit ſtarken Eſſenzen mußte er ſeinen ohnmächtigen alten Herrn in's Leben rufen. Willenlos ließ ſich auch Don Juan in's Bett führen. —

# V.

# Die weiſsen Sclaven.

Der Schauplatz iſt das Innere einer der ärmlichſten Hütten des ärmlichen Fabrikdorfes Kayna, deſſen Lage wir hier nicht näher geographiſch angeben dürfen. Ein Wohnzimmer kann das elende Gemach wohl kaum genannt werden, denn ihm fehlt auch das Geringſte jener Meubels, die, nicht die Cultur, nein, die ſchon die Natur des Menſchen verlangt. Da iſt nicht ein Tiſch, nicht ein Stuhl, nicht einmal eine Bank. Der Heerd ohne Feuer und eine Schütte halbfaules Stroh in der Ecke — das iſt das Ameublement der Wohnung eines ordentlichen, fleißigen Mannes, des Spinners Mensdorf; auf dem Heerde, rechts und links, neben dem Loche, in welchem das letzte Reißigfeuer brannte, liegen zwei halbnackte Knaben von acht und neun Jahren, die ſchauernd und zähnklappernd zuſammenfahren, wenn der herbſtliche Nachtſturm niederfährt und ſich raſſelnd in dem wankenden Kamine der Hütte fängt. Licht brennt keines in der Hütte und

doch iſt es erſt acht Uhr, ohne Licht müſſen die Armen die Stunden hinbringen, bis der Schlaf ſo barmherzig iſt, die Augenlider der Unglücklichen zuzudrücken, damit ſie durch ihn gerade Kraft genug erhalten, um den andern Tag neues Elend, alte Noth, dulden zu können.

Auf der Strohſchütte im Winkel regt ſich ein dunkler Knäuel von lebenden Geſtalten, ein Vater iſt's und eine Mutter iſt's, die ein Kind, ein krankes Kind, zwiſchen ſich genommen haben, um es mit ihren Leibern gegen die Kälte zu ſchützen. Die Mutter richtet ſich auf mit halbem Leibe von dem Stroh, ein zerriſſenes Tuch vermag nicht die welken Brüſte des armen Weibes zu bedecken, ein dünner, kurzer, wollener Rock iſt das Einzige, was dieſes Kind des Elends der empfindlichen Nachtkühle entgegenſetzen kann; die Mutter richtet ſich halb auf, das bleiche Geſicht mit den hohlen Wangen und den halberloſchenen Augen beugt ſich ganz tief herab auf das Antlitz des ſchlafenden Kindes. „Es ſchläft, Mann!" ſagt ſie mit leiſer Stimme; „iſt Röschen noch nicht da?"

„Nein, Hannchen!" antwortet der Mann mit einer Stimme, in der der tiefſte Schmerz zittert, „nein, Hannchen und ſie wird auch ſchwerlich vor zehn kommen."

„Ich hungere sehr, Vater!“ ruft der eine Knabe vom Heerd her. „Ich hungere und friere!“ der Andere.

„Sie haben seit gestern Morgen nichts gegessen!“ seufzt die arme Mutter leise.

Der Vater dreht sich um, er wendet sein Gesicht nach der Wand, er weint nicht, denn er hat so viel geweint, daß seine Thräne versiegt ist, er betet nicht, denn das Beten hat ihm tausendmal nichts geholfen, er kann es aber nicht ertragen das gräßliche: „Mich hungert, Vater!“

Ein armer Mann war Mensdorf von jeher gewesen, aber er hatte geschafft und gearbeitet und hatte sich und seine Kinder durchgebracht, selbst in der schwersten Zeit, denn er war ein Arbeiter so rüstig wie es keinen mehr gab in der ganzen Umgegend. Jetzt aber, seit drei Monaten, er hatte nicht weniger gearbeitet als sonst, eher noch mehr und dennoch war er in die entsetzliche Lage gerathen, in der wir ihn heute finden; in eine Lage, in der er täglich fürchten mußte, daß Frau und Kinder verhungern würden vor seinen Augen; in eine Lage, die so entsetzlich war, daß er nur durch den Tod aus ihr erlöst zu werden hoffen konnte.

Wie kam das? Was hatte den Mann mit allen den Seinigen so namenlos, so über alle Beschreibung elend gemacht? Wir werden es sehen. —

„Mann!“ sagte die Frau plötzlich, „Mann, hörst Du nicht? Es kommt Jemand.“

Das Herz des armen Mensdorf schlug hörbar, er stand auf und ging mit zitternden Knieen nach der Thür der Hütte; Furcht und Hoffnung, Mangel und Elend, Schwäche und Verzweiflung hatten den, einst so starken, Mann zum Schatten gemacht in wenigen Wochen. Zerrissen schlotterten die Fragmente eines ehemaligen Beinkleides um die entfleischte Gestalt des armen Menschen.

Es klopfte an die Hüttenthür. „Hast Du Brod, Röschen?“ fragte der Vater ängstlich, indem er den hölzernen Riegel zurückschob.

„Ja, Vater!“ antwortete eine, vielleicht funfzehnjährige, Dirne eintretend.

„Gott sei Dank!“ lispelte der arme Mann und lehnte sich an die feuchte Wand.

„Hast Du Brod, Röschen?“ fragten noch zwei Stimmen, nur die Mutter fragte nicht, ein grenzenloser Schmerz zerschnitt das Innere der unglücklichen Frau.

„Hier, hier, hier!“ ſprach die Dirne und reichte den Brüdern und der Mutter Jedem ein Stück grobes, ſchwarzes Brod aus dem kleinen Korbe, den ſie nebſt einigen Reiſigbündeln im Arm trug.

Dann machte ſie Feuer an auf dem Heerde mit dieſen Bündeln Reisholz; hellauf flackerte die Flamme und erhellte mit röthlichen und gelblichen Lichtern die Wohnſtätte des Hungers und der Verzweiflung.

Da ſaßen die beiden ganz nackten Knaben auf dem Heerd und kaueten, die Knaben froren nicht mehr, denn ſie konnten eſſen und damit begnügte ſich ihre zufriedene Jugend; dort ſaß die unſelige Mutter neben ihrem jüngſten Liebling, ſie hielt ein Stück Brod in der Hand, aber ſie aß nicht, ſie kaute ihr Brod blos klein und bemühte ſich nun die, in ihrem Munde erwärmte, ſchleimige Brodmaſſe dem armen Kinde einzuflößen.

„Vater, wollt Ihr nicht eſſen?“ fragte die Dirne, ſich nach dem Vater umſehend, der noch immer ſprachlos an der Wand lehnte. „Kommt, kommt, Vater, Ihr müßt morgen zeitig an die Arbeit, hier iſt auch ein Tropfen Schnaps für Euch!“ Der arme Mann arbeitete ſchwer, ſchwer hob ſich ſeine Bruſt und erſt nachdem ihm Röschen einige Tropfen Schnaps einge-

ſtöſt hatte, kam er wieder zu ſich, ſah ſich um in ſeiner Hütte und ſchien verwundert, als er alle ſeine Kinder eſſen ſah, mechaniſch ergriff er das Stück Brod, das Röschen ihm reichte und verſchlang es dann mit einer thieriſchen, nicht mehr menſchlichen, Gier.

„Die alte Suſanne hat mir ein kleines Töpfchen geborgt, Mutter, ich will der Kleinen einen Mehlbrei kochen und dann den Jungen, eines nach dem andern, werdet nicht ungeduldig."

Bei der flackernden Flamme des Heerdfeuers haben wir Gelegenheit das junge Mädchen, das wir Röschen genannt haben, zu betrachten. Röschen iſt erſt funfzehn Jahre alt und dennoch ſchon vollſtändig erwachſen, ihr Wuchs iſt ſchlank, elegant und dennoch üppig. Glänzend braunes Haar liegt ſchlicht an einer feinen Wange, deren Bläſſe von dem Hunger erzählt, den auch ſie gelitten in der letzten Zeit, das braune Auge der jungen Dirne iſt mild und hell, Mund und Kinn ſind zierlich und die Hand, wenn auch nicht ohne Spuren der Arbeit, doch feingeformt. Die Kleidung Röschens beſteht in einem kurzen, wollenen Rock, der nicht einmal lang genug iſt, um ein grobes, baumwollenes Hemde, das die Wade kaum bedeckt, zu verbergen.

Ein ſchlechtes Tuch verhüllt den Hals und die junge Bruſt der Dirne.

Röschen würde ſchön ſein, wenn ſie beſſer gekleidet wäre, ſelbſt ſo in ihrem Plunder, in ihrer ärmlichen Blöße, iſt ſie nicht ohne Reiz, ohne Anmuth. Emſig iſt ſie bemüht ein kleines, wie wir hörten geborgtes, Töpfchen zum Kochen zu bringen, ſie ſcheint ganz mit dieſer Angelegenheit beſchäftigt, dennoch würde es einem aufmerkſamen Beobachter nicht entgehen, daß tiefer Schmerz thront auf der tadelloſen Stirn, in den hellen Augen des Mädchens, ja, er würde bemerken können, daß der Thränenweg über die Wange friſch betreten iſt und daß der Mund, leicht zuſammengedrückt, dem anmuthigen Geſicht einen Ausdruck von Entſchloſſenheit und Willensenergie giebt, den man ſonſt nicht ſucht, auch wohl nicht liebt in den Geſichtern jugendlicher Mädchen.

„Röschen," beginnt der Arbeiter ſich ſchauernd und fröſtelnd dem kleinen Feuer nähernd, „ſage mir, haben Deine Bitten gefruchtet? will der Herr mir etwas geben?"

Das Mädchen nimmt haſtig das Töpfchen vom Feuer, eine glühende Röthe fliegt über ihr Geſicht und erſt, als ſie das Töpfchen der Mutter gereicht,

antwortet sie fest: „Ja, Vater, er will Euch den Arbeitslohn auszahlen lassen, sechs Pfennige täglich und nur den siebenten will er einbehalten für seine Forderung, auch will er Dir drei Wochen vorauszahlen, damit Du Dir das Nöthige wieder anschaffen kannst."

Wiesdorf antwortete nicht, aber Thränen liefen über seine entfleischte Wange, krampfhaft falteten sich seine Hände, jetzt hatte er wieder Muth und Kraft zu beten.

Röschen seufzte und füllte das Töpfchen zum zweiten Male, um auch den hungernden Brüdern einen Mehlbrei zu kochen.

Welches Bild, hier stand ein Mensch, der Gott brünstig dafür dankte, daß er täglich mit zwölf Stunden Arbeit sechs Pfennige verdienen durfte, daß ihm sein hartherziger Fabrikherr nicht, wie bisher, das Ganze, sondern nur den siebenten Pfennig einbehalten wolle zur Bezahlung einer Forderung von vier Thalern — und dort — ? —

Wir verlassen jetzt die Hütte, den Schauplatz des Elends, wir haben die Gewißheit, daß die unglückliche Familie in dieser Nacht noch nicht verhungern wird, wir begeben uns nach dem besten Zimmer jenes schmucken Hauses, das dicht an der großen Fabrik liegt.

Das behaglich erwärmte und erleuchtete Zimmer iſt mit allen den kleinen und kleinſten Erforderniſſen des feinſten Comforts reichlich verſehen — prächtige Meubles, koſtbare Uhren, reiche Draperieen — es iſt ſehr angenehm leben, wenn man reich iſt und der junge Mann dort im ſeidenen Schlafrock iſt ſehr reich, er beſitzt mehrere einträgliche Fabriken und hat einige hundert Sclaven, weiße Sclaven, die er höflich ſeine „Fabrikarbeiter" nennt. Nachläſſig ſtreckt der junge Krösus ſeine Glieder auf den wollüſtig ſchwellenden Kiſſen des Divans, nachläſſig hält er ein Buch vor ſein Geſicht, vor ſein Geſicht, das ganz hübſch ſein würde mit ſeinen dunkeln Augen und ſeinem kleinen Munde, wenn es nicht durch Züge des unleidlichſten Hochmuthes, ſo wie durch Spuren von ſehr frühem und ſehr raſchem Lebensgenuß entſtellt worden wäre. Der junge Mann warf gelangweilt ſein Buch weg und eine Art von Freude ſchimmerte in ſeinen Augen, als ſich die Thür leiſe öffnete und ein großer, hagerer, gelber Mann eintrat, den die Brille, in Stahl gefaßt, der lange, graue Rock, das große Buch unter dem Arme, die Feder hinter dem Ohr ſogleich als die wichtige Perſon ankündigte, die den Poſten eines erſten Buchhalters der Fabrik bekleidete.

Dieſe Maſchine verbeugte ſich dreimal äußerſt devot vor dem jungen Herrn, der ſich nicht rührte, ſondern nur einen Laut von ſich gab, den man für einen „Guten Abend!“ halten konnte, wenn man eben Luſt hatte. Schweigend nahm der Buchhalter Platz an dem Tiſchchen vor dem Divan, öffnete ſein Buch und begann mit heiſerer, eintöniger Stimme zu leſen: „Hüll und Comp. beſtellen 100 Stück Linnen Nr. 21., rathſam anzunehmen, kann in ſechs Wochen erledigt ſein.“

„Angenommen!“ ſagt der junge Herr und der Buchhalter macht ein Zeichen in ſein Buch.

„Bernett beſtellt hundert Stück, iſt aber auf die letzte Beſtellung noch eintauſend ſiebenhundert Thaler und neun Pfennige ſchuldig.“

„Soll erſt ſeinen Reſt abmachen!“ entſcheidet der junge Herr.

„Von Berlin werden verſchiedene kleine Beſtellungen von kleinen Geſchäften, aber guten Zahlern, für nächſte Oſtern gemacht, zuſammen für neuntauſend Thaler.“

„Angenommen!“

Der Buchhalter ſchlägt ein anderes Blatt ſeines Buchs auf.

„Eine Rechnung von 1300 Thalern für die neue Kutſche.“

„Hundert Thaler abzuziehen und zu bezahlen!“

„Eine Weinrechnung von Clicquot Wittwe.“

„Wie viel?“

„Dreihundert Thaler!“

„Zu zahlen; eine neue Bestellung von 200 Bouteillen zu machen!“

Wieder schlägt der Buchhalter ein neues Blatt auf.

„Ein Brief von Major Klödwyn, er ladet zur Jagd für nächsten Freitag.“

„Die Einladung sehr höflich abzulehnen, ich muß nächsten Freitag nach Elberfeld.“

„Ein Brief vom Herrn von Goldstein, er ladet zum Diner auf übermorgen.“

„Kurz abzulehnen, denn man kann mit dem Menschen keinen Umgang mehr haben, seit er den öffentlichen Scandal in den Zeitungen gehabt hat; hätte auch klüger gethan, den Zeitungsschreibern mit ein paar Louisd'or das Maul zu stopfen.“

„Haben Sie noch etwas zu befehlen Herr Strobel?“

„Ja, erstlich bekömmt der Spinner Mensdorf von morgen an täglich sechs Pfennige baar und der siebente wird ihm gut geschrieben, er erhält auch drei Wochen **praenumerando** und zweitens werden seiner Tochter ein wollener Rock und ein Paar Schuhe ver-

abreicht und ihm nicht in Anrechnung gebracht. Drittens wird das Mädchen nicht zur Arbeit angehalten, sondern arbeitet so viel sie Lust hat, versteht sich Alles nur für jetzt und bis auf Weiteres."

„Sehr wohl, Herr Strobel!" antwortete der Buchhalter, schloß sein Buch und stand auf.

„Sie können heute mit mir essen, Buchhalter, klingeln Sie einmal."

Der Buchhalter erfüllte den Befehl seines Herrn und nach einigen Augenblicken stand ein feines Souper zwischen den beiden Männern, die es sich trefflich schmecken ließen und auch der Flasche eifrig zusprachen.

Als Herr Strobel satt war streckte er sich wieder bequem auf seinen Divan und fragte: „Nun, Buchhalterchen, was giebt's Neues? Haben Sie nichts für mich? Ich denke Sie kennen meinen Geschmack hinlänglich."

„Gewiß, Herr Strobel," antwortete der würdige Mann mit abscheulichem Grinsen, „habe auch wieder mancherlei, da ist die dicke Dorthe —"

„Nichts mit der, die ist mir zu plump, ich habe sie mir neulich angesehen."

„Nun denn, die Cordelie von Hornberg's," fuhr der Buchhalter fort, „die Mutter war heute bei mir

und läßt ſie Ihnen anbieten, für einen Thaler, wie ich glaube, die Leute nagen entſetzlich am Hungertuche, der Mann ſoll aber nichts erfahren davon; Sie kennen das Mädchen?"

„Ja, das Mädchen iſt hübſch, aber noch ſehr jung, will für jetzt mit Röschen zufrieden ſein."

„Mit der haben Sie in der That ein Meiſterſtück gemacht, Herr Strobel," verſetzte der Buchhalter mit teufliſchem Grinſen, „glaubte ſchon, der Kerl würde deſperat genug ſein, mit Frau und Kindern zu verhungern."

„Er weiß auch nichts davon, Buchhalter, ich habe der Dirne verſprechen müſſen dem Vater nichts davon zu ſagen."

Der Buchhalter lachte diaboliſch und ſprach: „Ja, ja, ich glaub's ſchon, mag tüchtig gehungert haben der hochnäſige Kerl in der letzten Zeit, ſah wie ein Schatten aus, weiß übrigens ſicher Niemand beſſer um die Sache, als er."

„Uebertreib' Er's nicht mit den Leuten, Buchhalter," warnte Herr Strobel nachdenklich, „damit mir's nicht etwa geht, wie dem Narren, dem Goldſtein, drüben."

„Hat gar nichts zu ſagen, Herr Strobel, ich weiß, wie weit ich gehen kann, ſorge ich doch nur für Dero Vergnügen und Vortheil.“

„Uebrigens, Buchhalter,“ fuhr der Fabrikherr, indem er ſeinem würdigen Diener winkte und ſich von ihm eine Cigarre reichen ließ, „hat Er hier jedenfalls Unrecht, Er hätte das Mädchen ſehn ſollen, wie hübſch es ausſahe, wie großartig förmlich, als es mit ſeinen nackten, weißen Beinchen da vor mich hintrat und mich anblitzte mit ſeinen hellen, braunen Augen —“

„Ein Paar Ruthenhiebe hätten den Trotz der Dirne ſchon gebrochen!“ murrte der Buchhalter.

„Schäm' Er ſich, wer wird ein hübſches Mädchen ſchlagen!“ verwies Herr Strobel und blies den blauen Rauch ſeiner Manilla von ſich.

„Was ſagte denn die Dirne, Herr Strobel, wenn ein alter, treuer Diener Ihres Hauſes ſich erdreiſten darf danach zu fragen?“

„Hm!“ ſprach der reiche Herr, ſich dehnend, „ſie ſagte: Herr, ich hungere, mein Vater hungert, meine Mutter hungert, meine Geſchwiſter hungern, Sie ſind unſer Feind, Sie haben uns Alles genommen, weil mein Vater nicht in Ihr Begehren willigen wollte — meinetwegen aber ſoll Niemand verhungern, machen

Sie mit mir, was Sie mit mir machen wollen, ich will Alles dulden, nur geben Sie meinem Vater seinen Lohn und verſprechen Sie mir, ihm nichts von meiner Schande zu ſagen.“ Das ſagte das hübſche, trotzige Kind, wir wurden einig und ſie ergab ſich mir dann ohne alles Widerſtreben.“

„Ja, ja, der Hunger iſt gut,“ erwiederte der Buchhalter, „und wie fanden der Herr Principal die Kleine?“

„Schön, über alle Erwartung!“ rief Herr Strobel mit dem Tone der größten Genugthuung.

Während dieſe beiden Menſchengeſtalten ſich alſo mit einer teufliſchen Leichtfertigkeit über das namenloſe Elend unterhielten, das ſie aus Sinnlichkeit, Habſucht und Gewohnheit über ihre ärmern Mitmenſchen brachten, fand in einer ärmlichen Hütte eine ganz andere Scene ſtatt.

Auch dieſe Hütte iſt, gleich der des armen Mensdorf, von allem Hausrath entblößt, doch lodert ein tüchtiges Feuer auf dem Heerde und einige ſchadhafte Stühle ſtehen um einen wackeligen Tiſch.

Drei Männer ſprechen an dem kleinen Fenſter, deſſen zerbrochene Scheiben mit geöltem Papier verklebt ſind, leiſe aber eifrig, mit einander, an dem Heerde

ſitzt eine Frau, die von Schmutz und Häßlichkeit ſtarrt, ſie blickt gedankenlos in das Heerdfeuer, an dem eine plumpe, aber ſonſt nicht unſchöne, wenn auch ſehr ſchmutzige, Dirne beſchäftigt iſt.

„Cordelie!" ſpricht die ſchmutzige Frau zu dem ſchmutzigen Mädchen, „Cordelie, brich doch die Lehne ab von dem Stuhl und wirf ſie in's Feuer, damit wir wenigſtens warm haben die Nacht, denn ſchlafen können wir doch nicht wegen der Mannsleute."

Schweigend gehorchte das Mädchen, man ſah ſie mit großer Behendigkeit die beiden Stuhllehnen abreißen und dann die mürben Holzſtücke, ſo leicht als wären es Strohhalme geweſen, über dem Knie zerbrechen.

„Es wird ſpät, Hornberg wird uns doch etwas Brod mitbringen?" fragte die Alte.

„Ich verhungere faſt, Mutter!" antwortete die Tochter.

„Ich habe heute Deinetwegen mit dem Herrn Buchhalter geſprochen, Cordelie, er machte mir Hoffnung, er meinte, Du könnteſt dem Herrn gefallen und gab mir einen Schluck Branntwein."

„Giebt mir der Herr zu eſſen, wenn ich ihm gefallen habe, Mutter?" fragte Cordelie und ſah ihre Mutter mit dem gutmüthigſten und einfältigſten Blick ihrer blaßblauen Augen an.

„Er giebt Dir zu eſſen, Kind, und Geld und einen neuen Rock, denn der Herr iſt eigentlich gut, ſehr gut, wenn nur der Herr Buchhalter nicht wäre!“

„Wenn ich Geld habe und Eſſen, Mutter, dann ſollt Ihr ſicher nicht hungern!“ rief Cordelie mit natürlicher Gutmüthigkeit.

In dieſem Augenblick traten noch vier Männer in die Hütte, von denen Einer, der Fabrikarbeiter Hornberg, raſch auf den Heerd zuſchritt und ſeiner Frau und ſeiner Tochter, Jeder, ein Stück Brod und ein Stück Speck reichte.

„Ihr werdet verdammt gehungert haben, Ihr armen Weibſen!“ ſagte der Mann mit rauher Stimme und ſtreichelte mit ſeiner gewaltigen Hand den Kopf ſeiner Tochter, die, gleich der Mutter, eifrig zu eſſen begann; „und doch hättet Ihr beinahe nichts bekommen, der Buchhalter, der Schuft, wollte mir und Cordelien die zwei Tage abziehen, die Du, armes Weib, krank geweſen biſt, unſere Schuld beim Krämer habe ich bezahlt, aber er will uns doch nichts mehr borgen, dahier iſt der ganze Reſt!“ bei den Worten warf er vierzehn Pfennige in den Schooß des Weibes *): „wie

*) Sieben Pfennige täglich iſt das Höchſte, was ein weſtphäliſcher Spinner verdienen kann mit zwölfſtündiger Arbeit.

es nun werden ſoll bis zum nächſten Sonnabend, das mag Gott wiſſen, ich weiß es nicht!"

Der Mann mit dem herkuliſchen Körperbau wendete ſich um, er wollte den Weibern die Thräne nicht ſehen laſſen, die über ſein finſteres Geſicht rann, er knöpfte die baumwollene Jacke auf, der Gedanke an die Zukunft machte ihm heiß ſelbſt in der Kälte, denn das Heerdfeuer erleuchtete die Hütte zwar, aber erwärmte kaum die dem Heerde zunächſt Stehenden. Jetzt traten noch vier Männer in die Hütte und gleich nach ihnen noch einige, ſo daß wohl ein funfzehn verſammelt ſein mochten, deren zerriſſene Kleidung, elendes Ausſehen und gedrücktes Weſen hinlänglich verrieth, daß ſie zu der verachteten Kaſte der deutſchen Parias gehörten; es waren beſitz- und rechtloſe, deutſche Fabrikarbeiter, weiße Sclaven.

Das Geſpräch dieſer Männer ſchien aufregender Art zu ſein, denn immer lauter wurden die Stimmen.

„Gott helfe mir!" rief Einer plötzlich ganz laut, ich kann's nicht länger ertragen dieſes beſtändige Arbeiten und Hungern, mag der König mein armes Weib und meine armen Würmer ernähren, ich gehe davon!"

„Sind wir nicht Menſchen ſo gut als die reichen Herren?" begann ein Anderer, „iſt's nicht himmel-

ſchreiend, durch unſere Arbeit werden ſie immer reicher und wir müſſen unſere Kinder verhungern ſehn!"

„Es iſt wenig ſieben Pfennige," ſprach der Arbeiter Hornberg, „aber wenn man ſie uns nur gäbe, es ginge dann ſchon."

„Ja, ja," ſagte ein älterer Mann, „wenn man uns unſer Geld nur gäbe, wir brauchten doch dann nicht zu hungern, aber die verdammten Waaren, die man uns ſtatt des Geldes giebt, die wir wieder verkaufen müſſen, weil wir ſie nicht brauchen können, die richten uns zu Grunde."

„Und es iſt doch gegen das Geſetz," bemerkte ein Anderer, „man ſoll uns baar Geld geben und keine Waare, es iſt verboten, ich weiß es!"

„Was hilft uns das, Anton," rief Hornberg, „wer Geld hat, hat immer Recht, willſt Du etwa klagen gegen den Herrn?"

„Ich kann nicht klagen, denn ich habe kein Geld und ohne Geld giebt's kein Recht auf Erden!"

„Ich will Euch etwas ſagen, Genoſſen!" ſchrie ein derber, nerviger Mann, einen Schritt vortretend, „neulich ſprach ich einen Reiſenden, der aus Frankreich kam, dem klagte ich meine Noth, wißt Ihr, was er ſagte?"

„Nun?“ fragten ein Dutzend Stimmen.

„Ich will's Euch sagen; um's Euch zu sagen, habe ich Euch hierher bestellt zu Hornbergen; er sagte, wir sollten's machen wie unsere französischen Brüder —“

„Und wie machen's die?“

„Das sind Kerls, sag ich Euch, wenn die der Fabrikherr zu sehr schindet und plagt, dann weigern sie sich einmüthig zu arbeiten und zwar so lange, bis der Herr in ihr Begehren gewilligt!“

„Laßt's uns auch so machen, Genossen, wir wollen uns weigern zu arbeiten; er muß nachgeben und thut er's nicht, wir müssen ja so und so verhungern!“ rief ein Anderer.

„Aber,“ wendeten Einige ein, „wenn man nun die Gensd'armen schickt und Soldaten, um uns zu zwingen?“

„So wehren wir uns,“ schrie der, der zuerst gesprochen hatte, „ich glaube es ist besser unter den Bajonetten der Soldaten zu sterben, als zu verhungern, als Weib und Kind verhungern zu sehen.“

Eine tiefe Stille herrschte nach diesen Worten in der Versammlung, es war nicht die Furcht vor dem Tode, was diese armen Menschen stutzen ließ, sie sahen ja dem schrecklichsten Tode, dem Hungertode, Jahre

lang in's Antlitz, aber es wohnt ein rührender Abſcheu vor der Empörung in der Bruſt des deutſchen Menſchen, ſelbſt dieſe Rechtloſen, dieſe Sclaven elender Gewinnſucht, ſchauderten bei dem Gedanken an den Widerſtand gegen die Soldaten des Landesherrn. Dieſe Pauſe, die im Geſpräch eingetreten war, benutzte ein junger Mann in einer blauen Blouſe, um raſch in den Kreis zu treten.

Es iſt der Doctor Johann Fauſt, Don Juan's Freund.

„Wollt Ihr mich hören, lieben Leute?"

„Wer iſt er? Ein Fremder! Doch kein Spion?" fragten die Arbeiter unter einander.

„Es iſt ein Herr, den ich mitgebracht habe, ich ſtehe für ihn!" ſprach der Arbeiter Hornberg laut.

„Ein Herr?" fragten die Arbeiter ſtaunend.

„Ein Menſch, ich bin ein Menſch, wie Ihr!" rief Fauſt, „ſeit Jahren habe ich mich mit Eurem Elend beſchäftigt, arme Brüder, ſeit Jahren auf Abhülfe geſonnen; hört mich, Euer Elend iſt groß, rieſengroß, ich kenne es genau und, bei Gott, ich wundere mich nicht, daß Ihr auf den Gedanken kommt, gewaltſam die Feſſel des Elends zu ſprengen; aber der Gedanke

ist thöricht, denn er hilft Euch nicht aus Eurem Jammer, sondern führt Euch nur in's Gefängniß —"

„Im Gefängniß verhungert man nicht," warf der alte Mann, der schon einmal gesprochen, finster ein, „der König sorgt für die Diebe und Mörder besser, als für uns, die wir seine getreuen Unterthanen sind."

„Der König," rief Faust, „ist mächtig, lieben Brüder und weiß Vieles, aber allmächtig und allwissend kann er nicht sein, das eben wollte ich Euch sagen, dazu bin ich hergekommen. Der König soll es erfahren, wie es Euch geht; er soll unterrichtet werden von Eurem Elend und, ich weiß es, er wird Euch helfen. Ihr müßt zuerst ein Recht haben, in einem rechtlichen Verhältniß zu den reichen Fabrikherren stehen und darum sollt Ihr den König bitten, daß er Euch Schiedsgerichte giebt, halb aus Arbeitern, halb aus Fabrikherren zusammengesetzt; diese Gerichte sollen darüber wachen, daß Ihr Euren Lohn baar und pünktlich erhaltet, sie sollen gemeinschaftlich die Höhe des Lohnes, der sich nach der Höhe der Preise richten muß, bestimmen. Diese Schiedsgerichte werden Streitigkeiten zwischen Euch und Euren Herren schlichten und auf diese Weise werdet Ihr ein Recht erhalten, das Euren Zustand sichert. Ihr werdet dann vielleicht noch im-

mer arme Leute ſein, aber Ihr werdet nicht verhungern und werdet Staatsbürger ſein, ſo gut wie die Reichen, und nicht wie jetzt arme hungernde Sclaven! Glaubt Ihr nicht, lieben Leute, daß der König ſolchen billigen Wünſchen ein geneigtes Ohr leihen werde?"

„Ja, Herr, ja der König iſt gut!" riefen Einige. Andere aber ſagten: „Der König iſt wohl gut und er würde uns gewiß hören, wie aber zu ihm kommen? Wer von uns hat Geld genug, um nach Berlin zu reiſen, ſo weit? Wer bringt uns zu ihm? Würden uns die vielen Soldaten zu ihm in ſein Zimmer laſſen?"

„Freilich wohl nicht," fuhr Hauſi fort, „wenn Ihr ſämmtlich kämet, aber hört mich, ich bin ſchon in vielen Fabrikdörfern geweſen und habe mit den armen Arbeitern geſprochen, wie ich mit Euch geſprochen habe, Ihr ſollt die letzten ſein mit denen ich jetzt rede, denn ich habe genug. Zwanzig Eurer Brüder, Jeder aus einem andern Ort, haben ſich entſchloſſen mit mir nach Berlin zu reiſen; ich will Euch zum Könige bringen, er wird Euch hören und wird ſicher Eurer Elend berückſichtigen; gebt mir Einen von Euch, Einen der reden kann und das Herz auf dem rechten Flecke hat,

der mag mich begleiten, die Kosten der Reise will ich tragen."

Stumm vor Erstaunen standen die elenden Menschen; Einer der Ihrigen sollte in den Königspallast treten und ihre Noth dem Herrscher selbst klagen! Der Gedanke machte sie schwindeln. Doctor Faust drängte, man entschloß sich nun, bestimmte endlich den Arbeiter Hornberg zum Deputirten und begann sich in Danksagungen gegen Faust zu erschöpfen.

„Ich brauche Euch nicht zu sagen, lieben Leute," nahm der Doctor wieder das Wort, „daß ein tiefes Stillschweigen über unser Vorhaben beobachtet werden muß, redet also so wenig als möglich davon und Du, Freund Hornberg, kommst nächsten Mittwoch nach Elberfeld in den kleinen Gasthof vor der Stadt, wo Du mich zum ersten Male sahst und fragst nach dem Doctor Faust. Ihr aber, guten Leute, damit Ihr nicht verhungert in der nächsten Zeit, sollt erfahren, daß ich nicht blos leere Worte mache, ich will Euch Geld geben, Ihr könnt mir's einmal wieder geben, wenn Ihr könnt, könnt Ihr's niemals, so ist's auch gut. Ihr, guter Alter, wie viel braucht Ihr wohl, um Euch für's Erste vor dem Hunger zu schützen?"

„Herr!" sagte der Alte, „ich verdiene täglich sechs

Pfennige, denn es will nicht mehr recht fort mit mir, meine Tochter, die ein kleines Kind hat, verdient eben so viel, damit kämen wir aus, wenn wir das Geld so bekämen, aber Sie werden wissen, daß man uns immer mit Waaren bezahlt und wir dann in Schulden gerathen, indeß, wenn wir zwei Thaler hätten, so könnten wir wohl den Winter durchkommen."

Faust zog seine Börse und gab dem Alten zwei Thaler, dann fragte er, Reihe um, nach der Stärke der Familien der Männer und gab Jedem nach Verhältniß. Zweifelnd, staunend und fast erschrocken nahmen die Männer das Geld, zu danken vermochten sie nicht und lächelnd schickte sie Faust fort, indem er rief: „Jetzt geht, lieben Leute, hoffentlich sehen wir uns in einigen Wochen vergnügter wieder, laßt's Euch nicht merken, daß Ihr Geld habt, seid so fleißig, als wenn Ihr keins hättet, lebt wohl!"

Viele der Männer hatten Thränen im Auge, als sie die Hütte verließen.

„Freund Hornberg!" wendete sich Faust jetzt zu dem Arbeiter, „hier ist Geld für Euch, gebt's Eurer Frau, daß sie davon lebt während Eurer Abwesenheit und Ihr Frau," Faust trat an den Heerd und sprach ernst und laut, „laßt Euch nicht vom Teufel blenden,

verhungert lieber, als daß Ihr Euer Kind der Wollust eines reichen Schuftes verkauft, ich will für Euch sorgen, aber ich stoße Euch ins tiefste Elend, wenn ich je wieder von Euch dergleichen Dinge erfahre, lieber mit Ehren verhungert, als mit Schande schwelgend gelebt. Lebt wohl, Freund Hornberg, am Mittwoch erwarte ich Dich!"

Kauft ging hinaus.

Wir wollen diese Facta allein für sich sprechen lassen — Mensdorf in's Elend gestürzt, weil er den Muth hat seine Tochter der Wollust seines „Herrn" zu verweigern; die Hornbergin durch Hunger dahin gebracht, ihre Tochter diesem „Herrn" zum Verkauf anzubieten — die absolute Nichtswürdigkeit des Buchhalters, neben der parfümirten, aber darum nicht geringern seines Principals — was sind in der Hand solcher Tirannen arme Fabrikarbeiter ohne Rechtsschutz? Liegt nicht eine Größe des Elends in dem Charakter der jungen Dirne, die sich dem „Herrn" Preis giebt, um Vater und Mutter und Geschwister vom Hungertode zu retten? —

VI.

# Ein Vater, der ſeine Tochter ſucht.

An demſelben Tage, an dem Doctor Hauff mit den weſtphälſchen Arbeitern geſprochen, kam Don Juan mit Extrapoſtpferden in Hamburg an und bezog mit Incarnacion das Hôtel, das er ſchon bewohnt hatte bei ſeiner letzten Anweſenheit in Hamburg.

Incarnacion trauerte, das braune Mädchen fühlte ſich unwohl in Europa und Don Juan hatte kaum noch einen Blick, geſchweige denn einen Gedanken, ein Wort für ſie. Er dachte nichts, als ſeine verlorene Tochter, ſeine Tochter wollte der alte Edelmann wieder haben um jeden Preis, oder er wollte wenigſtens wiſſen, was aus ihr geworden, wo ſie geendet und wie ſie geſtorben, denn wir haben bereits erwähnt, daß Don Juan innerlich von dem Tode ſeiner Tochter überzeugt war. In Hamburg angekommen, begann er ſogleich mit raſtloſem Eifer und einer inſtinctartigen Klugheit ſeine Nachforſchungen. Zuerſt ermittelte er, was er von Anfang für eine Unwahrheit gehalten, daß er

nicht zwei Capitaine Förster gab in Hamburg, eben so wenig als zwei Brigantinen, die den Namen „Jungfrau" führten und daraus folgerte er sehr richtig, der Entführer seiner Tochter habe den ersten besten Namen eines Schiffes angegeben, das gerade nicht in Hamburg vor Anker lag. Er konnte nicht wissen, daß die „Jungfrau" so bald zurückkehren würde.

Mit dem, angeblich von Toska geschriebenen, Briefe in der Hand begab sich Don Juan auf die Preußische Post, er bat um ein Gespräch mit dem ersten Postbeamten, die Register wurden nachgesehen und der Brief an den Professor Klingsohr fand sich richtig eingetragen. Der erste Postbeamte ließ nun den Postsecretair rufen, der die Briefe an diesem Tage eingetragen hatte und Don Juan fragte ihn, ob er sich nicht erinnere, wer den Brief an Professor Klingsohr aufgegeben.

Der höfliche, junge Mann gab sogleich Auskunft und sagte, daß er sich beim Empfang des Briefes über den Namen „Klingsohr" gewundert habe, der Name sei ihm bekannt aus dem „Sängerkrieg auf der Wartburg von Hoffmann." Der Ueberbringer des Briefes sei indeß ein Hausknecht aus einem Gasthofe gewesen, den er nicht kenne.

Don Juan unterredete ſich jetzt eine Weile mit dem Oberbeamten, der Poſtſecretair erhielt drei Tage Urlaub und gab gern der Bitte Don Juan's nach, mit ihm durch alle Gaſthöfe Hamburgs zu gehen, um den Hausknecht, der den Brief aufgegeben, ausfindig zu machen. „Ich erkenne den Menſchen beſtimmt wieder, wenn ich ihn ſehe!“ behauptete der Poſtſecretair und auf dieſer Behauptung beruhte Don Juan's ganze Hoffnung. Don Juan und der Poſtſecretair durchwanderten zwei Tage lang die verſchiedenſten Hôtels, ließen ſich die Hausknechte überall vorſtellen, aber der Geſuchte war nicht dabei. Am Morgen des dritten Tages kam der Poſtſecretair, wie gewöhnlich, um Don Juan abzuholen, aber ſein Geſicht ſtrahlte vor Freude, als er eintrat. „Ich habe ihn, Herr General, ich habe ihn!“ rief er.

„Wo? wo?“ fragte Don Juan eifrig.

„Er begegnete mir hier auf der Treppe, es iſt der Hausknecht Ihres Hôtels — merkwürdig, daß wir daran nicht gedacht haben.“

Don Juan zitterte heftig, er zog die Klingel und bat den eintretenden Kellner ihm den Hausknecht zu ſenden; nach einigen Augenblicken trat ein ehrlicher, vierſchrötiger Bierlander in's Zimmer

„Haben Sie nicht am 11ten October Briefe nach der Preußischen Post getragen?“ fragte Don Juan.

Der Hausknecht starrte den Frager verdutzt an und antwortete dann zögernd: „Ne, ich weeß es nich, ich trage die Briefe nicht auf die Post.“

„Wer trägt sie denn?“

„Der lange Dornguth, mein Kamerad!“

Der lange Dornguth wurde citirt und bestätigte, daß er allerdings die Briefe zu besorgen habe und namentlich in der letzten Zeit stets selbst gegangen sei. Der Postsecretair aber war seiner Sache gewiß und fragte den ersten Hausknecht: „Sie brachten mir einen einzelnen Brief, es war, wenn ich nicht irre, gegen Abend, sollten Sie nicht vielleicht, außer der Zeit, dergleichen Bestellungen übernommen haben?“

„He!“ sagte der lange Dornguth, seinen Kameraden anstoßend und ihm einen Blick zuwerfend, „He! sprich doch!“ Der Vierlander schien sich zu besinnen.

„Was ist's denn?“ fragte Don Juan.

„Gnädiger Herr!“ begann der lange Dornguth, „Christel hat vor ein Paar Wochen ein Mal einen Brief getragen, ich weiß es wie heut, weil er fünf Schilling Trinkgeld bekam, worüber ich mich ärgerte.“

„Ach ja!“ rief der Vierlander erfreut, „fünf Schillinge Trinkgeld; es war der blasse, junge Herr auf Nro. 3!“

Don Juan wußte nun genug, er entließ die Hausknechte mit einem anständigen Douceur und ließ den Wirth des Hôtels zu sich bitten. Der höfliche Mann ließ nicht lange auf sich warten und in wenigen Minuten wußte Don Juan, daß am 10ten und 11ten October ein junger Franzose, Namens de Besché, in Nro. 3. logirt habe; mit Hülfe des Stubenmädchens erlangte Don Juan auch bald ein sehr genaues Signalement und durch den Oberkellner eine Notiz, die ihm äußerst wichtig war. Der Oberkellner hatte Herrn de Besché auf sein Begehr durch einen Lohnbedienten nach einem berühmten Banquierhause führen lassen.

Don Juan machte sich nun sogleich, von seinem getreuen Postsecretair geführt, nach diesem Banquierhause auf den Weg und wurde mit zuvorkommender Freundlichkeit in das reich meublirte Cabinet eines alten Mannes geführt, der eben sehr behaglich bei seinem Frühstück saß, das ihm eine wunderschöne, junge Dame, seine Tochter, servirte.

Der Postsecretair, der dem Banquier bekannt war, stellte den Herrn General Juan von Aurinia vor und

Beide wurden höflich gebeten an dem Frühstück Theil zu nehmen. Juan hatte viel Selbstbeherrschung nöthig, um unter diesen Umständen an der leichtern Conversation Theil nehmen zu können, die während des Frühstücks geführt wurde und war sehr froh, als der Banquier endlich sagte: „Vermuthlich kommen Sie in Geschäften zu mir, mein Herr General?"

Bei diesen Worten erhob sich die Tochter vom Hause und entfernte sich in ein Fenster, der Postsecretair folgte ihr. Don Juan, der wohl wußte, welche Wichtigkeit ein Banquier auf das Geld legt und legen muß, wählte das beste Mittel sich in Ansehn zu setzen, er öffnete seine Brieftasche und sagte: „Ich komme in doppelter Absicht zu Ihnen, mein Herr, erstlich wünschte ich zu einer Reise durch Deutschland deutsche Wechselbriefe von Ihnen, ich biete Ihnen dafür diese Papiere von Salamanka in Madrid und von Lionel Rothschild in London."

Der Banquier warf einen einzigen Blick auf die Papiere, dann maaß er seinen Gast eine Secunde lang mit den Augen und verneigte sich höflich.

„Kann ich also auf Ihre Vermittlung rechnen?" fragte Don Juan.

„Gewiß!“ antwortete der Banquier eifrig; „wie viel brauchen Sie baares Geld, wie viel wollen Sie Papiere von mir?“

„Ich wünsche tausend Louisd'or und zwanzigtausend Thaler Papier.“

„In einer Stunde soll es in Ihrem Hôtel sein“

„Aber ich habe noch eine Bitte an Sie.“

„Ich stehe ganz zu Ihren Diensten, Herr General.“

„Entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen etwas indiscret erscheine; kennen Sie einen Herrn de Besché?“

„de Besché, de Besché? nein, Herr General, ich kenne Niemanden dieses Namens.

„Mein Herr,“ sprach Don Juan weiter, „ein Herr, der sich de Besché nannte, logirte am 10ten und 11ten October in dem Hôtel, in dem auch ich jetzt wohne, am eilften October führte ihn ein Lohnbedienter zu Ihnen — da mir nun Alles daran gelegen ist Weiteres von dieser Person zu erfahren, so würden Sie mich auch durch die geringste Mittheilung sehr verbinden.“

„Entschuldigen Sie einen Augenblick, Herr General!“ bat der Banquier, stand auf und klingelte. Dem

eintretenden Diener flüsterte er einige Worte zu und nach ein Paar Minuten trat ein ältlicher Mann mit einem Buch unter dem Arm in's Zimmer.

Der Banquier nahm das Buch und blätterte eine Weile darin, dann sprach er: „Herr General, einen de Besché finde ich nicht, aber Herr Colbert hat ein ausgezeichnetes Gedächtniß," — der erste Geschäftsführer des Hauses, Herr Colbert, verneigte sich geschmeichelt, — „wenn sie genau wissen, daß Ihr Herr de Besché zu uns gekommen ist, so beschreiben Sie gütigst seine Gestalt und ich stehe Ihnen dafür, Herr Colbert wird ihn erkennen."

Don Juan zog ein Blatt Papier aus seiner Brieftasche und las das von dem Oberkellner und der Stubenmagd ihm gegebene Signalement: Jung, schlank, blaß, düstere Augen u. s. w.

Herr Colbert unterbrach den General durch eine rasche Handbewegung und rief hastig: „Definitiv der Franzose, der die Wechsel von van Maanen in Amsterdam und Saportius in Ostende hatte und sie gegen Papiere auf Lafitte in Paris umwechselte; definitiv, ganz entschieden der Franzose, Graf von St. Aignan nannte er sich, es war das einzige Discontogeschäft, das ich am 11ten gemacht habe."

„Ich danke Ihnen, mein Herr!“ erwiederte der General indem er sich die Namen der Handelshäuser notirte.

„Herr Colbert,“ sprach der Banquier, „besorgen Sie dem Herrn General von Aurinia in sein Hôtel tausend Stück Louisd'or und zwanzigtausend Thaler auf deutsche Häuser, schreiben Sie es auf diesem Rothschild'schen Papier ab.“

Don Juan entfernte sich nun, höflich dankend, aus dem Hause des Banquiers und dieser sagte zu seiner Tochter: „Wie kommt der Postsecretair zu diesem riesenhaft reichen General; Papiere von Rothschild, von Salamanca, he!“

„Ich habe den Herrn Postsecretair nicht darnach gefragt;“ antwortete die schöne Tochter.

„Nicht?“ verwunderte sich der Banquier, „nun wovon habt Ihr denn so lange und so eifrig gesprochen?“

Die Tochter antwortete nicht, sondern drehte sich erröthend um.

Bei seiner Rückkunft in das Hôtel fand Don Juan einen Brief des alten Klingsohr, in welchen ein Zettel des Doctor Faust eingeschlossen war.

Klingsohr meldete, daß er eifrig an einem Buch über das Elend der arbeitenden Klassen schreibe, zu dem ihm Doctor Faust das Material gesendet habe, schließlich bat er Don Juan, seinen Besuch bei dem Grafen Pavel de Versey nicht länger aufzuschieben, „der Mensch muß," so schrieb Klingsohr, „mancherlei für Dich auf dem Herzen tragen, denn er fürchtet sich entsetzlich zu sterben, bevor er Dich gesehen."

Faust, in seinem Zettel, forderte Don Juan dringend auf, in Sachen der Menschheit, spätestens um Neujahr, in Berlin zu sein.

Aergerlich, aufgeregt schritt Don Juan im Zimmer auf und ab; nach Berlin rief ihn Menschenpflicht, nach Hildburghausen Christenpflicht, sein Vaterherz aber trieb ihn, den flüchtigen Spuren des Entführers seiner Tochter nach Ostende, Amsterdam und Paris zu folgen. Lange überlegte Don Juan, dann sagte er entschlossen: „Erst gehe ich nach Hildburghausen, dann nach Amsterdam und Paris, ich kann um Neujahr dann recht gut in Berlin sein! — ja — aber Incarnacion? die arme Blume verwelkt, verdorrt im kalten Norden — ich würde sie morden, wenn ich sie mit mir nähme auf diesen Eilteuren — ich bringe sie zum alten Klingsohr!"

Am andern Morgen hatte Don Juan mit Incarnacion Hamburg verlaſſen und Herr Colbert erklärte den ſpaniſchen General für einen effectiv und notoriſch noblen Ariſtocraten, ſein gutes Gedächtniß hatte dem erſten Buchhalter goldene Früchte getragen! —

Am Morgen der Abreiſe Don Juan's von Hamburg, alſo zwei Tage nach der Unterredung des Doctor Fauſt mit den Fabrikarbeitern in Hornberg's Hütte trat der Buchhalter mit ſeltſamen Geſichte in das Zimmer ſeines Principals, des jungen Herrn Strobel, der ſich eben eifrig mit einer Stramminſtickerei beſchäftigte — er mußte doch etwas thun, ſich mit irgend einer Waffe vertheidigen gegen ſeinen furchtbarſten und hartnäckigſten Feind, gegen die Langeweile.

„Was bringen Sie, Buchhalter?“ rief er dem Eintretenden entgegen, „was machen Sie für ein verwünſchtes Geſicht?“

„Herr Principal, ich habe —“ begann der würdige Diener des Hauſes ſtotternd.

„Nun, was haben Sie? Reden Sie doch, Mann! Brennen die Fabriken? Iſt ein Aufſtand unter den Fabrikarbeitern ausgebrochen?“

„Nein, noch nicht, aber —“

„Was?“ ſchrie Herr Strobel ohnmächtig. „Aber

der Gedanke, daß die Masse der unglücklichen, unter drückten Sclaven sich erheben könnte, jagt bleiche Furcht in die Seelen der erbärmlichen Tyrannen.

„Herr Strobel," bat der Buchhalter, „beruhigen Sie sich, wir können der Sache noch zuvorkommen, hören Sie mich — —"

„Nein, nein, Buchhalter, ich will fort, ich muß fort!" schrie der entsetzte, feige Wollüstling, der nur hungernden Dirnen gegenüber Muth hatte. Der Buchhalter, obgleich auch ihm die Sache wenig erwünscht war, sah doch mit verächtlichem Lächeln auf seinen feigen, zitternden Principal. Er hatte wenigstens den Muth zum Bösen, es lag wenigstens eine Art von Kraft in ihm, während Herr Strobel so recht ein charakterloser Schwächling war, wie sie unsere Zeit erzieht, eine moralische Null, die nicht den Muth hat, etwas zu sein, wär' es selbst etwas Schlechtes, sondern die sich beständig schaukeln läßt von der Woge des Tages und durch elendes Geschehenlassen tausendfach sündigt, wo ein erklärter, entschiedener Bösewicht nur einfach zu freveln vermag.

„Sie sollen auch fort, Herr Strobel, aber heute hat es keine Eile, hören Sie mich nur, Herr Principal!"

Der junge Mann, durch die letzte Rede seines Buchhalters etwas ermuthigt, setzte sich in seinen Stuhl und sprach: „Nun reden Sie, Buchhalter, was ist's? was giebt's?"

„Verehrtester Herr Principal, vorgestern schon hat mich ein College auf die Arbeiter Acht zu haben, er glaube, daß Emissaire der französischen Revolutionspartei ihr Wesen trieben auch bei uns und namentlich durch Geldunterstützungen die Arbeiter aufzuwiegeln suchten gegen ihre Herren, gegen den Staat. Ich hätte beinahe gelacht über die ängstliche Besorgniß meines Collegen, denn ich kenne unsere deutschen Arbeiter durch und durch, oder glaubte wenigstens sie zu kennen. Gestern fiel es mir auf, daß die Leute zwar Alle ruhig arbeiteten, aber doch ein funfzehn bis zwanzig von ihnen sehr große, ungewöhnlich große Stücke Brod zum Mittagsessen bei sich hatten. Indessen fragte ich nicht darnach, bis ich endlich gestern Abend spät die Befürchtungen meines Collegen leider bestätigt fand —"

„Um Gottes Willen, kommen Sie zur Sache'" schrie Herr Strobel.

„Ich ließ gestern Abend spät die Hornbergin mit ihrer Tochter zu mir kommen; da der Herr Principal keinen sonderlichen Appetit verspürten nach dem jungen

Dinge, so wollte ich den Handel für mich machen und staunte nicht wenig, als die Hornbergin ganz reinlich gekleidet, ohne ihre Tochter, zu mir kam. Ich ließ sie etwas hart an, daß sie allein gekommen, aber das Weib hatte die Frechheit, mir zu antworten „Wenn Sie mich nur schimpfen wollen, so werde ich gehen!" Dieses Weib, das vor drei Tagen noch so verlumpt und schmutzig aussah, das so verhungert war, daß es mich bat, ihr ihre Tochter für einen Thaler abzukaufen, führte heute eine solche Sprache — dahinter mußte etwas stecken und bei der Dummheit des Weibes hatte ich's bald heraus; denken Sie sich, Herr Principal, schon seit mehren Monaten durchstreicht ein junger Mann in einer grauen Blouse die Fabrikdörfer und erkundigt sich nach den kleinsten Dingen, hält Reden und vertheilt Geld an die Arbeiter, vorgestern hat er bei Hornbergs eine Rede gehalten, mehr als dreißig unserer Leute sind dabei gewesen, zuletzt haben sie beschlossen eine Deputation nach Berlin an den König zu senden und Seiner Majestät die Noth der Arbeiter in Westphalen vorzustellen. Die Kosten zur Reise giebt der junge Mann und er will auch den Deputirten in zerrissenen Jacken eine Audienz bei dem Könige verschaffen."

„Ich gehe fort, ich bleibe nicht eine Stunde mehr hier, unter ſolchen Umſtänden iſt man ja ſeines Lebens nicht mehr ſicher!“ ſtöhnte Herr Strobel.

„Was befehlen der Herr Principal, was ſoll ich thun?“

„Machen Sie, was Sie wollen, Buchhalter, laſſen Sie mich in Frieden. [illegible] mag [illegible] Rebellen nichts zu thun haben!“

Der Buchhalter lächelte und ſagte nach einer kleinen Weile: „Ich getraue mich die ganze Sache noch in's Gleiche zu bringen, wenn der Herr Principal ein tauſend Thälerchen nicht anſehen wollen.“

„Machen Sie, was Sie wollen, Buchhalter ich reiſe auf ein Jahr nach Paris, wenn Sie herunter gehen, ſchicken Sie mir meinen franzöſiſchen Kammerdiener.“

„Aber, Herr Principal, von Leuten, die ſich demüthig bittend an den König wenden, haben Sie ja gar nichts zu fürchten!“ warf der Buchhalter ein.

„Das verſtehen Sie nicht!“ ſchrie Herr Strobel ärgerlich; „ſuchen Sie die Geſchichte hier beizulegen, ſtopfen Sie den Kerlen mit Geld das Maul, machen Sie was Sie wollen, Sie haben plein pouvoir, ich gehe nach Paris, à propos ſchicken Sie mir auch

Röschen aus der Fabrik herauf, ich will sie mit nach Paris nehmen, das wird gut sein für ihre weitere Ausbildung."

Der Buchhalter entfernte sich mit drei Verbeugungen und jubelnd im Stillen, zwar war auch ihm nicht wohl bei dem Gedanken an einen Arbeiteraufstand, aber er glaubte die Mittel zu haben zur Vereitelung eines solchen Planes und unberechenbaren persönlichen Vortheil gewährte ihm die weitere Entfernung des Herrn Principals.

Zwei Stunden später hielt der moderne Reisewagen des jungen und reichen Herrn Strobel bespannt und gepackt vor der Hausthür. Der junge Herr selbst saß in völliger Reisekleidung vor dem Schreibtisch und unterschrieb einige Vollmachten für den ersten Buchhalter, der ihm lächelnd über die Schulter sah. Herr Strobel war fertig und mit einer tiefen Verbeugung nahm der Buchhalter die Vollmachten an sich.

„Wo ist Röschen?" fragt der Fabrikherr eilfertig, indem er die Glacéhandschuh anzieht.

Der Buchhalter öffnet die Thür und das schöne, bleiche Kind mit dem braunen Auge tritt ein, es ist etwas besser gekleidet, als neulich, aber immer noch ärmlich genug.

„Du wirſt mich auf einer Reiſe begleiten, mein hübſches Kind!“ ſagt Herr Strobel, indem er die blaſſe Wange Röschens ſtreichelt; „ich werde es Deinem Vater ſagen und ihm zehn Thaler auszahlen laſſen.“

Röschen ſchwieg und litt geduldig die Liebkoſung.

„Nun, meine kleine Dirne, Du ſagſt nichts, freu'ſt Du Dich nicht, daß Du reiſen kannſt und zugleich für Deine Familie ſorgen; oder willſt Du nicht mit?“

„Ich muß wohl,“ entgegnete die junge Dirne und eine Thräne umdüſterte ihr helles Auge.

„Nun ſo komm!“ rief Herr Strobel und faßte das Mädchen bei der Hand; auf einen Wink warf der Bedienhalter einen ſchweren ſeidenen Mantel über Röschens ärmliche Kleidung und ſie wurde hinausgeführt.

„Darf ich meinem Vater und meiner Mutter kein Adje ſagen?“ fragte ſie unten am Wagen Herrn Strobel ſchüchtern.

„Ich habe keine Zeit dazu, Kleine!“ lautete die Antwort. Sie wurde in den prächtigen Wagen gehoben, der Schlag flog zu, die Pferde zogen an und dahin flog der Wagen mit dem reichen Fabriktyrannen und der armen, weißen Sclavin.

Den ganzen Tag, den ganzen Abend erwarteten die Mensdorff'ſchen Eheleute vergeblich die Rückkehr ih-

ter Tochter; der Buchhalter steckte die zehn Thaler in seine Tasche und überließ es einige Tage dem Scharfsinn des armen Vaters, zu errathen, wo sich seine Tochter befände, erst nach drei Tagen sagte er ihm, daß Röschen verreist sei mit Herrn Strobel.

Tückisch lächelnd bemerkte er den furchtbaren Eindruck den diese Nachricht auf den armen Mensdorff machte. Doch der Buchhalter hatte jetzt mehr zu thun, er wollte um jeden Preis die Deputation der Fabrikarbeiter an den König hintertreiben und dem dürren Menschen standen gewaltige Hilfsmittel zu Gebot.

**Ende des ersten Theils.**

Druck von Imm. Webel in Zeitz.

# Faust und Don Juan.

Aus den weiteſten Kreiſen unſerer Geſellſchaft

von

**George Hesekiel.**

„Quid rides? mutato nomine de te fabula narratur.“

Zweiter Theil.

**Altenburg.**
Verlag von Julius Helbig.
**1846.**

# Inhalt.


I. Graf Pavel de Perſen.

II. Incarnacion.

III. Die Tochter des Proletariers und der Sohn der Könige.

IV. Raſaëla's Sohn.

V. Der Doctor Faust in Berlin.

VI. Die geheime Audienz.

# I.

# Graf Pavel de Versey.

Das Folgende ereignet ſich auf der herzoglichen Domaine Eishauſen bei Hildburghauſen, etwa acht Tage nach den im vorigen Capitel mitgetheilten Ereigniſſen.

Wir finden den Bewohner des Schloſſes, der unter dem Namen eines Grafen Vavel von Verſey in der Umgegend bekannt iſt, einſam in einem reich decorirten Zimmer. Der Graf, eine lange, jetzt ſtark verfallene Figur mit einem breiten Geſicht und ſchönen, geiſtvollen Augen, ſchreitet, ſichtlich aufgeregt, im Zimmer auf und ab. Dieſer ſeltſame Mann, der das Schloß ſeit dem Jahr 1806 bewohnte und dennoch ſeinen Nachbarn durchaus fremd und unbekannt geblieben war, ſo fremd, daß man weder ſein Vaterland, noch ſeinen wahren Stand und Namen kannte, trug heute einen ziemlich modernen, ſehr reinlichen, aber ſehr ein-

fachen Hausrock und rauchte aus einer thönernen, holländischen Pfeife, während er, alle Mal, wenn er auf seiner Wanderung an die Fenster kam, einen besorgten Blick hinab in den stillen Hofraum warf, der durch eine hohe Mauer von den Wirthschaftsgebäuden der Domaine geschieden war.

Es war schon Nachmittag und die kleinen, runden in Blei gefaßten Fensterscheiben erzitterten von den Stößen des rauhen Novembersturmes, der draußen über die schon zum Winterschlaf entschlummerten Gefilde brauste.

Im Zimmer, in dem sich die mysteriöse Person des Grafen Pavel befand, verbreitete ein Kaminfeuer eine behagliche Wärme.

„Er kommt nicht, er wird nicht kommen!“ murmelte der einsame Mann eben, als ein leichtes Geräusch ihn an's Fenster lockte.

„Wer ist das? Wenn er es wäre? Er ist es!“ rief er laut, bleich wurden seine Wangen, seine Kniee zitterten, die ganze hohe Gestalt zuckte zusammen und die bebenden Hände vermochten die Pfeife nicht mehr zu halten, sie lag in Stücke gebrochen am Boden.

Furcht, ja Entsetzen und doch zugleich auch Freude und Erwartung standen in seltsamen Verein mit deutlichen Zügen auf dem Gesichte des alten Mannes geschrieben.

Jetzt ließen sich Schritte draußen hören — der bebende Mann streckte seine Hände beide aus nach der Thür, es sah halb aus wie zur Abwehr, halb wie zur Bewillkommnung.

Die Thür öffnete sich und Don Juan trat mit festem Schritt ein. Der Diener, der ihn geführt hatte, schloß die Thür hinter ihm und der alte Edelmann blieb mitten im Zimmer stehn.

Beide Männer betrachteten sich mit starren Blicken.

Der Blick Don Juan's war anfänglich ernst, kalt, beinahe feindlich, je länger er aber auf der gebrochenen Gestalt und den bleichen Zügen des einsamen Mannes ruhte, desto milder wurde er.

Der Blick des sogenannten Grafen Bavel war ängstlich, forschend, peinlich; er ließ die Hände matt niedersinken, die er nach Don Juan ausgestreckt hatte.

Eine stumme, lange Pause.

„Herr Cornelius van der Valcke!“ ſprach endlich Don Juan und es war mehr Trauer und Wehmuth, was in ſeiner Stimme zitterte, als Haß und Zorn.

Bei dem Klange von Don Juan's Stimme ſeufzte der van der Valcke tief auf und antwortete leiſe: „Don Juan!“

„Beruhigen Sie ſich, Herr Cornelius,“ redete der Edelmann mit mildem Tone weiter, „beruhigen Sie ſich, ich komme nicht als Feind zu Ihnen, ihr Tod hat uns verſöhnt, ich komme auf Ihre Bitte gern hierher.“

„Wenn Sie verſöhnt ſind, Don Juan,“ bat Cornelius van der Valcke leiſe, „ſo reichen Sie mir Ihre Hand.“

„Da iſt ſie, ich bin verſöhnt, armer Cornelius!“ rief Don Juan und ſtreckte dem alten Manne treuherzig ſeine Hand hin. Van der Valcke drückte die ſchöne Hand des Edelmanns heftig zwiſchen ſeinen abgemagerten Fingern und ſprach nun lauter und gefaßter, als bisher: „Ich danke Ihnen, Don Juan, ich danke Ihnen, daß Sie gekommen ſind, daß Sie die Bitte eines Mannes gewährten, der ſchweren Gram und ſchweren Kummer über Sie gebracht hat.“

„Laſſen wir das, armer Cornelius," antwortete Don Juan gutmüthig, „auch ich bin nicht ohne Schuld, ich war zu heftig, ich habe eben ſo viel Schuld als Sie!"

Cornelius van der Valcke fühlte die edelmüthige Abſicht Don Juan's, er drückte noch einmal die Hand des Edelmanns und führte ihn dann zu einem Seſſel Don Juan nahm Platz, van der Valcke aber trat an die gegenüberſtehende Wand und zog einen grünſeidenen Vorhang in die Höhe.

„Ach! meine Raſaëla!" ſchrie Don Juan überraſcht und mächtig ergriffen.

Unter dem Vorhang wurde das Bild einer ihr jugendlichen Dame ſichtbar, in der Kleidung der höhern Stände vor der franzöſiſchen Revolution. Das Geſichtchen der Dame war wunderlieblich, ſelbſt das, nach damaliger Mode, hoch über der Stirn aufgethürmte und grau gepuderte Haar vermochte das reizende Geſicht nicht zu entſtellen. Das friſche Antlitz war etwas zur Seite gewendet und zeigte einen Zug des graziöſeſten Muthwillens, der mit unnachahmlicher Kunſt wieder gegeben war. Die zarten Finger der Dame zerpflückten eine Blume. Das Bild war ein Kniestück

und der Maler hatte jeden, auch den kleinsten Theil der Kleidung mit einer solchen Treue und mit solcher Sorgfalt behandelt, daß man, wenn die Mode nicht dagegen protestirt hätte, das Bild unbedenklich einem der großen Meister der ältern, niederländischen Malerschule zugeschrieben haben würde.

Herr Leonardus Cornelius van der Valcke hatte es selbst gemalt.

Lange stand Don Juan im Schauen versunken: „meine holde, meine schöne Rafaëla!“ murmelten seine Lippen.

„Ja, Don Juan,“ sprach Herr Cornelius langsam, „das ist die holde, schöne, heitre Rafaëla, das ist Rafaëla, Ihre Tochter, nun sehen Sie auch Rafaëla, das Weib des Cornelius van der Valcke!“

Der alte Mann drückte an einer Feder und rasch versank das blühende Mädchen, um einem andern Bilde Platz zu machen.

„Das ist Rafaëla, mein Weib,“ sprach Cornelius finster, „mein Weib, das ohne den Segen des Vaters verwelkte wie eine Blume ohne Wasser, das ist mein Weib, das auf Erden verzweifelte, weil es den Him-

mel beleidigt zu haben glaubte durch eine Verbindung mit dem Ketzer Corneline van der Valcke, durch eine Verbindung, die von zwei Menschen, frei vom Herzen zum Herzen, geschlossen, aber nicht an heiliger Stätte von eines Priesters Mund geweiht worden war."

„Meine arme Tochter, meine arme Rafaëla!" seufzte Don Juan.

Dieses neue Bild war mit gleicher Meisterschaft gemalt, wie das erste. Aus düsterm Hintergrund hob es den weißen, ganz entblößten Oberkörper eines schönen Weibes in allen seinen Formen fast plastisch hervor. Das Weib lag auf den Knien vor einem Kruzifix und schwang eine schwere Drahtgeißel über ihrem bloßen Rücken, man sah hier eine Stelle, die von den heftigen Streichen purpurisch geröthet war, an einer andern sah man bereits die Blutstropfen hervorquellen und in Perlen auf der Wunde stehen. Das Gesicht dieses Weibes, obgleich die feinen Züge noch eine Aehnlichkeit mit denen des Mädchens bewahrt hatten, drückte die tödtlichste, hoffnungsloseste Verzweiflung aus, der Mund war fest zusammengedrückt, um den Schmerz zu verbeißen, den die Drahtgeißel verursachte, die thränenlosen Augen starrten halbgebrochen zu dem Kruzifix auf, das reiche, schwarze Haar lag, in eine

richte Welle zuſammengebunden, ſeitwärts auf der linken Schulter. Der weiße Oberkörper wuchs, ſchlank und zierlich wie eine Blume, aus den ſchwarzen Gewändern empor, die vom Gürtel herab, die Geſtalt Rafaëla's umhüllten. Es war ein Bild mit grauenerregender Treue und Wahrheit gemalt.

„Das andre Bild!" bat Don Juan, ſeine Augen bedeckend.

Herr Cornelius van der Valcke kam dem Wunſche Don Juan's nach, das Bild der Selbſtquälerin ſank nieder und das junge Mädchen lächelte den Vater und den Geliebten ſchalkhaft wieder an.

„So," ſprach Don Juan, „ſo, das Bild will ich von meiner Rafaëla behalten, ſo ſoll ſie, ſo lang ich lebe, vor meiner Seele ſtehen!"

„Und mich," flüſterte Cornelius, „mich verfolgt Tag und Nacht das Bild meines armen, verzweifelten Weibes."

„Armer Cornelius, arme Rafaëla!"

„Don Juan," begann van der Valcke, ſich neben dem Edelmann, Angeſichts des Bildes niederlaſſend,

„ich habe Sie zu mir bitten laſſen, um den letzten Wunſch einer ſterbenden, verzweifelnden Tochter zu erfüllen; Sie ſind gekommen und haben mir verziehen, großmüthig wie immer, ohne eigentlich die Größe meiner Sünde zu kennen, laſſen Sie mich mein Gewiſſen erleichtern, laſſen Sie mich ſprechen, vielleicht wird die Laſt dann leichter, die auf meiner Seele ruht und ich kann einſt, wenn es ein Jenſeits giebt, meiner Raſaëla doch mit dem Segen ihres Vaters entgegentreten."

„Reden Sie, armer Cornelius," erwiederte Don Juan gerührt, „das Bild unſerer Raſaëla ſieht nieder auf uns, ihr Geiſt umſchwebt uns ſicher in dieſer Stunde, reden Sie, ich habe Ihnen im Voraus Alles vergeben."

Die Männer drückten ſich mit einem Blick auf Raſaëla's Bild die Hand und Cornelius van der Valcke begann: „Im Jahre 1799 ſchickte die bataviſche Republik einen jungen Mann zu ihrer Legation nach Paris, der Vermögen genug hatte, um der bataviſchen Geſandtſchaft glänzen zu helfen in einer Stadt, wo der Luxus und die Verſchwendung damals die raſendſten Orgien feierten, wo ſich alle Stände Hals über Kopf in den brauſenden Strudel der Vergnügungen ſtürzten, um ſich von dem langen Haſten zu erholen,

das ihnen die blutige Kindheit der Republik auferlegt hatte. Dieſer junge Mann, geboren in einer verderbten Zeit, in der es für vernünftig galt nichts zu glauben und Alles in Frage zu ſtellen, groß geworden in einer wahnwitzigen Zeit, in der man Könige morden und Gott abſetzen ſah, dieſer junge Mann hatte natürlich in Paris nichts anderes zu thun, als dem Vergnügen zu leben und ſein ganzes Daſein in eine ununterbrochene, rauſchende Orgie zu verwandeln. Dieſer junge Mann, obgleich von alter und guter Familie, war Republikaner mit Leib und Seele; das war natürlich, die republikaniſche Form wird jedem Jüngling die annehmbarſte erſcheinen, vor Allen aber den Jünglingen, die mit einer Republik groß geworden. Dieſer junge Mann, von dem ich rede, war ich ſelbſt und meine Jugend, wie mein Temperament, verwickelten mich in der üppigen, fränkiſchen Hauptſtadt bald in eine Menge von Liebesintriguen und Abenteuern, in denen ich mit meinem Gelde und meiner Jugend immer die Rolle eines Siegers ſpielte. So wurde ich, gleich im Anfang meines Aufenthalts in Paris, mit einer ſehr ſchönen, verheiratheten Dame bekannt, die ſich einige Zeit in Paris aufgehalten hatte. Dieſe Dame war Madame Daniels — bald ſtellte ſich zwiſchen dieſer

Dame und mir ein sehr vertrautes Verhältniß her, ich war in kurzem ihr Freund, wenn ich auch anfänglich nur aus Sinnlichkeit ihr Liebhaber gewesen war, sie achtete mich höher, als ich es verdiente. Madame Daniels war nämlich sehr unglücklich verheirathet, ihr Mann lebte schon seit Jahren getrennt von ihr und hatte ihr zu mehrern Malen die Ehescheidung antragen lassen, da aber Madame Daniels durch eine Scheidung die Rechte ihrer Kinder zu beeinträchtigen glaubte, so hatte sie niemals eingewilligt. Ihr Gemahl glaubte sie durch Entziehung der nöthigen Gelder zur Scheidung zwingen zu können und ich war es, der sie vor Noth und Mangel schützte. Bei meinem Vermögen und meiner Art mit dem Gelde umzugehen hatte dieser Dienst, besonders einer schönen Frau erwiesen, nicht den geringsten Werth; aber Madame Daniels, die mich wirklich liebte, ward dadurch zu einer großen Hochachtung für mich verführt. Ich wurde ihr Vertrauter und billigte endlich den Plan, den sie entworfen hatte, um ihren Kindern das Vermögen des Vaters zu erhalten. Sie wollte zu Verwandten nach Deutschland gehen, um gegen Mangel gesichert zu sein, aber nie in eine Scheidung willigen. Ich erzähle Ihnen das so ausführlich, Don Juan, weil man in Paris glaubte, ich

ſei mit Madame Daniels entſtehen, mit Madame Daniels, die ich, ſeitdem ſie Paris verlaſſen, nicht wieder geſehen habe, obgleich ich von Mons aus noch einige Briefe von ihr empfing. Am Tage, bevor Madame Daniels von Paris ging, fand ich zwei Damen bei ihr, die gekommen waren, um Abſchied von ihr zu nehmen, es war Madame Treslong und Ihre Tochter." —

Cornelius hielt eine Weile inne, Don Juan ſah ihn mitleidig an.

„Ja, es war Raſaëla mit ihrer Mutter," fuhr van der Valcke fort, „Raſaëla ſo ſchön und jugendlich, wie ſie dort im Bilde, ſie trug nicht die republikaniſche, karrikirt griechiſche, Modetracht, ſie war in ein einfaches, weißes Kleid gekleidet und trug das Haar nach alter Sitte aufgekämmt und gepudert."

„Ich, ich weiß es," murmelte Don Juan, „ihre Mutter hielt ſtets auf's Pudern."

„Die Schönheit Raſaëla's ergriff mich mächtig, ihr Blick unterjochte mich, ihr harmloſes kindliches und doch geiſtreiches Geplauder ſetzte mich in Flammen, ich fühlte, daß ich dieſen weiblichen Engel liebte, ich zit-

terte, wenn ich die Falten ihres Kleides berührte, ich war rasend, ich konnte es nicht mehr ertragen, ich empfahl mich unter dem Vorwande von Geschäften, obgleich ganz Paris wußte, daß es für mich nichts zu thun gab bei der batavischen Legation. Am andern Tage, beim Abschiede, sagte mir die Daniels, sie habe mich an Madame Treslong empfohlen, ich möchte meinen Besuch dort machen, Madame mache kein großes, aber ein äußerst angenehmes Haus — ich folgte dieser Weisung noch an demselben Tage — was soll ich weiter sagen? Ich liebte mit der rasenden Begier, mit der stürmenden Leidenschaft, mit der man in jenen Jahren zu lieben pflegt; Rafaëla liebte mich, sie mußte mich lieben, weil ich sie wahrhaft liebte. Madame Treslong, Rafaëla's Mutter, hatte mich bald durchschaut, sie erklärte mir, daß nur der Vater Rafaëla's ein Recht habe den Gatten seiner Tochter zu bestimmen, daß sie deßhalb an Don Juan de Aurinia, den Vater Rafaëla's, schreiben wolle. Ihr Name, Don Juan, erfüllte mich mit Schreck, wir hatten uns bereits kennen gelernt, wenigstens ich Sie, wenn auch Sie mich nicht. Erinnern Sie sich vielleicht eines jungen Niederländers, der im Jahr 1795 Madrid besuchte und sich sehr unvorsichtig über den Gang der französischen Revolution

bei einem Diner des Herzogs von Castro-Terreno ausließ?"

„Ich erinnere mich dessen wohl!" sprach Don Juan nach augenblicklichem Besinnen.

„Doch genug," fuhr Cornelius fort, „kurz ich besaß damals Unklugheit genug einen Toast auf die französische Republik an der Tafel eines spanischen Granden vorzuschlagen; alle Herren an der Tafel waren empört, nur Einer, der General Don Juan de Aurinia, Ritter vom goldenen Vließ und Comthur vom Calatrakreuz, Grande erster Classe und Titulado von Castilien blieb ruhig sitzen und rief mit lauter Stimme: „Ihr Herren, laßt ihn doch reden den jungen Narren, er wird sich einst schämen vor sich selbst, wenn er nüchtern geworden ist und verständig!" So sprachtt Ihr damals, Don Juan, und fragtet mich mit niederschmetterndem Hohne: „Seit wann hat ein Republikaner Ehre?" als ich Genugthuung von Euch verlangte.

„Ich erinnere mich!" sagte Don Juan leise.

„Sie können sich denken, Don Juan," erzählte van der Valcke weiter, „daß ich einen tödtlichen Schreck bekam, als ich vernahm, der General Juan von Aurinia sei der Vater meiner Rafaëla. Konnte ich von diesem Manne eine Erhörung meiner Bitten erwarten?

Nein, gewiß nicht! Der ſtolze Ariſtocrat hätte dem niedriggebornen Republikaner vielleicht die Hand ſeiner Tochter nicht verweigert, dem alten Edelmann aber, der mit Republikanismus kokettirte, ſich einer republikaniſchen Geſandtſchaft attachiren ließ, dem hätte er ſie nicht gegeben. Was blieb mir alſo übrig in meiner Lage, bei meiner glühenden Liebe für Rafaëla, bei ihrer gewaltigen Leidenſchaft für mich? Die Flucht! Ich floh mit Rafaëla, ich floh mit ihr nach Italien. Dort in den Thälern Piemonts verlebte ich ein Jahr mit dem holden, ſüßen Weib; das Jahr flog uns dahin wie der flüchtige Traum einer Wonnenacht; Rafaëla war ein Engel, ſie ſah nur mich, ſie hörte nur mich, ſie dachte nur mich, ſie ging ganz auf in ihrer Lieve zu mir. Ich ſchrieb von meinem Zufluchtsort aus an einen Pariſer Freund, er antwortete mir, Madame Treslong ſei nach unſerer Flucht plötzlich geſtorben —"

„Ja, ja, das gute Weib, meine treue Charlotte," fiel Don Juan eifrig ein, „hatte ſich ſelbſt den Tod gegeben, ſie hatte nicht gewagt mir entgegenzutreten ohne meine Tochter, ohne Rafaëla."

Eine Pauſe trat ein, endlich fuhr van der Valcke ſeufzend fort: „Madame Treslong ſei geſtorben und

Don Juan in Paris gewesen, er habe anliegenden Brief bei der Legation für mich niedergelegt und sei nach Rußland gegangen."

„Das war der Brief, in dem ich Euch beide, mein eignes Kind, verfluchte, in dem ich Ihnen, als den Verführer meiner Tochter schwor, Sie durch die ganze Welt zu verfolgen und Rache an Ihnen zu nehmen, vergessen Sie nicht Cornelius, daß ich den Brief neben dem Leichnam meiner theuern Charlotte schrieb, unter der Einwirkung des heftigsten Zornes."

Cornelius nickte und sprach weiter: „Dieser Brief mußte unglücklicher Weise in die Hände der armen Rafaëla fallen und zwar in einer Zeit, in der sie durch die Geburt meines Sohnes noch sehr erschöpft war —"

„Was?" rief Don Juan heftig, „es lebt ein Kind, ein Sohn meiner Rafaëla? Wo ist er?"

„Wohl zu Paris, Don Juan," erwiederte van der Valcke, „wußten Sie nicht, daß Rafaëla einen Sohn von mir hatte?"

„Nein, nein, Cornelius, doch fahren Sie fort und geben Sie mir nachher Ihres Sohnes Adresse."

„Ja, ſeit Empfang dieſes Briefes war Rafaëla wie umgewandelt, ſie wurde allmählig traurig, immer trauriger, ſie betrachtete ſich als die Urſache des Todes ihrer Mutter, ſie begann Gewiſſensſcrupel über ihre Verbindung mit mir zu empfinden — dennoch minderte ſich ihre Liebe zu mir nicht, im Gegentheil, ſie ſchwebte in beſtändiger Furcht, ſie könnten uns auffinden und uns trennen. Ihren Sohn begann die arme Frau als die Frucht einer Sünde zu betrachten, ſie konnte ihn nicht mehr ſehen, ſie ſchickte ihn nach Paris in eine Erziehungsanſtalt und ging mit mir nach Deutſchland. Hier kauften wir uns an, hier haben wir dreißig Jahre gelebt, und was für ein Leben, wenn Sie es überhaupt noch ein Leben nennen wollen, Don Juan. Rafaëla verzweifelte am Hier und am Dort, ſie hatte Anfälle von Irrſinn und ich war oft dem Wahnſinn nahe, wenn ich ſahe mit welcher teufliſchen Grauſamkeit das holde, ſüße Weib ſich ſelbſt quälte, um ſeinem Gewiſſen zu entrinnen. Verzeihen Sie mir, Don Juan, damals ſchrieb ich dieſe furchtbaren, geiſtigen Martern, die ich litt, nur Ihnen zu, ich haßte Sie und doch fürchtete ich Sie, denn ſelbſt in dieſem Zuſtande liebte ich meine Rafaëla noch ſo, daß ich dieſe freudloſe Exiſtenz in vollſtändiger Abgeſchie-

denheit von dem Umgang mit der übrigen Welt jeder andern vorzog. Don Juan, in den dreißig Jahren meines Aufenthaltes hier, habe ich jährlich zwei Mal an meinen Sohn geschrieben und ihn aufgehetzt, Rache an Ihnen zu nehmen; er hat mich hier besucht, ein hoffnungsvoller, reifer Mann, ich habe ihm seine arme Mutter gezeigt in einer dunkeln Stunde, so wie ich sie gemalt habe, mit der Geißel sich bis aufs Blut peitschend, da habe ich ihn schwören lassen, Rache zu nehmen an Ihnen und er hat den Schwur gern und willig geleistet. Können Sie mir auch das verzeihen, Don Juan?"

„Gewiß und recht gern, armer Cornelius!" erwiederte Don Juan mit nassen Augen.

„Auf dem Todbette," erzählte van der Valcke weiter, „bat mich meine Rafaëla, Sie, in ihrem Namen mit, um Verzeihung zu bitten und seitdem der tägliche, stündliche Anblick von Rafaëla's Leiden meine Sinne nicht mehr erhitzt, bin auch ich ruhiger geworden, ich habe das Thörichte, das Erbärmliche meines frühern Hasses gegen Sie eingesehen und habe auch meinem Sohne befohlen von der sündlichen Rache abzustehen — heute endlich, Gott sei Dank — bin ich mit Ihnen versöhnt und Rafaëla segnet unsern Bund."

Die Erzählung des Cornelius van der Valcke war beendet, die Männer ſchwiegen beide lange Zeit, dann umarmte Don Juan den Gemahl ſeiner Tochter und bat ihn, ihm die Wohnzimmer der Verſtorbenen zu zeigen und ihn dort allein zu laſſen.

Van der Valcke führte Don Juan in die Wohnzimmer Rafaëla's, deren Fenſter ſorgfältig gegen jeden neugierigen Blick von Außen geſichert waren. Don Juan ſchloß ſich ein und Cornelius legte ſich geiſtig und körperlich erſchöpft auf ein Sopha, die Erinnerungen, die wach geworden waren in ihm, während ſeiner Erzählung, waren dem geſchwächten Organismus ſeines Körpers zu mächtig geweſen.

Aber dem armen Manne war nicht viel Ruhe beſchieden, er erkannte auf einem der Briefe, die auf ſeinen Tiſch gelegt worden waren, die Handſchrift ſeines Sohnes, haſtig riß er das Couvert ab — ein einzelnes Blatt fiel in ſeine Hand und mit bebenden Lippen las der arme Cornelius: „Wenn der Gemahl zu laß geworden iſt, um den Tod und das ungeheure Leiden der Gemahlin zu rächen, ſo wird der Sohn Kraft und Muth dazu haben, er wird den Schwur halten, den ihm ſein Vater einſt abnahm.“

Nach einer Stunde etwa kehrte Don Juan aus Rafaëla's Zimmer zurück, er nahm einen beinahe zärtlichen Abſchied von Cornelius, umarmte ihn, ſtieg dann in ſeinen Wagen und fuhr davon, ohne ſich nach der Adreſſe von Rafaëla's Sohn in Paris zu erkundigen.

Die beiden Männer hatten ſich zum letzten Male geſehen.

# III.

# Incarnacion.

Es iſt Winter geworden, Don Juan hat von Oſtende aus an den alten Profeſſor Klingsohr geſchrieben, Fauſt hat lange nichts von ſich hören laſſen, die Brochüre über das Elend der arbeitenden Klaſſen, die Klingsohr zu ſchreiben unternommen, nähert ſich ihrer Vollendung. Incarnacion lebt in dem ſtillen Hauſe des Profeſſors, ſie ſoll ihm die verlorene Teska erſetzen, aber das braune Mädchen, das nicht leſen kann und nicht ſchreiben, das nicht einmal denken gelernt hat, ſondern nur handelt vom Inſtinct getrieben, oder einem augenblicklichen Eindruck nachgebend, vermag das nicht. In einem warmen Zimmer, den ſchmeidigen Körper in Pelze gewickelt, liegt ſie träumend den ganzen Tag. Sie träumt von Don Juan und weint, denn der Mann, den ſie liebt, hat ſie verlaſſen — das arme Kind ver-

mochte ja nicht einzusehen, warum, weßwegen. Incarnacion träumt von ihrem vaterländischen Wunderlande, von der heißen Gluth seiner Sonne, von seiner riesigen Vegetation, von seinen bunten Vögeln, von den mächtigen Baumkronen und dem majestätischen Rauschen des Maranhon, sie träumt davon und — weint. Denn sie hat ja das Alles verlassen, um dem Manne ihrer Liebe folgen zu können und nun ließ sie Don Juan allein im fremden, kalten Lande, allein unter fremden, kalten Menschen. Der kleine, seltsame Professor mißfiel ihr, den alten Benndorf, der es gut mit ihr meinte, dem sie von Don Juan besonders empfohlen war, den verstand sie nicht; von der alten Jungfer trennte sie eine Antipathie, die gegenseitig war, obgleich es sich die Jungfer nicht merken lassen durfte. So lag das arme Kind der Sonne in dumpfen Brüten, Träumen und Sehnen Tage lang am Ofen des Nordlandes, nur wenig Nahrung nahm es zu sich, aber instinctartig erhob es sich jeden Morgen um fünf Uhr und schlich in das Studirzimmer des Professors. Um diese Stunde, nur um diese Stunde, öffnete Klingsohr, wie wir bereits wissen, die eingegangenen Briefe, und jeden Tag schlich Incarnacion hinauf, um zu vernehmen, ob nicht ein Brief von Don Juan dabei sei, war

das der Fall, ſo mußte ihr der Profeſſor die Stelle zeigen, wo der Gruß an ſie ſtand, dieſe Stelle küßte ſie leidenſchaftlich, jubelte und weinte unter einander und fiel ſo dem kränklichen, alten Manne durch ihr ungeſtümes Weſen im höchſten Grade läſtig. Er dankte immer Gott, wenn Incarnacion ihn wieder verlaſſen hatte, um auf ihrem Zimmer der **santissima madre** zu danken, daß ſie ihr Gebet erhört und den geliebten Don Juan in ihren göttlichen Schutz genommen habe.

Es hat fünf Uhr geſchlagen, finſter und ſtill iſt's im Hauſe des Profeſſors; beinahe unbekleidet, trotz der empfindlichen Kälte, ſchleicht ſich Incarnacion nach dem uns bekannten Studirſaal Klingsohr's. Das Kind der Freiheit hat noch immer blutwenig begriffen von dem, was der Europäer Sitte nennt. Der alte Bemmdorf ſteht im Vorzimmer, er hat ſoeben die Briefe hineingetragen; ſtumm nicken ſich die beiden Menſchen, dieſe beiden ſo verſchiedenen Menſchen, einen Morgengruß zu. Aufgeregt, ängſtlich-athmend ſchleicht Incarnacion weiter, jetzt ſteht ſie endlich an der Niſche, die wir kennen. Klingsohr ſitzt, ſo wie wir ihn in einem frühern Kapitel geſchildert haben, vor ſeinem Tiſch, auf dem eine Lampe brennt; er hat ſoeben ſeine Morgenpfeife angezündet und erbricht den erſten Brief,

er lieſ't ihn langſam, Incarnacion ſchleicht ſich ſtill näher und ſteht endlich erwartungsvoll an dem Rande des Tiſches. Der Profeſſor legt den Brief nieder und ergreift einen zweiten, ſeine Hand zittert beim Erbrechen des Siegels — auch Incarnacion zittert, denn ſie hat längſt bemerkt, daß Klingsohr ſtets zittert, wenn er einen Brief Don Juan's öffnet. Der alte Mann lieſ't einige Zeilen, ſeine Stirn zieht ſich düſter zuſammen, die Hufeiſenform der Falten wird ſichtbar, plötzlich läßt er das Blatt fallen und ſchlägt ein gräßliches Gelächter auf. Der Brief mußte eine Schreckensbotſchaft enthalten, denn ſie befreite mit einem Schlage das Ungeheuer des Wahnſinns in dem alten Gelehrten. Incarnacion ſtarrte erſchrocken in das gräßlich verzerrte Geſicht des Wahnſinnigen — doch nur einen Moment, denn Klingsohr ſprang auf, rollte ſich am Boden herum, lachte wie die Hölle und tanzte wie ein Kobold, ſchrie wie ein wildes Thier und haſchte nach den Katzen, die mit krummen Rücken und geſträubtem Haar in mächtigen Sätzen die Flucht ergriffen.

Schaudernd blickte Incarnacion auf den unglücklichen Greis. Plötzlich erklang ein furchtbares Gebrüll, das arme Mädchen zuckte zuſammen und rührte ſich nicht von der Stelle. Ein gräßliches Gelächter er-

folgte, dann wurde es still, todtenstill, man vernahm nur das Stöhnen des alten Mannes, der am Boden lag.

Incarnacion stand, den einen Arm etwas erhoben, mitten in der Nische, als Benndorf mit der Jungfer erschien um, wie gewöhnlich, den Dienst zu verrichten. Dem alten Diener standen helle Schweißtropfen vor der Stirn, er hatte für Incarnacions Leben gezittert.

Alles war wieder in Ordnung, der Professor auf seinen Stuhl gelegt und die beiden alten Leute wollten sich entfernen. Benndorf ergriff Incarnacions Hand, sie war eiskalt, er rief sie beim Namen, erst leise, dann lauter, sie hörte ihn nicht.

„Was ist das?" schrie der treue Diener entsetzt, „ist sie vor Schreck gestorben?"

Der furchtbare Schrei des Professors in die gewundene Muschel hatte die ohnehin fieberhaft aufgeregte Incarnacion so erschreckt, daß sie in den räthselhaften Zustand verfallen war, den man cataleptisch nennt, um doch ein Wort zu haben, wenn man auch keinen Begriff hat.

Bennborf trug das unglückliche Mädchen in die nächſte Niſche und verſuchte, es durch alle ihm bekannten Mittel in's Leben zurückzurufen. Starke Eſſenzen wurden umſonſt angewendet, der Zuſtand, in dem ſich Incarnacion befand, ſpottete aller Anſtrengungen des verzweifelnden Dieners.

Da lag Incarnacion, die Blume von Para, die einſt wetteiferte an Schnelle mit dem Jaguar des Urwaldes, an Unermüdlichkeit mit der brauſenden Woge des Amazonenſtroms; da lag Incarnacion, Jaquita's Stolz und Don Juan's Liebe, da lag ſie in einem Grauſen erregenden Scheinleben.

Der alte Klingsohr hatte ſich erholt von dem furchtbaren Angriff, er las zitternd den Brief Don Juan's zu Ende und verſchloß ihn dann ſorgfältig.

Don Juan ſchrieb von Paris aus, daß er in Amſterdam ſichere Spuren von dem Entführer ſeiner Tochter gefunden habe, aber auch nunmehr mit Gewißheit Toska's Tod annehmen könne.

Wohl war dieſe Nachricht geeignet, den unglücklichen Greis, der noch immer an eine Rückkehr Toska's geglaubt hatte, furchtbar zu erſchüttern und jede heftige Aufregung warf ihn auf eine Zeit lang in die

Arme des Wahnsinns. Ein Glück, daß der arme Klingsohr nicht die Bemerkung machte und nicht machen konnte, die Benndorf mit tiefem Schmerz machte. Die Anfälle des Wahnsinns wurden zwar immer schwächer, aber sie dauerten immer länger. Ein Zeichen, daß das Uebel festgewurzelt war und der Organismus immer geringern Widerstand zu leisten begann.

Herr Benndorf trat an den Tisch des Professors, als dieser geklingelt hatte.

„Benndorf, sag Er der jungen Person, Don Juan habe geschrieben und lasse sie grüßen, es wird ihr Freude machen."

„Sehr wohl, Herr Professor, aber —"

„Was hat Er, Benndorf, ist ein Unglück im Hause passirt?"

„Herr Professor, das Fräulein ist krank."

„Krank? Was fehlt ihr?"

„Sie liegt seit einer vollen Stunde in Ohnmacht."

Der Professor stand auf und ließ sich von Benndorf in die nächste Nische führen, in der Incarnacion lag. Der arme, alte Mann war noch so angegriffen, daß er kaum zu gehen vermochte. Klingsohr schüt-

ichte den Kopf, als er Incarnacien unterſucht hatte. „Das iſt keine Ohnmacht, famule,“ ſprach er, „das iſt der ſogenannte cataleptiſche Zuſtand.“

Der Profeſſor nahm ein Federmeſſer und zuckte es dicht über den weitgeöffneten Augen des Mädchens, die Pupille veränderte ſich nicht. Er verſuchte die Augen zuzudrücken, ſie blieben eine Weile zu, dann öffneten ſie ſich langſam wieder. Er verſuchte dem ausgeſtreckten Arme eine andere Lage zu geben, der Arm blieb eine Weile in der neuen Lage, dann nahm er langſam ſeine alte wieder ein. Der Profeſſor öffnete eine Ader an Incarnacions Arm — Alles vergeblich. Das arme Kind lebte, aber ohne ein Zeichen des Lebens geben zu können.

Der ganze Tag verging unter fruchtloſen Verſuchen, der berühmte Klingsohr verſchwendete umſonſt alle Mittel ſeiner Kunſt.

Es war ſchon ſpät in der Nacht, als er erſchöpft aufſtand und dem treuen Wenndorf befahl, für morgen den galvaniſchen Apparat in Bereitſchaft zu ſetzen.

„Vielleicht Galvanismus,“ murmelte er, „ich weiß ſonſt nichts!“

Der alte Mann, obgleich zum Tode erschöpft, ließ sich das heutige Zeitungspaquet an sein Bett bringen, er wollte seiner Gewohnheit auch unter den außerordentlichsten Umständen treu bleiben. Er ergriff eine rheinische Zeitung und las Folgendes:

„Es sollen im Königreiche Preußen noch Nachkommen des Grafen Emanuel von Mensdorf, der als kaiserlicher Kriegsoberster bei Nördlingen gefallen, leben. Gedachter Graf Emanuel hatte einen Sohn von seiner ersten Gemahlin, einer niederländischen von Adel, die bald Adelheid van Höpten, bald auch eine Freifrau von Arbassen genannt wird, dieser älteste Sohn erster Ehe zerfiel mit seinem Vater, ging in's Ausland und entäußerte sich seines Adels, doch ist erweislich, daß der im Jahr 1768 zu Halberstadt verstorbene königlich preußische Rittmeister außer Dienst, Johann Mensdorf, ein Abkömmling jenes Grafen Emanuel und seiner ersten Frau gewesen. Das heute noch in Oestreich blühende Grafengeschlecht Mensdorf stammt von dem ältesten Sohn zweiter Ehe des Grafen Emanuel und hat mit dieser Sache nichts zu thun; sollte, aber irgend wo noch ein Sprößling des Sohnes erster Ehe leben, der seine directe Abkunft von dem preußischen Rittmeister Johann Mensdorf nachweisen, durch

Kirchenzeugniſſe beweiſen kann, ſo wird er hiermit dringend aufgefordert, ſich am 18ten Mai k. J. vor dem unterzeichneten Advocaten zu ſtellen und gewichtigen Aufklärungen entgegen zu ſehen. Da man vermuthet, daß die Nachkommen des mehrbenannten Rittmeiſters Johann Mensdorf in Armuth verſunken ſind, ſo werden die Magiſtrate und Ortsobrigkeiten gebeten, den etwaigen Nachkommen Kunde zu geben, auch nöthigen Falls die Reiſegelder vorzuſchießen, die von uns durch Poſtvorſchuß wieder bezogen werden können. Aachen am 14. December 1841 gez. Daniel Wolfsbagen."

Während des Leſens dieſes Aufrufs übermannte der Schlummer den alten Klingsohr.

Am andern Tage begann der Profeſſor ſeine Verſuche, die Lebendigtodte durch Galvanismus zu beleben; Incarnacion fuhr bei den Schlägen mit weitgeöffneten Augen auf, ſank aber augenblicklich zurück, ſobald ſie der Einwirkung des Galvanismus entzogen wurde; ſchaudernd legte endlich der alte Klingsohr die Ruthe nieder; „ich martere das arme Geſchöpf nutzlos!" ſagte er zu dem Herrn Benndorf; eilig ſchrieb er nun einige Zeilen, ſiegelte und adreſſirte ſie, dann

befahl er ſeinem Diener den Brief durch Staffette an ſeine Adreſſe zu befördern.

Am Abend dieſes Tages trat der Poſthalter des Städtchens, der mit ſeinem älteſten Sohne, einem dreizehnjährigen Knaben, das ganze hochfürſtlich Thurn und Taxiſche Poſtamt bildete, zum Staunen aller ſeiner Freunde eine halbe Stunde ſpäter, als gewöhnlich, beim Rathskellerwirth ein. Ehrerbietig räumten ihm einige Spießbürger den Ehrenplatz neben dem Sitz des Bürgermeiſters ein, denn der große, dicke Mann mit dem krebsrothen Geſicht war ſehr geachtet im Städtchen; war er doch einſt Leibhuſar des Prinzen Anton geweſen und war ihm ſogar die Ehre zu Theil geworden, eine Kammerjungfer der durchlauchtigſten Frau Prinzeſſin ſeine Gattin nennen zu können. Manches ſchwere Silbergeſchirr in des Poſthalters wohlhabenden Hauſe zeugte von der Freigebigkeit ſeiner früheren, fürſtlichen Herrſchaft.

Der ehemalige Leibhuſar ſetzte ſich behaglich nieder und ſtopfte gemüthlich ſeine lange Pfeife, die er zum täglichen Gebrauch auf dem Keller ſtehen hatte.

„Was giebt's denn Neues, Herr Poſtmeiſter?“ begann einer der Gäſte, „wenn man ſo frei ſein darf zu fragen?“

„Hm!“ erwiederte der Gefragte, ſeine Pfeife in Brand ſetzend, „Neues, unſer eins hat wohl eben Zeit auf das Neue zu hören, ſchrecklich viel Arbeit jetzt, Meiſter. Adam, eine Flaſche Doppelbier!“

Nur der Bürgermeiſter trank, außer dem Poſtmeiſter, wie man ihn zu nennen pflegte, das theure Doppelbier.

„Iſt denn jetzt ausnahmsweiſe viel zu thun, Herr Poſtmeiſter?“ fragte ein Anderer.

„Ja, leider,“ entgegnete der Poſtmeiſter, „ein Poſtcourier jagt den Andern; man pflegt die eiligen Couriere ſtets über hier zu ſpediren, weil ich als prompter Beamter bekannt bin.“

„Da wird wohl bald Krieg?“ fragte man.

„Will dem nicht ſo ganz widerſprechen,“ verſetzte der würdige Beamte, „aber heute iſt mir doch ein Fall vorgekommen in meinem Amt, der mir noch nicht vorgekommen iſt.“

„Was? wie? erzählen Sie doch, Herr Poſtmeiſter!“ ſo rief und bat man durcheinander.

Der Poſtmeiſter nahm einen tüchtigen Schluck Bier, wirbelte eine rieſenhafte Rauchwolke aus ſeinem

Porzellainkopf Nro. 9. und sagte dann wichtig: „Heute Nachmittag, zwei Uhr und zehn Minuten, mußte ich eine Staffette expediren für unsern würdigen und sehr gelehrten Mitbürger, den Herrn Professor Klingohr dadrüben."

Die Bürger machten lange Hälse. „An wen denn?" fragte man neugierig von allen Seiten.

„Ja, das ist eben das Seltsame," sprach der Postmeister weiter, „ich habe Staffetten expedirt an Könige, Fürsten, Grafen und Herrn, auch wohl an reiche Kaufleute, aber an solch einen Mann doch nicht."

„Nun?" schrie die ganze Gesellschaft höchst gespannt.

„Der Brief unseres gelehrten Herrn Professors war adressirt an den Meister Johann Frosch, ehemals Gemeindeschafhirt zu Weiler, wohnhaft im alten Hirtenhause daselbst."

Vor Verwunderung blieben den Bürgern die Mäuler offen stehen, das war ja ganz unerhört, eine Staffette an einen Schafhirten zu senden. Vermuthlich hätten sich die Bürger zur Freude des Postmeisters noch sehr lange gewundert, wenn nicht soeben der **Consul dirigens**, der regierende Bürgermeister,

gravitätisch in's Zimmer getreten wäre und gleich nach den ersten Begrüßungen zum Postmeister gesagt hätte: „Gevatter, mir ist heute etwas ganz seltsames passirt."

Die Gesellschaft spitzte die Ohren.

„Denke Dir, bekomme ich ein Schreiben vom herzoglichen Landrath hiesigen Kreises, darin mir aufgegeben wird, den Invaliden Mensdorf, Schutzbürger unserer Stadt, vormals Unterofficier im königl. preuß. Infanterieregiment Prinz Heinrich vacat, an Gerichtsstelle zu vernehmen über folgende Punkte: erstlich, ob er nicht von Halberstadt gebürtig; zweitens, ob sein Vater nicht Johann Mensdorf gewesen; drittens, ob er seine Mutter gekannt habe; viertens, ob er vielleicht ein Taufzeugniß besitze. Die Kosten der Vernehmung sind dem herzogl. Landrath hiesigen Kreises zu berechnen."

„Nun, hast Du die alte Kriegsgurgel vernommen?" fragte der Postmeister.

Doch der Consul ließ sich nicht in seinem Vortrage stören. „Die Kosten sind dem herzoglichen Landrath hiesigen Kreises zu berechnen," fuhr er fort, „und der ꝛc. Mensdorf ist, falls er sich über diese Punkte ausgewiesen, nächsten Sonntag vor dem herzoglichen Landrath zu erscheinen anzuhalten. gez. der herzogl. Land-

rath von Ponickau. Auf unsere Aufforderung ist nun auch der hiesige Schutzbürger Mensdorf, ehemals Unterofficier im königl. preuß. Infanterieregiment Prinz Heinrich vacat sogleich an ordentlicher Gerichtsstelle vor uns erschienen und hat ausgesagt, ad Nro 1.: „er sei im Jahr 1766 zu Halberstadt geboren, als der jüngste von drei Brüdern, die beiden ältern Brüder seien vor seiner Geburt schon in Kriegsdienste getreten und habe er nimmer etwas von ihnen vernommen; ad Nro. 2.: sein Vater sei Herr Johann Mensdorf gewesen, der als Lieutenant beim königl. preuß. Husarenbataillon von Wurmb gestanden, als solcher bei Kesselsdorf blessirt, bald nachher als Rittmeister auf Halbsold gesetzt und 1788 zu Halberstadt gestorben und begraben; ad Nro. 3.: seine Mutter sei ihm früh gestorben, sei aber eine geborne Delius gewesen und habe Sophie geheißen; ad Nro. 4.: producirte Comparent ein vollständig legales Taufzeugniß der kirchlichen Behörde zu Halberstadt, wie er sich dasselbe im Jahr 1786 hatte ausstellen lassen, als er in Kriegsdienste trat, welches Zeugniß die von ihm ad Nro. 1. 2. und 3. gemachten Angaben bestätigte und erklärte derselbe am Schluß der Vernehmung noch, wie er sein Taufzeugniß stets mit besonderer Vorsicht

aufgehoben habe, da ihm bekannt geworden, daß ein kirchliches Archiv zu Halberstadt von den Franzosen vernichtet sei und er stets geglaubt habe, es sei dasjenige, in dem er eingetragen sei. Dem ꝛc. Mensdorf wurde nun angedeutet, daß er sich nächsten Sonntag, als den zweiten Advent, bei dem herzoglichen Landrath hiesigen Kreises persönlich zu sistiren habe, was er auch willig versprach. Darauf wurde der ꝛc. Mensdorf entlassen und unverzüglich ein Bericht an den herzoglichen Landrath hiesigen Kreises aufgesetzt und abgesendet."

Der Bürgermeister hatte geendet, der Postmeister schüttelte unwillig den Kopf, die ehrlichen Bürger sahen bald den Einen, bald den Andern fragend an und Einer schlich sich sogar hinaus, um sogleich mit dem alten Mensdorf selbst, den er recht gut kannte, Rücksprache zu nehmen. Allgemach wurden Vermuthungen aller Art über den seltsamen Vorfall laut, man sprach zuletzt ziemlich bestimmt von einer großen Erbschaft, die dem Unterofficier zufalle, und der Bürgermeister sagte nichts, sondern lächelte diplomatisch, dadurch erreichte er seinen Zweck, die Bürger glaubten, ihr weiser Consul wisse Alles und dürfe es nur nicht sagen. Der Consul wußte aber eben so wenig

wie ſie, nur verſtand er ſeine Neugierde beſſer zu verſtecken.

Am andern Tage, gegen Mittag, traf eine zweiſpännige Poſtchaiſe im Städtchen ein, das ſchmetternde Poſthorn lockte die Neugierigen an die Fenſter und mit ſtolzem, freudigem Geſicht empfing der Poſtmeiſter die heranrollende Chaiſe. Aus derſelben ſtieg ein alter Mann in grauem Surtout, mit langen, weißen Haaren, der einen runden Hut auf dem Kopfe trug, ſich beim Gehen auf einen ſtarken Weißdornſtock ſtützte und lebhaft auf dem Markte umſah mit ſeinen hellen, ſchwarzen Augen, die unter weißen, buſchigen Augenbrauen funkelten. Der Mann hatte trotz ſeiner einfachen, bäuriſchen Kleidung viel Vornehmes in ſeiner Haltung und wußte ſogar dem ſtolzen Poſtmeiſter ſo zu imponiren, daß er ihm eine tiefe Verbeugung machte. Der Mann im grauen Surtout zog langſam einen ledernen Beutel aus der Taſche ſeiner Beinkleider, reichte dem Poſtillon ein ſehr anſtändiges Trinkgeld und ſagte mit leiſer Stimme: „Profeſſor Klingsohr's Jungfer wird meinen Mantelſack abholen.“ Dann faßte er nachläſſig an die abgegriffene Krämpe ſeines Hutes und ſchritt mit ziemlicher Eile auf die alterthümliche Wohnung des Profeſſors zu.

Verwundert ſtarrte ihm der Poſtmeiſter nach.

Die alte Jungfer öffnete dem grauen Manne die Thür und beknixte ihn mit ſichtlicher Freude.

„Wie geht's, wie geht's, Jungfer?“

„Ich danke Herr Proſch, ich danke!“

„Und Oben?“

„I nun, man kann nicht ſagen ſchlimmer, aber länger, immer länger. Sie verſtehen mich?“

Der Schäfer Proſch nickte. „Und der alte Benndorf?“

„Der Musje Benndorf iſt munter und friſch.“

Unter dieſem Geſpräch hatte der Schäfer Johann Proſch, denn das iſt der Mann im grauen Rock, das erſte Stockwerk erreicht, wo er ſich wenigſtens fünf Minuten lang mit dem Musje Benndorf unterhielt, ihm die Hand ſchüttelte und dann zu dem Profeſſor hinaufgeführt wurde. Das geübte Ohr des Gelehrten hatte den fremden Tritt ſchon vernommen und da er den Ankommenden erwartete, ſo trat er ihm ſchon an der Thür des Zimmers entgegen.

Die beiden Männer umarmten ſich.

„Es thut mir leid, Bruder Proſch, daß ich Dich im Winter hierher citirt habe.“

„Du weißt, Klingsohr,“ unterbrach ihn der Schä-

ser, „daß ich Dich nie im Stiche lasse, als Student habe ich mich für Dich geschlagen —“

„Und leidest noch an dem Stoß in die Lunge, den Du für mich empfingst, armer Johann —“

„Laß doch das, Klingsohr, sage mir recht schnell, was Du von mir willst, denn Deine Zeilen haben mich neugieriger gemacht, als es dem alten Schäfer von Weiler ziemt.“

„Erhole Dich nur erst von Deiner Reise, Prosch.“

„**Ad loca, silentium** Fuchs!“ erwiederte der alte Schäfer und seltsam klang das burschikose Stichwort von dem alten Manne mit leiser Stimme gesprochen; „bist ein Semester mein Leibfuchs gewesen, Klingsohr, und hast Deinem Senior noch nicht pariren gelernt?“

Der Professor lächelte und drückte die Hand des Schäfers, die beiden Greise schauten sich mit innigem Lächeln an.

„Höre, Bruder!“ begann plötzlich der Schäfer mit seltsamen Ausdruck, „geht Dir's denn auch so, ich denke seit einigen Wochen beständig an unsere Mutter.“

„Ich sehe sie sogar!“ erwiederte Klingsohr mit unheimlichen Lächeln; „doch still davon jetzt.“ Der

Professor zog seinen Stiefbruder, der noch älter war, als er, beinahe hastig in die Nische, in der Incarnaten noch immer regungslos auf dem Tisch lag.

„Was ist das?“ fragte Klingsohr, seinem Stiefbruder das braune Mädchen zeigend.

Der Schäfer trat an den Tisch und untersuchte aufmerksam das Mädchen, namentlich unterwarf er die Augen einer besonderen Prüfung.

„Nun?“ fragte der Professor.

„Seit wie lange?“ fragte der Schäfer dagegen.

„Seit vorgestern Morgen um sechs Uhr.“

„Was hast Du gebraucht?“

„Aderlaß und Galvanismus, sonst nichts von Belang.“

„Hilft hier nichts, Bruder?“

„Du kennst den Zustand, Freund?“

„Ich kenne ihn, das Leben strahlet frei und ungehindert durch den Leib, aber es ist nicht wirksam, weil der Nervengeist in einer tödtlichen Erstarrung liegt, sobald das Leben aufhört, in diesen Fällen gewöhnlich weil der Kranke vor Hunger stirbt, wird der Nervengeist wieder frei und alle Kräfte sind wieder in Thätigkeit, doch blos um eben zu sterben, indeß ist ein Erwecken aus diesem Zustande gar nicht

unmöglich; ich will's versuchen, aber gieb mir genaue Auskunft, Bruder. Dieser Zustand wird gewöhnlich durch eine heftige Erschütterung des Nervensystems, jedoch nur, wenn dieses bereits stark irritirt ist, herbeigeführt. Dieses junge Mädchen ist, wie Du mir früher schriebst, unsers Don Juan Geliebte, Juan ist nicht hier, sie ist also stets in Aufregung, denn diese Kreolinnen sind feurig, nun sechs hast Du Deine Briefe gelesen, theilest Du ihr vielleicht einige mit?"

„Nein, aber Bruder, Du kennst meinen Zustand," sprach der Professor erröthend, „sie hat mich geschen."

„So;" erwiederte der Schäfer trocken und begann auf's Neue Incarnacions Augen zu untersuchen, aber nach einer kleinen Weile sagte er bestimmt: „Dein Anblick kann diese junge Person entsetzt haben, aber diesen Zustand hat er nicht herbeigeführt." Dann ging er rasch hinaus, und als er zurückkam lag eine Art von Triumph auf seinem alten Gesichte.

„Was hast Du, Bruder?" fragte der Professor.

„Ich dachte mir's," entgegnete der Schäfer, „diese Wendung der Halsmuskeln verräth es, Wunderf bestätigt es, durch die Ohren ist der Nervengeist, der ohnehin stark angegriffene Nervengeist in diesen Zustand versetzt worden. Ich habe Dir gerathen, stets

einige ſtarke Blasinſtrumente hinzulegen in Deine Nähe, weil ich wußte, daß Du dich ihrer inſtinctartig, während der Momente Deiner Krankheit, bedienen würdeſt, Du haſt trompetet geſtern in die Kampfmuſchel, das iſt der Grund der Erſtarrung."

Der Profeſſor nickte und der Schäfer klingelte dem alten Benndorf, dieſer erſchien und mit ſeiner Hülfe brachte er Incarnacion in eine halb ſitzende, halb liegende Stellung in einen Armſtuhl.

„Benndorf, kann Er mir nicht ein Tambourin verſchaffen? Weiß Er, was ein Tambourin iſt?"

„Nein, Herr Proſch."

„Kann Er mir Schellen verſchaffen?"

„O ja, Herr Proſch, unten hängt ein ganzes Schlittengeläute."

„Sehr gut, bring Er das ſogleich herauf und wenn es ein zweiſpänniges iſt, ſo bringt Er auch die Jungfer mit."

„Sehr wohl, Herr Proſch!"

„Bruder Klingsohr, haſt Du nicht eine Sammlung ſpaniſcher Romanzen, dieſe Perſon ſpricht recht ſpaniſch?".

„Nur ſpaniſch, Bruder und el Cid Campeador iſt mir zur Hand," antwortete der Profeſſor.

Faſt zu gleicher Zeit kamen die beiden alten Die-

ner mit den Schellengeläuten und der Professor mit dem Romanzenbuch in die Nische zurück.

„Klingsohr, Du setzest Dich jetzt auf diesen Stuhl," begann der Schäfer, indem er einen Stuhl gerade dem Armstuhl, in dem Incarnacion lag, gegenüber stellte. „Du liest mit lauter Stimme eine Romanze und stößt am Ende jedes Verses mit Deinem Stock auf den Boden; Ihr guten Leute habt das Schwerste zu thun, aber bedenkt, daß es ein Menschenleben gilt, hängt Euch die Schellengeläute um."

Musje Vennderf that es sogleich, die Jungfer zögerte etwas, aber sie fügte sich, „und nun Ihr guten Leute," fuhr Prosch fort, indem er die beiden Alten, rechts und links, neben den Armstuhl Incarnacions stellte; „rührt Ihr Euch nicht, bis Euer Herr mit dem Stock auf den Boden stößt, sobald Ihr aber das hört, schüttelt Ihr die Schellengeläute aus allen Kräften; bedenkt, es gilt ein Menschenleben!"

Die Alten nickten, der Schäfer kniete sich nieder vor Incarnacion, erfaßte ihre Hand und sah ihr starr in's Gesicht.

Eine seltsame Gruppe; das leblose Mädchen, die beiden Alten fast komisch mit Schellengeläuten behängt, der knieende Schäfer, der wunderliche Professor mit

Buch und Stock. Prosch gab ein Zeichen und Klingsohr begann mit klingender Stimme eine der schönen Romanzen vom Cid zu lesen, die in ihrem trochäisch fallenden Rythmus und ihren vollen Klängen sich von selbst zum Gesang gestalten. Kaum hatte der Professor zu lesen begonnen, so sprangen auch die grossen Katzen auf seine Schultern, sie saßen immer dort, sobald er laut las.

Melodisch flossen die Klänge der Sprache vom Ebro, der Stock gab das Zeichen und sinnverwirrend ertönten die Schellen, von den beiden Dienern in Bewegung gesetzt. Der Professor las weiter und wieder tonten die Klänge der Sprache vom Ebro und priesen die Thaten Nerrigo's und auf's Neue schlossen die rasselnden, klirrenden Schellen den Vers.

Der Schäfer legte seine Linke auf die Herzgrube Incarnacions. Spanische Rythmen im romanischen Trochäenfall, rasendes Schellengeklirr! —

Wie schaudernd regte sich und schüttelte sich Incarnacion.

„Rio verde, Rio verde,
„Quanto cuerpo en tisi hana!"

las der Professor mit singender Stimme und das Schellengeklingel übertönte die letzte Sylbe.

Incarnacion zuckte mit den Händen, die ihr der Schäfer hielt.

„Y Christianos, y de Moros
„Muertos por la dur espada!“

las der Professor mit singender Stimme weiter.

„Muertos por la dur espada!“ sprach Incarnacion ganz deutlich, Leben glänzte in ihren Augen, sie faltete die Hände und betete: „santissima madre por nuestras peccadillas.“ Auf einen Wink des Schäfers schwiegen die Schellen und die Diener schlichen hinaus damit.

Leiser als bisher las der Professor weiter und leiser noch als er flüsterte der Schäfer in spanischer Sprache dem Mädchen zu: „Don Juan grüßt seine Incarnacion, er wird kommen, er bringt ihr Blumen, er bringt ihr Küsse, und die Blumen werden blühen an Incarnacions Busen und die Küsse werden brennen in Incarnacions Seele, Incarnacion hat geweint, aber sie wird nicht mehr weinen, Küsse werden ihre Thränen trocknen und Thränen werden wieder fließen, um die Gluth zu löschen, die die Küsse erregt haben; Juan kommt zu Incarnacion, denn er kann nicht leben länger ohne Incarnacion und Incarnacion nicht ohne ihn. Was soll auch die Sonne scheinen, wenn sie

keine Blumen beſcheint, wie ſoll auch die Blume blühen ohne den Sonnenſtrahl?"

Incarnacion hörte aufmerkſam zu, ihr Buſen hob ſich kräftig, ihre dunkle Wange röthete ſich, ihr Auge begann wieder zu funkeln und langſam legte ſie ihre Hand auf die Stirn des Schäfers, ſah ihm eine Weile in die Augen und ſprach laut: „Du haſt ſchwarze Augen und weiße Haut und ſprichſt mir von Don Juan, Don Juan biſt Du nicht, wer ſeid Ihr Senhor Caballero?"

„Mich ſendet Don Juan, mich ſendet Don Juan an Incarnacion, Juan's Bote ſpricht zu Incarnacion, zu Juan's Geliebter, hört mich Incarnacion, die ſchöne Incarnacion, hört ſie die Stimme von Juan's Boten?"

„Incarnacion hört die Stimme von Juan's Boten und ſie klingt ihr lieblich, was ſagt mir Don Juan durch Deinen Mund?"

„Don Juan ſendet mich, Senhora, Don Juan ſagt Euch, daß er käme, Don Juan kommt Euch abzuholen in das heitere Land der Sonne, dort wo der Maranhon rauſchet, wo ſich die Platane wieget, die Vanille würzig duftet, dort will Juan mit Euch wohnen."

„Wo die Sonne Herzen wärmt," fuhr Incarnacion begeiſtert fort, „und die Goldorange leuchtet,

wo der Kaiman liſtig weinet und die bunten Käfer ſpielen; wo der Regen ſtromgleich rauſchet und der Donner mächtig hallet, wo Jaquita Lieder ſinget, um Don Juan einzuſchläfern; will Don Juan dorthin reiſen, dorthin führen ſeine Blume? ſag es mir, Du lieber Bote, will Don Juan dorthin reiſen?"

„Ja, Senhora, dorthin führet Euch Don Juan wohlbehalten, nur noch eine kleine Weile harret ſeiner hier geduldig."

„Ich will warten, ich will harren bis die Sonne wieder ſcheint, wenn die Sonne wieder ſcheinet, wird die Blume wieder blühen."

Incarnacion klatſchte mit kindlicher Fröhlichkeit in die Hände und lehnte ſich behaglich und lächelnd in ihrem Armſtuhl zurück. Der Schäfer ſtand auf, füllte ein Glas mit ſchwerem Weine und reichte es, nachdem er genippt, dem Mädchen. Incarnacion faßte haſtig danach und leerte es auf einen Zug, beinahe gierig aß ſie dann mehrere Stücke Biskuit, die ihr der Schäfer reichte.

Das arme Kind hatte ja beinahe drei Tage keine Nahrung zu ſich genommen, der Wein und die leichte Nahrung ſtärkte ſie ſichtlich, der geſunde, naturwüchſige, urkräftige Organismus that das Beſte.

Nach einer Viertelſtunde war Incarnacion, Don Juan's Namen auf der Lippe, ſanft und geſund entſchlummert und die regelmäßigen Athemzüge der Schlafenden gaben den beiden Greiſen die Gewißheit der Geneſung.

Leiſe ſchlichen ſie hinaus in die nächſte Niſche.

„Tauſend Dank, Bruder Froſch," ſagte der Profeſſor, „Du haſt mich auf's Neue gerettet, bedenke, was hätte Juan geſagt, erſt ſeine Tochter und nun die Geliebte."

„Bruder, gieb mir zu eſſen!" bat der Schäfer, den Dank unterbrechend.

Der Profeſſor klingelte und ſagte nur noch: „mein Lieber, ſage mir, wo haſt Du gelernt ſpaniſche Verſe machen, ich war erſtaunt —"

„Das weiß ich nicht, Klingsohr, ich glaube ſie machen ſich von ſelbſt; als Don Juan auf der Flucht war und ich ihn in meiner Schäferei verſteckt hielt, haben wir manche liebe Nacht hindurch in ſpaniſchen Verſen mit einander geſprochen."

III.

# Die Tochter des Proletariers

und

# der Sohn der Könige.

An dem Tage, an welchem der alte Schäfer Johann Prosch Incarnacion in's Leben zurückrief, an demselben Tage verließ Don Juan de Aurinia Paris; er war sicher auf der Spur des Entführers seiner Tochter, aber ein Befehl aus dem Ministerium des Innern zwang ihn Paris innerhalb vierundzwanzig Stunden zu verlassen. Don Martinez de la Rosa, Ambassadeur der constitutionellen spanischen Königin am Tuilerienhofe, hatte dringend die Ausweisung des carlistisch gesinnten und bekannten Generals Juan von Aurinia verlangt und das Julicabinet hatte, wie gewöhnlich, dem Verlangen der auswärtigen Diplomatie, wie ein apportirender Pudel, Folge geleistet.

In derselben Stunde beinahe, in der Don Juan Paris verließ, aber weder die Straße nach Deutschland, noch die nach Belgien einschlug, hielt eine Post-

kaleſche mit zwei andern, uns ſchon bekannten, Reiſenden vor einem, bereits für ſie in Stand geſetzten, **hôtel garni** in der Rue Vaugirard und Herr Strobel, der weſtphäliſche Fabrikherr, half einer zarten, kränklich ausſehenden, Dame aus der Kaleſche. Nur mit Mühe erkennen wir das Spinnermädchen Röschen, die Tochter des weißen Fabrikſclaven Mensdorf, in der modiſchen, von ſtarrer Seide umkniſterten Dame, mit dem Zobelpelz, dem Sammethut und dem Schleier.

Wir ſtaunen, wenn wir bemerken, daß Herr Strobel mit unverkennbarer Liebe und Achtung den Arm der Fabrikdirne ergreift und ſie langſam und verſichtig hinaufführt in die für ſie bereiteten Zimmer. In dem eleganten Gemach, das behaglich erwärmt iſt, nimmt Herr Strobel dem Mädchen Mantel und Hut ab und geleitet es freundlich zu einem Divan, auf dem Röschen Platz nimmt und auf Strobels Frage nach ihrem Befinden lächelnd erwiedert, daß ſie keine Schmerzen habe und nicht beſonders ermüdet ſei.

Der Wirth des Hôtels erſcheint jetzt mit verſchiedenen Complimenten für Madame und Monſieur und verſichert, daß er nicht ſo frech geweſen ſein würde zu ſtören, wenn er es nicht für ſeine Schuldigkeit

gehalten hätte, diese bereits vorgestern angekommenen Briefschaften sogleich an Monsieur zu übergeben. Der kleine, nette Franzose empfahl sich tänzelnd, indem er bei seiner Ehre schwor, er würde selig sein, wenn er am nächsten Morgen die Gewißheit erlangen könne, daß Madame unter seinem Dache, das eigentlich viel zu schlecht für sie sei, wohl geschlafen habe.

Röschen lächelte naiv über die drolligen Geberden des Franzosen, von den französischen Complimenten verstand sie natürlich nicht ein Wort.

Herr Strobel hatte indessen das Briefpaquet eröffnet. „Das ist für Dich, mein theures Röschen, mein geliebtes Herz," rief er zärtlich, „hier bescheinigt Dein Vater den Empfang der zweitausend Thaler, er hat sich bereits ein Häuschen gekauft, er und Deine Mutter segnen Dich und geben mit Freuden ihre Einwilligung zu Deiner Verheirathung mit mir."

„Gieb mir den Brief, Max!" bat Röschen und streckte ihren Arm aus, der, wie wir jetzt erst bemerken, in der Schlinge eines schwarzen Seidentuches hängt.

Strobel eilte zu ihr. „Schone Deinen Arm, Röschen!" rief er sorgend, „willst Du deinen Fuß nicht

auf den Divan legen, Du ſollſt ihn ja immer ausgeſtreckt halten."

Röschen legte gehorſam ihren Fuß auf den Divan und las, oder buchſtabirte vielmehr, denn ihre gelehrten Kenntniſſe waren ſehr gering, den Brief ihres Vaters.

„Was ſchreibt Dir der Buchhalter, Max? Du ſiehſt erſtaunt aus, ſag es mir, laß Dich nicht wieder von dem ſchlechten Menſchen umgarnen;" fragte Röschen, als ſie den langen Brief des armen Mensdorf geleſen hatte.

„Er will, denke Dir nur, der ſchäbige Menſch im grauen Rock, er will meine Fabriken ſelbſt kaufen und hundert und zwanzigtauſend Thaler anzahlen, wenn ich achtzigtauſend Thaler zum Betrieb in ſeinen Händen darauf ſtehen laſſen will."

„Das thuſt Du nicht, Max, wenn Du mich liebſt," ſagte Röschen feſt, „Du haſt viel Unrecht wieder gut zu machen an den armen Arbeitern; wenn Du ihnen aber den Buchhalter zum Herrn giebſt, ſo geißelſt Du die mit Scorpionen, die Du bisher doch nur mit Ruthen gepeitſcht haſt."

„Nein, Röschen, ich thu' es nicht, wenn Du es nicht willst," erwiederte Strobel, „der Buchhalter ist ein schlechter Kerl; wo hat er das Geld her? doch mir gestohlen?"

„Nein, Mar, den armen Arbeitern hat er's gestohlen!"

Der Fabrikherr erbrach einen andern Brief und rief dann freudig: „Höre Liebchen, das klingt besser;" er las:

„Mein Herr, ich erfahre soeben, daß Sie im Begriff sind Ihre westphälischen Fabriken zu verkaufen — Sie thun wohl daran, denn Sie sind nicht der Mann, um bei einem solchen Geschäfte neben Ihrem Nutzen auch das Wohl der Arbeiter im Auge haben zu können. Die furchtbaren Ungerechtigkeiten, die scheußlichen Schandthaten, die auch in Ihrem Bezirk vorgefallen sind, wollen wir gern der Schuld Ihres durchaus schändlichen Buchhalters, dessen Verführung Sie unterlagen, beimessen, da wir vernehmen, daß Sie sich's eifrig angelegen sein lassen, Ihre Fehler wieder gut zu machen. Es liegt jetzt in Ihrer Hand — wählen Sie — vergrößern Sie Ihr Unrecht und verkaufen Sie Ihre Fabrikarbeiter dem Blutsauger, Ih-

rem Buchhalter, oder tilgen Sie Ihre Schuld und überlaſſen Sie die Fabriken uns, die wir vor allen Dingen die entwürdigten Arbeiter zu Menſchen zu machen ſuchen. Wir wiſſen nicht, wie viel Ihnen Ihr ſchurkiſcher Buchhalter geboten hat, betrügen wird er Sie auf jeden Fall, denn der Engel, der Ihnen zur Seite ſteht" — der Engel biſt Du, Röschen! unterbrach ſich Herr Strobel — „verſteht ſich vermuthlich wenig auf Rechnungen; wir tariren den Werth Ihrer Fabriken auf viermalhunderttauſend Thaler, welche wir zu jeder Zeit zu zahlen erbötig ſind. Doch wollen wir zum Wohl der armen Arbeiter gern zulegen, wenn uns der Buchhalter überbieten ſollte. Glauben Sie uns, der größte Vortheil geht Hand in Hand nicht mit der größten Klugheit, ſondern mit der größten Rechtlichkeit. Wir fürchten jetzt nicht, daß Sie unſere unkaufmänniſche Großmuth mißbrauchen werden, denn Röschen wird Ihnen das Beſte rathen. Sollten Sie ſogleich entſchloſſen ſein auf unſern Plan einzugehen, ſo legitimiren Sie ſich bei dem Hauſe Laffitte in Paris und ziehen Sie die Kaufſumme von viermalhunderttauſend Thalern gegen Beſitzensurkunde auf uns. Wir wünſchen Ihnen Glück

zu Ihrer Besserung und zu dem Engel, der sie bewirkte."

Magdeburg den 4. December 1844.

Der General Don Juan de Aurinia
und für ihn sein Bevollmächtigter
Dr. Johann Faust.

Röschen war mehrmals, während Herr Strebel las, bescheiden erröthet, jetzt sagte sie freundlich: „Nun Max, jetzt hast Du Gelegenheit Dein Unrecht glänzend gut zu machen; Du wirst doch auf das Anerbieten des Generals eingehen?"

„Das versteht sich, liebes Kind; aber sage mir, kennst Du diese Leute? Kennen sie Dich? Woher wissen sie?"

„Du weißt, Max, daß ich sie nicht kennen kann, ich war ja vor zwei Monaten noch ein hungerndes Fabrikmädchen, wer sollte mich da gekannt haben? Und seit zwei Monaten bin ich Dir ja nicht von der Seite gekommen!"

„Ja, das ist wahr, aber es ist doch höchst sonderbar, daß sie wissen, daß ich mich gebessert habe!" murmelte Herr Strebel.

„Du haſt Dich noch nicht gebeſſert, Max," ſprach Röschen ernſt, aber freundlich, „Du willſt es erſt!"

Ueberlaſſen wir indeß das ſo ſeltſam veränderte Paar ſich ſelbſt, wir ſind unſern Leſern eine Erklärung dieſer Veränderungen ſchuldig.

Wir bemerkten ſchon früher, daß der junge Herr Strobel, ein rechtes Kind unſerer charakterloſen Zeit, jedem Eindruck offen, in liederlicher Geſellſchaft zum feigen, blaſirten Lüftling wurde und dann unter dem vergiftenden Einfluſſe ſeines Buchhalters das wurde, als was wir ihn beim Beginn dieſer Erzählung fanden, ein egoiſtiſcher, erbärmlicher Narr, ein blaſirter Tyrann, ein parfümirtes Luder, mit einem Wort.

Röschen Menstorf, das kaum erwachſene Fabrikmädchen, reizte durch ſeine Schönheit den überſättigten Sultan, wir ſahen, daß eigener Entſchluß, der Entſchluß durch ſeine Ergebung die Aeltern vom Hungertode zu retten, das Mädchen in Strobels Arme führte. Die Art und Weiſe dieſer Ergebung machte Eindruck auf den feigen Fabriktyrannen, Röschen war eine außerordentliche Erſcheinung für ihn und ſein Intereſſe an ihr wuchs täglich, wir ſahen das Mädchen gegen ſeinen Willen nach Paris entführt werden. Bei

dieſer Entführung hatte Strobel keinen andern Zweck, als mittelſt der Geſellſchaft der jungen Dirne ſeinen grimmigſten Feind, die Langeweile, zu bekämpfen. Das gelang ihm, aber Röschens Geſellſchaft hatte noch ganz andere Folgen für ihn.

Die junge Dirne beſaß, wenn auch keine Kenntniß des Lebens und der Verhältniſſe, ſo doch ein ſehr tiefes und richtiges Gefühl, namentlich ein tiefgewurzeltes Rechtsgefühl; Röschen hatte nichts gelernt, aber ſie hatte einen ſcharfen Verſtand und ein geſundes Urtheil und beſaß eine Energie des Willens und eine Großartigkeit der Geſinnung, die ihre Seele adelten und ihre innere Schönheit ihrer äußern gleichſtellten. Röschen beſaß alſo alle Eigenſchaften, die der reiche Strobel nicht beſaß. Nun ſchwatzte Strobel gern, wie alle Menſchen, die zum Denken zu faul ſind, anfänglich ſprach Röschen mit ihm, weil ſie ſich dazu verpflichtet glaubte, denn nach ihrem beſchränkten Rechtsgefühl hatte ſie ſich mit Leib und Seele an Strobel verkauft — er hatte ihre Aeltern dafür vom Hungertode gerettet — ſpäter ſprach Röschen von ſelbſt mit Strobel, weil er von den Fabrikarbeitern ſchwatzte und zwar lauter ungereimtes Zeug, was ihm der Buchhalter vorgelogen hatte. Nach und nach errang Röschen jene

Herrschaft über Strobel, die jeder stärkere Geist über den schwächern nothwendig erringen muß. Nach einem achttägigen Aufenthalt in Frankfurt hatte der bessere Einfluß der jungen Fabrikdirne den charakter- und gedankenlosen Strobel völlig unterjocht. Man sah, wie Strobel eigentlich nichts war, er war nichts als ein weicher Thon, den jede Menschenhand formen konnte, wie es ihr beliebte. Der Buchhalter hatte einen nichtswürdigen, feigen, wollüstigen Tyrannen aus Strobel gemacht, die junge Dirne formte ihn um zu einem Menschen, der nur das Gute wollte und es auch that, wenn man's ihm nur nicht zu sauer machte. Das ahnete Röschen instinctartig, ihr Geist fühlte, daß Strobel, was er jetzt war, nur durch sie geworden, sie erkannte die Charakterlosigkeit des reichen Mannes, sie wußte, daß bei ihr Strobels Wesen sich bessere, daß es sich verschlechtern müsse ohne sie.

Dieses Bewußtsein gab der jungen Dirne Selbstgefühl und flößte ihr diejenige Zuneigung zu Strobel ein, die jeder Schurke zu seinem Geschöpf hat.

Damals schon hatte sie ihn bewogen, mehrere Begünstigungen seinen Arbeitern zu Theil werden zu lassen, die dieselben aber nie erhielten, da der Buchhal-

ter nicht für gut befand, den Befehlen ſeines Herrn nachzukommen.

Strobel, der ſchon nichts mehr that, ohne Röschen zu fragen, reiſ'te aus Bequemlichkeit ſehr langſam — er ſollte glücklich werden, das Schickſal intervenirte zu ſeinem Gunſten, denn es konnte nur etwas aus ihm werden, ſo lange Röschen bei ihm war kurz vor Mezières gingen die Pferde durch, der Poſtillon wurde abgeworfen, die Deichſel zerbrochen und die Roſſe riſſen den Wagen unaufhaltſam einem ſteilen Abgrunde zu.

Strobel ſtieß einen Angſtſchrei aus, aber er that nichts, das war erklärlich bei ihm; Röschen dagegen ſprang mit Lebensgefahr aus dem Wagen, fiel den Pferden in die Zügel, wurde getreten, ein Stück geſchleift, aber dennoch gelang es ihr, die wilden Thiere zum Stehen zu bringen; ſie hatte Strobel das Leben gerettet und für ſolch einen Dienſt iſt ein reicher Mann ſtets dankbar.

Am andern Tage verlobte ſich Strobel mit Röschen; das junge Mädchen entſchloß ſich dazu ohne jeden Nebengedanken, es hatte lediglich die Abſicht Strobels guter Engel zu werden. Von Mezières aus ſchrieb

Strobel an den Buchhalter und beauftragte ihn mit dem Verkauf der Fabriken, denn — ein bezeichnender Zug — er ſchämte ſich, ſeine Gemahlin in Deutſchland zu präſentiren. Doch ſchickte er dem alten Mensdorf zweitauſend Thaler und bat ihn um ſeine Einwilligung zur Heirath.

Daß er dieſe erhielt, wiſſen wir bereits, wir bemerken hier nur noch, daß Herr Strobel ſich am Tage nach ſeiner Ankunft in Paris zu Laffitte begab, ſich legitimirte und eine Ceſſionsurkunde ſeiner Güter abgab, ohne Umſtände erhielt er 400,000 Thaler in franzöſiſchen Papieren. Es war bereits Ordre zu deren Zahlung eingelaufen.

Am dritten Tage nachher wurden **Monsieur Strobel, rentier allemand et Mademoiselle Rosa Mensdorf** in der Pfarrkirche von St. Euſtache nach katholiſchem Ritus getraut.

Am Tage vorher hatte der junge Graf St. Aignan, einer der erſten Lions der Capitale, eine geheime Unterredung mit dem ſpaniſchen Geſandten Don Martinez de la **Roſa** bei dem Miniſter des Innern, dem Grafen Lanneguy Duchâtel, in deren Folge ſogleich ein Courier nach Bourges abgefertigt wurde.

Am Abend vor der Vermählung des ehemaligen Fabriktyrannen mit der Fabrikſclavin finden wir in einem beinahe kahlen, ſehr geräumigen Salon im erſten Stock des Schloſſes zu Bourges zwei Herren in eifrigem Geſpräche. Es iſt kalt in dem Salon, denn das Feuer im Kamin iſt erloſchen, es iſt finſter darin, denn kein Licht brennt, wir können die ſprechenden Herren nicht deutlich ſehen, aber wir erkennen an der kräftigen, ſonoren Stimme des einen Redenden unſern alten Freund, den General Don Juan de Aurinia.

Die Herren müſſen wichtige Dinge mit einander zu verhandeln haben, denn immer eifriger wird ihr Geſpräch, immer heftiger ihre Geſticulationen — plötzlich öffnet ſich die Thür am obern Ende des Salons, ein Lichtſchimmer fällt herein und eine laute Stimme ruft: „Su magestad!“ Sogleich treten die beiden Herren in das geöffnete, erhellte, aber auch ärmlich meublirte, Gemach und machen ſchon in der Thür drei tiefe Verbeugungen.

Da ſteht ein mittelgroßer, nicht unſchöner, Mann, längſt über die Blüthe des Lebens hinaus, deſſen ſtolze, feſte Züge gemildert werden durch den freundlichen Blick ſeiner ſchwarzen Augen. Dieſer Mann in dem einfachen, blauen Uniformüberrock, hat einen Hut auf,

deſſen Federbuſch von einer Brillantagraffe gehalten wird, er trägt einen ſtarken Knebelbart.

Als Don Juan in's Zimmer tritt nimmt er ſeinen Hut ab und ſtreckt dem alten Edelmann die rechte Hand entgegen. Don Juan kniet nieder vor dem Mann und küßt die Hand, die ihm entgegengehalten wird; der Mann im blauen Ueberrock aber hebt den alten General auf und drückt ihn herzlich an ſeine Bruſt. Dann ſetzt er ſeinen Hut auf, was ſogleich auch Don Juan thut und mit ihm drei bis vier Herren, die längs der Wand hin ſtehen. Mehrere andere aber bleiben unbedeckt.

„Willkommen Don Juan!" beginnt der Mann, dem Don Juan ſo große Ehrfurcht bewieſen, „willkommen, ich freue mich Dich zu ſehen, alter Getreuer."

„Es lebe der König!" antwortete Don Juan mit ſichtbarer Bewegung.

„Viva el rey! viva Don Carlos Quinto! viva el rey absoluto! viva la santa religio! riefen die Herren im Salon.

„Still, ſtill, meine Treuen, daß die Wächter unſere Freude nicht ſtören!" ſagte der König von Spanien und beiden Indien.

Das iſt der Mann im blauen Ueberrock, es iſt Don Carlos V., der König von Spanien nach dem Rechte der Legitimität, der nach blutigen Kämpfen beſiegte, von Rafael Maroto verrathene, von der conſtitutionellen Iſabella verdrängte Don Carlos, gegenwärtig Gefangener des franzöſiſchen Gouvernements zu Bourges.

„Don Juan, wie iſt Dir's gegangen, mein Lieber?" fragte der vertriebene König leutſelig ſeinen alten Diener; „Du kommſt aus Amerika?"

„Majeſtät, ich komme aus Amerika und bringe Deiner Majeſtät die Segenswünſche von viel edeln Spaniern, von frommen Prieſtern, von tapfern Hidalgos und Caballeros, will Deine Majeſtät die Gnade haben und einen Blick auf dieſes Blatt werfen, ich habe nur eine Stunde Zeit, man verfolgt mich bereits und im Intereſſe Deiner Majeſtät möchte ich jetzt nicht gefangen werden."

„Armes Spanien!" rief Don Carlos ſchmerzlich, „Dein König darf nicht einmal ſeine alten Freunde bei ſich ſehen, ohne ſie in die größte Gefahr zu ſtürzen."

Unverhehlt drückte ſich der größte Unwille, die tiefſte Indignation, der ächte, ſtille, ſpaniſche Zorn auf den

stelzen, bronzirten Gesichtern der Granden aus, die um den König standen. Ein großer, starker Herr in geistlicher Kleidung erhob die Hände, als wolle er den Himmel ausserdem endlich zu Gunsten des frommen Don Carlos, des wahren Sohnes der Kirche, einzuschreiten.

Don Carlos hatte das Papier entfaltet und las aufmerksam. Tiefes Schweigen herrschte in dem ärmlichen Gemach, welches das Gefängniß des Abkömmlings von so viel katholischen Königen war.

Don Carlos hatte zu Ende gelesen, er reichte das Blatt dem Prälaten und sprach einönig: „Wir sind Dir dankbar, Don Juan, es erquickt unser Herz, daß wir Dich mit eben der Loyauté uns dienen sehn, mit der Deine Väter unsern Vätern, den katholischen Königen Hispaniens, dienten, wir können Dir indeß jetzt keine Antwort ertheilen, wir müssen uns über Deinen Plan mit unserer königlichen Gemahlin, so wie mit den heiligen Priestern berathen, die uns in diesen Tagen des Trübsals und der Prüfung treu zur Seite stehen mit den Tröstungen unserer allerheiligsten Mutter Kirche; überdem, treuer Don Juan, soll es Dir nicht verhalten bleiben, daß wir sehr geringe Hoffnungen haben, jemals den Thron unserer Väter wieder besteigen

zu können, daß wir die heilige Jungfrau täglich bitten, uns einen baldigen, seligen Tod zu senden, denn wir haben bereits unsere Zeit überdauert, wir begreifen sie nicht mehr und darum ist es gut, wenn das Schwert der katholischen Könige in eine Hand übergeht, die es kräftiger zu schwingen vermag, als unsere, die schwach geworden ist im Kerker. Wir bitten Dich darum, Don Juan, Du wollest Deine Kraft nunmehr dem Prinzen von Asturien, unserem geliebten Sohne, widmen und ihm ein treuer Rathgeber sein."

Es klang eine schwermüthige Entsagung in der Stimme des unglücklichen Königssohns, er sprach ganz aus dem Herzen; der aus ihm sprach, der war der Don Carlos, der von Jugend auf stets bitter getäuscht wurde, von dem Tage an, wo ihn Buonaparte zu Bayonne gefangen nahm und ihn zu Valençay einsperrte, bis auf den heutigen, wo er, von Thron und Reich vertrieben, auf's Neue im Gefängniß die bittern Früchte französischer Gastfreundschaft genoß.

Eine ernste, beinahe feierliche Stille herrschte in dem kleinen Salon.

„Lebewohl, mein König, ich sehe Deine Majestät wieder!" sprach Don Juan, sein Knie beugend.

„Die heilige Jungfrau ſegne Dich, Don Juan, ſchließe uns in Dein Gebet ein!“ antwortete der König, ſeine Hand ſegnend über den knieenden Granden ausſtreckend.

„Kommt, Sohn der Kirche, würdiger Don Juan, daß ich Euch führe!“ flüſterte der Prälat und führte den alten Edelmann hinaus.

# IV.

# Rafaël's Sohn.

Der franzöſiſche Miniſter des Innern, Graf Lanneguy Duchâtel, gab einen glänzenden Ball. Muſik, Blumen, nichtsſagende Geſichter, glänzende Toiletten, ſchwarze Fracks und Ordensdekorationen, Hitze und Langeweile, Alles im Ueberfluß, wie gewöhnlich.

Ein bleicher, junger Mann mit düſterm Auge und marmorartigen, unveränderlichen Zügen, mit dichtem ſchwarzem Bart und dem rothen Bande der Ehrenlegion im Knopfloch des modiſchen Frack's drängt ſich gleichgültig durch die Gruppen von Deputirten der der miniſteriellen Majorität, durch die etwas verlegen ausſehenden Edelleute der Faubourg St. Antoine und des ralliirten Theils der Faubourg St. Germain, er beachtet weder den modernen, fetten Geldadel von der Chauſſée Antin, noch die ſtets vornehm und unzufrieden ausſehenden Mitglieder der Diplomatie. Endlich gelangt er an die Thür eines kleinern Salons, die von einer Gruppe neucreirter Pairs und einigen alten Napoleoniſchen Säbelhelden geſperrt iſt.

Es iſt unmöglich hier weiter zu kommen.

Der junge Mann wendet ſich an einen ſchönen, ernſtausſehenden Herrn, der ohne Theil am Geſpräch zu nehmen, ſichtlich unbekümmert um das Treiben um ihn her, ſeinen Gedanken Audienz zu geben ſcheint.

„Können Sie mir nicht ſagen, Herr Couſin, wo ich den Grafen Duchâtel finde?"

Victor Couſin, Mitglied der Academie, Pair von Frankreich, der große Eclektiker, richtet ſich auf, nickt ein wenig mit dem Kopf: „Bedaure Ihnen nicht dienen zu können, mein Herr Graf von St. Aignan!" ſagt er langſam, nickt wieder ein wenig mit dem Kopf und lehnt ſich auf's Neue an den Pfoſten der Thür.

„Sie ſuchen den Miniſter, Graf St. Aignan? er ſpricht eben mit Madame Hugo dort, ſehen Sie!" redet ein älterer Mann mit den Formen der alten Ariſtocratie den jungen Grafen an.

„Ich danke Ihnen, Herr Herzog!"

Es war der Herzog von Broglie, der große Staatsmann, der die Hauptſtütze einer Dynaſtie iſt, die er nicht liebt, in deren Herrſchaft er ſich nur, wie in eine nicht abzuweiſende Nothwendigkeit, ergeben hat, es iſt Broglie, der wahre Freund der Conſtitution, den das

Volk liebt trotz ſeiner ariſtocratiſchen Formen, den es achtet wegen ſeiner gewiſſenhaften Geſinnungstreue.

Der junge Graf St. Aignan eilt nach der ihm durch den Herzog bezeichneten Stelle, er hat Mühe ſich von dem feiſten, geſchwätzigen Sauzet loszumachen, der gern Präſident der Kammer werden möchte für dieſe Sitzung, er drängt ſich in die Gruppe, die ſich dicht um die geiſtreiche Gemahlin des berühmten Dichters geſchloſſen hat, er tritt dem armen Grafen Salvandy auf ſeine podagraiſchen Füße und wird endlich des Miniſters anſichtig. Er flüſtert dem Grafen Duchâtel einige Worte zu.

„Zu ſpät?“ antwortet dieſer leicht, „ich danke Ihnen, Graf, ich werde Don Martinez de la Roſa ſelbſt beruhigen, iſt mir in einer Art lieb, hätte doch viel Aufſehen gemacht.“

Der Graf von St. Aignan verbeugt ſich und eilt davon.

Er verläßt den miniſteriellen Ball, wirft ſich unten in ſeine Equipage, „Hôtel Liancourt!“ flüſtert er dem Jäger zu, „Faubourg St. Germain!“

Der Wagen raſſelt davon und vorſichtig neſtelt der junge Graf das Band der Ehrenlegion aus dem Knopfloch ſeines Fracks. Der Wagen hält unter dem

Portale eines alten, ſtattlichen Gebäudes, mehrere Equipagen machen bereits Queue.

„Vorwärts, ich habe Eile!“ ruft er dem Jäger zu

„Platz für den Wagen des Herrn Grafen von St. Aignan!“ ſchreit der Kutſcher, „Platz für den Herrn Grafen von St. Aignan!“

„Fahren Sie zur Seite, Kutſcher,“ ruft eine helle Stimme aus dem nächſten Wagen, „die jungen Leute haben nicht Zeit zu warten, wir Alten kommen noch immer zu früh!“

Der Graf von St. Aignan beugt ſich aus dem Schlage und antwortet: „ich bitte um Entſchuldigung, Herr von Chateaubriand, ich erkannte Ihre Livrée nicht.“

„Hat nichts zu ſagen, Herr Graf, ich ſteige ſoeben aus und führe die Herzogin von Brancas, meine Nichte, hinauf, folgen Sie meinem Beiſpiel.“

Der junge Graf folgte wirklich dem gegebenen Beiſpiel, er trat mit Chateaubriand in den legitimiſtiſchen Salon des Herzogs von Larochefoucauld-Liancourt und war in dieſem excluſiven Cirkel eben ſo bekannt, wie auf dem Balle des orleaniſtiſchen Miniſters; eine Viertelſtunde vielleicht ſprach er mit dem alten Herzoge von Cocar, der an der Spitze des legitimiſtiſchen Comité's in Paris ſtehen ſoll, begrüßte ſich dann mit dem gewaltigen

Redner Berryer, mit dem Baron Larey, dem Marquis von Boissy und einigen andern Deputirten und Pairs der legitimistischen Partei und eilte dann seinen Wagen wieder zu erreichen.

„Collège Charlemagne!“ rief er dem Jäger zu

Im Wagen verfehlte er nicht sein rothes Bändchen wieder einzuknüpfen.

Der Wagen hielt.

„Herr Michelet?“

„Herr Michelet ist nicht zu Hause!“

Der Graf gab seine Karte ab.

Von dem Professor Michelet, dem kühnen Vertheidiger der Universität, dem gefürchteten Feinde der Jesuiten, fuhr der Graf St. Aignan nach der **rue des postes**, nach dem Hause Nro. 9, bekanntermaßen dem HauptHause des Jesuitenordens in Paris.

In diesem Hause blieb er sehr lange und es war fast Mitternacht, als er nach seinem Hôtel in der Faubourg St. Antoine zurückkehrte, dort nahm er sich kaum Zeit, sich umzukleiden. In eine graue Blouse gehüllt bestieg er einen Fiacre, den ihm sein Jäger gehalten hatte und ließ sich nach der Nähe der Straße Scorpion fahren. Ausgestiegen dort, trat er in einen schmutzigen, dunkeln Hausgang, öffnete eine Thüre und befand

ich in einem niedrigen, ſchlecht erleuchteten Saal, der voller Männer war, die alle den unterſten Claſſen des Volkes angehörten.

Es war eine Arbeiterverſammlung. Graf St. Aignan befand ſich in einer Arbeiterverſammlung.

Wir ſind nicht bei der Conferenz zugegen geweſen, die der Graf in der Jeſuitenhöhle in der Poſtſtraße gehabt, leider ſahen wir, daß er Herrn Michelet nicht zu Hauſe fand, aber ſein graciöſes, vornehmes, ſicheres Auftreten in dem legitimiſtiſchen Salon des Herzogs von Larochefoucauld-Liancourt, ſo wie ſein geſchäftiges Benehmen bei ſehr zur Schau getragener Mißachtung der feinern Sitte im Miniſterhörſel, ſein Aus- und wieder Einbinden des rothen Bändchens der Ehrenlegion, das Alles kann uns wenigſtens einen Begriff von dem Charakter des Grafen St. Aignan geben.

Wir ſind nicht geneigt einen Mann zu achten, der mit allen Parteien in Verbindung ſteht, einer dient er doch nur, vielleicht keiner, und Viele ſind gewöhnlich in jedem Fall. Wir Menſchen werden im Allgemeinen einen Mann nicht günſtig beurtheilen, der an einem Abend den Ball des Miniſters der herrſchenden Dynaſtie, den Salon der Getreuen eines vertriebenen Herrſchers, die Wohnung des Hammers der Jeſuiten

(malleus Jesuitarum) und diese Jesuiten selbst aufsucht, endlich aber mit der Theilnahme an einer communistischen Arbeiterversammlung den Tag schliesst.

Graf St. Aignan, der beim Minister trefflich den Beamten, im Hôtel Liancourt ausgezeichnet den alten Oberlmann gespielt hatte, machte auch als Arbeiter seiner Rolle keine Schande — es wurde eine Revue gehalten — gleichgültig stieß St. Aignan die vor ihm Stehenden weg, nicht wie ein vornehmer Herr, der Platz haben will, sondern ganz wie ein Arbeiter, der unter seines Gleichen ist, sich aber verdrängen muß, weil — er schwer hört, denn schalt ihm einer der Gestoßenen einen zornigen Blick zuwirft, so zeigt er mit dem Zeigefinger auf sein Ohr und mit der natürlichen Höflichkeit der niedern Stände wird dem schwerhörenden Kameraden Platz gemacht.

Auf diese Weise war es dem Grafen gelungen bis in die Nähe des Redners zu kommen, er maaß diesen mit einem scharfen Blick und lehnte sich dann an ein Fenster, sichtlich sehr wenig aufmerksam auf das, was der Redner sprach — war auch nicht der Mühe werth — utopistische Träumereien, mit denen der sogenannte Communismus die armen Arbeiter heutzutage füttert, anstatt ihnen Brod zu geben und Menschenrechte' den

alter Arbeiter drängte ſich jetzt an den Grafen und fragte ihn leiſe, ohne ihn dabei anzuſehen:

„Was befehlen Sie? Hier iſt nichts zu thun, die Sache iſt ganz unſchuldig.“

„Würden Sie den alten Mann wiedererkennen,“ antwortete St. Aignan eben ſo, „den ich Ihnen vor einigen Tagen zeigte?“

„Den Spanier? Gewiß!“

„So kommen Sie morgen zu mir, aber zeitig!“

„Gut! Sollen wir hier aufräumen, oder iſt's nicht nöthig?“

„Laſſen Sie den Leuten ihr Vergnügen und merken Sie ſich nur den Redner.“

„Ja!“ rief der Redner eben, „die Feigheit und Beſtechlichkeit der Beamten iſt eine Quelle unſeres Unglücks, die andere aber iſt die gräßliche Perfidie, die wie eine Krankheit am Staatsleben frißt; keine Treue mehr, nirgend, überall Verräther, Spione. Espionage iſt das Hauptmittel der Regierung, mit Spionen beherrſcht ſie uns; glaubt Ihr nicht, daß auch hier unter uns Spione ſind? Ich ſage Euch, es ſind Spione in dieſem Saal!“

Ein drohendes Gemurmel wurde hörbar und eine helle Stimme rief: „Wer sind die Spione, nieder mit den Spionen!“

„Nieder mit den Spionen!“ brüllte die Masse.

„Seht den jungen Mann dort,“ schrie der Redner auf St. Aignan zeigend, „er hat eine Blouse an, aber glanzlederne Stiefelchen, welcher Arbeiter trägt glanzlederne Stiefelchen? Er hat einen schlechten Hut auf, aber seine Haare sind parfümirt; er ist ein Spion!“

Furchtbares Geschrei von allen Seiten. St. Aignan rührte sich nicht aus seiner halbliegenden Stellung am Fenster.

„Was sagte er jetzt?“ fragte er kaltblütig einen Arbeiter, der neben ihm stand und ihn mit drohenden Blicken musterte, „ich verstand nicht recht, ich hörte von Spionen?“ und dabei deutete der junge Mann in unnachahmlich natürlich auf sein Ohr, daß er die Umstehenden irre machte.

St. Aignan war jetzt von einem dichten Kreis drohender Arbeiter umschlossen.

„Wer bist Du? was arbeitest Du?“ fragte ihn ein grimmiger Eisenarbeiter mit rauhem Gesicht.

„Wie?“ fragte St. Aignan, seine Hand an's Ohr haltend.

„Wer Du biſt?“ ſchrie ihm der Eiſenarbeiter in's Ohr.

„Das geht Dich nichts an!“ antwortete der junge Graf kurz.

„Nieder mit dem Spion!“ ſchrieen zwar noch immer viele Stimmen, aber das kalte Benehmen des jungen Mannes hatte doch viele Andere ganz getäuſcht.

„Die Miniſter ſchicken taube Spione!“ lachte man, „ein tauber Spion!“ brüllte ein kleiner Mann dicht am Ohre St. Aignan's.

St. Aignan ſchien das gehört zu haben. „He!“ rief er, ſich aufrichtend, „treibt Ihr Spott mit meiner Taubheit? Schimpft Ihr mich etwa Spion, weil ich's nicht hören kann? He, dieſer Mann hat mich Spion geſchimpft, das leidet kein braver Franzoſe, ich will ihm den Spion in ſeinen kahlen Schädel hineintrommeln; macht Platz Kameraden, gebt uns Raum zu einem ehrlichen Kampfe.“

Die Arbeiter traten zurück, der Kreis erweiterte ſich. „He, luſtig, der dicke Enterich und der taube Spion ſind aneinander!“ ſchrie die Menge, die ſehr begierig das Schauſpiel des Kampfes erwartete. Der untersetzte, dicke Mann trat hervor und ſchien ſich entſchuldigen zu wollen, St. Aignan, ſeiner Rolle treu,

hörte natürlich nichts: „Lumy, Canaille," ſchrie er mit erkünſtelter Wuth, „ſchimpfſt Du noch immer?" und ſchlug mit einem Schlage dem kleinen Manne den Hut vom Kopfe, dieſer, dadurch in Zorn geſetzt, ſtieß ihn vor die Bruſt, der Graf aber ergriff ihn bei den Haaren, zog ihn vorwärts etwas nieder und ließ einen ſolchen Hagel von Fauſtſchlägen auf die Schultern und den Nacken des armen Menſchen regnen, daß dieſer bald in ein wehmüthiges Geheul ausbrach. St. Aignan aber hörte nichts, er hieb tüchtig drauf los, endlich wendete ſich der kleine Mann an das Mitleid der Umſtehenden und Einer derſelben ſchrie dem vermeintlich Tauben in's Ohr: „So hör' doch auf, er bittet Dich ja um Verzeihung, er ſagt, er hätte ſich geirrt."

„Hat er das geſagt?" fragte der Graf, die Umſtehenden mit jenem mißtrauiſchen Blick, der den Harthörigen ſo eigenthümlich iſt.

Man nickte, ſogleich ließ St. Aignan den kleinen Mann los, hob ihm ſeinen Hut auf und ſagte freundlich: „Es thut mir leid, Kamerad, daß ein kleines Mißverſtändniß zwiſchen uns ſtattgehabt. Du mußt mich nicht wieder mit meiner Taubheit aufziehen, ich kann das nicht leiden."

„Bravo!“ schrien die Arbeiter.

„Kamerad!“ redete St. Aignan den Geprügelten noch einmal an, „Du siehst so traurig aus, ich habe noch hundert Sous, komm, wir wollen sie zusammen vertrinken, morgen wird sich schon wieder etwas für mich finden.“

Das ließ sich der kleine Mann nicht zweimal sagen und unter dem Jubel der Uebrigen zogen beide ab.

„Wer ist das? das ist ein Mordkerl, ein guter Kerl! schade, daß er so schlecht hört!“ so sprach man im Saal, der nach und nach leer wurde.

„Ich habe den jungen Mann schon gesehen,“ sprach der alte Arbeiter, der vorher so unbemerkt mit dem Grafen gesprochen; „halt, jetzt weiß ich's — ich sah ihn gestern bei Madame Grisonne, es ist ein Commissionair, dessen sich die Damen sehr gern bedienen.“

„Darum parfümirt er auch sein Haar und trägt glanzlederne Stiefelchen; es ist ein braver Kerl; einfältig, daß wir ihn für einen Spion halten konnten!“

Am andern Morgen saß der junge Graf St. Aignan in einem Schlafrock von blauem Sammt in seinem reich geschmückten Boudoir. Seine Hand ist fest, sein Ansehen unverändert, obgleich er erst vor einer

Stunde aus einer erbärmlichen Schenke zurückgekehrt iſt, in der er die ganze Nacht mit den Arbeitern gezecht hat.

Er hat ſchon einige Briefe geſchrieben, jetzt beginnt er zu ſiegeln und klingelt.

Ein eleganter Kammerdiener im ſchwarzen Frack tritt ein.

„Hier nehmen Sie dieſe Briefe, Maurice," ſpricht der Graf, „dieſen an den Vicomte Chateaubriand beſorgen Sie perſönlich, dieſen an den Herzog von Bocar ſenden Sie durch einen alten Diener in geſtickter Livrée, gepudertem Haar und Treſſenhut, dieſen an den Grafen Rambuteau kann ein gewöhnlicher Laquai tragen, dieſer an den Miniſter des Innern wird durch meinen Secretair übergeben, dieſe übrigen geben Sie auf die Poſt."

„Zu Befehl, Herr Graf, der Mann, den Sie den Morgenſtern nennen, iſt draußen!" entgegnete Maurice mit Verbeugung.

„Laſſen Sie den Morgenſtern aufgehen!" ſagte der Graf lächelnd zu dem verſchwindenden Kammerdiener.

Nach einigen Augenblicken trat ein Mann in's Zimmer, der die Kleidung eines achtbaren Bürgers trug und ſich auf einen großen Regenſchirm ſtützte.

An den kleinen, häßlichen, grauen Augen in dem aufgedunsenen Geſichte erkennen wir den alten Arbeiter wieder, der im Verlauf der vorigen Nacht den Grafen St. Aignan zu einem Commiſſionair gemacht hatte.

„Setzen Sie ſich, mein Herr!“ antwortete der Graf auf die zahlreichen Verbeugungen des ehrlichen Mannes und deutete auf einen Stuhl, der ſeinem Tiſch gegenüber ſtand.

Der alte Mann nahm ruhig, ſeinen Regenſchirm zwiſchen den Knieen, auf dem angewieſenen Stuhle Platz.

„Was war's geſtern noch im Saal?“ fragte der Graf.

„Nichts, mein Herr Graf, man ging nach Hauſe und hielt Sie für einen Damencommiſſionair; Sie haben geſtern ein Meiſterſtück gemacht!“

„Gut! Sie ſprechen ſpaniſch, mein Herr?“

„Vollkommen; ich diente unter der Fremdenlegion.“

„Sie werden von nun an ſtreng-legitimiſtiſche Grundſätze haben; Sie haben in Spanien für Don Carlos gefochten, ſind hier einſt Bedienter der Frau Herzogin von Berry geweſen, Sie ſind mit dem Herzoge von Angoulême nach Deutſchland gegangen, haben aber in Folge eines Verdruſſes mit einem Kammerherrn den Abſchied genommen; Sie verſtehen mich?“ —

„Vollkommen, Herr Graf!“

„Sie werden nach Deutſchland gehen, werden einige Zeit in Berlin verweilen, werden dort zufällig die Bekanntſchaft des Generals Aurinia machen, in deſſen Dienſte treten, werden darin verbleiben, ſo lange ſich der General in Deutſchland aufhält, werden mir Berichte machen über Alles von Wichtigkeit und ſonſt überhaupt nach meinen Inſtructionen handeln. Bis Mitte nächſten Sommers hat der General ſicher Europa verlaſſen, Sie können dann hierher zurückkehren und den Reſt von fünfundzwanzigtauſend Franks in Empfang nehmen, von denen ich Ihnen hier zehntauſend Voraus zahle.“

Der alte Mann nahm ohne eine Miene zu verziehen die zehntauſend Franks in Papier und ſagte: „Ich werde in einer Stunde abgereiſ't ſein; die Addreſſe iſt die gewöhnliche, der General iſt X, ich bin Y; ich empfehle mich Ihnen, Herr Graf!“

„Adieu!“ antwortete St. Aignan gleichgültig und band eine Rolle Papiere zuſammen.

Am Abend dieſes Tages finden wir den vielgewandten Sohn Raſaëla's und des Grafen Pavel de Perſey, denn der iſt der junge Mann, den wir unter dem Namen eines Grafen von St. Aignan kennen

gelernt haben, in dem Boudoir einer berühmten Sängerin von der großen Oper.

Mit der ächten, vernehmlich sollenden, Unverschämtheit, durch welche sich der moderne Lion, der französische Elegant unserer Tage eben so vortheilhaft auszuzeichnen glaubt, wie sich einst der Petit-maitre einer verschwundenen Zeit durch seinen Anstand, durch artige, wenn auch oft lächerlich übertriebene Galanterie, wirklich auszeichnete — mit der ächten, unverschämten Löwenhaftigkeit hatte sich der Graf St. Aignan auf das Sopha seiner Geliebten gelegt, zerrissen mit den Sporen den Damastüberzug, zauste den Wachtelhund bei den Ohren und öffnete den Mund nur, um zu gähnen.

„Aber, Charles!“ rief die Operndame, eine ganz hübsche, aber unbedeutende, Brünette, indem sie vor dem Spiegel kokettirte, „aber Charles, Sie sind unausstehlich, sagen Sie doch etwas; seit Sie aus Deutschland zurück sind, ist's nicht mehr auszuhalten mit Ihnen!“

„Ich bin Ihrer überdrüssig, Madelaine!“ erwiderte der Graf ganz ungenirt und bekräftigte seine Behauptung durch ein gewaltiges Gähnen.

„So!“ erwiederte die Theaterprinzessin, nicht im Mindesten empfindlich, „Sie sind meiner überdrüßig, ich Ihrer ebenfalls, verständigen wir uns: geh' Du linkwärts, laß mich rechtwärts gehn!“ trällerte sie.

„Geht nicht, Madelaine!“ sprach St. Aignan das Wachtelhündchen so heftig am Ohre zupfend, daß es ein Schmerzgeheul ausstieß. „Das fette Geldfaß, der Börsenspeculant, ich habe seinen plebejen Namen vergessen, macht Ihnen die Cour, man würde sagen, er habe mich überboten bei Ihnen und das würde meinem Credit schaden. Sie sehen also, Madelaine, daß Sie sich noch eine Weile hier mir glücklich fühlen müssen!“

„Ein Glück ohne Gleichen, Charles!“ lachte die Dame, „Sie kommen blos zu mir um zu gähnen, ich glaube Sie schlafen?“

„Ich, ich bin sehr müde!“ brummte der Graf.

„Stehen Sie auf, Charles, führen Sie mich in meine Loge.“

„Ziehen Sie sich nur erst an, Madelaine und lassen Sie mich in Ruhe; in Ihrer verdammten Loge kann man so kein Auge zuthun!“

„Aber Charles, nicht ich, sondern Sie haben ja die Loge gewählt!“

„Ja doch, das war damals, machen Sie nur, machen Sie große Toilette!“ erwiederte der moderne Liebhaber ungeduldig.

Die Leser werden nun ein Bild von dem Wesen des Grafen St. Aignan haben.

# V.

# Der Doctor Faust in Berlin.

Zwiſchen Weihnachten 1844 und dem erſten Tage des Jahres 1845 war Doctor Fauſt mit ſeinen Freunden, den Arbeitern, in Berlin angekommen und hatte ſie, um nicht unnöthig die Wachſamkeit der Behörden zu erregen, an verſchiedenen Orten, theils in Gaſt-, theils in Privathäuſern, einlegirt. Zum gemeinſchaftlichen Sammelplatz war ein wenig beſuchtes Kaffeehaus mittlern Ranges, neue Schönhauſerſtraße Nro. 18 beſtimmt.

Täglich ſah hier Doctor Fauſt ſeine Pflegebefohlenen und erwartete nicht ohne Aengſtlichkeit die ſich von Tage zu Tage verzögernde Ankunft des Generals von Aurinia, der ihm mit ſeinen Arbeitern eine Audienz bei Sr. Majeſtät dem Könige verſchaffen ſollte, denn obwohl Don Juan Sr. Majeſtät perſönlich nicht bekannt war, ſo hatte er doch ſo viel Verbindungen unter dem hohen Adel Preußens, daß es ihm nicht ſchwer werden konnte eine Audienz bei dem menſchenfreundlichen, herablaſſenden Monarchen zu erhalten.

Auch am Sylveſterabend hatte Doctor Fauſt vergeblich auf dem anhaltiſchen Bahnhofe die Ankunft des letzten Dampfzuges erwartet. Don Juan war nicht gekommen und ziemlich ärgerlich ließ ſich der Humaniſt in einer Droſchke nach Nro. 18 der neuen Schönhauſerſtraße fahren. Das Wetter war ſo ſchlecht, daß ſelbſt Fauſt, dieſer Humaniſt, nicht eben zornig wurde, wenn der Droſchkenkutſcher ſeine Roſſe auf eine wenig humane Weiſe antrieb.

Frierend und mißgelaunt trat Fauſt in das kleine Parterre-Zimmer zur rechten Hand, welches die erſte Piece der Kaffeewirthſchaft bildete, er fand dort etwa zehn ſeiner Deputirten, die auf eine höchſt ruhige und anſtändige Art ihr Glas bairiſches, oder Jeſty'ſches Bier genoſſen und ganz in der Weiſe langgedienter Menſchen ſich etwas verlegen fühlten, ſich etwas unbeholfen benahmen nun, da ſie als freie Männer auftreten ſollten.

Fauſt begrüßte ſie freundlich, er ſchüttelte Allen die Hände und ſichtlich ſtärkte Fauſt's Anweſenheit die Zuverſicht dieſer armen Menſchen, die, ſelbſt Sclaven, es dennoch wagten einen Schritt zur Erlöſung ihrer ganzen verachteten Raſſe zu thun.

Da keine Aufwartung zu ſehen war, ſo trat Doctor Fauſt in ein zweites Zimmer, das noch kleiner als das erſte war, aber ſehr behaglich eingerichtet zu ſein ſchien.

Die Wirthin, Madame Grunewald, eine noch wohl conditionirte Frau von ungewiſſem Alter und einigen Spuren früherer Schönheit, ſtand auf und fragte nach dem Begehr des Herrn Doctor's, der in großer Achtung bei ihr ſtand, weil er ſtets baar bezahlte, was ſonſt in ihrem Kaffeehauſe nicht Sitte war. Sie eilte ſogleich hinaus, um dem Herrn Doctor das verlangte Glas Grog ſelbſt zu bereiten und Fauſt ergriff ein Blatt der Haude und Spener'ſchen Zeitung; während er nun einen der Pfennigartikel dieſes berühmten, politiſchen Organs zu ſtudiren ſchien, beobachtete er aufmerkſam eine kleine Punſchgeſellſchaft, die ſich um eine mächtige Terrine gelagert hatte und in ihrer Fröhlichkeit nicht die geringſte Notiz von unſerm Fauſt zu nehmen ſchien.

Oben am Tiſche ſaß ein großer, vierſchrötiger Menſch mit einem dicken, rothen Bullenbeißergeſicht, der von den Uebrigen Thibaut genannt wurde, übrigens, wie aus dem Geſpräch hervorging, ein Hano-

lungsdiener ohne Stelle war und für den begünstigten Liebhaber der Madame Grunewald galt. Neben ihm suchte sich ein kleiner, krauskopfiger Jude, Namens Pinner, so bemerklich als möglich zu machen, was ihm indeß nicht gelang, da ein neben ihm sitzendes, ächtes Berliner Subject ihn beständig mit dem berühmten Berliner Witz ad absurdum führte und ihn so zum Gelächter der Gesellschaft machte. Dieses erwähnte Berliner Subject, welches sich Raß nannte, trug neben den Spuren eines wilden, liederlichen Lebens im blassen Gesichte einen dürftigen, blonden Schnurrbart und, trotz des Winters, einen, stark an die Vergänglichkeit irdischer Dinge erinnernden, Reitfrack, dessen Schöße noch nicht breit genug waren, um einige defecte Stellen der erbsgelben Beinkleider verdecken zu können. Herr Raß war, wie er selbst sagte, ein richtiges Berliner Kind, war bei zehnerlei kleinen Büreau's angestellt gewesen, hatte ein Paar Mal die Hausvoigtei besucht, war indeß doch noch nicht „über'n Berg," das heißt noch nicht nach Spandau gekommen und betitelte sich jetzt Privatsecretair, da er aber als solcher keinen Gehalt zu beziehen schien, so lebte er von Schuldenmachen und andern noch ehrlichern Beschäftigungen.

Am untern Ende des Tiſches ſaß indeß ohne Zweifel der anſtändigere Theil der Geſellſchaft; ein junger Architekt und Bildhauer, deſſen Name ſchon rühmlichſt bekannt iſt, ſchaukelte ſich auf ſeinem Stuhl neben einem langlockigen Maler, deſſen Namen hoffentlich noch bekannt werden wird und auf dem Sopha lag ein junger Menſch im Sammtrock mit verwildertem Bart, der ſehr gemüthlich eine Cigarre rauchte und einem alten, langen Herrn in grauem Rock zuredete, eine Bowle Punſch weiter zum Beſten zu geben. Die Rede des jungen Mannes war ſo eindringlich, daß der Graue nachgab und den Dränger bevollmächtigte, eine neue Bowle zu beſtellen. Der junge Mann, der eine ſo ausgezeichnete Rednergabe gezeigt hatte, wurde gewöhnlich Flottwell genannt, vermuthlich, weil er eben ſo viel mit ſeinen Finanzen zu thun hatte, als der Miniſter Flottwell mit den Finanzen des preußiſchen Staates.

Faſt zu gleicher Zeit trat Madame Grunewald durch die eine und der Fabrikarbeiter Hornberg durch die andere Thür ins Zimmer, die Eine, um dem Doctor ſeinen Grog zu präſentiren, der Andere, um Fauſt zu begrüßen, denn er war noch nicht zugegen geweſen, als dieſer kam.

Der Doctor ſchüttelte dem Arbeiter die Hand und nannte ihn bei'm Namen.

Kaum war das geſchehen, ſo ſtand der ſchon erwähnte graue Mann vom Sopha auf, näherte ſich den Beiden und ſagte mit Katzenfreundlichkeit:

„Guten Abend, lieber Hornberg, wie geht's Ihnen? Herr Doctor Fauſt, nicht wahr? Freut mich, daß ich in dieſem Jahre noch die Ehre habe!“

Der arme Fabrikarbeiter ward bleich und begann zu zittern — ſo ſtark iſt die Gewöhnung der Sclaven, ſie zittern unwillkührlich, wenn ſie in die Nähe ihrer Peiniger kommen.

„Untergebener Knecht, Herr Buchhalter!“ ſtammelte Hornberg und ſah mit einem ſcheuen Blick nach Fauſt.

Doctor Fauſt, obgleich er den Buchhalter des Herrn Strobel nicht von Anſehn kannte, kannte ihn doch hinlänglich aus ſeinen Thaten, er war empört über die widerliche Freundlichkeit dieſes Menſchen, er ſchämte ſich einen Moment ein Menſch zu ſein, da er in Hornbergs Zittern ſah, wie tiefer Entwürdigung die Menſchennatur fähig iſt.

„Sie sind der Buchhalter Koch und waren in Diensten des Herrn Strobel?“ fragte er den Sclavenvogt vernehm.

„Zu dienen, mein sehr verehrter Herr Doctor!“ antwortete der Buchhalter demüthig.

„Sie sind nach Berlin gekommen, um zu sehen, was ich hier unternehmen werde, Sie machen hier den Spion, den Spion nicht in Ihrem Interesse allein, wenn auch hauptsächlich, da furchtbare Anklagen auf Ihnen ruhen, sondern Sie sind der Emissär einer ganzen Partei, Sie sind der Spion der vor Angst zitternden Fabrikthrannen: Sie sind auf einem gefährlichen Wege, nehmen Sie sich in Acht, Herr Koch, denken Sie an das Schicksal des Commerzienraths von Goldstein!“

Der Buchhalter erzwang ein kurzes, heiseres Lachen, aber seine blauen Lippen und seine aschgrauen Züge straften das Lachen lügen. „Wer recht thut, braucht Niemand zu scheuen,“ murmelte er.

„Ganz wohl, Herr Koch,“ versetzte Kauft, „wer aber Menschenhandel treibt, Mädchen verführt, arme Leute betrügt und verhungern läßt, der hat doch zu Manchen zu scheuen!“

Das Geſpräch war nicht leiſe genug geführt worden, die Gäſte wurden aufmerkſam, der Buchhalter benutzte das und antwortete trotzig-verzagt: „Es ziemt einem ſtudirten Herrn wenig einen armen Mann zu beleidigen!“

„Ich beleidige Sie nicht,“ rief Fauſt verächtlich, „ich ſage ganz kurz, daß ich Sie für den ehrloſeſten, nichtswürdigſten Verbrecher halte, den ich kenne, haben Sie etwas dagegen, ſo klagen Sie und ich will das beweiſen, was ich geſagt habe!“

Der Buchhalter trat einen Schritt zurück und ſchoß einen wüthenden Blick auf den Doctor, der die Geſellſchaft höflich grüßend hinausging und draußen, im andern Zimmer, ſeinen Grog austrank.

„Mann, wie können Sie ſich das gefallen laſſen?“ ſchrie Ratz, das richtige Berliner Kind, den Buchhalter an.

„Sieht der Kerl nicht aus, wie die leibhafte Sünde?“ fragte der Maler den Bildhauer.

In dieſem Augenblick kam die vom Buchhalter geſpendete Bowle, aber Niemand wollte mit ihm trinken, ſelbſt Flottwell, der ihn erſt dazu gedrängt hatte, nahm das ihm gebot'ne Glas nicht an, ob ihm das gleich ſichtlich große Ueberwindung koſtete.

Der Buchhalter war in Verzweiflung, er bekam hier einen kleinen Vorſchmack von dem, was ihm bevorſtand, wenn Fauſt ihn öffentlich an den Pranger der Preſſe ſtellte. Gar zu gern wäre er hinausgegangen, aber er vernahm draußen, im andern Zimmer, die Stimme Fauſt's, des Mannes, der ſich ihm ſo furchtbar gezeigt, wie kein Anderer bisher.

Fauſt unterhielt ſich mit den Fabrikarbeitern über das, was Jeder von ihnen merkwürdiges geſehen den Tag über in der großen Königsſtadt, unbemerkt berichtigte er ihre Anſichten, läuterte ihre Urtheile und ſuchte ſie langſam mehr und mehr auf die Stufe zu erheben, von der ſie durch Eigenſucht, Habſucht und Gleichgültigkeit herabgedrängt waren.

Fauſt freute ſich an den armen Menſchen, er begrüßte innerlich jubelnd jeden Funken Menſchengeiſtes, den er herauszuſchlagen vermochte aus dieſen, in der Sclaverei verſteinten, Menſchengeſtalten, er hoffte mehr und mehr, denn was man mit jedem Einzelnen kann, kann man auch mit der Maſſe und Fauſt ſchwärmte für ſein Project, für die Erhebung, Erſittlichung und Erſtarkung der beſitzloſen Klaſſen, aber er ſchwärmte nicht nur, ſondern er handelte auch.

„Unſinniger!“ rufen gewiß Viele ihm zu „Großſinniger!“ hoffentlich noch Mehre.

Fauſt war heiter geworden in der Geſellſchaft der Fabrikarbeiter, er beſchloß die Sylveſternacht in ihrem Kreiſe zu verleben, ließ eine Bowle Punſch brauen und ſuchte die armen Leute, die ihn beinahe wie einen Gott verehrten, auf alle Weiſe zu erheitern. Die erſten Gläſer waren geleert, eine heitere Stimmung bemeiſterte ſich der Arbeiter; „wiederholt den Refrain, Freunde!“ rief Fauſt und begann mit ſchöner, männlicher Stimme zu ſingen:

Wißt ihr, wer zu dieſer Friſt
Der Erſte aller Spinner iſt?
Das iſt von Anbeginn der Zeit,
Das war noch geſtern, iſt noch heut',
Der alte Herrgott ſelber!

Der ſpinnt das Tuch der Ewigkeit
Seht an das Geſtern ſtill das Heut',
Sechs Tag' er alſo ſpinnen thut
Und wenn er dann am Sonntag ruht,
Gefällt ihm ſein Gewebe.

Was unſer Gott im Großen ſpinnt
Ein Jeder klein dahier beginnt,
Die Räthe und der Feldmarſchall,
Die Kön'ge ſelber ſpinnen all'
Am Leichentuch der Zeiten.

Wohl dem, der ſein geſponnen hat!
Wohl dem, der treu das Seine that,
Er wird, wenn's heißt: „es iſt genug!“
Im ſelbſtgeſponn'nen Leichentuch
Zur ew'gen Ruh' getragen.

Drum freu' ſich, wer ein Spinner iſt,
Ein wackrer Spinner, daß ihr's wißt,
Hat unſern Herrgott zum Patron,
Der zahlt den höchſten Arbeitslohn,
Wenn's Leben abgeſponnen!

Das einfache, von Fauſt nach einer bekannten Melodie improviſirte, Lied machte einen merkwürdig tiefen Eindruck auf die armen Kaſirtarbeiter — Fauſt erreichte auch damit ſeinen Zweck, er wollte ja vor allen Dingen den armen Menſchen Selbſtgefühl einflößen und dazu trug auch dieſes Lied bei.

Das Geſpräch wurde nun in heiterer Weiſe immer mehr belebt, bis plötzlich im Nebenzimmer ein furchtbarer Tumult entſtand. „Hinaus! hinaus mit dem Schuft! ſetzt ihn an die Luft!" riefen mehrere Stimmen.

Die Thüre wurde geöffnet; Herr Max, das richtige Berliner Kind, hatte mit dem Handlungsdiener außer Dienſten, Herrn Thibaut, Carré geſpielt und war bei'm Betrügen, vulgo Mogeln, ertappt worden.

Der Jude Pinner und Thibaut hatten das richtige Berliner Kind bei'm Kragen, um es hinauszuwerfen, Flottwell hielt dienſtfertig die Thür offen.

„Nein, es iſt ſchändlich, ſoll mer Gott helfen!" ſchrie der Jude.

„Hat mir Alles Geld abgenommen!“ ſchrie Thibaut empört.

„Ei, ja,“ entgegnete Herr Matz, ſich heftig ſträubend, „naſſer Junge Du, hatteſt nur einen ſchäbigen Silbergroſchen, der ſich allein in Deiner Taſche fürchtete.“

„Hinaus! hinaus!“

„An die Luft! an die Luft!“

„Verdammter Jude!“ brüllte Matz, „laß mich los, Du zerreißt mir meinen Frack und mußt mir neue Kluften machen laſſen!“

Augenblicklich ließ der Jude, der eine merkwürdige Angſt vor allen Arten von Bezahlungen hatte, das richtige Berliner Kind los, brüllte aber deſto lauter: „Hinaus! hinaus! an die Luft!“

„Meine Herren,“ ließ ſich jetzt die helle Stimme der Madame Grunewald vernehmen, „ich bitte Sie, halten Sie Ruhe, Sie wiſſen ja, Herr Thibaut, daß Herr Matz immer mogelt, warum ſpielen Sie denn mit ihm? Da ſteht Punſch, verſöhnen Sie ſich, raſch! laſſen Sie mich's nicht zweimal ſagen!“

Die Worte der Madame Grunewald waren von ungemeinem Gewicht, Alle gehorchten, denn ſie ſtanden Alle hoch in der Kreide und Schönhauſer Straße

Nro. 18. war das einzige Haus in ganz Berlin, wo ſie noch Credit hatten, wo ſie im Winter eine warme Stube, Eſſen, Trinken, Geſellſchaft, Alles auf Credit, fanden. Grund genug für ſie, den Worten der Madame Grunewald augenblicklich Gehör zu geben.

Flottwell und die beiden Künſtler, die nicht ſo unter dem Pantoffel der Madame ſtanden, weil ſie zuweilen zahlten, wollten ſich halbtod lachen, während Herr Ratz mit unnachahmlicher Geſchicklichkeit ſein Kleidung wieder ordnete, die nicht dazu gemacht war ſo gewaltthätige Derangements zu ertragen.

Jetzt klingelte die vorderſte Thür und zwei neue Gäſte erſchienen, beide waren der Geſellſchaft bereits bekannt. „Guten Abend Schmidtchen, guten Abend Rauſchenblatt!“ rief man ihnen zu und nöthigte ſie Platz zu nehmen. Einer der beiden Herren war ein Cigarrenhändler, der Andere ein Berliner Literat. Beide begannen jetzt ein lautes Leben in die bisher noch ziemlich ſtille Geſellſchaft zu bringen, der Jude wurde ſcherzweiſe gequält eine Bowle Punſch bringen zu laſſen, der Buchhalter ſah ſich durch den Literaten mit unendlich höflichen Fragen nach dem Zuſtande ſeiner Geſundheit gepeinigt; man ſang, man trank, kurz man

rieb alle jene Thorheiten, die unausbleiblich sind, wenn junge Leute beim Glase zusammensitzen.

Die Glocken begrüßten von den Thürmen der Hauptstadt das neue Jahr, Faust entfernte sich mit seinen Arbeitern, ihm gelüstete nicht das Ende des Bacchanals zu sehen, das in der Nebenstube begonnen.

Immer lauter erklangen die Gläser dort, immer schallender wurden Gelächter und Stimmen, immer unbewachter sprangen die Worte, von den Geistern des heißen Trankes entfesselt, über den Zaun der Zähne, immer heller rötheten sich die Wangen, immer kühner blitzten die Augen

Der Maler sang, sich mit einer verstimmten Geige begleitend, ein Lied zu Ehren seiner Geliebten, der Cigarrenhändler theilte mit freigebiger Hand Cigarren aus, der Handlungsdiener außer Diensten machte ungescheut der Madame Grunewald die Cour, der Jude trank alle Gläser aus, die er erreichen konnte, Flottwell beschrieb dem Buchhalter Koch seine Geliebte vom Scheitel bis zur Zeh, nannte sogar Namen und Wohnung, die er bis jetzt sorgfältig verheimlicht hatte, der Bildhauer weinte vor Rührung stille Thränen und der Literat schaute mit elegischem Gesicht in sein halbleeres Glas. Herr Katz, das richtige Berliner Kind,

trank tüchtig, aber ſichtlich hatte ſelbſt das größte Maaß ſpirituöſer Getränke keinen Einfluß mehr auf ihn, denn die ſcharfen Blicke ſeiner grauen Augen blitzten von Einem zum Andern und ſeine Ohren ſchienen ſich zu entfalten, um nicht ein Wort zu verlieren. Das Gelag nahm ſeinen Fortgang, mit der ſteigenden Trunkenheit ſtieg auch die Trinkluſt der Trinker und bald war die ganze Geſellſchaft, außer dem Buchhalter Koch und Herrn Ratz, in einem ſehr ſeligen Zuſtande, ſogar Madame Grunewald, die ſonſt ſehr auf die Dehors achtete, erwiederte ungeſcheut Herrn Thibaut's Liebkoſungen.

Jetzt ſteckte Herr Ratz, in der Zerſtreuung vermuthlich, das ſeidene Taſchentuch des Schriftſtellers ein, einige Secunden ſpäter verſchwand auch die noch halbgefüllte Cigarrentaſche des Cigarrenhändlers, ſo wie ein großes Stück Zucker, das auf dem Tiſche lag. —

Mehrere Glieder der Geſellſchaft waren entſchlafen, taumelnd brach der Maler auf, um nach Hauſe zu gehen, Herr Ratz that ein Gleiches, aber zufällig ergriff er ſtatt ſeiner ſchlechten Mütze den neuen Seidenhut des Cigarrenhändlers, in dem ein Paar Hand-

ſchuh und die Cravatte lagen, die der Beſitzer aus Bequemlichkeit abgeknüpft hatte.

Herr Matz ging hinaus, blieb aber, trotz des ſchlechten Wetters, in einiger Entfernung von der Hausthür ſtehen, er ſchien Jemanden zu erwarten. Nach einer Weile erſchien der Buchhalter Koch und eilte mit großen Schritten der Roſenthaler Straße zu.

Herr Matz hinter ihm her.

„Sie entſchuldigen, Herr Buchhalter!“ feuchte der würdige, junge Mann, als er den würdigen, alten Mann erreicht hatte.

„Herr Matz, Sie?“ fragte der Buchhalter.

„Sie ſind fremd hier,“ begann der Berliner, „vielleicht kann ich Ihnen nützlich ſein.“

„Danke Ihnen, aber —“

„Still, Herr Koch, aus Ihrem Geſpräch mit dem Doctor Fauſt nahm ich ab, daß Sie in Geſchäften hier ſind und zwar in Geſchäften, bei denen ich Ihnen vielleicht helfen kann.“

„Wie verſtehen Sie das?“

„Sie wollen, oder müſſen Doctor Fauſt beobachten, ſeine Gänge kennen lernen, Sie wollen ihm entgegenarbeiten, in was, weiß ich noch nicht, iſt mir auch gleichgültig. Ihr Verſuch ſich ihm zu nähern,

was immer das Beſte iſt, ſcheiterte, ich ſtehe zu Ihren Dienſten."

„Und wir in dieſem Augenblick vor meiner Wohnung," erwiederte der Buchhalter, „wollen Sie vielleicht einen Augenblick eintreten?"

Herr Ratz nickte und bald ſaßen die beiden Ehrenmänner in der **chambre garni**, die der Buchhalter für die Dauer ſeines Aufenthalts in Berlin gemiethet hatte.

Mit geübter Hand miſchte der Buchhalter zwei Gläſer kalten Thee mit Rum, lud den Berliner ein, zuzulangen und begann alſo:

„Sie haben richtig erkannt, mir liegt viel daran den Doctor Fauſt zu beobachten, ich weiß, was er will, aber er darf es nicht erreichen, wenigſtens will ich alle meine Kräfte aufbieten, um ſeinen Plan zu vereiteln."

„Sie wiſſen, was Ihr Gegner will," verſetzte Ratz ſcharfſinnig, „Sie wollen jetzt erfahren, wie er es will, denn ſonſt, wenn Sie das nicht wiſſen, können Sie ihn nicht bekämpfen; Sie ſelbſt können ihn nicht beobachten, aber ich kann es; wie viel trägt das Geſchäft?"

„Hm!" ſprach der Buchhalter, „ſagen Sie mir —"

„Ich will Ihnen ſagen, Herr Koch, jeden Abend bei der Grunewald rapportire ich Ihnen über ſämmtliche Gänge des Doctor Fauſt und Sie geben mir jeden Abend einen harten Thaler, abgemacht!“

„Ich könnte das wohl eingehen,“ verſetzte der Buchhalter, „aber können Sie auch halten, was Sie versprechen?“

„Ein Mann, ein Wort!“ rief Herr Ratz, „wir kommen ſogleich darauf, Sie müſſen mir erſtlich ſagen, wo Doctor Fauſt wohnt; ich habe meine triftigen Gründe, nicht ſelbſt in das Erkundigungsbureau zu gehn.“

„Britiſh Hôtel unter den Linden;“ antwortete der Buchhalter, der bei jedem Wort, was er ſagte, ſich beſann.

„Was will Doctor Fauſt hier?“ fragte Ratz weiter.

„Eine Audienz bei'm Könige!“ erwiederte der Buchhalter nach langem Zögern.

„Und die wollen Sie hintertreiben, Mann?“ ſchrie der Berliner, „das iſt unmöglich, er braucht ja blos auf's Schloß zu gehen und ſich melden zu laſſen, der König nimmt zu beſtimmten Stunden Jeden an.“

„Ja, wenn er allein wäre!“

„Was denn?“ fragte Ratz; „wenn ſie mir nicht reinen Wein einſchenken, ſo kann ich nichts thun.“

Der Buchhalter beſann ſich jetzt eine ſehr lange Zeit, dann ſagte er doch: „Sie haben die Leute geſehen geſtern Abend im erſten Zimmer des Kaffeehauſes, es ſind das weſtphäliſche Fabrikarbeiter, denen will der Doctor eine Audienz bei'm Könige verſchaffen, dem Könige ſelber ſollen dieſe Menſchen ihre Leiden und ihre Noth klagen.“

„Arbeiter?“ murmelte Ratz nachdenklich; „Fabrikarbeiter? Wie viel?“

„Etwa zwanzig.“

„Haben ſie Päſſe?“

„Ja, ich habe vergeblich verſucht, ſie von der Reiſe abhalten zu laſſen, ſie zeigten das nöthige Reiſegeld auf und erhielten Päſſe.“

„Mann, Ihnen iſt geholfen,“ rief Ratz freudig, „aber es darf Ihnen auf ein paar Thaler nicht ankommen: zuerſt müſſen Sie mir Geld geben, daß ich in neue Kluften kommen kann, der Rock macht den Mann in Berlin, zweitens müſſen Sie mir Geld geben, daß ich etwas in der Taſche habe, drittens wie viel geben Sie mir, wenn ich es hindere, wenn die Arbeiter ohne Audienz beim Könige abreiſen müſſen?“

„Es gilt hundert Louisd'or für Sie!“ antwortete der Buchhalter aufgeregt.

„Es gilt!“ sprach Raß, „jetzt geben Sie mir ein dreißig bis vierzig Thaler zu den ersten Ausgaben!“ und das richtige Berliner Kind ärgerte sich, daß es nicht mehr verlangt hatte, als es sah, wie der Buchhalter bereitwillig seine Brieftasche zog und ihm acht Fünfthalerscheine auf den Tisch legte.

„Heute Abend bei der Grunewald!“ rief der Berliner Jüngling. „Prosit Neujahr, Herr Koch!“

Die Thüre knarrte, der Buchhalter war allein; es schlug fünf Uhr.

Vier Stunden später, also etwa acht Uhr Morgens, trat der Arbeiter Hornberg in das Zimmer, das Doctor Faust in Britisch Hôtel bewohnte, er meldete, daß er sich heute mit seinen Kameraden in die Domkirche begeben werde, um den Neujahrstag zu feiern, der Herr Doctor möge bestimmen, wann sie heute auf dem Sammelplatz erscheinen sollten.

Faust aber, der noch im Negligée auf dem Sopha lag, antwortete nicht, sondern sprang auf und stürzte zur Thür hinaus, denn in dem Augenblick, als Hornberg sprach, hatte er Don Juan's Stimme vernommen.

„Ich konnte nicht eher kommen, lieber Bruder, ich komme doch noch zu rechter Zeit?“ rief Don Juan in Fauſt's Umarmung.

Incarnacion ſprang, leicht wie ein Vogel, die Treppen hinauf und der „doppelte Kopf“ zitterte vor Froſt in einer ungeheuren Wildſchur.

Man trat in die Zimmer, die Fauſt für Don Juan beſtellt hatte, man nahm ein Frühſtück zuſammen ein und die beiden Männer flüſterten lange miteinander. Mit Hülfe des „doppelten Kopfes“ machte Don Juan glänzende Toilette. Ein reiches Feſtkleid und weißſeidne Unterkleider, die Kette vom goldnen Vließ und der bei Talavera erkämpfte Ehrendegen ſchmückten den ſtattlichen Mann und freundlich fragte er Incarnacion, ob ſie mit ſeinem Freunde Fauſt allein bleiben wolle. Incarnacion bejahte und blieb mit Fauſt allein, während Don Juan in einen Staatswagen ſtieg und davonfuhr.

Vor einem ſtattlichen Hôtel der Wilhelmsſtraße, dem Faubourg St. Germain Berlins, hielt die Karoſſe und ein reichbetreßter Jäger des Hôtels trug Don Juan's Karte hinein.

Nach einigen Augenblicken ſchon kehrte der Jäger mit einem eleganten, jungen Manne zurück, der

an den Wagenſchlag trat und Don Juan ausſteigen half.

„Excellenz,“ ſprach der junge Mann, „wenn Sie meinen Oheim entſchuldigen wollen, daß er Sie im Schlafrock empfängt, ſo läßt er Sie bitten gleich einzutreten.“

„Was ſind Sie groß geworden, Durchlaucht!“ erwiederte Don Juan; die Treppe hinaufſteigend, „Sie erinnern ſich meiner wohl nicht mehr?“

„Ihrer Perſon nicht, Excellenz, wohl aber Ihres Namens, meine Mutter und meine Tante ſprechen häufig von Ihnen.“

„Wie befinden ſich Ihrer Frau Mutter Durchlaucht?“

„Schlecht, Excellenz, ſie wird alt, das ärgert ſie und verſtimmt ſie.“

Ein weißhaariger Diener öffnete eine Thür und Don Juan trat in einen Saal, der mit etwas aus der Mode gekommener, aber äußerſt ſolider, Pracht geſchmückt war. Wenige Bilder hingen an den Wänden, aber nur ſolche Bilder, die nicht Jeder haben kann.

Don Juan ſchritt mit ſeinem Begleiter durch den Saal auf eine Glasthür zu, die eben von innen nach außen geöffnet wurde.

Ein alter Mann mit ſchneeweißem, dünnem Haar, aber wohlerhaltenen, regelmäßigen Zügen und freundlichen, farbloſen Augen ſtand in einem reichen Schlafrock in der Glasthür. Er ſtreckte Don Juan beide Hände entgegen und rief mit ſichtlicher Freude: „Willkommen in Berlin, Freund, willkommen, glaubte Euch nicht wieder zu ſehen auf dieſer Welt, hat mir der Alexander von Humboldt erzählt, daß er Euch in Amerika getroffen.“

„So wohl Euch zu finden Durchlaucht, iſt mir eine hohe Freude!“ erwiederte Don Juan und ließ ſich von ſeinem fürſtlichen Freunde in ein reizendes, kleines Zimmer ziehen, der Neffe des alten Fürſten folgte.

Das kleine Zimmer hatte nur ein Fenſter, aber das war dicht mit Epheu umrankt und in ſeiner Vertiefung blühten die herrlichſten Blumen und hauchten die ſüßeſten Wohlgerüche aus; Schlinggewächſe aller Art krochen an einem ſauber gearbeiteten Geländer in die Höhe und bildeten eine vollſtändige Laube, deren Grün ganz dicht erſchien, da ſich alle Blätter in der, hinter ihnen befindlichen Spiegelwand noch einmal zeigten. Unter dieſer duftigen Laube ſtand ein eleganter Tiſch, von einer ſchwellenden Ottomanne im Halbkreiſe umgeben.

„Nehmt Platz, Don Juan!“ rief der alte Fürst sichtlich heiter, „nimm Platz, Neffe! Erzählt Don Juan, was Euch nach Berlin führt?“

„Ich habe Geschäfte hier, Durchlaucht, aber vor allen Dingen wollte ich Euch sehen, mich an Eurem Anblick erfrischen.“

„Armer Freund!“ rief der fürstliche Greis, „bei mir werdet Ihr wenig Erquickung finden, da, schaut in das frische Gesicht meines Neffen; Ihr habt meinen Bruder gekannt, gleicht er ihm nicht sehr?“

„Mehr noch seiner schönen Frau Mutter, Durchlaucht!“ erwiederte Don Juan.

„Ihr werdet sie sehen, Don Juan, seine schöne Mutter!“ lachte der Greis, „da ist's aus, ganz aus mit der Schönheit.“

„Aber Mama wird glücklich sein,“ warf der junge Fürst ein, „das muß ich ihr erzählen, daß Excellenz sie meine schöne Mutter genannt hat.“

„Ich gehörte zu ihren treuesten Verehrern, mein Fürst!“ sprach Don Juan lächelnd.

„Ja, ja,“ rief der Fürst, „Ihr habt meinen armen Bruder, als Bräutigam, oft bange gemacht — waren doch schöne Zeiten damals, Don Juan!“

„Jawohl, Durchlaucht!“ verſetzte der Spanier ernſt, „damals kämpften wir noch für unſere alten Rechte und hatten folglich das ſtärkende Gefühl der Siegeshoffnung; jetzt haben wir das Schwert aus der alterſchwachen Hand gelegt und harren ſtill des Unterganges.“

Der Fürſt nickte und ſagte leiſe: „Ich ſehe es an mir ſelbſt, einſt war ich Miniſter eines großen Staates, ja, ich war mehr, ich war der Freund meines in Gott ruhenden Königs und Herrn, man hat mir die Titel gelaſſen und eine große Hofcharge gegeben, ich bin aber nichts mehr; ſo wie ich, ſteht unſer ganzer Stand, man hat ihm die leeren Titel einer ehemaligen Macht gelaſſen, man ſteckt ihn noch gern in Hofkleider, das iſt aber auch Alles, Macht und Anſehen, Alles iſt dahin!“

„Ja, und die Könige,“ fuhr Don Juan fort, „ſie werden es bereuen, ſpät, aber gewiß, daß ſie ſich ihren Adel nehmen ließen, an deſſen Spitze ſie, wie einſt in der Väter ſchönern Tagen, den Kampf hätten aufnehmen ſollen. Wenn nicht der Sieg, ein glorwürdiger Tod hätte unſern Kampf doch gekrönt, ſo hat man das Adelsinſtitut geopfert und ſich in die

Gewalt der Geldtyrannen begeben — man wird uns vermiſſen Durchlaucht, gewiß!"

„Wir verlieren täglich mehr Terrain, Don Juan, Großbritannien ſteht beinahe allein mit ſeinem legitimen Königthum, mit ſeinen ariſtocratiſchen Inſtitutionen, es iſt groß und mächtig und dennoch ſieht man, will man nicht einſehen, daß nur ein Staat, in dem ſich, wie dort, das Volk entwickeln kann unter dem Schutz kirchlicher und ariſtocratiſcher Formen, daß nur der eine Garantie für die Freiheit bietet."

„Mein Spanien!" ſeufzte Don Juan.

„Ja, Ihr Spanien," rief der Fürſt eifrig, „wißt Ihr, was mit ihm wird, wenn es ſich ausgetobt hat? Ein quaſilegitimes Bürgerkönigthum, das nur ſchlimme Folgen hat, aber ſich nicht fortpflanzen kann, weil es ein machtloſes Zwitterding iſt."

„Iſt es ſicher, daß auch Preußen und Oeſtreich die Infantin als Königin anerkennen wollen, Durchlaucht?"

„Man ſagt es, Don Juan, ich weiß es nicht, man fragt mich nicht mehr; ich bin nichts!"

Der ſpaniſche Grande zögerte eine Weile, endlich ſprach er: „Durchlaucht, ich habe etwas auf dem Herzen, eine Bitte —"

„Lieber Freund," sprach der fürstliche Greis freundlich, „ich stehe so stark in Eurem Schuldbuche, daß es mich wirklich freuen sollte, wenn ich Gelegenheit fände einen kleinen Posten abzutragen."

„Ich will Euer Durchlaucht nicht mit meinen Complimenten beschwerlich fallen, die Sache ist die: ein Freund von mir hat es sich zur Lebensaufgabe gemacht, mit allen Mitteln die Geldtyrannen, die man blasphemirend Geldadelige nennt, als wenn Geld zu adeln vermöchte, zu bekämpfen, namentlich die Noth der armen Fabrikarbeiter zu erleichtern, mit einem Wort, die weißen Sclaven zu emancipiren."

„Ein lobenswerthes Bestreben, aber fast unmöglich!" sprach der Fürst.

„Das denke ich auch, Durchlaucht, aber ich habe meine Hülfe zugesagt und bitte nun Euer Durchlaucht sich ebenfalls gnädigst zu betheiligen."

„Wie kann ich das, Don Juan?"

„Verschaffen Ew. Durchlaucht dem Doctor Faust und einer Deputation von Fabrikarbeitern eine geheime Audienz bei Sr. Majestät!"

„Lieber Freund," sprach die greise Durchlaucht lächelnd, „ich will es versuchen; ein abgedankter Minister, ein ausrangirter Hofmann, wie ich, kann aber

nicht für den Erfolg stehen, doch versuchen will ich's, bei meiner Fürstenehre!"

Doch — überlassen wir nunmehr die beiden alten Aristocraten ihren Erinnerungen und ihrer Trauer über das Verschwinden einer Zeit, die sie verstanden, beklagen wir, daß oft selbst ausgezeichnete Menschen sich von der Zeit überflügeln lassen und das Geheimniß, das offenkundige Geheimniß des Fortschritts nicht verstehen — wenden wir uns zurück nach Britisch-Hôtel unter den Linden, wo wir Incarnacion unter Doctor Faust's Schutze verlassen haben.

Als Don Juan fortgefahren war, wollte Doctor Faust zuvörderst dem immer noch wartenden Hornberg Auskunft geben, aber Incarnacion vertrat ihm den Weg, als er das Zimmer verlassen wollte.

„Ihr habet Don Juan versprochen bei mir zu bleiben, Senhor!" sprach das Mädchen mit einer bezeichnenden Geberde.

„Ich habe etwas zu bestellen, liebes Kind!" antwortete Faust lächelnd und bemerkte jetzt zum ersten Male mit Erstaunen die wirklich außerordentliche Schönheit der Kreolin.

„Incarnacion ist kein Kind," entgegnete das Mädchen mit einem Augenaufschlag, der den Doctor Faust

beinahe erſchrecken ließ, „und wenn Ihr etwas zu beſtellen habt, da iſt der „doppelte Kopf!“

Fauſt klingelte und ſetzte ſich nieder, dem Eintretenden gab er den Auftrag, Hornberg für den Abend nach dem Kaffeehauſe zu beſcheiden, dann begann er ein Geſpräch mit Incarnacion.

„Wie gefällt Euch Deutſchland, Senhora?“

„Ihr ſpottet meiner und ich haſſe Euch!“ antwortete Incarnacion und zog ihre Oberlippe aufwärts, ſo daß ihre blendend weißen Zähne ſichtbar wurden.

„Was that ich Euch, ſchöne Donna, daß Ihr mich haßt?“ fragte Fauſt und ſchien unſicher, ob Incarnacion im Ernſte rede, oder im Scherz.

„Ihr ſeid ſchöner, als Don Juan,“ hob Incarnacion mit einem Flammenblick auf Fauſt an, „aber er iſt gut und Ihr ſeid böſe, Ihr habt ihn fortgelockt aus meinem Lande, hierher, Ihr haltet ihn in dieſem Lande feſt, in dieſem harten Lande, wo Incarnacion verwelken muß, wo Incarnacion ſterben wird, weil ihr Don Juan niemals bei ihr bleibt, ſondern immer traurig iſt und von ihr geht.“

„Auch der „doppelte Kopf“ wird krank in dieſem Land!“ rief der alte Neger, der in ſeiner Wildſchur am Ofen ſaß.

„Incarnacion haßt Euch, Senhor!“ rief das Mädchen mit dem Ausdruck der bitterſten Wuth.

„Der „doppelte Kopf“ haßt Euch,“ ſchrie der Neger zähneklatſchend, „denn Ihr haltet guten Maſſa feſt in dem abſcheulichen Lande!“

„Wollt Ihr Don Juan reiſen laſſen, Senhor?“ fragte Incarnacion, indem ſie ſich vor Fauſt ſtellte und trotzig mit dem kleinen Fuße ſtampfte.

Der Doctor lachte, ihm kam die Sache gar ſpaßhaft vor, aber dadurch reizte er den Grimm der Kreolin; wie ein Blitzſtrahl ſchnellte das junge Mädchen an ihn heran, hatte ihn, den ſtarken Mann, um den Leib gefaßt und rückwärts auf das Sopha geworfen. Fauſt, der dem plötzlichen Angriff erlag, ſah dicht über ſich das lebhafte, glühende Geſicht und die funkelnden Augen Incarnacions, er fühlte den heißen Athem der Kreolin an ſeiner Wange, er ſah, daß in der rechten Hand des Mädchens ein kleiner Dolch blitzte, er merkte, daß der „doppelte Kopf“ ihm die Füße feſthielt.

„Wir werden Euch todtmachen, Senhor!“ knirſchte Incarnacion und ſie ſtieß dabei die Worte ſo ſeltſam durch die Zähne, daß ihre Sprache wie das Ziſchen der Schlangen klang; „wir werden Euch tod

machen, Senhor, wenn Ihr den Zauber nicht löſt, wenn Ihr Don Juan nicht mit uns nach Para ziehen laßt!"

„Ja, uns mit guten Maſſa fortlaſſen über die großen Waſſer, in's Land wo Sonne ſcheint!" murmelte der Neger.

Doctor Fauſt konnte ſich unmöglich der ganzen Gefahr bewußt ſein, in der er ſchwebte, er glaubte nicht an den Ernſt der Drohung Incarnacions, er konnte aber der Luſt nicht widerſtehn Incarnacions Lippen zu küſſen, die den ſeinen ſo nah waren, er ſchlang raſch den freigebliebenen linken Arm um den glatten Nacken der Kreolin und küßte die Lippen der Geliebten ſeines Freundes. Er küßte und küßte immer heftiger, er fühlte, daß das Mädchen über ihm bebte und zitterte, er fühlte ſeine Küſſe mit gleicher Gluth erwiedert, er richtete ſich mit einem ſeltſamen Gefühle auf, ihm ſchwindelte beinahe, Incarnacion ſank vor ihm auf die Kniee und rief die Hände flehend ausſtreckend:

„Tödte mich nicht, laß mich erſt von Don Juan Abſchied nehmen, er würde weinen, wenn er käme und fände ſeine Blume verwelkt!"

Der „doppelte Kopf" ſtand wenige Schritte hinter dem Mädchen und ſperrte den großen Mund weit auf. Angſt, Verwunderung und abergläubiſcher Schreck malten ſich in ſeinem Geſicht. —

Fauſt begriff noch nichts, er ärgerte ſich blos, daß er ſich von ſeiner Leidenſchaft hatte hinreißen laſſen, die Geliebte ſeines Freundes zu küſſen.

„Steht auf, Senhora!" ſprach er ernſt und hob die Knieende auf, die jetzt bitterlich zu weinen begann.

„Was weint Ihr, Senhora?"

„Soll ich nicht weinen? ſoll Incarnacion nicht weinen, da ſie nun verwelken muß in dieſem Lande? habt Ihr ſie nicht bezaubert? ſie kann nun nicht wieder fort, Incarnacion muß ſterben!" rief das Mädchen mit herzzerreißendem Jammer.

Vergebens erſchöpfte ſich Fauſt in Troſtgründen. „Incarnacion muß ſterben, denn Ihr habt ſie verzaubert!" dabei blieb die Kreolin mit jener Hartnäckigkeit, die der Aberglauben hat.

„Auch der „doppelte Kopf" muß ſterben, wenn Senhora Incarnacion ſtirbt, denn er hat der Senhora Jaquita verſprochen nicht ohne die Tochter heimzukehren!" heulte der Neger.

Dem armen Doctor Fauſt begann zu ſchwindeln, er wußte ſich keinen Rath mehr, er hatte alle Vernunftgründe erſchöpft, ohne Gehör zu finden und dankte endlich Gott, daß Don Juan wieder erſchien

So wie der General in's Zimmer trat warf ſich Incarnacion ſchluchzend in ſeine Arme und der Neger umklammerte heulend die Kniee ſeines Herrn. Don Juan, mit der Art und Weiſe Incarnacions vertraut, lächelte und fragte Fauſt deutſch: „Was haſt Du mit dem Mädchen und dem Neger gemacht, Freund?"

„Gott ſei Dank, Don Juan, daß Ihr da ſeid!" rief der Doctor, „erſt mußte ich für mein Leben fürchten und dann für meinen Verſtand;" er zeigte auf den Dolch Incarnacion's, der noch am Sopha lag und erzählte der Wahrheit gemäß den ganzen Vorfall.

Don Juan lachte, dann ſagte er zu dem Mädchen „Hat er Dich verzaubert, arme Blume, Incarnacion?"

„Er hat mir Feuer in die Adern geküßt, Don Juan, daran muß ich verwelken!" ſtammelte Incarnacion an der Bruſt ihres Freundes weinend.

„Er hat ihr Feuer in die Adern geküßt," ſchrie der Neger, „oh, er iſt ein großer Zauberer!"

„Sei ruhig meine Blume!" beſchwichtigte Don Juan, der zu vertraut mit der gleichen Vorfällen war, um

ſich aus der Faſſung bringen zu laſſen, „mein Freund war böſe, weil Ihr ihn zwingen wolltet, hättet Ihr ihn ſanft gebeten, ſo hätte er Euch nichts gethan; ſei ruhig, meine Blume, Doctor Fauſt wird Dir das Feuer, das er Dir in Deine Adern geküßt hat, wieder herausküſſen!“

„Er wird es ihr wieder herausküſſen,“ ſchrie der Neger jubelnd, „er iſt ein großer Zauberer!“

Don Juan winkte lachend ſeinem Freunde, lachend näherte ſich dieſer dem Mädchen und küßte ſie mit ziemlichem Feuer; ſeltſame Schauer bewegten den ſchlanken Leib Incarnacions.

„Ich werde nicht ſterben!“ ſagte ſie leiſe und wagte Fauſt nicht anzuſehen.

„Meine Blume wird nicht verwelken!“ tröſtete Don Juan.

„Sie wird nicht verwelken, armer Neger ſein Wort halten gegen Senhora Jaquita!“ heulte der „doppelte Kopf,“ wich aber ſcheu in eine Ecke zurück, als ſich Fauſt ihm näherte.

Don Juan mahnte jetzt Incarnacion, ſich anzukleiden, denn der alte Edelmann fand ein ſeltenes Behagen daran, wenn er in einem Gaſthauſe logirte, an der Wirthstafel zu ſpeiſen, Incarnacion den Leuten

zu zeigen und ihre Bemerkungen über die seltsame Schönheit des Mädchens anzuhören, auch Faust war gern unter Menschen.

Während sich Incarnation ankleidete, wobei ihr der „doppelte Kopf" als Kammerjungfer hülfreiche Hand leistete, theilte Don Juan seinem Freunde mit, daß der alte Fürst S. Alles aufbieten werde, ihm mit seiner Deputation eine Audienz zu verschaffen. Faust dankte und fragte: „Und Deine Tochter, armer Freund? Der alte Klingsohr schrieb recht traurig!"

„Sie ist sicher todt, meine gute Rosa," entgegnete Don Juan mit tiefstem Schmerz, „ich habe die Spur ihres Entführers von hier über Hamburg, Amsterdam, Ostende nach Paris verfolgt, ich weiß den Namen des Entführers, ich würde ihn erreicht haben, aber ein Befehl aus dem Ministerium des Innern zwang mich Paris zu verlassen."

„Kannst Du mir den Namen sagen?" fragte Faust, „ich habe einige Verbindungen in Paris."

„Graf von St. Aignan."

„Heiliger Gott!" schrie der Vater und wurde todtenblaß.

„Freund!" sprach Don Juan, indem er seine Hand auf Faust's Schulter legte, „Du weißt also, daß

dieſer St. Aignan meiner Naſaëla Sohn, mein Enkel iſt — ſieheſt Du, ich wußte das nicht, aber ich ahnete es und darum war mir im Grunde lieb, daß ich den jungen Mann nicht traf; ich weiß, man hat ihm einen Schwur thun laſſen, mich zu verfolgen; der junge Mann hat ſein Wort gehalten, er hat mir meine Lieblingstochter entführt, er hat ſie gemordet!"

„Glaube nicht gleich das Schlimmſte, Freund, ſelbſt der böſeſte Menſch mordet nicht leicht ein unſchuldiges Frauenzimmer, er kann Leska auch irgendwo gefangen halten; ich will mein Heil mit ihm verſuchen!"

„Laß es Fauſt, wenn dieſer Graf St. Aignan meine Leska entführt hat, wie ich nicht zweifeln kann, ſo hat er ſie ſicher ermordet; bereite dem rachſüchtigen Sohne meiner Naſaëla nicht noch ein Feſt, er braucht ſich nicht noch zu freuen über meinen Schmerz, ich will ſchon das Schickſal meiner Tochter erfahren und, wenn ſie noch lebt, ſie auch befreien, ohne dem rachſüchtigen Enkel meinen Schmerz zu zeigen."

„Aber könnte ich nicht —"

„Laß mich, Freund, im erſten Schmerze bin ich der Spur des Räubers mit dem Inſtinct eines Windhundes gefolgt — aber die Ueberlegung, in die ich

die Sache unterwegs nahm, lehrte mich Beſſeres, ich würde ſchon nicht nach Paris gegangen ſein, wenn ich nicht noch andere Zwecke mit dieſer Reiſe verbunden hätte, — ich habe den Gefangenen von Burges geſehn.“ —

„Und nur Deinen Schmerz neu aufgeſtachelt, nutzlos!“ antwortete Fauſt, indem er mißbilligend den Kopf ſchüttelte.

„Das wird die Zeit lehren, mein Fauſt!“ lächelte Don Juan, drückte die Hand ſeines Freundes und eilte ſeiner Incarnacion entgegen, die eben, reich und geſchmackvoll gekleidet, in's Zimmer trat. Incarnacion war auch in europäiſcher Modekleidung eine reizende Erſcheinung; ſie ſtand ein Räthſel, ein unerklärliches Räthſel, vor dem Doctor Fauſt, der ſein Herz unwillkührlich pochen fühlte bei dem Anblick des gluthathmigen Mädchens. Ein goldener Pfeil hielt, wie immer, Incarnacions Haar zuſammen auf dem Scheitel, lange Locken floſſen in prächtigem Fall herab auf beiden Seiten, über die dunkeln Wangen, auf die marmorglatte Schulter, deren zierliche Form ſichtbar wurde zwiſchen dem koſtbaren Shwal und dem Spitzenkragen, der ſchmal eine purpurfarbige Sammtrobe umſäumte. Ohrgehänge von rothen Korallen, einen Hals-

und Bruſtſchmuck von Korallen hatte Incarnacion mit inſtinctartigem Geſchmack den Brillanten und andern Bijouterieen, an denen ſie reich war, vorgezogen.

Man begab ſich in den Speiſeſaal des Hôtels. Die Geſellſchaft war zahlreich und alle Blicke hingen an der durchaus ſeltſamen Erſcheinung Incarnacions, die mit einer natürlichen Anmuth, ohne die mindeſte Verlegenheit auftrat. Incarnacion war nie verlegen in Don Juan's Nähe. Sie ſaß zwiſchen Don Juan und Doctor Fauſt, neben Fauſt aber nahm ein Herr Platz, den wir nur an ſeinem dürftigen Schnurrbart und ſeiner unverſchämten Manier wiedererkennen, es iſt der, in einen Berliner Incroyable umgeſtaltete, Herr Ratz. —

Don Juan, Fauſt und Incarnacion ſprachen ſpaniſch, mehrere franzöſiſche Kaufleute geſticulirten heftig und einige von Zeit zu Zeit laut werdende „Goddam's, my dear ect“ würden die Britten am obern Ende der Tafel verrathen haben, wenn das nöthig geweſen wäre. Es mußten Britten ſein, denn ſie machten die meiſten Prätenſionen und wurden am aufmerkſamſten bedient. Was die Prätenſionen betrifft, ſo gab übrigens unſer Freund, Herr Ratz, das richtige Berliner Kind, den Engländern gar nichts nach,

denn er commandirte die Kellner und aß für drei, er ſuchte an der table d'hôte im britiſh Hôtel das nachzuholen, was er bei der magern Koſt der Madame Grunewald hatte verſäumen müſſen.

Ein kleiner ſchwärzlicher Herr, der Don Juan gegenüber ſaß, verwendete kein Auge von Incarnacion, endlich wendete er ſich in ſehr ſchlechtem Spaniſch an Don Juan und fragte, ob er vielleicht die Ehre habe ſich einem Landsmanne gegenüber zu befinden.

„Ich bin ein Spanier, Senhor!" erwiederte Don Juan höflich, „Ihr ſeid es, der Sprache nach, nicht."

„Aber dem Herzen nach, Senhor," erwiederte der Fremde haſtig, „und der Geburt nach gehöre ich einem Lande an, das ſich lange glücklich fühlte unter dem Scepter der katholiſchen Könige; ich bin ein Neapolitaner, Senhor!"

„Denkt man noch an Spanien in Ihrem Vaterlande?" fragte Don Juan.

„Ich weiß es nicht, Senhor," lächelte der Neapolitaner, „in vierzig Jahren ändert ſich viel, die eidevant parthenopäiſche Republik ſetzte mich auf die Proſcriptionsliſte; ich habe mein Vaterland ſeitdem nicht geſehen."

„Ich bedaure Sie, Senhor!“ entgegnete Don Juan und man ſah ihm an, daß es ihm Ernſt war.

„Ich bedaure Sie auch, Senhor!“ ſprach Incarnacion und dachte an ihr Vaterland.

„Preiſen Sie mich glücklich, edle Donna; Senhor! ich habe viel Unheil, viel Entſetzliches, viel Elend nicht geſehen, von dem ich jetzt höre, denn ich habe auch nichts Gewiſſes gehört von Neapel ſeit vierzig Jahren.“

„Wie iſt das möglich?“ fragte der Spanier.

Der Neapolitaner lächelte, miſchte ſeinen Wein und antwortete freundlich: „Ich war im Innern Afrika's, abgeſperrt von der civiliſirten Welt verſuchte ich einen Negerſtamm zu civiliſiren und nicht ohne Glück, denn ich habe meine ſchwarzen Burſchen jetzt ſo weit, daß ſie ſich wenigſtens mit den Calabreſen von 1803 auf einer Stufe der Cultur befinden.“

„Und was hat Sie, nach vierzigjähriger Abweſenheit, wieder nach Europa geführt, wenn man fragen darf?“

„Die Sorge für die Wohlfahrt meiner ſchwarzen Mitbürger; wir bezogen bisher unſere Bedürfniſſe für den doppelten Preis aus Amerika und was das Schlimmſte iſt, wir mußten ſie mit Sclaven bezahlen. Vor

ungefähr drei Jahren iſt es mir gelungen, meine Mitbürger von der Nutzloſigkeit der Entvölkerung ihres Landes durch dieſen Handel zu überzeugen, ich verſprach meinen Schwarzen ihnen von anderer Seite her ihre Bedürfniſſe zu verſchaffen; ich ging nach London, nach Paris, ich prüfte die Verhältniſſe und habe geſtern mit der preußiſchen Regierung einen Handelsvertrag abgeſchloſſen; ſie ſendet uns Schiffe mit Leinwand, Stahlwaaren, Papier u. ſ. w., wir geben als Rückfracht Baumwolle, Elfenbein, Goldſtaub, Pfeffer, Thierfelle, Arzneipflanzen, Färbeholz u. ſ. w., außerdem haben wir einige Lieferungen für die Menagerie übernommen, die der König von Preußen hier anlegt."

„Por dios!" rief Don Juan, „Senhor, ſeid Ihr der König Eures Staates ſelbſt?"

„Nein, Senhor," lächelte der Fremde, „ich bin nur der Handels- und Marineminiſter eines ſchwarzen Königs, der einen ſo barbariſchen Namen hat, daß die Herren Preußen, mit denen ich eben unterhandelt habe, ihn gar nicht ausſprechen konnten."

Während Don Juan ſich ganz intereſſant mit dem Handels- und Marineminiſter, auch außerordentlichen Ambaſſadeur, einer ſchwarzen Majeſtät unterhielt, hatte ſich Herr Ratz mit ächt berliniſcher Ungenirtheit an

den Doctor Fauſt gemacht, der ihn anfänglich nicht beachtet hatte.

„Wenn ich nicht irre," begann das „richtige Berliner Kind," „ſahen wir uns bereits geſtern, Herr Doctor!"

Fauſt beſah ſich den Berliner und ſagte dann: „Es iſt mir auch ſo, kann mich aber im Augenblick nicht beſinnen, mein Herr!"

„Glaub's Ihnen," lachte Herr Matz und ließ ſich den Braten zum dritten Male reichen, „war an einem Orte, wo wir uns ſchwerlich gegenſeitig vermuthet hätten, in dem ſchäbigen Kaffeehauſe in der Schönhauſerſtraße."

„Ach ſo!" rief Fauſt und muſterte ſeinen Nachbar auf's Neue. „Wollte man Sie nicht hinauswerfen?"

„Richtig!" entgegnete Matz, „Ihr Gedächtniß beginnt ſich zu regen, die guten Jungen wollten mich hinauswerfen."

„Man ſagte, Sie hätten im Spiel betrogen?" fragte Fauſt mit zweifelhafter Miene.

„Ich betrüge immer beim Spiel, wenn ich nicht betrügen kann ſpiel ich lieber gar nicht!" ſagte der Berliner ſehr offenherzig.

„Und das ſagen Sie ſo geradezu?"

„Verſteht ſich, allemal ſage ich erſt den Mitſpielern: hört Kinder, betrügen gilt, ſonſt ſpiel ich nicht mit!“

Fauſt lachte, er glaubte hier einen wunderlichen, vielleicht liederlichen, aber ſonſt anſtändigen, jungen Mann vor ſich zu haben.

„Ich weiß, Sie ſind der Doctor Fauſt, ich bin der Doctor Ratz von hier, aber kein Mediciner, ich bin Schriftſteller, habe aber noch nichts drucken laſſen, weil ich nie Zeit gehabt habe, meine göttlichen Gedanken zu Papier zu bringen.“

Fauſt lachte und Ratz lachte mit.

„Ich ſtudire jetzt das Leben, das koſtet mir viel Zeit, Sie ſollten die Originale kennen, die ich hier in Berlin ſchon habe; dabei fällt mir ein, wer war denn das Original, das Sie geſtern ſo fürchterlich abführten? erzählen Sie mir, das Original muß in meine Sammlung; ein Buchhalter, nicht wahr?“

Fauſt ließ ſich für den Augenblick von der gemachten, ſcheinbar cordialen Offenheit des Berliners täuſchen und erzählte ihm von den ſchlechten Streichen des Buchhalters; er glaubte, der Herr Doctor Ratz würde entrüſtet ſein, aber er hatte ſich ganz geirrt, denn Herr Ratz lachte wie unſinnig, betheuerte auf Ehre und Seligkeit, das ſei ein Feſttag für ihn, denn

er habe doch wieder ein Original gefunden. Fauſt ärgerte ſich über die craſſe, egoiſtiſche Anſicht ſeines Tiſchnachbaren, aber er war weit davon entfernt zu ahnen, welch ein gefährlicher Menſch an ſeiner Seite ſitze. Er verſuchte auch nicht den Berliner zu ſeinem Humanismus, aus dem er förmlich eine Religion gemacht hatte, zu bekehren, aber er ſchwatzte mit dem Menſchen, weil ihn ſeine Art und Weiſe zu denken und zu reden unterhielt.

„Sind Sie vielleicht heute wieder in dem Kaffeehause?“ fragte Fauſt ſeinen Nachbar, als Don Juan aufſtand.

„Ja, gewiß werden Sie mich finden,“ erwiederte Max, „wenn ich nicht ſchon hinausgeworfen bin.“

Der Neapolitaner verſprach Don Juan, ihn auf ſeinem Zimmer zu beſuchen.

# VI.

# Die geheime Audienz.

Das Folgende ereignete sich [illegible] Tage nach Don Juans Ankunft in Berlin.

Beide Parteien, Don Juan, Faust [illegible], haben ihre Zeit nach [illegible], [illegible] Anschein nach hat die [illegible] Partei gesiegt, [illegible] sämmtliche Mitglieder der [illegible] Deputation, [illegible] Faust nach Berlin geführt hatte, und [illegible] das Polizeipräsidium vereinigter königlicher Residenzen [illegible] worden und haben Befehl erhalten [illegible] undzwanzig Stunden Berlin zu verlassen.

Das war das Werk des Herrn [illegible], der [illegible] men Fabriksclaven als Communisten [illegible].

Faust war traurig, [illegible], erschien nicht mehr an der table [illegible] hotel, denn Faust, [illegible], so doch zum Theil [illegible] fühlt und fertigte [illegible] sehr vornehm ab.

Don Juan hatte mehrere alte Freunde beſucht und Incarnation durch die Kunſtſammlungen Berlins geführt, aber das junge Mädchen hatte blos an den ausgeſtopften Papageien und Colibris Gefallen gefunden und im Theater war das einfache Naturkind durch die Tochter des Regiments mächtig aufgeregt worden.

Heute nun ſaß Fauſt finſter an Don Juan's Frühſtückstiſch, er klagte nicht, aber man ſah ihm an, wie ſchmerzlich ihn das Fehlſchlagen ſeines Planes berührte, heute war der letzte Tag, morgen mußten die Arbeiter ohne Hoffnung heimkehren in ihre Sclaverei.

Don Juan war ruhig, er vertraute zu feſt auf das Fürſtenwort ſeines alten Freundes und war beſſer mit den Verhältniſſen der vornehmen, hohen Welt bekannt, als daß er eine Policeimaaßregel für entſcheidend hätte halten können.

Incarnacion ſummte ganz richtig eine Melodie aus der Tochter des Regiments, denn eine natürliche Anlage zur Melodie iſt allen Menſchen eigen, braucht gar nicht gebildet zu werden, man muß ihr nur nicht hemmend und ſtörend in den Weg treten. Incarnacion träumte von nichts, als von der Tochter des Regiments, ſie dachte nichts als jene Muſik und der

wackere Maëſtro Donizetti hätte gewiß mit hoher Freude den Eindruck bemerkt, den ſeine Melodieen auf das Gemüth, auf die Sinne der Kreolin gemacht.

Schon ſeit einer Weile war eine Stockung im Geſpräch der drei Frühſtückenden eingetreten, als der „doppelte Kopf" eilfertig in's Zimmer ſprang und ſich ſeinem Herrn näherte, indem er in einem großen Bogen um Fauſt, den von ihm ſo gefürchteten Zauberer, herumging.

Don Juan nahm die Karte, die ihm der Neger reichte; „der junge Fürſt S.!" rief er freudig, „freue Dich, Fauſt, er bringt Dir gute Nachricht!"

„Oder eine vornehme, kühle Entſchuldigung!" entgegnete der Doctor trübe.

Der junge Fürſt Leopold von S. und W. trat in's Zimmer, Don Juan führte ihn zu einem Sitze und bemerkte mit Vergnügen, daß der junge Mann ſtaunend Incarnacion anblickte.

Don Juan war ſtolz auf die Schönheit ſeiner Geliebten.

„Meine Freundin Incarnacion, eine Kreolin, unter dem Aequator geboren!" ſprach er lächelnd zu dem Fürſten.

Der junge Fürst, in der glänzenden Uniform der Gardekürassiere, deren Regiment er aggregirt war, küßte die Hand der Kreolin.

„Mein Freund, der Doctor Johann Faust, Ihnen gewiß dem Namen nach bekannt?“

„Vermuthlich nur aus Göthe's Faust,“ entgegnete der Doctor, die Verneigung des Fürsten erwiedernd.

„Es ist mir lieb, daß ich Sie treffe, Herr Doctor, denn die Hauptsache des Auftrags, den mir meines Oheims Durchlaucht gegeben hat, ist eigentlich an Sie gerichtet.“

Faust, der jetzt Hoffnung schöpfte, horchte hoch auf.

„Zuvörderst, Excellenz,“ wendete sich der Fürst an Don Juan, „läßt Sie der Oheim bitten heute Mittag mit ihm im kleinen Kreise zu speisen, meine Mutter brennt vor Begierde, ihren alten Verehrer zu begrüßen und Tante Mathilde hat sich schon sehr angelegentlich erkundigt, ob Sie verheirathet seien. Excellenz wissen vielleicht aus alten Zeiten, welch einen Abscheu die greise Jungfrau vor allen Menschen hat, die sich das Verbrechen des Heirathens haben zu schulden kommen lassen.“

„Ich habe manchen scherzhaften Streit mit der Prinzessin darüber gehabt,“ sagte Don Juan lachend

Mein guter, alter Oheim rechnet übrigens darauf, daß Sie Ihre schöne Freundin mitbringen, Excellenz und Sie, Herr Doctor, erzeigen der Familientafel eines alten Ministers wohl auch die Ehre?"

Faust verbeugte sich.

„Nun zu meinem Auftrag, Excellenz; mein Oheim hat, wie Sie denken können, keine Mühe gespart, der westphälischen Arbeiterdeputation eine Audienz bei Sr. Majestät, dem Könige, zu verschaffen, aber einmal ist Se. Majestät in diesen Tagen nicht hier gewesen, das andremal haben die Leute, die jetzt am Ruder sind, meinem Oheim versichert, Se. Majestät sei gegenwärtig so beschäftigt, daß er in den nächsten Tagen unmöglich seinem Wunsche willfahren könne. Indeß hat mein Oheim mit einem Herren gesprochen, der ihm die alte Freundschaft und das alte Vertrauen treu bewahrt hat. Dieser Herr will die Arbeiterdeputation empfangen, aber unter einigen Bedingungen."

„Darf man fragen, wer der in Rede stehende hohe Herr ist, Durchlaucht?" forschte Faust.

„Ich muß um Entschuldigung bitten, Herr Doctor," erwiederte der Fürst, „aber das ist die erste Bedingung, der hohe Herr will unbekannt bleiben, ich kann Ihnen übrigens die Versicherung geben, daß es für

Ihren edeln Zweck vielleicht beſſer iſt, dieſem Herrn Ihre Deputation vorzuſtellen, als dem Könige ſelbſt, denn Se. Majeſtät würde, im günſtigſten Fall, dieſer Angelegenheit doch nur kurze Zeit widmen können und Niemand wird ihn beſſer unterrichten als eben dieſe hohe Perſon. Zweitens wünſcht der Herr die Arbeiter allein zu ſprechen, ohne Sie, Herr Doctor, und drittens verlangt er von Ihnen eine Eingabe über den Zuſtand der weſtphäliſchen Arbeiter im Allgemeinen. Mein Oheim hat die Sache nun mit Bewilligung dieſer hohen Perſon ſo arrangirt: Abends neun Uhr führen Sie Ihre Arbeiter in unſer Hôtel, ich werde Ihnen, während der Unterredung, der mein Oheim beiwohnen wird, Geſellſchaft leiſten und Sie führen dann Ihre Arbeiter zurück. Ich brauche Ihnen wohl nicht erſt zu ſagen, daß alles Aufſehen vermieden werden muß, daß namentlich Ihre Angelegenheit nicht von den Zeitungen ausgebeutet werden darf, ebenſo iſt es wünſchenswerth, daß die Deputation nach gehabter Audienz ſo bald als möglich abreiſt."

„Ich vertraue Ihnen ganz, Durchlaucht," entgegnete Fauſt, „und werde mich im Intereſſe der Sache, zu deren Advocaten ich mich aufgeworfen habe, allen Anforderungen und Wünſchen jener hohen Perſon un-

terwerfen, ſagen Sie von meinetwegen dem hohen Herrn, viele tauſend arme Sclaven würden ihn ſegnen auch für das Geringſte, was er für ſie thue."

Der junge Fürſt ſtand auf, küßte Incarnacions Hand, bat die Herren nicht zu ſpät zu erſcheinen, da ſein Oheim ſehnlichſt ſie erwarte und empfahl ſich dann grüßend.

„Ein wackerer junger Herr!" rief Don Juan, als er von der Begleitung zurückkehrte. „Nun, was ſagt Ihr, Freund Fauſt?"

„Du haſt das Deinige gethan, Freund, und Deine Durchlaucht ebenfalls, ob's aber Früchte trägt —?"

„Das hofft Jeder, der ſäet, Freund, ſäen kann und ſoll der Menſch, ob die Saat reift, das ſteht in einer höhern Hand; jetzt geh und beſtelle Deine Arbeiter."

Fauſt ging, Don Juan aber wendete ſich an Incarnacion: „Nun, meine Blume, wie gefiel Dir der junge Fürſt?"

„Es war ein Ritter und alle Ritter gefallen Deiner Blume!" entgegnete Incarnacion naiv.

Der Abend dieſes Tages war gekommen, der greiſe Fürſt hatte ſeine Gäſte nach dem Diner nicht entlaſſen, Don Juan und Incarnacion befanden ſich im Kreiſe der Familie des Fürſten, die alte Fürſtin namentlich,

die Mutter des Fürsten Leopold, beschäftigte sich angelegentlich mit Incarnacien, während Don Juan mit der Prinzeß Mathilde alle Verheirathungen durchging und keine glücklich finden wollte.

Die beiden Fürsten so wie auch Doctor Faust, hatten sich gegen neun Uhr entfernt.

Zur rechten Zeit kamen die Arbeiter einzeln, oder zu zweien, im Hôtel an und wurden in einen gewärmten und erhellten Saal geführt, in welchem sie der junge Fürst empfing und ihnen Wein und kalte Küche präsentiren ließ: Faust war bereits zur Gesellschaft zurückgekehrt und die guten, westphälischen Spinner fühlten sich sehr verlassen ohne ihn. Faust hatte ihnen gesagt, ein hoher Herr werde mit ihnen reden, sie glaubten der hohe Herr könne Niemand anders sein als der König.

So freundlich nun auch der junge Fürst war so ernstlich er sie nöthigte zuzulangen, die armen Menschen wären kaum im Stande ein Glas Wein zu trinken, die Erwartung schnürte ihnen die Kehlen zu und der junge Fürst in seiner prächtigen Uniform flößte ihnen gewaltigen Respect ein.

Endlich langte auch der Arbeiter Hornberg, das letzte Mitglied der Deputation an, aber bis an

Rampe des Hôtels war ihm Herr Raß, der Herr Doctor Raß, gefolgt, der bald ausspionirt hatte, daß Hornberg eine Art von Adjutantendienst beim Doctor Faust versah.

Staunend sah Herr Raß den Arbeiter in das Hôtel des verschrieenen Aristocraten, des Fürsten von S. und W., eintreten, er beschloß zu warten, er mußte wissen, was Hornberg dort zu suchen hatte.

Herr Raß hatte auch kaum eine Viertelstunde gewartet, als eine einfache, zweispännige Droschke auf der Rampe vorfuhr und ein Herr, in einen Militairmantel gehüllt, in das Hôtel eintrat. Das liebenswürdige Berliner Kind konnte das Gesicht dieses Mannes nicht sehen, aber es beschloß der abfahrenden Droschke zu folgen, sein Plan wurde indeß vereitelt, denn in dem Augenblick, in welchem Raß auf das Kutschenbrett hinten springen wollte, stolperte er und fiel sehr derb auf die Nase, und als er sich wieder erhob, war die Droschke längst die Wilhelmsstraße hinunter. Der witzige, junge Mann hüllte sich fest in seinen neuen Burnus und beschloß die Rückkehr des Arbeiters zu erwarten.

Drinnen im Saal indeß hatte [illegible] Küpfi, als er den Wagen anfahren hörte, die Arbeiter in eine Reihe gestellt und ihnen freundlich zugeredet, und so

essen auf alle Fragen der hohen Person zu antworten. Dann hatte er sich entfernt und sich in das Gesellschaftszimmer zu Don Juan, Faust und den Damen begeben.

Die Arbeiter waren allein, Keiner von ihnen wagte ein Wort zu sprechen, kaum den Andern anzusehen.

Endlich öffnete sich die Thür leise und die Herzen der armen Spinner klopften hörbar.

Mit raschem, festen Schritt trat ein schöner, hoher, ernst, beinah streng aussehender Mann in den Saal, ihm folgte der alte Fürst auf dem Fuße und schloß die Thür hinter sich.

Der zuerst Eingetretene trug einen einfachen, blauen Uniformüberrock, graue Beinkleider mit rothen Streifen und Sporenstiefeln, in der Hand hielt er eine einfache Soldatenmütze mit Schirm und rother Paspel.

Während der alte Fürst dicht an der Thür stehen blieb, ging dieser Mann rasch an die Arbeiter heran und die furchtsamen Blicke der armen Menschen senkten sich vor den funkelnden Blicken der Augen, die sehr tief in einem blassen Gesicht lagen, das ein schöner, blonder Backen- und Schnurrbart zierte.

„Wie heißt Du?“ wendete sich der ernste Mann mit sonorer Stimme an den ersten Arbeiter.

„Hornberg!“ antwortete dieſer leiſe.

„Nun, Hornberg,“ ſprach der Frager weiter, „da ich nicht Zeit habe, mich mit Euch allen zu unterhalten, ſo wirſt Du mir auf meine Fragen antworten.

Hornberg machte eine verlegene, ängſtliche Verbeugung.

„Ihr ſeid Spinner aus weſtphäliſchen Fabriken?“

„Ja!“

„Ihr ſeid ſehr arm?“

„Ja!“

„Habt Ihr nie den Wunſch gehabt eben ſo reich wie Eure Fabrikherrn zu ſein?“

„Nein!“

„Wie?“

„Wir ſind ſchon zufrieden, wenn wir ſatt Eſſen haben und Kleider für unſere Kinder und Holz, uns im Winter zu erwärmen, guter Herr König!“

„Ich bin nicht der König, lieben Leute; habt Ihr nie den Gedanken gehabt, Euch mit Gewalt zu nehmen, was Euch fehlt, die Reichen zu berauben?“

„Wir hatten den Gedanken nicht, aber man ſagte es uns!“

„Wer ſagte es?“ fragte der ernſte Herr, die Stirn runzelnd.

Ein fremder Bursch, der über'n Rhein herkam."

„So — und das geht Euch wohl, Ihr hattet wohl Lust dazu?"

„Je nun —" stotterte der Arbeiter.

„Nur aufrichtig, [illegible]!"

„Ja, Herr König —"

„Ich bin nicht der König!"

„Ja, einige hatten Lust, viele aber fürchteten sich vor den Gensd'armen, die meisten aber dachten es im Stillen und jetzt wissen wir alle, daß es [illegible] ist, sich selbst Recht zu verschaffen, und dann wissen wir auch, daß es uns nichts helfen würde, [illegible] uns nur elender machen könnte."

„Woher wißt Ihr das?"

„Unser Doctor hat es uns gesagt!"

„Da hat er Euch die Wahrheit gesagt, bleibt dabei, denn so lange Ihr recht thut und lieber Unrecht duldet, als unrecht handelt, so lange seid Ihr im Guten, Recht und Recht wird Euch werden — warum aber seid Ihr jetzt nach Berlin gekommen?"

„Weil uns unser Doctor sagte, der König wolle unsere Noth lindern, er wolle machen, daß wir wieder [illegible] ordentlich [illegible] bekämen [illegible]

sorgen, daß unsere Kinder nicht verhungern [illegible] unsere Weiber nicht erfrieren müssen im Winter."

"Wo habt Ihr das Geld zur Reise her?"

"Unser Lehrer hat es uns geliehen!"

"Was wollet Ihr dem Könige, unserm Herrn, klagen?"

"Wir wollen zu ihm sagen: Seht einmal, Herr König, Ihr wißt nicht, daß wir [illegible] die wir nichts haben, als [illegible] Tag und Nacht arbeiten müssen, [illegible] Kinder zu ernähren, [illegible] Waaren dafür hoch anrechnen, [illegible] können, sondern ganz billig verkaufen müssen. [illegible] Herr König, wollten wir sagen, [illegible] ger, lieber Herr, Ihr habt die Macht, befehlt, daß die reichen Leute uns unser Geld geben!"

"Wollet Ihr den König nur [illegible] Leute?" sprach der ernste Mann, [illegible]

"Nein!" erwiederte Hermann, "unser Lehrer sagte, wir sollten nur dem Könige die Wahrheit sagen, er würde dann schon [illegible] den gegen den Zorn unserer Herren."

"Verlangen Eure Herren zu viel von Euch?"

„Nein, Jeder kann arbeiten ſo viel er will, aber mit der Arbeit eines ganzen Tages verdienen wir höchſtens ſieben Pfennige, und das iſt nicht viel, wenn man kleine Kinder hat, namentlich.“

Der ernſte Mann ſchritt einige Male im Saal auf und ab, dann ſtellte er ſich wieder dicht vor die Arbeiter.

„Liebt Ihr den König?“

„Ja, ja! denn er iſt unſere letzte Hoffnung, unſer König wird uns ſchützen, er wird's nicht leiden, daß uns die Herren wie das Vieh behandeln, denn unſer Doctor ſagt, wir ſeien eben ſo gut wie die Reichen die Kinder des Königs!“

„Wie das Vieh behandeln? Wie verſteht Ihr das?“

„Nun, wenn die Kuh ein Kalb geſäugt hat, nimmt man es ihr und ſchlachtet's.“

„Ich verſtehe Euch nicht!“ —

„Ja, wenn wir ein Kind unter Hunger und Kummer groß gezogen haben und es gefällt den Herren, ſo nehmen ſie's und machen's zur — nun Ihr verſteht mich!“ —

„Und das leidet Ihr? das iſt vorgekommen?“ rief der Herr empört.

„Mein eigen Weib hatte meine Tochter ſchon vor Hunger, an den Buchhalter unſeres Herrn ver-

kauft, für einen Thaler, unſer Doctor hat es noch gerettet."

„Wie, für einen Thaler? Einen Thaler für einen Menſchen?"

„Das iſt noch hoch bezahlt, ich weiß Dirnen, die ſich dem Herrn für einige Groſchen verkauft haben, um hungernden Aeltern und ſterbenden Geſchwiſtern das Leben zu friſten."

„Iſt das wahr, Leute, übertreibt Ihr auch nicht?"

„Wir können's bezeugen!" riefen die Arbeiter.

„Mein eig'nes Weib, dem der Buchhalter lange nachſtellte," ſprach ein hübſcher, junger Mann, „hat ſich dem Menſchen, ohne mein Verwiſſen, hingegeben, denn er wollte mir keine Arbeit mehr geben und ich wäre mit meinen drei kleinen Würmern verhungert!"

In mächtiger Bewegung ſchritt der ernſte Mann im Saale auf und ab, endlich ſagte er:

„Ich habe genug gehört, Ihr armen Leute, Alles, was Ihr mir geſagt habt, werde ich dem Könige, unſerm Herrn, wiederſagen, verlaßt Euch darauf, der König liebt alle ſeine Unterthanen, er wird Euch helfen, bald helfen, ich ſtehe Euch dafür; reiſt ſtill nach Hauſe, redet nicht viel von Eurem Beſuch in Berlin,

bald werdet Ihr sehen, daß Ihr nicht umsonst hier gewesen seid."

„Gott segne Euch dafür, edler Herr, Gott segne den König, unsern Vater!" riefen die Arbeiter

„Lebt wohl, lieben Leute, Ihr sollt von mir hören!" sprach der ernste Herr gerührt und schritt, von dem alten Fürsten geführt, hinaus.

Nach einigen Minuten trat der junge Fürst mit dem Doctor Faust ein, mit Thränen in den Augen empfingen die Arbeiter ihren Beschützer.

„Wir haben ihm Alles gesagt!" sprach Hornberg, „und er hat versprochen uns zu helfen, er will's dem Könige sagen."

Indessen hatte Herr Raz draußen gewaltig getreten, mehrmals hatte das richtige Berliner Kind den Entschluß gefaßt zu gehen, aber immer hatte ihn löbliche Wißbegierde festgehalten auf seinem Posten. Dennoch wurde seine Ausdauer nicht so belohnt, wie sie verdiente, der Herr im Militairmantel erschien nicht wieder; Raz besann sich, daß das Hôtel des Fürsten noch einen Ausgang in die Behrenstraße habe und ärgerte sich gewaltig, daß er sich nicht in zwei Hälften spalten konnte, um beide Ausgänge zu bewachen.

Endlich erſchienen die Arbeiter, einzeln, gingen die Straße hinab und Raz vernahm nichts, weil er ſich nicht nahe heranwagen durfte, als ein lautes Wort Fauſt's, der den Spinnern zurief: „Seid morgen zur rechten Zeit auf dem Bahnhofe, Freunde, gute Nacht!“

Die Karoſſe, in der Don Juan und Incarnacion ſaß, rollte an dem braven Berliner vorüber und dieſer raiſonnirte auf ſeinem Wege zur Madame Grunewald alſo: „Es iſt ſehr gut möglich, daß die Arbeiter dort mit irgendwem eine Audienz gehabt haben, aber ſie reiſen morgen ab, und wenn beſagte Perſon im Militairmantel wirklich der König geweſen wäre, ſie iſt es aber nicht geweſen, denn der König iſt viel ſtärker, ſo weiß der verdammte Buchhalter doch nichts davon; ein Viertel auf Acht geht der erſte Zug, um acht muß der Buchhalter mir meine hundert Louisd'or zahlen; es lebe der Schwindel!“

Herr Raz trat in die Kaffeewirthſchaft der Grunewald ein, er fand, da es erſt zehn Uhr war, die gewöhnlichen Stammgäſte, Herrn Thibaut, den Juden Binner, den Maler, den Architekten, den Cigarrenhändler, den Literaten und den Flottwell; Thibaut und die Madame Grunewald raiſonnirten, der Jude und Flottwell machten betrübte, der Maler und der

Literat ärgerliche Geſichter, der Architekt lachte, der Cigarrenhändler ſagte emphatiſch: „Die Sache iſt faul, in den Schwindel laß ich mich nicht ein!“

„Und Sie, Herr Natz,“ redete die Wirthin den Eintretenden an, „Sie müſſen auch Geld ſchaffen, ich kann Ihnen nicht helfen, bei Gott ich muß Geld haben, morgen bekomme ich ſonſt Execution; meine Herren geben Sie Jeder etwas, bezahlen Sie nur Jeder einen Thaler, ich borge dann auch wieder!“

„Ich kann nichts geben, ich ſtecke ſo drin, daß ich mir nicht zu helfen weiß!“ ſprach Natz und ſteckte ſeine Hände in die beiden Seitentaſchen ſeines Burnus.

„Aber Natz, es iſt doch ſchändlich von Dir,“ eiferte der Liebhaber der Madame, Herr Thibaut, „haſt Dir eine Menge neue Sachen machen laſſen und läßt nun die arme Frau im Stich!“

„So, Meiſter Thibaut, habt Ihr denn bezahlt?“ fragte der unerſchütterliche Natz; „Kluften machen laſſen, denkt Ihr denn, ich habe ſie bezahlt?“

„Herr Thibaut hat mir bezahlt, wenn auch nicht Alles, ſo doch nach Kräften!“ ſchrie die Grunewald, ihren Liebhaber vertheidigend.

„Das glaub' ich, nach Kräften!" ſprach Raz mit einer ſo ſeltſamen Betonung, daß Alle laut lachten, denn man wußte, was der Berliner meinte.

„Kinder, macht der Sache ein Ende!" ſchrie der Cigarrenhändler; „Georges, wie viel biſt Du der Grunewald ſchuldig?" fragte er ſeinen Freund den Literaten.

„Herr Rauſchenblatt iſt mir vier Thaler fünfzehn Silbergroſchen ſchuldig!" krähte die Grunewald.

„Soll ich für Dich bezahlen, Georges?"

„Ja, laßt uns nur zu etwas Naſſem kommen, Grog oder Punſch, iſt mir Alles gleich!" erwiederte der Schriftſteller.

„Hier ſind fünf Thaler, Madame, fünfzehn Silbergroſchen habe ich alſo gut."

Knixend empfing die Madame den Fünfthalerſchein und erſchöpfte ſich in Lobpreiſungen des Schriftſtellers und ſeines Freundes.

Der Architekt ließ ſich jetzt auch herbei zwei Thaler zu geben, auch der Maler gab eine kleine Summe pränumerando, Klottwell leiſtete auf eine Schuldſumme von hundert vier Thalern eine Ab-

ſchlagszahlung von zwölf Groſchen, erklärte aber, er könne nun vor Oſtern nichts mehr bezahlen, danach verſtand es ſich von ſelbſt, daß er täglich bei der Grunewald auf Credit eſſen, trinken und rauchen wollte. Nur der Jude und Ratz waren noch zähe, endlich ließ ſich auch der Jude zu einer Zahlung bewegen d. h. er verſprach morgen zwei Paar Sommerhoſen zu verkaufen und der Grunewald das Geld zu geben.

Nun erklärte Ratz, das richtige Berliner Kind, es ſei einmal durchaus gegen ſeine Grundſätze, Schulden zu bezahlen und er halte ſtreng auf Grundſätze, er wolle aber, ſo ſchwer es ihm falle, heute der Madame etwas zu verdienen geben und baar berappen d. h. bezahlen.

„Der Kerl hat geſtohlen, oder ſonſt einen großen Schwindel gemacht, Georges!“ flüſterte der Cigarrenhändler ſeinem Freunde, dem Literaten, zu. Herr Ratz aber wendete ſich an die Wirthin und fragte:

„Wie viel Flaſchen Rum haben Sie noch?“

„Vier Flaſchen Rum und zwei Flaſchen Madera und eine Flaſche Rothwein!“

„Wie viel Zucker?“

„Oh einen halben Hut, Herr Ratz!“

„Sie machen uns Punsch von der ganzen Geſchichte, Madame Grunewald und ich bezahle Ihnen baar fünf Thaler, ſind Sie das zufrieden?“

„Ja, aber erſt muß ich Geld haben!“

„Hier ſind fünf Thaler!“ rief Ratz und ſchleuderte fünf harte Thaler in die Schürze der wackern Wirthin.

„Hurrah, Ratz hat Geld! Hurrah, die Grunewald iſt aus dem Schwindel!“ ſchrie Flottwell.

„Iſt doch ein nobler Kerl der Ratz!“ ſagte Thibaut zu dem Juden.

Erſt als der letzte Tropfen der Bowle getrunken war, verließ die ſaubere Geſellſchaft das Hôtel der Grunewald, um ihre Wohnungen zu ſuchen, die ſie mit dem früheſten Morgen ſchon verlaſſen mußten, um gewiſſen zudringlichen Beſuchen aus dem Wege zu gehen.

Am andern Tage war Herr Ratz im Beſitz von hundert Louisd'or und Herr Koch ſchrieb mit äußerſt angenehmen Empfindungen an ſeine Committenten: die Arbeiterdeputation ſei abgereiſ't ohne eine Audienz bei'm Könige gehabt zu haben.

An diesem Morgen machte der Neapolitaner, den wir an der table d'hôte in british Hôtel kennen gelernt haben, dem General von Aurinia seine Aufwartung und saß mit ihm und Incarnacion schon seit einer geraumen Weile in freundlichem Gespräch, als der „doppelte Kopf" eintrat, um irgend ein Geschäft zu verrichten.

Der Neapolitaner, der sich Cavaliero di Bogatire nannte, musterte eine Weile staunend die Figur des Negers, stand dann plötzlich auf und redete den Schwarzen in einer fremden, seltsam aber nicht unangenehm klingenden, Sprache an.

Der „doppelte Kopf" fuhr beim Klange dieser Sprache zurück, als wenn ihn eine Natter gestochen und musterte den Neapolitaner mit entsetzten Blicken.

Der Neapolitaner sprach wieder etwas und sogleich antwortete der Neger fertig in derselben Sprache, begann sich aber wie ungeberdig zu benehmen mit Tanzen, Springen, Schreien und Gesticuliren.

Der arme Sclave hörte ja, seit einem halben Jahrhundert beinahe, zum ersten Male wieder seine Muttersprache.

„Was iſt's?“ fragte Don Juan erſtaunt.

„Oh Maſſa,“ ſchrie der Neger, „der Senhor ſpricht die Sprache der Kinder vom blauen Fluß, er ſpricht die Sprache von armen ſchwarzen Mannes Mutter!“

„Ihr Neger, Don Juan,“ erklärte der Neapolitaner, „iſt von demſelben Negervolk, das ich ſeit vierzig Jahren cultivire, er iſt ein Unterthan meines ſchwarzen Königs.“

„Wie war Dein Name unter den Kindern vom blauen Fluß?“ fragte er den „doppelten Kopf.“

„Schwarzer Mann hatte zwei Brüder,“ rief der alte Neger, „und ſeine Mutter nannte ihre Piccanini, die Söhne vom Strahle, mich aber hieß ſie —“

„Was!“ unterbrach der Neapolitaner den Neger beinah erſchrocken, „die Söhne vom Strahle? Du biſt ein Sohn des Strahls? Wie hieß Dich Deine Mutter?“

„Kurma Guru, den heißen Löwen,“ antwortete der „doppelte Kopf“ ſtolz, „und Kurma Guru war ein gewaltiger Streiter!“

Die Augen des Negers funkelten, obgleich eine Thräne darin ſtand.

„Wissen Sie Don Juan," wendete sich der Neapolitaner an den General, „daß Sie einen gar vornehmen Diener haben? Die Söhne vom Strahl, so heißt das Herrschergeschlecht meines Landes, Kurma Guru ist der ältere Bruder meiner schwarzen Majestät, er würde jetzt König sein; in der ersten Zeit meines Aufenthaltes unter den Schwarzen hörte ich viel von den gewaltigen Kriegsthaten des heißen Löwen, des jungen Prinzen Kurma Guru; er ist, wenn ich mich recht erinnere, in einem Kampfe mit Timbuktu gefangen und so wahrscheinlich als Sclave nach Amerika verkauft worden, doch wir werden hören."

„Ich kaufte ihn vor fünfzehn Jahren in Para!" antwortete Don Juan.

„Kurma Guru, Sohn vom Strahl!" redete der Neapolitaner jetzt den Neger mit Gravität an, „kannst Du mir sagen, wie Deine Brüder genannt wurden?"

„O ja, Kurma Guru kann das," erwiederte der Schwarze, „der Aelteste hieß Prali Cassu Bantupa, der wilde, zornige Büffel, dann kam Kurma Guru, der heiße Löwe und zuletzt der kleine Metumati Corro Pala Antwatassi, der, welcher die Gestalt einer Gazelle hat; das sind die Söhne vom Strahl!"

„Der jüngſte Bruder iſt jetzt König," ſprach der Neapolitaner italiäniſch zu Don Juan. „Kurma Guru, ſage mir doch, warſt Du nicht ein König unter den Kindern vom blauen Fluß?"

„Nein, Kurma Guru war kein König, aber Kurma Guru's Vater war König über die Kinder vom blauen Fluß und alle Könige der Kinder vom blauen Fluß waren Söhne vom Strahl, wie Kurma Guru und ſeine Brüder; die Kinder vom blauen Fluß haben niemals andere Könige gehabt, als Söhne vom Strahl."

„Wie aber iſt Kurma Guru, der heiße Löwe, der Sohn vom Strahl der Diener des weißen Mannes geworden?"

„Kurma Guru," rief der Neger, „war ein großer Krieger und die Kinder vom blauen Fluß kämpften mit den Kindern der wüſten Ebene und Kurma Guru führte die Kinder vom blauen Fluß in den Kampf, aber die Kinder der wüſten Ebene fürchteten ſich vor Kurma Guru, ſie mochten dem heißen Löwen nicht begegnen in der Schlacht und die Kinder der wüſten Ebene ſind ſehr liſtig und ſie ſtahlen Kurma Guru, da er ſchlief in der Nacht und hatten ihn feſtgebunden, ehe er erwachte; die Kinder der wüſten Ebene

verkauften den heißen Löwen an die weißen Männer, diese führten ihn weit über großes Waſſer und der Sohn des Strahl's mußte lange Kaffee pflücken und ſehr arbeiten, wurde viel geſchlagen und hatte wenig zu eſſen, ſo wurde der heiße Löwe ein Diener des weißen Mannes und vergaß die Kinder vom blauen Fluß unter Schlägen, bis ihn guter Maſſa kaufte und ihn nicht mehr ſchlagen ließ."

„Soll ich ihm ſagen, Don Juan, daß ſein Bruder lebt und König iſt?" fragte der Neapolitaner.

„Sagen Sie's ihm, ich bin neugierig auf den Eindruck."

„Kurma Guru, Sohn vom Strahl, ich wohne ſchon lange unter den Kindern vom blauen Fluß —"

„Die Kinder vom blauen Fluß haben Kurma Guru vergeſſen?" fragte der Sclave geſpannt.

„Sie haben ihn nicht vergeſſen, ſie ſingen ein Lied von ihm, wie er zwanzig Feinde tödtete, die über den blauen Fluß geſchwommen waren."

„Sie ſingen das Lied vom heißen Löwen, der allein zwanzig Feinde ſchlug!" ſprach der Sclave mit ſtolzer Freude und das häßliche Negergeſicht nahm einen Ausdruck von Hoheit an, der es verſchönte.

„Kurma Guru," sprach der Neapolitaner weiter, „die Kinder vom blauen Fluß haben lange um Dich geweint, es leben noch viele, die den heißen Löwen gekannt haben und von ihm erzählen."

Der Neger schwieg, aber die Aufregung seines Innern war sichtlich.

„Die Söhne vom Strahl sind noch immer Könige der Kinder vom blauen Fluß."

„Die Kinder vom blauen Fluß haben niemals andere Könige, als die Söhne vom Strahl," murmelte der Sclave, dann fragte er laut: „Wie heißt der König, dem die Kinder vom blauen Fluß jetzt gehorchen?"

„Metumati Corro Pala Antwataſſi!"

„Wie!" schrie der Neger, „der, welcher die Gestalt einer Gazelle hat, gebietet den Kindern vom blauen Fluß? Warum nicht Prali Caſſu Bantupa, der wilde, zornige Büffel? Er war der ältere Sohn vom Strahl."

„Den wilden, zornigen Büffel hat das Krokodill gefreſſen, als er ſich im blauen Fluß badete."

„Prali Caſſu Bantupa iſt vom Krokodill gefreſſen und Metumati Corro Pala Antwataſſi herrſcht über

die Kinder vom blauen Fluß — warum? weil Kurma Guru nicht da war, Kurma Guru war der zweite Sohn vom Strahl — Kurma Guru ist ein König!"

„Will Kurma Guru," fragte Don Juan seinen Sclaven, „nicht zurückkehren zu den Kindern vom blauen Fluß und ihr König sein? der Caballero hier geht zu den Kindern am blauen Fluß, Kurma Guru ist frei, er kann gehen, wohin er will!"

Der Sclave schüttelte seinen Kopf, er überlegte eine Weile, dann sagte er: „Kurma Guru ist alt und König sein ist schwer, Kurma Guru hat zu viel Schläge bekommen und ein König darf keine Schläge bekommen haben; Kurma Guru kennt die Kinder vom blauen Fluß nicht mehr und ein König muß seine Kinder kennen; Metumati Corro Pala Antwataffi soll König der Kinder vom blauen Fluß bleiben, Kurma Guru läßt ihn grüßen, er will bei gutem Massa und bei Senhora Incarnacion sterben."

Don Juan, der alte Legitimist, achtete auch die Legitimität in dem alten Negerfürsten, er reichte ihm seine Hand und sagte: „Wenn Kurma Guru bei mir bleiben will, so ist er mir willkommen, aber er ist mein Diener nicht mehr, sondern mein Gast, Kurma Guru wird sich an meinen Tisch setzen und mit mir

und Senhora Incarnacion eſſen, er wird ſich bedienen laſſen, denn Kurma iſt ein König und iſt mein Freund!“

Der Neger ſah ſeinen Herrn erſtaunt an.

„Setze Dich hierher Kurma Guru!“

Der Neger ſetzte ſich gehorſam.

„So, nun wird ſich Kurma Guru mit dem Caballero über die Kinder vom blauen Fluß unterhalten.“

Der Neger begann jetzt den Caballero über manche Perſonen zu fragen und gab allemal laut ſeine Freude zu erkennen, wenn er hörte, Dieſer oder Jener lebe noch.

Don Juan erklärte Incarnacion den Zuſammenhang der Sache, was ſehr nöthig war, da bald die Negerſprache, bald neapolitaniſch, bald ſpaniſch geſprochen worden war.

Jetzt erſchien ein Kellner des Hôtels und meldete dem General, draußen ſei ein Mann mit einem Briefe, der ihn zu ſprechen wünſche.

Bald darauf trat ein Mann in mittlern Jahren ein, der ſehr anſtändig aber beſcheiden gekleidet war, er hielt einen Brief in der Hand und ſagte ſpaniſch zu dem General: „Der Herr Graf von Rebenberg

läßt sich Sr. Excellenz dem Herrn General empfehlen!" mit einer anständigen Verbeugung überreichte er dem Don Juan das Billet. Dieser erbrach es und las:

„Lieber, alter Freund, Du wirst meine Bitte entschuldigen, mit der ich Dich belästige, wenn Du erfährst, daß es sich um einen alten treuen Diener der Legitimität handelt. Ueberbringer dieses, der Franzose Petit, war bis 1830 Laquai bei Ihrer königl. Hoheit der Frau Herzogin von Berry, wurde in den Julitagen verwundet, ging als Kammerdiener des Marschalls Grafen Bourmont mit diesem nach Portugal, erhält von der Frau Herzogin von Berry eine kleine Pension, wünscht aber doch eine Kammerdienerstelle zu versehen. Du hast mehr Verbindungen als ich, alter Freund, Du würdest mir eine Freude machen, wenn Du die treue Seele placiren und empfehlen wolltest, seine Zeugnisse sind vortrefflich. Sehen wir uns vielleicht morgen beim alten Fürsten S.? Mit herzlichem Gruß Dein Anton Graf von Rebenberg und Althingen."

„Sie waren in Diensten der Frau Herzogin von Berry?" fragte Don Juan.

„Ich hatte die Ehre, Excellenz!"

„Sie sprechen spanisch?"

„Ich ſpreche franzöſiſch, italiäniſch, ſpaniſch, aber nur wenig deutſch!“ antwortete Herr Petit.

„Ich brauche gerade einen Kammerdiener, doch nur für die Zeit meines Aufenthalts in Europa, wenn Sie für dieſe Zeit bei mir eintreten wollen, ſo will ich Sie auf die Empfehlung des Herrn Grafen von Redenberg annehmen und Sie auch bei meiner Abreiſe wieder placiren.“

„Ich würde mich glücklich ſchätzen in Ihre Dienſte zu treten, Excellenz!“

„Wann können Sie antreten?“

„Zu jeder Stunde, heute noch!“

„Das wäre mir ſehr angenehm, da ich gegenwärtig ganz ohne eignen Diener bin.“

„Ich bin bereit!“

„Sie werden für mich wenig zu thun haben, hier Donna Incarnacion iſt ihre Gebieterin und meinem Freunde hier, Herrn Kurma Guru, werden Sie die Dienſte leiſten, die er von Ihnen verlangen wird.“

„Sehr wohl Excellenz!“ erwiederte der Franzoſe geſchmeidig, obgleich er mit Staunen den alten Neger betrachtete, der noch immer in eifrigem Geſpräch mit dem Neapolitaner auf dem Sopha ſaß.

An dieſem Tage verließ ein Prälat den erlauchten Gefangenen von Bourges, der den Befehl hatte Don Juan aufzuſuchen, und Doctor Fauſt übergab eine längſt ausgearbeitete Schrift über den Zuſtand der weſtphäliſchen Spinner und Fabrikarbeiter überhaupt dem alten Fürſten von S. und W., der ihm verſprach, ſie in die Hände der hohen unbekannten Perſon gelangen zu laſſen.

Ende des zweiten Theiles.

# Faust und Don Juan.

---

Aus den weiteſten Kreiſen unſerer Geſellſchaft

von

George Heſekiel.

„Quid rides? mutato nomine de te fabula narratur.“

Dritter Theil.

---

Altenburg.
Verlag von Julius Helbig.
1846.

# Inhalt.

I. Herr Pletry und Madame Strobel.
II. Der achtzehnte Mai 1845.
III. Die Abdication Don Carl's des Fünften.
IV. Wie Tosca ermordet wurde.
V. Des Mordes Strafe.

# II.

# Herr Gretry und Madame Strobel.

Es war im März 1845 als der des Mordes beſchuldigte Herr Bletry zum zweiten Male vor den verſammelten Aſſiſen ſtand. Noch immer hielten ſich Mühlhauſen und die Umgegend von Bletry's Schuld überzeugt und klammerten ſich hartnäckig an die Geſchichte von der vornehmen Dame, die man in Bletry's Garten geſehen haben wollte.

Der Sitzungsſaal war gedrängt voll; wie bei den Aſſiſen im October 1844 widerſprachen ſich die Zeugenausſagen vielfach und es bedurfte aller Kunſt des Staatsprocurators, um das haltloſe Gewebe ſolcher Zeugenausſagen zur Unterſtützung der Anklage zu gebrauchen.

Die Vertheidiger des Herrn Bletry, namentlich ſein Bruder, der die Stelle eines Generaladvocaten zu Beſançon bekleidete, bekämpften die Anklage Wort für Wort, ſie wieſen klar und deutlich die Entſtehung des

Verdachtes gegen Bletry nach, sie machten auf die zahllosen Ungehörigkeiten aufmerksam, die in diesem Proceß von subalternen Policeibeamten begangen und erwirkten einen tiefen Eindruck auf die versammelte Menge.

Unter den Zuschauern, so kann man wohl sagen, weil man in Frankreich die Assisen zu den interessantesten Schauspielen rechnet, befindet sich auch der reiche Particulier Herr Strobel mit seiner jungen Gemahlin und seinem Schwiegervater, dem ehemaligen Fabrikarbeiter Mensdorf, der seine beiden Knaben in eine Erziehungsanstalt gebracht hat und jetzt bei seiner Tochter lebt, da er sich durch den im Januar erfolgten Tod seiner Frau und seines jüngsten Kindes sehr vereinsamt fühlte.

Diese drei Personen haben sich mit Gold drei Plätze in der ersten Reihe der Tribüne erkämpft und folgen sehr aufmerksam den Verhandlungen. Neben Herrn Strobel sehen wir einen jungen Pariser Elegant mit Stift und Notizenblatt, es ist ein Berichterstatter, den das Journal des Débats expreß nach Mühlhausen gesendet hat, um schnell über den Bletry'schen Proceß unterrichtet zu sein; hinter dem Stuhl der Madame Strobel lehnt der Graf von St. Aignan.

der das junge Ehepaar bereits in Paris kennen gelernt hat, Strobel's Freund ist und der reizenden jungen Frau eifrig den Hof macht.

Herr Strobel fühlt sich durch die Freundschaft des Grafen sehr geehrt, denn er hat, echt deutsch, einen gewaltigen Respect vor dem hohen Adelstitel des Grafen, vor dem Titel Graf St. Aignan, der historisch völlig werthlos ein rein angenommener ist, wie wir wissen. Röschen, die einst arme Fabrikdirne, arbeitet ernst und eifrig daran, ihrem Gatten eine festere Haltung, einen Charakter zu geben und wird nicht müde dabei, obgleich sie Wasser in ein Faß ohne Boden schöpft; ihre Herrschaft über den schwachen Gemahl ist festbegründet, sie ist jetzt gewiß, daß Strobel ohne sie auch nicht das Geringste thut; sie liebt ihren Gemahl, es mag lächerlich klingen, aber es ist so, die junge Frau liebt ihren Gemahl wie eine Mutter einen Sohn liebt, den sie nicht aus ihren Augen lassen darf. Strobel liebt seine junge Gemahlin heftig, weil sie schön ist und er gehorcht ihr, weil er muß und sich sehr wohl dabei befindet. Röschen nimmt die Huldigungen des Grafen von St. Aignan an, weil sie ein Weib ist und sich unterhalten, belehrt und erfreut zu gleicher Zeit fühlt durch die Art und Weise, mit der

der Graf auch dem unbedeutendſten Geſpräch ein Intereſſe für ſie zu geben weiß.

In Röschens Seele iſt keine Spur von ſinnlicher Liebe zu dem jungen Grafen, ja, die unbefangene, deutſche Frau hat keine Ahnung von der unreinen Leidenſchaft, die St. Aignan's Herz durchflammt, die ihn öfter verzweifeln macht über das freundliche, ſich immer gleich bleibende Weſen Röschens.

In dieſem Augenblick indeß denkt St. Aignan nicht daran der jungen Frau die Cour zu machen, bleicher noch als gewöhnlich lehnt er ſich auf die Stuhllehne und ein aufmerkſamer Beobachter hätte wohl bemerken können, daß St. Aignan, trotz ſeiner Anſtrengung, ein leiſes Zittern nicht verbergen konnte, als ſich die Geſchwornen entfernten.

Während ſich die Geſchworenen im anſtoßenden Zimmer berathſchlagten, lag eine feierliche Stille auf der Verſammlung, mancher mitleidige Blick richtete ſich auf Bletry und namentlich auf ſeine artige Freundin, Franziska Lallemand. — Beide Perſonen ſchienen die Bedeutung der gegenwärtigen Stunde tief zu empfinden, Graf St. Aignan oben auf der Tribüne wiſchte ſich mehrmals die kalten Schweißtropfen von der bleichen Stirn.

Endlich öffnete ſich die Thür, man hörte jeden

Athemzug in dem weiten Saal, die Geſchworenen traten wieder ein und der Obmann antwortete auf die Frage des Gerichtspräſidenten Wolbert laut und feierlich: „Nicht ſchuldig!“

Ein ſtürmiſcher Beifallruf erklang; Bletry trat vor die Schranken und ſprach: „Sagen Sie mir ein Wort, meine Herren, ein Wort der Ehrenerklärung, ich bitte ſie um ein Wort!“

„Wir ſprechen Sie frei, Herr Bletry!“ erwiederte der Präſident Wolbert, mehr können wir nicht für Sie thun!“

Die Menge drängte nach den Ausgängen, St. Aignan bot Röschen ſeinen Arm und Herr Strobel theilte ſeinem Schwiegervater die ganze Mordgeſchichte mit.

St. Aignan, der ſeit dem Spruch der Jury ſein gewöhnliches Weſen wieder angenommen hatte, bewohnte ein und daſſelbe Hôtel mit Strobels, galant führte er die junge Frau auf ihr Zimmer und hatte dieſes erreicht als Strobel mit ſeinem Schwiegervater noch unten an der Hausthür verweilte und dem neugierigen Gaſtwirthe Kunde von dem überraſchenden Verdict der Geſchworenen gab.

Der Graf nahm Röschen den Mantel von der Schulter und wagte es — zum erſten Male — ihr

dabei einen Kuß auf den weißen Nacken zu drücken, und zwar mit einem so leidenschaftlichen Feuer, daß Gesicht, Brust und Nacken der jungen Frau davon wie mit Scharlach übergossen wurden.

Röschen drehte sich langsam um und sah den Grafen mehr verwundert als zornig mit den hellen, braunen Augen an.

Der Graf ergriff die kleine Hand und versuchte sich durch die Sprache der Augen zu erklären, durch jene Sprache, die so verständlich ist, wenn sich die Herzen verstanden haben. Röschen verstand den Grafen nicht, sie zog ihre Hand aus der des Grafen und sagte kalt:

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Graf, Ihr Benehmen ist auffallend!"

„Schönes Weib!" flüsterte St. [illegible]gnan, der für Koketterie hielt, was Natur war, „ich liebe Dich, ich vergehe vor Liebe für Dich, fühlt denn Dein Herz nichts für mich?"

„Ich bin Ihre ergeb'ne Dienerin, Herr Graf!" antwortete Röschen und zog die Klingel.

Ein wahrhaft teuflischer Zug flog wie eine Wetterwolke über das Gesicht St. Aignan's; Röschen bemerkte es nicht und wußte die eintretende Dienerin

ſo lange im Zimmer zu beſchäftigen, bis Herr Strobel mit ſeinem Schwiegervater erſchien.

St. Aignan hatte ſeine ſonſtige Sicherheit, ſeine Faſſung ganz verloren, das hatte er nicht erwartet, er verließ unter irgend einem Vorwande das Zimmer.

Röschen war viel zu klug, um ihrem Gemahl etwas von St. Aignan's Benehmen zu ſagen, ſie hätte Herrn Strobel nur nutzlos eiferſüchtig gemacht und daß ſie ſich demnach ganz allein auf ſich verlaſſen müſſe, wußte ſie recht gut.

St. Aignan hatte indeß von Viertelſtunde zu Viertelſtunde auf ein heftiges Zuſammentreffen mit Herrn Strobel gewartet, da indeß nichts von alledem erfolgte, ſo begann der kluge Sohn Rafaëla's alſo zu raiſonniren: „Röschen hat ihrem Gemahl nichts geſagt, alſo war ihr Widerſtand Verſtellung; ſie verräth mich nicht, alſo liebt ſie mich; ſie liebt mich, alſo will ſie ſich mir ergeben!“

Wenn der Graf alſo raiſonnirt hätte einer Pariſer Salondame gegenüber, ſo wäre ſeine hochgräfliche Logik unübertrefflich geweſen, hier aber ſah er über Dinge hinweg, die er nicht überſehen durfte bei ſeinen Operationen gegen Röschen.

Als St. Aignan wieder mit dem jungen Ehepaare

zuſammentraf, wurde es ihm zur Gewißheit, daß Röschen ihrem Gemahl nichts geſagt habe, er triumphirte und näherte ſich mit moderner Unverſchämtheit der von ihm beleidigten Frau, dieſe empfing ihn kühl, gleichgültig, verächtlich beinahe, nicht daß ſich in ihren Worten, in ihren Geberden Verachtung ausgeſprochen hätte, nein, durchaus nicht. Nur ein äußerſt feiner Beobachter hätte es bemerken können und St. Aignan war hier zu ſehr Partei, um unbefangen zu beobachten. Röschen dachte wenig Gutes vom Grafen St. Aignan; ihr, ſchon mehrfach erwähntes, Rechtsgefühl hielt es für eine Unredlichkeit von Seiten des Grafen, ſich der Frau eines Andern mit Liebesanträgen zu nähern, aber dieſes Verbrechen hätte Röschen dem jungen Manne vergeben, wenn er ſich nun zurückgezogen hätte, das Bleiben St. Aignan's nach einer ſolchen Abweiſung, ſein fortgeſetztes Courmachen ſchien ihr mit der Würde eines Mannes unverträglich und nun half dem Grafen ſeine gewandte Rednergabe nichts mehr, ſeine tiefen Kenntniſſe breitete er umſonſt aus vor Röschen, er machte keinen Eindruck mehr auf die junge Frau.

Es iſt eine ungerechte Gerechtigkeit, die von den Frauen unerbittlich geübt wird gegen die Männer;

ein Mann, der ihre Achtung verloren hat, kann nie auf ein gerechtes Urtheil von ihnen rechnen, ein Fehltritt, als Mensch begangen, vernichtet in ihren Augen alle seine glänzenden Talente, und die genialsten Schöpfungen eines Goethe z. B. machten keinen Eindruck auf die weimarischen Damen, weil der große Dichter seine Haushälterin, Demoiselle Vulpius, geheirathet hatte.

St. Aignan nun, vom vorgefaßten Urtheil ausgehend, von einer einseitigen Kenntniß der Frauen irregeleitet, von sinnlicher Begier nach dem schönen Leib Röschens gestachelt, bemerkte entweder die Kälte gar nicht, die in dem Benehmen der jungen Frau lag, oder er hielt sie für eine feine Koketterie, er glaubte eben darum fest an eine Zuneigung Röschens zu ihm und dachte in diesem Glauben Alles wagen zu dürfen.

Da Strobel's am andern Tage Mühlhausen, wohin sie nur gekommen waren, um den Schlußverhandlungen über den Bletry'schen Proceß beizuwohnen, wieder verlassen wollten, so beschloß der junge Graf die Nacht zur Ausführung seines Planes zu benutzen.

Wir treten mit St. Aignan um Mitternacht etwa in das Schlafzimmer der jungen Frau; Röschen liegt

züchtig verhüllt in dem Bette; von weitem sieht man nur ihre dichten Haarflechten neben dem schneeweißen Nachthäubchen, aber man vernimmt ihre schweren Atemzüge — das schöne Weib schläft, fest vielleicht, aber nicht sanft, ein unruhiger Traum scheint es zu beherrschen, es wendet sich um und der volle Strahl der kleinen Lampe auf dem Nachttisch fällt in das feine Gesicht, dessen Züge in diesem Augenblick den Stempel einer ziemlichen Bangigkeit tragen.

St. Aignan schleicht auf den Fußspitzen näher.

Die eine Hand Röschens liegt flach auf ihrer Brust, die andere ist auf der Decke hingestreckt und hält in den festgeschlossenen Fingern eine Falte des Betttuchs.

Mit glühenden Wangen und funkelnden Augen beugt sich St. Aignan über das Antlitz der Schlafenden, sein Herz pocht mächtig, er glaubt am Ziel seiner Wünsche zu sein, er neigt sich tiefer herab, er sucht mit heißem Verlangen die Lippen der schönen Frau, er will sie küssen, da öffnen sich diese Lippen und im Schlafe murmelt sie leise, aber ganz vernehmlich: „Mörder!“

Wie der Wanderer entsetzt zurückfährt, wenn er auf seinem Pfade plötzlich mit dem Fuß eine Schlange

berührt, ſo fuhr St. Aignan in die Höhe als Röschen im Schlafe „Mörder" ſagte.

Das Geſicht des jungen Mannes war bleich geworden, man ſah an den zuckenden Zügen die Mühe, die ſich der Graf gab, den jähen Schreck zu bekämpfen, den ihm das Wort der ſchlafenden Frau eingejagt.

Es dauerte lange, ehe ſich St. Aignan erholte, nach und nach nur verſchwand von ſeinem Antlitz die tiefe Furche, die ein Wort hineingezogen hatte, das Wort einer ſchlafenden Frau, endlich richtete er ſeinen Blick wieder auf das liebliche Geſicht Röschens, ſein ſinnliches Feuer loderte hell auf von Neuem und zum zweiten Male beugte er ſich nieder, eine Frau durch zärtlichen Kuß zu wecken, von der er ſich geliebt glaubte. Zum zweiten Male näherte er ſein Antlitz ſo weit dem der Schlafenden, daß er den weichen, warmen Athem der jungen Frau an ſeiner Wange fühlte, zum zweiten Male näherte er ſeine Lippen dem halbgeöffneten Munde Röschens und dieſes Mal hinderte ihn kein im Schlaf geſprochenes Wort das Weib eines Andern zu küſſen. Leiſe, ſehr leiſe hatte St. Aignan geküßt, Röschen, befangen in einem Traum, erwachte nicht von dem Kuß, aber ſie wendete ſich unruhig und ſprach wieder einige Worte, von denen der Graf nichts verſtand.

„Ich kann nicht länger zögern," sagte St. Aignan zu sich selbst, „ich muß sie wecken, ich muß in ihren Armen schwelgen!"

Er beugte sich nieder auf das Bette und küßte die schlafende Frau heftig; Röschen fuhr empor aus dem Traum.

„Was?" schrie eine Stimme hinter dem Grafen, „Sie um Mitternacht im Schlafzimmer meiner Frau?"

Herr Strobel stand zornig im Gemach, sein Gesicht war noch röther, als sein rothseidner Schlafrock.

„Was ist das? Graf St. Aignan? Was ist das, Strobel?" fragte Röschen verwirrt noch, aber ernst.

„Du fragst noch, nichtswürdige Dirne," schrie Strobel wüthend, „hast Dir den Galan zur Nacht bestellt und Sie Graf haben mich schändlich betrogen, behalten Sie die elende Fabrikdirne, die es undankbar vergessen hat, daß ich sie aus dem Schmutz herausgezogen und sie emporgehoben habe zu mir, wünsche guten Appetit, Herr Graf!"

Glühend vor Zorn, eilte der eifersüchtige, vom Schein bethörte, Ehemann hinaus.

Graf St. Aignan lächelte ihm nach, diese Scene freute ihn, denn diese Scene mußte ja die liebliche Frau ganz in seine Arme werfen. Er wendete sich nun

nach dem Gegenſtand ſeiner Leidenſchaft; Röschen war aufgeſtanden und hatte einen Mantel umgeworfen. Der Graf nahte ihr mit ſüßer, tröſtender Miene.

„Sie entfernen ſich, Graf, ſonſt rufe ich um Hülfe!“ wehrte die junge Frau.

„Süßes Kind, verſtellen Sie ſich nicht länger, das Unglück iſt geſchehn, laſſen Sie den Strobel, ich will für Sie ſorgen.“

„Sie ſind ein unverſchämter Nichtswürdiger, fort!“ rief Röschen außer ſich. Der Graf bemächtigte ſich ihrer Hände.

„Hülfe! Hülfe!“ ſchrie die geängſtete Frau, ſich unter St. Aignan's Küſſen ſträubend; dieſer, durch den Widerſtand, den ihm Röschen leiſtete, in Wuth geſetzt, wollte ihr den Mund zuhalten, und zugleich gelang es ihm die junge Frau niederzuwerfen, aber Röschen biß ihn ſo ſtark in die Finger, daß er genöthigt war ſeine Hand zurückzuziehen und rief nun noch lauter nach Hülfe.

Der Graf, der in ſeiner raſenden Leidenſchaft brutal wurde, ſchlug die arme Frau heftig in's Geſicht, ſo heftig, daß ihm ein Blutſtrahl entgegen ſchoß und Röschen ſtöhnend zurück auf die Kiſſen ſank: in dieſem Augenblick hatte aber auch der Hülferuf der gemißhandelten Frau den Bewohner des nächſten Zimmers her-

eingeführt, Doctor Fauſt betrat das Schlafgemach der ſchönen Frau in dem Augenblick, in welchem St. Aignan die Niederträchtigkeit beging ein Weib zu ſchlagen. Doctor Fauſt durchſchaute ſchnell das Vorhaben des Mannes, der die hülfloſe Lage Röschens benutzen zu wollen ſchien; Fauſt faßte den Grafen beim Kragen, warf ihn rückwärts in's Zimmer und kniete ſich auf ihn.

„Nichtswürdiger, was beginnſt Du?" rief er ihm zu, „Gewaltthat an einem ſchwachen, wehrloſen Weibe?"

Umſonſt ſträubte ſich St. Aignan, er ſuchte ſein Geſicht zu verbergen.

„Du biſt St. Aignan!" ſprach Fauſt indignirt, „wo iſt Don Juan's Tochter? Wo iſt Toska?"

„Laßt mich jetzt, Fauſt!" ſtöhnte St. Aignan unter dem furchtbaren Druck der Hände und der Kniee des Doctor's, „Ihr ſollt Alles wiſſen, laßt mich jetzt!"

Eben trat Röschens Vater und auch Strobel in's Zimmer, ſchreiend warf ſich Mensdorf auf den blutigen Leib ſeiner Tochter, die er nicht für ohnmächtig, ſondern für todt hielt, und Herr Strobel fragte leichenblaß: „Was iſt hier vorgegangen, hier im Zimmer, im Schlafzimmer meiner Frau?"

„Herr!" entgegnete Fauſt aufſtehend, aber ſeinen Fuß mit gewaltigem Druck auf die Kehle des Grafen

ſetzend, „wenn das junge Weib dort Ihre Frau iſt, ſo ſchützen Sie dieſelbe beſſer, ein Hülferuf rief mich hierher, ich ſah das arme Weib den brutalſten Mißhandlungen dieſes Menſchen erliegen, ich ſah ein Verbrechen begehen, aber ich kam noch zeitig genug, um ein größeres zu verhindern, ſchicken Sie nach einem Arzt.“

Strobel hatte kaum von den Mißhandlungen gehört, die ſeine Frau von St. Aignan erlitten, als ihm ſein böſes Gewiſſen ſagte, daß er durch ſeine übereilte, nicht zu rechtfertigende Hitze, Röschen dieſer Brutalität ausgeſetzt habe, das blutende Antlitz der Ohnmächtigen überzeugte ihn von dem Ungrunde des Verdachtes, den er gehegt, er machte ſich die bitterſten Vorwürfe und wuſch mit zitternden Händen und Thränen im Auge das Blut aus dem Antlitz einer Frau, die er furchtbar beleidigt und zwar ohne Grund beleidigt zu haben ſich bewußt war.

Fauſt hieß St. Aignan aufſtehen, führte ihn hinaus und ſagte draußen gebieteriſch zu ihm: „Ihr Ehrenwort, Graf St. Aignan, daß ich Sie auf Ihrem Zimmer in etwa einer Stunde finde.“

„Sie haben es!“ antwortete der Graf mürriſch und kurz.

Faust kehrte in Röschens Zimmer zurück, seiner Erfahrung gelang es gar bald mit starken Essenzen die Ohnmächtige in's Leben zurückzurufen. Als er sich entfernte, fragte Strobel sehr höflich, wem er für die Rettung seiner Frau zu danken habe.

„Ich bin der Doctor Faust!"

„Ah! vielleicht der Bevollmächtigte des Herrn Generals von Aurinia?"

„Derselbe!"

„So sind wir bereits Bekannte, Herr Doctor!" rief Strobel freudig, „das dort ist mein Röschen und ich bin Strobel!"

Faust warf einen seltsamen Blick, einen Blick, in dem sich die tiefste Theilnahme mit einer achtungsvollen Neugierde mischte, auf das junge, zarte Weib. Röschen dankte matt durch einen sanften Gruß ihrer braunen Augen.

„In dem Weibe besitzen Sie einen Schatz, Herr Strobel!" sagte der Doctor leise zu Strobel, „bewahren Sie ihn besser, als in dieser Nacht, Brutalität, wie ich sie heute gesehen habe, muß jeden physischen Widerstand vernichten; leben Sie wohl, Herr Strobel, wir sehen uns vielleicht heute noch."

Der Doctor küßte ehrfurchtsvoll Röschens kleine Hand, die, jetzt von der groben Arbeit emancipirt, eine völlig ariſtocratiſche, feine Form zeigte und ließ das junge Ehepaar allein. Als er hinaustrat hörte er unten einen Wagen abfahren,

„Wer reiſ't ſo früh ſchon ab?" fragte er den Kellner, der mit einer Leuchte in der Hand herauf kam.

„Der Herr Graf von Aignan!" antwortete der Diener, „er beſtellte vor einer halben Stunde eine Extrapoſt."

„Schuft!" murmelte Fauſt und begab ſich in ſein Zimmer.

Unterdeſſen hatte ſich Strobel zaghaft dem Bette ſeiner Frau genähert und unter irgend einem Vorwande den alten Mensdorf entfernt. Er ſetzte ſich nieder auf den Rand des Bettes und nahm eine von den Händen ſeiner Frau. Röschen ließ es geſchehen und ſah den Mann, der ihr mehr verdankte als er begreifen konnte, mit einem ſchmerzlichen Blick an.

„Biſt Du mir böſe, Röschen?" fragte Herr Strobel.

„Nein, gewiß nicht!" antwortete die junge Frau leiſe.

„Du haſt mir meinen Argwohn verziehen?"

„Ja, denn Du ſieheſt ja jetzt ein, daß Du unrecht gehabt haſt."

Herr Strobel wollte seine Frau küssen, aber diese wehrte ihn ab und sprach ernst: „Du hast mich eine nichtswürdige Dirne genannt, eine elende Fabrikdirne, die Du aus dem Schmutz gezogen, das ist wahr, aber Du sollst Dich auch nicht mehr besudeln in der Gemeinschaft einer solchen Dirne, die Du verachten mußt."

„Röschen, ich bitte Dich!" rief Strobel.

„Nein," antwortete die junge Frau entschieden, „es war eine Thorheit, daß ich Dich heirathete, es war thöricht, daß ich glaubte, Du würdest je das Verhältniß vergessen können, in dem ich früher zu Dir stand, Du kannst mich nicht so achten, wie ich als Frau geachtet sein will, Du mußt mich verachten, weil ich einst ein schmutziges, hungerndes Fabrikmädchen war, das Dir freiwillig, für einige Groschen, den Genuß ihres jungfräulichen Leibes anbot —"

„Röschen, geliebtes Weib, hör'-auf!"

„Nein, nein," fuhr die ehemalige Fabrikdirne fort, „morgen trenne ich mich von Dir, ich will wieder arbeiten wie ehemals, Du sollst nichts wieder von mir hören, Du sollst nicht die Schmach haben, eine ehemalige Fabrikdirne Deinen vornehmen Freunden als Deine Frau zu zeigen."

Strobel bat vergebens, Röschen war unerschütterlich, ihr entschieden selbstständiger Charakter hieß sie diese anscheinend grausame Strenge gebrauchen. Im Grunde seines Herzens, dachte Röschen, schämt sich Strobel meiner, ich bin ihm lästig, wär' ich nicht seine Fabrikdirne gewesen, er würde es nicht gewagt haben, jenen furchtbaren Verdacht gegen mich auszusprechen, er würde mich, als seine Frau, sogleich vertheidigt und mich nicht der Brutalität des Grafen ausgesetzt haben.

Röschen wollte sich alles Ernstes entfernen von ihrem Gemahl, aber nicht, weil dieser sie beleidigt hatte, sondern weil sie sich innerlich überzeugt hielt, Strobel verachte sie und habe sie eigentlich nur aus sinnlichem Wohlgefallen um sich. Bei den beschränkten Einsichten, die eine Frau von Röschens Erziehung und Leben haben mußte, wird man diesen Glauben natürlich finden und gewiß die großsinnige Entsagung anerkennen, die auch in dieser entschlossenen That wieder lag.

Der alte Mensdorf kehrte zurück, auf Strobels Bitte suchte auch er vergeblich Röschens Sinn zu rühren und weinend wie ein Kind ergab sich Strobel endlich in sein Schicksal. Diese aufrichtige Rührung ihres schwachen Gemahls hätte Röschens Vorsätze beinahe erschüttert; „er ist wie ein Kind, du kannst ihn

nicht allein laſſen!" dachte ſie, aber ihr Rechtsgefühl kämpfte die ſanftere Regung wieder nieder, und am Morgen nahm Strobel, der gar nicht daran dachte, daß er das Recht hatte, daß er ſeine Frau zwingen konnte bei ihm zu bleiben, Abſchied von Röschen, die ſich mit ihrem Vater nach Trier begab und ihrem Gemahl nur auf vieles Bitten erlaubte ſie dort nach Jahresfriſt zu beſuchen.

Staunend hatte Doctor Fauſt Röschen ohne ihren Gemahl abreiſen ſehen, es war ihm leicht von dem wirklich tiefbekümmerten Strobel die Wahrheit zu erfahren. „Laſſen Sie das gut ſein, lieber Herr," tröſtete er, „in Zeit von einigen Wochen ſind Sie verſöhnt, haben Sie Ihre Frau wieder, dafür laſſen Sie mich ſorgen, aber daß ſie dann bei Ihnen bleibt für immer, dafür ſorgen Sie!"

Strobel glaubte zwar nicht recht an den Troſt, den ihm Fauſt ſpendete, dennoch aber that ihm dieſe geringe Hoffnung ſchon wohl und etwas beruhigter reiſ'te er nach Cöln, wohin ihn Doctor Fauſt begleitete, aber von dort aus ohne Aufenthalt ſogleich ſeine Reiſe fortſetzte.

Am Tage nach ſeiner Ankunft in Cöln begab ſich Herr Strobel in ein bedeutendes Banquierhaus, um

einige Papiere umzusetzen; seine Reisekasse war erschöpft, da er Röschens Vater eine große Summe für den Unterhalt seiner Tochter aufgenöthigt hatte.

Er gab einen sehr bedeutenden Wechselbrief ab und wurde sogleich zum Banquier selbst geführt, der ihn höflich empfing, aber bedauerte das Papier nicht honoriren zu können, da gestern Abend durch Estafette die Nachricht eingetroffen sei, daß Blauhelm und Söhne fallirt hätten.

Herr Strobel erbleichte, denn er besaß über dreimalhunderttausend Thaler in Papieren auf dieses renommirte Haus, indeß faßte er sich, er bat den Banquier, ihm ein französisches Papier in Gold umzusetzen, was sehr bereitwillig geschah.

Die Herren unterhielten sich während dieser Zeit und nun erfuhr der arme Strobel, daß Blauhelm und Söhne einen betrügerischen Bankerott gemacht, daß beim Concurs sich kaum ein halbes Procent ergeben würde, kurz Herr Strobel erfuhr, daß das Haus, bei dem er seine Fonds angelegt, dem er das meiste Vertrauen geschenkt, daß ihn dieses um sein Vermögen betrogen habe.

Als ein reicher Mann war Strobel in das Haus des kölnischen Banquiers getreten, als ein armer Mann

verließ er es, denn was waren für ihn, der nie arbeiten oder entbehren gelernt hatte, die fünfzehn- bis zwanzigtausend Thaler, die er noch besaß; im besten Falle trugen ihm diese etwa tausend Thaler Zinsen und davon konnte Strobel nicht leben. Dennoch war der junge Mann keineswegs so verzweifelt als man hätte denken können, er lebte nicht anders als früher, er hatte ja noch zwanzigtausend Thaler, die ihn gegen den Mangel vertheidigten, er dachte viel mehr an den Verlust seiner Gattin, als an den Verlust seines Vermögens. Das könnte auffallen bei einem so leichtsinnigen Egoisten wie Strobel, aber ist es nicht natürlich, daß er nur den Verlust beklagt, der sich empfindlich bemerkbar macht, nicht den, der noch hinter der Schanze der zwanzigtausend Thaler lauert?

Der Verlust seines Vermögens war dem Herrn Strobel noch nicht mit seinem Gefolge von Mangel, Noth, Elend, Hunger u. s. w. entgegengetreten, der Verlust Röschens aber machte sich jede Minute bemerklich, überall fehlte Röschen dem armen Strobel, so wie der Stock dem alten Manne fehlt, der ihn zur Stütze brauchen muß. —

## II.

# Der achtzehnte Mai 1845.

Das kleine, hübſche Haus dicht am Thor der alten **Augusta Trevirorum**, das kleine, hübſche Haus, weiß angeſtrichen und mit Schiefer elegant bedacht, mit grünangeſtrichenen Jalouſieen und grünbemalter Thür gehört dem jungen Advocaten Daniel Wolfshagen, dem es ſein Schwiegervater, der reiche Leu aus Augsburg, zum Hochzeitgeſchenk gemacht hat.

Eine junge Frau, eben ſo ſchmuck wie das Häuschen, iſt in dem Gärtchen zwiſchen der weißen Wand des Hauſes und dem grünen Stacket beſchäftigt, wir wiſſen nicht, ob es Zwiebeln ſind, oder was ſonſt, was die junge Frau dem Mutterſchooß der Erde anvertraut, aber das wiſſen wir, daß wir es dem Herrn Advocaten Daniel Wolfshagen gar nicht übel nehmen ſich eine ſo hübſche Frau erküret zu haben unter den Töchtern des Landes.

Der Herr Advocat ſitzen ſeit einer halben Stunde vielleicht ſchon im knappen, ſchwarzen Frack und

Unaussprechlichen von gleicher Farbe in seiner Studierstube und schneidet aus Langerweile bereits die dritte Feder. Das Gesicht des jungen Rechtsgelehrten verräth eben nicht den außerordentlichen Scharfsinn, den Herr Wolfshagen, ein zweiter, weiser Daniel, so oft gezeigt, sondern es ist unbedeutend und verliert ganz und gar, weil, ganz modern, die Augen durch ein Paar ungeheure Brillengläser maskirt sind.

Die Hausthüre knarrt, der junge Advocat springt auf, ein leiser, leichter Tritt knirscht auf dem Sande, mit dem das Vorhaus bestreut ist.

„Ach, Antonie ist's!" murmelt der scharfsinnige Ictus, der den Tritt seiner schönen Frau sehr genau kennt, und placirt sich aufs Neue auf seinen Nußbaumenen, zierlich mit Saffian beschlagenen Lehnstuhl, dann faltet er die Hände über dem Tisch zusammen und starrt gelangweilt ein Portrait Savigny's an, das ihm gegenüber an der Wand hängt.

Der junge Herr war sichtlich gelangweilt und wir sind großmüthig genug ihn schnell aus dieser peinlichen Lage zu befreien, wir lassen die Thüre knarren, an die Thüre des Zimmers klopfen, den Advocaten erfreut aufspringen und herein! rufen und sehen ihn endlich von Angesicht zu Angesicht mit einem alten Menschen,

der sich vergeblich bemüht sein lederfarbiges Gesicht zu einem freundlichen Grinsen zu verziehen, aber dieses schwere Geschäft nach einigen mißrathenen Bemühungen aufgiebt und sich begnügt mit den Enden seines grauen Schnurrbarts und den Ohren zugleich recht freundschaftlich zu wedeln.

„Unser Herr Landrath, der Herr Oberstwachtmeister von Ponickau schickt mich hierher, Sie wüßten schon Alles; ich heiße Mensdorf, vormals im königlich preußischen Infanterieregiment Prinz Heinrich vacat."

„A ja, lieber Freund!" rief der Advocat freudig, „setzen Sie sich doch, ich habe gestern die Briefe des Herrn Landraths von Ponickau erhalten, die Documente sind richtig, Sie sind wirklich ein Sohn des wohlseligen Herrn Rittmeisters Johann Mensdorf; ich habe Ihnen eine Mittheilung zu machen, doch gedulden Sie sich eine Weile, es sind mir noch einige Glieder der Familie angemeldet."

Der Unterofficier Mensdorf nahm still und steckfeif Platz auf einem Stuhl und verfolgte mit den Augen eine Fliege, die hin und her lief an der weißen Wand des Zimmers. Der Advocat legte Papiere zurecht, suchte, sah nach der Uhr und sprang endlich nach der Thür, um Röschen und deren Vater eintreten zu lassen

„Herr Mensdorf, wenn ich nicht irre und Madame Strobel?“

„Ja, Herr Advocat, Sie haben meinen Brief erhalten?“ fragte Röschen, die, seit wir sie nicht gesehen haben, sehr blaß geworden ist.

„Allerdings Madame,“ erwiederte Wolfshagen, die Documente sind zweifellos richtig, Ihr Herr Vater ist der ältere Sohn des zweiten Sohns des wohlseligen Herrn Rittmeisters Johann Mensdorf; nehmen Sie Platz, wenn ich bitten darf.“

Röschen und ihr Vater nahmen Platz; der Unterofficier ließ seine Fliege laufen und starrte unverwandt den Mensdorf an, bis dieser endlich anfing: „Mein Herr, Sie haben eine große Aehnlichkeit mit meinem verstorbenen Vater!“

„Hm!“ erwiederte der Unterofficier, spuckte an die Erde, wedelte mit den Ohren und sah den Advocaten an.

„Warum antworten Sie Ihrem Neffen nicht, Herr Unterofficier? Sie sind ja der jüngste Bruder von Herrn Mensdorf's Vater!“ nahm der Advocat das Wort.

„Es freut mich herzlich Sie zu sehen, Oheim, Sie noch so spät kennen zu lernen!“ rief der ehemalige Fabrikarbeiter.

„Es ist also der Sohn des Bruders Johann Wilhelm? na freut mich und das ist die Tochter? na freut mich, hätte nicht gedacht, daß ich so propre Verwandtschaft hätte!“ mit diesen Worten drückte der Unterofficier die Hände seiner Verwandten und brachte dabei Schnurrbart und Ohrlappen in eine so heftige Bewegung, verzerrte sein Gesicht so komisch, daß sich Röschen Gewalt anthun mußte, um nicht laut auf zu lachen. Eben drohte der heftige Anreiz zum Lachen alle ihm entgegengesetzten Dämme zu durchbrechen, als Röschens Aufmerksamkeit glücklicher Weise auf einen andern Gegenstand geleitet wurde. Die Thür des Zimmers wurde nämlich hastig geöffnet und heftig wieder zugeschlagen. „Donnerwetter, ich dachte ich käme zu spät!“ sagte eine jugendlich frische Stimme und ein hübscher, etwa dreiundzwanzigjähriger junger Mann in einem blauen Schnurenrock und weißen Kasimirbeinkleidern stand am Tisch des Advocaten.

„Guten Morgen, altes Haus!“ rief er, dem Rechtsgelehrten die Hand schüttelnd, „ich hatte es verschlafen, auf **grand cerevis**, das verdammte Kameel, der Kellner, hatte mich blos zweimal geweckt!“

Der Advocat lächelte und sprach dann: „Ich stelle den geehrten Anwesenden einen Verwandten, den Stu-

dioſus der Theologie, Herrn Mensdorf vor; lieber Mensdorf, hier Ihre Couſine, Madame Strobel, geborne Mensdorf, hier Herr Particülier Mensdorf, der Bruder Ihres Vaters; hier Herr Unterofficier Mensdorf, der Oheim Ihres Vaters!"

„Erlauben Sie Couſinchen, daß ich Ihre ſchönen Lippen küſſe!" rief der Student und that, was er geſagt, ohne die Erlaubniß abzuwarten. „Morgen, Oheim, freut mich ſehr ihre Bekanntſchaft zu machen und auch Ihre Großoheim; ha, ha, ha! Oheim, warum wackelt Ihr denn mit den Ohren?"

„Na, freut mich, na, freut mich!" murmelte der Unterofficier „und wenn ich mich freue, wackele ich mit den Ohren!"

„Haſt Du je ſo was geſehen, Wolfshagen, daß man ſich vor Freude wälzen kann, ja das begreif ich, aber mit den Ohren wackeln?" wendete ſich der Student an den Advocaten, dieſer aber antwortete ernſt:

„Ich bitte Dich, Mensdorf, ſei ein wenig ruhig, ſetz Dich neben Deine ſchöne Frau Couſine, wir haben hier Wichtiges zu thun."

„Ja, bei Euch Philiſtern iſt Alles wichtig!" brummte der Student, ließ ſich aber doch neben ſeiner Couſine

nieder und fragte ſie leiſe: „Wie heißen Sie, diamant'nes Couſinchen?“

„Thereſe!“ erwiederte Madame Strobel lächelnd.

„Himmliſche Thereſe,“ declamirte der Student, „Du biſt mir doch nicht böſe, denn ich, ich liebe Dich!“

Der Advocat warf ſeinem ehemaligen Univerſitätsfreunde einen bittenden Blick zu und räuſperte ſich; der Student wiſperte ſeiner Couſine zu: „Wie viel verdient der Großoheim täglich, wenn er ſich als Vogelſcheuche vermiethet? Sehen Sie, Königin meines Herzens, ſehen Sie, wie er mit den Ohren wackelt?“

„Verehrte Anweſende!“ begann der Advocat mit einigem Aufwande von Würde, die ihm etwa ſtand, wie dem Affen ein Generalshut, „ich habe Ihnen eine Eröffnung zu machen und zwar, nach dem Willen meines hochverehrten und wohlſeligen Herrn Committenten, gemeinſam und in Gegenwart keines Menſchen, der nicht den Namen Mensdorf führt — “ bei dieſen Worten hub der Advocat ſeine Augen von ungefähr auf und erblickte das liebliche Geſicht ſeiner jungen Frau an dem Fenſter, das ſich oberhalb der in's Nebengemach führenden Thüre befand, dieſer Anblick verwirrte den würdigen Prieſter der Themis etwas, doch fand er ſich bald wieder und begann auf's Neue: „da nun alle

Glieder der Familie Mensdorf hier verſammelt ſind und kein fremdes Ohr zugegen, ſo will ich mit meiner Eröffnung beginnen.“ —

„Finden Sie das nicht ſchauderhaft ledern, zuckerſüßes Couſinchen?“ flüſterte der Student und küßte Thereſens Hand, „ſehen Sie ſelbſt, der Großoheim freut ſich nicht, denn er wackelt nicht mehr mit den Ohren.“

„— Der hochgeborene Graf Emanuel von Mensdorf,“ ſprach der Advocat, „fiel als kaiſerlicher General-Feldwachtmeiſter auf dem Bette der Ehren bei Nördlingen —“

„Famoſe Paukerei das, Couſinchen, zwiſchen den Schweden und den Kaiſerlichen!“ erläuterte der Theolog.

„— und hinterließ, abgeſehen von dem hochgräflichen, annoch florirenden, Hauſe Mensdorf einen Sohn erſter Ehe, der ſich ſeines gräflichen Wappens entſchlagen und in's Ausland gegangen war. Iſt aber unkundlich ſchon ein Sohn dieſes Mensdorf wieder zurückgekehrt und hat in Belgien, in Frankreich und auch im Reich, namentlich aber im damaligen Erzſtifte Trier bedeutende Güter beſeſſen, die ihm vermuthlich von ſeines Vaters Mutter, einer Holländiſchen von Adel, deren Name ſelbſt in den Urkunden nicht gewiß iſt, ver-

laſſen worden ſind. Dieſer zurückgekehrte Sohn war der Zweite des Stammvaters der ältern, nicht mehr gräflichen, Linie der Mensdorfe; von dem ältern Sohne fehlen die Nachrichten, doch hat im Jahr 1735 und dann wieder 1745 ſich der nachmalige Rittmeiſter Johann Wilhelm Mensdorf, als einzigen rechtmäßigen Nachkommen des ältern Sohnes des Stammvaters der ältern Linie, hinlänglich und urkundlich ausgewieſen, iſt demnach für Sie, verehrte Anweſende, nur nothwendig geweſen Ihren Zuſammenhang mit gedachten Herrn Johann Wilhelm Mensdorf, weiland königl. preuß. Rittmeiſter, nachzuweiſen; da ſolches von Ihnen nun überall genügend geſchehen iſt, ſo —"

„ſind wir wieder da, wo wir angefangen haben!" ergänzte der Student und lehnte ſich gähnend in ſeinen Stuhl zurück;

„ſo will ich Ihnen die letztwillige Verfügung meines hochgeehrten und wohlſeligen Herrn Comittenten eröffnen."

Der Advocat nahm ein offenes Papier in die Hand und las mit vernehmlicher Stimme:

„Am 18ten Mai 1845 ſoll der Advocat Daniel Wolfshagen zu Trier mein Teſtament eröffnen und

deßhalb alle Glieder meiner Familie durch öffentlichen Aufruf einladen. Dies iſt mein Wille.

Geſchrieben
am 11. Juli 1842
in
meinem Pallaſte
zu
Afranib
auf der Inſel Berna.

Unterzeichnet
Carl Johann,
ſouverainer Fürſt und Herr von Berna, dem Hauſe Mensdorf in Deutſchland entſproſſen. mp.
(L. S.) gegengez.
Karl Laube, Kanzler.

„Geehrte Anweſende," erklärte der Advocat, „Sie erſehen aus dieſem auf Pergament geſchriebenen Documente, daß mein hochverehrter und wohlſeliger Herr Auftraggeber eine Art von König einer Inſel im ſtillen Meer geweſen, daß Sie alſo als Verwandte eines ſouverainen Herrn hier erſchienen ſind, um deſſen letzten Willen zu vernehmen." Darauf nahm er ein zweites Papier und las:

„Geſtern Nachmittag gegen vier Uhr iſt unſer Durchlauchtigſter Fürſt und Herr, Herr Carl Johann, aus dem Hauſe Mensdorf, eines ſanften Todes verblichen und ſeinem Wunſche gemäß heute Morgen blos mit militairiſcher Begleitung und unter Vortritt der großen Hoſchargen in dem von ihm erbauten St. Annendome

beigesetzt worden. Das ganze Reich ist in tiefster Trauer. Sie werden davon unverzüglich in Kenntniß gesetzt und Ihnen die Beilagen **A. B. C. D.** nach dem Willen des hohen Verstorbenen übersendet.

Das fürstliche Oberhofmarschallamt.

Afranib
am 19. Juli 1842.

Ritter Anton Riemschneider,
in Vertretung Sr. Excellenz des Oberhofmarschalls.

An den Advocaten
Wolfshagen
zu Trier in Europa.

## Letzter Wille
des
## Fürsten Carl Johann von Verna.

Verhandelt im fürstlichen Pallaste zu Afranib auf Verna am 9ten Juni 1842.

Der Befehl Sr. Hoheit des Fürsten berief uns Endesunterzeichnete am heutigen Tage um die Mittagsstunde in das fürstliche Residenzschloß und leider fanden wir das umlaufende Gerücht bestätigt: unser geliebter Fürst und Herr lag schwer erkrankt darnieder und begehrte sein Testament zu machen, sein Haus zu bestellen und dictirte mir Carl Lauben, Reichskanzler von Verna, in Bezug darauf Folgendes:

Gleich nach meinem Hintritt wird mein Tod dem Advocaten Daniel Wolfshagen in Trier gemeldet und ihm ein Käſtchen, mit dem Buchſtaben A. bezeichnet, welches der Oberhofmarſchall bis dahin in Verwahrung nimmt, überſendet, die Originalſchrift dieſes Teſtamentes beigefügt und das Alles möglichſt raſch durch ein Segelſchiff über Amerika befördert und verlange ich von dem Advocaten, er wolle der ihm gewordenen Inſtruction treulich nachkommen, ſich aber für ſeine Mühe durch Annahme von eintauſend Stück Ducaten bezahlt machen. Die Inſtruction, die ich ihm gebe, iſt die: wenn meine Verwandten, nach gehörigem Nachweis ihrer Abſtammung von meinem Vetter Johann Wilhelm Mensdorf, an einem ſpäter von mir feſtzuſetzenden Tage verſammelt ſind, ſo ſoll ihnen der Advocat eine Schrift vorleſen, die ſich bei dem oben bezeichneten Käſtchen befindet und eine Geſchichte meiner Familie und meines Lebens enthält, dann ſoll er dieſe Papiere dem Glieder der Familie übergeben; welches das höchſte Gebot darauf thut und die gebot'ne Summe ſoll den Armen der Stadt Trier zufließen. Iſt das beendet, ſo wird der Advocat mein Privatvermögen aus dem Käſtchen nehmen, es, nicht nach Stämmen, ſondern nach Köpfen vertheilen und zwar ſo, daß jede Frau, oder über-

haupt jede Perſon weiblichen Geſchlechts, noch einmal ſo viel bekommt als ein Mann; ſodann verleihe ich kraft meiner fürſtlichen Prärogative jedem Mitgliede der Familie Mensdorf Staatsbürgerrechte in meinem Fürſtenthume Verna; mein treues Volk wird die Glieder meiner Familie gern unter ſich wohnen laſſen und mein Nachfolger wird ſie gnädig anſehen, denn, wen auch die Stimme des Volkes erheben ſollte, ein Feind von mir kann nicht mein Nachfolger werden. Mein herzlicher Gruß für Alle, die den Namen Mensdorf tragen im alten Europa.

Carl Johann,
ſouverainer Fürſt und Herr.

(L. S.)

Ludwig Baring,
Vorſitzender der Kammer.

Otho Hübſchmann,
Bürgermeiſter von Afranib.

Curt von Art,
Gardehauptmann.

Hans Berthold Wagner,
Reichsobermarſchall.

Friedrich Anton Bernd,
Reichsvicedroſt.

Conrad Walz,
Oberſthofmarſchall.

Walter Schweighuber,
Leibarzt.

Geſchrieben von mir Carl Lauben, dem Reichskanzler und erſtem Schatzmeiſter.

Als der Advocat Herr Daniel Wolfshagen alſo geleſen hatte, herrſchte eine tiefe Stille in dem Gemach;

der alte Unterofficier begriff die Sache nicht; Röschen ſah ſich als Fabrikdirne und ihren Vetter als hochgebietenden Fürſten auf dem Throne; der Student erkundigte ſich, ob zu Afranib eine Univerſität ſei, welcher Comment dort herrſche, ob die Verbindungen dort verboten u. ſ. w. Der unerſchütterliche Icrus würdigte ſeine Fragen keiner Antwort, ſondern erſuchte ihn und die andern Mitglieder der Familie ſich von der Integrität der Siegel an einem ziemlich breiten und hohen Mahagonikäſtchen zu überzeugen, dann löſt er ſolche vorſichtig und öffnet das Käſtchen mit einem kleinen Schlüſſel, der ſich in einem verſiegelten Couvert befand. Er hebt den Deckel auf und nimmt das oberſte Papierpacket auf, es iſt mit einem dreifarbigen Faden umwunden, an dem ein Wachsſiegel hängt.

Auf dem erſten Blatte ſteht mit großen Buchſtaben:

**Geſchichte**

der

Familie und des Lebens Carl Johanns Mensdorf, der ein regierender Fürſt und Herr der Inſel Berna im ſtillen Oceane geworden — niedergeſchrieben von ihm ſelbſt.

Auf dem zweiten Blatte ſtand:

Allen lebenden Mitgliedern der Familie Mens-

dorf in Europa ſind dieſe Blätter gewidmet und möge das Andenken des Schreibers in Ehren bleiben bei Allen ſo Gegenwärtiges leſen.

Auf dem dritten Blatte erſt begann die Lebensgeſchichte und Herr Daniel Wolfshagen hub an zu leſen, wie folgt:

„Der Stammvater aller der Perſonen, ſo jetzt den Namen Mensdorf, ohne das gräfliche Prädicat, führen, iſt Johann Ernſt Victor Emanuel, ein geborener Graf Mensdorf und Herr zu Preitenſtein. Dieſer iſt ein trotziger und gewaltthätiger Herr geweſen, gerade wie ſein Vater auch, und hat es nicht an Funken fehlen können, wenn dieſe Beiden, wie Stahl und Stein, aneinander-gerathen ſind. Nun hat Victor Emanuel eine Niederländiſche von Adel zur Mutter gehabt, welcher Frau er mit der innigſten Liebe zugethan geweſen, und hat es nicht wohl vertragen können, wenn ſein Herr Vater nicht eben allzuſanft umgegangen mit der ſchönen, blaſſen Frau. So iſt Victor Emanuel auch, als ein Jüngling von zwanzig Jahren, zugegen geweſen, als der alte Graf gar übel umgegangen mit ſeiner Gemahlin, nur mit Mühe hat er ſich halten können, da aber der Graf ſeine Mutter hart geſchlagen, hat er es nicht mehr vermocht, ſondern der Sohn hat Hand ge-

legt an den Vater, ihn niedergeworfen und ihn in der Wuth mit Füßen getreten, hat dann, ehe sein Vater wieder zu sich gekommen, seine Mutter genommen und viele Schätze und ist mit ihr geflüchtet vor dem Zorn des alten Grafen. Zu Groß-Nowgorod im moskowitischen Reich hat er sich niedergelassen mit seiner Mutter, sich seines Grafentitels entschlagen und Handelsgeschäfte getrieben. Der alte Graf aber daheim hat ihn verflucht, seiner Gemahlin Tod für gewiß angenommen, sich auf's Neue vermählt und eine Nachkommenschaft erzielt, die noch heute blüht und grünt. Haben einander nie wiedergesehen Vater und Sohn, haben nie später die Nachkommen des Vaters mit den Nachkommen des Sohnes in Verbindung gestanden, sind zwei ganz verschiedene Familien und Geschlechter geworden, getrennt durch den Fluch, den der Vater auf das Haupt seines Sohnes geschleudert hatte. Die Gräfin von Mensdorf aber ist zu Groß-Nowgorod im moskowitischen Reiche alt und wohlbetagt in den Armen ihres Sohnes gestorben und hat die letzten Jahre ihres Lebens nichts gethan, als eitel Segenssprüche über ihren Sohn gebetet. Beides hat in der Folge seine Kraft seltsam bewährt, der Fluch des Vaters, wie der Segen der Mutter; wenn wir nun auch im neun-

zehnten Jahrhundert nicht mehr glauben, daß ein Menschenwort die Schicksale einer Familie bilden könne, so kann man doch nicht leugnen, daß in die Geschichte der Familie Mensdorf Vaterfluch und Mutterfegen wunderbar eingegriffen haben, denn es ist seit zweihundert Jahren nunmehr kein Mitglied der Familie, das nicht entweder arm gewesen und reich geworden, oder reich gewesen und arm geworden; es giebt kein Glied der Familie, das nicht dem sonderbarsten Wechsel des Schicksals ausgesetzt gewesen, kein Glied, um dessen Besitz sich nicht Vaterfluch und Mutterfegen hartnäckig gestritten.

Der zweite Sohn Victor Emanuels bettelte sich von Rußland nach dem Rhein, weil ihn sein Vater, der ehedem so reich gewesen, nicht mehr ernähren konnte, der Bettler ward am Rhein in kurzer Zeit durch Heirath und Heimfall ein großer Güterbesitzer; so wechselte es immer und haben diejenigen Mensdorfe von großem Glück zu sagen, die anfänglich arm sind, denn sicher werden sie reich an ihres Lebens Ende. Von den Familienmitgliedern habe ich hier nicht weiter Befugniß zu reden, da ich nur unvollkommen über ihre Schicksale unterrichtet bin und selbst das Wenige, was ich weiß, nicht verbürgen kann. Von meinem Vater

merke ich nur an, daß er das Unglück hatte reich geboren zu sein, in Ueberfluß erzogen wurde, in der Jugend als großer Herr lebte und im Alter darbte; ich rede hauptsächlich nur von mir, von mir dem es gerade umgekehrt gegangen, denn ich bin schier als ein Beutler geboren, habe mich bis in mein reiferes Alter kümmerlich durch's Leben schlagen müssen und bin doch jetzt nun ein souverainer Fürst und Herr über ein tapferes, edles Volk, zwar nicht von Gottes Gnaden, nicht durch die Rechte meiner Geburt, sondern kraft freier Erwählung aller freigeborenen Einwohner meines Staates.

Also meine Lebensgeschichte: Ich, Carl Johann Mensdorf, bin geboren im Jahr 1759 zu Trier unter dem Krummstab eines geistlichen Kurfürsten und Erzbischofs, an dessen Hofe mein Vater eine ansehnliche Stelle bekleidet hatte bis kurz zuvor ehe ich geboren ward. Ausgezeichnetes Unglück traf meinen Vater; am Tage da ich das Licht der Welt erblickte, starb nämlich meine Mutter, so von besonderer Schönheit soll gewesen sein, bevor sie mich gesehen und verlor mein Vater durch einen betrügerischen Freund den letzten Rest eines ehedem großen Vermögens. Diese Schicksalsschläge stürzten meinen Vater in unverdiente Armuth, ja in's Elend

und er starb schwermüthig als ich kaum fünf Jahr alt war. Ich, ein armes Waisenkind, hätte nun geistig und leiblich verwahrlost werden müssen, wenn sich nicht der kaiserliche Rath, Doctor beider Rechte, Daniel Wolfshagen der Aeltere, aus Mitleid meiner angenommen und mich ein Asyl hätte finden lassen in seinem Hause. Dieser treffliche Mann sorgte von früh an mit großer Umsicht für die Ausbildung meines Geistes, der schon zeitig nicht gewöhnliche Fähigkeiten verrieth und war ich, als ich im neunzehnten Jahre von ihm zur Universität abgesendet wurde, gleich bewandert in **theologicis, metaphysicis** und **humanioribus.** Da der ehrwürdige Doctor Wolfshagen damals für Niemanden mehr zu sorgen hatte, sintemalen sein einziger Sohn als Landschaftsconsulent zu Trier fungirte und vermögend war, so stattete er mich zur Universität mit mehr als väterlicher Freigebigkeit aus und spielte ich vier Jahre lang eine bedeutende Rolle unter den Studenten zu Heidelberg, ohne indeß meine juristischen und cameralistischen Studien zu negligiren. Da lief eines Abends die traurige Nachricht bei mir ein, daß mein alter Wohlthäter und väterlicher Freund eines plötzlichen Todes verblichen sei. Nun hatte ich Niemanden mehr auf der ganzen Gotteswelt, der sich meiner hätte

annehmen können, denn ein seltsames Gefühl hielt mich ab, mich dem Sohne meines Wohlthäters, dem braven Landschaftsconsulenten zu nähern, ich glaubte es sei allzu unbescheiden noch mehr von der einen Familie zu verlangen, die mir schon so vieles gewährt. Ich verließ Heidelberg übereilt und erfuhr erst zehn Jahre später, daß der edle Sohn meines Wohlthäters zur bestimmten Zeit die nöthigen Wechsel nach Heidelberg gesendet habe und sehr betrübt über meine rasche Entfernung gewesen sei.

Ich aber ging von Heidelberg nach dem nächsten östreichischen Werbeplatze und war wenige Tage später Soldat im Infanterieregimente Prinz Reuß, dessen Mannschaften damals gerade vollzählig gemacht wurden, weil es zu dem Corps des Prinzen von Coburg stoßen sollte, das in Slavonien gegen die Türken stand.

Freilich wurde es dem verwöhnten Studenten, namentlich zu Anfang, nicht wenig sauer und mein Geist besonders empörte sich oft gegen die grausamen Mißhandlungen, die ich, wenn auch nicht selbst duldete, so doch mit ansehen mußte, aber es ging. Lieber Soldat, als Vagabunde oder noch schlimmeres, dachte ich und brachte es bald ziemlich weit in der Gunst meines Corporals und meines Hauptmanns. Ueber drei Jahre

lang zog unſer Regiment, bald durſtend, bald hungernd in Slavonien umher, unſerer Feinde aber habe ich keinen einzigen zu ſehen bekommen, kann mich alſo auch meiner Kriegstapferkeit wenig berühmen, obwohl ich mich zu ſagen getraue, daß ich auch in der Schlacht meine Schuldigkeit gethan haben würde ſo gut wie jeder Andere.

Darauf lag das Regiment an verſchiedenen Orten in Garniſon und nach achtjähriger Dienſtzeit erhielt ich, weil ich leſen und ſchreiben konnte, durch die Fürſprache meines Hauptmanns, die Charge eines Feldwaibels, auf die ich eigentlich noch gar keine Anſprüche hatte. Unſer Hauptmann aber, ein Sächſiſcher von Adel, ein Freiherr von Zedlitz, wenn ich nicht irre, war zwar ein ſehr tapferer, guter und braver Herr, aber in ſeiner Erziehung dermaßen negligirt, daß er eigentlich nichts wußte und ich ihm mit meinen Kenntniſſen oft ſehr nützlich wurde.

Als ich eben Feldwaibel geworden war, kam unſer Regiment nach Wien und ich in Quartier zu einer ehrſamen Bürgerfrau, die eine ausnehmend ſchöne Tochter hatte und dieſer Tochter wegen alle Morgen eine große Anzahl junger Männer ledigen Standes vor ihrem Fenſter ſah.

Maria Thereſia, ſo hatte man die Dirne nach der großen Kaiſerin getauft, war auch wirklich ein ſo ſchönes Geſchöpf, daß der Herrgott ſelber ſeine Freude an ihr, als an einem Meiſterſtück haben mußte. Maria Thereſia war ſehr ſchlank gewachſen, hatte aber dabei doch eine ſo angenehme Fülle, daß der Beſchauer nicht zu begreifen vermochte, wie beides zuſammen möglich. Ihr Geſichtchen war länglichrund und wußte man ſicher nicht, ob die blauen, großen Augen oder der kleine rothe Mund, die hohe, weiße Stirn, oder die vollen, weiß und roth gemalten Wangen das Schönſte war darin. Ihr ſchwarzes Haar puderte ſie nur wenig und ihre Händchen waren ſo fein und artig, daß ſich eine Reichsgräfin derſelben nicht hätte zu ſchämen brauchen.

Im Anfang, da ich bei Mariechens Mutter im Quartier gelegen, bekam ich das ſchöne Dirnlein gar ſelten zu Geſicht, aber allemal, wenn ich's ſah, gab's mir einen Stich in's Herz und allemal, wenn ich ſeine liebliche Stimme vernahm, begann ich zu zittern, woraus ich abnahm, daß mir's die ſchöne Dirne angethan, daß ich ſie mehr liebe als mein Leben. Nach und nach begegnete mir's Mariechen öfters, hatte das und jenes Wort für mich, ging nicht mehr aus dem Zimmer,

wenn ich eintrat und wurde gar angenehm roth, wenn ich den Muth hatte mit ihm zu reden.

In der Zeit wurde auch die Mutter noch eins so freundlich zu mir und als ich vier Monate in der Kaiserstadt gewesen, hatten wir's uns gesagt, daß wir uns gut wären, uns liebten, die schöne Marie Theresia und ich.

Mein guter Hauptmann, der mich immer mehr in Affection nahm, je mehr er mich kennen lernte, verschaffte mir einen Trauschein. Marie Theresia und ich wurden ein Paar und zwar ein sehr glückliches.

Die ersten Jahre ging's auch ganz vortrefflich, denn Marie Theresia war nicht müßig und griff tüchtig zu in der Wirthschaft mit ihren kleinen weißen Händen; aber als alle Jahre ein frischer Bube in meinem Hause erschien, der Kaiser aber keineswegs die Feldwaibellöhnung erhöhte, so fing's immer ärmlicher, ärmlicher an auszusehen bei uns, als am Ende aber gar Marie Theresia's Mutter starb, die ihre kleine Pension mit uns getheilt hatte, da wollte mir mancher Tag recht ängstlich werden und der guten Marie Theresia auch, obwohl das treffliche Weib es sich nicht merken ließ, sondern mich tröstete und bessere Tage zu erwarten vergab. Es wurde aber immer schlimmer mit uns und

nicht beſſer, bis ich mir endlich eines Tages nach der Parade ein Herze faßte und mit meinem braven Hauptmann redete. Der gute Mann beklagte mich, verſprach für mich zu ſorgen und ſchon am nächſten Tage ſchickte er mich in's ſpaniſche Geſandtſchaftshôtel, wo mich ein Diener mit der Frage empfing: ob ich der Herr Feldwaibel ſei, der lateiniſch verſtehe? Ich bejahte das und der Menſch führte mich in einen großen Saal, wo ein ganz mit Papieren bedeckter Tiſch ſtand.

„Hier," ſagte er, „dieſe Briefe ſollen Sie nach dem Datum ordnen, wenn Sie das gethan haben, ſollen Sie jeden Brief einzeln nehmen, leſen und das herausſchreiben, was auf die edele, ſpaniſche Grandenfamilie von Aurinia Bezug hat, auch das Unbedeutendſte. Ihr Herr Hauptmann hat uns geſagt, Sie hätten ſtudirt, demnach wird Ihnen das nicht ſchwer werden; täglich zwei Stunden können Sie hier daran arbeiten und ſollen dafür täglich einen Zwanziger erhalten, außerdem aber noch einen anſtändigen Recompens, wenn Ihre Arbeit gut befunden wird."

Ich war ſehr froh und arbeitete fleißig; nach acht Tagen waren die Briefſchaften, die alle lateiniſch waren, geordnet und ich begann die Auszüge niederzuſchreiben, was mir mehr Unterhaltung gewährte, als

ich anfänglich geglaubt hatte; dieſe Briefe enthielten eine Geſchichte aller Verhandlungen des Erzhauſes Oeſtreich mit der Krone Spanien und gingen häufig in die intereſſanteſten Details und treffendſten Charakteriſtiken der höchſten Perſönlichkeiten ein.

Schon am dritten Tage, nachdem ich mit den Auszügen begonnen, ſtellte mir der Diener einen Gulden zu und ſagte mir, man ſei ſehr zufrieden mit meiner Arbeit und ich würde täglich einen Gulden Convention erhalten. Meine gute Maria Thereſia war nun ganz glücklich, denn wenn wir auch keinen Ueberfluß hatten, ſo litten unſere fünf Knaben doch nunmehr auch keinen Mangel und nach und nach ſtellte ſich unſere zerrüttete Wirthſchaft wieder her. So hatte ich faſt zwölf Wochen gearbeitet und täglich meinen Gulden verdient, als eines Morgens zwei vornehm gekleidete Herren in den Saal traten, von denen mich der Eine freundlich anredete: „Hier, Feldwaibel, hier iſt Se. Excellenz der General von Aurinia, für den Er arbeitet, Se. Excellenz iſt ſehr zufrieden mit Ihm.“

Der ſpaniſche General, ein ſchöner, ſtattlicher Mann, begann nun mit mir eine Unterhaltung, in der er ein ſehr freundliches, mildes, herablaſſendes Weſen und tüchtige Kenntniſſe zeigte, angelegentlich nach meinen

Schickſalen frug und ſich wunderte, einen Mann von meinen Kenntniſſen als gemeinen Feldwaibel zu finden.

Ich nahm keinen Anſtand dem freundlichen Herrn meine Geſchichte zu erzählen, die ihn mehr beſchäftigte als ich glaubte zuvor, namentlich kam er auf die frühern Schickſale meiner Familie mehrmals zurück.

Der ſpaniſche General erſchien nun öfter, wenn ich im Hôtel des Botſchafters arbeitete, endlich kam er alle Tage beinahe und wurde ganz bekannt mit mir, ſchien auch ein ganz beſonderes Behagen an meiner Art und Weiſe zu finden, wobei er indeß niemals eine gewiſſe, ihn ſehr wohlkleidende, Art von Stolz verleugnete.

Die Auszüge waren vollendet; ich erhielt einen Recompens von hundert neuen Kremnitzer Ducaten und eine ſchwere, goldene Kette um den Hals zu tragen für meine Frau, von der ich Sr. Excellenz vieles erzählt hatte. Dabei verſprach mir General Don Juan von Aurinia mich recht bald wieder zu beſchäftigen, es werde ſich ſchon eine Gelegenheit finden, machte mir auch Hoffnung zur Befreiung vom Soldatenſtand, der mir erſt jetzt, da ich mich mit wiſſenſchaftlichen Dingen auf's Neue befaßte, gründlich zuwider wurde.

Wirklich verſchaffte mir der General bald eine neue Beſchäftigung und ich war auf dem Wege glücklich zu werden und mir und meiner Familie einen dauernden Wohlſtand zu gründen, als der Vaterfluch, der ſeit Jahrhunderten in meiner Familie forterbte, mich auf's Neue in's tiefſte Unglück ſtürzte.

Meine Maria Thereſia klagte mir eines Tages, daß ſie nicht mehr ausgehen könne, ohne ſich den zudringlichen Liebkoſungen eines jungen Officiers von meinem Regimente auszuſetzen, der ihr die ſchändlichſten Anträge mache und trotz wiederholter, derber Zurückweiſung, dennoch nicht ablaſſe in ſeinen Nachſtellungen. Ich war nun zwar nicht zornig, bin das auch wohl eben niemals geweſen, aber meine Maria Thereſia war doch das Beſte was ich hatte und ungeſtraft ſollte der junge Wüſtling mein keuſches Weib nicht mit ſeinen unwürdigen Zumuthungen verfolgen. Indeß kannte ich recht gut die Schwierigkeit meiner Lage, ich war verloren, wenn ich Gewalt brauchte und darum ſetzte ich mein Vertrauen auf die Sieghaftigkeit der geſunden Vernunft und begab mich am andern Morgen gleich in das Quartier des jungen Lieutenants, der von großer Familie, anſehnlichem Reichthum und hübſcher Geſtalt war, im Uebrigen aber nicht viel taugte. Der Bediente

führte mich in ein herrlich decorirtes Zimmer, in welchem ich meinen jungen Herrn fand, der eben mit seinem Hündchen spielte.

„Was will Er?“ fragte mich der Lieutenant verwundert.

„Ich habe eine schöne Frau, Herr Lieutenant!“ lautete meine Antwort.

„Das weiß ich!“ lachte mein Officier. „Was soll's?“

„Herr Lieutenant, das Weib ist mein Ein und Alles, ich bitte Sie, Herr Lieutenant, lassen Sie mir meine Hausehre unangetastet!“

„Er fürchtet sich, daß ich Ihn zum Hahnrei mache?“

„Nein, das fürchte ich nicht, denn meiner Frau bin ich sicher —“

„Hoho!“ und das höhnische Gelächter des jungen Wüstlings schlug beleidigend an mein Ohr und mein Herz.

„Mein Herr Lieutenant!“ antwortete ich heftig, „ich fürchte nicht für meines Weibes Tugend, aber ich fürchte, daß ich mich vergessen könnte, mich an Euch vergreifen könnte, wenn Sie ihr Ungebührliches zumuthen!“

„Was, Kerl?“ schrie der Lieutenant, „was, vergreifen? Ihm soll ja gleich das Kreuzdonnerwetter zehntausendschockmal in die Knochen schlagen! Vergreifen?“

Der wüthende Officier haſchte nach ſeinem Degen, ich aber vertrat ihm den Weg und ſprach kalt: „Bedenken Sie, was Sie thun wollen, Herr Lieutenant!“

Da ſchlug mich der Hitzkopf ins Geſicht — ich hatte niemals, ſelbſt als Rekrut nicht, ich hatte niemals einen Schlag bekommen, das Blut ſtieg mir in die Wangen, ich holte aus und ſchlug wieder. Jetzt ſah ich den Degen des Officiers blitzen, ich zog ebenfalls blank, eigentlich hatte ich gar keine Beſinnung mehr; das Hündchen bellte, die Klingen klirrten aneinander, mir ſtirrte Alles vor den Augen und ob ich gleich ſonſt ein trefflicher Fechter war, ſo warf mir der Lieutenant doch nach kurzem Gefecht den Degen aus der Hand und ſetzte mir die Spitze des ſeinigen auf die Bruſt. „Verdammte Canaille!“ brüllte er, „bet' Dein Vaterunſer, Deine Wittwe will ich tröſten, aber rühmen ſoll ſich kein Lebender dem Grafen von L. einen Schlag gegeben zu haben!“ Da erkannte ich, daß es mir hart an's Leben ging; ich gedachte meiner holden Maria Thereſia und meiner fünf Buben; raſch entſchloſſen, denn es war Gefahr im Verzug, faßte ich in die Klinge des Lieutenants und brach ſie etwa dreiviertelſchuhlang von der Spitze herab ab, mit dem Stück, das in meiner Hand blieb aber verſetzte ich dem

bestürzten Officier rasch drei bis vier Stiche hintereinander in's Gesicht und in die Brust, die indeß nicht eben gefährlich sein konnten, denn der Lieutenant packte mich nun mit Riesenkraft um den Leib und schleppte mich nach dem Fenster, das in einen Hof hinausging und drei Stock hoch war.

Er wollte mich nach böhmischer Sitte, der Lieutenant war ein Böhme, kurzweg zum Fenster hinauswerfen, ich wehrte mich verzweifelt, aber vermochte nicht die Riesenkraft des jungen Officiers zu bewältigen; mir vergingen die Sinne, krampfhaft umfaßte ich den Hals meines Gegners und bekam erst durch eine furchtbare Erschütterung meine Sinne wieder; ich sprang auf, alle Glieder schmerzten mich heftig, aber keins war gebrochen; neben mir lag der junge Graf, leblos; in dem Augenblicke, in dem er mich hinausschwang, hatte ich seinen Hals gefaßt und ihn mit mir herabgerissen. Der Kopf des Unglücklichen war furchtbar zerschmettert, ich aber rannte davon so schnell ich vermochte, denn oben rief der Diener des Lieutenants mit lauter Stimme: „Mörder! Mörder!" Dieser Ruf hallt mir noch heute grausig in die Ohren, wenn schon ein halb Jahrhundert beinahe verflossen seitdem.

Nicht aus Ueberlegung, ſelbſt nicht einmal mit der klaren Abſicht, ſondern gänzlich bewußtlos rannte ich durch mehrere Straßen nach dem Hôtel des ſpaniſchen Geſandten; ſtaunend blickten mir die Leute nach, denn meine weiße Uniform war mit Blut beſpritzt und mein Ausſehen verwildert.

Erſchrocken empfing mich Don Juan von Aurinia; ich erzählte ihm athemlos und kurz was vorgefallen; er handelte für mich. Eine halbe Stunde ſpäter ſaß ich umgekleidet in einer eleganten Chaiſe und fuhr als Courier des ſpaniſchen Geſandten zum Thor hinaus nach München.

Ich habe die gute Kaiſerſtadt nicht wieder geſehn.

Don Juan von Aurinia begab ſich zu meinem Weibe, zu der guten Maria Thereſia, ſuchte ſie zu tröſten, ſo gut es gehen wollte, ſagte ihr, daß ich in Sicherheit ſei, aber nicht wo, denn man hat nachgehends die gute Frau ausgefragt, ausgeforſcht, bewacht und belauert alſo ſcharf, daß ſie ſich doch wohl am End' verrathen einmal, wenn ſie Wiſſenſchaft von meinem Aufenthalt gehabt hätte.

Mein Lieutenant, der Graf T., war wirklich todt auf dem Platze geblieben und ſeine vornehme Familie forſchte eifrig nach dem vermeinten Mörder — ich ſelbſt

wurde als Ausreißer und Mörder in contumaciam verurtheilt und mein Name an den Galgen geſchlagen, weßhalb ich mich übrigens zu tröſten weiß im Bewußtſein meiner Unſchuld. Hat mich mein guter Hauptmann, der von Zedlitz, ſehr beklagt und mich ſchmerzlich vermißt, hat auch ſein Bedauern öfter dem General von Aurinia kund gegeben.

Dreizehn Monate war ich im Hauſe des ſpaniſchen Geſchäftsträgers in München, hatte gute Zeit und benutzte ſie zum Studieren, weil ich nicht ausgehen durfte, denn die Familie T. hatte einen langen Arm und hatte in Erfahrung gebracht, daß mich der ſpaniſche Geſandte gerettet habe, weßhalb ſie ihm auch ſpinnefeind geworden.

Endlich eines Abends trat Don Juan von Aurinia in mein Zimmer und hinter ihm Maria Thereſia, mein liebes Weib, aber im ſchwarzen Traueranzug, wollte meine Freude über das Wiederſehn gar nicht mehr groß ſein, denn vier meiner Buben hatte ein böſes Gebreſte in einer Woche hingerafft und nur der fünfte war uns geblieben.

„Mensdorf!“ ſprach Don Juan damals zu mir, „es iſt Eures Bleibens nicht mehr hier in der alten Welt, wollt Ihr mir folgen, ſo geht Ihr mit Weib

und Kind nach einer Insel in der Südsee, die mir bekannt ist, dort werdet Ihr einen, Euren Kräften angemessenen Wirkungskreis finden."

Ich war Alles zufrieden; Don Juan gab mir eine große Summe Geldes und eine Menge versiegelter Briefschaften. Am 3. Januar 1796 verließ ich mit Weib und Kind auf einem hamburgischen Segelschiffe, genannt der Adler, das alte Europa und habe es nicht wieder betreten. Don Juan hatte uns bis auf's Schiff begleitet und wurde von dem Capitain und dessen Equipage mit besonderer Hochachtung behandelt.

Unsere Reise war eine glückliche zu nennen, denn wenn wir auch Stürme erlebten, so thaten sie uns doch nicht viel und sah ich, da wir mehrmals unterwegs anlegten, mancherlei interessante Länder. Indeß fiel mir im Verlauf der Fahrt so manches Seltsame auf an dem Capitain und seinem Schiffsvolk und war es mir schier ärgerlich, daß Keines mir eigentlich Red' und Antwort stehen wollte; erst als wir nach etwa zwanzig Monaten das Festland von Amerika, das mir südwärts umschifften, hinter uns hatten, schien man offenherziger zu werden und die Mannschaft sprach offen ihre Freude aus, bald in der Heimath zu sein — es waren also keine Hamburger.

So ſtand ich eines Nachmittags ſinnend auf dem Deck und ſtarrte über den Backbord hinein in die Wellen, die ſich ſchäumend brachen an den Planken des Schiffes, als plötzlich der Junge im Korbe ſchrie: „Ho! Segel, eins, zwei, drei, Segel in See, Back!“

Der Capitain beobachtete durch's Fernrohr aufmerkſam die ſich nähernden Schiffe, denen uns eine friſche Briſe mit ſo reißender Schnelligkeit entgegenführte, daß ich ſchon nach einigen Stunden ein größeres und zwei kleinere Schiffe unterſcheiden konnte, die mit Mühe gegen den widrigen Wind lavirten.

Als wir uns ganz in der Nähe des kleinen Geſchwaders befanden, zog das größere Schiff eine himmelblaue Commodoreflagge am vordern Maſte auf und der auf dem Vordercaſtell ſtehende Officier in blauer Uniform rief uns durch's Sprachrohr in deutſcher Sprache zu: „Legt bei! Flagge herauf!“

Sogleich gab unſer Capitain Befehle und eine Flagge erſchien am Fockmaſt, aber es war nicht die der freien Stadt Hamburg, ſondern eine meergrüne mit drei goldenen Querbalken.

„Woher?“ fragte der Commodore drüben wieder durch's Sprachrohr.

„Europa, Hamburg!“ antwortete unſer Capitain.

„Keine Depechen für nueva castilla?"

„Briefe von Don Juan!"

So weit war das Gespräch, als ich bemerkte, daß die beiden kleineren Schiffe, beides Briggs von vierzehn bis sechzehn Kanonen, ebenfalls die grüne Flagge mit den drei goldenen Schrägbalken aufgehißt hatten und nunmehr Boote aussetzten und an unsern Bord schickten.

Auch der Commodore mit der himmelblauen Flagge sendete einen Lieutenant an unsern Bord. Mit Hurrah empfing unsere Equipage den Besuch. Die beiden Officiere, die von den kleineren Schiffen an Bord kamen, waren unserm Capitain bekannt, man war erfreut sich zu sehen, alle sprachen deutsch und zwar ein sehr reines und schönes Deutsch. Der Lieutenant vom Commodoreschiff war in einer prachtvollen Marineuniform, er empfing von unserm Capitain ein Paquet Briefe und entfernte sich dann wieder; auch die beiden Officiere von den Briggs blieben nur etwa eine Stunde am Bord. Wir setzten dann unsern Lauf nordwestlich fort und ich wunderte mich, daß das große Commodoreschiff, eine stattliche Fregatte von 40 Kanonen, einen Cours mit uns hielt, während die Briggs südwärts steuerten.

Jetzt bat ich den Capitain ernstlich mir diese Räthsel mit der mir völlig fremden Flagge u. s. w. zu lösen, der aber lächelte und bat mich Geduld zu haben, Don Juan von Aurinia habe bestimmt, daß nur eine Person mir alles erkläre.

Am andern Morgen jagte mich der Ruf: „Land, Land!" und das frohe Getümmel der Mannschaft sehr zeitig aus meiner Hangmatte und als ich auf's Verdeck trat, lagen in geringer Entfernung zwei Inseln vor mir mit grünen, flachen Küsten und gegen den Horizont durch blaue Berge abgegrenzt.

„Das ist Berna!" schrie mir ein Matrose jubelnd zu.

„Berna?" murmelte ich und freute mich über meine Maria Theresia, die in der letzten Zeit sehr viel gelitten hatte, jetzt aber schon vom Anblick des Landes allein zu gesunden schien.

Wir umsegelten mit frühestem Morgen eine Landspitze, die durch ein Fort gedeckt war, das unsere meergrüne Flagge mit drei Kanonenschüssen salutirte.

„Dort, dort ist Afranib!" schrieen die Matrosen und herrlich leuchtend im Morgensonnenstrahl lag eine ziemlich bedeutende Stadt vor uns, die von fünf hohen Thürmen überragt wurde.

Nach einer Stunde rasselten die Ankertaue und der „Adler" lag auf der Rhede von Afranib vor Anker. Ich zählte wohl dreißig Schiffe, die mit uns vor Anker lagen, aber die Flagge der freien Stadt Hamburg war die einzige europäische, die ich bemerkte, die meisten waren meergrün mit goldenen Balken, wie die unsrige, viele aber auch blau mit einem silbernen Doppelkreuz, so wie sie der Commodore führte, der uns gestern begegnet war und sich erst in der Nacht von uns getrennt hatte.

Ein Mann mit grünem Rock und einem goldenen Anker auf der Schulter kam jetzt an Bord und redete eine Weile mit dem Capitain, dann wendete er sich zu mir und sagte freundlich: „Kommen Sie, Herr Mensdorf, ich werde Sie zum Fürsten führen; ich bin der Hafencommissair Schubert."

Nach einer Fahrt, die länger als zwanzig Monate gedauert, betrat ich mit meiner Frau, Maria Theresia, und meinem Sohne, Joseph Leopold, die Insel Afranib; der Hafencommissair ließ uns einen Wagen besteigen und nun gings im raschen Trabe hinein in die Stadt.

Die Straßen, durch die wir fuhren, waren schön gepflastert, die Häuser meist zweistöckig aber hübsch an-

geſtrichen, die Kleidung der Bewohner europäiſch, die Sprache meiſt deutſch. Doch rief uns auch ein Mohr vom Balkon ſeines Hauſes ein bon jour! zu.

So kamen wir auf den Markt, er wimmelte von Käufern und Verkäuferinnen, ganz in deutſcher Weiſe ſah ich dicke Mägde hinter ihren Hausfrauen mit ſchweren Körben herkeuchen und war ſo ergötzt durch dieſen Anblick, daß ich ſtaunend in ein Gitterthor einfuhr, an welchem zwei Soldaten ohne Zöpfe in grünen Röcken und weißen, weiten Pantalons, gelben Strohhüten und weißen Wehrgehängen Wache ſtanden.

Wir fuhren auf einem mit gelben Sande beſtreuten Wege durch eine prächtige grüne Wieſe, die hier und dort von Bäumen beſchattet oder mit Blumenrabatten geziert war; endlich hielt der Wagen vor einem langen, einſtöckigen Hauſe, vor deſſen Portal eine Kaskade ihren hellen Waſſerſtrahl hoch in die Höhe warf. Noch ehe wir ausſteigen konnten trat ein freundlicher Herr an den Wagen und fragte: „Wollen Sie zum Fürſten, Herr Hafencommiſſair?“

„Ja, Excellenz!“ erwiederte unſer Führer; „hier Herr Mensdorf aus Europa mit Familie mit Depechen von Excellenz Don Juan von Aurinia an Durchlaucht.“

„Ah, Herr Mensdorf, willkommen in Afranib, Durchlaucht wird ſich ſehr freuen Sie zu ſehen; was macht der würdige Don Juan?“

In dieſem Augenblick trat ein Mann in grünem Ueberrock aus dem Schloß, deſſen Haar ganz weiß war, er hielt eine prächtige Blume in der Hand und kam mit raſchen Schritten auf uns zu, ſobald er uns geſehen.

„Wer iſt das, Walz?“ fragte er raſch den Oberſthofmarſchall. „Guten Morgen, Schubert!“ ſagte er zu dem Hafencommiſſair. „Sie ſind fremd, mein Herr, Sie ſind mir willkommen; ich bin Ihr Diener, Madame; Gott ſegne Dich, mein Sohn!“ ſprach er zu uns raſch, aber mit ſo mildem Ton und ſo freundlichem Blick ſeiner ehrlichen deutſchen, blauen Augen, daß man ihm gut ſein mußte auf den erſten Anblick.

So war mein ſeliger Vorgänger, der Fürſt Auguſt Wilhelm von Berna, der aus Halle an der Saale im Herzogthum Magdeburg ſtammte und zwar aus einer noch daſelbſt exiſtirenden Hallorenfamilie, Namens Kruspe.

„Durchlaucht!“ antwortete der Hafencommiſſair ganz ohne Complimente, obwohl ſehr achtungsvoll, „ich bringe Ihnen Herrn Mensdorf aus Europa; der „Adler“ iſt

heut Morgen eingetroffen und bringt Ihnen diese Papiere von Excellenz Don Juan."

„Ah!" sagte der Fürst, die Papiere nehmend. „Danke Ihnen, Schubert; Walz, sorgen Sie doch für unsere Gäste; entschuldigen Sie mich, Madame, erholen Sie sich etwas, auf baldiges Wiedersehen!"

Der Fürst, dessen Wesen mich ganz bezaubert hatte, ging, aber kaum hatte er einige Schritte gethan, so drehte er sich wieder um und rief: „Schubert, essen Sie doch diesen Mittag mit uns und bringen Sie den Capitain vom Adler mit, Sie können doch?"

„Ja, Durchlaucht!" lautete die einfache Antwort, mit der der Hafencommissair die Einladung seines Fürsten annahm.

Der Oberſthofmarschall Walz führte uns nun in das Schloß, das sehr prächtig mit allerlei Marmoren geziert war und wieß uns eine Reihe elegant meublirter Zimmer an. Der Oberſthofmarschall zeigte uns selbst alle Bequemlichkeiten und war eben dabei mir seine Garderobe anzubieten, als der Fürst selbst, Kleider und Wäsche für mich sendete, hinter dem Diener aber, der die Sachen brachte, kam ein junges schönes Mädchen in's Zimmer.

„Prinzeß Auguſte!“ rief der Hofmarſchall, „Sr. Durchlaucht einzige Tochter!“

„Liebe Madame Menkdorf,“ ſagte die Prinzeſſin, „kommen Sie mit mir, Ihre Garderobe ſoll bald in Stand ſein, wir ſind von einer Größe und die Kleider, die Sie aus Europa mitgebracht haben, können Sie hier nicht tragen.“

Die Prinzeſſin ging mit meiner Frau und meinem Sohn, ich blieb mit dem Hofmarſchall allein.

Nach einer halben Stunde trug ich das Hofkleid des Fürſten von Verna, nämlich einen einfachen, bequemen, grünen Rock, weite, weiße Pantalons, weiße Weſte und Strohhut. Dann ſetzte ich mich mit dem Oberſthofmeiſter zum Frühſtück, das aus delicat gebrat'nem Geflügel und edeln Weinen beſtand.

Gegen Mittag ließ mich der Fürſt rufen. Der Oberſthofmarſchall zeigte mir die Thür zu des Fürſten Zimmer und neugierig trat ich ein. Ich fand den alten Fürſten in einem Lehnſtuhl ſitzen, er hatte den Rock ausgezogen, die Hemdärmel aufgeſtreift und paffte aus einer langen Pfeife mit einem rieſenhaft großen Kopf.

„Nehmen Sie eine Pfeife, lieber Mensdorf!“ rief er mir zu, „da liegt Stahl, Stein und Schwamm.“

Ich gehorchte und sog den aromatischen Duft eines äußerst leichten, aber sehr angenehmen Krautes mit Behagen ein.

„Setzen Sie sich, lieber Herr!"

Ich setzte mich und blickte mit einer seltsamen Bewegung in das ehrwürdige, patriarchalische Gesicht des greisen Regenten, der nun also zu sprechen begann:

„Mein Freund Don Juan hat mir Ihre Geschichte geschrieben, ich weiß, Sie werden sich bald heimisch hier fühlen; ich kann solche Leute, wie Sie sind, brauchen; aber Sie wissen noch gar nicht, wo Sie sind, Don Juan hat mit Vorbedacht Ihnen in Europa nichts gesagt, also ist es billig, daß Sie zuerst die Geschichte dieses Fürstenthums kennen lernen.

Vor etwa dreihundert Jahren, da Kaiser Karl Deutschland, Spanien, Italien, die Niederlande, Ungarn, kurz halb Europa beherrschte, damals lief aus dem Hafen von Serida eine spanische Flotille von drei kleinen Schiffen aus, an deren Bord sich eine ziemliche Anzahl von Edelleuten und Bürgern befand, die sich der Gewalt des Kaisers entziehen wollten, denn sie hatten Theil genommen an dem Aufstande Don Juan's de Padilla gegen den Kaiser; zu dieser Flotille stießen

im atlantiſchen Meer zwei Schiffe der freien Stadt Hamburg, die ebenfalls Edelleute und Bürger an Bord hatten, welche ein neues Vaterland ſuchten. Dieſe Flotille von fünf Schiffen entdeckte dieſe Inſelgruppe, die aus zwei großen und mehrern kleinen Inſeln beſteht. Sie fanden dieſe Inſeln von einem gutmüthigen, gaſtfreien Völkchen ſparſam bevölkert und gründeten ſich hier eine neue Heimath; die Spanier nahmen die größere Inſel in Beſitz und nannten ſie **nueva Castilla**, Neucaſtilien, die Deutſchen erhielten die kleinere und die andern Inſelchen und Eilande; ſie ließen ihrer Inſel den Namen Berna, den ihr die Einwohner gegeben und nannten auch ihre Hauptſtadt Afranib, nach dem Fiſcherdörfchen, das vormals an dieſer Stelle belegen war. Sowohl die Deutſchen hier, als die Spanier drüben vermiſchten ſich mit den Ureinwohnern und bildeten ein Volk. Die Spanier drüben ließen ſich von einer Junta regieren, die jährlich neu gewählt wurde, die Deutſchen erwählten ſich lebenslängliche Fürſten, denen ſie die vollziehende Gewalt anvertrauten, während die geſetzgebende bei einer Kammer war, zu der je hundert Menſchen einen Abgeordneten ſendeten.

Das deutſche Fürſtenthum Berna und die Republik der Spanier ſchloſſen ein ewiges Bündniß und bis

jetzt ist der Frieden der beiden Nachbaren nie gestört worden.

Die Hauptdiplomatie der beiderseitigen Regierungen bestand darin, ihre Existenz den europäischen Seemächten gänzlich zu verbergen und dennoch eine gewisse Verbindung mit dem Mutterlande Europa aufrecht zu erhalten. Die freie Stadt Hamburg konnte keine Eroberungspläne hegen, wohl aber großen Gewinn durch seinen Handel mit uns ziehen, deßhalb wurde ein geheimer Vertrag mit dem hohen Senate geschlossen; unsere Schiffe führen hamburgische Flagge; Hamburg ist der Stapelplatz für unsere Ausfuhr, aus Hamburg beziehen wir seit beinahe dreihundert Jahren unsere Einfuhr. Hamburg und wir, wir haben uns beide stets wohl dabei befunden.

Als ich vor dreizehn Jahren durch die Vertreter des Volks zum Fürsten gewählt wurde, fand ich mich an der Spitze eines blühenden Staates, eines glücklichen Volkes. Wie ich hierher gekommen, erzähle ich Ihnen ein ander Mal, lieber Mensdorf, denn ich gehöre zu den wenigen Einwohnern dieser Insel, die nicht hier geboren sind. Jetzt gehen wir zu Tische."

Von nun an ist meine Geschichte sehr einfach; ich wurde nach und nach Director der Landesschule zu

Afranib, Volksvertreter in der Kammer, verlor mein treues Weib, meine gute Maria Thereſia und meinen Sohn in einem Jahr und wurde ſchließlich am 18ten Mai 1806 zum ſouverainen Fürſten von Verna erwählt; das Volk gab durch Acclamation ſeine Zuſtimmung zu erkennen und der Biſchof von Afranib krönte mich am 22ten Mai d. J. Am 13ten December des folgenden Jahres heirathete ich die Prinzeſſin Auguſte, meines Vorfahren Tochter, und lebe mit ihr bis heute in einer glücklichen, wenn auch kinderloſen, Ehe. Jetzt bin ich alt, ich glaube nur noch kurze Zeit zu leben zu haben, mein Freund Don Juan, der mich im Jahr 1829 beſuchte, fand mich ſchon ſehr gealtert. Ich glaube mein Volk nach Kräften löblich regiert zu haben, denn ich erhielt, nach dem Beiſpiel meiner in Gott ruhenden, glorwürdigen Vorfahren, die alten Inſtitutionen aufrecht, rüttelte nicht daran, ſondern ſuchte ſie, wo ſie wankend geworden waren, zu ſtützen. Ich habe mit vollen Zügen das Glück genoſſen, das höchſte Glück der Erde, das Glück, der Fürſt eines freien Volkes zu ſein. Da ich keine directen Leibeserben hinterlaſſe, ſo vermache ich mein Privatvermögen, über welches ich, dem Staatsgeſetz gemäß, frei disponiren kann, meinen Anverwandten im alten Europa und wün-

ſche, daß ſie weiſen Gebrauch davon machen mögen; meine unſterbliche Seele empfehle ich dem HErrgott im Himmel, meinen Leib vermache ich der Erde von der er gekommen, mein Andenken aber denke ich ſoll friſch bleiben in den Herzen meines Volks, das mich nie betrübt hat. Amen.

Afranib im Pallaſte. **Carl Johann Mensdorf,**
Fürſt und Herr zu Berna.

Der Advocat legte das Papier zuſammen und ſah die Mitglieder der Familie Mensdorf der Reihe nach an. Es war der Eindruck ein ſehr verſchiedener, den das Leſen der Lebensgeſchichte Carl Johanns gemacht. Der alte Soldat im Regiment Prinz Heinrich vacat wedelte mit den Ohren und hatte eigentlich die ganze Sache nicht recht begriffen, eben ſo ging es zum Theil wohl dem Vater Röschen's, nur die Frau Strobel's und der Student, die ziemlich ernſt geworden waren, hatten eigentlich lebendigen Antheil genommen.

„Verehrte Anweſende," nahm der Advocat wieder das Wort, „nach dem Willen meines wohlſeligen Auftraggebers ſoll nun die eben geleſene Lebensgeſchichte deſſelben zum Beſten der Armen gemeiner Stadt Trier verſteigert werden. Welches Gebot thun Sie? Madame Strobel?"

Röschen, die eine ziemliche Summe besaß, bot erröthend „hundert Thaler!"

„Tausend!" rief der Student enthusiastisch.

Die beiden alten Mensdorfe schwiegen und der Advocat gab dem Studenten das Papier, der seine herzallerliebste Cousine um Entschuldigung bat, daß er sie überboten, „aber," meinte er, „ich möchte gern ein Andenken an den curiosen Vetter haben, der uns zu seinen Erben eingesetzt hat."

„Schreiten wir zur Vertheilung der Summen!" sprach jetzt der Advocat gewichtig und zog ein starkes Paquet aus dem Kästchen. „Hier sind zwei Millionen Pfund Sterling in Consols der englischen Bank, demnach vierzehn Millionen Thaler Preußisches Courant, da nun nach Köpfen getheilt wird und nicht nach Stämmen, jede Frau aber noch einmal so viel erhält als ein Mann, so zerfallen diese vierzehn Millionen Thaler in fünf Theile, jeder von Ihnen meine Herren erhält zwei und vier fünftel Millionen Thaler Preußisch Courant, Sie aber Madame Strobel erhalten allein fünf und drei fünftel Millionen Thaler."

Starr vor Erstaunen saßen die Anwesenden da, nur der Student war gar nicht verlegen, sondern sagte vergnügt: „Capitales Haus, der alte Vetter, ist doch

ſehr gut, daß er geſtorben iſt, ſo lange ich noch lebte!"

„Verehrte Anweſende!" bat nun der Advocat, „Sie werden gewiß Ihrerſeits aus ſchuldiger Dankbarkeit gegen den Erblaſſer des Fürſtenthums Berna nicht im Publicum erwähnen, ſondern ſich begnügen ihre Erbſchaft einem in Amerika verſtorbenen Vetter zuzuſchreiben. Jetzt erzeigen Sie mir wohl die Ehre einen Löffel Suppe mit mir zu eſſen, ich werde unterdeß dieſe engliſchen Papiere, Behufs der Theilung bei hieſigen Banquiers umſetzen."

An dieſem Mittag ſpeiſte Herr Daniel Wolfshagen in Geſellſchaft von vier Millionairs.

Alle Erben beſchenkten ihn reichlich für ſeine Mühe und verließen am andern Tage Trier, nur der Student blieb zurück, aber nicht aus Verehrung für den heiligen Rock, ſondern aus Liebe zu einem Hunde, den er gern kaufen wollte, um damit in Heidelberg renommiren zu können. —

## III.

# Die Abdication Don Carlos des Fünften.

Das Folgende ereignet ſich in der franzöſiſchen Stadt Bourges, die dem vertriebenen Könige Carlos von Spanien von dem franzöſiſchen Gouvernement zum Wohnſitz angewieſen iſt, es ereignet ſich an demſelben 18ten Mai 1845, an welchem ſämmtliche Mensdorfe Millionaire wurden.

Es iſt etwa vier Uhr Morgens und es iſt kalt in dem kleinen Zimmer, in welchem Don Carlos, der königliche Gefangene von Bourges, langſam auf und ab ſchreitet; ein Prieſter ſitzt am Tiſchchen und ſchreibt langſam und bedächtig; zwei Herren ſtehen im Fenſter mit trüben Blicken. Das Geſicht des königlichen Gefangenen iſt bleich, tiefe Stille herrſcht im Gemach, man hört nur das Knirren der Feder des Prälaten. Endlich unterbricht Don Carlos eine Stille, die ihm drückend zu ſein ſcheint.

„Du ſaheſt geſtern Abend den Infanten, Don Germano?“

„Ich sah ihn, er ist willig in allen Stücken Deiner Majestät zu gehorchen; der Infant ist ein guter Sohn!“ antwortete einer der Herren mit tiefer Verbeugung.

„Die heilige Jungfrau sei mit ihm und gebe ihm mehr Freude als seinem Vater!“

„Amen!“ antworteten die beiden Granden und der Prälat, der sich erhob.

„Hörtest Du nichts von Don Juan? Ich möchte nichts thun ohne den so oft erprobten Rath dieses Getreuen — hätte ich ihm nur stets gefolgt.“ —

Der König wartete keine Antwort ab, sondern begann hastig seine Wanderung durch's Zimmer wieder.

„Ich will unterzeichnen, gebt mir das Blatt, hochwürdiger Herr und Freund, Gott will's so und ich will mich nicht sträuben; lest, lest!“

Der Prälat nahm ein Papier auf und las langsam:

Mein vielgeliebter Sohn!

Entschlossen mich aus dem politischen Leben zurückzuziehen, habe ich die Entscheidung gefaßt zu Deinen Gunsten auf meine Rechte auf die Krone Spaniens zu verzichten und dieselben auf Dich zu übertragen. Dem zu Folge stellte ich Dir das Document meiner Abdication zu, welches Du geltend machen kannst, so

bald Du es für gelegen erachten wirſt. Ich flehe zu Gott, er möge Dir das Glück zu Theil werden laſſen, den Frieden unſeres armen Vaterlandes wieder herzuſtellen und in ſolcher Weiſe das Glück aller Spanier zu ſichern. Von heute an führe ich den Titel eines Grafen von Molina.

Bourges den 18. Mai 1845 — Ich, der König.

Sr. Königlichen Hoheit, dem Infanten Don Carlos Luis, Prinzen von Aſturien.

Mit raſchem Federzug unterſchrieb der König ſtehend das Schreiben. „Wo iſt die Urkunde?“ fragte er leidenſchaftslos und ruhig. Der Geiſtliche legte ihm die Abdicationsacte vor. Don Carlos nahm ſie und las ſie noch einmal aufmerkſam, dann tauchte er die Feder ein und wollte eben unterzeichnen, als die Thür haſtig geöffnet wurde und ein Mann in der Bauerntracht der Gegend in's Zimmer trat.

Der Mann warf einen raſchen Blick auf den König, dann rief er:

„Halt! um der allerheiligſten Jungfrau willen, halt, höre mich Majeſtät, höre mich erſt, bevor Du unterzeichneſt!“

Don Carlos warf die Feder weg und ſagte freudig: „Du biſt es, Du treuer Don Juan, ich wußte, daß Du mich nicht verlaſſen würdeſt in dieſer ſchweren Stunde; was bringſt Du, Don Juan?“

„Hoffnung, Majeſtät!“ entgegnete Don Juan, knieend die Hand ſeines Königs küſſend.

„Ach!“ ſprach Don Carlos traurig, „die Hoffnung hat mich ſo oft betrogen, daß ich der lügneriſchen Dirne nicht mehr trauen darf.“

„Oh, mein König!“ rief der alte Grande, „Du willſt Deinen Rechten entſagen, weil Du glaubſt, man werde den Prinzen von Aſturien mit der Infantin Iſabella vermählen; glaub' es nicht, man betrügt Dich, keine Transaction mit der Empörung, die ſchadet Deiner Abdankung und dem edeln Prinzen nützt ſie nichts, verſchließe mir nicht Dein Ohr, höre heute meine Stimme, Majeſtät!“

„Was willſt Du, guter Don Juan? alle unſre Freunde rathen mir dieſen Schritt zu thun, alle, Villafranca, Eguia —“

„Auch Eguia?“ rief der Grande, „Ihr täuſcht Euch, alle ſeid Ihr betrogen; o König, folgt mir, vertraut Euch mir an, faßt Muth, es gilt die Krone Spaniens, es gilt die Erhaltung unſerer allerheiligſten Re-

ligion im Vaterlande; entfaltet noch einmal das Banner der katholiſchen Könige, keine Transaction mit der Empörung, **viva el rey absoluto!**"

„Soll ich noch einmal Krieg mit Spaniern gegen Spanier führen?"

„Majeſtät, Du ſollſt einen ſcharfen, aber heilſamen Schnitt thun in die Beule der Empörung, die unſer Spanien verpeſtet!"

„Guter Don Juan, Dein Wille iſt gut, aber ich bin gefangen, meine Hand iſt gefeſſelt, wie entkäme ich dieſem Kerker?"

„Es iſt Alles bereit, noch heute führe ich Euch davon, mein Herr und König, eine mauriſche Tartane, mit edeln Spaniern bemannt, wartet Eurer an der Küſte, Ihr ſeid in Spanien ehe die Nachricht von Eurer Flucht nach Madrid kommen kann."

Die Augen des Königs begannen zu blitzen, er zerknickte die Feder mit der Hand, die Feder mit der er eben die Entſagungsacte unterzeichnen gewollt; Heinrichs des Vierten Blut begann durch die Adern der katholiſchen Majeſtät glühend zu rollen.

„Mein Herr und König!" rief Don Juan, der wohl den Eindruck bemerkte, den ſeine Rede gemacht, „beſinnt Euch kurz, ich habe eine Bauernkleidung

draußen, wir ſehen morgen das Meer und am dritten Tage Hiſpaniens Küſte!“

„Nie werde ich zugeben, daß Se. Majeſtät Ihr geheiligtes Leben alſo übereilt ausſetzen!“ ſprach jetzt der Prälat mit ſcharfer Betonung.

„König Carlos!“ drängte Don Juan mit glühenden Wangen, „Du ſaheſt tauſende von edeln Spaniern in's Blut ſtürzen für Deine Rechte, zeige der Welt, daß Du Dein Recht und Deine Krone höher achteſt als Dein Leben, ich haſte mit meinem Kopf für Deine Sicherheit bis Du den ſpaniſchen Boden betrittſt.“

Don Carlos kämpfte ſprachlos einen ſchweren Kampf.

„Majeſtät, laßt Euch nicht durch dieſen edeln Schwärmer verlocken!“ warnte der Prälat.

„König Carlos!“ ſchrie Don Juan niederknieend, „ich beſchwöre Dich auf meinen Knieen, folge mir; Grandes, helft mir bitten, die Regierung, die einige Rebellen im Namen der Infantin Iſabella führen, hat keinen Halt, tauſende von tapfern Hidalgos und Caballeros erwarten nur das Zeichen; folgt mir, mein König und Herr, folgt mir nach Spanien, entfaltet das Banner der katholiſchen Könige, die Kaſtilianer werden kommen zu Tauſenden und ihre Leiber als unangreifbare Kaſtelle vor Euch ſtellen, und Leoneſen

werden erſcheinen, die Löwen der Schlacht und der Kriegsruf wird donnern durch die Ebenen von Granada und Andaluſien, der ritterliche Baske wird ſich, wie ſchon ſo oft, für Dich erheben und an den Heerſchild ſchlagen unter dem Baume bei Guernica, San Jago! San Jago! España!"

Die beiden Granden knieten nun ebenfalls vor dem König. „Folgt Don Juan, Majeſtät, folgt ihm, wir gehen mit Euch in den Tod; wir werden die Rebellen zertreten, Spanien wird ſich um ſeinen König ſchaaren, wir werden ſiegen; es lebe der König!"

„Es lebe der König!" rief der Prälat, „ja, es lebe der König; aber wie, wenn der Plan ſcheiterte, wenn die Rebellion ſiegte, was bliebe dann Sr. Majeſtät übrig?"

„Wenn das wäre," antwortete Don Juan ſtolz, indem er aufſtand, „ſo würde König Carl zu ſterben wiſſen, mit dem Schwert in der Hand auf dem Bette der Ehren, im Kampf für das Recht und die heilige Religion. König Carlos würde zu ſterben wiſſen, wie der letzte der katholiſchen Könige Spaniens ſterben muß!"

Der König war ſichtlich hingeriſſen von dem Feuer, das ſich in Don Juan's Weſen ausſprach und der Grande bemerkte, daß an dieſer Minute vielleicht das Geſchick

des legitimen Königthums in Spanien hange. „Mein König und Herr!“ rief er, „der Augenblick des Handelns iſt gekommen, die Regierung der Infantin Iſabella kämpft jetzt mit einer Verſchwörung ganz toller Freimaurer und Anarchiſten, Euer Erſcheinen —“

„würde beide Parteien auf der Stelle vereinigen,“ fiel ihm plötzlich eine Stimme in's Wort, „ein langer blutiger Kampf würde entſtehen, deſſen Ende Niemand vorherzuſagen im Stande iſt, der aber Spanien noch elender machen würde, als es jetzt ſchon iſt; wer dem Könige ſolch einen Rath geben kann, meint es nicht gut mit ihm und dem Vaterlande.“

Staunend wendete ſich der Grande um und ſchaute in das bleiche Geſicht einer krank ausſehenden, ganz abgezehrten Dame, die ſich mühſam aufrecht zu halten ſchien, ſich rechts auf eine Dame und links auf einen Herrn in altſpaniſcher Hoftracht ſtützte. Dunkel hafteten die glühenden Augen der Eintretenden auf Don Juan's Geſicht, langſam ſtrich ſie mit der linken Hand eine ſchwarze Locke zurück hinter das enganſchließende Häubchen, dann ſtreckte ſie ihre abgezehrte Hand, die ſo abgezehrt war, daß ſie ausſah wie die eines kleinen Kindes, dem Granden entgegen und ſprach milder als vorher: „Du biſt Don Juan, der Getreue, Du meinſt

es gut, ich weiß es, ich wollte Dir nicht wehe thun, aber Du räth'st übel, alter, guter Grelmann, unſere Sache ſteht beſſer, als Du denkſt."

„Majeſtät!" entgegnete Don Juan, die Hand der Königin Marie Thereſie, deren ſtarker Geiſt des ſchwachen Körpers ſpottete, küſſend, „Don Juan kann irren, aber ſchlecht gemeint hat er's nie!"

„Ich weiß es, Don Juan, Du wenigſtens biſt treu —"

„Haben die Aerzte Ihrer Majeſtät erlaubt das Zimmer zu verlaſſen?" fragte Don Carlos die Ehrendame ſtreng, nachdem er die Königin zu einem Seſſel geleitet hatte.

„Ihre Majeſtät haben den Aerzten befohlen, ihr das Ausgehen zu erlauben!" erwiederte die Dame achſelzuckend.

„Du ſchonſt Dich zu wenig, Thereſe!" fliſterte der König ſeiner Gemahlin zu, ihr beſorgt in das bleiche, abgehärmte Antlitz blickend; „o, es iſt ſchwer ein vertriebener König zu ſein!" ſeufzte er dann.

„Carlos," ſagte die Königin leiſe, „wir haben das Unſere gethan, morgen werden wir nicht mehr die Laſt eines gebrochenen Thrones und einer zertrümmerten Krone tragen; der Graf und die Gräfin Molina werden glücklich ſein!"

Der arme Fürſt drückte die Hand ſeiner Gemahlin.

„Geh, guter Germane," bat jetzt die Königin, „ſieh, daß uns Niemand belauſcht, ſchließ die Thüre, ich habe Euch etwas zu ſagen."

Der Grande erfüllte das Verlangen der Königin und dieſe ſprach jetzt mit mühſam zuſammengenommener Kraft:

„Guter Don Juan und Du Don Germane, Ihr alle, die Ihr Euch noch nicht mit dem Plane des Königs, unſers Herrn, befreunden könnt, zu Euch allen rede ich jetzt; Ihr wißt, daß ich bis vor Kurzem ſtets gegen die Abdication geweſen bin, jetzt bin ich dafür, denn ich bin tiefer eingedrungen in die Verhältniſſe. Die Abdication wird dreifach beurtheilt werden; der große Hauſe wird ſagen: „Ja, nun heirathet der Prinz von Aſturien die Infantin, oder Königin, Iſabel, er erreicht durch eine Heirath, was ſein Vater mit dem Schwert nicht zu erreichen vermochte," ſo wird der große Hauſe ſagen; die ſich klug dünkenden werden Politiker, aber, namentlich die Franzöſiſchen, die dieſe Sache verhandelt haben, glauben uns beſiegt; ja es iſt wahr, wir haben uns von den Franzoſen betrügen laſſen, ſie haben dieſe Abdication gewollt, ſie haben ſie von uns erpreßt; aber wir haben ſie uns abpreſſen laſſen, wir

haben uns betrügen laſſen, wir haben uns einen Maravedi nehmen laſſen, um einen Quadrupel zu gewinnen. Ich ſage Euch, keine Transaction mit der Empörung, ſobald die Entſagungsacte verſendet iſt, ſind wir es, die die Bedingungen zu machen haben; ja, die nordiſchen Mächte wollen Iſabel II. anerkennen; ja, es iſt wahr, ſelbſt der heilige Vater iſt bereit dazu; aber die Anerkennung Iſabels iſt an eine Bedingung geknüpft, an die eine Bedingung: Heirath mit dem Prinzen von Aſturien, unſerm Sohne; ſeht nun, geht Iſabel dieſe Bedingung ein, ſo zerfällt ſie mit dem Theile der ſpaniſchen Nation, der uns feindlich iſt, wird von ihm desavouirt und die drei nordiſchen Mächte, ſo wie der heilige Vater, erkennen nicht Iſabel II., ſondern Don Carlos VI. Luis als König von Spanien an und Iſabel muß es ſich zur hohen Ehre ſchätzen die Gemahlin des Königs von Spanien zu ſein."

Ermattet lehnte ſich die Königin zurück, Don Carlos aber ergriff eine neue Feder, unterzeichnete die Abdicationsacte und übergab ſie dem Prälaten.

Eine feierliche Stille herrſchte in dem kleinen Gemach; es war ſechs Uhr Morgens.

Ein leiſes Klopfen an der Thür unterbrach die Stille, aber Germano del Aguiar öffnete und kam mit der

Nachricht zurück, daß ein französischer Commissair angelangt sei, der nach einem als Bauer verkleideten gefährlichen spanischen Granden suche.

„Geht, guter Don Juan!“ bat Don Carlos, „erhaltet Euer Leben und Eure Freiheit für König Carlos den Sechsten!“

Stumm küßte der alte Grande die Hand seines Königs und seiner Königin, dann schüttelte er den Herren die Hände und ging schweigend hinaus.

Auf einem verborgenen Wege fand er den Ausgang aus dem Gefängniß seines Königs und gelangte in einem Hölzchen dicht bei Bourges zu seinen Dienern, die ihn hier erwartet hatten. Kühn schlug Don Juan eine westliche Richtung ein; er mußte von Bourges aus einen großen Theil Frankreichs durchreisen, um an's Meer zu gelangen, wo ihn die Tartane erwartete, auf welcher er den König nach Spanien bringen gewollt. Wer weiß, ob der kühne Plan nicht geglückt wäre, denn in der Nacht zum dritten Tage befand sich Don Juan bereits in der Gegend von Poitiers; überall standen frische Pferde, Alles war voraus berechnet. Am dritten Tage, nicht fern von Niort, kam plötzlich der eine Diener heimlich zu Don Juan und meldete ihm, der Kammerdiener habe heute Morgen auf der

letzten Station wieder einen Brief abgegeben; da das nicht der erste sei auf ihrer Reise, so scheine ihm die Sache verdächtig.

„Garcia!“ befahl Don Juan diesem Diener, „habe ein Auge auf den Schuft und sobald Du etwas bemerkst, schießt Du ihn nieder.“

Der Spanier nickte.

Am andern Morgen aber war der Kammerdiener verschwunden und Don Juan, der Schlimmes ahnete, eilte die Küste zu erreichen.

Am Nachmittage des vierten Tages endlich überschritt Don Juan drei Stunden oberhalb Rochelles ein kleines Flüßchen und befand sich Angesichts des Meeres. Er ließ dicht an den Strand fahren, gab mit drei Pistolenschüssen das Signal und hatte die Freude nach einigen Minuten schon die Tartane hinter den Klippen der Insel Ré hervorkommen und sich blitzschnell dem Ufer nähern zu sehen.

Da rief Garcia plötzlich: „Excellenza, Reiter, Gensd'armes!“

Don Juan sah sich um und erblickte etwa zwanzig französische Gensd'armes, die sich ihm in vollem Galopp näherten. Ein junger Mann in Civilkleidung war an ihrer Spitze. Sogleich sprang Don Juan aus

dem Wagen und ſchnitt die Pferde von den Strängen, er und Garcia waren blitzſchnell auf die Thiere. Die Tartane näherte ſich dem Ufer mehr und mehr.

Don Juan winkte mit dem Tuche nach ſeinen Verfolgern und man verſtand ihn auf der Tartane; ein Blitz, ein Knall und ein weißlicher Rauch zog über das Waſſer.

Die Tartane ſchickte ein Boot an's Land, aber der junge Mann in Civil, der Graf St. Aignan, war mit drei Gensd'armes dicht heran. „Ergebt Euch, ergebt Euch!“ ſchrie er mit lauter Stimme.

Zwei Schüſſe knallten, zwei Gensd'armes wälzten ſich in ihrem Blute, die Pferde preſchten ſcheu zurück, der dritte zog die Zügel an und hielt, Don Juan aber ſchlug dem Grafen St. Aignan mit dem ſchweren Piſtole an den Kopf, daß er taumelte, faßte ihn mit raſchem Griff und zog ihn vom Pferde, dann warf er den Ohnmächtigen quer über ſeinen Sattel und ſpornte das Roß hinein in die ziſchenden Wogen; Garcia folgte ihm.

Jetzt waren die Gensd'armes zur Stelle; ſie feuerten mit Karabinern nach den Flüchtlingen, zogen ſich aber zurück, als von dem Boot aus ihr Feuer ſehr

nachdrücklich erwiedert wurde und die Tartane ihnen eine Kanonenkugel nach der andern zusendete.

Don Juan erreichte mit seiner Beute und seinem Diener Garcia glücklich das Boot und glücklich den Bord der Tartane. Hier ließ er St. Aignan verbinden, befahl dann alle Segel beizusetzen und mit dem günstigsten Winde entfernte sich die Tartane durch die Meerenge von Bréton.

Es ist etwa drei Tage nachher; die Tartane hat ihren Lauf vollendet, sie liegt vor Anker in einer engen, rings von Klippen umschlossenen Bucht; ein Fackelboot kommt vom Strande, um Don Juan, seine Diener und seinen Gefangenen abzuholen; die Nacht ist dunkel aber mild und warm. Noch hat Don Juan kein Wort gesprochen mit dem Sohne seiner Tochter Rafaëla und dem Grafen Varel de Versey. Jetzt sagt er ganz einfach zu ihm: „Sie werden hier kein Wort reden, junger Mensch, sobald Sie den Mund öffnen, laß ich Sie niederschießen!"

St. Aignan biß die Zähne aufeinander und trat in das Boot. Dreißigmal fielen die Ruder auf's Wasser, man war am Strande und eine ziemliche Anzahl von Männern aus allen Klassen trat den Landenden entgegen.

„Por dios!“ ſchrie ein großer, ſtarkknochiger Herr, „Den Juan ohne den König!“

„Ja, Senhor Caballero,“ erwiederte der Grande, „Don Juan ohne den König; nicht wahr, man weiß hier noch nichts?“

„Was ſoll man wiſſen? Redet Excellenza, redet Don Juan!“

„König Karl der Fünfte hat am 18ten Mai zu Bourges der Krone von Spanien zu Gunſten König Karl Luis des Sechſten entſagt! —“

Eine Weile war es todtenſtill im Kreiſe, dieſe Nachricht ſchlug wie ein Blitzſchlag in die Seelen der verſammelten Karliſten, eine Abdication hatten ſie nicht mehr gefürchtet, ſie hatten über fünf Jahre ihren König, trotz Kerker und Krankheit, ſtandhaft ſeine Rechte behaupten ſehen und nun?

Hier glühte im Fackellicht das Angeſicht eines Basken, dort funkelten die Augen eines Andaluſiers, hier wickelte ein ſtolzer Caſtilianer ſich und ſeinen Schmerz in den weiten Mantel, dort ſtieß ein Aragoneſe heftig den Rauch ſeiner Cigarre von ſich — Niemand ſprach ein Wort.

„Senhores Caballeros!“ rief endlich Don Juan, „was trauert Ihr? Ich war zu Bourges, ich habe ihn geſehen unſeren König Carlos!“

**„Viva Don Carlos Quinto, viva el rey absoluto!“**

„Ich habe die Hände geküßt unſerer Königin, unſerer im Gefängniß abgehärmten, erkrankten Königin Thereſe!“ —

**„Viva la reyna Teresa, viva la reyna santissima!“**

„Ich fand ſie beide voll Vertrauen, voll Muth, voll Zuverſicht und Hoffnung, der heilige Vater, die großen Mächte, alle ſind für König Carlos Luis, den Prinzen von Aſturien, und die Majeſtäten hoffen von Euch, daß Ihr als getreue Unterthanen Eure Liebe und Treue auf ihren Sohn, König Carlos Luis, übertragen werdet!“ —

**„Viva Don Carlos Luis, viva el rey absoluto!“**

„Unſer neuer König, Senhores Caballeros, iſt jung, ſchön, klug, tapfer und fromm, ein echter Spanier.“

„Viva Don Carlos Luis, viva la santa religio!“

„Senhores Caballeros, wir ſind vermuthlich die erſten, die hier auf ſpaniſchem Boden dem neuen Könige huldigen; wir ſind die erſten Spanier, die dem rechten Könige huldigen; laßt uns das nie vergeſſen, laßt uns feſt halten an der heiligen Religion, an dem abſoluten Königthum, die allein Spaniens Glück machen; laßt uns nie unſere Eide vergeſſen und an der Ehre halten, die des Spaniers Leben iſt!“

„Viva Don Carlos Luis, viva el rey absoluto, viva la santa religio!“ antwortete man dem Redner.

Jetzt zerſtreute ſich, nachdem Don Juan den ihm zunächſtſtehenden einige Worte zugeflüſtert hatte, die ganze Verſammlung und nur etwa ſechs oder acht folgten dem Granden, der Arm in Arm mit dem ſchon oben erwähnten Caſtilianer einen ſchmalen Felspfad aufwärts einſchlug.

„Meine kleine Geliebte, der Negerfürſt und meine Diener ſind bei Euch eingetroffen, Vetter?“ fragte Don Juan ſeinen Begleiter.

„Ja, Don Juan, das Mädchen hat ſchon ſeit zwei Tagen geweint, daß Du gar nicht kommen wollteſt und wer weiß wie viel Wachskerzen vor der virjen del pilas angezündet; ſie iſt ein ſehr ſchönes Geſchöpf.“

„Sie iſt ein gutes, treues Mädchen!“ erwiederte Don Juan.

„Das iſt beſſer!“ rief Don Gormas, Don Juan's Vetter. — Eine Pauſe.

„Wer iſt der Franzoſe, den Du mitbrachteſt vom Schiff?“ fragte der Caſtilianer wieder.

„Ein Hund, ein Verräther!“

„Von Familie?“

„Ja, vom beſten Blut, aber ein Baſtard!“

„Bah!“

„Erinnerſt Du Dich meiner Tochter Raſaëla, Don Gormas?“

„Man vergißt Engel nicht!“ ſprach Don Gormas feurig.

„Es iſt der Sohn Raſaëla's!“ fuhr Don Juan fort und zitterte heftig.

Der Caſtilianer blieb ſtehen und verſuchte in Don Juan's Antlitz zu ſehen.

„Du verläumdeſt Deine Tochter und Dich, Don Juan!“ ſprach er endlich. „Rafaëla's Sohn iſt kein Hund, kein Verräther!“

„Ich ſage es,“ erwiederte Don Juan mit bebender Stimme, „ich ſchwöre es bei der heiligen Jungfrau. Bei unſeres gemeinſamen Großvaters unbeflecktem Wappenſchild, Don Gormas, der Sohn meiner Rafaëla iſt ein Hund, ein Verräther!“

„So hat ein Jude, oder ein Ketzer, oder ein Freimaurer Deine Tochter Rafaëla im Schlaf überfallen und ihr Gewalt angethan.“

„Ein Ketzer hatte ſie behext, Don Gormas, unter meinem Fluch iſt das Kind geboren, unter meinem Fluch iſt meine Rafaëla geſtorben!“

„Arme Rafaëla!“ ſeufzte der Spanier.

„Ja, arme Rafaëla!“ fuhr Don Juan fort, „der Baſtard eines Ketzers, in Paris erzogen, in den Grundſätzen der Empörung und der Freimaurer groß geworden, konnte er nichts anders werden, als ein Hund, ein Verräther!“

„Was hat er gethan?“

„Meiner Rafaëla Sohn,“ ſprach Don Juan leiſe und mit ſichtlicher Anſtrengung, „iſt einer der Chefs der hohen franzöſiſchen Policei —“

„Schrecklich, ſcheußlich!“ rief Don Gormas mit tiefem Abſcheu.

„In Paris betrog er alle Parteien, galt in allen Cirkeln, ſpionirte in den Kreiſen der Legitimiſten, verlockte die armen Arbeiter zur Rebellion und verrieth ſie dann —“

„Hund von einem Baſtard!“

„Verrieth zweimal meinen Beſuch bei unſerm König in Bourges, nur meine Gewandheit und Gottes Gnade retteten mich —“

„Er muß ſterben!“

„Jetzt verfolgte er mich mit Gensd'armes, er ereilte mich, als ich eben die ungaſtliche Küſte Frankreichs verlaſſen wollte, ich aber nahm ihn gefangen.“

„Und der Hund weiß, daß Du der Vater ſeiner Mutter biſt?“

„Er weiß es, darum verfolgt er mich; er will ſeine Mutter an mir rächen, denn er meint, ich hätte

ſie ſollen dem Ketzer, dem Rebellen van der Valcke zur Frau geben."

„So iſt er vielleicht nur aus Rache ein Verräther?" fragte Don Gormas.

„Möglich; aber ein Hund war er, bevor er ſeine Mutter und mich kannte; er hat furchtbare Rache an mir genommen, wie ich nicht zweifele; aber vor kurzem hat er ein Verbrechen begangen, was ſcheußlicher als alles iſt; er wollte ein ſchönes Weib zwingen, ſich ihm hinzugeben, ſchlug es, bis es in Ohnmacht ſank und gab ſein Ehrenwort dem, der ihn an der Ausübung des Verbrechens hinderte, zu bleiben, er brach ſein Ehrenwort und floh."

„Nein, Don Juan," ſchrie Don Gormas entſetzt, „es iſt nicht möglich, das kann ſelbſt der Baſtard der Baſtardtochter eines ſpaniſchen Granden nicht!"

„Und es iſt doch ſo!"

Unter dieſem Geſpräch hatten die beiden Verwandten ein Haus erreicht, das einſam auf der Spitze eines Hügels ſtand und von hohen Bäumen umgeben war; die Thür des großen, alten, finſtern Gebäudes wurde geöffnet und mit einem Freudengeſchrei flog Incarnacion an die Bruſt Don Juan's, während der Neger-

prinz, den wir aus alter Gewohnheit noch immer den „doppelten Kopf" nennen, ſich in einem wahren Freudenrauſch auf Don Juan warf und auch durch ein ſeltſames Geheul ſeine Freude zu erkennen gab.

Es dauerte lange, ehe ſich der Grande von ſeinen Getreuen losmachen konnte, denn immer wieder umarmte Incarnacion feurig den von ihr geliebten Mann, immer wieder ſchloß ſie den Mund Don Juan's durch ihre Küſſe und ließ Incarnacion ja einmal ihren Freund zum Reden kommen, ſo übertäubte der „doppelte Kopf" mit ſeinem Geheul die Stimme, bis endlich Don Juan lächelnd beide unter dem Arm faßte und ſie in's Haus führte.

„Er iſt kein Sclave," ſagte er entſchuldigend zu den Spaniern, die verwundert auf die Vertraulichkeit eines Granden mit einem Neger blickten; „er iſt kein Sclave, ſondern ein Mohrenprinz aus dem edeln Geſchlecht der Söhne vom Strahl!"

Die ernſten Caballeros nickten und man trat gemeinſam in das Haus, das Don Gormas gehörte, der, unzufrieden mit der Regierung Iſabels, ſich hierher zurückgezogen hatte und für das Haupt der Carliſten in der ganzen Umgegend angeſehen wurde.

Dem Grafen St. Aignan wurde ein Zimmer im dritten Stockwerk angewieſen und knirſchend vor Wuth hörte der Gefangene, daß der Diener die Thür hinter ſich zuſchloß und auch zum Ueberfluß einen eiſernen Riegel klirrend vorlegte. —

# IV.

# Wie Tosca ermordet wurde.

Zwei Tage bereits war der Graf St. Aignan ein Gefangener in dem alten Hause, das Don Gormas gehörte. Er wußte nicht in welcher Gegend Spaniens er sich befand, er hatte keine Mittel zur Flucht in einem festverwahrten Zimmer, drei Stock hoch. Zwei Mal am Tage brachten ihm zwei Diener eine reichliche Mahlzeit erwiederten aber alle seine Fragen in einem Jargon, den er nicht verstand. Es waren furchtbare Stunden, die St. Aignan in der Einsamkeit dieser beiden Tage verlebte, allein mit dem Bewußtsein seiner Verbrechen. Nichts zerstreute ihn, denn kein Geräusch schlug an sein Ohr und auch der Blick zum Fenster hinaus gewährte ihm keine Unterhaltung, denn er sah in eine von Klippen dicht umschlossene Meeresbucht, in der nicht einmal ein Fischerkahn, geschweige denn ein Schiff erschien, um die tödtliche Monotonie seiner Gefangenschaft zu beleben. Tiefe Stille und das dumpfe, ferne Rauschen der Meereswogen. St. Aignan

hätte verzweifeln mögen, er wollte sich morden, er hätte es leicht gekonnt, er brauchte sich nur mit dem Messer, das man ihm ließ, die Kehle abzuschneiden, er brauchte sich nur zum Fenster hinauszustürzen, er wäre sicher von den Klippen zerschmettert eine unkenntliche Leiche hinabgerollt in die Wogen, die sich schäumend an der steinigen Sohle des Landes brachen, aber — Böse-wichter sind feige — St. Aignan begnügte sich zu fluchen, zu brüllen, mit den Fäusten an die Thür zu trommeln, in den Abgrund unter seinen Fenstern hinabzublicken und endlich schaudernd und schwindelnd zurückzutreten.

Am Abend des zweiten Tages hatte sich St. Aignan bereits auf seine Matte geworfen, um einen Schlaf zu suchen, der ihn hartnäckig floh, als er den Riegel an der Thür rasseln hörte; er freute sich darüber, denn er freute sich über Alles, weil er sich vor sich selbst, vor dem Alleinsein mit sich, fürchtete; dennoch stellte er sich schlafend. Die beiden Vettern Don Gormas und Don Juan von Aurinia traten in's Zimmer, ein Diener bepflanzte den Tisch mit Lichtern und entfernte sich dann wieder.

Don Juan setzte sich ruhig hinter den Tisch, während Don Gormas zu St. Aignan trat, den sich schla-

fend ſtellenden weckte und ihn höflich erſuchte aufzuſtehen, da Don Juan mit ihm zu reden habe. Der Sohn Rafaëla's nahm Platz vor ſeinem Großvater, konnte aber den Blick des alten Mannes nicht ertragen, ſondern ſenkte verwirrt ſeine Augen.

„Er hat auch nicht einen Zug der ſchönen Rafaëla!" murmelte Don Gormas.

„Junger Mann, Ihr nennt Euch Graf St. Aignan," fragte Don Juan ernſt, „habt Ihr ein Recht dieſen Adelstitel zu führen?"

„Habt Ihr ein Recht mich zu fragen, alter Verſchwörer?" lautete die trotzige Gegenfrage St. Aignan's.

„Ihr vergeßt," ſprach Don Juan, ohne ſich irren zu laſſen, „junger Mann, Ihr ſeid hier in meiner Gewalt, ich kann Euch in dem tiefſten Kerker verhungern und verfaulen laſſen; ich kann Euch von meinen Dienern hier zum Fenſter hinaus in's Meer werfen laſſen, wenn's mir beliebt, glaubt Ihr, daß ein Hahn nach Euch kräht?"

St. Aignan ſah den alten Granden fragend an.

„Ich werde das nicht thun, junger Menſch, ich werde Euch ſogar eine ſehr bedeutende Geldſumme geben und nach Frankreich zurückkehren laſſen, wenn Ihr zwei Bedingungen eingehen wollt."

„Dieſe Bedingungen?“

„Sind erſtlich: Ihr gebt das ehrloſe Gewerbe eines Spions auf, meine Euch zugeſicherte Geldſumme wird Euch die Mittel geben ohne Sorge zu leben.“

„Zugeſtanden.“

„Zweitens erzählt Ihr, ſo weit Ihr irgend im Stande ſeid, Eure Lebensgeſchichte.“

„Und wenn ich das nicht thue?“ fragte St. Aignan mit ängſtlichem, halb aber auch trotzigem Blick.

„So laß ich Euch in den trockenen Brunnen im Hof unten ſetzen, bis Euch der Hunger zum Geſtändniß nöthigt!“ ſprach Don Gormas etwas ungeduldig.

St. Aignan erbleichte; Böſewichter ſind ſtets Feiglinge.

„Was bürgt mir dafür, daß Ihr Eure Verſprechungen haltet, wenn ich geredet habe?“ fragte er zagend.

„Mein Wort, als ſpaniſcher Grande, als Officier!“ verſetzte Don Juan ernſt.

„Und das Meinige!“ ſetzte Don Gormas hinzu.

„Zwei Worte, pah!“ erwiederte St. Aignan.

„Knabe!“ rief Don Gormas, „hüte Dich an dem Worte eines ſpaniſchen Edelmanns zu zweifeln; wähle den Brunnen, oder Bekenntniß!“

„Ich will reden, ich will Euch trauen!“

„So enthalte Dich aller Lügen!“ warnte Don Juan ernſt.

St. Aignan beſann ſich eine Weile, er überlegte, er ſah ein, daß er dem Wort der beiden ehrenfeſten Edelleute trauen könne, er beſchloß rückſichtslos zu bekennen und Don Juan durch ſeine Bekenntniſſe ſo tief als möglich zu verletzen; es lag ein furchtbarer Hohn auf ſeinem bleichen Geſichte als er begann: „Ich habe ein treffliches Gedächtniß, meine Herren; ſoll ich von vorn anfangen? von der Zeit, wo meine Pflegemutter in der Rue Rebetonge mich mit ihrem Sohne erzog, wo ich in ihrer Abweſenheit die Geſchirre zerbrach und mich dann königlich freute, daß mein Milchbruder deßwegen geruthet wurde?“

„Wie hieß Eure Pflegemutter?“ fragte Don Juan.

„Madame Tetonne.“

„Gut, jetzt fangen Sie da an, von der Zeit beginnen Sie, in der Sie die Erziehungsanſtalt des Herrn Meneſtrier in Paris verließen und die Nachricht erhielten, daß Sie der Sohn des Cornelius van der Valcke ſeien.“

„Ich weiß nur, ein Herr Cornelius van der Valcke ſchrieb mir, ich ſei ſein und einer ſchönen Spanierin

einziges Kind, ſendete mir zweimal im Jahre bedeutende Wechſel und ſchrieb mir oft, in jedem Briefe aber forderte er mich auf, ihn und meine arme Mutter zu rächen, die namenlos unglücklich ſei durch die tyranniſche Härte ihres Vaters, durch Ihre beiſpielloſe Grauſamkeit, Don Juan; jeder Brief enthielt eine Aufforderung zur Rache. Um mich an Ihnen rächen zu können, Don Juan, wurde ich Policeiſpion; um von Ihnen Nachricht zu erhalten, ſchlich ich durch die legitimiſtiſchen Cirkel, machte Reiſen, wendete Jahre meines Lebens auf — ich war ein Baſtard, Sie aber waren es, der mich zum Baſtard gemacht hatte, ohne Ihre Grauſamkeit gegen meine Aeltern wäre ich ein ehelich geborner Sohn und wahrſcheinlich ein würdiges Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft; ſo warfen Sie, Sie Don Juan, Sie warfen mich hinaus in die Welt, mit der Baſtardſchaft gebrandmarkt; ſollte ich Sie nicht haſſen? Ich kam nach Deutſchland, ich ſah meine Mutter und ſie war wahnſinnig; mein Vater ließ mich Rache ſchwören, ich that es willig und ich habe meinen Schwur treu gehalten. In Deutſchland erfuhr ich mehr von Ihnen, ich brachte in Erfahrung, daß Sie in Amerika — dorthin konnte ich Ihnen nicht folgen, morden wollte ich Sie auch nicht, denn die Rache wäre zu ge-

ring gewesen; ich wußte, daß eine Tochter von Ihnen in Deutschland bei ihrem Großvater lebe; die Tochter wollte ich verderben, wie Sie meine Mutter und meinen Vater elend gemacht hatten; ich durchkreuzte Deutschland nach allen Richtungen, endlich fand ich den Professor Klingsohr; wochenlang beobachtete ich sein Haus, Tag und Nacht, die Rache ließ mich nicht ermüden. Ihre Tochter reis'te nach Berlin, ich folgte ihr; mein Plan war gemacht. In meines Vaters Händen waren Briefe von Ihnen, ich verstehe mich trefflich auf das Nachahmen von Handschriften, als spanischer Edelmann kam ich nach Berlin, suchte sie auf, überbrachte ihr ein Schreiben von Ihnen, in dem Sie Ihre Tochter baten, sogleich nach Ostende zu kommen, Sie seien soeben aus Amerika angekommen. Ich war in dem Briefe genannt, sie sollte sich ganz auf mich verlassen, und Ihre Tochter Toska that es, denn sie konnte keinen Verdacht haben, ich erzählte ihr so viel von Ihnen, daß sie mich für Ihren vertrauten Freund halten mußte. Ferner gab ich vor, daß ich sie zuerst bei Professor Klingsohr aufgesucht und an diesen ebenfalls einen Brief abgegeben habe, er ließe ihr glückliche Reise wünschen und werde ihren Koffer mit Wäsche nach Ostende senden. Das bethörte Mädchen brannte vor Begierde, ih-

ren Vater zu ſehen, ſie trieb zur Abreiſe und ſchrieb nur noch einige Briefe, die ich ſelbſt zur Poſt beſorgte, d. h. unterſchlug und einen andern dafür abſendete, in dem Toska erklärte, ſie ſei mit ihrem Liebhaber davon gegangen. Wir reiſ'ten ſchnell, bald mit Extrapoſt, bald mit Lohngeſchirr; in der Gegend von Mühlhauſen beſchloß ich meine Rache zur Ausführung zu bringen. Ich muß Ihnen noch ſagen, daß ich unterwegs dem bereits alternden Mädchen ſehr die Cour machte, was ſie nicht ungern geſchehen ließ; mich hatte ihre tadelloſe Figur, ihre angenehme Fülle gereizt, ich wollte eigentlich Ihre Tochter erſt verführen, ehe ich ſie mordete."

„Teufel!" murmelte Don Gormas zornig; Don Juan war ſtill.

„Indeß kam es nicht dazu und, ſeltſam, meine Mordluſt wurde immer ſtärker, je mehr meine Sinne durch Toska's Reize entflammt wurden. Wir fuhren eines Abends, bis tief in die Nacht hinein, in einem Wägelchen, das ich gekauft hatte, endlich gelangte ich an eine Stelle, die mir paſſend ſchien. Toska ſchlief, ich ſchnitt ihr raſch die Kehle ab, ſie war auf der Stelle todt. Nun hielt ich mein Pferd, es war etwas ſternhell, warf den Leichnam aus dem Wagen, entkleidete ihn ganz, er war noch warm, und wollte ihn in

eine Kiſte legen, die ich an demſelben Tage in einer Schenke bei Mühlhauſen gekauft hatte; die Kiſte war zu klein, ich nahm mein Beſteck und löſte kunſtmäßig der Leiche die Beine ab; dann nahm ich ein Bettkiſſen, das ich im Wagen hatte, um Toska's Füße zu wärmen, legte es auf einen Stein, die nackten Füße kreuzweis darauf, und warf Laub darüber. Den verſtümmelten Leichnam that ich in die Kiſte, vernagelte dieſelbe und nahm ſie zu mir in den Wagen, dann fuhr ich im Galopp davon. Die ganze Sache hatte etwa eine Stunde gedauert. Im nächſten Ort, den ich mit Anbruch des Tages erreichte, fand ich vor dem Thor einen meiner geheimen Agenten, Sie kennen ihn, Don Juan, er war Ihr Kammerdiener, durch ihn ließ ich die Kiſte nach Oſtende addreſſiren — ich wollte doch mein Wort halten und Toska nach Oſtende bringen — und nach der nächſten Eiſenbahnſtation bringen; der aber fürchtete ſich und miethete ſich einen ſtummen Bauer dazu. So wurde die Sache eigentlich viel zu zeitig entdeckt. Sie haben wohl gehört von dem Bletry'ſchen Prozeß? Nun wohl, der Mann iſt ganz unſchuldig; der unbekannte, verſtümmelte Leichnam, den man auf der Eiſenbahn fand, iſt der Ihrer Tochter Toska. Indeß hatte ich bereits die Kleider Toska's verbrannt und

den Wagen, der ſorgfältig von jeder Blutſpur gereinigt war, zuſammt dem Pferde, an einen Bauer im Würtembergiſchen verkauft. Hierauf ging ich nach Paris und dann wieder nach Hamburg, wo ich den Brief ſchrieb, durch den Sie mir auf die Spur kamen. Wie ich Sie aus Frankreich entfernte, wie ich Ihre carliſtiſchen Bemühungen zu vereiteln ſuchte u. ſ. w. wiſſen Sie; ich bin aufrichtig geweſen, die Rache habe ich erfüllt, meinen Schwur gehalten, Vater und Mutter ſind gerächt, auf Sie, Don Juan, auf Ihre Grauſamkeit wälze ich Alles, was ich gethan!" —

Die beiden Spanier ſprachen kein Wort, Schmerz und Empörung hießen ſie ſchweigen. St. Aignan freute ſich des Eindrucks, den ſeine Rede, ſein Bekenntniß voll Scheußlichkeit gemacht.

Endlich ſchien Don Juan wieder Herr ſeiner Gefühle zu werden und langſam fragte er: „Wiſſen Sie vielleicht, wo der Sohn Ihrer Pflegemutter, der Madame Tetonne, iſt?"

„O ja!" entgegnete St. Aignan etwas verwundert über dieſe Frage. „Der Tiſchler Tetonne wohnt rue des deux anges Nr. 2. in Paris."

„Nun, junger Menſch, nun will ich Ihnen eine Eröffnung machen," nahm Don Juan ſehr ernſt das

Wort; „Sie ſind nicht der Sohn meiner Tochter Naſaëla, nicht der Sohn des armen Cornelys van der Valcke und Sie haben es gewußt, daß Sie es nicht ſind; Sie haben meine Tochter gemordet, nicht aus Rache, ſondern aus gereizter Sinnlichkeit, aus Wuth über eine fehlgeſchlagene Geldſpeculation; Sie ſind nichtswürdiger und ſchlechter als ſich ſagen läßt!"

Todtenblaß ſank St. Aignan in ſeinen Seſſel zurück.

„Höre mich, Du Teufel in Menſchengeſtalt!" rief Don Juan außer ſich, „Du Mörder meiner armen Toska, ich will Dir die Geſchichte, die Du uns erzählt haſt, etwas anders erzählen; unſer Vertrag iſt gebrochen, denn Du haſt uns belogen. Höre: vor drei Jahren war es, da trat eine Frau in Deine luxuriöſe Pariſer Wohnung, ein Bettelweib trat in Deine Wohnung und bat Dich demüthig um ein Almoſen; Du wollteſt die Bettlerin von Dir jagen, da rief ſie Dir zu: „Karl, kennſt Du mich nicht mehr?" Es war Madame Tetonne, die in Armuth gerathen war; Du warfſt ihr einige Sousſtücke hin, nicht aus Mitleid, ſondern nur um die läſtige Bettlerin los zu werden. Die arme Frau aber ging nicht, ſie wollte mehr; ſie ſagte Dir: ich bin ein Bettelweib geworden, weil ich ſchwer geſündigt habe, und ich habe geſündigt aus Liebe zu Dir. Karl, Du

biſt mein Sohn; jener arme Tiſchlergeſell, der mit mir hungert, iſt der Sohn des reichen Herrn, den Du Vater nennſt, der Dir große Summen giebt; laß Deine Mutter nicht hungern und betteln, Karl!" Was thateſt Du? Du trateſt Deine Mutter wüthend mit Füßen und ließeſt ſie von den Bedienten die Treppe hinunterwerfen; Du thateſt das, hörſt Du, Menſch? Deine eigene Mutter! Aber die Sache reute Dich, denn das Weib konnte Dir ein ſchlimmes Spiel machen; Du ſuchteſt ſie auf, Du fandeſt ſie nach drei Tagen, Du kamſt zu ſpät, in ſichere Hände hatte Deine Mutter bereits das ſchriftliche Bekenntniß ihrer Kindervertauſchung niedergelegt — Du ſorgteſt für den Tiſchler, den Du um Vater und Mutter und Vermögen betrogen, mit einigen hundert Franks; Deine Mutter ſtarb in Folge der von Dir erlittenen Mißhandlungen und längſt bereits wäreſt Du entlarvt worden, wenn die Perſon, der Deine Mutter ihr Sündenbekenntniß anvertraut hatte, den mit Dir und durch Dich betrogenen Herrn van der Valcke zu finden gewußt hätte. Du biſt nicht der Sohn meiner Rafaëla und ich danke Gott dafür, Du biſt nichts als der nichtswürdige, verruchte Mörder meiner Toska, die Du nicht nur gemordet, ſondern auch ſchaamlos beraubt haſt, geſtehe Deine ge-

meine Raubſucht, Du haſt ihr für 100,000 Fr. Juwelen geſtohlen, ſuche ſie nicht durch das Gefühl der Rache zu beſchönigen, aus Geldſucht, nicht aus Rache haſt Du meine Tochter gemordet, aus Geſchlechtsbrutalität, nicht aus Rache haſt Du meines Kindes Leichnam verſtümmelt, o ich kenne Dich durch und durch, elender Baſtard einer Pariſer Courtiſane; Mörder, mehrfacher Mörder, ich danke Gott, daß ich Dich in meiner Gewalt habe."

Erſchöpft hielt Don Juan inne, mit dem tiefſten Abſcheu blickte er den vernichteten Sünder an, der ſich bei den letzten Worten Don Juan's, die er falſch deutete, heulend auf die Kniee warf und flehentlich um ſein Leben bat.

„Erbärmlicher Menſch!" antwortete der Grande auf dieſe Bitten, „Du zweifelſt an meinem Wort; hier nimm dieſe Börſe, geh wohin Du willſt, Don Juan von Aurinia hat nicht Luſt dem Henker in's Handwerk zu pfuſchen, Du entgehſt der Guillotine nicht."

„Verlaßt auf der Stelle dieſes Haus, Ihr ſollt es nicht verpeſten mit Eurer Gegenwart!" ſetzte Don Gormas hinzu. „Verlaß dieſes Haus und das Bewußtſein Deiner Verbrechen jage Dich ruhelos von Ort zu Ort,

bis Du dem Henker in die Hände fällſt, dem Du längſt gehörſt!"

St. Aignan, oder, wie wir ihn nun nennen müßten, Charles Tetonne, raffte die Börſe auf und rannte die Treppe hinab, durch die Hausflur, durch die offene Thür und lief ſpornſtreichs dem innern Lande zu. Es war tiefe Nacht bereits, dennoch fand Aignan leicht ſeinen Weg, es war eine ziemlich breite Heerſtraße auf der er ſich befand. Nachdem er etwa eine Viertelſtunde gelaufen war, begann er langſamer zu gehen; „Narren," ſagte er, „Narren, laßt mich nur nach Paris kommen, ich will Euch für Eure verdammte Großmuth bezahlen, Euch den heutigen Abend mit Zinſen wiedergeben."

Mit ſolchen erbaulichen Gedanken und Vorſätzen erreichte Aignan einen Kaſtanienwald, der ſich rechts und links an der Heerſtraße hinzog; der Nachtwind rauſchte in den dunkeln Wipfeln der Bäume, er ſpielte mit den Blättern und jagte die Wolken am Himmel ſchwarzgrau drüber her. Dem Mörder Toska's begann es ganz eigenthümlich zu Sinne zu werden, immer lauter begann ſein Herz zu klopfen, immer drohender, glaubte er, tönte das Rauſchen der Blätter. Er wollte ſingen vor Furcht, er konnte nicht, nur ei-

nige unartikulirte Töne entrangen ſich ſeiner gepreßten Bruſt. Er blieb ſtehen, ſchaute ſich ſcheu ringsum und ſagte zu ſich ſelbſt: „Beruhige Dich doch, der Wind rauſcht in den Blättern, es iſt nichts!“ Aber er ſprach vergebens, immer ängſtlicher wallte das Blut nach ſeinem Herzen, er begann zu laufen, er lief lange und ſinneverwirrend umrauſchten ihn Blätter des Waldes rechts und links; der Wind faßte einen Büſchel ſeines Haars, das ſich zu ſträuben begann und ſchaudernd fuhr der Mörder zuſammen, ſcheu blickte er ſich um, aber er ſah nichts, indeß die Blätter rauſchten, und dieſes furchtbare Rauſchen in ſtiller Nacht auf einſamen Pfade hetzte ihn wieder vorwärts; plötzlich ſtutzte der Mörder mitten im Lauf und prallte mit einem ſchnellen Schreckensruf einen halben Schritt zurück, ſeine Augen ſtarrten vorwärts, ſeine Hände waren abwehrend nach vorn ausgeſtreckt, die Haare ſträubten ſich auf ſeinem Scheitel, er ſtand feſt, regungslos — er glaubte im Wege eine weiße Geſtalt liegen zu ſehen, eine weiße Geſtalt — er ſah beſſer hin, ſeine Augen brannten fieberiſch vom Hinſtarren, ſie traten aus ihren Höhlen — ja, da lag ein weißer Leichnam, ein weißer, weiblicher Leichnam; ein weißer, weiblicher Leichnam mit einer furchtbar klaffenden Halswunde, der

Leichnam Toska's; da lagen ja auch die beiden weißen Beine, die er abgeſchnitten von der Leiche, als ſie noch warm war — ha! — wo kommt der Leichnam hierher? hierher, ſo weit vom Rhein nach der Peninſula — ein ſchauriger Anblick, der Mörder entſetzt neben dem Leichnam der Gemordeten; wohl fünf Minuten ſtand Aignan ſo da, in furchtbarſter Qual, mit dem Vorſatz zu fliehen, doch ohne die Kraft dazu. Plötzlich rauſchte es ſtärker in den Zweigen: „Werda!“ ſchrie eine dunkle Geſtalt, die aus den Büſchen ſprang und ihre Hand auf die Schulter Aignan's legte. „Werda!“ wiederholte der bleiche Mörder, entzückt, ſich in menſchlicher Geſellſchaft zu finden, warf aber trotz dem immer noch ſcheue Blicke auf den vermeinten Leichnam Toska's.

„Werda, woher des Weges?“ fragte der finſtere, ſpaniſche Bauer noch einmal und ſchüttelte den Mörder, ihn zugleich mit ſeinen blitzenden Augen faſt durchbohrend. „Gut Freund!“ antwortete St. Aignan ſich ermannend, „führt mich in den nächſten Ort, einige Silberrealen habe ich noch für Euch!“

„Seid Ihr für den abſoluten König, oder für die verdammten Negros, die im Namen der Infantin Iſabel befehlen?“

St. Aignan lächelte im Stillen; möchte den auch ſehn, der Luſt hätte für die verdammten Negros zu ſein mitten im Wald um Mitternacht, wenn ein ſpaniſcher Bauer mit blanker Axt ſolche Fragen thut. „Es lebe der abſolute König!“ erwiederte er ſchnell, „und die heilige Religion!“ ſetzte der Bauer, ſich bekreuzend hinzu.

„Wollt Ihr mich in den nächſten Ort führen, wo ich mich ausruhen kann, guter Freund?“

„**Por todos muertos!**“ entgegnete der Baske, „ich bin Sein guter Freund nicht, ich bin ein Caballero; geh Er nur fort, Er iſt kaum hundert Schritt von einem Ort.“ Mit dieſen Worten ſprang der Bauer in das Dickigt zurück und ließ den Franzoſen allein im Wege.

St. Aignan ſchritt jetzt beherzt, da er lebendige Weſen in ſeiner Nähe wußte, auf den vermeinten Leichnam zu und lachte über ſich ſelbſt, als er einen weißen Sandſtein fand, der als Brücke über einen kleinen Graben diente, in welchem friedlich ein kleines Wäſſerchen faulte, denn es floß nicht, ſondern ſtand ſtill.

Nach einer Viertelſtunde hatte St. Aignan die Poſada des nahen Dörfchens erreicht, war willig von dem Wirthe aufgenommen worden und hatte ſich behaglich gelagert neben dem Heerde unter einer Geſellſchaft von Eſelstreibern.

# V.

# Des Mordes Strafe.

Ziemlich ſpät erwachte Aignan und rieb ſich verwundert die Augen, als er ſich auf dem harten Eſtrich neben dem Heerde liegen fand, indeß beſann er ſich bald und faßte nach der Börſe, die er an ſeinem Buſen verborgen hatte. Sie war ihm merkwürdiger Weiſe nicht geſtohlen worden. Nun ließ er ſich ein Frühſtück bereiten, das ihn, durch den Contraſt, an ſeine Frühſtücks bei Very in Paris erinnerte, miethete dann einen Mauleſel und einen dickköpfigen Jungen dazu, der mit ſeinem Maulthier an Weisheit mit Erfolg hätte wetteifern können; ſo trat St. Aignan die Reiſe nach der nächſten Stadt an, die er, nach der Verſicherung des Caballero Wirth, um Mittag erreichen ſollte.

Unterwegs führte der junge Herr ſeine Gedanken feſtlich in den ſonnigen Gefilden der Zukunft ſpazieren, ſuchte ſie aber ſo viel als möglich von der Vergangenheit entfernt zu halten, die ihm zwar keine Reue, aber doch unwillkührliche Angſt verurſachte. St. Aig-

nan baute ſpaniſche Schlöſſer auf ſpaniſchem Grund und Boden und lieblich accompagnirte ihn bei dieſer angenehmen Beſchäftigung das Geklingel der Schellen am Halſe des ſtolzen Thieres auf dem er ritt. Die Gegend bot der Beſchauung eben nichts Merkwürdiges dar, ein hügeliger, ſteiniger Boden, wenig bebaut, und ſtellenweiſe durch ſchöne, dunkle Laubwälder geziert, die heute, am heißen, hellen Vormittag, dem edeln Grafen von St. Aignan eben ſo lieblich dünkten mit ihren kühlen Schatten, als ſie ihm in vergangener Nacht Schrecken eingejagt mit ihrer Blätter unheimlichem Rauſchen.

Mittag war nahe, als Aignan, ſchon erſchöpft von der Gluth der Sonnenſtrahlen, in eine ſchmutzige Straße eintritt, die in ihrem Aeußern eine unverkennbare Hinneigung zur cyniſchen Philoſophie an den Tag legte, denn zahlloſe Hunde, mit Schmutz bedeckt, ſprangen bellend um das Maulthier St. Aignan's herum, das indeß dem Cynismus einen bewundernswürdigen Stoicismus entgegenſetzte und nicht aus ſeinem Paß zu bringen war, ja, vielleicht um ſeine philoſophiſche Verachtung gegen die Hunde noch klarer an den Tag zu legen, in einen ganz gemächlichen Schritt überging. Der weiſe Jüngling nämlich trieb es nicht mehr an mit

ſeinem Stecken und ſeinen auf das Ehrgefühl des Maulthiers berechneten Redensarten, ſondern lieferte eben den Hunden eine Schlacht, in der er ſich zwar des Sieges nicht rühmen konnte, ſich aber doch glorreich durchſchlug.

Auch dieſe kleine Stadt hatte ihren Keſe politico und vier und zwanzig zerlumpte Menſchen vom tapfern Regimente Navarra zur Beſatzung.

Zu dieſem Keſe politico ließ ſich St. Aignan führen, man führte ihn alſo ſeinem Begehren gemäß in ein Haus, welches eigentlich nur eine Scheune war, jetzt aber als Rathhaus diente, da die Karliſten im letzten Kriege ſich hier feſtgeſetzt, den Ort vertheidigt und das Rathhaus hatten in Flammen aufgehen laſſen.

Ein Barfüßler, das heißt kein Mönch, ſondern ein hiſpaniſcher Jüngling, der den weiblichen Luxus der Strümpfe und Schuhe verachtete, führte St. Aignan in das Allerheiligſte der Gerechtigkeit des kleinen Städtchens. Der Graf ſtand auf einer Scheunentenne und hatte auf der andern Wand vor ſich, die mit ellenlangen Buchſtaben geſchriebenen Worte „Isabel-Constituzione“ — unter dem Schatten dieſer magiſchen Worte ruhte ein langer, dürrer Mann, der in ſeinen Mantel gewickelt auf dem Rücken lag und den Dampf

einer Papiercigarre bis in die höchſten Räume, d. h. bis unter das Scheunendach, mit ernſten Blicken verfolgte und erſt, wenn nichts mehr von der blauen Wolke zu ſehen war, eine zweite Wolke aus der Cigarre ſog, ſie eine Weile im Munde behielt und ſie dann behaglich halb durch die Naſe, halb durch die Lippen wieder ausſtieß.

Dieſer Mann war der Xefe politico, aber kein Xefe politico, der ſich gewaſchen hat, ſondern im Gegentheil einer, der ergraut zu ſein ſchien, wenn auch nicht gerade im Dienſte der Königin und der Conſtitution, ſo doch im Staube und Schmutze der Scheunentenne, die Parquet und Barre der Juſtiz verſtellte. Dem Xefe politico dieſer würdigen conſtitutionellen Autorität fiel es gar nicht ein, beim Eintritt Aignan's ſich zu erheben, nicht einmal den Kopf drehte er um, ſondern murmelte nur mürriſch: „Quien vive," wer iſt da?"

„Ein Franzoſe!" antwortete St. Aignan, würde aber vermuthlich eine beſſere Antwort gegeben haben, wenn er vorher hätte wiſſen können, daß dieſes einzige Wort die conſtitutionelle Obrigkeit ſo ganz außer ſich bringen werde. Der Spanier nämlich ſprang auf, ſchleuderte die Cigarre auf die Erde und trat mit dem Fuße

darauf, ſchoß grimmige Blicke auf St. Aignan und ſchrie wüthend: „Alle Franzoſen ſind Hunde, alle Franzoſen müſſen ſterben!“

St. Aignan ſtaunte, er hatte den Prahlereien ſeiner Landsleute in den Journalen geglaubt, er hatte es für wahr gehalten, wenn man ihm von der Popularität der Franzoſen im conſtitutionellen Spanien redete, er wußte nichts von dem dämoniſchen Haß, der ganze Provinzen Spaniens entflammt, der ſeit Napoleons Kriegen unvertilgbar zu ſein ſcheint in den untern Schichten der Bevölkerung. Der Kefe politico hatte gegen die Franzoſen gefochten, die Franzoſen hatten vielleicht ſeine Hütte verbrannt, vielleicht ſeine Aeltern und Geſchwiſter niedergemetzelt, er fühlte nichts als tiefgewurzelten Haß gegen die Franzoſen und wie er fühlte, ſo fühlten viele tauſend Spanier ebenfalls. Indeß faßte ſich unſer politiſcher Chef bald, murmelte nur noch einmal „alle Franzoſen ſind Hunde,“ hob dann ökonomiſch ſeine Cigarre wieder auf und fragte barſch und kurz: „Wer biſt Du, Franzoſe, was willſt Du von mir?“

Dieſes Alles ſchien dem Franzoſen wenig einladend und wir müſſen darin ſeiner Anſicht durchaus bei-

rſtichten, deſto mehr beeilte er ſich dem Spanier eine erfreuliche Nachricht zu geben.

„Ich komme," ſprach er, „zu einem der gerechteſten Beamten der conſtitutionellen Regierung —"

„Franzoſe, Du willſt mich betrügen, denn Du ſchmeichelſt mir!" erwiederte der Spanier ernſt.

„Durchaus nicht," fuhr Aignan fort, „ich habe einen Schlupfwinkel der Verräther, der Hunde der Carliſten entdeckt, ich will ihn Euch zeigen, Ihr könnt mehrere vornehme Rebellen gefangen nehmen."

Wenn Sr. Aignan erwartet hatte, daß der Rese politico ihm bei dieſer Nachricht vor Freude um den Hals falle, ſo hatte er ſich bitter getäuſcht; der Spanier fragte ganz ruhig: „Wo iſt Dein Paß, Fremder, denn wenn Du nach Spanien gekommen biſt, um Spanier an Spanier zu verrathen, ſo biſt Du vermuthlich im Auftrag der Regierung, denn zum Vergnügen iſt man doch nicht Spion!"

„Ich bin auch nicht Spion," entgegnete Aignan beſtürzt, „ich habe die Entdeckung zufällig gemacht."

„Wo iſt Dein Paß?"

„Die Häupter der Carliſten dort heißen Don Juan von Aurinia!"

„Wo iſt Dein Paß, Fremder; Hund von einem Franzoſen, wo iſt Dein Paß?“ ſchrie jetzt der würdige Beamte erboſt.

„Ich habe keinen Paß!“ erwiederte Aignan kleinlaut.

„Du haſt keinen Paß?“ rief der Beamte erſtaunt, „und ich ſoll einem Franzoſen glauben, der ohne Paß hier ſpionirt? Ha, Du ſpionirſt vermuthlich für die Carliſten; he, holla!“

Auf dieſen Ruf erſchienen zehn bis zwölf zerlumpte Kerle, die Aignan ſchon beim Eintritt an der Thür bemerkt hatte.

„Durchſucht einmal dieſen Burſchen!“ befahl der Beamte.

Die Durchſuchung wurde zwar ſehr kurz, aber eigentlich etwas unzart angeſtellt, denn man riß dem armen St. Aignan ganz einfach alle Kleider vom Leibe und legte das Reſultat, welches ſich bei der Unterſuchung herausſtellte, nämlich eine Börſe, eine Briefta-ſche, ein ſeidenes Taſchentuch, auf einen kleinen Ei-mer vor den Xefe politico. St. Aignan fühlte die unphiloſophiſche Regung ſeinem Zorn, ſeinem Grimm durch Schimpfen Luft zu machen und begann auch damit, wurde aber alsbald durch einige zarte Berührungen doppelter Art, die man im gewöhnlichen Leben Rip-

penstöße und Faustschläge zu nennen pflegt, zur löblichen Tugend des Schweigens zurückgebracht und mußte nun sehen, wie einer der zerlumpten Kerls sehr behaglich seine Stiefeln anzog, während sich zwei andere in seinen Ueberrock theilten.

Der edle Xefe politico entfaltete jetzt zuvörderst mit wahrhaft diplomatischer Vorsicht das seidene Taschentuch, in welches ein Bild Napoleons eingewirkt war, er nahm es ganz auseinander, hielt es seinen Leuten hin und rief: „Seht hier, es ist ein Verräther, seht da das Bild des verdammten Malapärte!“

„Hund, Verräther!“ schrieen die Spanier und accompagnirten sich selbst bei diesem Geschrei, indem sie ihre Fäuste im Tact niederfallen ließen auf den armen St. Aignan, der vor Wuth schäumte. Indeß muß man diesen zerlumpten Kerls doch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen und zugeben, daß keiner von ihnen bei diesem Intermezzo die Achtung vor der Obrigkeit aus den Augen setzte. Jetzt eröffnete der politische Chef die Börse und schüttete einen großen Haufen Goldmünzen auf den Boden des umgekehrten Eimers. Bei dem Anblick dieses Goldes strahlte wirklich eine rührende Freude aus den Gesichtern der zerlumpten Caballeros, sie überlegten, wie viel Gutes sie zu thun im Stande sein

würden mit dieſem Gelde — ſie konnten ſich ja Cigarren kaufen und Zwiebeln und Zwiebeln und Cigarren, was ſie nicht nur für etwas Gutes, ſondern ſogar für das Beſte hielten.

Der Xefe politico nahm jetzt ein Goldſtück, beſah es eine Weile und ſprach dann: „Kommt Caballeros, ſagt mir, weſſen Bild iſt das?“

„Des Infanten Don Carlos, des Feindes unſrer Königin!“ ſchrieen die Hidalgos.

„Der Hund iſt alſo ein Franzoſe, der falſches Geld im Lande verbreitet, darauf ſteht die Todesſtrafe!“

St. Aignan konnte es ſich nicht verhehlen, daß ſeine Sache auf dem Punkte ſtehe einen ſehr übeln Ausgang zu nehmen und es war ihm dabei nichts weniger als angenehm zu Sinne.

Auch die Brieftaſche mußte ſich jetzt der conſtitutionellen Gewalt der ſchmutzigen Fäuſte des Xefe politico fügen und aufmerkſam wendete der würdige Beamte jedes Blatt um, er fand, obgleich er nicht leſen konnte, ſehr bald, was er ſuchte, nämlich ein Paquet franzöſiſches Papiergeld, dann erklärte er die zahlreichen Briefſchaften, welche die Taſche enthielt, für eine verrätheriſche Correſpondenz mit den Feinden Spaniens

und befahl den Hund von einem Franzoſen in das Gefängniß zu führen.

Das conſtitutionelle Gefängniß der guten Stadt war etwas eigenthümlicher Art, bot aber gewiß manche Vortheile dar, die einem aufmerkſamen Beobachter des Gefängnißweſens gewiß nicht entgangen ſein würden. Das Gefängniß beſtand nämlich aus drei ſchmalen Brettern, die man über zwei Querbalken, mitten unter dem Dach der Scheune, gelegt hatte. Man ließ es nun zwar nicht an den dringlichſten Einladungen fehlen, um St. Aignan zu bewegen auf einer ſchwanken Leiter in ſein Gefängniß zu klettern, aber der Franzoſe, der von jeher ein ſchlechter Katholik geweſen war, wurde hier ganz zum Proteſtanten, mit Händen und Füßen proteſtirte er gegen dieſe Zumuthung, bis ihn endlich zwei der Caballeros auf die Leiter ſtellten und nun ſo lange auf ihn losſchlugen, bis er zu klettern begann, mit einer Stange trieben ſie den Proteſtanten in ſein Gefängniß und zogen dann mit einer wahrhaft nationalen Würde die Leiter wieder ab. St. Aignan begann von ſeinem höhern Standpunkte auf's Neue zu proteſtiren, aber die Caballeros waren zu angenehm beſchäftigt, um darauf viel zu geben — der Reſe politico theilte das Geld aus.

Während die conſtitutionellen Edelleute unten auf der Tenne die Goldſtücke des abſoluten Königs mit unverkennbarem Wohlgefallen vertheilten, hatte St. Aignan Gelegenheit ſeine dermalige Lage etwas näher zu betrachten und leider konnte er ſich nicht verbergen, daß ſelbige höchſt ſchwankend, denn die Bretter lagen nicht feſt auf den Balken und huldigten bei jeder Bewegung des Franzoſen einem Fortſchrittsprincip, das breite Spalten in ihrer hölzernen Einheit entſtehen ließ. Ferner fand St. Aignan ſeine Lage auch nichts weniger als bequem, denn die drei Bretter waren ſo ſchmal, daß bald der rechte Arm und der linke Fuß, bald umgekehrt der linke Arm und der rechte Fuß über die Breite derſelben hinausragten und St. Aignan gerieth alle Mal in die größte Gefahr in's Bodenloſe zu fallen, wenn er eine Fliege nöthigen mußte, ihre Promenade von ſeiner Naſe an einen andern, weniger ſenſibeln, Theil ſeines Körpers zu verlegen. Indeß gewöhnt ſich der Menſch an Alles, wenn man etwa die Cenſur ausnimmt, und auch unſer Abenteurer gewöhnte ſich endlich an ſeine Lage, d. h. er war im Stande einigermaßen von derſelben zu abſtrahiren und ſeine Blicke abwärts gleiten zu laſſen auf die Tenne der Scheune, welchen Orts man die Vertheilung ſeiner Habſeligkeiten

endlich beendet hatte und ſich nun eifrig mit dem Schickſale ſeines Leichnams zu beſchäftigen ſchien; ſeines Leichnams ſage ich, denn ſeine unſterbliche Seele kam nicht in Betracht, da dieſe, als die eines herege, eines Hundes, eines Franzoſen ohne Widerſpruch der aimabeln Perſon des leibhaften Satans zufallen mußte. Schaudernd vernahm St. Aignan, daß die Rathsverſammlung mit abſoluter Majorität ihm das Leben abſprach; „Er muß ſterben!“ ſchloß der Xefe politico, „denn wenn wir ihn loslaſſen, klagt er beim Generalcapitain, oder dem Conſul und wir müſſen das Geld hergeben.“

„Er muß ſterben!“ hallte es im Chor der Verſammlung. „Ich will nicht klagen, ich beſchwöre es, laßt mich los!“ ſchrie der Gefangene von ſeiner Höhe hernieder; „ich beſchwöre Euch, laßt mich leben, ich ſchenke Euch Alles Geld, ich ſchwöre Euch nicht zu verrathen, Senhores Caballeros!“

„Alle Franzoſen ſind Hunde und alle Hunde lügen!“ antwortete man ihm.

„Alle Franzoſen ſind herege's, Ketzer, Ketzer haben keinen Gott, können alſo nicht ſchwören!“

„Alle Franzoſen ſind Großmäuler, der herege will uns ſchenken was wir ſchon haben!“

„Baſta!“ rief der Keſe politico, „hängt ihn gleich dort an den Balken, damit wir Ruhe haben.“

Gleichmüthig zündete ſich die ehrenwerthe conſtitutionelle Obrigkeit der Stadt eine Cigarre an und überließ die Vollſtreckung ſeiner ſtrengen Sentenz vier Mitgliedern des hohen Raths, in deren Hände vermuthlich die executive Gewalt gelegt war. Dieſe ſetzten nun die Leiter wieder an und erſuchten St. Aignan ſehr höflich, wenn auch anſcheinend grob, herabzuſteigen und ſich gefälligſt aufhängen zu laſſen. Der Franzoſe war außer ſich vor Wuth und Angſt, er beſchloß ſich auf ſeinem hohen Poſten zu erhalten und brauchte eine Kriegsliſt, die ihm trefflich gelang, denn ehe es ſich die Spanier verſahen, hatte St. Aignan die Leiter ergriffen und ſie in die Höhe gezogen, zwar geriethen die Bretter auf denen er lag bei dieſem Coup in eine bedenklich ſchwankende Bewegung, aber ſie fielen doch nicht und St. Aignan legte die Leiter, die eroberte Trophäe ſeines Sieges quer über die Balken und fand ſo ſehr bald ſeine Lage etwas verbeſſert, die Leiter war eine bedeutende Stütze für ihn.

Jetzt beriethen ſich die Spanier unter einander und riefen ihm zu er möge herab kommen, man wolle ihm nichts thun, man wolle ihn freilaſſen u. ſ. w. aber

St. Aignan hatte treffliche Ohren, er hatte gehört, daß der Xefe politico ſagte: „einem herege braucht man kein Wort zu halten!“ und darum begrüßte er hohnlachend die Propoſition ſeiner Feinde, ſchimpfte ſie Hunde und Baſtarde, nannte die Königin Iſabel einen Wechſelbalg, belegte die Königin Chriſtine mit noch erbaulicheren Ehrentiteln und brachte ſchließlich dem abſoluten Könige ein Vivat. St. Aignan hatte noch nicht alle Hoffnungen aufgegeben, langſam ſchob er ſeine drei Bretter und ſeine Leiter bis dicht unter das Dach der Scheune, dort ſtand er plötzlich auf, ſchlug die nächſten Ziegel entzwei und ſchaute durch die Oeffnung herab auf einen unregelmäßigen, ungepflaſterten Platz, auf welchem ſich einige ſpaniſche Hidalgos ohne Schuhe und Strümpfe herumtrieben. „Hülfe, Hülfe, Senhores, man will mich morden!“ ſchrie der Franzoſe ihnen zu, aber keiner der Edelleute ſchien ein beſonderes Gelüſt nach einer nähern Bekanntſchaft mit dem Xefe politico zu tragen, ſie begnügten ſich ihre Papiercigarren einen Augenblick aus dem Munde zu nehmen, den Franzoſen zu fixiren und dann ruhig ihre Promenade fortzuſetzen.

Der Xefe politico, der das Aufſehen aus Beſcheidenheit haßte, forderte jetzt den Gefangenen noch einmal auf, herabzuſteigen und ſich gutwillig hängen zu

laſſen, St. Aignan aber antwortete mit einem Ziegelſteine, der dicht neben dem Kopf der ſtädtiſchen Autorität vorbei flog.

„Hund von einem Franzoſen!“ ſchrieen die Spanier.

„Baſtardsbrut, Schufte!“ antwortete der Franzoſe und ſchleuderte wieder einige Ziegelſteine, die aber etwas zu ſchwer waren für St. Aignans Kraft und ſeiner genirten Stellung unter dem Dache, die Wucht des Wurfs riß den Franzoſen vorwärts, das eine Brett rutſchte, St. Aignans rechter Fuß gerieth zwiſchen die Sproſſen der Leiter, trat natürlich durch, die Leiter ſchlug um, rechts und links fielen die Bretter auf die Tenne und oben zwiſchen den Balken hing St. Aignan mit einem Fuß feſt zwiſchen die Sproſſen der Leiter geklemmt, die Füße nach Oben, den Kopf nach unten. „Santissima madre!“ ſchrieen die Spanier und ſchauten nach dem hängenden Ketzer, den die heilige Jungfrau ſelbſt beſtraft hatte für ſeine Schmähungen gegen gute Katholiken.

„Helft mir, helft mir!“ ſtöhnte St. Aignan und machte eine furchtbare Anſtrengung ſeinen Fuß aus der Leiter zu befreien, ohne zu bedenken, daß er dann zwanzig Schuh hoch herab ſtürzen und ſich ganz zerſchmettern mußte, vielleicht aber zog er auch einen

ſchnellen Tod der furchtbaren Lage vor, in der er ſich befand. „Helft mir, helft mir!“ brüllte er.

„Alle Franzoſen ſind Hunde!“ antworteten die Spanier und ſahen die Cigarren im Munde gemüthlich den furchtbaren Anſtrengungen zu, die St. Aignan machte, ſich zu befreien. Jetzt wurde das Geſicht des an den Beinen Aufgehängten ſchwarzblau, nur ein heiſeres, kurz ausgeſtoßenes Geheul verrieth, daß der Unglückliche noch lebe.

Plötzlich knallte ein Schuß, eine blutige Leiche mit zerſchmettertem Kopfe hing an der Leiter.

Der Xefe politico wiſchte ſorgfältig das Schloß ſeiner langen, gezogenen Büchſe wieder ab und lehnte ſie ruhig in den Winkel; ſeine Leute blickten ihn fragend an „ich mochte es nicht mehr ſehen!“ antwortete er einfach.

Druck von J. Wedel in Zeitz.

In demſelben Verlage ſind ferner erſchienen und in allen ſoliden Buchhandlungen zu haben:

# Balgowe

## Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde

von

**F. W. F. v. Rekowski.**

3 Bände. 8. brch. 3 Thlr.

Der Herr Verfaſſer, der in ſeinen früher erſchienenen Eichenkränzen durch zwei höchſt gelungene Novellen aus der Geſchichte der Kämpfe der deutſchen Ordensritter gegen die heidniſchen Preußen, der Leſewelt ſchon vortheilhaft bekannt iſt, bringt hier, aus demſelben reichhaltigen Stoff, ſeinen erſten großen Roman. Neben einer, bei Romanen ſeltenen, und daher deſto mehr zu ſchätzenden hiſtoriſchen Treue, und einer trefflichen charakteriſtiſchen Schilderung damaliger Sitten und Gebräuche beider ſich bekämpfenden Nationen, findet man durch das Ganze den anmuthigen Faden der Erzählung auf die anziehendſte Weiſe gewebt.

Ohne durch unnatürliche Spannungen den gebildeten Leſer zu ermüden, ſind die Verwicklungen meiſterhaft angelegt und kunſtgemäß gelöst und dürfte Herrn v. Rekowski's „Balgowe" unter den vorzüglichſten Erſcheinungen der deutſchen belletriſtiſchen Literatur hervorragen.

---

# Die Geusen,

oder

# Fanatismus und Liebe.

## Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde

von **Max Flinzer.**

2 Bde. 8. Eleg. br. 2 Thlr. 7½ Ngr. = 2 Thlr. 6 gGr.

Wie in dem oben erwähnten Roman „Balgowe" die Kämpfe des Chriſtenthums mit dem nordiſchen Heidenthum

geschildert werden, so sind hier die fanatischen Reibungen und Kämpfe der, durch die Reformation in zwei feindselige Theile zerspaltenen Bekenner der Christuslehre, und der daraus entstandenen unseligen Verfolgungen, welche die finstere Staatspolitik des zweiten Philipp von Spanien gegen seine unglücklichen, aber braven Unterthanen in den Niederlanden verhängte, mit kunstfertiger Hand gezeichnet.

Auch hier bildet der Roman selbst ein anmuthiges Band, das durch den Ernst der historischen Ereignisse geflochten ist, und wie die Geschichte die Kämpfe des Fanatismus sowohl, als die einer ächten Religiosität und feurigen Vaterlandsliebe bringt, so sind im Roman die Verwicklungen, die verschiedenartiger Glaube und die Allmacht der Liebe hervorrufen, anziehend und treffend gezeichnet.

---

Die

# Tochter des Frömmlers.

## Ein Beitrag zur Sittengeschichte unserer Tage

von

**George Hesekiel.**

gr. 8. brosch. 1 Thlr.

Motto:

Mundus vult decipi ergo decipiatur!

Eine wahrhafte Schilderung stattgefundener Begebenheiten und Enthüllung scheinheiliger und verbrecherischer Umtriebe heuchlerischer Gotteslästerer, die den Namen „frommer Christen" nicht scheuten zu entweihen und das Heiligste, was in der Menschenbrust wohnt, zum Deckmantel frecher und niedriger Leidenschaften benutzten und schändeten.

---

# Armsünder-Stimmen.

## Zwölf Lieder

von **Ernst Dronke.**

8 eleg. brosch. Preis: 15 Ngr.

# VI.

# Briefe

## von Fauſt an Don Juan.

# Erſter Brief.

Berlin den 11. Januar 1846.

Don Juan, mein lieber, theurer, zürne mir nicht, daß ich Dir in dieſem Briefe lauter traurige Nachrichten mittheilen muß; ich weiß Du wirſt der Ueberbringerin dieſe Nachrichten nicht entgelten laſſen, wenn ich Dir ſage, daß es dieſelbe Madame Strobel iſt, welche ſchon als Röschen Mensdorff unſere Theilnahme zu erregen und ſich zu erhalten wußte. Du weißt, was ſie von ihrem Manne trennte? jetzt hat ſie ihn wieder bei ſich, weil er ein Bettler geworden war durch den Banquerott von Blauholm und Söhne, ſie, die arme Fabrikdirne aber iſt ja Beſitzerin eines faſt fürſtlichen Vermögens; da ſchicke ich ſie Dir nun mit ihrem Mann und ihrem alten Vater nach Deinem prächtigen, ſonnigen Amerika, Du wirſt ſie gut empfangen, ſchon meinetwegen. Nun muß ich meine Trauerbotſchaften

doch anbringen, ſo lang als möglich hab ich ſie verzögert, ich glaubte immer, es ſollte ſich noch Etwas Angenehmes finden, das hätte ich dann hinzugefügt und ſo den Eindruck der Hiobsposten zu mildern verſucht.

Don Juan, mein Lieber, am letzten Tage des vergangenen Jahres iſt Dein, unſer Klingsohr heimgegangen, plötzlich, unerwartet, ſeltſam, wie er immer im Leben war; Monſieur Beenndorf bringt ihm morgens die Briefe wie gewöhnlich, wie gewöhnlich brennt die Lampe, wie immer ſitzt der alte Mann in ſeinen Kiſſen; die Katzen ſchnurren um ihn, es iſt behaglich wie immer in der Büchernische, es hat ſich nichts geändert, aber Klingsohr iſt todt. — Die ſtarren Finger hielten noch die Satyren des Juvenal feſt, der alte Ehrenmann war bei ſeiner Morgenlektüre ſanft entſchlummert. Ein Herr Johann Proſch, ein Stiefbruder des Verewigten, ein Mann Dir ſehr nahe befreundet, wie ich nachher erfuhr, ſchrieb mir, ich eilte nach Klingsohres Wohnort, wir haben den alten Klingsohr zu Grabe geleitet. Ein großer, ein edler Geiſt iſt in ihm zur Ruhe gebracht. — Klingsohr's Haus und Habe, deſſen Erbe Du biſt, Don Juan, haben wir dem alten getreuen Monſieur Beenndorf und der betagten Jungfer lebenslänglich zum Nießbrauch überlaſſen.

Wir ſind überzeugt ſo in Deinem großmüthigen Sinne gehandelt zu haben. Herr Proſch, deſſen Freund ich geworden bin, grüßt Dich mit dem Spruch der Eingeweihten, er ſchriebe niemals Briefe, das zieme einem alten Schäfer nicht; Du würdeſt es ſchon verſtehen! ich glaube auch. Don Juan, habe ich Dir jetzt als Menſchen wehe gethan durch dieſe Nachricht, ſo muß ich jetzt leider auch Deine politiſchen Sympathieen kränken — die Nachricht, die ich Dir nun mittheile, wird Dich mehr ſchmerzen als Klingsohr's Tod, die Menſchen ſind einmal ſo. — Dein König Karl, mein armer Don Juan, lebt einſam, verlaſſen, traurig vereinſamt in Italien, er leidet Mangel oft ſelbſt am Nothwendigſten, denn die Unterſtützungen, die ihm zufließen, werden meiſtens dem Grafen Montemolin geſendet, damit dieſer, wenigſtens einigermaßen, eine Art von Hof halten kann — die Stärke der Partei in Spanien mußt Du beſſer kennen als ich, Europa hält die Sache des Prätendenten für hoffnungslos — o mein Don Juan, warum mußteſt Du ein in ſpaniſche Grandezza überſetzter Cato ſein? warum mußteſt Du Dein Herz an die verlorne, überwundne Sache hängen? wieviel Schmerz, wieviel brennenden unſäglichen Seelenſchmerz, hat die Welt dadurch auch Deinen Freunden nicht ſchon die-

ſes raſtloſe, mühevolle und unfruchtbare Kämpfen gegen die Zeit gemacht! O, Don Juan, mein theurer, wie ſchmerzlich iſt es für mich, wenn ich Dich dem Spott, dem Hohn die Waffen ſelbſt in die Hände geben ſehe, die Waffen mit denen er Dich verwundet! Doch ich rede thörig, laß Jedem das Seine, Don Juan wäre nicht Don Juan, wenn er einer ſiegenden Partei angehörte! Du weißt, daß ich die politiſchen Anſichten, denen Du ſo ſchwärmeriſch huldigſt, daß ich ſie für überwunden anſehe, Du weißt, daß ich Deine friſche Begeiſterung, Deine ungebeugte Thätigkeit einem fruchtbarern Gebiete zuwenden möchte, aber Du weißt auch, daß ich Ueberzeugungstreue überall zu achten verſtehe, daß ich namentlich in der jetzigen Zeit ſie als ein Kleinod ſchätze, das nur die Edelſten beſitzen. Freilich giebt es Menſchen, die ſich liberal nennen und durch die Adoption dieſes oft und ſchnöde gemißbrauchten Titels ein Recht erworben zu haben glauben, jeden Andersdenkenden und Anderswollenden zu verhöhnen und zu beſchimpfen.

Soll ich von mir ſelbſt reden, Don Juan, mein Freund, ſo kann ich auch nur Trübes melden, mir geht es wie Dir, ich ernte beim beſten Wollen mehr Hohn als Dank; ich kämpfe gegen die Tyrannei des

Geldes und ſchamroth muß ich bekennen, daß es wieder nur das Geld iſt, welches meine Reputation in den Augen der meiſten Menſchen aufrecht erhält. Don Juan, ich ſchäme mich, aber ich bin oft verzweifelt, es will mir nicht gelingen, meine liebe deutſche Nation für die Sache der Rettung der arbeitenden Klaſſen zu entflammen, man verſteht mich nicht und deßhalb werde ich hier verdächtig und dort hält man mich für närriſch; böſer Wille iſt mir ſelten entgegen, immer aber die leidige, gottheilloſe Indifferenz und Bequemlichkeit; was ich für die Proletarier Deutſchlands bis jetzt erlangt habe, iſt Nichts, gar Nichts — Du weißt welche Hoffnung ich hatte durch meine Operation mit der Arbeiterdeputation das Herz eines großen Fürſten für die Sache des Elendes zu erwärmen, nichts iſt erfolgt. Einige Schriftſteller, die zu meiner Fahne geſchworen haben, kämpfen rüſtig und muthig, aber erreicht iſt noch gar nichts; die Spinner in Weſtphalen, die Weber in Schleſien ſind um nichts gebeſſert, die Noth mehrt ſich fortwährend, es iſt mir unmöglich etwas zu wirken, ich kann die Nation nicht electriſiren, mir graut vor dem unvermeidlich werdenden Zuſammenſtoß von Arbeit und Beſitz. Ich komme mir bei meinen Bemühungen faſt vor wie der advocatus diaboli bei

den Canoniſationsproceſſen, ich bemühe und quäle mich ohne die geringſte Ausſicht auf Erfolg.

Fragſt Du mich aber, wie es möglich iſt, daß eine ſo große und ſo edle Nation, wie die deutſche, ſo ganz ohne Intereſſe bleiben kann bei einer Frage, die ſo unendlich wichtig — ſo muß ich ſeufzend bekennen, daß Deutſchland wirklich unverbeſſerlich iſt, es hat nur ein Intereſſe, das für religiöſen Hader und Zank. Die Erde iſt ihm gleichgiltig, Deutſchland intereſſirt ſich blos für das, was im Himmel vorgeht — ſoll man ſolche Thorheit beweinen? ſoll man ſie belachen? oder ſoll man ſie achten? Blicke auf die Geſchichte der letzten Jahrhunderte; Deutſchland zog unter Hader und Zank die Reformation groß, es wußte aber nichts mit ihr anzufangen, die Niederländer nahmen die Reformation und wurden ein freies Volk, die Britten nahmen ſie und beherrſchten die Erde mit ihr, Deutſchland richtete ſich politiſch zu Grunde damit; die Reformation machte ſie gleichgiltig gegen das Vaterland, wenn der katholiſche Kaiſer in Ungarn geſchlagen wurde und am Rhein ein Reichsland nach dem andern verlor — was ging das den proteſtantiſchen Fürſten und Fürſtlein an? wenn der deutſche Name im Ausland mit Schmach bedeckt wurde, wen kümmerte das? Ver-

handlungen über des Reiches Wohl und Weh, daran hatte Niemand Intereſſe, die Gezänke der Hoftheologen aber und die der theologiſchen Facultäten, die waren von der höchſten Wichtigkeit. Der Weſtphäliſche Frieden gab dem Schweden Deutſches Reichsland, Frankreich rückte ſeine Grenze immer tiefer hinein ins Reich; was ſchadet's, man hatte doch Religionsfreiheit und von da ab ging's Zanken, Belfern, Beißen um religiöſe Dinge fort bis auf den heutigen Tag; von Patriotismus keine Spur mehr, der Deutſche jubelte über Friedrichs des Großen Siege, er nannte ſeine eigene, die Reichsarmee, ſpöttiſch die Reißausarmee — Don Juan, Du haſt dieſe Zeit gekannt — giebt es Etwas Elenderes? Soldatendruck erzeugte 1813 eine energiſche Manifeſtation des Nationalwillens und Nationalunwillens, aber dieſe Bewegung war im Grunde nur eine Particularpreußiſche, eine allgemein-deutſche war ſie nicht, und, ich erlaube mir an dem Erfolge zu zweifeln, wenn nicht die großen Männer, welche jene Bewegung leiteten, religiöſe Elemente beizumiſchen verſtanden hätten.

Seit Napoleons Sturz hat der Zank nicht aufgehört über Glaubensdogmen in Deutſchland, Verketzerungen und neue Richtungen kreuzten ſich, ſeit zwei Jah-

ren etwa aber ſcheint die liebe deutſche Nation förmlich von der Tarantel geſtochen zu ſein. der Zank der Theologen dringt von den Kathedern und Kanzeln in die ſtillen Familienzimmer, er erfüllt die Werkſtatt des Schuſters, er brüllt im Comtoir des Kaufmanns, er bewegt Rathsſtuben und Rathskeller, er jubelt auf den Straßen, er flucht an offnen Gräbern, er klirrt in den Wachtſtuben und Kaſernen. Lichtfreunde und Finſterlinge, Deutſch-Katholiken und Ultramontane, Proteſtkatholiken und Unioniſten, Jeſuiten und Altlutheraner, Reformjuden und Quäker, Gott weiß alle dieſe Namen — man muß Partei nehmen in dieſem Geheul und dieſer Verwirrung, ſonſt iſt man kein braver Deutſcher und Leute, die nicht eine Spur von Religion, nicht einen Funken wahrem Intereſſes an religiöſem Glauben, oder Nichtglauben haben, die ſchreien häufig am Lauteſten.

Das, mein Juan, dieſer theologiſche Zank ſtumpft den Geiſt des deutſchen Volkes ab gegen die große, ſociale Frage — ach, Du ſollteſt ſehen, ſelbſt die kleinſte politiſche Anregung läßt bei den Deutſchen eine oft Monate andauernde Abſpannung zurück.

Verzeihe mir, Don Juan, mein Lieber, mein Theuerer, ich mußte aber meinem bedrängten Herzen einmal

Luft machen, ich mußte, wenn auch nur auf Augenblicke, meinen Gram einmal herunterſprechen von der gequälten Bruſt.

Nun leb wohl, mein Geliebter, Deine Briefe finden mich auf dem alten Wege, grüße mir Deine Incarnacion, die ſich wohl ſelig fühlt in ihrem ſonnigen Vaterlande und empfiehl mich Deinem durchlauchtigen Negerprinzen, meinem Freunde, dem „doppelten Kopf.“

Mit dem Gruß der innigſten Liebe und unwandelbarſten Freundſchaft

Dein

**Fauſt.**

# Zweiter Brief.

Paris den 16. März 1816.

Ich habe Deinen Brief vom erſten Weihnachtstage des vorigen Jahres hier vorgefunden, mein theurer Juan, ich brauche Dir wohl nicht zu ſagen, wie herzlich ich mich Deines und der Deinigen Wohlſeins erfreue, wie ich wünſche, Du mögeſt Dich noch lange deſſen erfreuen und, fern von dieſer europäiſchen Welt, ſeligen Friedens im Umgange mit lieben Freunden und holden Frauen genießen. **Beatus ille qui procul negotiis est** rief ich mit Horaz, als ich Deinen Brief geleſen; ach! dieſes europäiſche Leben flößt mir Ekel ein und bietet mir doch zugleich die einzige Luft, in der ich zu athmen, zu leben vermag. Röschen mit ihrem Gefolge wird Dir nun wohl auch meinen traurigen Brief vom Januar übergeben haben, ich las in den

Seeberichten, daß das Schiff, auf welchem ſie ſich zu Hamburg einſchiffte, glücklich zu Para angekommen. Trauerbotſchaften habe ich Dir heute keine mitzutheilen, auch wird mein Brief nicht traurig ſein, denn ich höre ſeit vier Wochen ſchon kein deutſches Religionsgezänk — Du glaubſt nicht, Juan, mein Theurer, welche unendliche Wohlthat das für mich iſt; zugleich ſehe ich hier in Paris viel Schönes, viel Großes — hier regt ſich der fruchtbare Geiſt der Aſſociation mächtig in den untern Klaſſen — es läßt ſich wirklich noch nicht beſtimmen, wohin das Princip der Aſſociation führen kann. Das bringt mich auf Deinen Auftrag, denn nie würde ich das eigentliche Weſen der Arbeiterverbindungen, das Innere derſelben u. ſ. w. genau kennen gelernt haben, wenn mir nicht Charles Tetonne, er will den Namen durchaus nicht ändern, die Wege geebnet und mir die Mittel an die Hand gegeben hätte.

Ich muß Dir geſtehen, mein Juan, als ich zu Deiner Rafaëla Sohn trat, konnte ich nicht umhin, Deiner Theorie von der reinen Race, vom unvermiſchten Blut u. ſ. w. wenigſtens in dieſem beſondern Falle Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen. Ich fuhr zu Charles Tetonne, er beſitzt jetzt eine der größten Tiſchlerwerkſtätten in Paris und hat weit über hundert Leute,

ein um ihn arbeiten; ich trat in einen großen Saal, in welchem etwa zwanzig Leute beschäftigt waren; es kam mir ein Mann entgegen, groß und schlank, in einer blauen Blouse mit einem weißen Hemdkragen und fragte mich freundlich nach meinem Begehr. So wie er redete erkannte ich ihn an seiner großen Aehnlichkeit mit Deiner armen Rafaëla, mein Juan, noch mehr aber erinnerte mich sein Mienenspiel an van der Valcke. Der Tischler hatte ein so vornehmes, ein so echt adeliges Wesen, daß ich staunte.

„Ich sehe Herrn Letonne vor mir," sagte ich lächelnd.

„Charles Letonne ist mein Name, befehlen Sie, mein Herr!"

„Ich kenne Sie, mein Herr!"

Eine stumme Verbeugung.

„Ich erkenne sie an ihrer Aehnlichkeit mit dem armen Leonard Cornelys van der Valcke —"

„ah, mein unglücklicher Vater!" seufzte Rafaëla's Sohn, „Sie haben ihn gekannt, mein Herr, vielleicht auch meine arme Mutter?" fragte er dann, ohne, wie sonst den Leuten seines Standes gewöhnlich, Staunen zu zeigen.

„Ich bin," sagte ich, „ein alter Freund Ihres Großvaters Don Juan, ich bin Johann Faust, der deutsche Doctor!"

„Sein Sie mir herzlich willkommen, theurer Herr!" sprach Charles Leroux jetzt und sein Wesen wurde nun so anständig vertraulich, daß es mich wahrhaft erquickte; er führte mich zu seiner Familie, ich fand eine kleine, liebliche Frau, einen Säugling an der weißen Brust; als sie hörte, wer ich sei, ging sie mir unbefangen entgegen, bot mir die frischen Lippen zum Kuß und sagte, sie sehne sich so ihres Mannes Großvater zu sehen, daß es ihr schon ein großes Vergnügen gewähre wenigstens einen seiner Freunde zu sehen.

Mir wurde recht heimisch und wohl in dem Hause Deines Enkels, theurer Juan, seitdem gehe ich jede Woche einige Male dorthin und mache immer freundliche Gesichter, wenn ich von Dir erzähle. Als ich Deinen Wechselbrief übergab, nahm ihn Charles, dankend, aber ohne Verlegenheit und ohne Ziererei — Du sieh'st, mir gefällt Alles an dem Manne, ich bin für ihn außerordentlich eingenommen. Es ist aber noch eins, was mich an diesen glücklichen Sohn der unglücklichsten Aeltern fesselt. Charles sucht durch eifrige Stu-

den, durch fleißiges Lesen die Lücken in seinem Wissen auszufüllen, die sein Schicksal verschuldet; ich staune bei ihm immer über die gewaltigen Wirkungen eines festen und starken Willens. Diese Studien halten dabei den Tischler keineswegs ab von seinen Geschäften, im Gegentheil, er ist oft fleißig in der Werkstatt wie ein Gesell, der um's Taglohn arbeitet, er hat Liebe zu seinem Handwerk, er ist stolz auf einen Tisch, oder einen Stuhl, der aus seiner Werkstatt hervorgegangen. Solcher Art sind nicht Viele unserer reichgewordenen Handwerker. Die reizende Frau Deines Enkels, mein theurer Juan, ist als Frau ganz das, was ihr Gemahl als Mann — sie ist ebenso wie Charles ein Bastardkind eines Edelmanns, ebenso wie Charles ist sie im tiefsten Elend aufgewachsen und Du solltest sie jetzt sehen! Wie oft habe ich sie belauscht, ihren Knaben auf den Knieen schaukelnd und ihn in den Schlaf singend, sie singt nicht ein's der gewöhnlichen Wiegenlieder, sie dichtet selbst Schlummerlieder von einer Gefühlswärme, von einer Einfachheit und Kindlichkeit im Ausdruck, die ganze Poesie der jungen Mutterschaft liegt darin und jubelt in jedem Wort — und singt Henriette eine der alten Melodieen, der alten Lieder, so entstehen ganz andere Gedanken im Singen, wie

Frühlingsblumen sprießen neue Verse auf und man hat schließlich ein ganz anderes Gedicht. So sang Henriette neulich das etwas alberne **Marlbrough s'en va-t-en guerre** mit seinem einförmigen Mirliton-mirliton und plötzlich war das Lied verwandelt in ein's der lieblichsten Baum- und Blumenidyllen, die mir je vorgekommen. Du wirst, mein theurer Juan, dieses lesen und lächeln und denken: „Faust, mein Freund, ist sehr verliebt in meines Onkels schöne Frau!" Du wirst das denken, theurer Freund, und nicht sehr unrecht haben, es ist die Begeisterung der Freundschaft, der innigsten, reinsten und heiligsten Freundschaft, nicht die Begeisterung gröb'rer oder fein'rer Sinnesgluth, die aus mir spricht. Ich übertreibe gewiß nicht, urtheile selbst, hier hast Du ein Paar Lieder der schönen und guten Henriette.

Von Deinen hiesigen Freunden, theurer Juan, habe ich nur den wahrhaft edeln Herzog von Fitz-James gesehen, er ist kränkelnd, der Tod ist ihm nahe, aber er sieht ihm mit der Ruhe des Weisen entgegen, des Weisen, den sein christlicher Glaube im Jenseit höhere Freuden erwarten läßt. Chateaubriand sah ich neulich ausfahren, er ist sehr alt geworden. Im Uebrigen be-

gen die franzöſiſchen Legitimiſten noch große Hoffnungen, die ich nicht theile, obwohl die Partei noch ſehr ſtark und einflußreich iſt und in einem comitée directeur ihren Mittelpunkt findet. Es gäbe jetzt keine Legitimiſtenpartei, wenn Männer wie Chateaubriand und Fitz-James das Vertrauen des unglücklichen Charles X. beſeſſen hätten. Was den Stand der Politik in Frankreich und der politiſchen Parteien betrifft, ſo hat Guizot, der eigentliche einzige orléaniſtiſche Staatsmann, denn Thiers iſt nur ein Redner, Lamartine nur ein Poet und Odilon-Barrot nur ein Advocat, es verſtanden der Nation einen Ekel vor aller Politik beizubringen. Jedenfalls iſt Frankreich jetzt in ein Stadium der Ruhe eingetreten, einer Ruhe, die allerdings vortheilhaft auf das materielle Wohl der Handels- und Gewerbswelt wirkt, aber dagegen in geiſtiger und ſittlicher Hinſicht von den traurigſten Folgen iſt. Frankreich iſt oft genug voran geweſen, jetzt wird es wahrſcheinlich eine Weile nachfolgen und zwar ſo lange, bis die Eitelkeit der großen Nation durch das Nachſtehen verletzt fühlt und ſie ſich dann wieder mit einem, mehr oder minder tollen, Sprung wieder an die Spitze der Nationen der Staaten ſetzt. —

Lebwohl, mein theurer Juan, ich ſehe Nachrichten von Dir und den Deinen, namentlich aber auch von Röschen, die mir ſehr am Herzen liegt, ſehnſüchtig entgegen. Im Geiſt Dich umarmend

Dein

Fauſt.

# Dritter Brief.

Paris den 3. Juni 18[illegible]

Geſtern erhielt ich Deinen Brief, Don Juan, lieber Guter, Du haſt mir wieder eine rechte Herzensfreude gemacht; ihr Glücklichen in eurem ſchönen, jugendlichen Wunderlande! und Incarnacion eine junge Mutter und Rödchen Mutter? es muß ein fruchtbar Land ſein, euer Amerika! Ich habe herzlich gelacht über Deine Schilderung der jungen Mutter Incarnacion, der „doppelte Kopf" mit dem Generalshut auf dem Wollenhaar und das ſchöne Kind auf dem Arme iſt eine gar zu ergötzliche Figur! Du glücklicher Juan, ich würde Dich beneiden, wenn ich Dich nicht zu ſehr liebte! Wenn Dir Deine Incarnacion ſagt, der Mariahon ſpräche Deutſch wie ihr Freund Doctor Fauſt, ſo ſage ihr, Doctor Fauſt ſei kein Zauberer mehr, er vermöge kein ſtehenden See ſeines deutſchen Vaterlandes

nicht zum Wallen und zum Wogen zu bringen, es sei aus mit seiner Kraft, er müsse Jüngern und Glücklichern Arbeit, Ruhm und Ehre überlassen. Sag' ihr aber lieber nichts, das holde Geschöpf würde es nicht verstehen, und sie ist glücklich, das sie es nicht versteht. Was Du mir von Röschen schreibst habe ich mir gedacht, in dieser milden Klarheit, in dieser festbestimmten Ruhe mußte ihr Wesen sich entwickeln; Du hast Recht, sie war nicht glücklich bis jetzt, sie konnte es nicht sein, der Schwachkopf Strobel konnte ihr Herz nicht erfüllen, jetzt wird Röschen glücklich werden, sie gehört zu den weiblichen Wesen, die nur als Mutter glücklich sein können, wie es viele giebt, die nur im ehelosen Stande ihr Glück finden, wie viele sind, die treffliche Gattinnen sind, ohne je die Seligkeit des Mutterglücks Anderer zu ahnen. Strobel, schreibst Du, sei wie eine Marionnette, die sich nur nach dem Willen Röschens bewege: das ist in der Ordnung, solche Menschen wie Strobel dürfen keinen Willen haben, es ist sehr gut, daß er jetzt arm und Röschen reich, das wird ihm jede Möglichkeit des Widerstrebens nehmen. Uebrigens wenn Du der glücklichen jungen Mutter meinen herzlichen Gruß und meine besten Wünsche bringst, so theile Strobel mit, daß seinen schurkischen

ehemaligen Buchhalter endlich die Nemesis erreicht habe. Dieser Mensch, er heißt Koch, hatte, nachdem wir Strobels Fabriken gekauft hatten, keine neue Stelle wieder angenommen, sondern hielt sich in Berlin auf und zehrte von dem Sündengelde, welches er erpreßt und gestohlen. Er war dabei an einen berliner Industrieritter gerathen, einen gewissen Natz, den ich gekannt habe, er saß einmal in Berlin mit uns an der table d'hôte, dieser Mensch hatte ihn in eine Betrügerei verflicht die lange geheim blieb und ungeheure Procente abwarf. Natz nämlich kaufte mit Kochs, des Buchhalters Gelde gestohlene Schmucksachen und Pretiosen aller Art, natürlich zu einem wahren Spottpreise, dieses gestohlene Gut kam in die Hände eines Juden in einer kleinen Stadt und wurde gewöhnlich in's Innere von Rußland, oder nach der Türkei verhandelt. Man kann sich denken wie lucrativ dieses Geschäft sein mußte. Buchhalter Koch nun glaubte sich dabei von Natz übervortheilt, was mir sehr wahrscheinlich ist, er besorgte die Ankäufe selbst, wurde entdeckt und auf einige Jahre nach Spandau auf's Zuchthaus geschickt. Man sagt, Natz, gekränkt durch Kochs Zweifel an seiner Ehrlichkeit, habe seinen ehemaligen Genossen selbst verrathen. Auf dem Zuchthause also wird der Mann enden, vor dem so

viele Arbeiter zitterten, dem so viele hungernde Dirnen ihre Unschuld für ein Stück Brod verkauften, vor dem auch Röschen einst bangte, „tout change dans ce monde“ sagte der vertriebene König und er hatte Recht. Erzähle Strobele das Geschick des ehemaligen Buchhalters und schreibe mir welchen Eindruck es auf Jeden gemacht, mir ist es in psychologischer Hinsicht höchst interessant. Ueber die Verwandten Röschens habe ich Nachrichten eingezogen. Monsieur Bernhorst lebt, wie Du weißt, noch in Klingsohr's Hause in derselben Stadt, in welcher auch der ehemalige Unterofficier Mensdorff wohnt. Die alte treue Seele schrieb mir neulich einen sehr langen Brief, der viel Interessantes enthält. — Der gute Butsch geht noch täglich in das Bücherzimmer unseres guten Klingsohr und wischt den Staub ab, kein Buch darf angerührt werden — unter Andern schrieb er mir auch, daß der Invalide Mensdorff jetzt im ganzen Städtchen Herr von Mensdorff heiße, übrigens sehr sparsam lebe und sich nur die Devenie erlaube, jeden Abend mit dem Bürgermeister des Orts und mit dem Postmeister auf dem Rathskeller Doppelbier zu trinken — wirklich bescheid'ne Gelüste für einen Millionair! Dabei soll der alte Kauz die Absicht haben, sein ganzes Vermögen

einem Preußischen Regimente zu vermachen, unter der Bedingung, daß es in ewige Zeiten den Namen: „Regiment Prinz Heinrich vacat" führe und daß jeder Soldat jeden Abend eine Flasche Doppelbier erhalte. Von dem Studenten Menstorff habe ich nähere Nachrichten durch den Advocaten Daniel Wolffsbagen in Trier, dieser ist sein Rechnungsführer und steht in laufenden Briefwechsel mit dem jungen Millionair, der sich entschlossen ist sein Lebenlang Student zu bleiben. Gegenwärtig ist er Senior oder Subsenior irgend einer Verbindung in Heidelberg und hat dem Advocaten jüngst von einer famosen Paukerei pro patria geschrieben, in welcher er den feindlichen Senior drei „blutige" beigebracht habe. Es liegt etwas rührendes in diesem deutschen Studententhum. Möchten sich die wenigen Reste, die noch davon übrig sind, erhalten werden, sie sind eine unschuldige Curiosität. Ich saß neulich in Berlin in einer Conditorei und hörte von drei bis vier fein gekleideten jungen Herren entsetzlich auf die Mystiker, die Hengstenbergianer u. s. w. schelten. „Wer sind die Herren?" fragte ich einen sehr Berlinkundigen Freund. „Es sind Studenten!" Fangen die auch an? dachte ich, ist's da wieder diese theologische Tagerei, die den Jünglingen schon die Lust verdirbt an

blanken Schwert, am raſchen Pferd, am goldnen Wein, am ſchönen Weib, an der großen Natur? Ich mag in Deutſchland nicht in die Schulen ſehen, guter Juan, ich fürchte den Lehrer von den Abcſchülern einen Myſtiker, einen Pietiſten, einen Finſterling ſchelten zu hören, vielleicht weil er ſein Daſeyn mit einem orthodoxen „y" ſchmückt, ſtatt ſich am lichtfreundlichen „i" genügen zu laſſen. Man treibt in Deutſchland Alles gründlich, bald wird man's am hohlen der Wickelkinder ſehen und riechen, ob ſie lichtfreundlich einſt ſein werden, oder Finſterlinge! Was habe ich ſonſt, Don Juan, mein Theurer, über Börne gelacht und wohl auch geärgert, der ſein deutſches Vaterland ſo unendlich liebte und es doch ſo grimmig, ſo unaufhörlich ſchalt. Es geht mir jetzt ganz eben ſo, jeden Morgen nehme ich mir vor nicht an Deutſchland zu denken und doch muß ich ſtündlich an mein liebes Vaterland denken und ſchelten darüber und klagen, daß es das nicht iſt was es ſo leicht, ſo gar leicht ſein könnte. Ich habe entſchiedenes Unglück, wenn ich hier in Paris in einen Fiacre ſteige und den Ort nenne, wohin ich gefahren zu ſein wünſche, ſo blickt mich gewiß ein gutes, dickes Geſicht mit einem Paar waſſerblauen Augen ſchmunzelnd an und ſagt deutſch: „freue mich, daß ich einen Herrn Landsmann fahre, ich

bin aus Wassersleben bei Braunschweig —" — und so geht's fort und wenn ich nun zufällig in Braunschweig gewesen bin, so kennt mein Fiacre zufällig den Hausknecht in dem Gasthofe, wo ich logirt habe, weil dieser ebenfalls von Wassersleben stammt, und nun soll ich sagen, ob der Ernst immer noch eine so rothe Nase hat, wie sonst. Und wenn ich aussteige, will mein Landsmann nichts von mir nehmen, ich aber gebe ihm zwölf Sous über die Taxe, nachher aber ärgere ich mich, nicht über die zwölf Sous, sondern weil ich mich wie ein Kind, wie ein Narr gefreut habe über das Zusammentreffen mit einem deutschen Landsmanne in dem großen, weiten, wüsten Paris.

Wir Deutschen sind ein arg wunderliches Volk, mein Juan, wir hassen unser Vaterland oft so sehr, daß wir gar nichts von ihm wissen mögen, wir fliehen es und wenn uns dann ein Deutscher begegnet, dann fallen wir ihm um den Hals und küssen ihn, wenn er sich auch seit drei Tagen nicht gewaschen und seit ebensoviel Wochen nicht rasirt hat, wir umarmen ihn und weinen Thränen der Rührung, wir sind ein gewaltig wunderlich Volk und dabei sehr gutmüthig, deßhalb werden wir's auch lebtag zu Nichts bringen.

Im Geiste, mein Juan, sehe ich Dich sitzen unter

Deiner kühlen Veranda und ringsum blühet die exotiſche Wunderpflanzenwelt und neben Dir ſitzt die holde Incarnacion mit ihrem Knäblein und mein durchlauchtiger Freund Prinz Kurma Guru der heiße Löwe, alias der „doppelte Kopf" heult einen africaniſchen Schlachtgeſang, um Incarnacion's Knaben in den Schlaf zu lullen damit — ich aber ſitze hier in Paris, ſchelte auf mein Vaterland und liebe es doch ſehr, ach, Juan! könnten wir vergangne Tage noch einmal leben!

Dein

Fauſt.

# Vierter Brief.

So eben, theuerſter Juan, erhalte ich von Herrn Guizot aus dem Hôtel der auswärtigen Angelegenheiten beigeſchloſſenes Schreiben für Euch, nämlich für Dich und meinen Freund den „doppelten Kopf", den Du nun „Majeſtät" nennen kannſt.

## Das beigeſchloſſene Schreiben.

An Don Juan, Grafen von Aurienia,
Granden von Spanien u. ſ. w

Excellenza Don Juan,
Gnädigſter Herr

Eure Excellenz entſchuldigen, daß ich, vertrauend auf Ihre mir vor anderthalb Jahren in Berlin bewieſene Güte, es waze, mich mit einer Bitte an Sie zu

wenden, deren Erfüllung Sie mir gewiß nicht verſagen werden. Es handelt ſich um den bei Ihnen befindlichen Negerfürſten Kurma Guru. — Schon als ich von Berlin nach Africa zurückkehrte, fand ich meine ſchwarze Majeſtät bedenklich krank — Kurma Guru's jüngſter Bruder, König Metumati Corro Pala Antwataſſi iſt vor drei Wochen geſtorben und hat dem Miniſterrathe, welchem ich präſidire, die Vormundſchaft über ſeine drei unmündigen Enkel, deren älteſter der Kronerbe iſt, übertragen — Excellenza, wir befinden uns in einer traurigen Lage. Das Negervolk, unfähig das Weſen einer vormundſchaftlichen Regierung zu begreifen, ſchreit „ein Kind kann nicht König ſein! unter den Söhnen vom Strahl ſind keine Männer mehr, auf laßt uns unter den Beſten im Lande einen Mann ſuchen, auf daß er König ſei über die Kinder vom blauen Fluß!“

Es giebt genug Ehrgeizige im Lande und die ſogenannte Fetiſch-Partei, d. h. die Partei der Zauberprieſter, die alles Neue bekämpft und mich und meine Partei wüthend haßt, hat ſchon hier und dort einzelne Städte aufgewiegelt und ſoll ſich durch Verbindungen mit den benachbarten Negerſtaaten ſehr verſtärkt haben. Excellenza Don Juan, glauben Sie nicht, daß mir für

meine Perſon bange iſt, ich fände ſchon eine Zuflucht für die letzten Jahre meines Lebens, aber ich habe meinem Könige, dem wohlwollenden und einſichtigen Metumani verſprochen auf dem Todbette, die Rechte ſeiner Enkel zu ſchützen überall nach allen Kräften — ich will mein Verſprechen halten — auch liebe ich meine Schöpfung und meine Schöpfung iſt die Civiliſation des Negerſtaates, und doch habe ich nur eine Hoffnung; ich kann mein, dem ſterbenden Könige gegebenes Verſprechen nur halten, meine Schöpfung nur aufrecht erhalten gegen den blinden Fanatismus der Prieſterpartei, wenn Sie Excellenza, den Prinzen Kurma Guru bewegen nach Africa zu kommen und die Rechte ſeiner erlauchten Familie zu vertheidigen. Wir haben Geld und Soldaten und das Volk iſt, trotz der Prieſter, für uns, ſo bald ein Prinz aus der Familie der Söhne vom Strahl an unſerer Spitze ſteht. Ich bitte Sie, Excellenza Don Juan, haben Sie Mitleid mit einem Volk, das ohne Kurma Guru von dem entſetzlichſten Bürgerkriege zerfleiſcht werden wird, laſſen Sie den Prinzen unverzüglich nach Africa abgehen, ſcheuen Sie keine Koſten, Friars, Johnſton und Comy in London, auch Bezenval in Paris werden jeden auf

meine Person gezogenen Wechsel honoriren. Stellen Sie, Excellenza, stellen Sie dem Prinzen Kurma Guru unsere Lage vor, erinnern Sie ihn an die Hilflosigkeit seiner unschuldigen Großneffen, die ein glücklicher Usurpator zuerst wegräumen würde, wecken Sie seine Liebe zum Vaterlande, schicken Sie ihn zu uns — ein ganzes Volk wird Ihnen ewig dankbar sein. Ich kenne zwar des Prinzen Abneigung gegen das Selbstkönigsein, aber er soll ja auch nur die Rechte seiner Großneffen schützen, der Schrecken seines Namens soll den legitimen Thron und die rechtmäßige Erbfolge sichern, der noch immer gewaltige Kriegsruhm des „heißen Löwen" nur der Ruhm seines Namens ist uns nöthig. Gott gebe, daß mein Brief Eure Excellenz findet, denn dann zweifle ich nicht, daß Sie Excellenza es möglich machen werden, was ich und Alle, die es wohl meinen hier mit Land und Volk so sehr wünschen. Ich lege Ihnen eine officielle Acte bei, durch welche der Ministerrath dem Prinzen Kurma Guru die Vormundschaft über den unmündigen König und seine Geschwister überträgt.

In der festen Ueberzeugung, daß Excellenza das Glück selbst eines Negervolkes hoch genug schätzen, um demselben nöthigenfalls Opfer zu bringen und deßhalb

im Voraus mit den wahrhaftigſten Dankgefühlen gegen Eure Excellenz ehrerbietigſt

Ankn
im Hotel des Handelsminiſters
am 3. Januar 1846

Der
Präſident des Miniſterraths
gez. Cavaliere di Bogatire.

---

Anmerk. Als dieſes Schreiben nach Amerika kam, war Prinz Kurma Guru, der heiße Löwe, der doppelte Kopf, bereits geſtorben und begraben. Von dem Negerſtaate hat man noch keine weitern Nachrichten.

# Fünfter Brief.

Paris den 18. Juni 1846.

Don Juan, mein lieber, theurer Freund, mein letzter vor vierzehn Tagen an Dich geschriebener Brief liegt noch hier, ich habe ihn nicht abgesendet und bin auch seit diesen vierzehn Tagen überhaupt nicht an meinen Schreibtisch gekommen; ich habe geschwärmt und gelebt und habe alle Schlösser und schönen Punkte rings um Paris besucht. Hat mir das Befriedigung gewährt? für den Augenblick ja und das ist schon viel; ich habe noch keine Lust zu schreiben, da ich aber Morgen Gelegenheit habe meine Papiere an Dich zu befördern, so wisse für's Erste, daß ich Dir diesen Sommer bestimmt noch einen Besuch in Amerika machen werde, ich muß Dich sehen, sprechen von Angesicht zu Angesicht Du lieber, treuer Freund; um Ostern nächstkünftigen Jahres muß ich in Europa und zwar in

Berlin ſein — ſo hab ich einige Wochen für Dich, haſt Du ſie auch für mich? Ich gehe in den nächſten Tagen nach Bremen, wo ich zu thun habe, von da aus nach Hull, wo unſer Freund Armſtrong eben ein Schiff zu Fahrt nach Rio Janeiro rüſtet, er wird mich auf der Rhede von Belem abſetzen laſſen, vielleicht bin ich noch vor dieſen Briefen in Para, weil der Dampfer Saſſrein erſt nach den Antillen geht. Der Herzog von Fitz-James iſt todt, nicht ſeine Partei allein beklagt dieſen Verluſt, ſondern Alle die ihn gekannt. Lebewohl mein Juan, auf ein baldiges Wiederſehen unter dem Aequator erwarte

Deinen

**Fauſt.**

Bayerische Staatsbibliothek München

„So eben geht die traurige Nachricht hier ein, daß das niederländische Dampfboot Mynfrouw, Capitain Jelver, von hier, von Bremen nach Hull gehend auf der Höhe von Hull mit Mann und Maus gesunken. Es befanden sich gegen 60 Passagiere an Bord von Mynfrouw, keiner von ihnen ist gerettet worden, der Capitain mit sämmtlichen Matrosen ist ebenfalls ertrunken. Der Schiffskoch allein, der im Moment des Sinkens auf einem Boot neben dem Schiff herschwamm, rettete sich dadurch, daß er das Tau kappte. Er konnte keinen Grund des Sinkens, welches außerordentlich schnell gegangen sein muß, angeben."

(Amsterdamer Handelsblatt vom 12 Juli 1816.)

Auf diesem Schiff hatte sich Dr. Johann Faust nach Hull eingeschifft.

Bei **Julius Helbig** in Altenburg iſt ferner erſchienen:

# Berlin und Rom

oder

## Frömmler und Pfaffen.

Aus der Gegenwart

von

*George Hesekiel.*

8. broſch. 1846. 2 Bände. 2½ Thlr.

---

## Aus dem Leben des Schloſſes zu Altenburg.

Von

George Hesekiel.

gr. 8. broſch. 5 Ngr.

---

## Nächtliche Wanderungen durch Altenburg

von

SPIRITUS ASPER dem Jüngſten.

*Mit 1 Titelkupfer.*

Zwei Hefte gr. 8. broſch. 1844. 16 Ngr.

Die

# Tochter des Frömmlers.

## Ein Beitrag zur Sittengeſchichte unſerer Tage

von

**George Hesekiel.**

gr. 8. broch. 1 Thlr.

Motto:

Mundus vult decipi ergo decipiatur!

Eine wahrhafte Schilderung ſtattgefundener Begebenheiten und Enthüllung ſcheinheiliger und verbrecheriſcher Umtriebe heuchleriſcher Gottesläſterer, die den Namen „frommer Chriſten" nicht ſcheuten zu entweihen und das Heiligſte, was in der Menſchenbruſt wohnt, zum Deckmantel frecher und niedriger Leidenſchaften benutzten und ſchändeten.

---

# Balgowe

## Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde

von

**F. W. F. v. Nekowski.**

3 Bände. 8. broch. 3 Thlr.

# Novellen

von

**Ida Frick.**

zwei Bände. 8. broch. 2 Thlr.

# Maria Mancini.

Hiſtoriſcher Roman; nach dem Engliſchen des Sir Herward Freemantle

von

George Hesekiél.

8. 3 Bde. brosch. 3 Thlr. 22½ Ngr.

Schildert das abenteuerliche Leben einer Jugendgeliebten Ludwig XIV.

# Die Baſtardbrüder

oder

# Geheimniſſe von Altenburg.

Roman

aus dem Nachlaß eines Criminalbeamten.

von

*George Hesekiél.*

2 Bände 8. brosch. 1 Thlr.

**Inhalt des erſten Bandes:** I. Autor und Verleger. II. Der Meßmarkt erſter Tag. III. Der Menſchenverkäufer. IV. Siegmann und Kartenmädchen. V. Die Wahnſinnige und die altenburgiſche „Penne.“ VI. Der Gerichtsmann und ſeine Rechte. VII. In der Maus und unter der Brücke. VIII. Der Fluch der böſen That. IX. Mehr, Graf und Selbſtmörder. X. Nächtliche Scenen und theure Namilien. XI. Der Vampyr im grauen Ueber

rock. XII. Das ſtille Haus. XIII. Der Pauperismus und das Leibinſtitut.

**Inhalt des zweiten Bandes:** I. Der Invalide und das Vogelſchießen. II. Alte Bekannte. III. Entführung, Gaunerliebe und Wiederfinden. IV. Die Altenburger in Leipzig. V. Entdeckungen und philantropiſche Beſtrebungen der „weißen Agnes.“ VI. Der getäuſchte Gauner. VII. Im ſtillen Haus und auf dem Walle. VIII. Der folgende Tag.

# Die Genuesen,

oder

# Fanatismus und Liebe.

Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde

von

**Max Flinzer.**

2 Bde. 8. Cleg. br. 2 Thlr. 7½ Ngr. = 2 Thlr. 6 gGr.

# Paſquita.

Spaniſche Novelle

von

**Max Flinzer.**

8. breſch. 1846 1 Thlr

# Berliniſches

# Hiſtorienbuch.

Herausgegeben

von

George Hesekiel.

Mit Illuſtrationen

von

Wilhelm Scholz.

Berlin,
Verlag von Hermann Hollſtein.

# Vorwort.

Das Berliniſche Hiſtorienbuch bedürfte keines Vorwortes, wenn der Herausgeber es nicht für ſeine Pflicht hielte, dankbar die Namen derjenigen Schriftſteller zu nennen, die ihm vorgearbeitet auf dieſem Felde, auf deren ernſte und gewiſſenhafte Forſchungen er ſein Werk gegründet. Das gediegene Gold der Forſchungen und Arbeiten eines Küſter, Müller, Wilken, Fidicin, Mila, Schmidt, Nicolai, König und Buchholz wird hier, gleichſam in Courant ausgeprägt, dem Publicum freundlich geboten. Da, um in dem Bilde fortzufahren, das Gepräge der neuen Courantmünze ein ſcharf Preußiſches iſt und ſein mußte, ſo wird ſie hoffentlich auch gelten durch das ganze Preußenland, ſo weit die mächtigen Schwingen des ſchwarzen Adlers reichen, von Memel bis Saarlouis, von der Oſtſee Bernſteinſtrande und der Holſteiniſchen Marſch bis zur ſchwäbiſchen Alp, wo die Wiege ſteht der Hohenzollernkönige!

Das Berliniſche Hiſtorienbuch endet mit dem Teſtamente weiland Sr. Majeſtät unſeres in Gott ruhenden Hochſeligen Herrn, König Friedrich Wilhelm's III. Die Darſtellung der neueſten Geſchichte Berlins wird vielleicht ſpäter, in ähnlicher Form, der Oeffentlichkeit übergeben.

Für die anſprechenden Illuſtrationen zum Text iſt das Publicum dem verdienſtvollen Künſtler, Herrn Wilhelm Scholz, gewiß ebenſo dankbar, wie

der Herausgeber.

# Inhalt.


Seite

Das hohe Haus auf der Kloſterſtraße. Hiſtoriſch-romantiſches Sittengemälde aus der älteſten Vorzeit Berlins . . . . . 1

Der Berliner Kalandt . . . . . 60

Konrad Schütze und Nicolaus Cyriax . . . . . 65

Berlin und Köln im vierzehnten Jahrhundert . . . . . 76

Berlin und Köln bis zum Erlöſchen des Bayriſchen Hauſes . . . . . 81

Die älteſte Berliniſche Polizeiordnung . . . . . 87

Die Dänen vor Berlin. Hiſtoriſche Novelle . . . . . 89

Berliner Diplomaten. — Wie's um Potsdam im vierzehnten Jahrhundert ausſah. — Wie man damals in Berlin Oſtern feierte. — Der Dänenkönig Waldemar. — „Das iſt ein halber Blankenfelde."

Markgraf Jobſt von Mähreniand. Hiſtoriſche Novelle . . . . . 142

Wie es in Berlin und Köln ausgeſehen unter den beiden erſten Churfürſten aus dem Hauſe Hohenzollern . . . . . 157

Johann Schönbrunn, der luſtige Berliner Rathsherr. Ein Schwank . . 169

Geſchichte der Städte Berlin und Köln von Albrecht Achilles bis zum Tode Joachim's II. . . . . 180

Hans Kolhaſe. . . . . 194

Berlin und Köln unter Johann Georg und Joachim Friedrich . . . 198

Seite

Berlin und Köln unter Johann Sigismund . . . . . 210

Die theologischen Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformirten. — Der Aufruhr zu Berlin, in Folge des Uebertritts des Churfürsten zur reformirten Kirche. — Abdankung und Tod des Churfürsten.

Berlin und Köln im dreißigjährigen Kriege . . . . . 224

Der Statthalter, Graf von Schwarzenberg. — Die Schweden in der Mark. — Der Ruin des Landes.

Geschichte der Städte Berlin und Köln unter der Regierung des großen Churfürsten . . . . . 236

Das Ende des dreißigjährigen Krieges. — Vermählung des Churfürsten mit Luise Henriette von Oranien. — Der Schloßbau. — Die letzten Regierungsjahre des großen Churfürsten. — Erbhuldigung der Churmark, Taufe König Friedrich Wilhelm's I. und Leichenbegängniß des großen Churfürsten.

Verschönerung und Vergrößerung der Städte Berlin und Köln unter Churfürst Friedrich III. . . . . 261

Feierlicher Einzug Friedrich's des Ersten, Königs von Preußen, in seine Hauptstadt . . . . . 287

Berlin unter König Friedrich I. — Sitten und Gebräuche zu Anfang des vorigen Jahrhunderts. — Begräbniß König Friedrich's I.

Berlin unter König Friedrich Wilhelm I. . . . . 290

Sitten, Gebräuche, Kleidung und Vergnügungen der Berliner unter König Friedrich Wilhelm I. — Bau der Friedrichsstadt. — Anlagen und Verordnungen König Friedrich Wilhelm's I.

Berlin unter Friedrich dem Großen . . . . . 313

Berlin zur Zeit vor Beginn des siebenjährigen Krieges. — Berlin während des siebenjährigen Krieges. — Berlin nach dem siebenjährigen Kriege. — Zur Statistik der Hauptstadt unter Friedrich dem Großen. — Das Königlich Preußische Haus vor dem siebenjährigen Kriege. — Die Häuser Hohenzollern und Arnauld. Eine Geschichte aus der französischen Colonie. — Ueber die Namen der Straßen und Plätze Berlins. — Der

Kriegs- und Domainenrath Kranz. Genrebild aus den letzten Lebensjahren Friedrich's des Großen.

König Friedrich Wilhelm II. . . . . 372

Königin Louiſe und Berlin . . . . . 380

Einzug der Prinzeſſin-Braut in Berlin am 23. December 1793. — Die Franzoſen in Berlin. — Die grünen Särge und die Louiſeninſel. — Das Grab der Königin.

Das Siegesfeſt am 7. Auguſt 1814 . . . . . 397

Das Siegesdenkmal auf dem Kreuzberge . . . . . 400

Vermählungs-Feierlichkeiten im Königlichen Schloſſe am 28. Novbr. 1823 . 402

Die Junitage des Jahres 1840 . . . . . 408

Letzte Tage, Tod, Begräbniß und Teſtament König Friedrich Wilhelm's III.

Schluß . . . . . 422

# Das hohe Haus auf der Klosterstrasse.

Im Monat August war's des Jahres 1370 als Herr Otto von Bayern Markgraf war zu Brandenburg und des heiligen römischen Reich's Erzkämmerer und Churfürst, als auf der churfürstlichen Residenz dem hohen Hause*) auf der Klosterstraße zu Berlin ein reges Leben herrschte; da klirrten die Wappenknechte des Hauses durch die hohen Hallen und der Sporentritt der adligen Lehnsträger rasselte auf den steinernen Stiegen. Ein churfürstlicher Reiter war gekommen am Nachmittag und hatte die Ankunft seines Herrn für den Abend angesagt. Und da gab es denn Allerlei zu thun, in Bereitschaft zu setzen und anzuordnen an allen Orten und Enden. Es war ein Ereigniß dazumal, wenn der Landesherr einzog in Berlin, denn die Markgrafen hatten noch nicht ihre beständige Residenz in der Stadt an der Spree, sondern zogen umher im Lande Recht sprechend, der Unbill wehrend, Wittwen und Waisen schützend, kurz, löblichen Fürstenbrauch übend. Und so residirten sie denn bald auf ihren Schlössern zu Tangermünde, Salzwedel, Alt-Brandenburg und Spandow, oder aber bei den geistlichen Herren zu Lehnin und Chorin. Ihre Berliner Residenz, das hohe Haus, war erst am Anfang desselbigen Jahrhunderts erbaut, und lag neben dem grauen Kloster in der Klosterstraße, da wo Theile des Lagerhauses noch heut von seiner einstigen Größe zeugen.

Die Nachricht von der baldigen Ankunft des Markgrafen hatte auch

*) Die churfürstliche Residenz das „hohe Haus" genannt war in den letzten Jahren des 13ten oder in den ersten Jahren des 14ten Jahrhunderts erbaut und lag auf der Klosterstraße, zwischen dem Gebäude des Franziskaner- (Grauen-) Klosters, und der Georgenstraße, die erst bei dem Einzuge König Friedrich I. in Berlin Königsstraße hieß. Ein Theil der Gebäude des „hohen Hauses" ist jetzt das Lagerhaus.

Unruhe in die sonst so stille Familie des Schloßvoigt's gebracht. Der Schloßvoigt Conrad Ryke, der einem alten brabantischen Geschlecht entsprossen, das unter dem askanischen Markgrafen Albrecht II. in die Marken eingewandert, die Stadt Berlin gleichsam gründen geholfen und lange Zeit an der Spitze des berlinischen Patriciats gestanden, in seiner Jugend unter Waldemar dem Großen tapfer das Schwert geführt, hatte dann nach dem Tode dieses glorreichen Fürsten dem bayrischen Hause mit seinem Eide gehuldigt und war diesem Schwure treu geblieben unverbrüchlich, trotz allen Listen der anhaltinischen Fürsten, die seine Treue zu verkehren gedachten, und ihn gewinnen wollten für die Sache des Müllers Rehbock, der damals als ein falscher Waldemar durch die Marken zog und ein grausam gefährliches Spiel wagte mit Unterthanentreue und geschwornen Eiden.

Herr Conrad Ryke hatte seinen glorreichen Herrn, den großen Waldemar, zu gut gekannt, um sich von diesem Betrüger täuschen zu lassen. Er blieb dem bayrischen Hause treu und empfing als Lohn dafür die Ritterwürde und Schloßvoigtei im hohen Hause zu Berlin. Dem schlagfertigen, mit der Ritterwürde ausgezeichneten Patricier, gab Herr Hans von Massow auf Kremmen seine einzige Erbtochter Sophia Dorothea zum ehelichen Weibe. Durch diese Heirath schied sich der Ritter Conrad Ryke gänzlich von seiner alten Familie in der Stadt. Und während die berlinischen Patricier sich mit Stolz die alten oder schwarzen Ryke*) nannten, und durch glückliche Handelschaft Reichthum häuften, hießen sie Herrn Conrad Ryke und seine Söhne die neuen oder die rothen Ryke. Aber es sollte sehr bald zu Ende gehen mit den rothen Ryke, denn Frau Sophie Dorothee starb in einem Jahre mit ihren drei ältesten Söhnen an der Pest, und blieb Herrn Conrad Ryke nur sein jüngster Sohn übrig und — der war geistlich. War aber darum nicht allein im hohen Hause der alte Herr, denn drei Töchter blüheten ihm von seinem ältesten Sohne, der mit einer von Bredow verheirathet gewesen, und überdem lebte seine Tochter Johanna, Ritter Philipps von Uttenhofen Wittwe, bei ihm, seines Hauswesens sorgsam hütend.

In dem Theil des hohen Hauses, der nach der Georgenstraße zu liegt, war die Wohnung, die der Schloßvoigt Conrad Ryke inne hatte.

*) Alt-Berlin zählt mehrere Bürgermeister aus dieser Familie.

Es war das ein niedriges, stumpf gewölbtes, aber großes Gemach; bis zu halber Mannshöhe war's einfach mit Eichenbrettern getäfelt, weiter hinauf aber mit weißem Kalk beworfen, der indeß im Laufe der Jahre fast schwarz geworden war. In den drei tief in die dicke Mauer eingelassenen Fenstern, die von Außen durch eiserne Gitter verwahrt waren und von Innen durch starke Eichenbohlen geblendet werden konnten, sah man schwere steinerne Sitze auf beiden Seiten. In der Mitte des Gemachs aber stand ein riesenhafter, eichener Tisch mit ungeheuren, schwerfälligen Füßen, der unten, der Thüre gegenüber und rechts und links auf beiden Seiten von ihm ähnlichen Holzbänken umgeben war, die mit ihm auf einem Fußgestelle ruheten, das mit mächtigen eisernen Krammen in dem Estrich des Fußbodens befestigt war. Nur an der Oberseite des Tisches stand ein riesenhafter Lehnstuhl, dessen oberer Theil durch Holzschnitzwerk reich verziert war und dessen harten Sitz einige Lederkissen mildern sollten, das war der Ehrenplatz des Hausherrn. Zwei ähnliche Stühle und einige plumpe Sessel standen an der Seitenwand, durch welche eine niedrige Thür in die Schlafgemächer und Kammern der Wohnung des Voigts führte. Neben der nach dem Flur führenden Thür sah man einen steinernen Weihwasserkessel und die über demselben aufgehängten Palmen und das noch höher in der Wand befestigte Crucifix, an dem ein ewiges Lämpchen hing, bildeten den einzigen Schmuck dieses etwas wüsten Gemachs, das indeß für damalige Zeiten als ein vollständig eingerichtetes angesehen werden muß. In der Wand, hinter dem Sessel des Hausherrn, befand sich ein Kamin von großer Ausdehnung. Neben demselben aber eine Nische von länglich viereckiger Form, durch welche die Speisen aus der anstoßenden Küche in die Halle gereicht wurden. Für gewöhnlich war diese Nische durch eine starke Eichenholz-Platte geschlossen. Heute war das Gemach des Schloßvoigts zu Ehren des Fürsten, dessen Ankunft er erwartete, ganz besonders geschmückt. Der rauhe Estrich war mit weißem Sand und lieblich duftenden Fichten-Zweiglein bestreut, während von der Höhe der Wände herab mehr als 20 Fähnlein und Banner rauschten, welche die Markgrafen von Brandenburg getragen oder gewonnen in blutiger Feldschlacht, die aber sonst gewöhnlich wohl verwahrt im Rüstzeug lagen und nur bei feierlicher Gelegenheit zum Schmuck fürstlicher Hallen oder festlicher Aufzüge gebraucht wurden.

Da vor Mitternacht die Ankunft des Markgrafen Otto nicht erwartet werden konnte, so begab sich Herr Conrad Ryke, als es auf dem Nikolai- und Marien-Kirchthurm Abend läutete, wie gewöhnlich, in die Halle, um mit den Seinigen zu Abend zu essen. Der alte Herr, er war weit über 80 Jahr, schritt noch gar hoch und stattlich einher. Ein rothes Sammetbarret trug er auf dem schneeweißen Haar und über der stark gebogenen Nase flammten zwei große schwarze Augen in ungeschwächtem Glanze. Weiß fiel sein langer Bart auf sein rothes Wams nieder und trug Herr Conrad Ryke auch im heißen Augustmond den mit köstlichem Marderfell gefütterten Pelzrock, so war doch sein Schritt fest und der goldene Sporn des Ritters klirrte hell über dem Estrich. Er war nicht gewaffnet als er zu dem Abendimbiß ging, die Würde des Alters machte den Schmuck und Schutz der Waffen überflüssig. In der Halle war des Ritters Familie schon versammelt. Jegliches stand an seinem Platz. Unten am Tisch die Diener und Dienerinnen des Hauses. Oben Sohn, Töchter und Enkeltöchter; denn den geistlichen Herrn Damian Ryke hinderte sein Amt nicht, seine Abende in der Familie seines Vaters im hohen Hause zuzubringen.

Der hochwürdige Herr Damian Ryke, Propst zu St. Nikolai in Berlin war ein stattlicher Fünfziger mit gutmüthigem vollem Gesicht und den sanften blauen Augen seiner frommen Mutter. Er bewegte sich mit großer Würde, ertheilte seinen geistlichen Segen eben so stattlich wie der Bischof von Brandenburg, und kein tonsurirter Mann sprach bei Tisch das Oremus und Gratias so salbungsvoll, wie Herr Damian Ryke.

Er bildete einen rechten Gegensatz zu seiner Schwester Johanna, des Ritters Philippe von Uttenhofen Wittwe, so des Vaters funkelnde Augen und Adlernase ererbt und sich in ihrem schwarz und grauen Wittwengewande fast dürr und trocken ausnahm neben dem wohlbeleibten geistlichen Bruder. War nun die verwittwete Edelfrau auch eben nicht anmuthig anzuschauen, zumal sie einen kleinen schwarzen Bart auf der Oberlippe nicht wohl ableugnen konnte, so war ihr Töchterlein Margaretha desto anmuthiger mit ihrem hellbraunen Haar, ihrem süßen himmelblauen Augenpaar, dem Gesichtchen weiß und roth, wie Milch und Blut, und dem kleinen kirschrothen Munde, aus dem Scherz und Gesang stets alle Tage vom ersten Hahnenschrei an bis tief in die Nacht. So anmuthig war einer Mutter wohl nie ihr Kind. Frau Johanna hatte viel und scholt noch mehr, die schöne Margaretha aber

ſcherzte viel und lachte noch mehr. Frau Johanna war groß und mager, Fräulein Magaretha klein, zierlich und rund, Frau Johanna ging in ſchwarz und grauen Kleidern, wie es einer Wittwe ziemt, Jungfrau Margaretha aber trug eitel weiß und himmelblau Leinen, wie es einer jungen Dirne auch nicht übel ſteht. So verſchieden waren Mutter und Tochter und dennoch liebten ſich die beide und hatte bis vor wenig Monden Fräulein Margaretha nichts Lieberes gehabt auf Erden, als ihre Mutter. Seitdem war's freilich etwas Anders geworden.

Die drei ſaßen zu des Ritters Conrad Ryke's rechter Hand am großen Eichentiſch in der Halle. Auf des Ritters linker Seite aber da ſaßen drei Jungfrauen, auch ſeine Enkeltöchter, die nachgelaſſenen Kinder ſeines älteſten Sohnes, der eine von Bredow zur Gemahlin gehabt. Das waren drei ſtattliche Fräulein, die von ihrem Vater nur den hohen Wuchs und die ſtrahlenden Augen geerbt hatten, von der ſanfteren Mutter aber des Leibes andere Zier und Schönheit. Fräulein Agnes Ryke war ſchon 22 Jahr, der edlen Freier Viele waren in ihres Großvaters Halle gekommen, aber mit ſittiger Rede hatte das Fräulein gedankt für geſonnte Ehre und war feſt bei ihrem Spruch geblieben, daß ſie nie eines Mannes Weib werden wolle, ſo lange Conrad Ryke, ihr Großvater, noch am Leben ſei und einer Tochter Pflege bedürfe auf ſeine alte Tage. Fräulein Cordula Ryke, die zweite Schweſter, war über 19 Jahr, und auch um ihre Hand hatte ſchon manch edler Herr geworben, aber auch vergebens, denn auch ſie war feſt bei ihrem Spruch geblieben, daß ſie nie eines Mannes Weib werden wolle und nie einen andern Bräutigam auf Erden haben, denn den himmliſchen Seelenbräutigam, den Herrn Jeſus Chriſtus, wie einer chriſtlichen Jungfrau ziemt, die ſich beſtimmt habe zum Schleier und Nonnenſtande, auf daß ſie durch ihren keuſchen Wandel und ihre eifrigen Gebete den Seelen ihrer abgeſchiedenen Eltern deſto bälder Eingang verſchaffe in den Aufenthalt der Seligen, in Gottes ewiges Himmelreich.

Da nun die ſtattlichen Ritter und die edlen Junkherrn, welche geworben um die Schönheit und die Reichthümer des Hauſes Ryke, inne wurden, daß Fräulein Agnes nimmer laſſen werde von ihrem Großvater, und daß Fräulein Cordula durchaus geiſtlich werden wolle, ſo wandten ſie ſich mit ihren Huldigungen an Junkherrn Richenza Ryke, die Jüngſte von allen,

kaum 17jährig und lange nicht so schön als ihre Schwestern, wohl aber ein Guttheil heiterer als Agnes und Cordula zusammen, geistvoll und trotzig und stets bei guter Laune und darum eine wahre Schwester der heitern Base Margaretha von Uttenhofen, aber kein Trost für die von ihren Schwestern abgewiesenen Freier und ihre eigenen. Hatten die Schwestern mit einem ehrlichkräftigen „Nein" die Herrn abgewiesen, so pflegten Richenza und Margaretha weder Ja noch Nein zu sagen und schienen ihr Spiel zu treiben mit den Herzen der Männer. Fürwahr ein sehr gefährlich Spiel! —

So lustig aber auch Fräulein Richenza war und so schelmische Blicke sie verstohlener Weise ihrer heiteren Base Margaretha von Uttenhofen zuwarf, so wenig durfte sich doch der, der beiden Mädchenherzen, innewohnende Muthwille offenbaren in Gegenwart des Ritters Conrad Ryke, denn war der alte Herr auch nicht gerade ein Freudenstörer, so machte das Greisenalter doch den ohnehin ernsten, von schweren Schicksalsschlägen getroffenen Mann, schweigsam und mitunter grämlich.

Es war überhaupt eine seltsame Tischgesellschaft in der Halle des Ritters im hohen Hause: das Gesinde unten an der Tafel in ehrerbietigem Schweigen, die Familie des Schloßvogt's freiwillig oder gezwungen wortkarg. Nur der Propst, der hochwürdige Herr Damian richtete zuweilen seine Rede an den greisen Vater, und war zufrieden mit den halben Worten, mit denen ihm, der fast immer nachdenklich vor sich hinblickende Alte zu antworten pflegte. Die verwittwete Frau von Uttenhofen dagegen schalt fast ohne Aufhören halblaut auf ihr allzu lebhaftes Töchterlein, oder warf strafende Blicke auf die schelmische Base Richenza. Ruhig, und auch ganz unbeirrt durch die Anwesenheit der Andern, waren die beiden ältesten Enkelinnen Conrad Ryke's. Klar und verständig schaute Fräulein Agnes aus den hellen Augen, sorgte für die Bequemlichkeit ihres Großvaters, ordnete das Mahl der Diener und Dienerinnen und beherrschte mehr durch Winke, als durch Worte, die Bedienung der Tafel. Alles das lag weit, weit ab von den Gedanken der frommen Jungfrau Cordula. Auch ihr Blick strahlte seelenvoll aus hellen Augen, aber er ruhete fast nie liebevoll auf des greisen Großvaters weißem Haar oder dem blühenden Antlitz der jungen Schwester, sondern haftete stets demüthig niedergeschlagen am Boden, oder hob sich ekstatisch bewegt gen Himmel.

Der Abendimbiß war reichlich; man aß stark in jenen Zeiten. Große

Stücke geſalzenes oder geräuchertes Fleiſch, ſüße eingemachte Früchte, kräftiges Gerſten- oder feines Weizenbrodt; dazu aber trank man ſtarkes Bernauiſches Bier und ſelbſt gewonnenen Wein, denn durch die emſigen Kloſterleute war der Weinbau in den Marken zu einer Höhe gebracht worden, von der man heut zu Tage keine Ahnung hat. Gegen Ende des Mahles erhoben ſich die Diener und die Dienerinnen und verließen mit ſittigem Gruße die Halle, während Fräulein Agnes die ſchwere zinnerne Trinkkanne und zwei zierliche Silberbecher vor dem Schloßvoigt und ſeinem Sohne niederſetzte. Als der Ritter den erſten Becher getrunken, begann er mit ſeinem Sohn die Tagesereigniſſe zu beſprechen und hatten beide dabei an Fräulein Agnes eine aufmerkſame Hörerin.

Die verwittwete Frau von Uttenhofen aber führte mit Fräulein Gerdula leiſe ein gottſeliges Geſpräch, während Fräulein Margaretha mit ihrer Baſe Richenza in der entfernteſten Fenſterniſche ziemlich laut lachte und ſcherzte. Plötzlich ſtörte die ſchallende Stimme des Schloßvoigts die lachenden Dirnen. „Setzt euch hierher, junges Volk! nehmt eure Spindeln zur Hand und leiht ein aufmerkſames Ohr dem, was euer Ohm euch vorleſen wird! Es iſt beſſer, daß ihr erfahret, wie die Stadt entſtanden, darinnen ihr lebet, denn daß ihr plaudert und Mummenſchanz und Narretei treibet.“ Die jungen Fräulein nahmen nach dieſer etwas rauhen Anrede ihres Großvaters ſchweigend ihre alten Plätze ein, während der geiſtliche Herr Damian mit einiger Feierlichkeit ein großes Pergamentblatt entfaltete, das mit langen ſteifen Buchſtaben beſchrieben war. Darauf trank er ſeinen bis zum Rand gefüllten Silberbecher auf einmal leer und las wie folgt: „Die Städte Berlin und Köln ſind zu Anfang wendiſche Fiſcherdörfer geweſen und kommt der Name „Berlin“ aus der wendiſchen Sprache. Sie nannten es das Dorf „to dem Berlin“ d. h. auf dem wüſten Acker, weil das Dorf auf dem ſandigen unbebauten Boden des rechten Sprenufers lag. Der Name „Köln“ kommt ebenfalls von den Wenden, den Kol bedeutet in der Sprache dieſer blinden Heiden einen Pfahlroſt und „Kolne“ ein Haus, welches auf einem ſolchen Pfahlroſt erbaut iſt. Köln aber liegt auf dem linken Sprenufer in Sumpf und Moraſt, und faſt alle Häuſer dort ſtehen auf Pfählen. Zwar haben der Gelehrten etliche ſolche Etimologiam oder Ableitung verwerfen wollen. Es haben ihrer viele geſagt: der Name Köln komme von dem lateiniſchen

Worte colonia, und wolle ſagen, daß die Stadt gegründet und benamſet worden ſei von einer niederländiſchen Colonie. Sie führen für ihre Behauptung zweierlei an: erſtlich die Stadt Köln am Rhein, ſo eine römiſche Colonie geweſen und Colonia Agrippina geheißen haben; zweitens aber zählen ſie die Namen derjenigen holländiſchen Geſchlechter auf, die noch heute zu Köln oder Berlin ſtoriren, als da ſind: Grävelhout, Brügghe, Aſſegraap, Kreuvent, Ryke, Haydike u. a. m. Was aber das Erſte betrifft, ſo iſt das wohl ein ſehr ſchwacher Beweis, und was das Zweite angeht ſo wiſſen wir aus den Rykeſchen Familienſchriften, daß Berlin und Köln ſchon ganz ſtattliche Orte waren, als unſere Väter vom Niederland her hier einwanderten. Auch wäre es ſeltſam, wenn mitten im wendiſchen Lande, Köln und Berlin allein nicht wendiſche Namen hätten. Alle Orte ringsum ſind wendiſch genannt, als: Brenniber *) oder Brandenburg, welches eine Schutzwehr des Waldes bedeutet; Potzdupimi **) oder Potsdam, zu deutſch das Eichendorf; Köpnick ***) das Dorf am Graben; Glienick †), an der Lehmgrube; Brietz ††), das Birkendorf; Buckow †††) das Buchendorf; Lietzen †*), das Buſchdorf; Spandau kommt von dem wendiſchen Wort „spanjoh" (ſchlafen) und bedeutet einen Ort der Ruhe; Pankow hat ſeinen Namen von Panke, welches eine Haſelnußſchaale bedeutet; Strahlow von strala, der Pfeil. Wenn nun faſt alle Orte in der Umgegend Berlins ihren Namen aus dem Wendiſchen haben, ſo iſt wohl anzunehmen, daß die wendiſche Ableitung der Namen Berlin und Köln der richtige ſei. Andere Gelehrte wollen den Namen Berlin aus dem lateiniſchen Worte „berlin" ableiten, welches ein Weideland bedeutet, oder auch von briolium oder perivolium wie man einen Thiergarten im Lateiniſchen zu nennen pflegt. Aber keiner dieſer Herren hat vermocht etwas Stichhaltiges für ſeine Behauptung aufzubringen. Endlich ſind in neueſter Zeit noch etliche da ge-

*) Brenny heißt wendiſch Schutzwehr, Ber, der Wald, Brennibor alſo Waldburg.

**) Das Wort iſt zuſammengeſetzt aus der Präpoſition Po unter und Dupimi, Dat. plur. von Dup die Eiche, alſo „unter den Eichen."

***) Kopam der Graben;

†) Glinick, Lehmgrube;

††) Brwie die Birke;

†††) Buk die Buche;

†*) Lis der Buſch.

weſen, ſo gewollt haben, daß Berlin ſeinen Namen hätte von Alberto Urso, von Markgraf Albrecht dem Bären, der die Stadt gegründet und einen Bären in ſeinem Wappen geführt haben ſoll. Solche Behauptung haben ſie unterſtützen wollen durch das Berliniſche Wappen, welches einen ſchwarzen Bären zeigt. Aber es iſt dem nicht alſo. Markgraf Albrecht wird zwar von denen Chroniſten häufig Albertus ursus, der Bär genannt, doch nur weil er tapfer wie der Bär ſeine Feinde bekämpfte. In ſeinem Wappen aber führte er keinen Bären, ſondern einen Adler und den Ballenſtädtiſchen Balken. Auch hat Markgraf Albrecht Berlin nicht gegründet, denn lange bevor er florirte lagen dieſe beiden Orte am linken und rechten Ufer der Spree. Auch zu Städten hat er die Orte nicht gemacht, ſondern ſolches iſt geſchehen noch zu Lebzeiten unſerer Väter unter den Markgrafen Johann I. und Otto III., den Söhnen Markgraf Albrechts II., welche bis zum Jahre des Heil's 1258 gemeinſchaftlich löblich regierten, darnach aber im Jahre 1266 und 1267 ſelig im Herrn verſtorben ſind. Das Berliniſche Wappen zeigte bis vor kurzer Zeit auch nicht den Bären, ſondern den rothen brandenburgiſchen Adler im weißen Felde, mit zwei ſchwarzen Bären als Schildhaltern. Nach alle Dem dürfte es wohl ſo ziemlich gewiß ſein, daß die beiden alten wendiſchen Orte Cöln und Berlin unter Markgraf Albrecht II. ſo anno 1202 zum Regiment gekommen, bedeutender wurden und unter dieſes Fürſten oberwähnten Söhnen ſich zu Städten erhuben, denn von da an werden Berlin und Cöln mehrfach in Urkunden als Städte aufgeführt. 1237 unterſchrieb Simon, Pfarrer zu Cöln, als Zeuge, den Vergleich der Markgrafen mit dem Biſchofe von Brandenburg über den geiſtlichen Zehnten und einige Jahre ſpäter wurde den neu gegründeten Städten Prenzlau und Frankfurt a. d. O. ſtädtiſche Rechte und Freiheiten verliehen mit folgenden Worten: „Sie ſollen haben in unſerm ganzen Lande die nämliche Freiheit wie die von Brandenburg und die von Berlin.“ Damals alſo war Berlin ſchon eine Stadt, deren Einrichtungen den neuen Städten zum Muſter und Vorbild dienen mußten. Uebrigens waren beide Städte damals noch ſehr unbedeutend und ward es ihnen ſehr ſchwer ſich gegen die umwohnenden ſtreitluſtigen Edelleute zu behaupten, die bei dem ſteigenden Reichthum der Städte ſtets neue Veranlaſſungen zu Fehden fanden. Unter den adeligen Familien um Berlin findet man von den älteſten Zeiten an die Rochow, die Ixenpliz, die Putlitz, die Quitzow, die Maſſow, die

Pannewitz, die Marwitz, die Bredow, die Prittwitz, die Kerkow, die Seidlitz u. m. A. Aus der Zeit, in welcher Berlin und Cöln noch kleine Städte waren ist wenig bekannt und unter Dem, was wir wissen, ist Weniges, was ein gewissenhafter Chronist als verbürgte Nachricht einer späteren Zeit überliefern dürfte. Berlin und Cöln werden ziemlich von gleichem Alter sein. Sie lagen rechts und links am Ufer der Spree und waren lange Zeit nur durch eine Bohlenbrücke verbunden, die von dem alten Berlinischen Marktplatz *) über das Gerinne der Spreemühlen nach dem Cölnischen Marktplatze führte. Etwa um die Zeit als beide Orte zugleich mit Mauern befestiget wurden und Stadtrechte erhielten, erscheint in jedem Orte eine Pfarrkirche. In Berlin wurde im Jahr des Heil's 1223 die Pfarrkirche zur St. Nikolai erbaut und am 13ten Sonntage nach Trinitatis eingeweiht. Diese Kirche weihete man dem heiligen Nikolaus, dem heiligen Martin und der heiligen Catharina. Sie stand nahe am Markt und erhielt reiche Donationen und Ablaßbriefe. Wann die Pfarrkirche zu Cöln erbaut, läßt sich nicht genau angeben, doch war sie im Jahre 1237 vorhanden und wurde von dem Markgrafen Johann I. reich begabt. Sie war dem heiligen Petrus geweihet. —"

Als Herr Damian Ryke, Propst zu St. Nikolai, also gelesen, hielt er plötzlich inne, denn ein gewaltiges Getöse wurde laut auf der Klosterstraße und gleich darauf schmetterte eine Trompete in hellen Tönen ihren Gruß.

„Das ist unser gnädiger Herr, der Markgraf," sprach der Ritter Conrad Ryke und erhob sich von seinem Lehnstuhl. Er verließ darauf mit allen Gliedern seiner Familie die Halle, um den Herrn zu empfangen, an des hohen Hauses Schwelle, wie es Sitte und Pflicht des Schloßvogts. Stattlich schritt der Greis dahin unter den Gewölben und über die kleinen Treppen. Da er von den Seinen gefolgt hinaustrat in den Hof, da war's tiefe Nacht. Unter der Thorfahrt aber standen die markgräflichen Wappen, welche die Wache des Hauses bildeten und hielten sprühende Pechfackeln in ihren Händen, deren rothes Licht die narbigen Gesichter der grimmigen Kriegsgesellen seltsam beleuchtete. Mit lauter Stimme befahl Herr Conrad Ryke, die Sperrbalken

*) Der älteste Berlinische Marktplatz ist der Molkenmarkt, dort war das älteste Rathhaus, in seiner Nähe die Nikolaikirche die älteste Berlinische Kirche, dann erst kam der Neuemarkt und die Marienkirche. Vom Molkenmarkt führte an der Stelle des heutigen Mühlendammes früher die einzige Brücke nach Cöln.

und die Hemmketten wegzuziehen, mit denen das, mit Eisen beschlagene, Thor der markgräflichen Pfalz verschlossen war. Das Rasseln der Ketten mischte sich mit den Tönen der Trompete, die Einlaß heischend draußen schmetterte. Endlich wurden die Thorflügel aufgezogen und der Hufschlag schwerer kriegsgerüsteter Rosse dröhnte auf dem Pflaster des Hofes. An 20 Geharnischte ritten ein und stellten sich schweigend auf in langer Linie, während die Trompete vor dem Thore noch immer nicht schwieg. Endlich tönte draußen der Ruf „Lange lebe der Markgraf, unser Herr" und durch die Thorhallen trabte auf einem schwarzbraunen edlen Pferde Herr Otto von Bayern, Markgraf von Brandenburg und des heiligen römischen Reich's Erzkämmerer und Churfürst. Hinter ihm kamen zwei oder drei vom Kopf bis zu Fuß gerüstete Ritter, deren Einer das Banner des Markgrafen trug. Conrad Ryke trat an das Roß seines Fürsten und hielt ihm den Steigbügel, während derselbe sich langsam aus dem Sattel schwang. Der Churfürst war ein Mann von kaum 30 Jahren, gutmüthig von Angesicht und stark bei Leibe. Als er vom Pferde gestiegen, dehnte er erst gar behaglich die Glieder, die ihm steif geworden sein mochten vom langen Ritt, dann sprach er langsam und gedehnt: „Gott grüß Euch, Ritter Ryke! stand's gut in Eurem Hause, seit wir uns nicht gesehen?" „Seid willkommen, gnädiger Fürst und Herr in Eurem Hause," antwortete der greise Schloßvoigt, „und gut ist's allerwegen, wie es Gott gefällt." Jetzt trat der geistliche Herr Damian vor mit salbungsvollem Spruch: „der Herr segne Euren Eingang, gnädiger Fürst!" „Ich danke Euch, hochwürdiger Propst! doch laßt uns nun auch den Eingang, denn wir sind hungrig, durstig und überaus müde vom langen Ritt." Da trat Herr Conrad Ryke voran und führte den Markgrafen in die für ihn bereiteten Gemächer. Er selber aber folgte ihm, im Vorbeigehen die Frauenzimmer in jener galanten Weise begrüßend, wie sie im Süden Deutschlands schon lange heimisch war, aber noch nicht in den Marken. Während nun Herr Conrad Ryke und sein geistlicher Sohn den Markgrafen in seine Gemächer geleiteten und für ihres Herrn Leibesnahrung und Nothdurft und Bequemlichkeit nach Kräften sorgten, suchten die Frauen ihr Nachtlager. Die verwittwete Frau von Uttenhofen und Fräulein Cordula waren wenig erbaut von den feinen Manieren und leichten Worten des Fürsten. Fräulein Agnes meinte: Sie sollten nicht allzu streng urtheilen, dieweil sie gehört habe, daß gerade solche Manieren und galanten Worte eine

Sitte ſeien im Reich bei Hoch und Niedrig. Die beiden jüngſten Fräulein, Margaretha und Richenza, ſchwiegen ganz ſtill; aber ſie ſahen ſich mit Blicken an, welche deutlich genug verriethen, daß ihnen das gerade an dem Markgrafen am beſten gefallen, was die andern ſo ſcharf tadelten.

So ſtill aber auch die beiden Fräulein in Gegenwart der andern waren, ſo eifrig plauderten beide mit einander als ſie ſich in die Einſamkeit ihres gemeinſchaftlichen Schlafkämmerleins zurückgezogen hatten. „Und ſo gefällt mir der Herr Markgraf eben," ſprach Jungfrau Richenza Ryke, die reiche Fülle ihres dunkelblonden Haares aufbindend und unter das blüthweiße Linnen der Nachtmütze verbergend. Sie ſtampfte den kalten Eſtrich mit dem kleinen Fuße und wiederholte trotzig: „und ſo gefällt er mir, der Herr Markgraf, es hat doch ein ganz anderes Weſen und Gehaben mit ihm, als mit unſeren langweiligen Edelleuten, oder gar den reichen Stadtjunkern, die ſich ſpreizen, und ſich brüſten wie die Pfauen, bei denen es aber in Kopf und Herzen eben ſo kahl und häßlich ausſieht, wie bei dem Pfau um die Füße. Was meinſt du, Baſe Margaretha, hat er nicht mich, ganz beſonders mich angeſehen? Klang's nicht ganz abſonderlich gut, als er ſprach: hütet eure ſchönen Augen, Fräulein, daß ihre Flammen nicht gar zu argen Brand anrichten in den Herzen der jungen Rittersleute! Was meinſt du, Margaretha, ob mich der Markgraf lieben könnte?" „Richenza" antwortete Fräulein Margaretha von Uttenhofen faſt erſchrocken. „Du weißt doch, daß Herr Otto des Kaiſers Tochter zu ſeiner Markgräfin und Gemahlin hat?" Richenza lachte hell auf. Dann ſprach ſie heiter: „Ach! Baſe Margaretha, muß es denn immer gleich geheirathet ſein? darf man ſich nicht mehr lieben ohne Spruch und Segen des Prieſters?"

Fräulein Margaretha ſenkte das liebliche Köpfchen und antwortete beinahe traurig: „Ob man's darf, das weiß ich nicht, will mich aber oft bedünken als wär's verboten, und das iſt's was mich oft im Herzen ſo tief traurig macht, ſo traurig, daß ich laut weinen möchte, und daß mir mein Lachen eine ſchwere Sünde dünkt."

Fräulein Richenza Ryke drehte ſich haſtig um nach ihrer Baſe, warf ihren vollen, weichen Arm um den Nacken des Fräuleins und flüſterte dringend: „was ſagſt du, Gretelein? du liebſt auch einen Mann ohne den Segen der Kirche? du liebſt ohne daß ich es weiß? du liebſt einen Mann, deſſen

Namen ich nicht kenne? geſchwind, beichte, wer iſt es? wie heißt er? wo haſt du ihn zuerſt geſehen?"

„Liebe Richenza," entgegnete Fräulein Margaretha, halb ernſt, halb lächelnd, „verſtehe mich nicht unrecht. Wenn du den gnädigen Herrn Markgrafen liebſt, oder daran denkſt, daß er dich lieben könne, ſo iſt das eine troſt- und hoffnungsloſe Liebe, denn Herr Otto iſt ein berühmter Fürſt des heiligen Reichs und du biſt ſeines Schloßvoigts Tochter. Aber wenn das auch nicht wäre, ſo iſt er ein verheiratheter Mann, und ſeine Liebe zu dir, oder deine zu ihm wäre eitel Sünde und Thorheit. Ich aber bin in keinem gleichen, kaum in einem ähnlichen Falle. Der Mann, der mein Herz und meine Liebe hat, iſt unbeweibt und meines Standes."

Fräulein Richenza lachte ausgelaſſen und ſpottete: Ach! ſchöne Baſe, du ſprichſt ja heut beinah ſo fromm wie meine Schweſter Cordula, beinah ſo ſtreng, wie deine Mutter, beinah ſo verſtändig, wie meine Schweſter Agnes und ganz ſo ſalbungsvoll, wie unſer Oheim Damian. Ach, Baſe Margaretha! ich habe große Furcht vor dir, ſo große Furcht, daß ich es kaum wage, dich zu bitten, mir den Namen des unbeweibten Edelmanns zu nennen, den du liebſt!"

Ein helles Roth ſchamhafter Verlegenheit färbte das liebliche Antlitz des Fräuleins von Uttenhofen und mit niedergeſchlagenen Augen flüſterte ſie: „Nun wenn ich dir ſeinen Namen doch nennen muß, er heißt Hans."

„Hans?" wiederholte Richenza eifrig. „Der Hanſen giebt es viele, welchen Hans magſt du meinen? Iſt es Hans von Kröcher, den wir neulich in Stralau ſahen? doch, der hat ja längſt eine Frau. Der alten Prittwitz jüngſter Sohn heißt auch Hans, doch den kannſt du nicht meinen, den langen blaſſen Jungen mit den blöden Augen. Iſt's Hans von Lindau? ſag, der könnt es ſein. Du ſchütteiſt, alſo auch der nicht. Du wirſt dich doch nicht mit einem von den Stadtjunkern eingelaſſen haben? ſprich: Nein! zu deiner Ehre, Gretchen. Alſo wirklich keiner aus der Stadt? ſag mir ſein Geſchlecht, Baſe, ich werd' es nimmer rathen."

Fräulein Margaretha von Uttenhofen ſpielte mit den Bändern ihres Nachtgewandes, antwortete nicht geradezu der Frage ihrer Baſe, blickte verlegen zur Seite und ſprach: „auf St. Michaelistag wird's jährig, daß wir auf Potsdam waren."

Kaum hatte das verſchämte Mädchen ſo weit geſprochen, da ſprang Richenza in die Hände klatſchend im Kämmerlein umher und lachte und rief: „Sprich nicht weiter, Baſe, ſprich nicht weiter, du brauchſt nichts mehr zu ſagen, denn ich weiß Alles. Der dicke Hans von Rochow auf Gollnow iſt dein herzallerliebſter Schatz. O! und ich konnte das wohl wiſſen, denn ich hab' es ja geſeh'n, wie er dir gar ſo zärtlich die Hand gedrückt beim Abſchied, und nun begreif ich auch, was der ſtattliche dicke Herr ſo oft zu thun hat in Berlin, und warum er allmonatlich ein paar Mal wichtige Dinge zu beſprechen hat mit unſerm Großvater. Wo hab' ich nur meine Augen gehabt? denn jetzt beſinn ich mich, daß Baſe Margaretha ſtets was zu ſchaffen hatte in der Halle, wenn Herr Hans von Rochow ſein Rößlein gebunden an den Ring der Pforte draußen. Siehſt du, Gretchen, ein Jahr lang beinah haſt du eine Liebſchaft gehabt, und haſt mir nichts geſagt, derweilen ich den gnädigen Herrn Markgrafen kaum eine Stunde liebte, als ich dir ſchon mein ganz Geheimniß anvertraute. Aber laß gut ſein, Gretchen! ich bin dir nicht böſe, ich gönne dir deinen Hans, denn offen eingeſtanden, er gefällt mir nicht ſehr, er iſt mir zu dick und unbeweglich. Wenn ich ihn ſehe, muß ich an die alten rieſenhaften Eichen denken, hinter denen ſeine alte, finſtere Burg in Potsdam liegt. Nein, wenn ich mir einen Schatz wähle, ſo muß er ſchlank ſein und galant, heiter und prächtig, gerade wie mein gnädiger Herr, der Markgraf."

„Ich verſichere dich, Richenza," unterbrach Margaretha eifrig, ich verſichere dich, daß Herr Hans von Rochow ein ſehr heiterer Mann iſt, luſtigen Schwänken und galanten Reden gar nicht abgeneigt, und Geſchichten weiß er zu erzählen, von ſeinem Kreuzzug in's gelobte Land, von ſeinen Fahrten in Welſchland und im Reich; Richenza, ich könnte Tage lang ſitzen und ihm zuhören!"

„Das kannſt du ja haben, wenn du ihn heirathſt," verſetzte Richenza ziemlich kühl, „aber ein für alle Mal, mir könnte ſolch' ein Mann nimmer gefallen, er iſt gar zu dick und groß."

„Der Geſchmack iſt verſchieden," meinte Margaretha, etwas verletzt durch den Tadel, der ihren Geliebten traf.

Richenza kümmerte ſich wenig um die Empfindlichkeit ihrer Baſe, die den Geliebten vertheidigend fortfuhr: „Ich meine, Frauen und Mädchen ſollen ſchlank, zart und zierlich ſein; groß und ſtark will ich den Mann." Bis tief

in die Nacht hinein plauderten alſo die beiden jungen Fräulein miteinander. Und als am Morgen die Sonne aufging über Berlin und Cöln und der übrigen Welt, da mußte die ſcharfe Stimme der verwittweten Frau von Uttenhofen, Tochter und Brudertochter zweimal an's Aufſtehen mahnen und wurden die ſäumigen Dirnen mit ihrem Anzuge gerade erſt fertig, als die Bürgermeiſter und Rathmänner von Berlin und Cöln das hohe Haus wieder verließen, nachdem ſie gnädiges Gehör gehabt bei ihrem Herrn, dem Churfürſten. Um dieſelbige Zeit als Margaretha und ihre Baſe Richenza ihr Morgenſüpplein ſpeiſten ward der Schloßvoigt, Ritter Conrad Ryke, in das Gemach ſeines gnädigen Herrn beſchieden. Als Conrad Ryke in das Kloſet des Landesherrn trat, war dieſer in halbſitzender Stellung auf dem Bett, in dem er die Nacht geſchlafen. Seine Bekleidung beſtand aus einem Schlafrock von violetten Sammet. Gähnend ſtreckte er dem Ritter die Hand entgegen, ſchaute ihn freundlich an und ſprach. „Guten Morgen, Ritter! grüß euch Gott zu dieſem Tage! dort der Kanzler weiß ein Pergament nicht zu finden, helft ihm ſuchen, denn ihr wiſt ja ſchier Alles in dieſem Hauſe.“ Der Fürſt ſchwieg, und lehnte ſich mit ſichtlichem Behagen zurück in die welchen Kiſſen. Denn war Herr Otto von Bayern auch ein ſtreitbarer Held im Felde, ein galanter Kavalier bei den Frauen und ein kluger Herr im Rathe, ſo ging ihm doch eins über Staatskunſt, Frauengunſt und Kriegsruhm, das aber war ſeine Bequemlichkeit. Und darum nannten ihn ſeine Feinde und Neider im Lande ſpöttiſch: Markgraf Otto den Faulen. Bei dem Gebote des Landesherrn hatte ſich Herr Conrad Ryke verbeugt. Des Churfürſten Kanzler aber, der mit gelehrter Schreiberei beſchäftigt, an einem Nebentiſchlein geſeſſen, hatte ſich erhoben, war zu dem Schloßvoigt getreten und theilte ihm nun halb leiſe mit: der gnädige Herr wünſche eine Mönchenſchrift über ein ſeltſames Ereigniß, ſo ſich zugetragen unter Markgraf Waldemar dem Großen in dieſem ſelbigen hohen Hauſe. Herr Conrad Ryke hatte aufmerkſam zugehört und er antwortete alſobald: „befiehlt unſer gnädige Herr die Mönchenſchrift über den Kriegsmeiſter Gerhardum, ſo werde ich dieſelbe ſofort bringen!“

„Das iſt's, was wir brauchen,“ rief Markgraf Otto. Der Ritter aber ging und kehrte nach kurzer Weile mit einem Pergament zurück, welches er dem Cancellarius überreichte. „Setzt euch, Ritter Ryke! ich ſeh es nicht gern,

wenn chriſtliche Menſchen allzu lange in dem unbequemen Zuſtande des Stehens verharren, ſetzt euch! Und ihr, Kanzler, ſetzt euch auch und leſet mir die Mönchenſchrift Wort für Wort getreulich vor!"

Der Kanzler, ein langes, dünnes, ſchwarz gekleidetes Männlein, gehorchte dem Befehl ſeines Herrn und las mit ſcharfer Stimme, wie folgt: „Zur ſelbigen Zeit, da Herr Waldemar Markgraf geweſen und unſer hochgebietender Fürſt und Herr im Lande Brandenburg, hat ſich zugetragen folgende ſonſt wunderſame Hiſtoria, welche ich, wie das einem getreulichen Chroniſten ziemlich, hier unten aufgeſchrieben habe mit merklichem Fleiß und ſonderbarer Mühe. Gedachter, unſer Fürſt und Herr, Waldemarus, ſchon von ſeinen Zeitgenoſſen der Große zugenannt; jedoch ſolches mehr wegen ſeiner Kriegestapferkeit und anderer Qualitäten ſeines Geiſtes, als wegen der Größe ſeines Leibes, hat unter ſeinem Kriegsvolke einen Welſchen gehabt, Namens Gerardo, ſo ein fürtrefflicher Kriegsbaumeiſter geweſen. Von dieſem nur eben gedachten Meiſter Gerardo, wie man ihn ordinär nannte, konnte man leichtlich daſſelbe behaupten, was die heilige Schrift im Evangelio ſagt, nämlich: niemand wußte von wannen er kam, und wohin er fuhr. Wenn man nun auch nicht allerlei läſterliche Dinge glauben will, ſo Herrn Waldemari Kriegsvolk dem Meiſter Gerardo aſterredete, ſintemalen die Kriegsknechte insgemein ein loſes Maul führen, lügen, läſtern und fluchen weit mehr als ihrem geiſtigen und leiblichen Wohl zuträglich, ſo läßt es ſich doch auch nicht hinweg disputiren, daß mehrfach gedachter Meiſter Gerardo, welcher astrologiam, alchimiam, magiam utramque und andere geheime Wiſſenſchaft mit großer Mühſeligkeit traktirte, auch einen unziemlichen Umgang gepflogen mit denen Geiſtern und daemonibus, welche ihm denn auch am Letzten einen Ausgang bereitet haben, vor welchem ähnlichen unſer Herr Gott und ſeine lieben Heiligen ehrlicher Chriſtenleute Kinder nach ſeiner Gnade bewahren möge, ewiglich, Amen! Zu ſeiner Zeit werde ich von dem erſchrecklichen Ende des Meiſters Gerardo weitläuftiger berichten. Einſtmals geſchah es, daß Herr Waldemarus, als er Hof hielt in ſeiner Stadt Berlin, ein ehrlich Banquetiren veranſtaltete in ſeiner neuen Pfalz auf der Kloſterſtraße, ſo das hohe Haus genannt wird. Da waren um ihn verſammelt die ſtreitbaren Herrn von Adel, als da ſind, der zornmüthige Herr Buſſo von Voſſ, der alte, ſtolze Herr Hans von Krecher, die zwei Brüder von Bredow, ſo als ganz eben auf Leindin geſeſſen waren, der lange Fritze von

von Boß, die von Rochow, Henrich und Wilhelm zween Brüder, der dicke Putlitz, die Alvensleben und die Bartenstein und ſonſt noch viele von der beſchloſſenen und nicht beſchloſſenen Ritterſchaft der drei Marken. Es waren aber auch allda zugegen, gar viele von denen Patriciis zu Berlin und Cöln, welche Gemeinden dazumal gerade ob eines Schoſſes und der Orbede mit einander zerfallen waren, aus welcher Zwietracht mancherlei Unheil hervorging für beide Städte. Herr Waldemarus aber gedachte beide in freundlicher Weiſe zu verſühnen, und arbeitete gar trefflich bei beiden, daß ſie ſich vertragen möchten in Bälde. Die Edelleute und auch die Patricii hatten mit ſich gebracht auf Herrn Waldemari Mahnung ihr ganzes Frauenzimmer, ſtattlich gezieret mit Ketten, Ringen und Spangen, und köſtlich anzuſchauen in dem feinen Linnen und Seiden ſeiner Kleidung, wie denn abſonderlich das berliniſche Frauenzimmer von Alters her gewußt hat, ſich wohl zu kleiden, und weit berühmt war auch in fernen Landen ob ſeiner Schönheit. Herr Waldemarus war gar fürſtlich anzuſchauen, als er mit dem ſchönſten Jungfräulein den Reigen eröffnete und ihm in langer glänzender Reihe die Herrn von Adel ſammt denen Patriciis folgten. Als ſie ſich nun auf ſothane Weiſe eine gute Weile erluſtiret hatten mit dem Tanze, welcher mit Nichten eine Sünde iſt, wie ſo manche heilige und profane Scribenten haben ſtatuiren wollen, da doch der fromme König David ſelbſt, ſo ein Heiliger in dem alten Teſtamente, vor der Bundeslade getanzt hat, wurde plötzlich ein Zeichen mit denen Pauken gegeben und die ganze Geſellſchaft zog in gehöriger, anſtändiger Ordnung in den Gelaggaden, allwo ein koſtbarer Abendimbiß aufgetragen war. Der edle Herr Heinz von Itzenplitz, ſo damals Hochfürſtlicher Gnaden Marſchall geweſen, ordnete jeden ſeinem Range gemäß. Oben an der Tafel ſaß der Markgraf ſelbſt, zu ſeiner Rechten aber die Herrn von Adel und die Patricii; zu ſeiner Linken das Frauenzimmer nach Geſchlecht und Alter. Alle haben nun den Speiſen und auch den Getränken wacker zugeſprochen, um der markgräflichen Küche und den Keller die gebührende Ehre anzuthun. Und allemal, wenn Herr Waldemarus auf die Geſundheit getrunken, von einer der ſchönen geputzten Frauen oder Jungfrauen, ſo haben es die Trompeter von den markgräflichen Geharniſchen hinausgeblaſen auf die Kloſterſtraße mit ſolcher Gewalt, daß ſie es zu Cöln haben hören müſſen, jenſeits des Waſſers. Nun iſt Meiſter Gerardo auch mit dabei geweſen

unter den Gäſten an der Tafel und war mit ſeinem ſtillen, ſcheuen Weſen ziemlich wunderſam anzuſchauen, mitten unter den luſtigen, ſpaßhaften Herrn von Adel und deren Patriciis, ſo in ihrer Art Scherz und Kurzweil trieben unter ſich und mit dem Frauenzimmer. Hat auch Meiſter Gerardo kein Sterbenswörtlein verlauten laſſen an ſeine Nachbaren, welche ſchier unwillig werden wollten auf den guten Herrn Heinz von Itzenplitz, daß er ihnen eine ſolche Nachbarſchaft [illegible] Wie nun Meiſter Gerardo alſo ſtille geſeſſen während der ganze[illegible]t, zuweilen nur an ſeinen vollen Becher gekoſtet, dann aber [illegible]ſamlichen Geberden lange Zeit hineingeſtarrt in den funkelnden We[illegible]t ihn friſch und fröhlich auszutrinken, wie ein anderer ehrlicher Chriſtenmenſch mit der edelen Gottesgabe thut ſchon aus Dankbarkeit gegen den Geber derſelben, da bemerkte das endlich Herr Buſſo von Voſſ, welches ein kriegeriſcher Herr von derber Ritterſitte geweſen. Der konnte es fürnämlich nicht leiden, wenn Einer abſonderlich ſein wollte und nicht mittrinken, wo er trank und er rief mit lauter Stimme, davor das Frauenzimmer ſchier erſchrecken wollte, über die Tafel hin: „was ficht euch an, Meiſter Gerardo, was trinkt ihr nicht von dieſem guten Wein? thut mir Beſcheid auf einen vollen Becher!“ Als der ritterliche Herr ſolches geſprochen, leerte er ſeinen großen, ſilbernen Pokal bis auf den Grund, Meiſter Gerardo aber erhob ſich, neigte ſein Haupt ſittig und that alſo tapfer aus dem Vollen Beſcheid. Da lachte der lange Fritze von Rohr und meinte: der Meiſter Gerardo da, ſei ein gelehriger Schülerknabe und einen beſſeren Lehrherrn in der edelen Kunſt des Trinkens könnt' er nicht gefunden haben im ganzen heiligen römiſchen Reich, denn Herrn Buſſo von Voſſ. Ueber welche Rede die von Berlin und Cöln unmäßig lachten, denn der lange Fritze von Rohr war bei ihnen ausnehmend beliebt, weil er ein gar luſtiger und ſpaßiger Herr war, überdem wohl erfahren in allen Dingen und ſie ſchon zweimal mit dem Markgrafen vertragen hatte, da ſolches keinem Andern hatte gelingen wollen. Als aber der Markgraf Herr Waldemarus ſolches berliniſches und kölniſches Gelächter [illegible]rnahm, forſchte er eifrig nach der Urſache, welche ihm denn auch der alte ſtolze Herr Hans von Kröcher in aller Kürze mittheilte. Da war ſeine Freude und Ergötzlichkeit faſt ſtark, dann aber rief er dem Meiſter Gerardo zu: „Mann, nun redet doch auch einmal ein Wort darein, wißt doch gar tüchtig mitzuſprechen beim Ziel, warum nicht

auch beim Spiel. Ihr habt ſo manches feſte Schloß ſinken machen, wollet doch nun auch hier manch' einen feſten Trinker ſinken machen, auf daß wir erkennen, wie man in Welſchland ſeinen Wirth ehrt."

Als Herr Waldemarus alſo geſprochen in Schimpf und Scherz, erhob ſich Meiſter Gerardo haſtig von ſeinem Seſſel. Da war ſein Angeſicht wie das Angeſicht eines Todten, bleich und ſchier ſchrecklich anzuſchauen, und mit dumpfer Stimme ſprach er alſo: „Sofern ihr es verlanget, Herr und Fürſt, ſo will ich euch künden, was ſich begeben wird in den ſpäten und den ſpäteſten Zeiten mit dieſem Hauſe, in dem wir Alle jetzt verſammelt ſind!"

Die Herren an der Tafel aber ſchwiegen, und faſt Allen, abſonderlich dem Frauenzimmer, kam ein Entſetzen an über ſolch' freventliche Reden, daß ſich ein Menſch anmaßt, die Zukunft zu wiſſen, da ſolche Wiſſenſchaft doch nur allein der allmächtige Gott haben kann und nicht wir armſeligen ſündigen Menſchenkinder, und das iſt zu unſerm rechten Vortheil. Herr Waldemarus aber, welcher ſchon faſt ſehr getrunken hatte, rief mit lauter Stimme: „Redet Meiſter Gerardo!" und ließ ſich ſeinen Goldpokal mit dem Brandenburgiſchen Wappen noch einmal füllen. Da erhub der Meiſter Gerardo ſeine Stimme ſo gewaltig, daß ſie tönend von den Gewölben widerklang, und daß das Frauenzimmer die Herren von Adel und die Patricii vor Entſetzen feſt umfaßte. Was aber Meiſter Gerardo ſprach, das lautete alſo: „Siehe, ich ſehe den Tag, da werden die von Berlin und Cöln ſich herausdrängen in hellen Haufen in beiden, der Georgenſtraße wie der Kloſterſtraße, und werden in Gott verfluchtem Aufruhr bedräuen die Pfalz ihres Fürſten, darinnen an deſſen Statt Einer von Adel geſeſſen als des Markgrafen Voigt über Berlin und Cöln. Weiter ſehe ich einen Tag, wo Fürſten einziehen in dieſes Haus, doch ſie ſind nicht eures erlauchten Namens Herr Waldemar, ſchwer ruht ihre Hand auf den Städten Berlin und Cöln, ſo manches trotzige Haupt ſeh' ich in den Sand des Richtplatzes rollen; aber frohlocket nicht, ihr ſtolzen Herrn von Adel, nicht die Führer der Städte allein, auch ihr verfallet dem Henker, eure ſtarken Burgen ſeh' ich brechen und eure feſten Thüren ſeh' ich fallen unter dem Donner wunderſamer Wurfgeſchoſſe und die neuen ſtreitbaren Fürſten ſetzen ihren erzenen Fuß feſt auf den Nacken eurer Söhne. Und wiederum ſehe ich einen Tag, da thun die von Berlin und Cöln Frohndienſte bei dem Bau einer ſtarken Veſte zu Cöln gelegen, dicht am Ufer der Spree.

Hier in dieſer Pfalz aber ſitzt ein ſtolzer Ritter aus dem Reich, der kein Herz hat zu dem märkiſchen Volke und das Volk im Gleichen kein Vertrauen zu ihm der giebt feſt und ſtolz ſeine Befehle und die märkiſchen Männer haſſen ihn; aber je mehr ihn die Männer haſſen, deſto mehr lieben ihn die Frauen und die Jungfrauen, denn er und ſeine edlen Knechte, ſie haben ein feines und gewandtes Weſen, das den Frauen annehmlicher dünkt, als die rauhe Art der Männer in den Marken. Abermals ſah ich den Tag, da kümmert ſich Niemand um dieſe Pfalz, hoch ragend aber ſteht ein mächtig Schloß zu Ende einer Brücke und die ganze große Stadt ringsum, ſie heißt Berlin. Der ſchon erwähnten ſtolzen Fürſten ſtolz're Enkel ziehen prächtig geſchmückt einher mit Purpurmantel und Königskrone, mit Scepter und mit Schwert. Sie nennen ſich auch nicht mehr Markgrafen in Brandenburg, ſondern ſie führen einen Namen, der über alle Namen iſt in jener Zeit. Letzlich tritt ein Tag vor meine Seele, ich kenne die Stadt nicht mehr, und doch iſt es Berlin. Es iſt in das Ungeheure gewachſen, Gaſſen ſind darin, viel breiter denn unſere breiteſten Heerſtraßen, hohe Häuſer, prächtige Paläſte, Kuppeln und Kirchen mit Bildwerk, und Standbilder zieren die Plätze, und ein Volk durchwogt die Straßen gar ſeltſam angethan. Die Krieger des Landes aber ſie tragen alleſammt Kleider nach einem Maaß, ein ſchwarzer Adler iſt das Zeichen ihrer Fahnen, Donner und Blitz trägt ihre Waffe. Der Adel des Landes er ſtolzirt nicht mehr einher auf hohem Roß, ſondern er röllt dahin auf Streitwagen von Roſſen gezogen, gleich dem Helden im alten Sängerbuche des Homeros, ſeine Diener ſtehen hinter ihm und der Wagenlenker vor ihm ſchwingt die Geißel, anzutreiben das Doppelgeſpann. Hier in der fürſtlichen Pfalz aber da hauſen Künſtler, Söhne dieſer Marken und meißeln liebliche Statuen, und die Meiſter gehen umher, Rath ertheilend, lehrend und beſſernd und ſo ſchaffen ſie Gebilde der Kunſt, ſo lebendig, daß ſelbſt Italia nichts vermag aufzuweiſen, was ihnen gleich käme an Künſtlichkeit und Wahrheit. Die Geſtalten verſchwimmen vor meinem Geiſt, die hohen Könige tauchen nur zuweilen auf im beſonderen Glanze, immer herrlicher geſchmückt erſcheinen ſie, und Kronen tragen ſie in ihren Händen, die ſie ringsum austheilen. Nun, Alles verloſchen, Alles vorbei!"

Als Meiſter Gerardo alſo geſprochen hatte ſank er erſchöpft wieder in ſeinen Seſſel und ſein Anblick gemahnte an den eines Sterbenden. Die

Gäſte an der fürſtlichen Tafel aber ſchauten, ſonderbar ergriffen von den Worten des welſchen Meiſters, vor ſich nieder. Es war eine Stille im Saal, ſo drückend und beengend auf den Gäſten laſtete. Herr Waldemarus erholte ſich zuerſt. Er erhub ſeinen Becher und rief mit der eiſernen Stimme, ſo man im Schlachtgetümmel durch alles Toſen erklingen zu hören gewohnt war, „ſtoßt an, meine edelen Gäſte, was Meiſter Gerardo gekündet von zukünftigen Tagen, iſt eitel Gutes und Schönes von dem lieben Lande Brandenburg. Alſo wohl auf, meine Getreuen! Brandenburg über Alles, alle Zeit!“ das riefen die Ritter und Edelen im Saale noch mit lauter Stimme, und es klang, daß die Gewölbe dröhnten: „Brandenburg über Alles, alle Zeit!“ Die alte Fröhlichkeit und die alte Luſt wurden nun auch laut wiederum und hatte Niemand ſonderlich Acht, daß Meiſter Gerardo ſich in aller Stille ohne Gruß und Abſchied davonſchlich. Alſo hatte das Banquet in der Pfalz auf der Kloſterſtraße ſeinen Verlauf. Mit dem Tode des oft gedachten Meiſters Gerardo hatte es aber folgende höchſt curiöſe Bewandniß und iſt ſein Tod wohl eigends dazu gemacht, daß ſich andere Menſchenkinder ſollen ein abſonderlich Beiſpiel und Exempel daran nehmen. Es iſt ein gefährlich Ding, das Umgehen mit denen Geiſtern und es iſt ſündlich, zu forſchen nach Dingen die unſer Herr Gott zu wiſſen uns nicht geſetzt hat.

Am Montag nach Palmarum in der heiligen Leidenswoche unſeres Herrn und Seligmachers iſt Meiſter Gerardo gekommen mit 13 Pferden gen Berlin und hat ſein Quartier genommen in der fürſtlichen Pfalz, allwo ihm auf Befehl des Markgrafen immer einige Gemächer bereitet waren, ſo bei Leibes- und Lebensſtrafe, außer ihm kein Chriſtenmenſch betreten durfte. Es war dunkel geworden und die ſo ihr Weg durch die Kloſterſtraße führte an jenem Abend ſahen ein helles Licht ſchimmern aus denen Fenſtern, ſo zu dem Gemach führten, allwo der welſche Meiſter ſein Quartier hatte. Die reiſigen Leute, welche die Thüren der Pfalz eifrig bewachten, wollten auch ſeltſame Stimmen vernommen haben, faſt ſchauerlich anzuhören. Gegen die Mitternachtsſtunde aber begab es ſich, daß all die reiſigen Knechte ein furchtbares Getöſe vernahmen, welches an Gewalt ſo zunahm, daß ſich männiglich davor entſetzte. Darauf begann es in den Gemächern des Meiſters Gerardo entſetzlich zu rumoren und der welſche Meiſter ſchrie gar jämmerlich um Hülfe. Der Kriegsknechte aber wagte es Keiner hinauf zu gehen, welches auch höchſt

freventlich und vermeſſen geweſen wäre, ſondern ſie betten alle den Roſenkranz. Als das Lärmen und Hülfeſchreien gegen eine Stunde angehalten ward endlich auf einmal eine ſolche Todtenſtille in der ganzen Pfalz, daß man das Niederfallen eines Strohhalmes hätte vernehmen können. Die Kriegesleute aber waren dermaßen in Furcht und Schrecken geſetzet, daß ſie es nicht wagten, die Wachtſtube zu verlaſſen, bevor es heller Tag geworden. Am Morgen aber gingen ſie zu dem hochwürdigen Propſt bei St. Nikolai und baten ihn demüthig, ſolch ſeltſames Ding geiſtlich zu unterſuchen. Hierin haben die Kriegsknechte, ſo ſonſt oft ein gar roh, unwiſſend und gottloſes Volk iſt, ausnehmend verſtändig gehandelt, denn was iſt eine Lanze, oder auch eine Kolbe, nützlich gegen feindliche Mächte, ſo nur mit giftlichen Waffen können beſtritten und beſieget werden. Der hochwürdige Propſt zu St. Nikolai berief zu ſich ſeine Diakoni und der Frömmſten Etliche aus ſeiner Gemeinde. Darnach aber begab er ſich mit ſeinen Meßnern und Knaben und dieſen Beiſtänden in die fürſtliche Reſidenz auf der Kloſterſtraße Unter Abſingung der eigends zu ſolchem Werk vom heiligen Vater und den Concilien verordneten Litanei gingen ſie die Stiege hinauf und ſtunden alsbald vor der Thür, ſo in Meiſter Gerardos Gemach führte. Im Anfang hat Niemand wollen die Thür öffnen und als der Erſte eintreten, bis endlich Jochem Granzin, der Altmeiſter der Raſchmachergilde, ein chriſtlicher und frommer Mann, die Thür in Gottes Namen muthig öffnete. Sogleich vermochte keiner der Anweſenden etwas zu ſehen, denn ein ſeltſamer, erſtickende und ſtark nach Schwefel riechender Rauch erfüllte das ganze Gemach. As ſich der böſe Dampf nun etwas verzogen hatte traten ſie ein, Einer nach dem Andern, der Propſt voran und freute ſich Jeder ſtill in ſeinem Herzen, daß er nicht allein war bei ſolch ſchauerlichem Anblick. Vermochte auch lange Zeit keiner ein Wort zu ſprechen, denn das Entſetzen ſchnürte ihnen die Kehle zu. Quer vor der Schwelle lag Meiſter Gerardo am Boden, und als ihn Jochem Granzin aufrichtete, da war er todt, ſein Antlitz und ſeine Hände waren kohlſchwarz und ſein Haupt faſt verbrannt. Das Geräth im Zimmer war gänzlich zerſtört und ſelbſt das Getäfel an den Wänden ringsum hatte große Riſſe und lag in Splittern nieder. Das war ein überaus ſchreckliche Anblick. Auf dem Fenſterſims waren etliche Rollen Papier gelegen, ſo mit allerhand wunderlichen Zeichen und Schriften bemalt waren. Iſt aber keiner im Sande geweſen ſelbige zu

deuten, obwohl ſich der Geiſtlichen viele der Mühe unterzogen. In der einen Ecke des Gemachs befand ſich in zwei irdenen Töpfen eine große Menge ſchwarzen Staubes, welchen der hochwürdige Probſt ſogleich für etwas vom Gottſeibeiuns dem Teufel erklärte und Einem der dienenden Chorknaben befahl, ſein Weihrauchfäßlein darüber zu ſchwingen. Im ſelbigen Augenblick aber, da einige Fünklein in den Topf fielen, geſchah ein ſo furchtbarer Knall, daß alle Anweſenden betäubt zu Boden ſtürzten. Aus ſolcher Betäubung weckte ſie erſt der durchdringende Weheruf des Chorknaben, denn das arme Kind war faſt entſetzlich verbrannt am Antlitz und Händen und auch an andern Theilen ſeines Leibes. Es wird ſein Leben lang die Spuren dieſer grauenvollen Stunde in ſeinem Angeſichte tragen. Den Körper des Meiſter Gerardo haben wir an einer abgelegenen Stelle zur Erde beſtattet, jedoch nicht in einem geweihten Grabe, wie ſolches auch nicht zukömmt einem, der mit denen Geiſtern umgegangen und den der böſe Feind, der Satan ſichtbarlich zur Hölle hinabgeführt hat. Unſer gnädiger Herr der Markgraf hat nachgehends befohlen, die Gemächer des Meiſters Gerardo zu ſchließen, welches auch alſo bald geſchehen, und ſie noch bis zu dieſer Stunde nicht eröffnet ſind. Hat auch derſelbige Herr Waldemarus Seelenmeſſen angeordnet, um zu löſen das unſterbliche Theil des Meiſters Gerardo aus den Händen des Erzfeindes, und ſolche Meſſen hat Herr Waldemarus chriſtmildeſt begabet mit fürſtlicher Großmuth.

Solches habe ich als Augenzeuge mehrentheils, oder nach glaubhaftem Zeugenbericht ſonſt, der Wahrheit gemäß hier aufgezeichnet und es der Nachwelt verlaſſen, damit ſie ſich daran ſpiegele. Was aber die Prophezeiung betrifft, die der in ſeinen Sünden jämmerlich dahin gefahrne Meiſter Gerardo an jenem Banquette im hohen Hauſe gethan, ſo ſcheint ſelbige ſich faſt erfüllen zu wollen, denn Markgraf Heinrich, Herrn Waldemari Bruders Sohn iſt, da er jung zu ſeinen Vätern verſammelt ward, als ein Letzter ſeines Stammes mit Schild und Schwert in der Fürſtengruft beigeſetzt worden. Brandenburg über Alles, alle Zeit deß walte Gott, Amen! —

Während nun der Schloßvoigt Conrad Ryke ſeinem gnädigen Herrn dem Markgrafen droben fleißig ſolche Schrift vorgeleſen und ſich nachgehends das weitere darüber mit Sr. Gnaden und deſſen Kanzler unterhalten, ereigneten ſich in den untern Räumen der fürſtlichen Pfalz nicht weniger ſonderbare Dinge.

War nämlich mit einem Male gar fröhlich und wohlgemuth Herr Hans von Rochow, Ritter, eingeritten und hatte ſein prächtiges ſchwarzes Roß an den eiſernen Ring gebunden, der neben der Thür zur Linken war, ſo in die Wohnung des Schloßvoigts führt.

Man konnte nichts lieblicheres ſehn, als das jungfräuliche Erröthen des Fräuleins Margaretha von Uttenhofen, da Herr Hans von Rochow, Ritter, in die Halle trat und ſie ebenſo derb als anmuthig mit einer halben Verbeugung und einem feſten Handſchlage begrüßte.

„Gott grüß euch, Jungfrau Margaretha!“ lautete der Gruß.

„Und euch viel tauſendmal, Ritter Hans!“ klang der Gegengruß.

Fräulein Richenza Ryke hielt ſich das Tüchlein an den friſchen Mund, denn das Lachen kam ihr an über die ſtattliche, geputzte Figur, die der gute Ritter Hans heute ſpielte, der ſonſt ſo ſchlicht und einfach ſtets geweſen. Es hatte aber eine ganz beſondere Urſache, daß Herr Hans von Rochow auf Gollnow, Pfandinhaber von Potsdam, Vicelandhauptmann und Ritter heute ein köſtliches Wamms trug von amaranthenfarbigem Sammt, das ſein Großvater ſeliger ſich angeſchafft zum großen Turnier im Roſengarten bei Roſtock, wo Waldemar der Große den erſten Dank erſtritt. Es hatte ſeinen beſondern Grund, daß Herr von Rochow ſeinen Scharlachmantel heut trug, ſeinen verſilberten Panzer mit den ſtahlblauen Arabesken drauf und die goldenen Sporen an den langen Steifſtiefeln, über welche die Pumphoſen von ſchwarzem Sammet in weiten Falten niederfielen. Herr Hans von Rochow war ein großer ſtattlicher Herr von etlichen dreißig Jahren, mit einem runden rothen Geſicht und einem runden, geſegneten Bäuchlein, das ihm aber nicht ganz uneben ſtand. Als Herr Hans von Rochow ſeine Dame begrüßt hatte, ſuchte der etwas blöde Blick ſeiner kurzſichtigen blauen Augen die Mutter Margaretha's, die alte keifend fromme Wittwe des wohlſeligen Ritters von Uttenhofen, aber ſein Auge begegnete nur dem ſchelmiſchen Blick des lachenden Fräuleins Richenza Ryke, vor ihr ſchwenkte er jetzt ſehr zierlich ſein Federbaret und bat mit der Höflichkeit des weitgereiſten Mannes: Jungfrau Richenza Ryke auf Rykedorf*) darf ich Euch wohl geziemend bitten, mir ein kurzes Gehör

*) Das heute noch beſtehende Dorf Rixdorf bei Berlin wurde von den Ryke's gegründet und nach ihnen benannt. Es fiel nach dem Ausſterben der reichen Ryke an die ältere ſchwarze Linie der Familie.

bei der edeln Frau von Uttenhofen, der Schweſter Eures in Gott ruhenden Herrn Vaters zu verſchaffen?"

Fräulein Richenza nahm all' ihre Ernſthaftigkeit zuſammen, neigte ſich anmuthig und ſprach: „Ihre geborſame Dienerin, Herr Ritter, wird ſich um ſo mehr beeilen dero billigen Wunſch zu erfüllen, als ſie dadurch den ſchönen Augenblick zu beſchleunigen hoffen darf, in welchem ſie Ew. Geſtrengen mit dem trauten Namen eines Vetters begrüßen darf!"

Laut lachend ſprang das muthwillige Kind zur Thür hinaus und ließ die beiden Liebenden allein in der feſtlich geſchmückten Halle. Wie nun während ihrer Abweſenheit Herr Hans von Rochow, Ritter ſeine herzallerliebſte Margaretha unterhalten, davon wird der Autor nichts verrathen, Leſer aber kann errathen was in der Zwiſchenzeit vorgefallen, wenn er ſich ähnlicher Vorkommniſſe aus ſeinem eigenen Leben erinnert, oder hat er das Glück noch ſo jung zu ſein, daß er noch keine Erinnerungen der Art hat, ſo mag er ſich auf unſere Verſicherung verlaſſen, daß er eine erfahren wird, wie ſich Liebende in ſolch' glücklichen Einſamkeiten unterhalten.

Als Fräulein Richenza Ryke wieder zurückkehrte in die Halle, da lachte ſie faſt noch ſtärker als da ſie dieſelbe verließ und machte trotz ihrer Fröhlichkeit die Bemerkung, daß Herr Hans von Rochow recht glücklich ausſähe und ihre Baſe Margaretha zwar ſehr roth aber auch nicht unglücklich. „Herr Ritter", rief Fräulein Richenza lachend, „Herr Ritter, was habt Ihr denn für ein ſeltſam Roß in den Hof geritten, die Knechte ſtehen alle darum und wollen ſterben vor Lachen?"

Der Ritter ſchaute ſehr befremdet das lachende Fräulein an, dann ſprach er ernſthaft: „verſtehe mich doch ſonſt nicht ſchlecht auf Pferde; ſollte mich der junge Burſch betrogen haben im Roßhandel, ſo ſchneide ich Riemen aus ſeinem Fell, laß eine Peitſche daraus flechten und haue ihn damit ſo lange, bis ihm die Haut wieder gewachſen iſt! Glücklicherweiſe weiß ich des jungen Roßkamm's Namen und Wohnung!"

So verliebt Ritter Hans von Rochow in die liebliche Margaretha von Uttenhofen ſein mochte, ſo lag ihm in dieſem Augenblick das Roß doch noch mehr im Sinne, denn ſein Ruf als erſter Pferdekenner in Berlin und Umgegend ſtand auf dem Spiel.

„Entſchuldigt mich, Jungfrau!" bat er Margaretha etwas eilig und

lief, ſo ſchnell das ihm ſeine Wohlbeleibtheit geſtatten wollte, zur Thür hinaus, lachend folgte ihm Fräulein Richenza, klug berechnend blieb die liebliche Margaretha zurück. „Iſt er betrogen", ſprach ſie zu ſich ſelbſt „ſo iſt's ihm ſicher unlieb, wenn ich dabei bin, iſt er nicht betrogen, ſo wird's ihm deſto größere Freude machen, mir ſeinen Triumph zu verkündigen!"

Als Ritter Hans von Rochow und hinter ihm Fräulein Richenza Ryke in den Schloßhof kamen, herrſchte dort eine über alle Maaßen heitere Stimmung. Die Wappner des Hauſes, die markgräflichen Reiſigen und Stalleute, alle ſtanden um das ſchöne ſchwarze Roß des geſtrengen Ritters und einige lachten ſo gewaltig, daß ſie ſich ſchier die Seiten halten mußten; freilich ſchwieg Alles fein ſtill, als Herr Hans von Rochow unter ſie trat, denn unehrerbietig ſprechen litt der ehrenfeſte Edelmann nicht, ſo gut er ſonſt war, und hatten die brandenburgiſchen Waffenleute auch harte Köpfe und feſte Gliedmaaßen, ſo war es ihnen doch nicht unbekannt, daß Herr Hans von Rochow auf Gollnow mit einem Fauſtſchlag einen ungariſchen Ochſen niederſchmettern konnte.

Rund um das Pferd im Kreiſe ſchritt Herr von Rochow, prüfte es lange mit Kennerblick, dann wendete er ſich zu den Leuten und ſprach halb zürnend halb freundlich, denn er meinte ſeiner Sache gewiß zu ſein: „Ja, plagt euch denn der Böſe, ihr Narren, daß ihr hier lacht und ſchreit, wie die Buben bei der Oſterjagd, über dieſes gute Roß, das gewiß ein Thier iſt ſtark von Bruſt und Lenden, geſund, feſt auf den Füßen und die drei feiſten Ochſen reichlich werth, um die ichs erkauft heute Morgen!"

Den alten Rottmeiſter der markgräflichen Wappner hatte Herr Hans von Rochow beſonders im Auge bei ſeiner Anrede, denn er war manche Meile Weges geritten mit dem mordverbrannten Kerle und hielt ihn für keinen Uneingeweiheten in der myſtiſchen Kunſt des Pferdekennens und Handelns, obwohl ſelbiger nur noch ein Auge hatte, was allerdings groß und feurig genug war. Jetzt erwartete er von dem einäugigen Kriegsknecht eine zuſtimmende Antwort. Eine Antwort erhielt er auch, aber ſie klang viel anders als er ſie erwartet hatte. Der alte Kerl trat einen Schritt vor, ſtützte ſich leicht auf den Korb ſeines Raufdegen's und ſprach, bald das Roß, bald den Ritter aus ſeinem einen Auge anblitzend: „Gutes Roß, geſtrenger Herr, hab's lange genug geritten um das ſagen zu können, geſund, guter Freſſer, weiß

[illegible] „Warum aber [illegible] den Schimmel mit schwarzer [illegible] lassen?“

[illegible] Farbe, was [illegible] von [illegible], der die Ahnung [illegible] plötzlich [illegible] begriff, warum [illegible] Anfang an [illegible].

[illegible] Rittmeister [illegible] in einen Eimer Wasser und [illegible] den Kopf des [illegible] selbst ein weißer Stern [illegible].

[illegible] war ein schwerer [illegible] des Herrn von [illegible] bei [illegible] einäugige Rittmeister aber sagte [illegible]: [illegible] euch, denn es ist [illegible] und wer am [illegible] nicht [illegible].

Herr [illegible] von [illegible] erkannte jetzt, daß er seinen eigenen guten [illegible] drei [illegible] von [illegible] Diebe, der [illegible] freiherrlichen [illegible] nicht [illegible], „ich weiß ja den Namen [illegible] und auch [illegible] gewiß [illegible].“

[illegible] der [illegible] wo wohnt er?“

„[illegible] mit [illegible]“, versetzte der [illegible], er [illegible] hier an der [illegible] im [illegible] und heißt [illegible].“

[illegible] fanden sich die Wappner mit [illegible] sie lachten hell auf und [illegible] mit, obwohl er sich [illegible] daß das gute [illegible] hinterm [illegible] auf der Stirne [illegible].

[illegible] der Rittmeister [illegible] Herr von [illegible] seinen [illegible]

[illegible]

das Alles — warum aber haben Ew. Geſtrengen den Schimmel mit ſchwarzer Farbe beſchmieren laſſen?"

„Schwarze Farbe, was ſagt ihr!" ſchrie der von Rochow, den die Ahnung der Wahrheit plötzlich durchzuckte, der in dieſem Augenblick begriff, warum ihm das Roß von Anfang an ſo bekannt vorgekommen.

Der alte Rottmeiſter tauchte eine Striegel in einen Eimer Waſſer und fuhr damit über den Hals des Pferdes und alsbald ward daſelbſt ein weißer Streifen ſichtbar.

Es war ein ſchwerer Fluch, der dem Munde des Herrn von Rochow entfuhr bei dieſer Operation, der einäugige Rottmeiſter aber ſagte tröſtend: Laßt's euch nicht anfechten, edler Herr, aber hütet euch, denn es iſt ein alt Sprichwort: wer Pferde kauft muß drei Augen aufmachen und wer auf Freiers Füßen geht, ſoll nicht handeln um ein Roß."

Herr Hans von Rochow erkannte jetzt, daß er ſeinen eigenen guten Schimmel um drei feiſte Ochſen ertauſcht von einem liſtigen Diebe, der ihn trefflich zu ſchwärzen verſtanden und fühlte ſich trotz des treuherzigen Troſtes des Rottmeiſters nicht wenig gekränkt. „Ja", rief er, „ich weiß ja den Namen des Schuftes und auch ſeine Wohnung, ihm ſoll der Roßhandel ſchlimme Früchte tragen!"

„Mit Verlaub", bat der alte Einäugige jetzt: „wie heißt denn der Kerl und wo wohnt er?"

„Ihr ſollt mit gehen", verſetzte der Ritter eifrig, er wohnt hier auf der Kloſterſtraße in dem Hauſe neben Meier Abraham und heißt Jacob Jacobſohn."

Als der von Rochow das ſagte, da konnten ſich die Wappner und Stalleute trotz allen Reſpectes nicht mehr halten, ſie lachten hell auf und auch der alte Menſch der Rottmeiſter lachte ein weniges mit, obwohl er ſich raſch faßte und demüthig um Verzeihung bat, da er bemerkte, daß das gute dicke Geſicht des Edelmannes blutroth wurde und die Zornader auf der Stirne gewaltig anſchwoll.

„Zürnt den Leuten nicht, daß ſie lachen, edler Herr," bat der Rottmeiſter im Vertrauen auf die Gunſt, die ihm Herr von Rochow ſonſt ſchon bewieſen, „zürnt ihnen nicht, es ſind lauter gute treue Leute, die es an den gehörigen Reſpect gegen einen von Rochow nirgend werden fehlen laſſen, aber es hat

ein feiner Schurke Euer Gestrengen heut so ausbündig betrogen, daß man's wirklich nicht ohne Lachen bedenken kann. Seht, edler Herr, da wo das Haus des Meier Abraham steht, da heißt die Klosterstraße Geck hol*) und da ist sie auch zu Ende und stößt an die Stadtmauer, so daß man halten und umdrehen muß, Meier Abrahams Haus ist das letzte an der Mauer und Jacob Jacobsohn, so heißen dieser Juden viele, daß das gar kein Name mehr ist. So seid ihr, Herr Ritter von dem Schurken mit Namen und Wohnung genarrt!"

Herr Hans von Rochow begriff das ganz gut, er sagte auch kein Wort weiter, sondern er gab sich ruhig in sein Schicksal und befahl dem Rottmeister nur, daß er die abscheuliche schwarze Farbe abspüle von seinem guten alten Schimmel. Der Rottmeister übernahm das gerne, denn die von Rochow zahlten gut jeden Dienst den man ihnen leistete und nahmen nichts umsonst, und ein markgräflicher Rottenmeister bei den Wappnern im hohen Hause war zwar zweifelsohne eine sehr vornehme Person, aber sein Ehrensold in baarem Gelde war sehr gering und gewöhnlich pflegte man ihm denselben schuldig zu bleiben. Zahltage waren oft, gezahlt wurde selten. Herr von Rochow wollte eben, nicht besonders freundlich gestimmt, in die Wohnung des Schloßvoigts zurückkehren, als er auf der Schwelle das lachende Antlitz des Fräuleins Aichenza Ryke erblickte; daß die schöne Margaretha von Uttenhofen bei seiner Beschämung gegenwärtig gewesen sein könnte, dieser Gedanke fuhr jetzt wie ein schneidig Schwerdt durch das Herz des armen dicken Edelmannes und sein Gesicht heiterte sich merklich auf, als ihm Aichenza der Wahrheit gemäß versicherte, Margaretha habe die Halle nicht verlassen. Sonnenschein lag auf Hans Rochow's gutem Antlitz und durch das kluge Benehmen Margaretha's wäre der tapfere Edelmann gewiß wieder in die beste Laune versetzt worden, wäre nicht eben sein Leibdiener angekommen mit einem Gesicht, das aussah als wäre es nicht lang genug, um all' die bösen Botschaften darauf zu schreiben, deren Ueberbringer der Leibdiener war.

Der Ritter sah seinen Diener mit einem sehr ernsten Blicke an und sein

*) Geck hol d. h. Geck halt! so hieß der Theil der Klosterstraße von der Payerstraße bis zur neuen Friedrichsstraße. Er stieß auf die Stadtmauer und bildete also eine Sackgasse, einen Kehrwieder, einen Burstah (Bauer steh!), hier im derben Humor des Volkes: Geck hol! genannt.

finsteres Gesicht paßte ganz und gar nicht mehr zu den Feierkleidern, die er so prunkend zur Schau trug.

„Gestrenger Herr," begann Jochem mit jener halb ängstlichen halb mürrischen Manier, die dem märkischen Volke in solchen Fällen so eigenthümlich ist; „ihr habt gestern einen schlechten Pferdehandel gemacht!"

„Gestern? bist du toll, Jochem?" schrie der Ritter außer sich, „wenn ich mit den Pferden gestern betrogen bin, so will ich in meinem ganzen Leben um kein Pferd wieder handeln, so wahr!"

„Verschwöret euch nicht, Gestrenger!" rief der Leibdiener.

„Schwöret nicht, edler Herr!" warnte der einäugige Rottmeister und setzte brummend hinzu: „wer auf Freiers Füßen geht soll nicht handeln um ein Roß."

„Nun Rabe, Jochem," rief Herr von Rochow grimmig „'raus, was ist!"

„Ew. Gestrengen sollen in den schwarzen Bären kommen am Molkenmarkt, da sitzen ihre dreie von Bredow, zweie von Briest und zweie von Stechow, die sind alle miteinander fuchswild, denn sie haben alle schlechten Pferdehandel gemacht wie Ihr und hat sie ein schlauer Jude betrogen. Das ist nämlich so zugegangen. Dem von Stechow sind drei prächtige Pferde gestohlen, er kauft sich in der Geschwindigkeit von einem Juden, der auch zur Hand ist, einen starken Klepper und reitet nach der Havel zu und setzt über, weil er Spur hat, wohin man seine Pferde geführt. Kommt zu dem von Bredow steigt ab und klagt ihm sein Leid bei einer Kanne Wein, das fällt dem von Bredow aufs Herz, denn er hat am selben Morgen drei prächtige Pferde spottbillig von einem fremden Roßtäuscher erhandelt, sie gehen hinunter in den Stall und richtig, es sind die Rosse, die dem von Stechow gestohlen. Wie die beiden Herrn an der Stallthür aber noch im besten Schimpfen über den betrüglichen Roßkamm und Dieb sind, kommen die von Briest in den Hof, vernehmen die Geschichte und klagen ihrerseits, daß sie die Spuren eines Juden verfolgen, der ihnen einen trefflichen Klepper und zwei starke Pferde gestohlen — gestrenger Herr Ritter, die zwei starken Pferde habt ihr gestern so billig erhandelt und den Klepper, den die von Briest suchten, den hatte Herr von Stechow eilends gekauft. Die edlen Herren lassen euch bitten in den schwarzen Bären zu kommen und euch mit ihnen in Gesellschaft zu ärgern."

Jochem Rabe der Leibdiener des guten Herrn von Rochow machte

ein sehr betrübtes Gesicht, als er seine Litaney hergebetet und setzte sich in Positur das Hagelwetter von Scheltworten in Empfang zu nehmen, das nunmehr seiner Meinung nach unvermeidlich war. Aber er irrte sich, Herr Hans von Rochow lachte laut und da es wirklich sehr spaßhaft war, wie der pfiffige Jude die adligen Herren betrogen, so lacht[illegible]s Gesinde und die Wappner mit und endlich lachte sogar Jochem Rabe, der mit einem so langen Unglücksgesicht in die Pfalz gekommen war. Herr Hans von Rochow aber lachte hauptsächlich, weil er nicht allein der Betrogene war, weil seine Reputation als großer Pferdekenner und Händler nicht leiden konnte, wenn er von einem Roßkamm betrogen werden, der den ganzen Adel der Umgegend an die Nase herumgeführt hatte. Den Geldverlust achtete er gering, war er doch ein reicher Herr und sind die von Rochow von jeher ein mehr großmüthiges als sparsames Geschlecht gewesen, während die von Kerkow als die sparsamsten Edelleute in den drei Marken galten, ja sogar von vielen losen Mäulern für geizig gehalten wurden.

Herr Hans von Rochow sandte nun Jochem Raben, seinen treuen Leibknecht, an die edeln Herrn so im schwarzen Bären zechten und ließ ihnen melden mit seinem Gruß, daß er alsobald bei ihnen sein werde, dann schritt er zurück in die Halle, wo er Abschied nahm von seiner herzallerliebsten Margaretha, der er versprach auf den Nachmittag wiederzukommen und seine Werbung um ihre Hand zierlich anzubringen bei ihrem Großvater, dem Ritter Conrad Ryke und ihrer Mutter, der frommen Wittwe des Ritters Philipp von Uttenhofen.

Während das Alles sich in den untern Räumen des hohen Hauses der fürstlichen Pfalz auf der Klosterstaße zu Berlin ereignete, saß der Landesherr droben auf seinen Faulbett im Closet und hielt gar ernsthafte Zwiesprach mit seinen Getreuen, dem hochgelehrten Herrn Michael Stroband seinem Cancellarius, der in der weitberühmten Hochschule zu Padua in Welschland ein Doktor beider Rechte, des geistlichen sowohl als des weltlichen geworden war, ferner dem Herrn Clarus von Massow, der die markgräflichen Wappner kommandirte und dem Herrn Conrad Ryke, Ritter und Schloßvoigt.

Michael Stroband, der Cancellarius, redete dem gnädigen Herrn tapfer zu: „Churfürstliche Gnaden", sprach er, „müssen den Versuch machen und dürfen solchen großen Vortheil dem märkischen Lande nicht aus der Hand lassen,

bin auch nicht abgeneigt, daß ein Geiſtlicher zugezogen werde, wegen der geiſtlichen Bedenken und Scrupel!"

„Halte nicht dafür", murrte der von Maſſow, ſeine rieſige Kriegergeſtalt reckend, mit tiefer Baßſtimme „iſt niederträchtig hinterliſtiges Teufelszeug, ein Schwerthieb ziemt dem Manne, ein Lanzenſtoß ein Keulenſchlag, was drüber iſt das vom Uebel, habe ſchon das Armbruſtſchießen und den Dolch mein Lebtag nicht leiden mögen, eins trifft von Weiten und gehört nie Muth dazu, das andere trifft das unverhofft und gehört eine ſchurkiſche Hand dazu!"

„Ja Herr Hauptmann," redete Ritter Conrad Ryke ein, „wir aber kommen zu ſehr in Nachtheil, wenn andere Nationen ſich ſolcher Erfindung bedienen wider uns!"

„Ach was," brummte der von Maſſow unwillig", ein märkiſcher Fauſtſchlag wird immer ſeinen Werth behalten!"

„Gewiß edler Herr", meinte der Cancellarius, „ſolch künſtlich Gewaffen aber vertritt hundert märkiſche Fauſtſchläge auf einmal."

Die Herren ſtritten hin und her. Es war ein richtiges, adelig ritterliches Vorgefühl, was den Hauptmann von Maſſow ſo heftig widerſtreben ließ. Staatsklugheit dictirte dem Cancellarius ſeine Worte, und Erfahrung und heller Blick ließen den Schloßvoigt Conrad Ryke auf ſeiner Seite ſein, da befahl der Markgraf Otto plötzlich:

„Ruft euren Sohn, den Propſt, Ritter Conrad."

Der greiſe Ritter ging, der Edelmann und der Gelehrte ſtritten eifrig weiter, der Markgraf hörte dann ruhig zu und dehnte dabei ſeine Glieder recht behaglich auf dem Faulbette.

Als der Schloßvoigt mit ſeinem geiſtlichen Sohne wieder eintrat, befahl Markgraf Otto, den geiſtlichen Segen des Propſtes etwas eilfertig überhörend, ihm, ſich zu ſetzen, dann beſtimmte er, der Cancellarius ſolle den Fall vortragen und der hochwürdige Propſt ſeine Meinung ſagen, wegen der geiſtlichen Bedenken, denn weltlich angeſehen, ſei die Sache ſo vortheilhaft, daß man ſie annehmen müſſe. Der geiſtliche Herr alſo gewiſſermaßen zum Schiedsrichter aufgerufen, legte ſogleich die nöthige Würde in ſein volles friſches Geſicht und war bereit den Vortrag des Cancellarii anzuhören. Herr Michael Stroband beider Rechte Doktor und markgräflicher Cancellarius, ſah kaum die etwas hochmüthige Haltung, die der Berliner Propſt angenommen, als er ſich

ſchwer in ſeiner Würde gekränkt fühlte und zwar um ſo mehr, als er die Berliner nie ſonderlich geachtet hatte, angeſehen, daß er aus Tangermünde war. Tangermünde prätendirte dazumal nämlich den Vorrang*) weit vor Berlin und wollte ſelbſt den Vorrang der alten Stadt Brandenburg, der Hauptſtadt, nicht anerkennen, weil die Fürſten auf dem Schloſſe zu Tangermünde allerdings den größten Theil des Jahres hindurch Hof hielten und dieſem Orte ganz beſondere Vorrechte zugeſtanden hatten. Der geiſtliche Hochmuth des berliner Propſtes verdroß alſo den Tangermünder Rechtsgelehrten ganz gewaltig, er wickelte ſeine lange ſpindeldürre Figur feſt in den ſchwarzen Mantel, ſtellte ſich ſteif und kerzengrade vor den Propſt und begann in einem Tone, wie der Lehrer kleine Knaben belehrt, mit ſtarker Stimme alſo: „Laßt euch alſo erſtlich geſagt ſein, frommer Propſt, daß ein Mönch im Reich eine ganz ſonderbare Invention gemacht hat, die zu kriegeriſchen Zwecken benutzt, von außerordentlicher Wirkung iſt. Es iſt nämlich eine künſtliche Miſchung verſchiedener Stoffe, die angezündet mit großer Gewalt aufflammt und Alles was ihr entgegenſteht zerſchmettert und fortſchleudert. Solche Invention, man nennt ſie Pulver, thut man feſtgeſtampft in eiſerne Röhren und rammt einen eiſernen Bolzen feſt darauf, dann zündet man das Pulver mit einer ſogenannten Lunte, durch ein zu dieſem Zweck gemachtes kleines Loch in der eiſernen Röhre an, das Pulver flammt auf und ſchleudert den eiſernen Bolzen mit lautem, donnerähnlichem Krachen über hundert Schritt weit fort und zwar mit ſolcher Gewalt, daß der Bolzen in noch weiterer Entfernung nicht allein Roß und Mann niederſchmettert ſondern auch Mauern umreißt."

Der Propſt ſah den Cancellarius mit ungläubigem Lächeln an und dieſer hatte die Freude über den Geiſtlichen einen Triumph zu feiern, denn es war durch zu viele ſchriftliche Zeugniſſe erwieſen, daß man ſich ſolcher Donnerbüchſen in den Niederlanden und in Frankreich bereits im Kampfe bedient habe und daß an der Wahrheit der Sache kein Zweifel mehr ſei. Der Cancellarius theilte dem Propſt nun weiter mit, daß in dieſen Tagen ein fremder Kriegsmann nach Berlin kommen werde, der wolle dem Markgrafen das Geheimniß, Pulver zu machen, verkaufen und ihm lehren es zu benutzen. Der

*) Die Rangordnung der märkiſchen Städte wurde ſpäter feſtgeſetzt wie folgt: Altſtadt-Brandenburg, Neuſtadt-Brandenburg, Berlin, Cöln, Tangermünde, Stendal, Salzwedel u. ſ. w.

Propſt ſchüttelte ſinnend mit dem Kopfe, ſchließlich aber behielt ſein klarer Verſtand die Oberhand und er ſagte beſtimmt, geiſtliche Bedenken könne er gegen ſolche Verſuche nicht finden, ſintemalen alles natürlich zugehe bis auf die Wirkung, die er ſich zwar nicht erklären könne, die aber doch wohl nicht vom Teufel ſein müſſe, da ſich ihrer chriſtliche Fürſten und wie er vernehme, ſogar der allerchriſtlichſte Fürſt, der König von Frankreich bediene, der doch ſo viele Biſchöfe und fromme Prälaten um ſich habe, die's gewiß alsbald gemerkt haben würden, wenn ſich etwas diaboliſches hätte dabei vermerken laſſen. Herr Damian Ryke vergaß ganz ſeine geiſtliche Würde und den Hochmuth, den er im Anfang gegen den Rechtsgelehrten gezeigt, ſo neugierig war er auf die Sache mit dem Pulver geworden. Er that tauſend Fragen an den Cancellarius, die dieſer, dadurch ſehr geſchmeichelt, außerordentlich freundlich beantwortete und endlich meinte: nach ſeinem Dafürhalten ſei die Sache mit der Invention des Pulvers gar eine ſo neue Sache nicht, denn es könne wohl ſein, daß das Pulver ſchon ſeit Menſchengedenken und zwar zu Berlin ſelbſt und zwar in dieſem hohen Hauſe und fürſtlicher Pfalz ſei erfunden worden.

Der Propſt war ſchier entſetzt über ſolche Rede des Cancellarii, als der ihn aber die Mönchenſchrift mitgetheilt über den Kriegsmeiſter Gerardo und ſein erſchreckliches Ende da meinte der geiſtliche Herr zuletzt ſelbſt, das Pulver ſei ſicher zu Berlin und in dieſem Hohen Hauſe erfunden worden und Pulver ſei der ſchwarze Staub in den Töpfen geweſen, durch deſſen Entzündung der Chorknabe ſo ſchrecklich verbrannt und auch der Kriegsmeiſter Gerardo wahrſcheinlich ſeinen Tod gefunden.

Will man nun auch die Ueberzeugung des geiſtlichen Herrn Damian Ryke nicht gänzlich theilen und die Erfindung des Pulvers in Berlin als feſt und ſicher annehmen, ſo wird doch jedenfalls mich Niemand beweiſen können, daß das Pulver nicht in Berlin erfunden iſt und das iſt ſchon mächtig viel. —

Als Herr Hans von Rochow, Ritter, die liebliche Margaretha verlaſſen, um ſich eilend nach dem Wirthshaus zum Bären am Molkenmarkte zu begeben, traf er auf der Kloſterſtraße, gerade als er die fürſtliche Pfalz verließ, einen Franciskanermönch, der ſein helles, durchdringendes Auge feſt auf ihn richtete, und ihn dann feierlich alſo anredete: „ſeid ihr der von Rochow auf Gollnow, mein Sohn?“

„Der bin ich", antwortete der Ritter ehrerbietig, denn die Kloſtergeiſtlichen namentlich die Franciskanermönche, oder grauen Brüder, ſtanden damals in hoher Achtung bei Vornehm und Gering.

„Wenn ihr wirklich der von Rochow auf Gollnow ſeid, mein Sohn," fuhr der Franciskaner, ihm fortwährend forſchend in's Geſicht ſehend, fort, „ſo folgt mir zu einem Kranken in unſer Haus hier neben an; es iſt ein Kranker, der die Sonne wohl nicht wieder ſehen wird, wenn ſie heute untergegangen iſt," ſetzte er ernſthaft hinzu.

Der Ritter war ſogleich bereit dem Mönche zu folgen, nur wenige Schritte und ſie traten in das Kloſter der grauen Brüder, welches neben dem hohen Hauſe auf der Kloſterſtraße belegen war *).

---

*) Graue Brüder oder Franciskanermönche gab es urkundlich ſchon 1250 zu Berlin, alſo 40 Jahre nachdem der heilige Franciscus von Aſſiſi dieſen Bettelorden gegründet. Die erſten Franciscanerklöſter der Marken wurden gegründet 1223 zu Seehauſen, 1255 zu Arnſtadt, 1267 zu Stendal, 1270 zu Frankfurt. Wahrſcheinlich hatten die grauen Brüder, von ihrer grauen Kutte ſobenannt, zu Anfang ein bloßes Miſſionshaus in Berlin; es deutet Einiges darauf hin daß das Haus Nr. 46 in der Spandowerſtraße dieſes Haus geweſen und laut einer Tradition ſtand es durch einen unterirdiſchen Gang in Verbindung mit dem grauen Kloſter in der Kloſterſtraße. Von dieſem Gange finden ſich indeß durchaus keine Spuren mehr. Erſt im Jahre 1275 haben die Markgrafen Johann und Otto, nach einer Inſchrift in der Kirche des Kloſters, den grauen Brüdern Grund und Boden zu dem Kloſter verliehen. Der Bau begann gar erſt 1290 als Ritter Johann von Rebede den Mönchen ſeine Ziegelei bei Temmelhof ſchenkte. Markgraf Waldemar der Große war ein beſonderer Freund der Franciskaner, er erbaute auch das graue Kloſter und die Peterpaulskirche zu Sagan in Schleſien für die Franciskaner. Reich begabt wurde das Kloſter auch von den fürſtlichen Perſonen, die ſich dort begraben ließen: als 1300 Herzog Ernſt von Sachſen, 1317 die Markgräfin Kunigunde, Tochter des Markgrafen Otto des Langen; 1340 die Churfürſtin Margaretha, des Churfürſten Ludwig I. des Bayern, Gemahlin; 1357 die Churfürſtin Kunigunde, des Churfürſten Ludwigs des Römers Gemahlin und 1365 Churfürſt Ludwig der Römer ſelbſt. Viele Arnim, Bredow und andere märkiſche von Adel liegen in der Kloſterkirche begraben, ihre Grabdenkſteine, Inſchriften, Tafeln oder Platten ſind zum größten Theile noch heute wohlerhalten. Der Umfang des Kloſtergebäudes war ſehr bedeutend, er erſtreckte ſich von der jetzigen Parochialkirche an bis faſt an die jetzige Königsſtraße, nur das „hohe Haus" war dazwiſchen. Die Kloſterkirche lag etwa in der Mitte des Kloſtergebäudes und betrug ihre Länge den hohen Chor mitgerechnet 166 Fuß 5 Zoll. Das eigentliche Kloſter ſtand auf dem Platze zwiſchen der Kloſterkirche und der Parochialkirche, auf der andern Seite waren die Wirthſchaftsgebäude; das eigentliche Kloſter verſchwand zuerſt, gleich nach dem Tode des letzten Mönches, im 16. Jahrhundert wurde es in einzelne Looſe zerſchlagen und Privatgebäude daraus gemacht. Von dem Gebäude zwiſchen der Kloſterkirche und dem „hohen Hauſe", wurde der zunächſt an dieſes gränzende Theil ein Privathaus, das 1712 abbrannte; den folgenden Theil bekam der Leibarzt des Churfürſten Johann Georg, der ſogenannte Goldmacher

Als der Ritter Hans von Rochow dem Mönche folgte war er so überrascht von der schier geheimnißvollen Aufforderung des Klostergeistlichen, daß er keine weitere Fragen that.

Leonhardt Thurneisser zum Thurm in Gebrauch, er hatte seine Laboratorien, seine Kunstsammlungen hier; den Theil zunächst an der Kirche erhielt der Rath zu Berlin zur Anlage eines berlinisch-kölnischen Gymnasiums. Das berlinische Gymnasium hat diese Räume in ihrer alten Gestalt fast unverändert bis 1786 benutzt. Dann folgte der Neubau, der das Gymnasium so gestaltete, wie es gegenwärtig ist. In dem von Thurneisser benutzten Theile des Gebäudes hat sich noch Einiges vom alten Mönchsbau erhalten; die Kirche selbst aber ist unstreitig das älteste Denkmal deutscher Baukunst in Berlin, 1270 gegründet und 1290 gebaut, hat sie seitdem keinen wesentlichen Neubau erfahren. Was späterer Ungeschmack im Einzelnen verdorben, ist durch die neueste kunstsinnige Generation wieder beseitigt worden und der schöne Bau in seiner ursprünglichen Reinheit wieder hergestellt worden. Im Chor der Kirche befinden sich noch 50 alte Mönchsstühle und darüber allerlei Inschriften, die sich auf die Gründung des Klosters, den Umfang des Franciskanerordens und andere verwandte Gegenstände beziehen. Mehrere sehr merkwürdige Gemälde und Schnitzwerke sind in diese Kirche zu sehen. Außer der Klosterkirche zählte das alte Berlin noch folgende Gotteshäuser. Erstens die Oberpfarrkirche zu St. Nicolaus, einer an der innern Kirchenthür befindlichen Inschrift zufolge ist sie 1223 erbaut. Die Inschrift lautet:

1223 Renovirt anno 1613 anno 1617 anno 1715.

Die drei letzten Jahrzahlen deuten aber offenbar nur die seit der Reformation vorgenommenen Hauptreparaturen an. In den Jahren 1811 und 1817 fanden nochmals Reparaturen statt. Der Nikolaikirche wurde von mehreren Bischöfen in den Jahren 1292, 1300, 1332, 1335 und 1342 Ablaßbriefe ertheilt, aus deren Erlös sie erbauet, verschönert und ausgestattet wurde. Der alte Bau aber wurde durch Feuersbrünste in den Jahren 1367 und 1377 arg beschädigt und 1380 gänzlich vernichtet. Zwar wurde das Gotteshaus schnell wieder aufgebaut, aber weil man die alten Mauern stehen ließ, so befand sich die Kirche nach 80 Jahren wieder in gänzlichem Verfall. Erst 1460—1487 wurde die gegenwärtige Kirche erbaut, die Thurmspitze jedoch erst 1514 aufgesetzt. Die Kirche scheint sonst zwei Thürme gehabt zu haben. Den alten Bau glaubt man noch in den Granitquadern zu erkennen, die den Unterbau bilden. Das Mauerwerk an der Mittagseite mit der niedern Spitzbogenthür und den kleinen Fensterchen ist wohl das älteste in der Stadt Berlin.

Die Marienkirche ist die schönste Kirche Berlins, sie ist jünger als die Nikolaikirche, doch wird sie schon 1292 in einer Urkunde erwähnt, das eigentliche Jahr ihrer Gründung ist unbekannt, früh schon wurde sie mit der Nikolaikirche zu einer Propstei vereinigt. Ihr Bau schritt aus Mangel an Mitteln nur langsam vorwärts, 1340 erborgte der Rath zu Berlin an den Münzmeister, Otto von Buch, 50 Mark Silber um ihn fortsetzen zu können. 1377 litt sie Feuerschaden und brannte mit dem größten Theil von Berlin nieder 1380 am Tage des heiligen Laurentius und Tiburtius. In den folgenden Jahren aber flossen die Beisteuern der Frommen zum Kirchenbau so reichlich, daß 1383 die Kirche, so wie sie heute ist, mit Ausnahme des Thurmes fertig dastand. Der Verbau an der Südseite, der die Sakristei umschließt, ist von späterm Alter. Die Kirche ist größtentheils von Backsteinen erbaut, nur der

Der Weg war überdem nicht weit, gleich über der Kirche an der äußern Mauer des grauen Kloſters war das niedere einfache Gemach, in welchem die Gaſtfreundſchaft der Franciskaner arme Pilger herbergte über Nacht, um Gottes Willen. Der ſtattliche Rittersmann mußte ſich tief neigen, als er durch die niedere Thür eintrat in das Hospitium der ehrwürdigen Väter. Der Mönch, der ihn geführt, verließ ihn, ein Anderer, der zu Häupten des Lager's geſeſſen zu haben ſchien, that ein Gleiches und Herr Hans von Rochow war in dem prunkloſen, aber reinlich geweißten Gemach allein mit dem alten Manne, der auf dem ärmlichen Lager lag, ſich kräftig erhob und mit leiſer, aber vernehmlicher Stimme fragte: „Seid ihr Einer vom Geſchlecht derer von Rochow, geſtrenger Herr?"

Hans von Rochow trat an das Krankenbette, ſah in das abgewelkte und abgehärmte Antlitz eines alten Mannes und ſprach, ſich auf dem Schemel niederlaſſend, der zu des Lagers Häupten ſtand, eben ſo mitleidig als neugie-

---

Verbau des Thurmes beſteht, auf Sandſtein ruhend aus gehauenem Granit. Da auch übrigens höher oder niedriger der Granit in den Mauern der Kirche vorkommt, ſo kann man annehmen, daß der ältere Kirchenbau aus Granit beſtanden hat und die Mauern und Ruinen bei dem Neubau benutzt worden ſind.

Die St. Petrikirche, die Pfarrkirche zu Köln an der Spree, ſtammt aus der erſten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts, ein Pfarrer Simon zu Köln wird 1237 in einer Urkunde erwähnt; 1285 machten die Markgrafen Otto V. und Otto VI. erweislich eine Stiftung für dieſe Kirche; 1317 ſtiftete Markgraf Waldemar einen Altar, dem heiligen Jacobus zu Ehren und gründete das Lehn Erulum für arme Pilgrime beſonders geiſtlichen Standes, die zufällig hier ſtürben. Der Stiftungsurkunde gemäß mußte in jeder Meſſe, die vor dieſem Altar geleſen wurde, des Markgrafen Herrmann und deſſen Sohnes Johann V. Vorgänger Waldemar's gedacht werden; 1319 kam Köln unter die geiſtliche Gerichtsbarkeit von Berlin, die Petrikirche brannte mehrmals ab, zuletzt 1809 und iſt erſt in dieſen letzten Jahren wieder aufgebaut.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts wurde auch das Dominikanerkloſter; von der Kleidung der Predigermönche hieß es das Kloſter der ſchwarzen Brüder. Es lag wahrſcheinlich am Eingang der Brüderſtraße am Schloßplatz; wenigſtens lag dort zwiſchen der Brüderſtraße und der Breitenſtraße, das Domſtift, das Kurfürſt Joachim II. aus dem Kloſterſtift bildete; 1747 bei der Erbauung der jetzigen Domkirche im Luſtgarten wurde es niedergeriſſen.

Kapellen und ſpäterhin Kirchen gab es auch bei den beiden alten Hospitälern Berlins bei dem Hospital zum heiligen Geiſt innerhalb der Stadt, und dem vor dem St. Georgenthor belegnen St. Georgshospital, das in den früheſten Zeiten für die Ausſätzigen beſtimmt war und deshalb vor dem Thore lag. Dieſe beiden Hospitäler exiſtirten wahrſcheinlich ſchon als Berlin und Köln noch Fiſcherdörfer waren. Man kann das aus der Anlage ähnlicher Inſtitute in andern märkiſchen Städten und Orten ſchließen, wenn auch urkundlich nichts darüber vorhanden. Das ſind die Kirchen Berlins im 13. und 14. Jahrhundert. —

rig: ich bin Hans Rochow von Gollnow, Ritter und märkiſcher Landhauptmann."

Der Kranke muſterte noch einmal die Züge des Ritters mit einem forſchenden aber ſehr wohlwollenden Blick, dann lehnte er ſein faſt kahles Haupt an das Strohkiſſen und redete mit halbgeſchloſſenen Augen und ſchwacher aber recht vernehmlicher Stimme alſo: „Geſtrenger Herr, ich bin viele Meilen gegangen, um einen eures Geſchlechtes zu finden, ich bin von Kairo in Aegyptenland gewandert bis Alexandrien und von dort bin ich über's Meer gefahren bis zur Republik Piſa in Wälſchland und von da bin ich gewandert unter Hunger und Kummer unter Noth und Elend, bis ich geſtern in dieſe Stadt kam und faſt elendiglich umgekommen wäre am Ziel meiner Reiſe, hätten ſich nicht die grauen Brüder meiner chriſtmildeſt angenommen und mir Gelegenheit gegeben, eine Botſchaft auszurichten, ehe ich von hinnen ſcheide. Habt Geduld, geſtrenger Herr, denn ich habe euch viel zu ſagen, wollt' mir aber zuvor einige Fragen beantworten, damit ich ſehe, ob ihr der Rechte ſeid!"

„Redet und fragt getroſt" entgegnete der gute Ritter „habt ihr alſo eine ſo weite Reiſe gemacht um eines Rochow willen, ſo ſoll ein Rochow wohl ſo viel Stunden für euch haben, als ihr euch Monate um ihn gemühet, aber laßt mich zuvor einmal hinausgehen und mit dem ehrwürdigen Vater Kellermeiſter ein Wort im Vertrauen reden, denn ich bin immer ſo durſtig, wißt ihr, und ich denke ein Trunk alten Weines würde euch auch nicht ſchaden, denk' ich, iſt eine heilſame Arznei, guter Wein, wißt ihr!"

Der Fremde nickte zuſtimmend, Hans von Rochow ging hinaus und kehrte bald darauf mit einem der Brüder zurück, der ein ſtattlich Kännlein trug und zwei Becher und etwas Weißbrot, um zum Trunk zu beißen. Gaben's gern die grauen Brüder, denn der Adel in den Marken hatte ſich nicht knauſerig gegen ſie gezeigt bei ihrem Kloſterbau und die Rochow insbeſondere hatten einen guten Griff gethan in ihren Säckel, die Franziskaner bei ihren Kloſter- und Kirchenbau zu unterſtützen.

Der Fremde genoß in ſeiner Schwäche nur einen Biſſen von dem lockern Weißbrot, den er mit Wein anfeuchtete, Herr von Rochow leerte ſeinen Becher auf einen Zug und als er ſich die Tropfen aus dem ſtarren Bart gewiſcht, ſetzte er ſich behaglich zu recht, ſchlug die Beine über einander und winkte dem Kranken, daß er beginnen ſolle.

Der Fremde begann nun zu fragen: „geſtrenger Herr wollt ihr mir ſagen, was für Schild- und Wappenzeichen die von Rochow führen in dieſem Lande?“

„Nun drei Rochen*) iſt ja bekannt!“ erwiederte der Ritter verwundert über ſolche Frage. Der Kranke richtete ſich auf und fragte weiter „wißt ihr, geſtrenger Herr, warum die von Rochow die Rochen im Wappen führen?“

Der Ritter ſah den Kranken an und entgegnete: „es giebt eine Sage!“

„Wie lautet die Sage?“

„Im erſten Kreuzzuge ſoll einer meiner Ahnherrn, von den Saracenen gefangen, mit dem ungläubigen Sultan ein Schachſpiel gemacht haben um ſein Leben. Wenn er ſein Spiel verlor ſollte er ſeinen Kopf verloren haben. Durch einen Zug mit dem Rochen, durch den der Rochen die Stelle des Königs einnimmt**), gewann er das Spiel und ſeinen Kopf; der Sultan bot meinem Ahnherrn ein zweites Spiel an um die Freiheit und durch denſelben Zug mit dem Rochen gewann dieſer die Freiheit; in einem dritten Spiel endlich gewann mein Ahn, durch denſelben Zug mit dem Rochen, eine große Laſt Silber und Gold, als ſtattlichen Zehrpfennig zur Reiſe in die Heimath. Das ſind die drei Rochen, die im Wappen der Rochow zu ſehen.“

„Ja, ja“, nickte der Kranke, „ſo iſt es, die Rochow haben ſtets Glück gehabt im Oſten.“

„Halt“ ſprach der Ritter jetzt eifrig „ich will euch noch beſſer was ſagen, als die tolle Wirthſchaft war hier zu Lande mit dem falſchen Waldemar und Viele von Adel abfielen von Churfürſt Ludwig und faſt alle Städte, da er doch ihren Eid hatte, da blieben die von Rochow feſt in ihrer Pflicht, trotz aller Lockung, und oft mit ſchwerem Herzen; ſie leiſteten dem bayriſchen Hauſe große Dienſte und ſprach Churfürſt Ludwig der Römer auf einem Herrentage zu Frankfurt, als wie zur Bekräftigung der Sage von unſerm Wappen: wie der Rochen vor den König und für ihn eintritt im Schimpf und das Spiel gewinnt, ſo ſind die Rochow im Ernſt vor ihren rechtmäßigen

*) Der Rochen iſt die Figur im Schachſpiel, die man jetzt gewöhnlich Thurm nennt.

**) Das ſogenannte: rochiren, der Thurm (Rochen) tritt an die Stelle des bedrohten Schachkönigs.

Fürſten getreten und für ihn eingetreten allezeit wo's noth that und deß ſollen Kinder und Kindeskinder eingedenk ſein bis in die ſpäteſten Zeiten und zum Zeugniß ihrer Treue ſollen die drei Rochen in ihrem Wappen ſtehen bis zuletzt," ſolch Fürſtenwort, alter Mann, hat Churfürſt Ludwig geredet auf dem Herrentage in Frankfurt und das wird kein Rochow vergeſſen, hollah, alter Mann, verſuchts mal, ob ihr nicht ein paar Tröpflein trinken könnt von dieſem Wein, denn Herr Churfürſt ſoll leben und die drei Rochen im unſerm Wappen!"

Der Fremde lächelte, ſichtlich fand er Gefallen an der ehrlich derben Sitte des wohlbeleibten Ritters, er nahm den Becher in zitternder Hand: „der Churfürſt", ſagte er leiſe, „und die drei Rochen in eurem Wappen!" dann nippte er von dem Weine und ſprach, den Ritter den Becher reichend, beinahe dringend: „ich bitt euch, geſtrenger Herr, ich bitt euch, nicht ohne Grund, leert den Becher, aber macht die Nagelprobe, ich habe keine anſteckende Krankheit, ich bin nur matt vom langen Ritt, macht die Nagelprobe!"

Der Ritter mochte das Begehren des alten Mannes wohl wunderlich finden, aber ſeine Gutmüthigkeit hinderte ihn, es abzulehnen, er nahm den Becher des alten Mannes und leerte ihn raſch, als er ihn aber umdrehte, um die Nagelprobe zu machen, da klirrte es hell und ein ſchwerer ſilberner Fingerreif fiel in die Hand des von Rochow, der ganz verwundert bald den Alten, bald den Ring anſah.

Der Fremde nickte und gab auf alle Weiſe ſeine Befriedigung zu erkennen, als der Ritter, nicht ohne Mühe, von einem der fetten Finger ſeiner linken Hand einen ſilbernen Reif zog, der auf's Haar ſo ausſah, wie der aus dem Becher gefallene. Beide waren plumpe, ſchwere Reifen mit einem Schildlein, das die drei Rochen zeigte. Der Ritter betrachtete die beiden Ringe außerordentlich aufmerkſam, er wollte gerne eine Verſchiedenheit entdecken, was ihm aber durchaus nicht gelang. Endlich ſah er den Kranken fragend an, der aber lächelte ihm ſo freundlich entgegen, daß es dem Ritter ganz ſeltſam zu Muth wurde dabei.

„Geſtrenger Herr", hub der alte Mann endlich wieder an, „von wem habt ihr den Silberreif, den ihr von eurer Hand zogt?"

„Von meinem Vater!"

„Und der Herr Vater?"

„Von seinem Vater und so fort!"

„Richtig", nickte der Alte, „und habt ihr nie einen gleichen Silberreif gesehen?"

„Wohl, meine Base Maria, die Einen von dem Borne geheirathet hat, trägt gerade solchen Reif und ist Familiengut, sollen von der Last Silber gefertigt sein, die unser Ahn gewann im Schachspiel mit jenem Sultan, ließ für Jeden seiner drei Söhne einen solchen Reifen machen zum Gedächtniß, der Ahnherr!"

„Wohl", entgegnete der alte Mann, „das Geschlecht Wilhelms von Rochow ist also im Mannsstamm erloschen, ihr pflanzt das Geschlecht eures Großvaters Dietrich fort, aber hört mich, edler Herr, eures Großvaters ältester Bruder, Joachim von Rochow sendet euch seinen Gruß und Botschaft aus Aegyptenland und der Ring ist mein Zeichen und Credenzbrief!"

Als traue er seinen Ohren nicht, so seltsam verwundert saß der Ritter auf seinem Sessel, dann füllte er sich seinen Becher aus dem Kännlein und trank, als wolle er sich überzeugen, daß er nicht träume, sondern wache. „Es ist seltsam, sagte er endlich, sehr ernst und nachdenklich, „meines Großvaters ältester Bruder lebt noch und sendet mir seinen Ring aus Aegyptenland."

„Es ist sehr seltsam," nickte der Alte, „aber es ist so!"

„Und wer seid ihr, alter Mann?" fragte der Ritter plötzlich.

„Ich war ein Lanzenknecht der Markgräfin Ida von Oestreich, verwundet in der Schlacht, gefangen, als Sklave nach Aegypten verkauft, freigemacht von eurem Großoheim und nun sein Bote an euch, wollt ihr meine Botschaft vernehmen, gestrenger Herr?"

„Redet, alter Mann, ich werde sehr seltsame Dinge hören!"

„Das werdet ihr, gestrenger Herr," nickte der fremde Mann, „bevor ich aber erzähle, nehmt hier, was euch Herr Joachim von Rochow eures Großvaters ältester Bruder sendet, als ein Geschenke aus Aegyptenland."

Und unter der Wollendecke hervor zog der fremde Mann, zwei Beutel von Leder die waren nicht gar groß aber der köstlichsten Edelsteine voll, Diamanten, Rubinen und edle Perlen. Ritter Hans von Rochow nahm gar nachdenklich den Schatz an sich, der Alte aber streckte sich behaglich und sprach leise: „Gott sei Dank, daß ich der Last ledig bin und der schweren Verantwortlichkeit, habe mich lange nach der Stunde gesehnt. Ja, gestrenger Herr,"

fuhr er lauter fort" es iſt mir oft recht ſauer geworden die kleinen Beutelchen zu tragen und habe ich ſie oft in meinen Armhöhlen ſichern müſſen vor den Diebesgriffen und böſen Praktiker der Herren von der Landſtraße. Nehmt's, es iſt ein Schatz, aber ihr ſeid ein Rochow und werdet ihn nicht geizig bewachen, ſondern nach Kräften Gutes damit ſtiften, wie das bei Euch im Blute liegt."

„Alter Mann" ſprach der Ritter Hans von Rochow ernſt und mißtrauiſch „laß mich deine Geſchichte hören, du ſprichſt viele Dinge die wie eitel Zauberei klingen und den Schatz, den ich hier in den Händen halte, der überzeugt mich nicht, denn man hat ſchon eher ſolche Schätze als Lug und Trug verſchwinden ſehen über Nacht!"

Der Alte ſah den Ritter hell an, dann rückte er ſich zurecht und begann ſeine Erzählung wie folgt: „Edler Herr, an fünfzig Jahre ſind es nun, da ward ich mit noch zwanzigen meiner Kameraden, die wir unter dem Banner des Hauſes Oeſtreich ſtritten, gefangen in einem Gefecht im gelobten Lande, beim feſten Schloß Tiberias. Der Saracene, zu deſſen Beuteantheil ich gehörte, verkaufte mich ſofort an einen Sklavenhändler, der die ſtärkſten unter allen gefangenen Chriſten ausſuchte und ſie mit einer Karavane nach Aegyptenland ſendete. Ich war der einzige Deutſche in der Karavane und konnte mich nur ſchwer mit einem Fläminger verſtändigen, der doch ſo halb und halb zu uns gehört. So kamen wir nach der Stadt Cairo in Aegyptenland und als wir angekauften Sklaven uns geruhet von den Strapatzen der Reiſe einige Tage und gut geſpeiſet worden waren, da wurden wir an einem kalten Morgen in aller Frühe hinaus geführt auf den Sklavenmarkt, wo wir zugeſchlagen werden ſollten dem, der das höchſte Gebot thun würde. Ein Trompeter ritt voran und Ausrufer thaten es kund an allen Straßenecken. Es erſchienen auch alsbald Käufer, doch wurden mehr die Aeltern und Schwächern gekauft als wir die Jüngern und Stärkern, vermuthlich weil der Händler bei uns auf höhere Preiſe hielt. Da kam plötzlich ein Reiter angeſprengt auf einem milchweißen Roß, der trug eine Reiſenfeder an einer Demantſchnalle auf ſeiner Mütze von Stahl und Purpur und ein rother Mantel flatterte um ſeine Schultern und hundert Reiter folgten der Spur ſeines Roſſes. Tiefe Stille ward ringsum als der Reiter gerade gegen uns auf den Platz ſprengte, dann aber riefen ſie laut: der Aga des Palaſtes iſt es! der Aga des Kaliphen kommt! Der Aga

ritt an der Reihe der Sklaven hin, die zum Kauf ausgestellt waren, leicht lag der gold'ne Zaum in seiner Hand; die milchweiße Stute, die er ritt, lenkte er mit dem Schenkeldruck allein, sein blaues blitzendes Auge flog über uns hin. Dann fragte er dem Händler herrisch: Hast du Deutsche unter deinen Sklaven und wie viele?

„Ich weiß es nicht, Herr" stammelte der Händler verlegen und demüthig.

„Hollah" rief jetzt der Aga und hob sich höher in den Sattel und sprach deutsche Sprache, „ist einer unter euch von deutscher Nation, der melde sich, er wird es sicherlich nie bereurn!"

Da schwoll mir das Herz im Busen und die Augen wurden mir naß, da ich deutsche Sprache hörte zum ersten Male wieder seit so vielen Monden und ich trat vor und sprach mit bebender Stimme: „Herr ich bin deutscher Nation, ich bin ein Deutscher!"

Der Aga blickte mich an aus seinen großen blauen Augen, schwieg eine Weile, dann wendete er sich an den Händler mit der Frage: wie hoch dein Preis für diesen Sklaven?

„Zwanzig Beutel, Herr, ist mein Preis!" versetzte der Händler.

„Zwanzig Beutel ist dein Preis," entgegnete sie Aga sich den Bart streichend „mein Preis aber ist dreißig Beutel und die wird dir der Defterdar zahlen."

„Gott ist groß!" murmelte der überraschte Sklavenhändler, alles Volk ringsum aber pries die Freigebigkeit des Hussein-Bei, des Aga's des Pallastes.

Langsam ritt Hussein-Bei an mir vorüber und sprach im Vorbeireiten halblaut zu mir und sah mich ganz gerührt dabei an: „folge mir in den Pallast, mein guter deutscher Landsmann!"

Von den Reitern des Agas umgeben kam ich in den Pallast des Kaliphen, man führte mich in ein Badegemach, man badete mich und salbte mich mit köstlichem Oel und ohlriechenden Salben, man legte mir ein kostbar Gewand an und führte mich alsdann in die Wohngemächer Hussein-Bei's, des Agas, der mich seinen Landsmann genannt hatte. Hussein-Bei kam mir entgegen und grüßte mich herzlich und war von Herzen froh, daß er endlich einen deutschen Landsmann gefunden in dem fernen Aegyptenland. Er fragte mich über meine Heimath, meine Familie, mein Haus, und ich hatte so viele Fragen zu beantworten, daß es Abend war, ehe ich damit zu Ende kam.

Endlich begann der Aga: „nun wird euch verlangen, Landsmann, auch zu erfahren, wer ich bin, vernehmt denn: ich bin ein Märkischer von Adel Namens Joachim von Rochow, ist mein Stammhaus Gollnow belegen unweit des Havelstroms und der alten Stadt Brandenburg. Ich bin als ein ganz junges Herrlein an den Hof gekommen und endlich als ein Edelknecht des Grafen von Hohenlohe in's gelobte Land gezogen, um das Grab des Erlösers zu befreien aus den Händen der Ungläubigen. Mein Herr Graf von Hohenlohe war ein guter Ritter, der sich weidlich herumschlug und das weichlich hinterlistige Wesen der Pullanen *) gänzlich verachtete. Wenn Waffenstillstand mit den Saracenen war, so ließ er sich für seine Person davon ausschließen, da er, wie er sagte, nicht ins gelobte Land gekommen sei, Waffenstillstand zu schließen mit den Ungläubigen, sondern, um sie zu vertilgen. Graf Philipp von Hohenlohe hatte seinen Namen weit und breit gefürchtet gemacht in Kleinasien und die tapfersten Saracenenritter des Sultans von Iconium schenten sich vor der Mordaxt des deutschen Grafen. Eine Axt, die 39 Pfund schwer war, das war die Lieblingswaffe des Grafen Philipp, mit ihr zerschmetterte er Keulen und Arme, Helme und Schädel, Lanzen und Pferde, aber es gehörte sein Arm dazu, diese Waffe zu führen."

So weit hatte der alte Mann gesprochen als ihn plötzlich eine Ohnmacht anwandelte und er in allzu großer Schwäche mit dem Haupt auf das Strohkissen zurücksank. Der Ritter Hans von Rochow berief deshalb einen der heilkundigen Brüder aus dem Kloster, der, nachdem er den Zustand des Pilgers untersucht, den Edelmann bat, für jetzt den Erschöpften in Ruhe zu lassen, den eine oder zwei Stündlein Schlaf sehr stärken würden. Obgleich nun Herr Hans von Rochow mächtig begierig war auf weitere Kunde aus Aegyptenland, so mußte er sich doch bescheiden und verhieß den dienstwilligen Mönchen, daß er im schwarzen Bären am Molkenmarkt zu finden sein werde, oder neben an im hohen Hause, falls der Fremde ferner sein begehre, ehe er von selbst zurückkehre zum Kloster.

Dem wackern Herrn von Rochow war es ein seltsam Ding, daß er so wunderbare Kunde und so reiches Geschenk gerade empfangen an demselbigen

*) In Kleinasien geborene Christen, auch dort erzeugte Nachkommen der Kreuzfahrer, ein entartetes Geschlecht, in welchem sich die Laster, aber nicht die Tugenden des Morgen- und Abendlandes vereinigt fanden. Sie intriguirten fast immer gegen die Führer der Kreuzzüge.

Tage, an welchem er entſchloſſen zu einem chriſtlichen Eheverlöbniß mit der ehren- und tugendreichen Jungfrau Margaretha von Uttenhofen. Stattlich ſchritt der Rittersmann dahin in ſeiner Freude, denn das reiche Geſchenk an Perlen und köſtlichem Geſtein war ihm mit Nichten unlieb als Einſtand in die künftige Ehe.

Unſer Edelmann begab ſich zuvörderſt in das Gaſthaus zum ſchwarzen Bären, wo er zwar ſeinen getreuen Leibdiener den Jochem Rabe, die andern Herrn von Adel aber nicht mehr traf; ſie waren des Harrens müde von dannen gegangen ihrem Geſchäfte nach und hatte der von Stechow es übernommen, bei dem Rathe zu Berlin dahin zu wirken, daß die Wappner der Stadt ein Augenmerk auf den verdächtigen Juden richten ſollten, der ſo ſchnöden Betrug geübt wider ſo viele wackre Edelleute, die juſt alle in gutem Vernehmen ſtanden mit der Stadt Berlin. Hans von Rochow war in beſter Laune, er lachte gewaltig darüber, daß die armen Berliner Stadtwappner und Knechte den pfiffigen Juden fangen ſollten und meinte, er werde ſeinen Verluſt ſchon verſchmerzen müſſen, wenn er durch kein andres Mittel als durch die tapfern Stadtknechte wieder in Beſitz ſeines Eigenthums kommen ſolle. Er kehrte auch ganz getroſt und vergnügten Sinnes nach dem hohen Hauſe zurück, feſt entſchloſſen es endlich mit der Anwerbung und dem Eheverlöbniß zu Ende zu bringen.

Als er wieder eintrat in die Wohnung des Schloßvoigts Conrad Ryke kam ihn die ſchelmiſche Richenza gleich entgegen und flüſterte ihm zu, daß die fromme Wittwe des Ritters von Uttenhofen ſeiner harre in ihrem beſten Gewande und ihrem längſten Schleier und ſo ſehr ſie es zu verbergen ſuche, ſich vor Begierde gar nicht zu laſſen wiſſe, das Begehren des Ritters Hans von Rochow zu erfahren. „Seht euch vor, geſtrenger Herr," flüſterte die muthwillige Dirne, „daß ihr nicht die Mutter zur Frau nehmt für die Tochter!"

Ritter Hans von Rochow verſicherte der Fräulein Richenza darauf außerordentlich ernſthaft, wie er feſt entſchloſſen ſei, Fräulein Margaretha zu heirathen und nicht die Wittwe, vor der er zwar eine große Ehrfurcht hege, aber nicht diejenigen Gefühle, die man gegen ein Frauenzimmer habe, mit der man in den heiligen Eheſtand treten wolle. Fräulein Richenza lachte nun noch mehr als vorher und meinte, er ſolle ſich vorſehen, weil junge Wittwen

ſehr gefährlich wären für ſolche Junggeſellen, wie der geſtrenge Herr Ritter ſei.

Glücklicher Weiſe öffnete die heitre Dirne eben die Thür zu dem Gemach der Frau von Uttenhofen, denn Herr Hans von Rochow rüſtete ſich ſofort mit ſeinem gewöhnlichen unerſchütterlichen Ernſte zu beweiſen, daß man die Frau von Uttenhofen nicht eben eine junge Wittwe nennen könne.

Da ſaß die edle Frau von Uttenhofen auf dem ſtattlich mit Schnitzwerk verzierten Lehnſeſſel ihres wohlſeligen Gemahls, des Ritters Philipp, ihr Blick war noch ſtechender als gewöhnlich, ihre Naſe noch ſpitziger als ſonſt, etwas weiter noch als früher ſchienen ihre Backenknochen hervorzuragen und, wie es dem Ritter Hans ſchien, ſo war auch ihr Wittwengewand noch ſchwärzer als gewöhnlich — weniger als je begriff der gute Edelmann, daß die liebliche Margaretha eine gar ſo häßlich geſpenſterhafte Mutter haben könne.

Wer will verrathen, was in dem Herzen der tugendreichen Wittwe vorgegangen? ſollte der Scherz Richenza's ſo ganz ohne Grund geweſen, ſollte ſich in der frommen Frau nicht ein wenig die Luſt geneigt haben, es zu verſuchen mit einer zweiten Ehe? War ihr doch gut gegangen mit ihrem erſten Gemahl, denn wenn der ſelige Herr Philipp auch ein wenig ein Spieler war, ein wenig ein Säufer, ein wenig ein Flucher, wenn er auch etwas an ſich hatte von all den Laſtern, die damals im Schwunge waren, ſo hatte er ſich doch gegen ſeine Frau viel rückſichtsvoller benommen, als die Ehemänner in den Marken damals zu thun pflegten, damals, da ein tüchtiger Stoß oder Schlag noch für einen Beweis ehelicher Zärtlichkeit und Zuneigung gelten mochte.

Als nun Herr Hans von Rochow in das Gemach der Wittwe trat erhob ſich dieſelbe ihm entgegen und fragte mit einem frommen Seufzer nach ſeinem Begehr. Hans von Rochow küßte der Dame die Hand, wie er's bei den franzöſiſchen, wälſchen Rittern geſehen auf dem Kreuzzuge, führte ſie mit ſteifem Arm zurück auf ihren Platz, ließ ſich ſelbſt nieder auf einen Schemel, auf dem er die liebliche Margaretha, ſeine Herzensdame, ſo oft hatte ſitzen ſehen, ſah ſtarr vor ſich nieder und ſagte ohne Stocken die zierliche Rede her, die er ſich auf ſeinem Cloſet zu Potsdam ausgedacht hatte, um das Herz der Wittwe zu rühren. Der ſtattliche Sermon aber lautete: „dieweilen es nicht gut iſt, daß der Menſch allein ſei, edle Frau, wie die Prieſter ſagen, und ich

lange ſchon einer tüchtigen Hausfrau bin benöthigt geweſen, ſowohl zu Gollnow, als auch zu Potsdam, einer tüchtigen Hausfrau zu Tiſch und Bett, ſo habe ich mich umgethan unter den Töchtern des Landes und iſt mir kein Fräulein vor Augen gekommen, ſo ſich an Reizen des Leibes und der Seele könnte vergleichen der ehren- und tugendhaften Jungfrau Margaretha von Uttenhofen, eurer einzigen eheleiblichen Tochter, edle Frau." Da der Ritter von Rochow ſein Sprüchlein herbetete und ſtarr vor ſich nieder ſah, ſo konnte er natürlich nicht bemerken, daß die Naſenſpitze der Wittwe ganz weiß wurde und daß ein häßlicher neidiſcher Zug das ohnehin nicht eben liebliche Angeſicht verzerrte, unbekümmert fuhr der von Rochow fort, „ich bin ein reicher Mann, edle Frau, reicher als ihr wißt, und will meiner Frau ein ſo ſtattliches Wittwengedinge ausſetzen, wie die ſeligen Markgräfinnen ſelber nicht gehabt haben und will ſo lange ihr lebet nichts wiſſen von dem Erbe, was der Jungfrau Margaretha etwa zukommt von ihrem Vater ſeligen." Als Ritter Hans von Rochow das ſagte, da wurde wieder die ganze Naſe der Edeldame natürlich roth, etwelche der tiefern Runzeln verſchwanden und ihre Augen blickten ſo wenig unfreundlich als möglich auf den Edelmann, denn ihre Tochter verheirathen und doch keine Ausſteuer zahlen, das war der höchſte Wunſch ihres Wittwenſtandes geweſen, das war ihr viel lieber, als wenn der von Rochow ſie ſelbſt zu ſeiner Ehegenoſſin erkieſet. Der Ritter ſchloß unbehindert ſeinen Sermon „ſo bringe ich denn eine ziemliche Werbung an bei euch, edle Frau, ich werbe um die Jungfrau Margarethe von Uttenhofen und bitte ich euch daß ihr ſie mir wollet zu meiner rechten chriſtlichen Gemahlin geben in Gottes Namen!"

Die adelige Wittwe erhob ſich und Ritter Hans that ein Gleiches, er war gar nicht ängſtlich, er dachte nicht daran, daß er eine Abweiſung bekommen könne und wäre er wirklich abgewieſen worden, ſo wäre ihm das auch kein beſonderer Kummer geweſen, er würde ſeine Knechte haben aufſitzen laſſen und würde ſich mit Gewalt geholt haben, was man ihm in Güte verweigert, dafür waren die Rochow und die Edelleute der Mark überhaupt bekannt dazumal. Aber die Knechte konnten in Ruhe bleiben für dieſen Fall, denn die Wittwe ſagte mit ſehr glatten und ſehr freundlichen Worten, wie es ihr eine ganz ausnehmende Freude ſei, daß ein Rochow überhaupt die mit den Uttenhofen längſt beſtandene Verwandſchaft erneuere und daß es von allen

Rochows gerade der Herr Landhauptmann und geſtrenge Herr Ritter ſei, der um ihr Kind werbe, wobei die gute Dame freilich vergaß, daß es zur Zeit gar keine Rochow weiter gab als Herrn Hans, denn von dem alten Rochow im Aegyptenland konnte ſie unmöglich etwas wiſſen; die ältliche Dame fuhr alſo fort, zwar ſei ihre Jungfer Tochter noch ſehr jung und unverſtändig, eigentlich noch ein Kind, das gewiß noch nicht an die Ehe gedacht habe, indeß, um Einem von Rochow nicht entgegen zu ſein, ſo nehme ſie die Ehre in ihrer Tochter Namen an, wenn des Kindes Großvater Herr Conrad Ryke, wie zu erwarten ſtehe, nichts dagegen habe.

„Nein, der alte Herr Ryke hat nichts dagegen," meinte Ritter Hans offenherzig, „habe ſchon mit ihm geſprochen, iſt ſehr erfreut über meine Werbung geweſen und hat mich an euch gewieſen."

Die Wittwe nickte, nahm ein ſilbernes Pfeiflein, das an einer dünnen Kette von ihrer Schulter hing und pfiff drei Mal ſo ſchrill, daß es weithin vernehmbar war.

Das war das Zeichen, durch das man in jener Zeit Diener berief. Auch trat eine ſehr derbe und ſehr alte Magd ſofort ein, die nach dem Fräulein Margarethe entſendet wurde.

Sie kam auch alsbald die liebliche Jungfrau und ſie ſah ſo hübſch aus, daß Herr Hans von Rochow mit einem ſchweren Fluche bei ſich gelobte, daß im ganzen heiligen römiſchen Reiche nicht zwei Frauenzimmer zu finden ſeien, die nur halb ſo ſchön wären, wie Fräulein Margarethe von Uttenhofen.

Da ſtand ſie vor ihrer Mutter und dem Manne ihrer Liebe, klein, zierlich und rund in ihrem langen weißen Gewande und der blauen Tunika darüber, das Geſichtchen war ſanft geröthet und aus ihrem ſüßen blauen Augenpaar heiter wie der Sommerhimmel, blickte ſie halb ſchelmiſch, halb verlegen, bald ihre Mutter, bald ihren Hans an und ſtrich mit der weißen Hand eine ungehorſame braune Locke hinter das Ohr.

„Margarethe, meine Tochter," begann Frau von Uttenhofen feierlich „der hier gegenwärtige ſehr edle und ſehr mächtige Herr —" aber der frommen Wittwe verſagte das Wort. Denn „Hans," rief ſie, „Gretchen" rief er, und ſchloß die bräutliche Dirne feſt in ſeinen ſtarken Arm und drückte ſie an ſeine breite Bruſt, als wolle er ſie nimmer loslaſſen und küßte ſie auf ihre

ſchneeweiße Stirn und küßt: ſie auf ihren kirſchrothen Mund ſo brünſtig, als ſollte es das letzte und nicht das erſte Mal ſein. Und die liebliche Margareth, die ſträubte ſich ſo wenig, daß es auch ein Blinder hätte ſehen müſſen, daß ihr Ritter Hans von Rochow nicht eben wehe that durch ſeine Küſſe.

„Aber geſtrenger Herr," begann die verwittwete Frau von Uttenhofen, nachdem ſie ſich von ihrem Erſtaunen wieder etwas erholt hatte, mißmüthig, denn obgleich Küſſe kein Geld waren, ſo war doch ihr Neid ſo groß, daß ſie es überhaupt nicht gern ſah, wenn Jemand außer ihr, etwas bekam; es ging unter den Wappnern im hohen Hauſe die Sage, Frau von Uttenhofen wäre ſo neidiſch, daß ſie einſt einen Knecht beneidet hätte, der fünfundzwanzig Peitſchenhiebe bekam, „für einen ſolchen Kerl wären fünf auch genug geweſen," ſollte ſie damals geſagt haben und der Knecht ſoll merkwürdiger Weiſe ganz derſelben Anſicht wie die edele Frau geweſen ſein, jedoch aus anderem Beweggrunde. Doch das Kriegsvolk führte damals ſchon ein gar loſes Maul und ſagte der frommen Wittwe aus Haß nach, weil dieſelbe die Fleiſch- und Brodtheile nicht allzu groß ſchnitte, angeſehen weil ſie Chriſtenmenſchen nicht zu Bauchdienern machen wollte.

Als nun die edle Frau einen neuen Sermon beginnen wollte, da ließ der von Rochow ſein Liebchen endlich frei aus ſeinem Arme und ſprach: „Ach, laßt's doch gut ſein, Frau Mutter, ich darf euch jawohl im Voraus ſchon ſo nennen, ſpart die Worte, denn ich, wie Margarethe wir ſind ja längſt einig geweſen, ſchon ſeit ihr vorig in Potsdam waret und Herr Konrad Ryke mir Schloß und Ort als Pfand des Markgrafen übergab."

„Ei! ei!" drohte Frau von Uttenhofen mit dem langen dürren Finger, „hätte ſolches euch auch nicht zugetraut Herr Hans, ja, ja, trau, ſchau, wem! und daß ein ſo junges Kind ſchon arge Liebesgedanken hegen konnte! meine Tochter, das haſt du nicht von mir, ſondern von deinem Vater ſeliger, war ein guter Herr aber immer den Kopf voll Liebesgedanken, iſt ihm aber bei mir nicht ſo leicht geworden, wie Herrn Hans bei dir. Nun Gottes Segen über euch und alle Heiligen mögen euren Bund ſchirmen!"

Mit Segenswünſchen war die Mutter ſehr freigebig, ſie koſteten nichts.

Nun kamen, ſicherlich auf Antreiben der luſtigen Richenza, die übrigen Mitglieder der Familie herein. Der greiſe Ritter, der ſein weißes Haupt tief neigte zu dem Lockenköpfchen der holden Enkelin und ſie mit großer Bewe-

gung küßte, darauf aber Herrn Hans von Rochow seinen lieben Sohn nannte und ihm die Hand wohl fünf Minuten lang kräftig schüttelte und drückte. Dann der geistliche Herr Damianus Ryke, Propst von Berlin, der recht geistliche und erbauliche Worte sprach und seine Base in der Zerstreuung öfter küßte als es Herrn Hans von Rochow nöthig schien. Dann kam Fräulein Agnes Ryke, die sich freundlich und gefällig erbot, vor der Hochzeit nach Gollnow zu gehen und das Hauswesen in Ordnung zu bringen, was den tapferen Ritter sehr rührte. Weiter kam, es ging nach dem Alter, Fräulein Cordula Ryke, die fromme Schwester, die sich dem Kloster bestimmt hatte und nur den Schleier noch nicht genommen, weil sich ihr alter Großvater nicht trennen wollte von ihr, die neigte sich über Margareth's Schulter mit bethräntem Angesicht und sagte der glücklichen Braut, sie wolle viel beten, daß ihre liebe Base einen recht gottseligen Ehestand führen möge, als eine christliche Ehefrau. Fräulein Richenza nahete sich zuletzt, sah den Ritter eine Weile stillschweigend an und sagte dann halb im Ernst, halb im Scherz: „ich nehme euch als meinen Vetter an, gestrenger Herr, weil sie es so will; ich hoffe, daß ihr euch bestreben werdet, der Base Margaretha würdig zu sein; jetzt, glaube ich, verdient ihr die Liebe noch gar nicht, die Margaretha zu euch hat; ist sie mir doch fast böse geworden jüngst, als ich ihr sagte, ihr wäret mir zu dick und zu groß; nein, ich hätte euch nicht genommen, aber da meine Margaretha euch genommen, da meine Margaretha euch liebt, so will ich euch auch annehmen und euch auch lieben, als meinen Herrn Vetter, und zum Zeichen, daß ich euch annehme, hier küßt mich auf die linke Wange."

Herr von Rochow küßte das blühende Kind; der alte Herr Conrad Ryke lachte halb verstohlen, denn er mochte die anmuthigen Thorheiten der heiteren Enkelin gar zu gern; Herr Damian, der geistliche Herr, belustigte sich an den Gesichtern, welche Frau von Uttenhofen schnitt, der solches Betragen gar unziemlich schien; Richenza aber warf sich an die Brust ihrer bräutlichen Base und begann bitterlich zu weinen.

Es war eine ganz seltsame Dirne.

Während Margaretha nun ihre Freundin tröstete, klopfte es plötzlich leise an die Thür und als Fräulein Agnes öffnete, da stand ein Franciscaner an der Thür und bat den Ritter Hans von Rochow, er möge doch,

wie er verſprochen, alsbald ins Kloſter kommen, der fremde Pilger ſei etwas geſtärkt von ſeinem Schlummer erwacht und verlange ſehnlich nach ihm.

Verwundert vernahmen die Anweſenden ſolche Botſchaft; der Ritter aber erklärte eilfertig, daß der Pilger ein Bote an ihn ſei mit wichtiger Nachricht aus fernem Land, und daß er, erſchöpft an Kräften und hinfällig an ſeinem Leibe, den morgenden Tag nicht zu erleben denke und darum noch heute ſeine Botſchaft ausrichten müſſe. Ehe ſich der gute Ritter aber entfernte, küßte er ſein Bräutchen noch zwei mal recht herzhaft auf den ſüßen rothen Mund, was der luſtigen Richenza ganz ausnehmend ſpaßhaft vorkommen mochte, denn ihre Thränen verſiegten plötzlich und ihr friſches Lachen tönte dem Ritter nach, den der geiſtliche Herr Damian mit verwandtſchaftlicher Höflichkeit zur Thür begleitete.

Das war ein ſchwerer Tag für den wohlbeleibten Edelmann; ſeit ſeinem Kreuzzuge hatte er nicht ſo viel geſchwitzt, und wohl zu bemerken, Herr Hans von Rochow hatte, da er gen Sonnenaufgang pilgerte in's gelobte Land, noch wenig von dem ſtattlichen Bäuchlein, das ihm heute wirklich etwas zu viel werden wollte.

Doch bald ſaß er in dem kühlen Stüblein in der Pilgerherberge des grauen Kloſters und war bereit, die weiteren Mittheilungen des alten Mannes zu vernehmen; der aber reichte ihm ſeine Hand und ſprach: „Fürchtet nichts, geſtrenger Herr, Gott wird mir Kraft geben, mein Werk zu erfüllen; ich werde im feſten Glauben auf meinen Gott ſterben, wenn ich mein Tagewerk erfüllet habe.“

„Ich denke, ihr ſollt nicht ſterben, alter Mann, ſondern ſollt noch ſo ein paar frohe Tage verleben bei mir auf Gollnow oder Potsdam,“ tröſtete der Ritter gutmüthig, denn weil's ihm im Leben ſo gar wohl gefiel, und nun erſt recht, ſeit er wußte, daß er die liebliche Margaretha zu ſeinem Gemahl haben werde, und weil's ihm dünkte, als müßte es ihm doch recht ſchwer fallen, wenn er jetzund plötzlich abſcheiden ſollte aus dieſem Leben; ſo meinte er ein Gleiches auch von dem alten Manne, der aber hatte ſo ſeine eigenen Gedanken über das Sterben, ſchüttelte leiſe ſein Haupt und ſprach: „Edler Herr, ſo ich mich recht beſinne, war ich in meinem Bericht ſtehen geblieben bei der Erzählung, die mir Eures Großvaters Bruder in Cairo machte und wie er als ein Junkherr mit dem Grafen Philipp von Hohenlohe gegen

den Sultan von Iconium gestritten. Ja, der junge Herr Joachim von Rochow ist ein großer Liebling des starken Grafen gewesen und hat denselben überall hin begleitet auf seinen Ritterzügen, aber es ist ihm auch ergangen wie manchem Christen in jenem schlimmen Lande, das wir mit Recht nimmer das gelobte Land nennen, denn es ist verflucht, seit unser Heiland dort den Martertod gelitten. In einem heißen Gefecht mit den Ungläubigen ward Graf Philipp von Hohenlohe, der streitbare Christenheld, erschlagen und Herr Joachim von Rochow nach mannhaftem Widerstande und von Blutverlust erschöpft, gefangen. Da seine Wunden ausgeheilt waren und er sich als ein sehr stattlicher Jüngling zeigte, so verkauften sie ihn, wie auch mir später geschehen, um hohen Preis an die Mamelucken in Aegypten. Nun muß ich euch sagen, gestrenger Herr, die Mamelucken sind kein eigentliches Volk, sondern sie stammen von einem Heer von zwölftausend Jünglingen, die auf einmal aus ihrem Vaterlande in und um die Kaukasusberge durch die Saracenen geraubt, weggetrieben und als Sclaven nach Aegypten verhandelt worden sind. Diese Sclaven machten sich nicht nur frei, sondern auch zu Herren des Aegypterlandes und verstärkten sich von Zeit zu Zeit durch gefangene Christensclaven, die sie frei und wehrhaft machten, wenn sie sich durch Schönheit und Stärke ihres Körpers, wie durch Muth und Kriegslust auszeichneten. Noch darf ich euch nicht verhehlen, daß die Mamelucken nicht auf Abschwörung des Christenglaubens bestanden, sondern jeden, den sie unter sich aufnahmen, bei seinem Glauben ließen, dieweil auch die Muselmänner unter ihnen nicht sonderlich viel Wesens von der Religion machten und einen tapferen Mann stets weit höher schätzten als einen frommen. Nun, Herr Joachim von Rochow war ein Christ geblieben, ein guter katholischer Christ, obwohl er bald zu Ansehen gelangte und hohen Ehren unter den Mamelucken, rasch den Titel und die Würde eines Bey erhielt und endlich als Aga des Pallastes einer der vornehmsten Diener des Kaliphen wurde. Das Alles erzählte mir Herr Joachim von Rochow an dem Tage, da er mich erkauft von dem Sclavenhändler auf dem Markte zu Kairo.

Ich blieb nun im Dienste des edeln Herrn und behandelte mich selbiger außerordentlich liebevoll, angesehen, daß ich ein Landsmann von ihm war aus Deutschland, und er vertraute mir, was er keinem Andern vertraut hätte in ganz Aegyptenland. Obwohl ich nur als ein Sclave erkauft war, so waren

mir doch, nach den ganz seltsamlichen Landes- und Lebensgewohnheiten der Mamelucken die Wege zu den höchsten Ehrenstellen offen und mein edler Landsmann Hussein-Bei war mir dauernd ein Freund und Beschützer. Nach wenigen Monden schon war ich durch seinen Beistand ein Anführer über zweihundert leichte Mohrenreiter, die den Kaliphen zu begleiten pflegten, wenn er nach seinen Sommerschlössern ritt. Als ich so festen Fuß gefaßt im Pallast des Herrschers lehrte mich der edle Herr von Rochow, oder Hussein-Bei, nach und nach die Großbeamten des Kaliphen kennen, lehrte sie mich schätzen nach ihrem wirklichen Werth und unterrichtete mich in den Sitten und Gebräuchen der Mamelucken, bei denen viel Christliches mit unterläuft. Es währte keine Ewigkeit, so bemerkte ich, daß mein Herr von Rochow mit seltsam-tiefen Plänen umging und daß er einen mächtigen Anhang hatte im Pallast sowohl, als auch in der Stadt und auf dem Lande, aber ich merkte auch, daß ihm viele der Großbeamten feindlich waren und daß ganze Reiterhaufen von einer unerhörten Wuth wider ihn entbrannt waren. Dem forschte ich weiter nach und fand bald, daß Hussein-Bei an der Spitze der Partei der Anhänger des gegenwärtigen Kaliphen stand, der durch Hussein-Bei's Hülfe eigentlich erst auf den Thron gekommen war; daß aber die meisten der andern Großbeamten noch ihre Stellen von dem frühern Kaliphen hatten und dem neuen Herrscher, und besonders dem Hussein-Bei abgünstig waren. Der frühere Kaliph soll auf eine gewaltsame Weise um's Leben gekommen sein, welches mir auch sehr glaubhaft erscheint, da die meisten Mameluckenkaliphen ermordet worden sind. Die Reiter, die so von einer unerhörten Wuth wider Hussein-Bei beseelt waren, das waren die ehemaligen Leibwachen des Pallastes, die Wächter des vorigen Kaliphen; Hussein-Bei hatte sie besiegt in der Schlacht, hatte ihnen die goldenen und silbernen Zierden ihres Verrangs genommen und sie den andern Reitern, die aus des Kaliphen Beutel besoldet wurden, gleich gemacht. Alles, was ich so bemerkt hatte, das theilte ich meinem gütigen Freunde und Gönner eines Abends, da wir allein waren, mit. Er sah mich an und lächelte halb, dann sagte er freundlich: mein guter Landsmann, die Zeit ist gekommen, da ich dich ganz in mein Vertrauen ziehen muß, denn ich bin deiner Hülfe benöthigt und du wirst diese Hülfe mir schlecht und recht leisten, treu und fest wie ein Deutscher. Das gelobte ich mit Herz und Hand und war zu Allem bereit, aber mir fiel doch der

Muth ganz gewaltig, als Hussein-Bei vor mich trat, ganz nahe, und leise und in deutscher Sprache zu mir sagte: „Lieber Landsmann, du mußt mit den mohrischen Reitern, die unter deinem Befehl sind, morgen, wie gewöhnlich, das Thor der Gerechtigkeit besetzen, aber keinen Menschen einlassen in die innern Gemächer des Kaliphen, der dir nicht das Wort „Agla“ als ein Merkzeichen giebt, daß er zu den Unsern gehört.“ Da ich gar bestürzt aussehen mochte und verwirrt, sprach Hussein-Bei weiter: „du begreifst das nicht, lieber Landsmann, aber ich will dir das Räthsel lösen: der Kaliph ist sehr krank und wird nicht lange mehr leben, wahrscheinlich überlebt er die nächste Nacht nicht, ich aber will Kaliph werden an seiner Stelle!“ Hussein-Bei sagte das so ruhig, daß ich bald merkte, wie das eine längst beschlossene Sache bei ihm sei und ich mir vergebens Mühe geben würde, ihn abzureden von solch' grausam gefährlichen Wagniß. Er ließ mir auch nicht Zeit dazu, sondern erzählte mir schnell, daß der jetzige Kaliph seinen Plan wisse, aber ein gar alter und schwacher Mann sei, der sich leicht von den andern Großbeamten bereden lassen könne, noch vor seinem Ende Dinge zu thun, die gegen Hussein-Bei's Vortheil wären. Deshalb dürfe niemand zu dem Kaliphen als die Frauen seines Harem's und die Kämmerlinge, die aber waren alle für Hussein-Bei gewonnen. Weiter sagte er mir, daß man in der Stadt, daß namentlich die meisten Häupter der Mamelucken, noch gar nicht wüßten, daß das Ende des Kaliphen nahe sei, daß er nur diejenigen darüber benachrichtigt habe, die seine Anhänger wären, und daß alle Stadttheile rings um den Pallast voll Reiter und Lanzenträger lägen, die ihm zugethan und gehorsam. Das beruhigte mich zwar etwas, aber ich weinte vor Angst um den tapfern großmüthigen Herrn, als er mit freundlichem Gruß von mir ging, um sich nach der Kammer zu begeben, in der der Kaliph auf seinem Sterbebette lag. Die ganze Nacht hindurch schlich ich bang und ängstlich durch den Pallast, überall standen doppelte Wachen von dem Mameluckentrupp, der unter den besondern Befehlen des Aga's stand und ihm blindlings ergeben war. Es regte sich nichts, es kam Niemand. Gegen Morgen weckte ich meine Mohrenreiter, welche, wie gewöhnlich, bei Sonnenaufgang die weißen Pallastwächter ablösten, aber ich besetzte alle Zugänge zur „goldenen Kammer“, wie des Kaliphen Schlafgemach hieß, doppelt, und mit dreißig der stärksten stellte ich mich auf am Thore der Gerechtigkeit. Die Mohren standen

wie Steinbilder im Halbkreiſe um mich, die kurzen ſtarken Speere in der Hand, mit denen ſie kunſtvoll zu fechten wiſſen in Wurf und Stoß, die wilden ſchwarzen Geſichter unter den ſpitzen weißen Mützen, ſo ſtehen ſie noch heute vor mir. Endlich kam ein hoher Beamter mit großem Gefolge, es war Teſir-Bei, der Defterdar, ſo nennt man dort den Schatzmeiſter. Er winkte mir und flüſterte mir zu: Aglaë! ich ließ ihn durch, ſein Gefolge aber blieb draußen. So kamen noch mehrere große Mameluckenbei's, die das Wort hatten; andere kamen und hatten es nicht und wurden zurückgewieſen. Mir fiel gleich auf, daß ſie gar nicht zornig thaten über die ungewohnte Zurückweiſung, ſondern ſich ruhig entfernten; Einige lächelten ſogar. Ich theilte meine Bemerkung auch einem Bei mit, der das Wort hatte und alſo zu unſerer Partei gehörte, aber entweder hatte er vergeſſen, Huſſein-Bei zu benachrichtigen, oder es war ein Verräther. So war es faſt Mittag geworden und immer noch gingen Anführer der Mamelucken nach der goldenen Kammer, kam aber Keiner zurück, und erfuhren wir auch nicht, ob der Kaliph todt wäre oder nicht. Faſt alle Bei's waren mit größer'm oder kleiner'm bewaffneten Gefolge zu Fuß und zu Roß gekommen, das blieb auf dem großen Platze vor dem Pallaſte, auf dem bald eine wahre Armee von Huſſein-Bei's Anhängern verſammelt war, zu meinem großen Troſte, wie ich mir denn auch immer wieder in's Gedächtniß zurückrief, daß alle Stadttheile rings um den Pallaſt von unſern Partiſanen beſetzt ſeien. Dennoch ahnte ich ein Unglück, und es ſollte auch nicht lange dauern, daß meine böſe Ahnung in Erfüllung ging. Plötzlich erklang ein einzelner Trompetenſtoß am äußerſten Ende des Platzes, eine ſeltſame Bewegung kam unter die Menſchenhaufen, ſie liefen durcheinander und brachen dann in ein furchtbares Geſchrei aus. Ich ſah in der Ferne etwas blinken und blitzen, was ſich raſch näherte; ich erkannte lange nichts, plötzlich aber ſtob das Gedränge auseinander, eine breite Straße ward offen bis zum Thor der Gerechtigkeit und daher galloppirten in langer Linie neben einander glänzend gerüſtete Reiter, die ein grünes Feldzeichen führten. Ich kannte es nicht, hielt mich an den Befehl meines deutſchen Landsmanns und ließ meine Mohren die Speere ſenken. Ein einzelner Reiter trabte jetzt vor und befahl mir herriſch Platz zu machen für den großen Barmeciden, den Kaliphen von Aegypten, den Herrn der Welt. Ich that es nicht, ich wollte mein Wort nicht brechen, übrigens verſtand ich auch von der

ganzen Sache damals nichts und habe erſt nachher erfahren, daß der große Barmecide der Abkömmling eines alten Kaliphengeſchlechts war, der jetzt die Gelegenheit wahrnahm, ſich des Thron's ſeiner Väter wieder zu bemächtigen. Ich ſchloß dieſem mächtigen Herrn mit meinen dreißig Mohren das Thor des Pallaſtes und ließ Huſſein-Bei, meinem edeln Landsmanne, melden, was ſich zutrage. Auf meine Weigerung hielten die Anführer des Barmecidiſchen Haufens einen Rath unter ſich und als ſie wieder auseinander ſprengten, da wich auch jene glänzende Reiterſchaar zu beiden Seiten auseinander und ein ſtarker Haufe von Speerträgern mit eiſernen Helmhauben und Schilden lief das Thor an. Da aber das Thor ſich nach innen zu verengerte und vier oder fünf ſteinerne Stufen ſteil und glatt aufwärts führten, ſo nutzte der Speerträger Grimm und Kampfmuth wenig; meine Mohren waren geübte Streiter und ihre Speere zu Stoß und Wurf gleich brauchbar. Es entſpann ſich ein heißes Gefecht im Thore der Gerechtigkeit, das aber immer nur zwiſchen Zweien geführt wurde, an deren Stelle andere Kämpfer traten, wenn ſie todt oder wund nieder lagen. Angſtvoll ſpähete ich nach dem Innern, ſehnte mich nach den Befehlen meines deutſchen Landsmannes, aber ſtatt ſeiner kehrten nur meine Wachen zurück, die durch fremde Krieger vertrieben, ſich nach dem Thore der Gerechtigkeit, als auf ihren Hauptpoſten, nach Kriegsgebrauch zurückzogen. Es konnte mir nicht mehr zweifelhaft ſein, daß die Krieger des großen Barmeciden durch andere Eingänge in den Pallaſt gedrungen und mich von meinem Freunde Huſſein-Bei abgeſchnitten hatten. Jetzt beſchloß ich, an meinem Poſten zu ſterben, aber mein Leben theuer zu verkaufen; was draußen vorging, konnte ich nicht mehr ſehen; ein Wald von Lanzen ſtarrte vor dem Thor; ich hörte nur das wüſte, markerſchütternde Geſchrei des Kampfes, das Klirren der Waffen und das Geſchrei Verwundeter und Sterbender. Plötzlich ward's hinter mir laut, Waffengeklirr und Kampflärm. „Ha, mein treuer deutſcher Landsmann!“ ſchrie Huſſein-Bei und trat, gefolgt von einer Menge von Bei's und Aga's, in die Thorhalle: „Durch das Thor der Gerechtigkeit gehen wir ein in den Tod!“ ſchrieen ſie Alle. „Komm!“ rief mir Huſſein-Bei zu und faßte mich am Arm; „laß deine Mohren ausfallen.“ Mit einem wüſten Geſchrei, die ſchweren Speere vorgeſtreckt, die langen weißen Gewänder als Schild um die linken Arme gewickelt, ſo fielen die ſchwarzen Teufel durch das Thor aus, nach ihrer Kampfſitte den einen Speer

ſchleudernd und mit dem andern in der Fauſt, in Tigerſätzen nachſpringend; hinter den Mohren dicht folgten Huſſein-Bei und ich und dann der ganze Schwarm der mit uns verbündeten Aga's und Bei's. Wir gewannen fechtend Raum, es begann ein ungeheures Morden auf dem weiten Platze; in kleinen und größeren Haufen ſtießen unſere Anhänger zu uns; wenn es uns gelang, den befeſtigten Pallaſt des Defterdar's zu erreichen, den Huſſein-Bei's Kiamil beſetzt hielt, ſo waren wir für's Erſte gerettet. Wir ſchlugen uns durch, wir erreichten den Pallaſt, der wie ein Caſtell das ganze Stadtviertel beherrſchte und ſchützte. Kaum waren wir in Sicherheit, als mir Huſſein-Bei in aller Eile ſagte: er habe ſich noch nicht zum Kaliphen ausrufen laſſen, faſt im Moment des Todes des Kaliphen ſeien die mit den Barmeciden verbündeten Bey's und Emirs in die goldene Kammer gedrungen, der Barmecide habe ein Anrecht auf den Thron, er werde ſich mit ihm vertragen, er müſſe ſich hier nur halten, um für ſich und ſeine Verbündeten die beſten Bedingungen zu bekommen. Nachdem wir den Pallaſt erreicht hatten, war das Morden draußen eingeſtellt worden. Botſchaften wurden hin und her geſchickt, Abgeſandte kamen und gingen. Alle unſere Anhänger ſammelten ſich um uns, und wir hatten bald ein zahlreiches Heer um uns; ſo lange wir noch Zulauf hatten, ſo lange zögerte Huſſein-Bei mit dem Abſchluß ſeines Vertrages; erſt als die Zuzüge ſpärlicher wurden, entſchloß er ſich, die Bedingungen des Barmeciden anzunehmen, und wahrlich, der Kaliph war ein großmüthiger Herr, er überließ Huſſein-Bei, dem Kriegsgott der Mamelucken, wie er ihn in ſeinem Schreiben nannte, die Statthalterſchaft von Niederägypten, daß er dort ein ſcharfer Wächter der Reichsgrenzen ſei, und geſtattete ihm, alle ſeine Schätze und Freunde mit ſich dorthin zu führen. Dafür ſollte Huſſein-Bei ihn als Kaliphen anerkennen und ihm jährlich zwanzig Tauſend goldene Byzantiner und einige Producte des Landes zur Hofhaltung des Kaliphen nach Kairo ſenden. Darauf bin ich mit meinem Herrn und Landsmann, eurem Großoheim, geſtrenger Herr, gen Niederägypten gezogen und habe in deſſen Pallaſt als ein Feldhauptmann noch viele Jahre gelebt. Huſſein-Bei hatte nicht die Abſicht mehr, nach Deutſchland heimzukehren; er war zu lange ein großer Herr und Fürſt im Orient geblieben, er hätte ſich nicht wieder darein gefunden, ein Unterthan zu ſein, nachdem er ſo lange Zeit ein Gebieter geweſen; ich aber hatte einen

theuren Eid geſchworen, meinen Landsmann und Wohlthäter nicht zu verlaſſen bei ſeinem Leben. Wohl ſehnte ich mich oft nach der lieben Heimath, wohl ſprach ich zu meinem Herrn oft und viel von Deutſchland und die Deutſchen, die als Gefangene zu uns kamen, hatten ſich gewiß nicht zu beklagen. Mein Herr Huſſein Bei wurde ſehr, ſehr alt und ſah mit Ruhe ſeinem Ende entgegen, denn er war ſeinen Leuten ein milder und großmüthiger Herr geweſen ſein Leben lang; hatte auch für das arme Volk gethan, was in ſeinen Kräften ſtand und war in ſeinem Herzen ein Chriſt geblieben. Da der mächtige Huſſein-Bei nun ganz alt geworden war und müde und lebensſatt, da ließ er mich eines Abends zu ſich rufen und ſprach: „lieber Landsmann, ich fühle, daß mein Stündlein gekommen iſt und daß ich Abſchied nehmen muß von Dir und dieſer Welt; ich ſterbe tapfer und gerne, denn ich getröſte mich des Verdienſtes Jeſu Chriſti; wenn ich aber todt bin, treuer Mann, dann mache Dich eilends auf und beſteige das Schiff, das ich zu dieſer Fahrt längſt habe rüſten laſſen; das führt Dich nach Piſa in Wälſchland; von dort wandere in mein liebes Heimathland in die Mark Brandenburg, zwiſchen dem Elb- und Oderſtrom und forſche fleißig nach meiner Sippſchaft, dem edeln Geſchlecht derer von Rochow. Denen bringe meinen Gruß und dieſe beiden Beutel voll Perlen und edlem Geſtein, ſie ſollen's nützen ſo gut ſie können und der Schatz wird dem Geſchlechte Ehre bringen, denn es haftet nicht der Fluch der Armuth daran, ſondern iſt ehrliche Kriegsbeute. Ich verlange nichts dafür, als daß ſie in einer ihrer Kirchen im märkiſchen Lande eine Meſſe ſtiften für die Seele des von Rochow, der ein Fürſt im Morgenlande war." So ſprach der große und tapfere Huſſein-Bei zu mir; er iſt bald darauf geſtorben, ſeine Seele aber iſt bei Gott und über ein Kleines, ſo hoffe ich, werde ich durch die Gnade unſeres Herrn Jeſu Chriſti mit ihm vereinigt ſein. Ich habe gethan nach ſeinem Worte; Euch, geſtrenger Herr, habe ich den Silberreif mit den drei Rochen gebracht, den er mir als Erkennungszeichen gelaſſen, auch habe ich die beiden ledernen Beutel mit Perlen und edlem Geſtein übergeben, mein Tagewerk iſt vollendet und nun mag ich dahin fahren in Frieden."

Der alte Mann hatte gegen das Ende ſeiner Erzählung immer raſcher, aber auch immer leiſer geſprochen; er fühlte, daß ſeine Kräfte zu Ende gingen. Als er geendet, drückte er die Hand feſt, die Herr Hans dem treuen Diener

seines Großoheims gereicht, lächelte ihm freundlich zu und sank ganz erschöpft auf sein Strohkissen zurück.

Herr Hans von Rochow rief den heilkundigen Franciscaner, der wiegte leise seinen klugen Kopf und sprach: „das Lämplein des Lebens lischt aus, es hat kein Oel mehr, Gott sei seiner Seele gnädig!"

Der treue Mann war gestorben in dem Moment, da er seine Botschaft vollendet; der Mönch und der Ritter aber knieeten nieder an dem Sterbelager des treuen Pilgers und beteten gemeinschaftlich für ihn und für sich. Darnach erhob sich der von Rochow und legte ein großes Stück Geld in des Mönchs Hand, auf daß er ein ehrenvolles, christliches Begräbniß anordne für den treuen Diener des Hauses Rochow und verhieß, er werde selbst kommen am dritten Tage gegen Morgen, um dem Todten das Geleit zu geben zu seinem letzten Kämmerlein. Danach verließ der edle Herr tief gerührt das heilige Haus.

Wir sind am Ende unserer Erzählung, denn es bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung weiter, daß der ehrenhafte Rittersmann, Herr Hans von Rochow, noch im selbigen Jahre die liebliche Margaretha heimführte auf sein Schloß Gollnow, und daß er erst nach einer langen und gesegneten Ehe zu seinen Vätern versammelt worden ist. Fräulein Richenza Ryke war jedenfalls die heiterste Person unter den Hochzeitsgästen an Jungfrau Margaretha's Ehrentage, hat später einem Freiherrn aus dem Kraichgau ihre Hand gegeben, dann hat man in märkischen Ländern nichts Sicheres wieder von ihr vernommen, obwohl Herr Hans von Rochow späterhin mit alljährlich wachsender Sicherheit von ihr zu behaupten pflegte, Richenza Ryke habe erst ihren Mann, den Freiherrn, aber alsdann sich selbst zu Tode gelacht. Die fromme Cordula Ryke starb in einem Nonnenkloster zu Alten-Stettin im Geruch der Heiligkeit, was der ganzen Familie große Ehre zu Wege brachte. Jungfrau Agnes Ryke blieb ebenfalls unvermählt, auch nach dem Tode ihres Großvaters, der, hundertjährig und kindisch geworden, in ihr die liebevollste Pflegerin gefunden hatte; sie wirthschaftete noch lange auf dem Hofe zu Rykdorf; der geistliche Herr Damian Ryke brachte sein Alter kaum auf 60 Jahre; er soll sich bei einem gelehrten Streite über die Entstehung der Städte Berlin und Köln, was sein Lieblingscapitel war, sehr erhitzt und kalt darauf getrunken haben; seit dem kam er nicht wieder zu seiner Gesundheit. Die fromme Wittwe des Ritters von Uttenhoven lebte in guter Eintracht mit ihrem Schwieger-

sohn, aber wenn sie nach Gollnow zum Besuch kam, so hatte Herr Hans von Rochow durch einen unglücklichen Zufall stets auf Potsdam zu thun, und merkwürdiger Weise kam er von dort nie früher zurück, als nach der Abreise seiner Frau Schwiegermutter. Der dicke Herr verstand sich auf die Schwiegermütter und zwinckerte jedes Mal recht fröhlich mit den Augen, wenn Jemand die Eintracht rühmte, in der er mit der Wittwe des Ritters von Uttenhoven lebe.

# Der Berliner Kaland.

Seit dem zwölften und dreizehnten Jahrhundert legte der fromme Sinn unſerer Väter dem eheloſen Stande und aſcetiſchen Leben der Mönche und Nonnen einen immer höheren Werth und Grad der Heiligkeit bei. Je größer nun die Achtung war, in der die geiſtlichen Orden bei Vornehm und Gering ſtanden, deſto größer wurde die Begier bei allen Ständen, Theil zu nehmen an der Heiligkeit des Ordenslebens, ſich theilhaftig zu machen der geiſtlichen Vortheile und Wohlthaten. Aus dieſer Begier unſerer Väter ſtammen die Mönchsorden, die mehr oder minder nach dem Vorbilde der älteren, in jener Zeit geſtiftet wurden; aber obgleich die Stiftung von Orden ſo überhand nahm, daß ſich die Concilien gegen weitere Vermehrung derſelben ſetzen mußten, ſo genügte das dem Glaubenseifer jener Zeit noch lange nicht. Der Adel ſtiftete jene berühmten Orden der Tempelherren, der Johanniter, der Deutſchherren, in denen er das Ritterthum mit dem Mönchthum verſchmolz, und Fürſten, Bürger und Edelleute ließen ſich um die Wette als Layenbrüder in die Kloſterbücher eintragen, um wenigſtens irgendwie mit den heiligen Mönchen in geſegneter Verbindung zu ſein. In den Städten aber kamen die frommen Brüderſchaften auf, die noch heute in den Ländern der katholiſchen Kirche vielfach ſegensreich wirken, damals aber noch weit nützlicher waren als jetzt.

Um dieſelbe Zeit begegnen wir im Norden Deutſchlands, aber ausſchließlich im Norden, in den alten Ländern des großen ſächſiſchen Nationalherzogthums, das heißt alſo zwiſchen Elbe und Weſer und an vielen Stellen weit über dieſe Flüſſe hinausgreifend, einer frommen Brüderſchaft, die in der Geſchichte eben dieſer Länder, namentlich auch in der Geſchichte Berlins, keine unbedeutende Rolle ſpielt. Dieſe Brüderſchaft oder Geſellſchaft heißt kurzweg: der Kaland, oder die Kalandsbrüderſchaft, oder auch namentlich der Berliner Kaland, die Elendsgilde. Woher der Name? Man ſagt, die

Brüderschaft sei stets am ersten des Monats (im römischen Kalender Calendae genannt) zusammengekommen: daher der Name. Das ist möglich, aber gewiß ist's nicht; denn es steht nicht einmal fest, daß die Kalandsherren und Brüder sich am ersten des Monats versammelt haben. Kurz, die Ableitung des Namens ist ungewiß. Der Name Elendsgilde wird klar aus dem Bestätigungsbriefe des Berliner Kaland, wie wir gleich sehen werden.

Die Kalandsbrüderschaften kamen Anfang des vierzehnten Jahrhunderts auf; die älteste Urkunde über einen märkischen Kaland ist von 1320, wo Papst Johann XXII den Kaland zu Seehausen bestätigte, doch scheint der älteste Kaland zu Corvey in Westphalen gewesen zu sein. Was war nun der Zweck der frommen Brüderschaft, die man Kaland nannte? Diese Vereinigung von Priestern und Laien wollte erstlich: Geistliche, die sich in Noth befanden, unterstützen, und besonders Geistliche, aber auch andere Reisende, die im Elende, das heißt im Auslande, in der Fremde waren. So stark war das Gefühl unserer Väter für die Heimath, das Vaterland, daß sie Ausland und Elend gleich achteten; Ausländer waren für sie Allendi, Elende, und wurde Jemand aus seinem Vaterlande verbannt, so sagten sie: „er ist in's Elend gegangen!" Wie die ganze Zeit aber, so setzten die Stifter des Kalands das geistliche Wohl über das leibliche, und hatten die Kalandsbrüder besonders dafür zu sorgen, daß Keiner der Ihrigen sterbe, bevor er die letzte Oelung empfangen und sich zum Todeskampf gestärkt an den Trost- und Gnadenmitteln der Kirche. Ferner war eine Pflicht der Kalandsbrüder und Schwestern, denn auch Frauen wurden nicht ausgeschlossen, daß sie sich unter einander vermahnten zu gemeinsamen Andachten, zu gottseligem Leben, zu Werken der Liebe und der Barmherzigkeit. Dafür hatte jedes Mitglied der Elendsgilde Antheil an dem geistlichen Verdienst, das die gesammte Brüderschaft, nach der Lehre der katholischen Kirche, durch ihre guten Werke erwarb.

Die Bischöfe beförderten natürlich nach Kräften eine solche Genossenschaft, die ihnen zur christlichen Zucht ihrer Priester- und Laienschaft in gleicher Weise nützlich war, und statteten sie mit großen geistlichen Vorrechten aus. Als Bischof Ludwig von Brandenburg 1344 den Berliner Kaland bestätigte, hob er in der Urkunde besonders hervor, daß die Brüderschaft sich armer Priester zu Köln und Berlin annehmen wolle, die an allen, auch den nothwendigsten Bedürfnissen Mangel litten, kein Obdach und keinen Trost fänden

bei Menſchen, auf den Kirchhöfen ſich aufhielten, dort vor Hunger und Durſt, Kälte und Krankheit umkämen und auch im Tode dann noch eines chriſtlichen Begräbniſſes entbehrten. Dieſe einzige Stelle der Urkunde läßt einen tiefen Blick thun in das Elend jener Zeit, wo alle Verhältniſſe zerrüttet waren durch die Kriege um das Erbe Waldemar's des Großen. Man erinnere ſich der unbeſtreitbaren und auch unbeſtrittenen Frömmigkeit jener Zeit, ihrer Achtung vor dem Prieſterſtande, ihrer Begier, Theil zu nehmen an guten Werken und ihrer Luſt am Wohlthun, und doch kommen auf den Kirchhöfen Berlin's Prieſter um vor Hunger und Kälte!

Die erſte Begünſtigung, die der Berliner Kaland von dem Brandenburger Biſchof Ludwig erhielt, war die, daß alle, die den Andachten der Brüderſchaft, den Vigilien und Seelmeſſen für verſtorbene Brüder, beiwohnten, ſie möchten nun Mitglieder des Kalands ſein oder nicht, einen vierzigtägigen Ablaß haben ſollten.

Faſt jeder Biſchof von Brandenburg beſtätigte nicht nur, ſondern erweiterte die Vorrechte des Kalands und das Anſehen der Brüderſchaft ſtieg unglaublich, als ſie die Freiheit erhielt, auch während des Interdictes und Bannes über ihren Altären bei offenen Thüren die Meſſe leſen zu laſſen, mit Glockengeläut dazu zu laden und ihre Mitglieder zu begraben, als ſeien ſie nicht unter dem Banne. Solche Vorrechte brachten Anſehen und Reichthum. Der Kaland hatte bald in der Sanct Nicolaikirche eine eigene Kapelle und ſieben Altäre, in der Sanct Marienkirche zwei und in der Sanct Petrikirche drei Altäre. Die Verwaltung des Vermögens und der Einnahme, die reichlich aus frommen Gaben und Schenkungen, ſowie aus den Eintrittsgeldern floſſen, lag den Kalandsherren ob. Bei dem Berliner Kaland gab es deren drei: den Dechanten und die beiden Kämmerer. Die übrigen Mitglieder hießen Kalands- oder Kalander-Brüder. Zu ſeinen Zuſammenkünften kaufte der Kaland gewöhnlich ein Haus, das in Berlin und an andern Orten der Kalandshof genannt wurde. Das erſte Haus des Berliner Kalands lag wahrſcheinlich in der Gaſſe, die von der Heiligengeiſtſtraße nach der Spandowerſtraße führt und lange Zeit die Kalandergaſſe hieß, bis ſie den Namen Brauhausgaſſe erhielt, obwohl man den alten Namen hätte recht wohl zum Gedächtniß fortbeſtehen laſſen können. Bald aber erwarb die Brüderſchaft den ſtattlichen Kalandshof in der Kloſterſtraße, darin ſie ge-

tagt und getafelt hat bis zu ihrer Auflösung. Diesen Kalandshof und seine Einkünfte überwies der Kurfürst 1548 dem Kirchenkasten zur bessern Bezahlung der Kirchen- und Schuldiener. Der Kirchenkasten ließ den Kalandshof 1698 verkaufen, wo ihn der Rath von Berlin für zwei Tausend und zweihundert Thaler an sich brachte. Es kamen nun die Gefängnisse hinein und Kalandshof war im vorigen Jahrhundert die Stadtvoigtei Berlins.

In der Sprache der Berliner Gauner und Diebe heißt jetzt noch das Gefängniß, poetisch genug, das „graue Elend". Liegt darin vielleicht eine verklingende, nicht mehr bewußte, Reminiscenz an den Kalandshof, an den Sitz der Elendsgilde?

Der Rath hat den Kalandshof verkauft; es ist ein Bürgerhaus daraus geworden; von den alten Baulichkeiten wird, außer den stark gewölbtrn Kellern, wenig mehr vorhanden sein, aber die Gasse, die von der Klosterstraße nach der Königsmauer führt, hat sich ihren alten Namen, die Kalandsgasse, bis heute erhalten.

Außer dem Berliner Kalande werden in den Urkunden jener Zeit noch erwähnt: die Kalandsgesellschaften zu Brandenburg, Frankfurt, Fürstenwalde, Müncheberg, Mittenwalde, Bernau, Teltow, Cüstrin, Perleberg u. s. w.; überall wirkten sie anfänglich sehr günstig, nicht nur speciell in geistlicher, sondern auch in allgemein sittlicher Hinsicht. Außer den feierlichen Gottesdiensten, den Vigilien und Seelmessen für verstorbene Brüder, versammelte sich der Kaland auch an gewissen Tagen zu Festmahlzeiten. Man verband nach der Sitte der Zeit und des Landes einen mäßigen Trunk und eine einfache Mahlzeit mit den gottesdienstlichen Uebungen. Man hatte dabei die Liebesmahle der alten Christen im Auge und suchte durch Einwirkung auf die Brüder und Schwestern die rauhe, oft rohe Volkssitte zu mildern, zu veredeln. Streit und Zank war bei diesen Liebesmahlen verboten bei schwerer Strafe; auch über Abwesende durfte nicht lieblos geurtheilt werden; Fluchen und Schwören, ein Hauptlaster der Zeit, war streng verpönt und alle, die an dem Mahl Theil nehmen wollten, mußten in ziemlicher Tracht erscheinen. Nach dreimaliger Vermahnung konnten die Kalandsherren die Ausstoßung verhängen.

Es läßt sich nicht leugnen, daß die Kalande auch in dieser Beziehung Gutes gewirkt haben, aber ihre wohlthätige Wirksamkeit war nur von kurzer Dauer, sie arteten schnell aus und grade die Liebesmahle wurden Opfermahle

der gröbſten Völlerei, und die Kalande kamen dadurch in den Augen des Volkes ſo herunter, daß „Kalander“ oder „Kalender“ bald ein bezeichnender Ausdruck: Praſſer, Schlemmer und Volljäufer, wurde. Reformationen wurden wohl mit mehr oder minderm Erfolg von Zeit zu Zeit verſucht, aber die Kalandsbrüderſchaften in der Mark waren ſchon todt, ehe die Reformation kam. Die Berliner Elendsgilde wird nicht beſſer geweſen ſein als die andern, obwohl die Nachrichten fehlen, aber der Kaland zu Paſewalk in Pommern war 1514, urkundlich zu erweiſen, nichts als eine mehr als fidele Saufgeſellſchaft.

Ein Punkt verdient noch beſonderer Erwähnung: man findet auch die Bezeichnung Kalandsorden, und nach den Statuten ſteht es feſt, daß den Eintretenden (aber wahrſcheinlich nur den Prieſtern, weil nur dieſe Kalandsherren werden konnten) ein Eid abgenommen wurde, nichts von den Geheimniſſen der Brüderſchaft zu verrathen. Man würde ſehr irren, wollte man daraus auf Ordensgeheimniſſe ſchließen, danach war die ganze Stiftung nicht angethan; die Geheimniſſe, die der Eintretende nicht zu verrathen verſprach, waren lediglich Geheimniſſe der innern Oekonomie. Es konnte keine andern geben.

Uebrigens lebte trotziger Sinn für Recht und das ſtarke Bewußtſein der Gemeinſchaft in den Kalanden ſo gut wie in all' den kräftigen Corporationen, Gilden, Zünften und Gewerken des Mittelalters, die mit ihrer Lebenskraft, trotz zahlreicher Mängel und Gebrechen, ſich bis in unſere Zeiten erhalten haben. Wir freilich in unſerm Witz haben uns bemüht, ſie gar todt zu ſchlagen und zu begraben, ſtatt daß wir danach hätten trachten ſollen, wie wir ſie befreieten von ihren Mängeln und Gebrechen und ihnen zu neuem Leben verhülfen. Die Idee der Corporation iſt eine ſtarke, gewaltige, weil ſie auf dem ſittlichen Grunde der Unterordnung und des Gehorſams beruht; ſie iſt eine unvergängliche, weil ſie ſich beſchränkt; die Idee der Aſſociation, die man in neuer Weisheit an die Stelle der Corporation hat ſetzen wollen, hat keine Dauer, weil ſie ſich nicht beſchränkt, iſt eine ſchwächliche, unfruchtbare, weil ſie auf dem unſittlichen Grunde der Gleichberechtigung Aller beruht.

# Wie Konrad Schütze, der Schreiber, und Nicolaus Cyriax, der Propſt von Bernau, von den Berlinern ermordet wurden.

Berlin und Köln waren für jene Zeiten ſtattliche und mächtige Städte geworden unter den letzten Markgrafen aus dem erlauchten Hauſe Anhalt, die ſich nach ihrer alten Stammburg bei Aſchersleben Aſcanier nannten, und ſuchten beide Städte, gemeinſchaftlich und für ſich, ſich immer unabhängiger zu machen vom Landesherrn, den Hanſeſtädten und ihren Freiheiten nachſtrebend, die dazumal Muſterſtaaten waren für alle Städte des Binnenlandes.

Die Zeit war ganz dazu angethan, um ein ſolches Streben nach ſtädtiſcher Unabhängigkeit nicht fruchtlos zu laſſen; eine elend jämmerliche Zeit war über die Marken gekommen, als Waldemar der Große verſammelt wurde zu ſeinen Vätern und ſein Brudersſohn Markgraf Heinrich, der letzte Aſcanier, der in dieſen Landen geherrſcht hat, ihm nach wenigen Monden ſchon in's Grab folgte.

Die Marken, die eben noch ſo mächtig eingegriffen in die Geſchichte, mit deren vereinter Kraft Waldemar der Große den Dänenkönig gedemüthigt, dem Polenkönig und dem Meißner Markgrafen Tribut abgezwungen und die erſte Stelle errungen in Norddeutſchland, ſie fielen machtlos auseinander. — Jedem, der feſt zugriff, eine leichte Beute.

Der Märker lernte damals ſchon die Liebe ſeiner Nachbarn kennen.

Der Welfenherzog in Braunſchweig, Heinrich's des Löwen ungroßmüthiger Enkel, der Frau Agnes, des großen Waldemar fürſtliche Wittwe, zur Herzogin genommen, nahm die Altmark, als Einſtand in die Ehe, dazu; der falſche, glattzungige Sachſenherzog Rudolph zu Wittenberg, der über den letzten brandenburgiſchen Askanier, Heinrich, Vormund geweſen, faßte mit gierigen Händen auch nach Brandenburg's herrenloſer Krone und gönnte keinem der Nachbarn einen Antheil der Lande, auf die freilich Keiner von Allen ein Recht hatte. Gleiches thaten die Herren von Mecklenburg und Werle, die Waldemar der Große zum Schemel ſeiner Füße gemacht hatte. Der Meißner Markgraf, ſo oft beſiegt von Waldemar, erholte ſich jetzt an dem Nachlaß ſeines todten Beſiegers; die geiſtlichen Fürſten ringsum ließen manch' fette Abtei, manch' reiches Kloſtergut durch die Finger fallen, und die hochwürdigſten Herren Erzbiſchöfe von Magdeburg trieben es gar grob.

Der ſchlaue Lützelburger König Karl zu Böheimb aber ſaß in Prag, ſeiner ſtolzen Königsſtadt, und begnügte ſich vorläufig mit beſcheidenem Raubantheil, unabläſſig ſinnend, wie er das ganze Erbe Waldemar's an die Krone Böheimb brächte und alles Land von Prag bis an die Oſtſee ſeinem Scepter unterwürfe.

An die einzigen rechten Erben, an die Grafen zu Anhalt, dachte Niemand, und wer ihrer gedachte, der mißbrauchte ihr Recht, doch nur zum Vorwande für ſein Unrecht.

Es iſt ein eigenthümlicher Umſtand, daß die rechten Erben zu Brandenburg, die Grafen und ſpäter Fürſten, durch Napoleon Herzoge, zu Anhalt, auch ſpäter niemals im Stande waren, ihre Rechte geltend zu machen. Noch immer liegen die anhaltiſchen Lande, klein und unbedeutend, mitten in den weiten Provinzen, deren Herren die Anhaltiner heute noch ſein könnten, hätten es ihre Väter verſtanden, zur rechten Zeit Rechte geltend zu machen und ſie zu behaupten.

In den brandenburgiſchen Landen ſelbſt aber herrſchte damals Uneinigkeit und Keiner neben ihr; die Städte huldigten demjenigen Fürſten, der ihnen die meiſten Privilegien und weiteſten Freiheiten ließ und ſahen es wohlgefällig ſchmunzelnd mit an, wie ſich die fremden Fürſten, die kein Herz hatten für dieſes feſte, nüchterne, treue märkiſche Volk, überboten bei ſolch' un-

würdigem Schacher, die fürſtliche Würde herunterbrachten in den Augen des Volkes und das Anſehen des Landesherrn muthwillig vernichteten.

Der Landesadel aber, die großen Geſchlechter der edeln Gänſe zu Putlitz, der Bartensleben, der Alvensleben, der Grafen zu Lindau und Ruppin, der Quitzow, der Wedell, der Rochow und Maſſow und wie ſie alle heißen mögen, der machte es leider nicht beſſer als die Städte; verlangten die Städte Märkte, Mühlen, Privilegien und Freiheiten, ſo begehrten die adligen Herren, die der Freiheit und der Freiheiten ſo viele hatten, daß ſie mit dem Ueberfluß hätten einen Handel anlegen können, Geld und Zölle und liegende Gründe und einflußreiche Aemter.

Die leichtſinnigen Bewerber um Brandenburgs Fürſtenhut, ſie gaben Alles dahin, Alles, davon bislang die Fürſtlichkeit in dieſen Landen ihren Unterhalt und Glanz bezogen. Kammergüter, Vogteien, Lehen, Zölle, Gerechtigkeiten, Alles wurde verſchenkt, verpfändet, verſchleudert.

Da geboten die von Rochow, als Pfandinhaber von Potsdam, und erhoben die ſchwerſten Zölle nach Belieben auf Spree und Havel, dort wehreten die Banner derer von Quitzow von mehr als zwanzig feſten Schlöſſern und die Herren von Wedell hatten auf geraume Zeit kurz und gut die ganze Neumark unter ihre Botmäßigkeit gebracht und hielten überdem zahlreiche Beſatzungen in den feſten Grenzplätzen Pommern's.

Die Uneinigkeit, die im ganzen Lande herrſchte, die allgemeine Zwietracht, herrſchte auch insbeſondere im Innern der Städte, im Schooße der bürgerlichen Gemeinheiten: hier haderten die Zünfte unter einander und ſtritten um den Vorrang, dort neideten ſie den Patricier oder widerbellten gegen ihre Obrigkeit, Bürgermeiſter und Rathleute, und unter den Bürgern ſelbſt hatte faſt jeder Fürſt, dem nach Markgraf Waldemar's fürſtlichem Diadem gelüſtete, ſeine beſondere Partei.

In Berlin ſah's damals, vergleichsweiſe, noch mit am beſten aus, denn waren auch die Bürger und von den Zünften namentlich die alten Gewerke heftig aufgeregt wider den Rath, weil dieſer ſich von den honigſüßen Worten des glattzüngigen, heimtückiſchen Sachſenherzogs Rudolph von Wittenberg hatte bethören laſſen, ihn anzuerkennen als Markgrafen von Brandenburg, nachdem derſelbige nämlich den beiden Städten Berlin und Köln Alles zuge-

ſtanden, was die Städte irgend fordern gekennt, ſo brach der Groll doch nicht in offenen Aufruhr und blutige Fehden aus, wie ſie damals ſo viele andere Gemeinweſen ganz zerrütteten.

Herzog Rudolph hatte als Vormund des letzten Askaniers, des Markgrafen Heinrich, zuerſt feſten Fuß gefaßt in den Marken, dann betrieb er eigene Anſprüche auf Brandenburg als Nachkomme des Herzogs Bernhard von Sachſen, der ein jüngerer Bruder Albrecht des Bären, des Stammvaters der brandenburgiſchen Askanier, geweſen. Uebrigens war Herzog Rudolph der Verhaßteſte unter allen Fürſten, die um Waldemar's Erbſchaft ſtritten.

Warum?

Das Gleißneriſche, Heuchleriſche ſeines eigenen Weſens, das bei ihm eine halbfromme, ſüßlich-freundliche Form angenommen, war auch auf die meiſten ſeiner Begleiter, auf ſein Gefolge, übergegangen, und das eben widerte den derben, ernſten und klugen Märker an, der Rudolph's Gewiſſenloſigkeit trotz der ſüßen Maske recht gut und bald erkannte. Die Berliner zumal, deren Rath fort und fort, vielleicht ſehr ſtaatsklug, mit Herzog Rudolph zu unterhandeln und zu verhandeln hatte, nährten eine furchtbare Erbitterung wider den Sachſenherzog und ſeine höflichen Anhänger.

Im Jahre 1323 ereignete es ſich, daß Herzog Rudolph mit großem Gefolge anweſend war zu Berlin und ſich bemühte, etwas beliebt zu werden bei dieſem nüchternen, klugen Volke, bei dem all' die fein ausſpintiſirten Künſte nicht verfangen wollten. In dieſer Zeit kam des Magdeburger Erzbiſchofs Geheimſchreiber, Konrad Schütze, nach Berlin mit Aufträgen an den Herzog Rudolph, der dieſem Schreiber ein gar wohlgeſinnter Gönner war und ihn auch ſchon zu allerlei feinen und liſtigen Streichen gebraucht hatte, abſonderlich in Berlin.

Die Berliner waren darum dem Konrad Schütze, dem ſüßen Schreiber, über alle Maaßen abhold.

Als nun Konrad Schütze nach der Sitte der Zeit einſt vor dem Mittagseſſen nach der Stadtbadeſtube ging, um daſelbſt ein Bad zu nehmen, da begegnete er einer jungen Bürgerfrau, die war ſehr ſchön, und ihre Schönheit reizte den üppigen Schreiber des Erzbiſchofs zu einem frechen Scherze.

Seine böſe Begierde, die hier ſo recht ſein böſer Engel war, trieb ihn und er ſtellte ſich vor die ſchöne Frau und ladete ſie ſchaamlos ein, ihn in die Stadtbadeſtube zu begleiten und mit ihm zu baden.

Mit Entrüſtung und gebührender Verachtung wies die ehrſame Frau den frechen Menſchen ab und las ihm auf gut Berliniſch den Text ſo derb dabei, daß er ganz beſchämt und ſtille in die Badeſtube ſchlich, ſich badete und dann zu Herzog Rudolph ging, an deſſen Tiſch zu ſpeiſen, wie er gewohnt.

Für jeden Andern würde die Sache damit ihr Bewenden gehabt haben; man war damals grade nicht empfindlicher als heute, aber für den verhaßten Anhänger des gleißneriſchen Sachſenherzogs ſtand die Sache auf einem ganz andern Blatte.

Einige Männer hatten den frechen Antrag gehört, den der üppige Schreiber der ehrſamen ſchönen Meiſterfrau gemacht; ſie ſchlugen den Vorfall an die große Glocke, ſie riefen Zeter darüber in den Straßen, an allen Ecken ſo laut und ſo jämmerlich, daß die Bürger in hellen Haufen zuſammenliefen, ſich gegenſeitig erhitzten und ſich endlich in eine kaum glaubliche Entrüſtung und Sorge für die Tugend ihrer Frauen hineinraiſonnirten. Die Haufen wurden größer, Verwünſchungen wider den Schreiber und ſeinen Herrn erklangen; endlich miſchten ſich Rathleute hinein und ein hitziger Aeltermann befahl einigen Stadtknechten und Bütteln, den Schreiber Konrad Schütze ſofort zu fangen.

Wer hätte zu Waldemar des Großen Zeiten gewagt, was nun geſchah?

Herzog Rudolph ſelbſt aber hatte die fürſtliche Würde ſo weit herunter gebracht, daß ſie nicht einmal mehr von den Berliner Stadtbütteln reſpektirt wurde.

Die Büttel drangen in den Saal, darin Herzog Rudolph ſpeiſte, riſſen den üppigen, nun wohl in Todesangſt und Kleinmuth demüthigen, Schreiber von des Herzogs Tafel, man könnte ſagen von des Herzogs Seite, ſchleppten ihn hinunter und überlieferten ihn mit auf dem Rücken gebundenen Händen dem Volke, das ſein Opfer mit einem raſenden Gebrüll empfing.

Die Leidenſchaften ſtachelten ſich gegenſeitig bis zur Raſerei; man ſchleppte den unſeligen Schreiber bis zum Neuen Markte, holte den in der Nähe wohnenden Henker und befahl ihm, den Konrad Schütze zu köpfen, Angeſichts der Marienkirche.

Der Henker nahm keinen Anſtand, die Gebote der tobenden Menge zu erfüllen; und ſo fiel das Haupt des Konrad Schütze als ein Opfer des Grolls der Märker gegen Herzog Rudolph; das war der eigentliche Grund der Hinrichtung; der freche Scherz mit der ſchönen Bürgersfrau gab nur den willkommenen Anlaß dazu.

Der elende Sachſenherzog wagte nicht einmal einen Verſuch zur Rettung des ihm ſo ergebenen Dieners.

Nach dieſem blutigen Acte der Volksjuſtiz kam ein ungeheurer Schrecken über alle Anhänger Herzog Rudolph's; faſt alle verließen die Stadt in der Stille, und ſelbſt die geiſtlichen Gerichte, die einzigen, die in jener gewaltthätigen Zeit ſich noch einiges Anſehen bewahrt hatten, ſchwiegen und drückten die Augen zu über die blutige That. Die Erbitterung gegen Herzog Rudolph und ſeine elenden Werkzeuge war zu allgemein und wurde vermuthlich von der märkiſchen Geiſtlichkeit getheilt.

Unter den Anhängern des glattzungigen Sachſen, die damals in aller Stille Berlin und Köln mieden, war der vornehmſten Einer der ehrwürdige Herr Nicolaus Cyriax, Propſt zu Bernau, der früher in Berlin und vermuthlich an der St. Marienkirche Pfarrer geweſen ſein ſoll.

Ueber zehn Jahre waren verſtrichen ſeit der blutigen Hinrichtung des Schreibers Konrad Schütze, und das Elend der Marken hatte ſich nicht gemindert in dieſen zehn Jahren, ſondern war noch geſtiegen; denn Kaiſer Ludewig der Bayer hatte ſeinem älteſten Sohne die Markgrafſchaft Brandenburg verliehen mit der Churwürde, nachdem er dieſelbe eingezogen als ein eröffnetes Reichsleben; er glaubte dadurch dem Streite der vielen Bewerber ein Ende zu machen, es war dem aber nicht alſo, es waren nur neue zu den alten Drängern des Landes gekommen.

Immer noch war der Sachſenherzog Rudolph des märkiſchen Volkes ſchwerſte Geißel, dieweil er das Zuſtandekommen jeglichen Vergleiches hinderte und der war, der dieſem armen Lande Jahre lang den Frieden vorenthielt, bis er es endlich noch durch den falſchen Waldemar in die ſchwerſte Verſuchung führen half.

Es lebte auch nach zehn Jahren noch der alte Groll in den Herzen der Berliner gegen Herzog Rudolph und ſeine Kreaturen, und auch Propſt Ni-

colaus von Bernau war nicht vergessen; die Berliner bewahrten ihm ein treues Andenken.

Geschah den Städten irgend eine Unbill vom Herzoge, ward etwas verrathen vor der Zeit, so hieß es in Berlin gewiß: „die Suppe hat uns der Propst von Bernau eingebrockt; er mag sich hüten, daß wir ihm nicht einmal so heiß aufschüsseln, daß er sich sein loses Maul garstig daran verbrennt!"

Der Propst von Bernau war dazumal sicher der verhaßteste Mann in Berlin und Köln, dennoch beging dieser wahrscheinlich sonst sehr kluge Priester im Jahre 1335 die Unklugheit, nach Berlin zu kommen und zwar gerade an einem Jahrmarktstage.

Die Kirche war damals der Mittelpunkt des Lebens; die Hand der Kirche war überall, denn man bedurfte ihrer überall; der kirchliche Sinn unserer frommen Väter sowohl, als auch das wirkliche Bedürfniß erheischte zu allen weltlichen Werken auch den Beistand der Priester. So wurden Kirchen und Kirchhöfe auch der Mittelpunkt von Handel und Wandel.

An jenem Jahrmarktstage im Jahre 1335 drängte sich die Menge besonders dicht auf dem Neuen Markte und in all' den Gassen, die zur Sanct Marienkirche führen, denn die Krämer aus den Niederlanden und Brabant in Flandern, die handelsklugen Wallonen zumal, hatten dort ihre feinen Waaren ausgelegt; kostbare Spitzen von Brüssel und Mecheln, zartes Nesseltuch von Cambreyk und glänzende Tuche von Cortryk, lauter Waare, die damals Mode und Luxus eifrig in Verbrauch genommen.

Die Sanct Marienkirche selbst war mit Menschen erfüllt, die an den verschiedenen Altären ihre Andacht verrichteten, oder dem kostbaren Reliquienschatze der Kirche ihre Verehrung darbrachten.

Eine Stunde nach Mittag mochte es sein, da trat ein schon ältlicher Mann aus dem Innern der Kirche unter die Portalhalle. Dieser Mann trug zwar einen langen braunen Mantel über der Simarre, dem priesterlichen Unterkleid, aber das entblößte Haupt, denn den breitkrämpigen Hut hielt er in der Hand, zeigte die Tonsur. Dieser Mann sah sich rings um unter den Anwesenden mit kecken, stechenden Blicken; forschend ruhte sein Auge bald auf diesem, bald auf jenem Angesicht; plötzlich schlug er einem festen Bürger, der müßig an dem innern Portal lehnte, leicht auf die Schulter und sprach hastig

und halb laut: „ist mir ausbündig lieb, daß ich Euch finde, Meister Jürgen Strobel, sagt mir, wie ist's mit meiner alten Forderung an den Kirchenkasten von Sant Marien?"

Während dieser Anrede hatte sich der ehrenfeste Meister Jürgen Strobel, der zu den Kastenmeistern der Sanct Marienkirche gehörte, verwundert umgekehrt, und dem Frager verwundert in's Angesicht sehend, rief er mit eben so viel Verdruß als Erstaunen: „Was, der Herr Propst Niclas von Bernau? Ihr hier, ehrwürdiger Herr, Ihr in Berlin?"

Bei dem Namen des verhaßten Propstes von Bernau stutzten Mehrere, die just vorübergingen, und blieben stehen; Andere traten dazu, und wie's zu gehen pflegt, in ganz kurzer Zeit war ein dichter Kreis gebildet um die Sprechenden.

„Nun? und warum sollte ich nicht nach Berlin kommen zum Jahrmarkt, um meine Geschäfte abzumachen?" fragte der Propst von Bernau leicht, dann aber setzte er eifrig hinzu, „aber wie ist's, Meister Jürgen, werde ich endlich mein geringes Geld bekommen?"

„Euer Geld", versetzte der ehrenfeste Bürger ernsthaft, „Euer Geld wird man euch zu Berlin nicht schuldig bleiben, Ehrwürdiger, was aber unser Geld betrifft, so dürft ihr auf keinen Pfennig rechnen!"

Die Umstehenden lachten höhnisch.

„Also werde ich um mein Geld betrogen, darum bestohlen sein?" rief der heftige Priester.

Ein drohendes Gemurmel wurde laut in dem Kreise der Umstehenden, der Priester achtete in seinem Zorne nicht darauf.

„Ich weiß nicht, was ihr für ein Recht habt zu eurer Forderung an den Kirchenkasten von Sanct Marien," sprach jetzt Jürgen Strobel gewichtig, „aber Betrüger und Diebe braucht ihr die Bürger dieser Stadt noch nicht zu schelten, dieser Stadt, die noch manch' alte Rechnung mit euch abzumachen hat, Ehrwürdiger, so noch nicht vertragen ist!"

Die Vorhalle war jetzt dicht voll Menschen und ein mächtiges Gedränge um die Streitenden.

Der Propst wurde immer heftiger; Einzelne erst, dann Viele, dann redeten Alle d'rein. Der Zank begann sehr gefährlich zu werden, es entstand ein

Auflauf, und von wüſten Drohworten kam es bald genug zu Thätlichkeiten. Man ſchlug auf den Prieſter los.

Eine märkiſche Fauſt fällt hart und ſchwer.

Mitten im Auflauf ward der Propſt von Bernau in der Sanct Marienkirche von den Berlinern erſchlagen.

Als der Prieſter mit zerſchmettertem Haupte niederſank und das Blut des Erſchlagenen die Steinfließen der Kirche röthete, da kam ein jähes Entſetzen über die wüſte, mordlüſtige Menge; ſie ſtob nach allen Seiten hin auseinander.

Eine tiefe Stille ward ringsum.

Die Bürger der Stadt, das nahe Unheil ahnend, eilten händeringend nach dem Rathhauſe, das Entſetzliche zu verkünden.

Mord, Prieſtermord, Prieſtermord in der Kirche!

Schweigend bemächtigte ſich die Geiſtlichkeit des Leichnam's ihres erſchlagenen Mitbruders.

Der Propſt zu Sanct Nicolaus und zu Sanct Marien aber, der ſchrieb ein feines Brieflein an ſeinen geiſtlichen Oberhirten, den hochwürdigſten Biſchof, und ſendete es durch einen Reitenden gen Brandenburg.

Um die furchtbaren Folgen dieſer That möglichſt abzuwenden von der Stadt machte ſich auch alsbald eine Abordnung des Berliner Magiſtrats auf den Weg nach Brandenburg, obwohl mit wenig Hoffnung auf Erfolg, denn Prieſtermord in der Kirche, das war zu viel; die Kirche konnte die Augen nicht zudrücken, wie ſie es vor zehn Jahren bei der Hinrichtung des Konrad Schütze gethan.

Am fünften Tage ſchon begannen die entſetzlichen Folgen jener blinden Miſſethat.

Biſchof Ludewig von Brandenburg ſprach den geiſtlichen Bann aus über die unglücklichen Bewohner der Städte Berlin und Köln und belegte beide Orte mit dem Interdict.

In Folge der Verhängung dieſer ſchwerſten und höchſten geiſtlichen Strafe wurden alle Pfarrkirchen in beiden Städten geſchloſſen, die Kapellen geſperrt, die Lichter auf den Altären gelöſcht und alles Glockengeläut unterſagt.

Alle geiſtlichen Verrichtungen wurden eingeſtellt, Proceſſionen, Vigilien, feierliche Meſſen, alles hörte auf.

Schon das war eine furchtbare Strafe für den frommen Sinn unſerer Väter, der außerhalb der Kirche kein Heil ſah, für Menſchen, die immer und überall innerhalb der Kirche zu leben gewohnt waren.

Aber das Interdict traf noch anders, noch tiefer in's bürgerliche Leben der damaligen Zeit hinein.

Es wurden alle Verbindungen zwiſchen den Bewohnern Berlin's und denen der Umgegend abgebrochen, aller Umgang hörte auf mit den Gebannten, man mied ſie wie von Peſt Befallene.

Von den Sünden wurde nicht abſolvirt und die Sterbenden mußten dahin fahren ohne den Troſt und die Sacramente der heiligen Kirche empfangen zu haben.

Handel und Gewerbe hörten ganz auf und furchtbar laſtete die ſtrafende Hand der Kirche auf den unglücklichen Städten.

Das war in jenen rohen Zeiten die einzige Strafe, vor der ſich die trotzigen Bürger, die fehdeluſtigen Edelleute, die kriegsdurſtigen Fürſten noch ſcheueten.

Wochenlang war Berlin, wie die Stadt der Todten, ſtill und öde, da endlich ließ ſich der Biſchof von Brandenburg erweichen durch das Flehen und Bitten des Rathes und der Freunde der Stadt Berlin.

Der markgräfliche Hofrichter, Herr Johannes von Buch, und der Kammermeiſter Dippold Buſſe gingen nach Brandenburg und einigten ſich mit dem Biſchofe. Die Bedingungen waren hart, beſonders für den Stolz der Berliner und ihren Säckel, aber man ging ſie ein, um nur der furchtbaren Strafe zu entgehen.

Die Städte mußten eine Abordnung von Rathmännern und Gildemeiſtern nach Brandenburg ſenden, dort ein Schuld- und Sündenbekenntniß ableſen und die Kirche um Erbarmen bitten, darauf mußten ſie 750 Mark feines Silber Buße zahlen und auf ihre Koſten in der Sanct Marienkirche einen Altar errichten auf derſelben Stelle, an welcher Propſt Nicolaus von Bernau erſchlagen worden. Ferner mußten ſie ſich verpflichten, auf dieſem Altar eine ewige Lampe zu unterhalten.

Dafür hob der Biſchof von Brandenburg vorläufig das Interdict auf.

Die völlige Befreiung der Städte vom Banne erfolgte erſt 1345, wo der Dominicanerprior zu Köln an der Spree, Herr Gerhardt von Königs-

berg, unter groſsem Zulaufe des Volkes, die päpſtliche Losſprechung feierlich verkündete.

Danach erſt durfte der Sühnealtar, der in der Marienkirche errichtet worden war, und die dazu gehörige ewige Lampe beſeitigt werden.

Als eine Seltſamkeit der Zeit iſt auch noch zu bemerken, daſs die Städte Berlin und Köln, bevor ſie ganz losgeſprochen werden konnten, ein Strafgeld zahlen mußten, nicht nur an den Bruder des Propſtes Nicolaus, der Geiſtlicher zu Neuſtadt-Eberswalde war, ſondern auch eine nicht unbedeutende Summe an den Propſt zu Bernau, den Nachfolger des Nicolaus Cyriax.

# Berlin und Köln

im

## vierzehnten Jahrhundert.

Berlin und Köln, obwohl sie schon im vierzehnten Jahrhundert für bedeutende Städte, und mit Recht, galten, waren doch, was ihr äußeres Ansehen betraf, kaum vergleichbar einem von unsern abgelegensten Landstädtchen. Außer den paar Kirchen und Klöstern, hatte es nur unbedeutende, aus Holz und Lehm erbaute Giebelhäuser, die nur mit Stroh oder Schindeln gedeckt waren. Die Giebel, meist nur drei Fenster breit, waren, der Feuersgefahr wegen, nach der Straße gewendet, so wie wir es noch heute in der Brüderstraße, oder der Fischerstraße, oder in den kleinen Gassen in der Nachbarschaft der Königsstraße sehen können.

Die Straßen waren ungepflastert. Der Hohe Steinweg soll zuerst von allen Berliner Straßen gepflastert worden sein und darum seinen Namen empfangen haben.

Das Bett der Spree war viel breiter als heutzutage und erstreckte sich bis zur Ecke der Post- und Heiligengeiststraße. Die rechte Seite der Heiligengeiststraße wurde erst im vierzehnten Jahrhundert erbaut und meist von Tuchmachern bewohnt, die auf der linken Seite ihre Walkplätze und Tuchrahmen hatten.

Ein Arm der Spree floß durch die Heiligegeiststraße und fiel in der Gegend des Wursthofs wieder in das Hauptbett.

Ihren Namen hatte die Straße von dem Hospital und Kirchlein zum heil. Geiſt, zu dem ſie führte. Dieſes Hospital iſt wahrſcheinlich ſchon gegründet worden, als Berlin noch ein Fiſcherdorf war. Die Muſteranſtalt für alle dergleichen Krankenhäuſer war das für deutſche Wallfahrer in Rom geſtiftete Hospital zum heiligen Geiſt im Sachſenlande (di San Spirito in Sassia). Die Ausſätzigen kamen nicht in dieſe Krankenhäuſer, ſondern faſt jeder irgend bedeutende Ort hatte im Mittelalter für dieſe Unglücklichen vor dem Thore ein Haus, das dem heil. Georg geweihet, darum nannte man auch alle Ausſatzhäuſer in dieſen Landen kurzweg Sanct Jürgenſpittel. Berlin hatte auch ſein Jürgenſpittel; nach ihm wurde die heutige Königsſtraße und das erſt 1746 abgebrochene Königsthor an der Königsbrücke, damals Jürgenſtraße und Jürgenthor, genannt. Beide Hospitäler kommen in Urkunden ſeit 1288 vor, beide ſind noch heute, natürlich in Baulichkeiten und Einrichtungen ſehr verändert, vorhanden.

An der Stelle der heutigen Burgſtraße war nichts als Sumpf und Waſſer, höchſtens fanden ſich einige Fiſcherhütten da, wo heute der elegante Kai die prachtvolle Anſicht des Königlichen Schloſſes bietet.

Die Georgs- oder Jürgenſtraße, erſt 1701, als der erſte König von Preußen ſeinen Einzug hielt, Königsſtraße genannt, begann an der Poſtſtraßenecke.

Die Spandauerſtraße führte von der Georgsſtraße nach dem Spandauer Thor; ſie wurde zeitig eine der bedeutendſten Berlin's, weil die Markgrafen von Brandenburg aus dem erlauchten Hauſe Anhalt oft und lange zu Spandau ihren Hof hielten und der Verkehr nach dieſer Richtung hin alſo beſonders lebhaft ſein mußte.

Zwiſchen der Spandauerſtraße und dem Molkenmarkt war ein wüſter Platz, der erſt bebaut wurde, als ſpäterhin das Berliniſche Rathhaus dort erbaut wurde.

Der Molkenmarkt war der älteſte Marktplatz, in der Nähe waren die markgräflichen Mühlen, die oft genug an den Berliner Rath verpfändet wurden; hier war der Verkehr lebhaft und darum der Mühlendamm zeitig angebaut.

In der Nähe war auch die Nicolaikirche mit der Berliniſchen Propſtei, der Nicolaikirchhof und mehrere kleinere Straßen, als: die Eiergaſſe, die

Bollengaſſe, die ihre Namen von den Eiern und Bollen (Provincialismus für Zwiebeln) hatten, die dort an Markttagen feil geboten wurden.

Das Ganze dieſſeits der Jürgenſtraße führte den Geſammtnamen: im Nicolaiviertel.

Die lange Brücke wurde ebenfalls im vierzehnten Jahrhundert angelegt und hieß die lange Brücke, weil ſie die längſte zu Berlin war, allerdings war ſie auch länger als jetzt.

In der Nähe der langen Brücke befand ſich auch das gemeinſchaftliche Berliniſch-Kölniſche Rathhaus; an welcher Stelle es geſtanden, läßt ſich ganz genau nicht beſtimmen, wahrſcheinlich nehmen jetzt Privathäuſer der Poſtſtraße den Raum ein.

Der Theil der jetzigen Königsſtraße an der Poſtſtraße hieß damals: an der langen Brücke im Nicolaiviertel, der gegenüberliegende aber: an der langen Brücke im Heiligengeiſtviertel.

Vom Mühlendamm aus, der Richtung der Spree folgend, lief bis zum Stralauer Thore die Stralauerſtraße, die nächſt der Spandauerſtraße die bedeutendſte Straße Berlin's war, denn Fiſcherei war eine Hauptnahrung der alten Bewohner Berlin's und ihr Verkehr mit dem Fiſcherdorfe Stralau ſehr lebhaft.

Im Krögel (verderbt aus dem wendiſchen Wort „Krewel", d. i. Bucht, welche der Fluß an dieſer Stelle bildet) war die älteſte Stadtbadeſtube Berlin's. Es waren da zwei gewölbte Gemächer, eins für die Männer, das andere für die Frauen.

Hinter der Spandauer- und Stralauerſtraße war im dreizehnten Jahrhundert die Stadt zu Ende, und hier, am Ende der Stadt, erhielten die Juden Erlaubniß, ſich niederzulaſſen; ſo entſtand die Jüdenſtraße. Die Juden hatten hier im großen Jüdenhof ihre erſte Synagoge.

Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurde die Kloſterſtraße angelegt; ſie empfing ihren Namen von dem Grauen Kloſter (Franciscanerkloſter) und war lange Zeit hindurch eigentlich der vornehmſte Stadttheil Berlin's. Außer dem Kloſter waren hier: das hohe Haus, die erſte Reſidenz des Landesherrn in Berlin, die Häuſer oder Höfe der Biſchöfe von Brandenburg und Lebus (die Straße, die gerade dieſen Häuſern gegenüber in die Kloſterſtraße

mündete, erhielt darum den Namen Bischofsstraße), der Kalandshof, und mehrere reiche Familien bauten sich hier stattlich an.

Etwas früher als die Klosterstraße wurde die Gegend um die Marienkirche bebaut, doch scheint der Anbau in dem Marienviertel im Anfang ein etwas spärlicher gewesen zu sein. In den Straßen warrn viele unbebaute Stellen und der Platz um die Kirche weit und theilweise wüste. Der Hof des dritten brandenburgischen Landesbischofs, des Bischofs von Havelberg, lag darauf, gerade der Straße gegenüber, die deshalb Papenstraße genannt wurde. In jenen Zeiten redete man nicht nur den Bischof von Rom, den Papst, sondern alle Bischöfe häufig: „papa!" an, darum Papenstraße.

War der Umfang Berlin's, wie wir sehen, ein sehr geringer, so erscheint Köln fast ganz unbedeutend und ist nicht zu vergessen, daß selbst die Straßen, die wir genannt haben, durchaus nicht durchgängig mit Häusern besetzt waren. Gärten lagen dazwischen, wüste Stellen und Bauplätze mitten in der Stadt, ganze Strecken liefen die Straßen oft zwischen Bretterzäunen, oder auch lebendigen Hecken, hin.

In Köln fanden sich im vierzehnten Jahrhundert eigentlich nur zwei Gebäude von Bedeutung, die Petrikirche und das Kloster der Schwarzen Brüder, das Dominicanerkloster. Die Hauptstraße Köln's hieß nach dem Kloster der Schwarzen Brüder: Brüderstraße.

Von der Breitenstraße war nur die rechte Seite bebaut, die linke war Sumpf; ein tiefer Morast war ganz in der Nähe der Petrikirche, an der Stelle der heutigen Scharrnstraße.

Die Fischerstraße war von Fischern bewohnt und eine der bestangebautesten.

Die Roscherstraße, die jetzt Roßstraße heißt, bestand damals aus wenigen schlechten Hütten.

Die Gertraudtenstraße war ein tiefer Morast, die Grünstraße eine lustige Wiese, der Platz, auf dem jetzt das Schloß liegt, ein wüster Platz, der wieder zu einem Morast führte, der sich weit über die Grenzen des jetzigen Lustgartens hin erstreckte.

Man sieht, war Alt-Berlin reich an wüsten Plätzen, so hatte Alt-Köln einen desto größeren Reichthum an Sumpf und Morast.

So ſah die Stadt aus im vierzehnten Jahrhundert, die jetzt mit Recht eine der prächtigſten Städte der Welt genannt wird.

Wie ſie das geworden iſt, was ſie heute iſt, durch das Wohlwollen der Landesherren, durch die feſte Treue, die ihre Bürger den Landesherren faſt in allen Zeiten bewahrt haben, durch die Klugheit ihrer Obrigkeiten und den raſtlos thätigen Geiſt ihrer Bewohner, das gedenken wir unſern Leſern in unſerm Buche vorzuführen.

# Wie die Städte Berlin und Köln wuchsen, bis zum Erlöschen des Bayrischen Hauses.

Die Geschichte der Entstehung und des Wachsthum's der Städte Berlin und Köln ist eine ganz andere als die der meisten Städte Deutschlands.

Lies't man die Geschichte der Anfänge anderer Städte, so ist's hier ein Kloster, in dessen Frieden sich Leibeigene und Schutzbedürftige ansiedelten, dort ist's eine Ritterburg, unter deren Schutz hörige Leute wohnten, oder es ist eine fürstliche Pfalz, ein königliches Schloß, in dessen Bann die Bewohner des platten Landes sicher zu hausen glaubten; aus solchen Anfängen heraus entwickelten sich die meisten deutschen Städte.

Von alle dem ist in Berlin nichts; kein Kloster, keine Burg, kein Schloß. Berlin und Köln waren und bestanden lange ohne Kloster, Burg und Schloß.

Andere Orte eroberten und erstritten sich mühsam ihre Freiheit, ihre städtische Verfassung, durch die Art ihres Ursprungs dazu gezwungen. Aus Leibeigenen und Hörigen mußten die Einwohner anderer Orte erst freie Männer werden; die Berliner und Kölner waren es von Anfang an, nur Gott unterthan und den Landesherren.

Andere Städte erlangten die Freiheit ihrer Bewohner durch Kauf oder Vergleich, oft nach langem blutigen Kampf von der Grundherrschaft; in Kampf und Streit mußten die grundherrlichen Rechte abgelöset werden und die Verfassungen der Städte entstanden in stetem Kampf mit Bevorrechteten. Nach und nach wurden die Herrenrechte zu Vorrechten, die Vorrechte zu Ehrenrechten herabgedrückt; in Berlin herrschte von Anfang an die Gleichberechtigung aller eingesessenen Bürger.

Die Markgrafen von Brandenburg unterdrückten die Städte und Orte nicht; sie gaben Berlin und Köln aus fürstlicher Machtvollkommenheit die

ſtädtiſche Verfaſſung in den Grundzügen fertig, wie ſie die Städte im deutſchen Reich ſich erkämpft und ausgebildet hatten, da ſchloſſen die beiden Städte jenen Bund der Treue mit den fürſtlichen Askaniern, den ſie gehalten haben bis an's Ende; da wurde in den Bürgern der beiden Städte „jener ſtolze Geiſt der Unterthanentreue“ lebendig, der ſelbſt in ſeiner Verirrung, in dem Abfall zu dem falſchen Waldemar, noch etwas Herzerwärmendes und Edles hatte.

Die beiden Städte hatten keine beſſern Freunde, keine freigebigern Gönner als die Markgrafen von Brandenburg, und die fürſtlichen Ascanier hatten ihre feſteſte Stütze mit in den Städten Berlin und Köln, die in jenen geldarmen Zeiten doch für ihre Markgrafen noch ſtets Gold und oft bedeutende Summen übrig hatten.

Die fürſtlichen Häuſer, die dem edeln Stamm der Ascanier in der Herrſchaft der Marken folgten, erkannten auch wohl an, welch' ein Juwel in ihrer Krone die feſte Treue der Städte Berlin und Köln war, ſie müheten ſich eifrig um ſie und ſuchten ſie zu gewinnen durch Gaben und Freiheiten, aber das bayriſche Haus faßte nicht Fuß in den Herzen der beiden Städte, das Verhältniß gewann die vertrauensvolle Innigkeit des frühern mit den erlauchten Ascaniern nicht.

Die Lützelburger kränkten Berlin und Köln vielfach; der kluge Karl IV. zog ihnen Tangermünde vor, obwohl er ſonſt den Marken ein nützlicher Herrſcher war, aber was er für den Flor des Landes gethan, das ging unter, vorzüglich unter Wenzel von Böhmen, unter Jodocus und Procop von Mähren, unter Kaiſer Sigismund, und als die fürſtlichen Hohenzollern in's Land und an's Regiment kamen, da ſtanden ihnen Berlin und Köln feindlich gegenüber, vielleicht aus Mißtrauen und Politik, aber gewiß auch mit bewogen durch das Gefühl der Unterthanentreue; es war gewiß bei Vielen kein leerer Vorwand, als ſie verlangten, Kaiſer Sigismund ſolle ſie perſönlich loszählen von dem Eide, den ſie ihm zu ſeiner Perſon und Erben geſchworen, erſt danach könnten ſie dem Hohenzoller huldigen.

Die Einigung zwiſchen den Hohenzollern und Berlin war ſchwierig, dornenvoll, ſie koſtete Blut, aber als ſie einmal zu Stande gebracht war, hat ſie nichts mehr zu zerſtören vermocht, ſie hat Jahrhunderte überdauert und in den ſchlimmſten Tagen ſich ſtets am glänzendſten gezeigt.

Im vierzehnten Jahrhundert ſtand an der Spitze des Gemeinweſens von Berlin und Köln ein Collegium von Rathmännern und zwei Bürgermeiſtern. Zwölf Rathmänner waren, acht aus Berlin und vier aus Köln; von dieſen Zwölfen ſchieden alljährlich vier aus und vier Neue wurden gewählt. Dieſe vier Neuen hatten die eigentliche Regierung der Städte, die acht Alten vielleicht nur eine berathende Stimme; daher beginnen die Urkunden immer: „Wir Rathmänner, alte und neue, von Berlin und Köln.“

Die Rechtspflege lag in der Hand eines Schultheißen, der ein markgräflicher Beamter war. Der Schultheiß wurde aber nicht von dem Markgrafen ernannt, ſondern ſie belieben mit dem Amte erblich eine Familie. Ende des vierzehnten Jahrhunderts kauften die Städte das Schultheißenamt von dem letzten Erben an ſich.

In den Schöppenſtuhl gab Berlin vier, Köln drei Schöppen, und es iſt wohl ein Beweis für das Vertrauen der beiden Städte zu einander und für die Naivetät der damaligen Zuſtände, daß die Kölner aus den Bürgern Berlin's die vier Berliniſchen Schöppen und die Berliner aus den Bürgern Köln's die drei Kölniſchen Schöppen wählten. Eine ſolche Einrichtung war nur möglich, wenn wahrer Gemeingeiſt jeden Einzelnen in der Bürgerſchaft in hohem Grade beſeelte.

Die Schöppen verwalteten ihr Amt drei Jahre.

Als Recht galt vor dem Berliner Stuhl das „Magdeburgiſche Recht“, aber wahrſcheinlich wurde noch mehr nach „Gewohnheitsrecht“ geſprochen. Später galt der „Sachſenſpiegel“ und der „Richtſteig“, deſſen fünfzigſtes Capitel eigentlich die alt-brandenburgiſche Proceßordnung war. Appellationen kamen nur ſelten vor und gingen an die „Klinke“, d. h. den Schöppenſtuhl zu Altſtadt Brandenburg.

Nach und nach erwarben die Städte immer größere Freiheiten und einträgliche Rechte und die ſtädtiſchen Politiker jener Zeit ſcheinen im höchſten Grade politiſchen Blick und wahre Weisheit beſeſſen zu haben. Wie Berlin und Köln ihre ſtädtiſche Verfaſſung ohne Kampf, als ein freies Geſchenk der Landesherren, hatten, ſo erlangten ſie ſpäter, auch ohne Kampf, die größeſten Rechte, aber ſie wußten den Fürſten ſo viele gute Dienſte zu erweiſen, ſie traten immer ſo zur rechten Stunde ein, daß die Aſcanier, durch Dankbarkeit

bewogen, viel mehr gaben, als ſie ſich je durch Trotz und Fehden entreißen laſſen hätten.

Das Marktrecht hatten die Städte durch ihre Verfaſſung ſchon, dazu kam früher ſchon das Recht, liegende Gründe für das Gemeinweſen zu erwerben. Dann erſcheinen die Rathmänner gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts plötzlich als ſouveraine Herren in innern Stadtangelegenheiten. Sie geben Gildebriefe aus eigener Machtvollkommenheit und es bedarf der landesherrlichen Beſtätigung nicht.

Man weiß, welche Kämpfe andern Städten dieſe Rechte koſteten!

Den erſten Gildebrief ſtellen die „Rathmänner, alte und neue", im Jahre 1272 den Bäckern aus. Das Bedürfniß der Leibesnahrung und Nothdurft iſt das erſte, darum treten Bäcker zuerſt hervor und treten in eine Gilde, Zunft zuſammen.

Der zweite Berliniſche Gildebrief iſt vom Jahre 1280 und iſt der der Kürſchner. Pelzwerk war in jenen Zeiten der erſte Luxusartikel und ſtärker, weit ſtärker im Gebrauch, als jetzt bei uns.

Im dritten Gildebrief, dem der Schuſter, heißt es ganz kurz, ſie bekämen dieſen Brief „von der Stadt Gnade". Er iſt vom Jahre 1284.

Den vierten Gildebrief, den der Schneider, oder Schroder, ſtellen die Rathmänner im Jahre 1288 aus „in Vollbord, d. i. Vertretung, Vollmacht der Bürgerſchaft" und legen der Gilde die Laſt auf, alljährlich ein halb Pfund Wachs an das Hospital zum heil. Geiſt und imgleichen ein halb Pfund an das Jürgenſpittel zu ſteuern.

Aehnlich lauten die Briefe der Gilden der Tuchmacher von 1295 und der Schlächter von 1311. Solche Freiheiten hatten die Städte Berlin und Köln. Dazu kamen aber bald noch andere.

1280 erhielten ſie den „ewigen Pfennig", d. h. die Markgrafen befahlen, „um das Vermögen der Städte zu verbeſſern", daß die Münze alljährlich 10 Pfund brandenburgiſche Währung an die Stadtkammer abgeben ſolle.

Aber nicht blos ſolche Geſchenke machten die Markgrafen den Städten, ſie ſchenkten auch liegende Gründe, wie 1289 das Vorwerk Wedding.

1289 erhielten die Städte das Niederlagsrecht, d. i. das Recht, von Speditionswaaren, die in Berlin oder Köln lagerten, Zoll zu erheben, im ſelben Jahre den Budenzoll und den Zoll auf Schiffe und Floßholz.

Als die Ascanier ausgestorben waren, wußte der Rath der Städte die Umstände mit außerordentlicher Geschicklichkeit zu benutzen und dem verhaßten Sachsenherzog Rudolph stets neue Bewilligungen zu entlocken. So erhielten die Städte 1319 das Münzrecht.

Ein vornehmer Märkischer von Adel, Herr Otto von Buch, war der erste Münzmeister der Städte. Man prägte in Berlin zuerst Bracteaten, dünne Münzen, auch Hohlpfennige und Blechpfennige genannt, die das Gepräge nur auf einer Seite hatten. Es gingen deren sechszehn auf ein Loth. Dann prägte man Denare, Pfennige, die nach Pfunden berechnet wurden, und Finkenaugen, deren sechs und dreißig auf einen Gulden gingen. Unter den Markgrafen aus dem bayrischen Hause kamen dazu noch halbe oder Scherpfennige und Prager Groschen, deren vier und sechszig eine Mark machten.

Von Herzog Rudolph von Sachsen-Wittenberg erlangten die Städte auch, daß Keiner ihrer Bürger vor einen fremden Gerichtshof gestellt werden durfte. Derselbe Herzog verbot auch allen markgräflichen Vasallen, Handel oder Gewerbe, den Bürgern der Stadt zum Nachtheil, zu betreiben.

Die Städte erhielten weiter das Recht, ihr Korn überall hin zu verfahren und zu Wasser zu verschiffen, und in den Dörfern in der Umgegend Berlin's ward es, zum Besten der Brauer Berlin's, streng verboten, Bier zu brauen. Endlich wurden auch die Bürger beider Städte von Kriegsdiensten aller Art befreit.

Durch solche Begünstigungen nahm natürlich der Wohlstand der Städte außerordentlich zu und ihre Einnahmen waren so bedeutend und die städtische Finanzwirthschaft so trefflich, daß trotz der „herrenlosen" und traurigen Zeit, trotz der seit dreißig Jahren nicht endenden Fehden aller Art in der Mark, im Jahre 1350 die Städte im Stande waren, dem Markgrafen, Churfürsten Ludwig dem Aeltern, aus dem Hause Bayern, die für jene Zeiten sehr bedeutende Summe von Eintausendeinhundertundfunfzig Mark Silber vorzustrecken.

Der Markgraf Ludwig der Aeltere versetzte für diese Summe bei ihnen seine beiden Mühlen am Mühlendamm, die Orbede (Urbede, Grundzins) und sämmtliche Juden in der Judenstraße.

Die Markgrafen Ludwig der Römer und Otto der Faule lösten nachgehends diese drei Pfänder wieder ein, namentlich um die Juden stärker

auszupreſſen, die ſehr wohlhabend wurden, obwohl die Rathmänner keineswegs milde mit ihnen verfuhren, ſondern ihnen Schutzgelder und Zinſen, Leibzölle und Frohnden genug aufbürdeten, namentlich aber von ihnen verlangten, daß ſie einſtweilen die Strafgelder vorauszahlten, mit denen andere Bürger im Rückſtande blieben. Doch wurde die Berliniſche Judenſchaft um dieſe Zeit ſehr wohlhabend; die Rathmänner ſchonten dieſe, goldene Eier legende, Henne doch etwas, die Markgrafen dagegen nahmen ihr die Eier, riſſen ihr die Federn bis auf's letzte Fläumchen aus und warfen ſie in den Koth; da bedurfte es denn freilich einiger Zeit, ehe ſie ſich wieder erholte.

Verhaßt und verachtet waren die Juden damals in hohem Grade, und will man auch nicht all' die Albernheiten glauben, welche die Chroniken von ihnen erzählen, ſo mag doch Vieles wahr ſein von den Beſchuldigungen; die Juden hätten keine Menſchen ſein müſſen, wenn ſie nicht den Haß und die Verachtung der Chriſten gegen ſie, ihrerſeits durch Haß und Verachtung vergolten hätten. Man vergeſſe nicht, daß das moſaiſche Geſetz ſagt: Auge um Auge, Zahn um Zahn. Auch das Schlachten von Chriſtenkindern zu magiſchen Operationen, Zaubereien u. ſ. w. wird jetzt von den Juden und ihren Freunden hartnäckig in Abrede geſtellt, aber die Zeit war abergläubiſch — wie viele chriſtliche Gelehrte, Aſtrologen und Magiker hielten Kinder- oder Jungfrauenblut für nothwendig zu manchen Operationen! ſollten die Juden allein frei von ſolchem Aberglauben geweſen ſein? gewiß nicht. Im Durchſchnitt waren die Juden damals gebildeter, als das chriſtliche Volk und reicher, das erklärt Vieles in dem beiderſeitigen Verhältniſſe.

# Die älteste Berlinische Polizeiordnung

ist aus dem Jahre 1335 und lautet:

Wir Rathmänner, alte und neue, von Berlin und Köln thun kund durch diesen Brief, daß wir in unserm Rathe einmüthig übereingekommen sind, wie die folgenden Punkte sollen Jahr aus Jahr ein gehalten werden. Zum Ersten wollen wir, daß weder Frauen noch Jungfrauen an Armspangen oder Geschmeide mehr tragen sollen, als eine halb Mark werth ist. Auch seine Perlen sollen sie nicht mehr tragen, als eine halbe Mark werth. Ferner sollen weder Frauen noch Jungfrauen goldduchwirkte Tücher tragen; auch soll keine Jungfrau goldene Reifen oder Kränze tragen, die mehr kosten als eine Mark. Ferner befehlen wir, daß weder Frauen noch Jungfrauen Zobelpelz und Besatz auf ihren Kleidern und Mänteln tragen. Ferner wollen wir, daß Keiner, bei seinem Bürgereide, er sei Mann oder Frau, bei Hochzeiten mehr Schüsseln aufsetzt auf seinen Tisch, denn vierzig; den Drosten (wahrscheinlich hießen so die Ehrengäste) soll man nicht mehr geben, als zehn Schüsseln. Die Spielleute dürfen nicht mehr, als drei Schüsseln erhalten. Nicht mehr, als fünf Gerichte soll man den Gästen bei einer Hochzeit geben, und nicht mehr, als zwei Leute sollen zu einer Schüssel geladen werden. (Also durfte man achtzig Personen zu den vierzig Schüsseln laden, aber in den vierzig Schüsseln waren nur fünf Gerichte.)

Ferner wollen wir auch, daß die Jungfrau, die dem Manne gegeben wird, oder die Wittwe, die sich wieder verheirathet, das behalten soll, was man ihr schenkt und es nicht wieder herausgeben soll. (Der Freigebigkeit bei Hochzeitgeschenken wurde also keine Schranke gesetzt.) Ferner, wenn eine Frau ihren ersten Kirchgang thut nach ihrer Niederkunft, so soll sie nicht mehr

Frauen laden, als zu drei Schüſſeln, und ſoll ſie dabei Niemand beſchenken. Ferner wollen wir, daß Niemand Schänken halte und Bier ſchänke nach dem Läuten der letzten Betglocke. Wo das geſchieht, ſollen Wirth und Gäſte gepfändet werden. Nach dem letzten Läuten ſoll auch Niemand mehr auf der Straße tanzen, weder Männer noch Frauen. Ferner ſoll Niemand höher kegeln oder würfeln, als um 5 Schillinge. Endlich wollen wir auch, daß wenn Einer eine Frau oder Jungfrau zur Ehe nimmt von außerhalb und dieſe groß Geſchmeide brächte in unſere Städte, ſo ſoll ſie es tragen dürfen einen Monat lang, das iſt vier Wochen, und nicht länger. Und diejenigen, die dieſe Statuten brechen, die ſollen an die Rathmänner bezahlen zehn Mark, und die, die etwa durch Fürbitte ſolche Strafe hindern wollen, die ſollen eben ſo viel bezahlen. Actum et datum Sabbatho infra octavam, pace nostrarum Civitatum sub sigillis. Anno Domini M° CCC° trigesimo quinto.

# Die Dänen vor Berlin.

(Hiſtoriſche Novelle.)

## I.

Zehn oder zwölf waren es nur, aber ausbündig wackere Geſellen, Kalandsbrüder und Mitglieder der Elendsgilde, die ſaßen in anſtändiger Heiterkeit zuſammen in dem kleinen Trinkſtüblein im großen Kalandshof zu Berlin. Sie beſprachen ſich ernſthaft über die Noth der Zeit und über den traurigen Verfall, in den das gute Land Brandenburg ſo elend hineingerathen ſei, ſeit dem Tode des großen Waldemar.

Sie konnten nicht genug Rühmliches ſagen über den Markgrafen Waldemar, wie denn die askaniſchen Fürſten von je beſonders hoch geſtanden haben in der Gunſt und der Achtung der Berliner.

Wie ſie ſo noch hin- und herredeten, da zog der alte Kalandsherr, der hochwürdige Dechant Tyle Lüdecke ein feines Pergamentſtreiflein hervor aus ſeinem Gürtel und ſprach mit lauter Stimme: „Ich habe den großen Waldemar ſelbſt noch gekannt, lieben Brüder, wißt ihr; habe manch' eine Weiſe auf ihn gedichtet und hat er mir manch' ehrlichen Dank dafür ertheilt; laß't euch ein Lied in Reimen mittheilen, ſo ich auf dieſes großen Fürſten Abſterben gedichtet."

Das waren Alle ſehr wohl zufrieden, der Dechant aber nahm ſeinen Pergamentſtreif und las wie folgt:

So wie ich ſinge, ſo iſt es geweſ't:
Waldemarus valde amarus est! —
Das iſt märkiſches Latein;
Könnte gar nicht beſſer ſein,
Denn ein Jeder wohl verſteht,
Wie's gemeinet der Poet.

War nicht bitter Waldemar,
Als mit ſeiner Märker Schaar
Er gebau'n das wüſte Loch
In den ſtolzen Danebrog?

Sprech't, ihr Herr'n von Mecklenburg,
Als Er brach bei Werle durch,
Schrie't ob Waldemar ihr nicht
Zeter, und zwar bitterlich?

Auch der Pole bitter klagt,
Daß ihn Waldemar verjagt
Und für Danzig nur den Quark
Fordert von zehntauſend Mark!

Friedrich dann, der Meißner Graf,
Bitter Waldemar ihn traf;
Mußte ein Gefang'ner ſein,
Weil er fiel in Zauche ein.
Löſ'te ſich mit ſchwerem Geld,
Wie's Herrn Waldemar gefällt;
Gab die Niederlauſitz d'ran —
Ei! das kam ihm bitter an!

Darum heiß't zu dieſer Friſt
Wald'mar, was ſehr bitter iſt;
Das iſt märkiſches Latein;
Könnte gar nicht beſſer ſein,
Weil ein Jeder gleich verſteht,
Wie's gemeinet der Poet.

Doch bei Lichte angeſeh'n,
Muß Poëta auch geſteh'n:
Waldemar zu and'rer Friſt
Hieß, was gar nicht bitter iſt;
Wahrlich es nicht bitter war,
Daß der große Waldemar
Mit der ſtarken Herrſcherhand
Hielt das Brandenburger Land,
Und's als köſtlichſtes Geſtein
Satz't in Deutſchlands Krone ein,
Daß zu nie geahntem Flor
Er 's Gewerbe hub empor
Und mit hoher Geiſteskraft
Fördert Kunſt und Wiſſenſchaft:
Daß Er ließ die Städte blüh'n,
An den Ufern Weinlaub grün,
Und in ſeines Lorbeer's Glanz
Schlang des Frieden's Palmenkranz.

Und nun uns Poeten gar
Däucht nicht bitter Waldemar,
Der da ſpricht, daß Pegaſus
Güld'nen Hafer freſſen muß.
Gülden lohnte manch' Gedicht —
Ei! das war ſo bitter nicht!

Laſſ't uns machen nun den Schluß,
Dieweil Alles enden muß.
Ach! durch Waldemari Tod
Kamen wir in bitt're Noth!
Keiner ſagt, daß Pegaſus
Güld'nen Hafer freſſen muß.
Selbſt das Silber macht ſich rar,
Seit uns ſtarb Herr Waldemar.
Darum währ't es gar nicht lang,
Fehlt dem Lied der Silberklang,
Wie dem ganzen märk'ſchen Land
Fehlet ſeine Herrſcherhand.
Ach! der Tod macht's wieder wahr,
Das ſehr bitter, Waldemar.
Iſt nicht mehr, wie es einſt geweſ't,
Wald'marus valde amarus est!
Das iſt märkiſches Latein,
Könnte auch noch ſchlechter ſein.
Alle Herrlichkeit vergeh't!
Alſo klaget der Poët."

„Und wir klagen mit euch um den großen Waldemar", rief ein feiner blaſſer Geſell feurig, „wenn wir's auch nicht vermögen, unſern Schmerz und unſere Trauer um den Helden in ſo zierlichen Reimen an's Licht zu ſtellen!"

„Seid bedankt, Herr Dechant", ſprach ernſt ein ehrſamer Aeltermann und Zunftmeiſter, der in großem Anſehn unter den Kalandsbrüdern ſtand und eine große Stütze der Herren vom Kaland war „hab' recht an jene glückſeligen Zeiten denken müſſen bei euren Reimen, die ſo glatt eingehen wie Honigſeim; ſo wird's nicht wieder im Brandenburger Land, lieben Brüder, wie's dazumal war. Das waren noch Zeiten, wo man ſich ſehen laſſen konnte vor den Leuten als ein Brandenburger. Gott ſegne Herrn Waldemar's Gedächtniß; das war ein Herr, der hatte ein Herz für die Leute, das macht, er war ein Brandenburger, wie wir Alle. Damals klagte Keiner: die Geiſtlichkeit nicht, denn wo gab's einen Herrn, der ſo viel für Kirchen und Klöſter that, wie Herr Waldemar? die Ritterſchaft nicht, denn wo gab's einen

Ritter, der es Herrn Waldemar hätte gleichthun können? die Kriegsleute im Allgemeinen nicht, denn er war ihr Abgott; die Städte nicht, denn er half ihnen auf, er brachte sie zu Flor, er war hier bei uns in Berlin wie zu Hause. Ja, das waren andere Zeiten! aber seit achtundzwanzig Jahren geht Alles abwärts in diesen unglückseligen, schwer heimgesuchten Landen. Der Mecklenburger Albrecht bietet uns trotz in's Angesicht und streift bis in's Herz des Landes, die Pommernherzöge spotten über uns, seit sie den fremden Mann, der sich einen Markgrafen in Brandenburg schelten läßt, so blutig geschlagen am Kremmer Damme*), wo vierhundert gekrönte Helme das Feld bedeckten. Das will ein Fürst sein, der sich in seinem eigenen Lande nicht einmal der Stellmeiser**) erwehren kann. Ach, wenn unser Markgraf, wenn der große Waldemar auferstände von den Todten und in sein Brandenburg käme, er grämte sich nun zu Tode!"

„Nein," schrie der feurige Junkherr Blankenfelde, „er brächte die fremden Dränger und Quäler zu Tode, das ist seine Art!"

Da erhub sich plötzlich ein stattlicher Priester, der bis dahin still gesessen und sprach halb flüsternd und doch Allen vernehmbar: „Und wenn nun unser rechter Herr, der Markgraf Waldemar, nicht gestorben wäre? wenn er heute wiederkehrte in seine Lande?"

Die Männer schauten betroffen auf.

„Laßt den todten Herrn ruhen, er schläft den Schlaf der Gerechten bei seinen Vätern in Chorin!" sprach der Altmeister Andreas Koberwein ernst.

Ein Anderer aber nickte und flüsterte seinem Nachbar zu: „auf dem Lande ist schon seit einiger Zeit ein seltsam Gerede über den Markgrafen Waldemar!"

„Sprech't, Brüder, sprech't, was ist das für ein Gerede!" rief Blankenfelde hastig.

*) Markgraf Ludwig der Aeltere wurde 1331 zwischen Kremmen und Pierraden, am Kremmer Damme, von Herzog Barnim IV. von Pommern total geschlagen, vierhundert Edelleute blieben auf dem Platze. Pommern errang durch diesen Sieg die Lehnsunabhängigkeit von Brandenburg und seine Herzöge wurden Reichsfürsten. Doch wahrte sich Brandenburg die Erbnachfolge.

**) Stellmeiser wurden die großen Räuberbanden genannt, die eine furchtbare Landplage dieser Lande, eigentlich erst von den Hohenzollern ganz ausgerottet wurden. Der Name soll aus „stehlen und mausen" zusammengesetzt sein, also eigentlich Stehlmäuser.

„Nun", meinte der Angeredete zögernd und vorsichtig, „der geistliche Herr wird schon mehr wissen; ich weiß nur, daß sie auf dem Lande sagen, der Markgraf Waldemar lebe noch, und sind ihrer Etliche, die's beschwören wollen, daß sie den Markgrafen Waldemar leibhaftig gesehen haben, da und dort, als einen Pilger verkleidet, und meinen, er spähe umher und werde nächstens auftreten mit großer Macht und Herrlichkeit und die Marken befreien!"

Noch Einer der Kalandsbrüder hatte gleiche Kunde erfahren auf einer Reise.

Jetzt stand der stattliche Priester, der sich zuvor still wieder niedergesetzt hatte, abermals auf und fragte noch bedeutsamer als vorher: „und wenn nun unser rechter Herr, der Markgraf Waldemar, heute wiederkehrte in seine Lande, wessen hätte er sich zu versehen von den Männern zu Berlin und Köln?"

Das Auge des Priesters überflog mit einem Blick die Gesichter der Anwesenden, auf denen sich das höchste Erstaunen zeigte, aber es sprach Keiner ein Wort.

Als aber der Priester seine Frage nochmals wiederholte, da wollten ihrer Viele zugleich sprechen, da sie indeß sahen, daß der ehrenfeste, alte Gildemeister reden wollte, da gaben sie dem Alter die Ehre und schwiegen erwartungsvoll.

Der Alte aber sagte beinahe mürrisch und mit dem verhaltenen märkischen Trotze, der dem Berliner besonders eigen ist: „was wollt Ihr uns in Versuchung führen? es nützt nichts, davon zu sprechen; der fremde Mann ist unser Markgraf, er hat unsern Eid!"

Das Wort war bestimmend für die Anwesenden: „er hat unsern Eid", sprachen sie nach und nickten beifällig.

Nur der Blankenfelde nickte nicht Beifall, sondern sah mit seinen großen dunkeln Augen den Priester durchbohrend an und flammenhell zog eine Röthe über sein bleiches Angesicht, als der Priester seine Stimme erhob und kalt erklärte: „Er hat unsern Eid gehabt! denn sehet hier," und damit reichte er ein Pergament dem Dechanten hin.

„Was ist das? ist's! sprech't!" riefen die Männer durch einander.

„Es ist die Bannbulle *) des heiligen Vaters in Rom gegen den Kaiser

*) Die Bannbulle ist vom Papst Clemens VI. und datirt vom 13. April 1346.

und gegen den Markgrafen und ihr ganzes Haus!" ſagte der Dechant nach einem Blick auf das Pergament.

Die Geſichter der Männer blieben ſtill, nur der Blankenfelde ſtieß einen halbunterdrückten Freudenruf aus.

„Soll ich die Bulle leſen?" fragte der Dechant.

Auf die Bejahung las er dies lange Schriftſtück, das zuerſt eine Aufzählung der Verbrechen des bayriſchen Hauſes enthielt, dann den Kaiſer Ludwig den Bayer und ſeine Söhne für unfähig erklärte, Länder und Völker zu beherrſchen, und endlich mit dem eigentlichen Bannfluch ſchloß, den der Dechant mit erhobener Stimme las, wie folgt: „Gottes Allmacht ſoll Ludwig's Trotz und Hochmuth dämpfen durch die Kraft ihres rechten Armes, ihn niederwerfen und den Händen ſeiner Feinde übergeben. Sein Eingang ſei verflucht, ſein Ausgang ſei vermaledeiet! der Herr ſchlage ihn mit Narrheit und mit Blindheit, der Herr verzehre ihn durch ſeinen Blitz. Der Zorn Gottes und der heiligen Apoſtel Petri und Pauli entzünde ſich über ihn in dieſer und in jener Welt. Die ganze Erde waffne ſich gegen ihn. Der Abgrund thue ſich auf und verſchlinge ihn lebendig. Sein Name bleibe nicht über ein einziges Glied und ſein Andenken erlöſche unter den Menſchen. Alle Elemente ſollen gegen ihn ſein. Sein Haus ſei wüſte, ſeine Kinder ſollen aus ihren Wohnungen vertrieben werden und von der Hand des Feindes ſterben unter ihres Vaters Augen. Er ſei verflucht, vermaledeit in Ewigkeit!"

Als der Dechant alſo geleſen, ſprach der Blankenfelde laut und hart: „Gott iſt gerecht!"

Die Bürger blickten einander an, als wollten ſie ſagen: „ihn können wir nicht tadeln, denn er hat Urſache vollauf, ſo zu ſprechen!" ſie ſelbſt aber waren herzlich wenig erſchüttert durch den Bannfluch. Die märkiſchen Männer hatten nicht vergeſſen, daß ſie mit ihrem Markgrafen aus dem ascaniſchen Hauſe früher ein Mal im Banne geweſen, ſie fürchteten den Zorn des Papſtes wenig, ſie wußten, daß der Bannfluch nur wirkſam war, wenn Fürſten und Völker uneinig unter ſich waren. Raſch aber begriffen ſie, welche furchtbare Waffe der Bannfluch war gegen den Markgrafen Ludwig, der das Herz keines Mannes für ſich hatte in dem Brandenburger Lande. Durch die Bulle des Papſtes waren ſie ihres Eides gegen den Markgrafen quitt, ſo ſie deſſen quitt ſein wollten. Dagegen aber ſträubte ſich das kieſelharte märkiſche

Rechtsgefühl und dem gab der alte Gildemeiſter alsbald Worte, indem er ſprach: „ich ſehe wohl, daß uns der heilige Vater unſeres Eides entläßt, aber ich bin ein einfältiger Mann und darum halte ich mich in meinem Gewiſſen doch gebunden, trotz der Bulle; der Markgraf Ludwig, er iſt ein fremder Mann auf dieſem Lande und Gott weiß, daß ich ihn nicht liebe, aber er hat meinen Eid!“

„Und den meinen, und den meinen auch!“ ſprachen die Andern.

Nur Blankenfelde ſchwieg und ſah angſtvoll auf den Prieſter, der dem feurigen Manne einen tröſtenden Blick zuwarf und dann den alten Mann alſo anredete: „Bruder, du haſt einſt dem Markgrafen Waldemar geſchworen, wer hat deinen Eid gelöſt?“

„Der Tod!“ entgegnete der ehrenfeſte Bürger einfach.

„Nun aber“, fuhr der Prieſter triumphirend fort, „ich ſage dir, der Tod hat deinen Eid nicht gelöſt, denn der Markgraf Waldemar lebt!“

Hatte man nun auch zu Berlin, wie wir geſehen, Kunde von den dunkeln Gerüchten, die ſeit Menden durch's Land gingen, daß Markgraf Waldemar noch leben ſolle, daß er geſehen worden ſein ſolle, bald dort, bald hier, als ein Pilger — hatten ſolche Gerüchte auch nicht verfehlen können, das ohnehin glänzende Andenken des ruhmreichen Askaniers aufzufriſchen im Gedächtniſſe des Volkes, ſo hatte man in den Städten es doch meiſt nur als frommen Wunſch der beſonders geplagten Bewohner des platten Landes paſſiren laſſen, und nun ſtand vor dieſen Bürgern Berlin's, deren Herzen mit der heißeſten Liebe an dem Markgrafen Waldemar hingen, plötzlich ein Prieſter, der laut und feſt zu ihnen ſprach: „Markgraf Waldemar lebt!“

Als die Bewegungen des erſten Erſtaunens vorüber waren, da nahm der Prieſter wieder das Wort und ſprach: „ich war bei unſern Brüdern in Magdeburg und wurde mit den Kalandesherren dort, am Mittwoch ſind es acht Tage geweſen, auf den Erzbiſchöflichen Hof beſchieden, ein Gaſt zu ſein an der Tafel des hochwürdigſten Herrn Erzbiſchofs Otto. Es ging gar ſtattlich zu an der Tafel und ſtand viel Volks an den Thüren, uns ſpeiſen zu ſehen und eine Mahlzeit oder Gabe zu empfangen von dem Uebrigbleibenden. An der einen Thür aber bemerkte der Herr Erzbiſchof einen Pilger aus dem gelobten Lande, den er erkannte an den Muſcheln an ſeinem Hute, geſammelt am Strande von Askalon. Dem Pilger wollte der Erzbiſchof eine Ehre er-

weiſen und ſendete ihm einen Ehrentrunk in ſeinem eigenen Becher. Der Pilger trank, gab den Becher zurück und entfernte ſich, nachdem er ſich tief verneigt hatte. Als aber der Diener mit dem Becher des Erzbiſchofs zu dem Schwenkkeſſel trat und ihn ausſpülen wollte, da rief er überlaut: „Jeſus Maria, was iſt das?“ Der Erzbiſchof und Alle, ſo mit ihm an der Tafel ſaßen, wendeten ſich um nach dem Diener, der aber reichte ſeinem Herrn alsbald einen Ring, den er auf dem Boden des Bechers gefunden, daraus der Pilger getrunken.

Ich ſtand zu weit, um den Ring ſehen zu können, aber ich bemerkte wohl, daß der Erzbiſchof ſich verfärbte, als er den Ring aufmerkſam betrachtete und dann faſt athemlos rief: „den Pilger, bringt mir den Pilger!“ und zu dem Dechanten, der bei ihm, hörte ich ihn ſagen: „das iſt der Siegelring meines ſeligen Vetters und Freundes, des großen Waldemar von Brandenburg; was ſoll uns das bedeuten?“

Wir wurden nun Alle entlaſſen, aber vernahmen desſelbigen Tages noch, daß die erzbiſchöflichen Diener den Pilger gefunden hatten im Dome betend, und daß der Erzbiſchof Reitende geſchickt habe an den Herzog von Sachſen in Wittenberg, an die Grafen zu Anhalt und noch viele andere Fürſten und Große.

Der Pilger war im geheimſten Cloſet des Erzbiſchofs und blieb auch die Nacht über im Paliaſt, was uns ganz ſeltſam bedünken wollte, bis wir am andern Morgen erfuhren, was ſich begeben hatte. Meine Brüder, ich glaubte an jenem Morgen ein Mährchen zu vernehmen, als man mir ſagte: der Pilger an der Thür ſei Niemand anders geweſen, als Markgraf Waldemar der Große von Brandenburg, mein theurer, ſeit achtundzwanzig Jahren als todt beweinter, Herr und Fürſt.

Ich glaubte nicht, was man mir ſagte und rief: es iſt unmöglich; denn hätte Herr Waldemar noch gelebt, er wäre längſt gekommen und hätte den ſchmachvollen Ruin ſeines Landes aufgehalten und ſeine Feinde vernichtet; da antwortete man mir: Markgraf Waldemar habe, von Gewiſſensbiſſen über ſeine Vermählung mit ſeiner nahen Verwandtin, der Markgräfin Agnes, gequält, beſchloſſen, nach Jeruſalem zu gehen und dort an der Stelle, da unſer Herr gewandelt und gelitten, ſein Leben in Buße und Reue zu verbringen. Mit Hülfe eines alten treuen Dieners habe er das auch in's Werk gerichtet,

einen eben Verſtorbenen an ſeiner ſtatt in Chorin begraben laſſen und ſei dann nach Jeruſalem entwichen. Dort habe er in tiefſter Abgeſchiedenheit gelebt, Jahre hindurch nur mit ſeinem Seelenheil beſchäftigt, bis endlich die Trauerkunde zu ihm gedrungen von dem Elend ſeiner Brandenburger, von dem Verderben ſeiner blühenden Lande, und da habe es ihm denn nicht Ruhe und nicht Raſt gelaſſen und er ſei zurückgekehrt, nicht um wieder Fürſt zu werden, ſondern nur, um Brandenburg zu befreien von ſeinen Drängern und Feinden und es dann ſeinen rechtmäßigen Erben, ſeinen Vettern von Anhalt, zu übergeben. Danach, lieben Brüder, habe ich am ſelbigen Tage Herrn Waldemar, meinen, unſern Markgrafen, ſelbſt geſehen. Ich und andere Märkiſche, die gerade anweſend waren zu Magdeburg, wir wurden zu ihm entboten. Wir ſtanden Alle in einem Saal und waren zwei von Adel unter uns, zwei alte Herren von der Marwitz, die den Markgrafen Waldemar bei Lebzeiten oft und viel geſehen; die ſchwuren Stein und Bein, der Pilger ſei ihr Markgraf nicht, ihr Markgraf liege begraben bei ſeinen Vätern in Chorin und ein ungeheurer Betrug werde ausgeſponnen, und die meiſten von uns waren gleicher Meinung. Da öffneten ſich die Thüren und Hand in Hand mit Erzbiſchof Otto trat Markgraf Waldemar in den Saal; lieben Brüder! alle Zweifel ſchwanden; Er war es, alt geworden freilich war er, aber ich hatte ihn geſehen, da ich noch ein Knabe war, ich hatte den ſtolzen und doch ſo freundlichen Blick nicht vergeſſen und als er uns näher trat, da erkannte er die beiden alten Herren von der Marwitz gleich und rief mit der, allen Märkern bekannten, hellen Stimme: „Gott zum Gruß, mein lieber Jürgen Marwitz, gieb mir deine Hand und du auch, mein wackrer Rüdiger!“ Da ſanken die beiden alten Edelleute ihrem rechten Herrn zu Füßen und weinten dann heiße Thränen in ſeinen Armen. Brüder, Markgraf Waldemar lebt; hoch lebe Markgraf Waldemar!“

„Hoch lebe Markgraf Waldemar!“ riefen die Bürger und die Prieſter, nur der alte Gildemeiſter ſchüttelte den weißen Kopf und murmelte: „was werde ich noch erleben müſſen!“

Eilend entfernten ſich die Bürger nun, um die wunderbare Kunde, die ihnen eben geworden, weiter zu verbreiten. Sie trafen auf viele gläubige Gemüther; der Menſch glaubt ſo gern, was er wünſcht. — Die Kalandsherren blieben mit dem fremden Prieſter noch lange in eifrigem Geſpräche.

## II.

Die von Blankenfelde waren ein edles, rittermäßiges Geschlecht, wohlbegütert und seit Beginn vielleicht der Städte Berlin und Köln darin angesessen und hoch angesehen. Mancher vom Geschlecht derer von Blankenfelde vereinigte die Ritterwürde mit der eines Bürgermeisters von Berlin und Köln.

Seit dem dreizehnten Jahrhundert hatten die Blankenfelde ihren Sitz in dem stattlichen Hause auf der Spandauerstraße, das noch Jahrhunderte lang ein Besitzthum der Familie geblieben, freilich sehr verändert, umgebaut und vergrößert. Im Jahre 1348 war es ein einstöckiges Haus mit einem stattlichen, nach der Straße zugewendeten, Giebel und fünf Fenstern in der Breite.

Auch so gehörte es zu den größesten und stattlichsten Häusern des damaligen Berlin.

In dieses Haus trat Herr Albrecht, den sie den Junkherrn von Blankenfelde nannten, nicht, als ob er noch allzu jung gewesen, sondern weil sein Oheim noch lebte, das Haupt der Familie, der Ritter von Blankenfelde, der mehremals Bürgermeister von Berlin gewesen war und als ein sehr staatskluger Herr und geschickter Unterhändler zu den vertrautesten Räthen Waldemar des Großen gehört und es immer mit den Verwandten Waldemar's, den anhaltinischen Grafen Albrecht und Waldemar und dem Sachsenherzoge Rudolph in Wittenberg gehalten hatte.

Den geschickten Unterhandlungen des Ritter's von Blankenfelde insbesondere verdanken die Städte Berlin und Köln die zahlreichen und hoch-

wichtigen Freiheiten und Privilegien, die der Herzog von Wittenberg diesen beiden Städten, die ihn bis auf den Tod haßten, verliehen. Der Haß der Berliner und Kölner aber, der war es eben, dessen sich der kluge Blankenfelde bediente, um dem Herzoge immer mehr abzupressen, indem er ihm stets die Nothwendigkeit zeigte, die Berliner und Kölner für seine Sache zu gewinnen, obgleich er wohl wußte, daß der trotzige märkische Sinn nicht durch Geschenke zu beugen war und obgleich er überdem das Seine that, den Haß seiner Städte gegen den Herzog nicht einschlummern zu lassen.

Der Junkherr von Blankenfelde trat in das Gemach, das zu ebener Erde seine Wohnung bildete und durch eine kleine Lampe spärlich erleuchtet war. Es war ein wüster, trauriger Aufenthalt.

Die Wände waren einst mit Tuch behängt gewesen, jetzt hingen diese Tücher in Fetzen nieder, verstaubt halb und vermodert, der Fußboden war rauher Estrich und die Balken, welche die Decke trugen, waren unverkleidet und unverziert. Die beiden kleinen Fenster waren durch feste Eichenholzbretter geblendet. Der Geräthe zur Bequemlichkeit waren wenige: ein großer plumper Tisch, ein paar rohe Bänke und eine grob gezimmerte Bettstatt, die den größten Theil des Gemach's einnahm, in der aber nur ein Bärenfell und ein großer Tuchmantel über einem Bund Strohe lagen.

Auf dem Tische sah man ein Crucifix, kunstreich in Holz geschnitzt, daneben breitklingige Schwerter und Dolche, wunderschöne Waffen aller Art und einige Kannen und Becher von schwerem Silber, in trefflicher, getriebener Arbeit.

Schöne Kirchengeräthe, prachtvolle Waffen, kunstreiche Trinkgeschirre, das war der Luxus jener Zeiten, der Bequemlichkeit aber ward dazumal noch gar wenig Rechnung getragen in den Marken.

Herr Albrecht von Blankenfelde schloß die Thür hinter sich mit einem schweren Riegel, dann rückte er das Crucifix an den Rand des Tisches, kniete nieder und dann begann er zu beten, ganz mit dem frommen Eifer und der verzückten Inbrunst seiner kirchlichen Zeit. Sein Gebet dauerte lange, als er aber sich erhob und das letzte: Ave Maria! gesprochen hatte, da leuchtete sein blasses Antlitz in hoher Röthe und die dunkeln, sprühenden Augen, die sonst so unheimlich in ihren tiefen Höhlen funkelten, hatten einen

milden, ſanften Glanz. Der Junkherr ſtützte ſich mit der Hand auf dem Tiſch und ſchien zu lauſchen.

In der That vernahm er ein leiſes Geräuſch über ſich — es klang, als ob ein ſchwerer Körper langſam hingeſchleift würde über den Fußboden des oberen Gemachs.

„Oh Gott, o Gott! erbarme dich der Unglücklichen!“ flüſterte der Junkherr ſchmerzbewegt vor ſich hin, ſeine Augen füllten ſich mit Thränen und ſie liefen an der blaſſen Wange hinunter heiß und der bleiche Mann begann zu weinen und zu ſchluchzen wie ein Kind. Lange dauerte es, ehe der Junkherr ſich wieder faßte, das unheimliche Geräuſch über ihm aber dauerte fort.

Er ſchien unentſchloſſen zu ſein, bewegt ſchritt er auf und ab, bald trocknete er den Schweiß von ſeiner Stirn, bald wiſchte er die Thränen aus ſeinen Augen, aber er ſagte nichts, als: „Gott erbarme dich ihrer!“

Plötzlich nahm er den Mantel von der Bettſtatt, hüllte ſich hinein, indem er die Kapuze über den Kopf ſchlug, und verließ ſo geräuſchlos als möglich Gemach und Haus.

Der Junkherr ging nur etwa dreißig Schritte in der ſtillen Straße aufwärts, dann klopfte er mit dem eiſernen Ring heftig an die Thür eines kleinen Hauſes.

In dem ſtillen, behaglich erwärmten, Hinterzimmer dieſes Hauſes ſitzen auf hochlehnigen Stühlen zwei alte Herren, ſtattlich in reiche Pelzröcke gekleidet und mit goldenen Ehrenketten geziert, hinter einem Tiſch, der mit Silberbechern und einer großen Weinkanne von gleichem Metall beſetzt iſt.

Der Eine dieſer Herren hat ſchon ganz weißes Haar und der ſcharfe Schnitt ſeiner Züge, durch das Alter noch hervorgehoben, ſo wie das dunkle, flammende Auge verräth uns den Ritter Paul von Blankenfelde, den Oheim des Junkherrn Albrecht. Dieſer alte Mann, um deſſen ſchmale Lippen ein leiſes, trübes Lächeln ſpielt, ſtützt ſein Kinn auf den Knauf ſeines Schwertes, das er zwiſchen den Knieen ſtehen hat, und lauſcht dem Vortrag ſeines Gaſtes, deſſen altes Geſicht lebhaft gerötbet erſcheint durch innere Aufregung. Der Gaſt des Blankenfelders iſt Hans Anton von Buch, ein vornehmer Märkiſcher von Adel und durch Blankenfelde feſt verbündet mit Berlin und Köln. Der greiſe Edelmann iſt ein ſchöner Alter mit ſeinem dünnen Haar

und den freundlichen blauen Augen und dem langen weißen Bart auf dem blauen Sammetwamms, den er unter dem offenen Pelzrock trägt.

„Nun, Blankenfelde, was sagt Ihr?“ fragte der von Buch, da er mit seiner Erzählung zu Ende war. „Seht, edler Freund“, begann dieser, des Gastes Becher wieder füllend, mit jener stark duftenden Mischung von Honig, Wein und Gewürz, die man in damaliger Zeit als einen Schlaftrunk vor dem Zubettgehen zu nehmen pflegte „seht, edler Freund, Neues habt Ihr mir nicht viel gebracht, aber ich bin euch recht sehr dankbar, denn ich weiß nun sicher und bestimmt, woran ich bin und das ist mir lieb, dieser Städte Berlin und Köln wegen. Seht, ich bin gleich wie Ihr überzeugt, daß die Anhaltiner Grafen und Herzog Rudolph mit Herrn Otto von Magdeburg, sich geeiniget haben und gleichsam eine Comödia aufführen wollen, mit dem Manne, dem sie den Namen des großen Waldemar beilegen. Die Kosten dieser Comödia wird Herr Ludwig von Bayern bezahlen sollen, aber diese armen Marken werden sie bezahlen müssen, und das möchte ich hindern; diese Städte, Berlin und Köln, wenigstens sollen dabei nicht zu Schaden kommen!“

„Sie haben ihren Plan gar fein gemacht“, meinte der von Buch einstimmend, „das ganze bayrische Haus ist im Kirchenbann, also kann die Geistlichkeit dem gebannten Ludwig nicht helfen; im Reich hat er keine Hülfe seit des Kaisers Tode; er selbst ist fern bei seiner neuen Gemahlin in dem Lande Tyrol*), seine Feinde rings um diese Lande her sind aufgestanden und in dem Herzen keines märkischen Mannes spricht etwas zu seinen Gunsten; dagegen ist die alte Liebe der Märker zu dem großen Waldemar überall erweckt in den Herzen, der Plan ist gar fein und spielen sie keck, so haben sie das Spiel gewonnen, so wunderlich es sich anläßt.“

Der alte Blankenfelde schüttelte das greise Haupt: „Ei! ei! lieber Herr und Freund! Ihr geht so rasch, als wäret ihr zwanzig Jahre und nicht

*) Markgraf Ludwig der Aeltere von Brandenburg war in erster Ehe vermählt mit der Tochter des dänischen Königs Christoph II., in zweiter Ehe vermählte er sich, zum großen Aergerniß der gesammten Christenheit, mit der gefürsteten Gräfin von Tyrol, der Margaretha, genannt Maultasche, die von ihrem ersten Gemahl, dem böhmischen Prinzen Johann Heinrich, noch nicht geschieden war, sich aber nach mehrjähriger Ehe noch für eine Jungfrau ausgab und einen höchst sittenlosen Lebenswandel führte. Ludwig wurde durch diese Ehe Graf von Tyrol.

ſiebenzig; laßt euch ſagen, die Anhaltiner ſpielen hohes Spiel, aber, denkt an mich, ſie werden's verlieren!"

„Ich glaub's Euch ſchon, mein wackrer Blankenfelde, aber warum? ſprech't!"

„Nun denn", ſprach Blankenfelde ernſt „der Einſatz iſt zu hoch, ſie können ihn im Fall eines Fehlwurfs nicht verdoppeln; ſeh't, edler Herr, ich will euch noch mehr ſagen, der König Karl zu Böheimb will Kaiſer werden und iſt's auch ſchon faſt ganz; der gehört auch zu Freunden der Anhaltiner, der hat ſeine Hand auch mit im Spiel bei dieſer wunderbaren Hiſtorie vom Wiedererſcheinen des großen Waldemar; ſeh't, ich habe dem König in Böheimb ſtets auf die Finger geſehen und ſein Spiel kenn' ich. In allen Händeln König Karl's, wenn ſie glücklich ausliefen, ſah ich ihn den ganzen Gewinn haben, fielen ſie unglücklich aus, ſo kam er ſtets mit einem blauen Auge davon; ſeine Freunde und lieben Bundesgenoſſen aber, die mußten regelmäßig die Zeche bezahlen. Alle Achtung vor dem König zu Böheimb, hat's in Frankreich gelernt und zu Paris auf die feinſten Kniffe ſtudiert! Seh't, und dann, alter Freund, iſt der Markgraf Ludwig ſo verlaſſen doch noch nicht, als ihr denkt; vom Kirchenbann kann er ſchnell loskommen, wenn er ſich dem Papſt unterwirft, und glaubt mir, er wird ohne allzu harte Bedingungen loskommen, gegen ihn hegt man keinen Groll, er iſt nicht der furchtbare Gegner, der ſein Vater war; ferner, Kaiſer Ludwig der Bayer iſt zwar todt, aber er hat eine Partei hinterlaſſen, die den Sohn nicht verlaſſen darf, ihres eigenen Vortheils wegen, und dann iſt er der Schwäher des Dänenkönigs Waldemar; bedenkt das wohl. Seh't, ſo ſcheint mir, was die äußern Umſtände betrifft, die Sache Herrn Ludwig's ſo ſchlimm gar nicht zu ſtehen. Kommen wir nun zur Hauptſache, zu dieſem Lande Brandenburg ſelbſt, ſo iſt's wahr, der Markgraf aus Bayern, der fremde Mann, wie ſie in unſern Städten Berlin und Köln ſagen, hat wenig Freunde, aber, edler Herr, er hat deſto mehr Freundinnen in dieſem Lande" — ein leiſes Roth überlief das bleiche Geſicht des greiſen Staatsmannes, denn der war Blankenfelde gewiß und Herr Johann Anton von Buch ſenkte die Stirn, um ſeinen alten Freund nicht anzuſehen — „und was Freundinnen vermögen", fuhr Blankenfelde etwas haſtig fort, „das haben wir ſchon geſehen, aber bei Seite das, unſer Volk in den Marken hat dem Markgrafen Ludwig ge-

ſchworen und das iſt der feſte Ankergrund, auf dem Ludwig's Glücksgaleere ſicher ankert. Der Sand in den Marken iſt leicht, aber die Herzen ſeiner Männer ſind feſt; glaubt mir, edler Buch, und wenn die Anhaltiner den Teufel aus der Hölle holten, er machte die märkiſchen Männer nicht abwendig von ihrem Eide!"

„Edler Blankenfelde", verſetzte Johann Anton von Buch darauf, „das ſchöne Zeugniß in Ehren, das ihr unſern Landsleuten gebt, bin fern davon, dagegen aufzutreten, aber der Markgraf Waldemar, den die Anhaltiner aus dem Grabe heraufbeſchworen haben, darin er ſeit achtundzwanzig Jahren ſchlief, iſt für die Treue der Märker weit gefährlicher, als der Teufel. Seh't, eben die felſenfeſte Treue der Märker wird ſie von Ludwig zu Waldemar führen, der Ludwig geſchworene Eid hat keinen Werth gegen den frühern, den ſie Waldemar geſchworen, glaubt mir, ſo folgert der klare Verſtand des Märkers."

„Ja, mein werther Gönner", fiel der Blankenfelde ein „aber eben der klare Verſtand des Märkers wird nicht an dieſen zu Prag oder Magdeburg erſonnenen Waldemar glauben!"

„Er wird, er wird" meinte der von Buch kopfſchüttelnd „ja, wer weiß, ob wir ſelbſt nicht noch glauben, daß der Pilger im erzbiſchöflichen Hofe in Magdeburg unſer großer Waldemar iſt."

Der alte Blankenfelde lächelte leicht.

Johann Anton von Buch aber ſprach: „Mein edler Freund, ich habe Männer geſehen, die den Markgrafen kannten, wie wir uns kennen, und die nun in Magdeburg weinend niedergeſunken ſind zu den Füßen des Pilgers und ihn für ihren rechten Markgrafen Waldemar anerkannt haben. Da ſind meine beiden Vettern, die von der Marwitz."

„Seltſam" ſagte Blankenfelde nachdenklich, „auf einen Betrug laſſen ſich die von der Marwitz niemals ein und helle Augen haben ſie auch, das liegt in der Familie und doch, nun — "

„Was wollt ihr thun, Blankenfelde, ſagt —"

„Hört, edler Herr, ich glaube nicht an dieſen Markgrafen" ſprach nun Blankenfelde energiſch „ich weiß, daß mein großer Waldemar todt iſt, aber ich habe dieſer Städte, Berlin und Köln, Beſtes zu fördern beſchworen, das will ich thun. Glauben die Bürger dieſer Stadt an den wieder aufge-

ſtandenen Waldemar, ſo werde ich ihnen nicht entgegentreten, denn ſind dieſe nüchternen Märker ſo weit, daß ſie ein ſolches Ding glauben, dann werden ſie ſo lange daran glauben, als ſie leben und werden dafür ſorgen, daß auch ihre Kinder den zähen Glauben von ihnen erben, dann ſind ſie blind, ich aber werde für dieſe unſere Städte Berlin und Köln die Augen offen behalten und für ihren Glauben an ihn ſoll dieſer auferſtandene Markgraf den Berlinern und Kölnern ſo viele Freiheiten und Privilegien in den Tauſch geben, daß die von Köln am Rhein werden Luſt haben zum Tauſch mit denen zu Köln an der Spree, und daß die große Lübeck, der Hanſe ſtolzes Haupt, mit Neid auf Berlin blicken ſoll, das will ich, ſo wahr ich Blankenfelde heiße" rief der Alte ſtolz, dann ſetzte er demüthig hinzu „ſo Gott will und wir leben, wie der Apoſtel ſchreibt."

Da tönten harte Schritte durch den ſchmalen gepflaſterten Gang, der durch das Haus nach dem Hinterzimmer führte. Die beiden Alten horchten einen Augenblick auf, aber der Blankenfelde ließ das Haupt bald wieder ſinken und ſagte traurig: „iſt meines Bruders Sohn, der arme Albrecht!"

Der Junkherr Albrecht trat ein, die Greiſe ſchüttelten ihm mit freundlichem Gruß die Hand, er aber ſtarrte aus glühenden Augen den Oheim an und ſprach haſtig: „wißt Ihr die Kunde, daß Waldemar der Große auferſtanden iſt von den Todten, um dieſen bayriſchen Ehrenräuber und Frauenſchänder zu vernichten?"

„Albrecht! Albrecht!" mahnte der Ohm ernſt, „biſt du ein Mann? höre mich, du willſt deine, unſere beleidigte Ehre rächen, dazu muß man ein Mann ſein; ſiehe wie deine Hand zittert, ſiehe, wie dein ganzer Leib bebt, wie die Fieberſchauer dein Gebein erſchüttern, du biſt ſchwach wie ein Knabe und willſt deine, unſere Ehre an Ludwig von Bayern rächen, der, auch dem Teufel wird der Blankenfelde ſein Recht laſſen, auf dem Kampfplatz mit Männern wenigſtens eben ſo ſehr Mann iſt, wie im Liebesſpiel mit Frauen; Albrecht, beherrſche dich, dämpfe dieſe Gluth, die dir das Mark in den Knochen verzehrt!"

„Ohm, ich kann nicht mehr" ſtöhnte der unglückliche Mann, „du ſieh'ſt ſie nicht täglich, wie ſchön ſie iſt in ihrer Reue, du hör'ſt ſie nicht ſeufzen und weinen Tag und Nacht hindurch, du hörſt nicht über deinem Haupte Stunden und Tage lang, wie ſie auf ihren Knieen von einem Altar zum andern

rutſcht, um ihren Fehltritt zu büßen; alter Ohm, auch du würdeſt wahnſinnig, wie ich es bin."

„Mein Albrecht!" begann der alte Mann liebevoll tröſtend „ſiehe, ich würde nicht wahnſinnig werden und du biſt es auch nicht, nimm deine Kraft zuſammen, armer Mann, denn Gott legt Niemandem mehr auf, als er tragen kann."

Nach einer kleinen Weile verließ Herr Johann Anton von Buch das ſtille Hinterzimmer des alten Blankenfelde, der ſeines Bruders armen Sohn bei ſich behielt, um ihm einen Auftrag zu geben.

Ehe wir jedoch zu dem Auftrage des greiſen Staatsmannes kommen, wollen wir die Decke von dem Geheimniß ziehen, das ſo ſchwer auf des Junkherrn Albrecht Leben laſtete und in ſeinen Reden mehrfach angedeutet iſt.

## III.

Ist eine frische, wonnige Gegend gar mitten in der Churmark Brandenburg — ja, zieht die Gesichter nur, ihr draußen am hallenden Strande der Donau, darin sich stolze Städte spiegeln, in deren blauen Wogen die Sonne niedersinkt, nachdem ihr letzter Gruß der Alpen bleiche Stirnen rosig erglühen ließ; werft trotzig den Mund auf, ihr vom Rhein und seinen Rebenbergen, vom Rhein und seinen Burgen, seinen Domen — wir in der Marken stillem ernsten Lande, wir wollen tragen euren Stolz, denn weil wir eig'nen Werths uns fest bewußt, wir wollen fremden Werth gern anerkennen und weil ihr Deutsche seid, sollt ihr uns fremd nicht sein und wir sind stolz mit euch auf all' die Pracht und Schönheit der Natur an Rhein und Donau. Und doch giebt's auch in unserm märkischen Lande, das ihr, der eig'nen Schelle Pracht und Herrlichkeit im Auge, so flach und unschön finden mögt, so viel des Schönen, in dem wir wohl erkennen, daß auch uns die Natur nicht als eine Stiefmutter begabt.

Die Berge und die Wälder, die Seen und die Ströme, in deren Mitte, halbwegs zwischen Berlin und Brandenburg, der alten Hauptstadt, die Thürme Spandow's ragen und Potsdam's, unseres märkischen Versailles, sie geben eine Landschaft, die sich den schönsten an die Seite stellen mag.

Und war im vierzehnten Jahrhundert die ganze Gegend auch noch nicht der Meilen lange, Meilen breite Riesenpark, den der Hohenzollernkönige Macht und Schönheitssinn geschaffen, so spiegelten sich doch damals prächtig schon die feuchten Wälder in unsrer Spree, in unsrer Havel und all' der Seen klarer Fluth.

Wo heut das Kirchlein ragt mit schlankem Thurme am feuchten Spiegel jenes stillen See's; Sanct Salvator zum Port hat es des Königlichen Erbauers

frommer Sinn getauft und wenn die Glocken läuten in der Sonntagmorgenfrühe, dann ziehen in heiliger Stille viele Kähne durch die blaue Fluth, die gläub'gen Christen führend zum Hause Gottes, das ein sich'rer Port den Gläubigen; da, wo das Kirchlein heute ragt zu Sacro, der Kirche Sprache heiligt schon im Namen jene Stelle, da lag im vierzehnten Jahrhundert das Haus nicht eines heiligen, doch eines frommen Mannes und eines treuen Dieners seines Fürsten. Ein niedres Dach war's nur, das an der Spitze der Landzunge sich barg unter den Aesten und Blättern der drei großen Buchen, aber ein Mann wohnte drinnen, deß Sinn war so hoch und so stolz wie der des größten Fürsten und wär' der Mann ein schlimmer Gesell geworden sicherlich, wäre ihm nicht eine so reiche Fülle christlicher Demuth dazu beschieden gewesen, durch Gottes weise Führung.

Deodat Sonntag hieß der Mann und hatte keinen andern Namen, er war der Bastard eines Edelmann's und einer betrogenen Dirne; er hatte wohl des Vaters trutzigen, hochfahrenden Sinn geerbt, aber seines Ursprungs Dunkelheit und Schande gaben ihm die rechte Demuth und der Fluch seiner Geburt ward ihm zum Segen, weil er dem Herrn diente, denn es steht geschrieben, daß denen, die dem Herrn dienen, alle Dinge zum Segen werden sollen. Er aber diente dem Herrn, weil man es ihm gelehrt von Kindesbeinen an, denn ein frommer Priester fand das arme Kind an einem Sommersonntagmorgen auf Sacro's Landzunge an seiner todten Mutter Brust.

Deodat Sonntag nannte der fromme Priester den gefundenen Knaben, weil er ihn an einem Sonntag fand und ihn Gott übergab mit Leib und Seele am selben Tage durch das Bad der heiligen Taufe.

Deodat Sonntag dienete Gott sein Leben lang und dem Markgrafen Waldemar von Brandenburg so lange es seine Kräfte vermochten, so treulich und so eifrig, daß ihn der Markgraf zu seinem Fischmeister machte an dem See bei Potsdam.

An dem See, auf der Landzunge, wo den Knaben einst der fromme Priester gefunden, da bauete sich der Greis eine Hütte und war gut sein darin, so war sie voll Frieden.

In der Hütte am See unter den Buchen erzog Meister Deodat sein einzig Kind, die Freude seines Alters, ein spätgebor'nes Töchterlein, das die Mutter im zarten Alter schon verloren.

Der fromme Greis und das junge schöne Kind, manch' Jahr lebten sie dort zusammen in herzlicher Eintracht, verehrt und geliebt von den Fischern und dem Landvolk der ganzen Umgegend.

Da war's an einem Lenzabend, da saß der Alte in stiller Hütte und dachte durch sein langes Leben, draußen aber am Stamm der großen Buche, da lehnte Maria, sein Töchterlein, der ging das Herz in Jugendsehnsucht über, die ließ ihr weiches Blondhaar fliegen im Abendwind und ihr Blauauge streifen leuchtend mit dem Abendleuchten über die klare Fluth des See's und sang in das Rauschen der Blätter und in das Plätschern der Wellen am Ufer hinein:

Jubelt Wiesen, jauchzet Wälder,
Jauchz't und jubelt Hain' und Hain,
Was da sprießen seh'n die Felder,
Flüsse jubelt mit darein,
Jubelt Berge, jubelt Thäler,
Quellen, Blumen stimmet ein.
Jauchzet Felsen, Wasserfälle,
Christo jauchze, was da lebt,
Denn erliegen seinen Siegen
Muß der Feind, der knirschend bebt;
Gott ist heiter, Erd' befreit er,
Daß sie sich gen Himmel hebt!

Also jubelnd sang Meister Deodat's schönes Töchterlein Maria die Strophen eines uralten Osterliedes, das man schon im zwölften Jahrhundert gesungen, in den wonnigen Abend hinein und ahnete nicht, daß die Seele des alten Mannes in der Hütte hinter ihr von der Erde befreit, zum Himmel schwebe. Als Maria die letzte Strophe ihres Liedes noch ein Mal wiederholt, da erhob sich seitwärts plötzlich eine Stimme über den Wassern, die klang auch gar anmuthig, war aber kein frommer Gesang, sondern recht ein schelmisch Minnelied, das man vernahm und zwar das schönste von allen märkischen Minneliedern, das was Markgraf Otto mit dem Pfeil, der lied- und schwertfrohe Ascanier, selbst gedichtet für Frau Hedwig, seine süße Buhle.

Erschrocken erst, dann aber halb verwundert, lauschte Maria den fremden Klängen der schmeichelnden, verlockenden Weise; fest mit kräftigem Griff faßte die Hand einen zähen Weidenzweig, dann lehnte sich der blühende Leib, nur gehalten von dem Weidenzweig, weit hinaus über die Fluth und die

[illegible] blickten emsig um [illegible] nach allen Seiten, ob sie nicht den Sänger entdecken möchten. Vergebens." Da schwang sich die Dirne leicht zurück auf festern Grund und funkelnd im Abendgold flog das leichte Blondhaar um das runde Haupt.

Plötzlich endete der unsichtbare Sänger seine Minneweise und war einen Augenblick eine tiefe Stille, dann wurden die Schlußzeilen der Weise:

Dein [illegible] rother Mund
Macht mein Herz zum Tode wund;

in [illegible] Liebesklage wiederholt und von rechts her aus einem kleinen [illegible] schoß ein Kahn [illegible] die Landzunge zu, auf deren letzter Spitze Maria stand und mit kindlich neugierigem Blick auf den Kahn blickte, oder vielmehr auf den stattlichen Jüngling, der mit kräftigen Ruderschlägen den Kahn so geschwind [illegible] der Landzunge trieb, daß er fast schneller neben der schmucken Dirne auf dem Lande stand, als diese sich besinnen konnte, ob sie jemals schon ein schöneres Menschenkind gesehen, als diesen waidlichen Gesellen, der gar stattlich gekleidet mit goldenen Kettlein prunkte auf dem Wamms und einen Reiherbusch auf seinem Sammetbarett.

„Sang'st du so schön [illegible]" [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] viel anders als [illegible]

„Nur eine Minneweise, feines Dirnlein, so du sie lernen willst, will ich dein Meister sein!"

Marien's Auge ruhte fest auf des jungen Mannes Antlitz, dann fragte sie [illegible]: „wie heißt ihr, Herr?"

Der Jüngling ließ den Arm der Dirne fahren, den er bis jetzt [illegible] [illegible] seiner beiden Hände [illegible] Umschlingung [illegible] den [illegible] herauf, wickelte [illegible] hinein und fragte [illegible] „[illegible] nicht [illegible] du liebe Dirne?"

„[illegible] ein Herr, ich [illegible] [illegible]
[illegible]

Sternenaugen ſpäheten emſig um nach allen Seiten, ob ſie nicht den Sänger entdecken möchten. Vergebens. Da ſchwang ſich die Dirne leicht zurück auf feſtern Grund und funkelnd im Abendgold flog das leichte Blondhaar um das runde Haupt.

Plötzlich endete der unſichtbare Sänger ſeine Minneweiſe und war einen Augenblick eine tiefe Stille, dann wurden die Schlußzeilen der Weiſe:

Dein durchlauchtig rother Mund
Macht' mein Herz zum Tode wund;

in zärtlicher Liebesklage wiederholt und von rechts her aus einem kleinen Krewel ſchoß ein Kahn auf die Landzunge zu, auf deren letzter Spitze Maria ſtand und mit kindlich neugierigem Blick auf den Kahn blickte, oder vielmehr auf den ſtattlichen Jüngling, der mit läſſigen Ruderſchlägen den Kahn ſo geſchwind nach der Landzunge trieb, daß er faſt ſchneller neben der ſchmucken Dirne auf dem Lande ſtand, als dieſe ſich beſinnen konnte, ob ſie jemals ſchon ein ſchöneres Menſchenkind geſehen, als dieſen waldlichen Geſellen, der gar ſtattlich gekleidet mit goldenen Kettlein prunkte auf dem Wamms und einem Federbuſch auf ſeinem Sammetbarett.

„Sang'ſt du ſo ſchön, du liebe, feine Dirne?" fragte der Jüngling und faßte den Arm des Mädchens, das ſcheu wie ein Reh flüchten wollte, nun aber die Augen aufſchlug zu dem fremden Mann und halb trotzig antwortete: was fragſt du auch, wer ſoll hier ſingen außer mir? aber was ſangſt du? das klang viel anders als meine Lieder?"

„War eine Minneweiſe, feines Dirnlein, ſo du ſie lernen willſt, will ich dein Meiſter ſein!"

Marien's Auge ruhte feſt auf des jungen Mannes Antlitz, dann fragte ſie mißtrauiſch: „wie heißt ihr, Herr?"

Der Jüngling ließ den Arm der Dirne fahren, den er bis jetzt, achtlos ſcheinbar, in ſeiner beiden Hände ſchmeichelnder Umſchlingung gehalten, zog den Mantel herauf, wickelte beide Arme hinein und fragte dagegen: „was ficht dich an, du liebe Dirne?"

„Ihr ſeid ein Herr, ich ſeh's an eurem Kleid, an eurer Augen ſtolzem Leuchten, ich hör's an eurer Stimme Klang, ſagt mir euren Namen, Herr, damit ich euch benennen kann, ihr dürft getroſt mit mir reden, ich bin ein freigeboren Mädchen, der Vater iſt Niemand eigen, iſt des Markgrafen Fiſch-

meiſter hier und war mein Großvater gar ein Edelmann, Maria Sonntag heiß ich, nun ſagt mir euren Namen, Herr!"

„Maria Sonntag" ſprach der Jüngling jetzt, ſich des weichen, runden Arm's der Dirne wiederum bemächtigend, „Maria Sonntag" ja wohl, wo du biſt, da muß immer Sonntag ſein, Albrecht von Blankenfelde iſt mein Name, du ſüße, liebe Maria!"

„Wollt ihr nicht in meines Vaters Hütte treten, edler Herr von Blankenfelde?" fragte Marie leiſe und ſenkte ihrer Augen milde Sterne vor dem Gluthblick des Junkherrn Albrecht, der heiß wie Sommerſonnenſtrahl auf ihrem Angeſichte ruhte.

Der Junkherr von Blankenfelde gab keine Antwort auf der Dirne leiſe Frage, aber langſam, unvermerkt ſchier, zog er das blühende Kind näher und immer an ſich und ſie folgte unbewußt dem ſüßen Zwang und ihrem eig'nen Herzen bis ſie an ſeiner Bruſt lag und ſein Arm um ihrem Leib und ſeine Lippen auf den ihren brannten, ſo heiß, ſo brünſtig, ſo verzehrend, daß ihr ein Schauer durch das Herz ging.

Plötzlich machte ſich die Dirne los aus des Mannes verſtrickender Umarmung, er hatte weder Kraft noch Muth, ſie feſt zu halten, machtlos ſanken ſeine Arme nieder, der Leib des Mannes ſchien gelähmt, das Leben glomm allein in ſeinen dunkeln Augen und faſt unhörbar ſprach die bleiche Lippe: Maria! Und das Mädchen vernahm doch der Liebe leiſen Ruf; ſchon hatte ſich Maria abgewendet, zu gehen, ſie zeigte dem Junkherrn wieder ihr in's tiefſte Purpurroth der Liebesgluth und Schaam getauchtes Antlitz, mit feſtem Druck ergriff ſie ſeine Hand und ſprach, obwohl die Stimme bebte, gefaßt: „Junkherr von Blankenfelde, kommt zu meinem Vater, daß er den Gaſt ehre nach des Landes Sitte!"

Hand in Hand ſchweigend gingen die Liebenden die wenigen Schritte zu des Fiſchmeiſters Hütte, die Sonne war hinunter, der Wind ſtrich ſcharf über den See und ſauſ'te in den Wipfeln der Buchen.

„Vater! wir haben einen Gaſt!" rief Marie, zwei Schritte vor dem Junkherrn her ſchreitend und in die Hütte tretend, „Vater, der edle Herr von Blankenfelde, begrüßt ihn, Vater!"

Maria hatte nicht gleich Acht, daß der Vater nicht antwortete ihrem Ruf, ſondern eilte wirthlich zum Heerd, einen Kiehnſpahn entzündend; aber

als ſie den Kienſpahn in den eiſernen Ring geſteckt und ſein rothes und gelbes Licht kniſternd hin ſprühte in das Dunkel und den engen Raum der Hütte erhellte, da ſtarrte ihr des Vaters Antlitz entgegen mit verglaſten Augen, ſtarr und drohend waren die Züge, der Alte war todt und das Grauſen des Todes faßte grimmig in das Herz der Jungfrau und ſchaudernd warf ſie ſich in Albrecht Blankenfelde's Arme. —

Wochen und Monden waren vergangen ſeit Albrecht von Blankenfelde Maria Sonntag gefunden auf der Halbinſel Sacro bei Potsdam, es war Herbſt geworden und wieder Frühling, da war es eines Mittags ſehr lebhaft in dem ſtattlichen Erbhauſe der Blankenfelde auf der Spandauerſtraße zu Berlin. Das war aber ſo: Junkherr Albrecht von Blankenfelde hatte es endlich mit Hülfe ſeines Ohms, des Bürgermeiſters, durchgeſetzt bei ſeinem ſtrengen Vater und der noch ſtrengern Mutter, daß er ihnen Marien Sonntag, des geweſenen Fiſchmeiſters Deodat Sonntag hinterlaſſene Tochter, zuführen dürfe als ſein ehelich Gemahl, als Tochter.

Das hatte Mühe und Noth genug gekoſtet, denn hatten die Brüder und der Sohn den alten Blankenfelde auch bald mürbe gemacht, ſo hielt die Blankenfelderin, Albrecht's Mutter, deſto feſter. Sie war Eine von Grevelhout aus altpatriziſchem Geſchlecht Berlin's, die wollte nichts wiſſen von der Fiſcherdirne, von des Baſtards Tochter, und blieb dabei, er ſolle eine aus der Sippſchaft der Ryken heirathen, die allein ſei gerade adlig und reich genug für einen Blankenfelde.

War ein ſteinhartes Weib Frau Eberhardine von Blankenfelde, Albrecht's Mutter, blieb aber ſeine Mutter doch und war grimmig ſtolz auf ihren einz'gen Sohn. Mag eine liebende Gattin, eine glühende Buhle viel eher dem Gemahl und dem Geliebten etwas verſagen, als eine ſtolze Mutter ihrem erwachſenen Sohne — nirgend iſt das Weib ſo ſchwach wie eine alte Mutter gegen ihren Sohn. Und ſo gab denn auch die harte Blankenfelderin dem Junkherrrn Albrecht nach und hatte ihm erlaubt, Marien als ſein Gemahl einzuführen in's Haus.

Gott hatte Albrecht's und Marien's Herzen verbunden, der Pfaff zu Stralow legte ihre Hände in einander zum ewigen Bunde mit geiſtlichem Segen und danach führte der Junkherr ſein zaghaftes junges Weib zu den Aeltern in das Haus auf der Spandauerſtraße.

Der kluge Ohm war auch da, um den allzu ſchroffen Empfang zu mildern, aber darum war er wahrhaftig nicht nothwendig, denn als die beiden Alten Marien anſahen, da däuchte ſie ihnen ſo wunderbar ſchön und ſo rührend, daß der Vater laut ſagte: „bei Sanct Jürgen, der Blankenfelde Schutzpatron und aller wackern Degen, ich glaube nicht, daß ſo viel Liebreiz Platz hat in dieſem engen Hauſe!“

Und die Mutter, die harte Blankenfelderin, der ſtolzen Grevelhout ſtolzeſte Tochter, ſie faltete die alten Hände und rief mit überſtrömenden Augen: „O Gott verzeih' mir meine Sünde, daß ich in meiner Blindheit ſolch' lichtem Engelsbilde den geſegneten Eingang wehren wollte in unſer ſchlichtes Haus!“

Maria Sonntag war ſchön und liebreizend, als ſie über den Waſſern hing an einer Weidenruthe an jenem Frühlingsabend, ſo ſchön wie Maria Blankenfelde an jenem Abend war ſie lange nicht. Schön war ſie im dunkeln Wollgewande damals, ſchmucklos, die Fiſcherdirne, aber ſchöner war ſie jetzt in Sammet und Perlen, die Edeldame; ſchön war das harmlosheitre Fiſcherkind, ſchöner aber weit, ſeit Schmerz und Wonne, Luſt und Qual des Lebens und des Liebens durch ihr Herz gegangen, ſeit die Thräne ihren Weg gefunden über ihre glatte Wange!

Wie eine Fürſtin lebte Maria in dem Hauſe ihres Gemahls, der Stolz des edeln Geſchlechtes der von Blankenfelde, die ſchönſte Zier Berlin's, ſo reich an Weiberſchönheit; fern ab, weit ab lagen Kummer und Sorgen des Lebens und das Unglück nahete ihrer Schwelle nur, um ein Almoſen zu empfangen aus Marien's immer offner Hand.

Die ſchöne Frau war fromm und demüthig erzogen, aber bei dem Götzendienſt, den ihr Gemahl und ſeine Aeltern und Alle, die mit ihm geſippt und gefreundet waren, mit ihr trieben, bei der Bewunderung einer ganzen Stadt, da ward der Hochmuth Herr in ihrem Herzen und mehr und mehr ward ihr Gebet zu eitel'm Lippenwerk. Sie verlernte alle Pflicht und Vergnügen ward ihres Lebens Aufgabe.

Des Junkherrn Aeltern ſtarben hin und ſegneten im Tode noch den Sohn, daß er ihnen ſolch' eine Tochter in das Haus geführt, und der war ſtolz auf ſein Gemahl und überall bei Turnei und Reigen, bei Spiel und

Schmaus da prunkte er mit der hohen Schönheit ſeines Weibes und der ſonſt ſtolze Junkherr war nur noch ſtolz auf ſein Gemahl.

Er war nichts weiter als der „Mann der ſchönen Blankenfelderin."

Noch war, vor Gott nicht mehr, wohl aber vor den Menſchen, Marien's Wandel fleckenlos, da kam der Augenblick der Probe.

Der ſchöne, junge Baiernfürſt, Markgraf Ludwig von Brandenburg, er ſah die ſchöne Blankenfelderin beim Gelag auf dem Hohen Hauſe zu Berlin und ward entzündet ſo von ihres Leibes holder Schönheit, daß er des Dänenkönigs Chriſtoph Tochter, ſein Ehgemal, vergaß und um Marien's Liebe buhlte.

Bald war es kein Geheimniß mehr zu Berlin und Köln, daß Markgraf Ludwig's Werben den Stolz der ſchönen Blankenfelderin gebrochen und daß er ſeinem Lorbeerkranz ein neues Reis hinzugefügt aus Junkherr Albrecht's ſchlecht bewahrtem Eheparadieſe.

War ein unfein-ſpottſüchtig Weſen ſchon damals merklich bei den Leuten zu Berlin und Köln und ſangen da, die jungen Burſchen namentlich, manch' Spottverslein auf Markgraf Ludwig und ſeine Siege. Als:

Am Kremmer Damme in der Schlacht
Hat mich der Pommer zu Falle gebracht;
Dafür hab' ich zu Fall gebracht
Manch' feſtes Schloß um Mitternacht.
Maikäfer flieg', mein iſt der Sieg;
In der Kammer liegt Herr Ludewig.

Was Allen offenbar längſt, das war nur für Herrn Albrecht ein Geheimniß, und wenn die Buben höhnend vor ſeiner Thür ſangen, daß Markgraf Ludewig in ſeines Weibes Kammer ſteigen wolle und nur eine Sproſſe an der Leiter noch fehle, die er aber leicht überſpringen könne, weil ihm Frau Maria die weiße Hand entgegenſtrecke, um ihn empor zu heben, ſo verſtand er's nicht, denn die Liebe machte ihn blind.

Endlich kam der kluge Ohm zurück von einer weiten Reiſe, der hatte helle Augen und machte dem Ding ein ſchnelles Ende.

Er trät zu ſeines Bruders Sohn und deſſen Weib und ſprach ernſt: „Beſſer Jammer, als Schande!" und redete der Frau ſo ernſt in's Herz, daß ihr Trotz brach vor der ſiegenden Strafgewalt der Wahrheit und ſie niederſank und bekannte, daß ihr Herz entzündet in ſündlicher Liebe zu dem Mark-

grafen Ludwig und bat, mit ihrer Schwäche Mitleid zu haben und sie zu verbergen vor dem Markgrafen und aller Welt, damit sie nicht Schande bringe über ihren Gemahl und seinen edeln Namen.

Seit jenem Tage hatte Niemand wieder die schöne Blankenfelderin gesehen. Sie schloß sich ein in ihrer Kammer und von qualvoller Reue ergriffen über ihre Sünde, brachte sie Tage und Nächte, Jahre lang in harten Bußübungen hin.

Junkherr Albrecht aber ward bleich und finster von Stund' an und tief im Herzen kochte die Rache, und einen theuren Eid hatte er geschworen, Rache zu nehmen an dem Fürsten, der ihn um seines Weibes Liebe, um seines jungen Lebens ganzes Glück betrogen.

Jahre lang dauerte Marien's Buße, vergebens flehete der Gemahl, der sie so heiß wie sonst kaum liebte, abzustehen von weit'rer Kreuzigung des Leibes und des Geistes, denn sie habe genug gebüßt für die Sünde, die noch nicht zur That geworden. Der Geist der armen Maria war umnachtet und die Vermahnungen eines allzu eifrigen Beichtpriesters mochten ihr den eingeschlagenen Weg als den einz'gen Weg zum Heil vorgezeichnet haben — sie ward immer eifriger in ihrer Buße, Herr Albrecht immer verzweifelter in seinem Elend — Maria machte ihn durch ihre Reue viel unglücklicher, als einst durch ihre Sünde.

## IV.

Die Kunde von der Auferſtehung Markgraf Waldemar des Großen ging nicht mehr im dunkeln Nebelmantel des Gerüchts verſtohlen von Dorf zu Dorf, ſie barg ſich nicht mehr im Gelaggaden des Kalandshofes zu Berlin, ſie war nicht mehr die Controverſe zwiſchen weiſen Staatsmännern in einſamem Gemach, nein, ſie war bereits, wie eine zündende Flamme über die Stoppelfelder, über das ganze Brandenburger Land geflogen und hatte des Landes harte Söhne aus den Städten und von den Burgen, aus den Brüchen und von den Halden, vom Ufer und aus dem Walde in Waffen gerufen wider einander und die Furie des Bürgerkrieges entfeſſelt zwiſchen Elbe und Oder.

Der Markgraf Waldemar, der ſo ſeltſam aus dem Tode wiedergekehrt, war mit einem großen Heere eingezogen, um ihn die Herzoge von Sachſen, die Grafen von Anhalt und der Erzbiſchof Otto von Magdeburg. Auch Kaiſer Karl IV., der kluge König zu Böheimb, war herabgekommen, die kaiſerliche Anerkennung des todt geglaubten Waldemar feierlich auszuſprechen in dem Lager bei Fürſtenwalde.

Unnütze Comödie! denn wer an Waldemar glaubte, der bedurfte der kaiſerlichen Anerkennung nicht und fragte wenig nach ihr; wer aber nicht glaubte, dem wurde Waldemar erſt recht verdächtig, denn männiglich war bekannt, wie der ränkevolle Sinn Kaiſer Karl's nimmer raſte.

Gegen das gewaltige Gerücht von der Rückkehr des Markgrafen Waldemar erhub ſich nun faſt gleich gewaltig der Ruf von einem ungeheuren Betrug und wie Kaiſer Karl Markgraf Waldemar's alten Leibdiener, den Müllerknecht Rehbock aus Hundeluft bei Zerbſt, als einen falſchen Waldemar durch die Lande führe, um dem bayriſchen Hauſe die Marken zu entreißen.

Zu Berlin und Köln galt der neue Waldemar für ächt, die Aufregung der Bürgerſchaft hatte dem klugen alten Blankenfelde gezeigt, daß er nicht widerſtreben könne und ſo erkannte er mit ſeinen Städten und vielen von Adel den Waldemar an und nahm mit offenen Händen all' die wichtigen Privilegien und Freiheiten, die den Städten geboten wurden.

Waren nach Markgraf Waldemar's Tode die fürſtliche Macht und Reichthum verſchleudert worden, ſo geſchah es jetzt erſt recht bei ſeiner vermeintlichen Rückkehr. Die Städte des Landes fielen faſt alle Waldemar zu, bei den Bürgern war der Glaube an ihn mächtig, bei den Obrigkeiten wirkte der Vortheil — es war zu gewinnen und der arme Markgraf Ludwig der Bayer hatte nichts zu vergeben.

Von allen Städten hielten feſt an der beſchworenen Treue, trotz aller Verlockungen, nur die drei: Frankfurt, Spandau und Brietzen. Die letztere Stadt heißt ſeitdem Treuenbrietzen *).

Der Adel theilte ſich, in der Vormark (Priegnitz) und der Uckermark hielt die Mehrzahl zu Markgraf Ludwig und in der Churmark blieben die mächtigen Rochow und die meiſten Bredow treu.

Der Kriegsſturm brauſ'te vernichtend durch das Land, die Pommernherzoge brandſchatzten ringsum, die Grafen zu Lindow und Ruppin griffen mit gierigen Händen zu, die Fürſten zu Wenden und Mecklenburg plünderten das platte Land, die Städte ſchloſſen ihre Thore und der Adel ſchloß ſich in ſeine feſte Burgen ein. Markgraf Ludwig ſchien verloren, aber die Partei ſeines Vaters im Reich konnte ihn nicht fallen laſſen und ließ ihn nicht fallen. Sie machten ihn erſt vom Bann ledig, dann aber ſchickten ſie zu Kaiſer Karl und ließen ihn fragen, wie er ein ſolches Verfahren wider einen Fürſten des heil. Reichs verantworten wolle, und wenn die Liebe zum askaniſchen Fürſtenhauſe das arme Volk in den Marken blind machte gegen den Betrug, den ihm Kaiſer Karl mit dem falſchen Waldemar ſpielte, ſo war die Täuſchung doch zu plump für die Fürſten und Kaiſer Karl kam arg in's Gedränge; da er aber die errungenen Vortheile nicht aufgeben mochte, ſo ant-

*) Zum Gedächtniß der alten Treue der Stadt Brietzen ſteht zu leſen noch heute über der Rathhausthür daſelbſt der Vers:

Haec urbs promeruit quae Brixia ſida vocatur
Temporibus belli principi ſida fuit.

wortete er ausweichend und nun zögerten auch Markgraf Ludwig und seine Freunde nicht länger, sie sprachen dem König Karl zu Böheimb des Reiches Krone ab und wählten statt seiner den tüchtigsten Mann im ganzen deutschen Reich, den Grafen Günther von Schwarzburg zum Kaiser.

Da bekamen die Sachen rasch eine andere Gestalt, Kaiser Karl wurde immer ängstlicher, je mehr er erkannte, welch' ein tüchtiger Mann der Gegenkaiser war, und als gar der Dänenkönig Waldemar seinem Schwager, dem Markgrafen Ludwig, mit siebenundzwanzig Bannern zu Hülfe eilte und die Mecklenburger Fürsten blutig schlug, da zog sich Karl eilig nach Böhmen zurück und begann mit dem Gegenkaiser und den Fürsten der bayrischen Partei zu verhandeln. Verhandeln mochte Kaiser Karl von jeher lieber, als Krieg führen.

Das heilige Osterfest war gekommen. Am Palmsonntage hatten die Berliner, der Sitte gemäß, die Kirchen mit den duftigen, gelben Blüthenkätzchen der Palmweide geschmückt und die Altäre blau behangen. Am grünen oder guten Donnerstage wurde Ablaß, selbst für Todsünden, ertheilt, dann aber war am Abend Alles in die Rumpelmette gezogen, in die Rumpel- oder Finstermesse.

Das war ein gar seltsamer Brauch bei unsern Vätern. Die Kirchen waren dazu hell erleuchtet, die Altäre waren weiß behängt und die Priester weiß gekleidet, welche Psalmen sangen. Nach jedem Psalmen wurden Kerzen gelöscht, so daß bei'm Benedictus nur noch eine Kerze brannte, die aber unter dem Altare versteckt wurde. Nun erhob sich das Miserere in der dunkeln Kirche, mit dem letzten Ton desselben aber brach die ganze Versammlung in ein wüstes Geschrei aus, man pfiff, man schrie, man lärmte, man bearbeitete mit Stöcken und Steinen die Bänke, oder suchte sonst Getöse zu erregen. Je frömmer die Leute waren, desto mehr Lärmen wußten sie zu machen, denn dieses Lärmen bedeutete den Ueberfall des Judas und die Gefangennehmung Jesu Christi, als er am Oelberge betete. Wenn der Lärmen im Finstern und die Unziemlichkeiten, die dabei vorzufallen pflegten, eine hübsche Weile gedauert hatten, dann wurde die Kerze wieder auf den Altar gesetzt und die ermüdeten Leute gingen nach Hause, um Grünkohl zu speisen, was kein Christ in Berlin, um keinen Preis, unterlassen hätte in jenen Zeiten.

Uebrigens durfte ſich bei Lebensſtrafe vom krummen Mittwoch (dem Mittwoch vor dem grünen Donnerstage) an bis zum Oſterſonntag kein Jude auf den Straßen ſehen laſſen.

Am ſtillen Freitag war große Proceſſion, Anbetung des heiligen Kreuzes und am Abend wieder Rumpelmette, bei der unſere Vorfahren eine ganz beſondere Andacht verſpürt haben müſſen, denn auch am Aſchermittwoch wurde eine ſolche gehalten und waren dieſe Rumpelmeſſen die beſuchteſten im ganzen Kirchenjahre.

Am Sonnabend, dem Judasſamstag, wurden Oſtereier maſſenweiſe gekocht und bemalt; in der Kirche aber die Oſterkerze und das neue Feuer, ſo wie das Weihwaſſer geweiht. Am Abend ertönte zum erſtenmale wieder das Glockengeläut, um das große Feſt der Auferſtehung einzuläuten und die Gläubigen zur großen Proceſſion zu laden. Die Rathmänner von Berlin zogen bei dieſer Proceſſion, die Kerzen in der Hand, nach der Nicolaikirche. Am Oſtermorgen holten die Mägde Oſterwaſſer, was ſchön machte, vor Tagesanbruch; verſchlafen wurde die Zeit nicht, dafür ſorgten die Knechte und jungen Burſchen, da an dieſem Morgen keine Kammerthür verſchloſſen war, denn die Sitte erlaubte den Männern an dieſem Tage hineinzugehen und die Mädchen, die ſie noch im Bette fanden, aufzudecken und ſie mit Ruthen, an denen noch das friſche Grün war, zu peitſchen. Sehr ehrbar ging's dabei nicht immer zu und allzu fein verfuhr man auch nicht, denn die Frauenzimmer weinten und ſchrieen oft jämmerlich dabei. Uebrigens muß man nicht denken, daß dieſe Sitte oder Unſitte auf die untern Stände beſchränkt geweſen, ſie war vielmehr eine ganz allgemeine. So wie die Sonne aufging, wurde ſie ſcharf beobachtet, denn dem allgemeinen Glauben gemäß tanzte die Sonne am erſten Oſtertage und tauſende von Menſchen ſahen ſie wirklich an jedem erſten Oſtertage tanzen, was ſehr zu ihrer Erbauung gereichen mochte. Wer ſie nicht tanzen ſah, der hatte zufällig den rechten Moment verſäumt.

Dann begann in allen Kirchen der große Oſtergottesdienſt, der mit der ganzen Pracht der Kirche begangen wurde.

Am erſten Oſtertage des Jahres 1349 war es, da hatte der Ritter von Blankenfelde ein ſtattliches Mahl rüſten laſſen in der Herberge zum güldenen Hecht auf der Spandauerſtraße, denn da er verwittibt war, ſo konnte

er in seinem Hause keine Gasterei anstellen und darum machte er's in der Herberge ab.

Hatte ein stattliches Gastgebot ergehen lassen, der kluge alte Herr, und waren um seinen Tisch versammelt viele Herren von Adel aus der Umgegend, die, so wie die Städte Berlin und Köln, noch zur Partei Waldemar's gehörten, obgleich der Stern des Mannes, der einen Namen trug, der ihm zu schwer war, bereits im Erbleichen war. Die Häupter der Berlinischen Geschlechter waren fast sämmtlich zugegen und die Gildemeister auch zahlreich, denn gab's auch auf der Rathsstube oft genug scharfes Gefecht zwischen den Geschlechtern und den Zünften, so hatten die von Berlin und Köln von Alters her die liebe Gewohnheit, solches zu vergessen an hohen Festtagen und einig zu sein bei Gasterei und Schmaus bis etwa gegen das Ende, wo Bier und Wein die Köpfe mehr denn nöthig und nützlich erhitzt zu haben pflegten.

Der alte Blankenfelde ließ tüchtig aufschüsseln so wohl seinen Gästen, als auch den Musikanten an dem Trompeter- oder Pfeifertisch, die Tusch bliesen, wenn Einer der Herren eine rechte tapfre Gesundheit ausgebracht, oder sonst einen wichtigen Trunk gethan hatte. Da gab's zuerst ein kräftiges Warmbier und alsdann wurde Käse, Brod und Kümmel aufgesetzt, um den Magen in die rechte Stimmung zu bringen. Dann kam Hirsebrei, mit Saffran schön gelb gefärbt und mit Bratwürstlein belegt, die dufteten gar anmuthig und aßen immer zwei Gäste aus einer Schüssel. Dann setzte man Grünkohl mit gerösteten Hammelköpfen auf, was die Feinschmecker jener Zeit für etwas extra gutes erklärten. Dem Grünkohl folgten Häringe, Schinkenschnitte und ganze Spanferkelchen, in Waizenteig angerichtet, das war ein Hauptgericht und die Wirthin im goldenen Hecht war nicht nur zu Berlin und Köln darob hochberühmt, nein, Spanferkelchen in Waizenteig war der Triumph ihrer Kochkunst, und der hochwürdige Bischof von Brandenburg hatte einstmals seine Schaffnerin nach Berlin geschickt in den goldenen Hecht, um Spanferkelchen in Waizenteig bereiten zu lernen von der Hechtwirthin. Diese Geschichte pflegte die dicke Frau jedesmal zu erzählen, wenn sie einem Gaste dieses preiswürdige Gericht vorsetzte; mochte ihr wohl beschwerlich sein, die Geschichte so oft zu erzählen, denn der Athem war ihr etwas kurz, aber sie that's doch gern, weil sie gar zu stolz war auf diesen Triumph ihrer Kunst. Nach den Spanferkelchen kam Kalbfleisch mit Saffran und Pfeffer

und Fiſche von allen Sorten und Arten wie man ſie fängt in den Flüſſen und Seen der Mark vom größeſten bis zum kleinſten. Die großen Fiſche aber, die waren auf ungariſche Art in ſtarkem Weine geſotten. An Braten gab's: Rehbraten und Wildſchweinbraten, Hirſchlende und Märzhäs'chen; für den Pfeifertiſch aber fetten Schweinsbraten. Der Nachtiſch war einfach, er beſtand aus Thorn'er Pfefferkuchen, vierfach gefärbtem Mandelmuß, allerlei Mohngebäck und Oſterkuchen von jeglicher Art.

So ſpeiſ'te man zu Berlin im vierzehnten Jahrhundert, wenn's hoch berging. Man trank aber auch kräftig zu den kräftigen Speiſen, man trank ungariſchen Wein, ſeltener rheiniſchen, meiſt aber ächten brandenburgiſchen Wein, deſſen Sorten ſich in der Säure nicht eben ſehr unterſchieden haben mögen.

Bier trank man weit mehr als Wein, in Berlin ſelbſt wurden gar wackre Sorten gebraut, aber man behandelte das Bier damals wie jetzt den Wein, man trank von mehreren Sorten; Kenner ſtritten ſich lebhaft, ob man Gardelegen'ſches Bier auf Bernau'ſches trinken dürfe, oder ob es beſſer ſei, mit Neuſtadt-Brandenburger anzufangen.

Uebrigens hatte damals jede Stadt ihr beſonderes Bier, das verfahren wurde und zwar durch ganz Deutſchland. Der Witz unſerer Väter hatte den berühmten Bierſorten beſondere Namen gegeben. So hieß das Leipziger Bier: Raſter; das Halliſche: Puff; das Wittenberg'ſche: Kukuck; das Breslauer: Schöps; das Halberſtädtiſche: Breihahn; das Gardelegenſche: Garley; das Goslariſche: Goſe; das Kyritzer: Mord und Todtſchlag; das Braunſchweigiſche: Mumme; das Güſtrower: Kniefenack; das Ratzeburger: Rumdiepuff; das Wettiner: Reuterling; das Delitſcher: Kuhſchwanz; das Osnabrücker: Buſe; das Herforder: Ramna; das Eckernförder: Cacabulle; das Boitzenburger: Beiß den Kerl; das Münſter'ſche: Koite; das Kieler: Witte; das Jenaiſche: Dorfteufel; das Helmſtädter: Klappitt; das Eisleben'ſche: Krabbel an die Wand: das Lübecker: Israël; das Brandenburgiſche: Alter Claus; das Colberger: Black; das Zerbſter: Würze; und ſo könnten wir noch viele Biernamen anführen, die ſeit dem vierzehnten Jahrhundert aufkamen und unſern trinkluſtigen Vätern fort und fort Gelegenheit gaben, in der Erklärung dieſer Namen ihren Scharfſinn zu üben.

Wir können nicht verrathen, welche von dieſen Bieren, oder ob andere

mehr, der alte Herr von Blankenfelde seinen Osterfeiertagsgästen vorgesetzt, so viel aber steht fest, daß die Köpfe Vieler schon sehr erhitzt waren, als ein Diener den Junkherrn Albrecht abrief, den armen Junkherrn Albrecht, der an seines Oheims Tafel saß finster und schweigend, als sei er ein Fremder an diesem Tisch, an diesem Fest, als habe er kein Anrecht auf die Osterfreude.

Der arme Junkherr Albrecht hatte bei'm ersten Auftreten des falschen Waldemar einen der glühendsten Partisanen gemacht und seinen Glauben, der im Todhaß gegen Markgraf Ludwig den Bayer gestählt war, Vielen, Vielen eingeflößt; er war geritten, er war durch die Lande gezogen, und fürwahr in jenen Zeiten galt ein einzelner Mann was; Junkherr Albrecht von Blankenfelde hatte der Sache Markgraf Ludwig's ungeheuren Schaden gethan. Aber selbst diese rastlose Thätigkeit konnte den nagenden Schmerz in Albrecht's Brust nicht bewältigen; er fühlte, daß diese Art Rache ihm nicht genüge und ward immer unmuthiger und unzufriedener.

Wenn die Krieger beider Parteien auf einander trafen im Handgemenge, dann suchte Albrecht wohl das viereckige Banner Markgraf Ludwig's, aber er konnte sich nie bis zu demselben durchschlagen, der zweizipfligen Fähnlein, die zwischen ihm und dem markgräflichen Panier standen, waren zu viel. Auch ließ der Ritter Blankenfelde seinen armen Neffen nie aus den Augen und als er erfuhr, was derselbe für harte Anstrengungen mache, um in der Schlacht an Markgraf Ludwig zu kommen, da gab er ihm als höchstes Kriegsehrenamt die große Stadtfahne von Berlin zu tragen und nun war der Junkherr stets umringt von einer Schaar städtischer Krieger, die dem alten Ritter blind ergeben waren, und er selbst durfte das Panier der Stadt nicht unnöthig in Gefahr bringen.

Im Jahre 1349 wußte der alte Blankenfelde schon recht gut, wie übel es stehe mit der Sache des falschen Waldemar und der Partei der sächsischen und anhaltinischen Fürsten, denn er kannte die geheimen Verhandlungen Karl's IV. mit dem bayrischen Fürsten, er wußte, daß Kaiser Karl, um nur den Gegenkaiser los zu werden, den falschen Waldemar gern opfern würde; der alte kluge Diplomat sagte das seinem Brudersohn, aber der nahm's mit einem Gleichmuth auf, der Jedem unbegreiflich sein mußte, der zuvor den blinden Eifer gesehen, mit dem der Junkherr Partei genommen, aber

er hatte nimmer Partei genommen für Waldemar, ſondern nur Partei gegen Ludwig; Waldemar hatte ihm nicht geholfen zur Befriedigung ſeiner Rache, darum war er dem Junkherrn gleichgültig geworden. Der Geiſt des heißblutigen Mannes verirrte ſich immer mehr, Groll und tobende Rachſucht erſtickten nach und nach alle beſſern Mannesgefühle in ihm, er war entſchloſſen zu der Rache, zu der man zwar in jenen Zeiten auch in Deutſchland öfter griff, als ſo im Allgemeinen geglaubt werden mag, die aber doch dem deutſchen Sinn nicht eigen iſt; Junkherr Albrecht war entſchloſſen, durch Meuchelmord den Schimpf zu rächen, den ihm Markgraf Ludwig zugefügt, die Qualen wett zu machen durch Meuchelmord, die ihm des jungen Fürſten freventlicher Leichtſinn zugefügt.

Ob der greiſe Ohm das, was in dem Herzen ſeines unglücklichen Verwandten, den er wie einen Sohn liebte, vorging, geahnet und errathen, wir wiſſen's nicht, wohl aber wiſſen wir, daß der alte Herr den Junkherrn am Samstag Nachmittag nach Ryksdorf geſendet unter einem ſehr paſſenden Vorwande, dann aber ſich ſelbſt zu der unglücklichen Maria begeben hatte in das Erbhaus der Blankenfelde und dort in einem ſehr ernſten Geſpräch über zwei Stunden geblieben war.

Heute nun, da Albrecht grübelnd an ſeines Oheims Tiſche ſaß und in den Becher ſtierte, ohne daraus zu trinken, da nahete ſich ihm ein Diener der Blankenfelde und winkte ihm hinaus zur Thür des Saal's. Draußen aber an der Thür, da ſtand Mechthilde, die Gürtelmagd der jungen Blankenfelderin, die hatte ein ganz ſeltſames Geſicht und ſprach: „Geſtrenger Junkherr, wollt eilends heim kommen, unſere Frau trat vor einigen Augenblicken ſo plötzlich hervor aus ihrer Kammer, daß ich zum Tode erſchrak, ſah mich recht freundlich an und ſprach: mache dich auf, Mechthilde, und rufe mir meinen lieben Herrn Albrecht, ich habe mit ihm zu ſprechen und laſſe ihn ſehr bitten, zu mir zu kommen! ihr könnt euch denken, geſtrenger Junker, wie ich gelaufen bin, da ich ſolche Worte vernahm!"

Der Junkherr ſtarrte der Magd in's Angeſicht, als begreife er von alle dem kein Wort, ſo ſeltſam dünkte dem Manne die Kunde, daß ihn ſein Weib rufen laſſe; als ihm Mechthilde aber die Botſchaft zum zweiten Male geſagt, da faßte er ſich zuſammen und ſchritt eiligſt ſeiner Wohnung zu. Nur mit Mühe folgte die Magd ſeinem raſchen Schritt.

Herr Albrecht ſtieß die Thür ſeines Hauſes auf und ſprang mit zwei Sätzen über die ſchmalen Wendelſtiegen die Treppe hinauf, durcheilte das weite, etwas wüſte Vorgemach und öffnete athemlos ſchier die Thür zu Marien's Gemach, die ihm ſo lange verſchloſſen geweſen war.

Er blieb auf der Schwelle unter der Thür ſtehen, er trauete ſeinen Augen nicht — da ſtand Maria, Maria, ſeine ſchöne Maria, die ſchöne Blankenfelderin, und ſtreckte ihm ſüß lächelnd die weißen Hände entgegen, ganz ſo lieb und hold wie ſie einſt gethan, wenn er heimkehrte.

Junkherr Albrecht hatte all' die Jahre daher nur die in Buße und unſinniger Selbſtpeinigung hinſiechende Frau, und auch dieſe nur verſtohlen geſehen und nun ſtand die Geliebte ſeiner Jugend wieder vor ihm in ganzer Liebesherrlichkeit! Zwar war ihre Wange bleich geworden und das runde Antlitz hatte von ſeiner Fülle verloren, aber die alte Liebe leuchtete in den blauen Himmelsaugen und ſüßes unwiderſtehliches Lächeln ſpielte um die ſchmalen Lippen. Zwar trug Maria noch das ſchwarze Trauergewand, aber die ſtrahlend weiße Hand hatte nichts von ihrer Schönheit verloren.

„Albrecht!“ ſprach Maria leiſe und ſenkte ihren Blick, während ein leichte Röthe das blaſſe liebe Angeſicht holdſelig überflog.

Der Junkherr trat einen Schritt in's Zimmer nur und ſein Flammenblick loderte in all' der verhaltenen Liebesgluth empor.

„Albrecht!“ ſprach Maria zum zweiten Male und ſchau'te ſehnſüchtig zu dem Geliebten hinüber, da ließ dieſer den Mantel von den Schultern gleiten, ſchlang ſeine Arme brünſtig um den ſchlanken Leib Maria's und preßte die wiedergefundene Geliebte mit einem lauten Freudenrufe an ſein pochend Herz.

„Haſt du mir verziehen, Albrecht?“ flüſterte die ſchöne Blankenfelderin während ſie ihr Antlitz halb abgewandt an Albrecht's Schulter geſchmiegt hielt.

„Meine Maria!“

„Ich meine nicht jene Verirrung, Albrecht, oh! mein Herz war un blieb dein, nur mein armer Kopf war verwirrt und mein Sinn bethört durch Markgraf Ludwig's glattes Wort — nein, das haſt du mir längſt verziehen, ich will wiſſen, du ſollſt mir ſagen, daß du mir die langen Jahre voll Kummer verziehen, die ich dir bereitet habe durch die zweite Verirrung, i

die ich aus der erſten gefallen bin. Ach, Albrecht, nein, laß mich ſprechen, ich habe ja ſo lange nicht mit dir geſprochen — ſiehe, ich war ganz bethört, weil ich eine Thörin geweſen und eine eitle Närrin und darüber Gewiſſensbiſſe empfand, darum vernachläſſigte ich alle meine Pflichten gegen dich und ſuchte die Liebe zu dir in meinem Herzen zu erſticken, aber trotz aller Qual, trotz ſelbſtgemachter Pein, gelang es mir nur auf Stunden, ſie zu betäuben; immer wieder erſtand ſie neu und immer unglücklicher ward ich dadurch, denn mein Beichtprieſter predigte mir, daß alle irdiſche Liebe erlöſchen müſſe in mir, ehe ich Verzeihung meines Fehl's erlangen könne!"

„Verdammter Pfaffe" grollte Herr Albrecht, ſeinen Arm feſter noch um Maria's Leib ſchlingend, als fürchte er, daß er ihm auf's Neue könne entriſſen werden.

„Schilt ihn nicht" bat Maria „er that ſein Beſtes, aber laß uns Gott und ſeinen Heiligen danken, daß er den Ohm geſtern zu mir ſendete zur rechten Stunde und daß Er meinen thörigen Sinn erſchloß vor des weiſen Ohms klugem Spruch."

„Ich ſchelte ihn nicht, ich danke Gott und dem klugen alten Ohm" entgegnete Albrecht willfährig und koſeten ſie lange und innig, ſie hatten ſich ſo viel zu ſagen und ſie vernahmen nicht das Getöſe unten auf der Straße. Sie hörten nicht, wie Reiter eilig vom Spandauer Thor herein in die Stadt jagten, wie plötzlich ein wildes Geſchrei die feſttägliche Stille unterbrach.

Die Nothglocke auf dem Sanct Marienthurm wurde angeſchlagen, Albrecht und Maria vernahmen nichts davon, die Trompete wurde faſt vor dem Blankenfeld'ſchen Hauſe geblaſen, Herr Albrecht hörte nichts, obwohl er das Signal genau kannte, das die wehrhaften Bürger von Berlin zu ihren Fähnlein rief. Ein Erdbeben hätte Berlin verſchlingen können, es würde die ſchöne Blankenfelderin nicht aus den Armen ihres Gemahls geriſſen haben.

Da öffnete ſich die Thür zu Maria's Gemach und leicht geharniſcht trat der greiſe Ritter von Blankenfelde ein, das froheſte Lächeln überzog das alte feine Geſicht des klugen Staatsmannes, als er eine ſo glückliche Frau an der Bruſt eines ſo glücklichen Mannes ſah, aber die Pflicht war ſtets mächtig in ihm und ſeiner Städte Berlin und Köln Wohl ging dem greiſen Bürgermeiſter ſtets über ſein eigen Wohl und das ſeiner Familie.

„Zu deiner Fahne, mein Sohn Albrecht!“ rief er mit lauter Stimme und legte ſeine Hand auf des Junkherrn Schulter.

„Was giebt's?“ fragte der lächelnd in des Oheim's Geſicht blickend, ohne ſein Weib aus ſeinen Armen zu laſſen.

„Verzeih't, Herr Ohm“ flüſterte Maria verſchämt und ſuchte ſich ſanft loszuwinden, aber vergebens.

„Ich muß euch trennen, Kinder, doch nur auf kurze Zeit, wie ich hoffe; komm mein Sohn, Panierherr von Berlin und Köln, der König Waldemar zu Dänemark, der Fürſt der Wenden und der Gothen, liegt zu Felde wider unſre Städte, ſein Königsbanner mit dem rothen Kreuz im weißen Felde flattert im Abendwind, er will den Bären tanzen ſehen; hütet euch, Herr König zu Dänemark, der Bär von Berlin hat ſcharfe Klauen.“

„Die Dänen!“ der Dänenkönig vor dem Thor!“ drang der Ruf von der Spandauerſtraße vernehmlich herauf, „was Teufel, denkt der alte Blankenfelde, daß er den Dänen ſich vor unſern Thoren lagern läßt! hol' der Teufel den alten Blankenfelde, der alte Narr, wozu iſt er Bürgermeiſter? wozu haben wir ihn zum Bürgermeiſter gemacht, wenn er uns nicht ein Mal den Dänen vom Leibe halten kann? das iſt eine ſchöne Suppe, die er uns wieder mit ſeiner Weisheit eingebrockt hat!“ So ſchrie's draußen durcheinander.

Der alte Staatsmann lächelte fein, dann trat er an's Fenſter und rief mit lauter Stimme hinunter: „Heda, ihr Schreier, wenn ich euch eine Suppe eingebrockt habe, ſo laßt ſie hübſch kalt werden und hebt ſie auf, denn wenn der Dänenkönig die Städte belagert, ſo werdet ihr wohl bald nicht mehr viel zu eſſen und beißen haben! hört ihr?“

„Alle Wetter, der Alte hat's gehört!“ brummten die betroffenen Schreier und ſchlichen eilend von dannen.

So waren die Berliner damals ſchon, als die Dänen vor der Stadt lagen. —

## V.

Der Danebrog wehete wirklich vor den Thoren Berlin's und er wehete siegreich, denn König Waldemar hatte die Mecklenburger mit blutigen Köpfen heimgejagt, die Grafen von Lindow und Ruppin auf einige Zeit zur Ruhe gebracht und sein Erscheinen allein hatte die Pommernherzoge aus der Mark gescheucht, jetzt kam er an mit Heeresmacht, dem Spuk vom falschen Waldemar ein Ende zu machen und dem Könige zu Böheimb ein gar nicht lustig Lied zu blasen.

Markgraf Ludwig konnte stolz sein auf diesen dänischen Herrn Schwager, der ihm so rüstig von seinen Feinden half, obwohl Markgraf Ludwig's dänische Gemahlin längst verstorben war und er schon in zweiter Ehe, nicht eben sehr glücklich, vermählt war mit der mehr als liederlichen Frau Margaretha Maultasche, der gefürsteten Gräfin von Tyrol. So ganz großmüthig war indeß der dänische Helfer in der Noth doch nicht, alt dänisches Gelüsten hegte auch König Waldemar nach deutschem Land, in den Marken jedoch begnügte er sich mit deutschem Gelde, was er dazu anwendete, das in Nordalbingien erworbene Land desto fester zu binden an Kanut des Großen stolze Dänenkrone.

Am zweiten Osterfeiertage stand Herrn Waldemar's königlich Gezelt stattlich vor dem Spandauer Thor und die Gewalthaufen Dänemark's streiften rings um die Städte, deren Thore fest verschlossen, deren Mauern wohl besetzt waren.

Die zu Berlin und Köln hatten nicht allzu sehr Furcht vor dem Danebrog, seit sich der erste Schrecken gelegt, denn gegen einen Handstreich und einen Ueberfall waren die Städte hinlänglich fest und sicher und zu einer wirklichen Belagerung hatte König Waldemar nicht Zeit.

Man unterhandelte.

Der König zu Dänemark wollte die Stadt nicht allzu sehr treiben und hätte sich gern mit einer Summe Geldes abfinden lassen, der alte kluge Blankenfelde aber meinte, die böhmischen Groschen und Finkenaugen und alles Silber brandenburgischer Währung sei weit besser aufgehoben in den Truhen der Stadtkasse und im Säckel der Bürger seiner Städte, als in den Taschen der Dänen und darum sagte er zu den alten und neuen Rathmännern, die sich durch ein Stück Geld gern von der Molestirung befreit hätten: „Feste Männer von Berlin und Köln, laßt uns unser Geld behalten und traget geduldig die kleine Beschwerniß, dem gnädigen Herrn Könige zu Dänemark muß gar sehr daran gelegen sein, daß er unsere Städte nicht allzu sehr treibe, denn er weiß sehr wohl, daß er sie durch Drängen und Treiben nicht gewinnen wird für die Partei seines Schwähers, des Markgrafen Ludwig, und darum laßt uns zusehen, wie wir ihn mit Worten bezahlen, anstatt mit Silber."

„Weder gutes Geld, noch gute Worte will ich ihm gegönnt haben" meinte ein kriegerischer Rathmann „dafür aber desto mehr gute Schwertbiebe und Lanzenstöße!"

„Die wollt aufheben, mein Herr Naunyn" entgegnete der Blankenfelder abweisend „bis das Wohl der Städte Kriegsthaten verlangt, mäßigt euer Feuer, guter Herr!"

Die Rathmänner waren so gewohnt, unbedingtes Vertrauen in die Weisheit des Blankenfelders zu setzen, daß sie auch in diesem Falle einmüthig, auch der kriegerische Gebhardt Naunyn ergab sich darein, beschlossen, der Ritter von Blankenfelde solle auf seine Gefahr die Unterhandlungen mit dem Dänenkönige führen in Vollbord der Städte Berlin und Köln.

Zwar schalten die Berliner nicht wenig, als sie solchen Beschluß erfuhren und hatten das Maul gewaltig drüber und Jeder meinte, was der Blankenfelder könne, das könne er auch und schrieen, es wäre erschrecklich, was der alte Narr für einen Umstand mache mit den paar Dänen! Wenn man nur die lustigen Junggesellen aus dem Marienviertel allein aus dem Spandauer Thorpförtchen heraus einen Ausfall machen lassen wolle, so würde man sehen, daß es mit den Dänen ein wahres Possenspiel sei. So schalten und lärmten sie auf gut Berlinisch, danach aber gingen sie nach Hause und dach-

ten wiederum gut Berliniſch: iſt doch ein ganzer Mann, der Blankenfelder, auf den man ſich verlaſſen kann und ruhig ſchlafen, ſelbſt wenn die Dänen vor den Thoren ſtehen.

Am andern Morgen aber nach der Rathsſitzung, in welcher dem alten Blankenfelder Macht gegeben worden, mit dem Dänenkönige zu handeln in Vollbord der Städte Berlin und Köln, da ritt ein ſtattlicher Zug durch das Spandauer Thor, deſſen Zugbrücke gleich wieder aufgezogen wurde, als der letzte der Reiter ſie paſſirt.

An der Spitze dieſes Zuges ritt der Junkherr Albrecht von Blankenfelde ſtattlich in voller Rüſtung und neben ihm ritt in Sammet und in Seide die ſchöne Blankenfelderin auf einem Rößlein ſpaniſcher Zucht, gewohnt an zahmen Gang, denn der alte Blankenfelder hatte es jüngſt erkauft von dem hochwürdigen Abte zu Lehnin. Hinter dem ſo kürzlich wieder vereinigten Ehepaar ritt ein Schreiber der Rathmänner von Berlin und Köln, dann ein Trompeter und mehrere Reiſige, mit den Farben Berlins geſchmückt, ſchloſſen den Zug.

Herrn Albrecht war gar ſo leicht und wohl zu Muth und wenn er in das Geſicht ſeiner Blankenfelderin ſchaute, das eitel Morgenſonnenſchein war, dann hätte er immer hell aufjauchzen mögen, mit den Lerchen um die Wette, in den prachtvollen Frühlingsmorgen hinein. Und die ſchöne Blankenfelderin, die ſah ſo hold und glückſelig aus, daß ſie faſt ſchöner war wie der ſchöne Morgen. Die Scharlachkapuze rahmte das liebe Geſichtchen ſo zierlich ein, wie das Morgenroth den erſten Morgenſtrahl, und das Rößlein ſprang mit der ſchönen Laſt ſo munter neben dem gewaltigen Streitroſſe Herrn Albrecht's her, daß der ſtarknochige Gaul ſchier Luſt bekam zu tanzen und zu courbettiren, trotz ſeines ſchwer geharniſchten Reiters. Der Schreiber der Rathmänner ſelbſt, ſo ein faſt mürriſcher Patron geweſen ſein Leben lang, ſchaute weniger würdevoll drein und der Trompeter meinte zu den Wappnern: es ſei doch eine wahre Luſt, ein ſo blitzhübſches Weibsbild vor ſich herreiten zu ſehen im Morgenwinde.

So ritten ſie auf einem weit ausgefahrenen Wege hin über die Wieſen, bis ſie, nach einer Viertelſtunde etwa, von einem Poſten angerufen wurden und auch alsbald das däniſche Lager vor ſich ſahen.

Herr Albrecht mußte mit ſeinem Zuge hier eine feine Weile warten,

bis ein Ritter des Königs von Dänemark kam, der sie höflich empfing und zum Zelte des Königs geleitete. Sie ritten nun durch das dänische Läger und sahe Herr Albrecht alsbald, was für eine starke Macht hier versammelt war, denn überall sah er die viereckigen Paniere von Bannerherren ragen vor ganzen Reihen zweizipfliger Fähnlein und manch' wohlbekanntes Banner, manch' oft gesehenes Fähnlein aus dem lieben Lande Brandenburg war dabei. Waren doch Alle vom Adel, die dem Markgrafen Ludwig treu geblieben waren, dem Dänenkönige zugezogen, um den falschen Waldemar auszutreiben, dessen Sache verloren war, seit der zweizüngige Kaiser Karl sich seiner Partei begeben und mit den Bayern unterhandelte, um sich des Gegenkaisers Günther von Schwarzburg zu entledigen.

„Sieh, da ist Wichert von Rochow's Fähnlein" zeigte Albrecht seiner Dame „da, hier das Banner der edeln Gänse zu Putlitz, dort hat der tapfre Lippold von Bredow seine Fahne aufgepflanzt, dort die beiden Sterne sind Köhne Quitzow's Zeichen. Hier kommen wir an die Altmärker; das sind Alvenslebener; dort die blaue Fahne mit dem goldenen Kleeblatt drin auf dem silbernen Kreuz, das ist das Zeichen der Bismarcke, die von den alten heidnischen Wendenfürsten stammen in diesen Landen und hier schon lange vor unseres Heilandes Geburt Herrscher gewesen sein sollen!"

So erklärte Junkherr Albrecht seiner Blankenfelderin die Zeichen der kriegerischen Edelleute.

An den Zelten der märkischen Edelleute vorüber kam der kleine Zug zu dem Lager der überelbischen Vasallen des Dänenkönigs, den ritterlichen Herren aus Holstein und Wagrien; dann zu den Erdhütten, welche sich die Jütländischen Fußknechte, die keine Zelte hatten, aufgeworfen hatten, halb in, halb über der Erde. Endlich war mitten im Lager ein freier Platz, auf dem stand das königliche Gezelt Waldemar's von Dänemark und vor dem Zelte war der Danebrog, die dänische Reichsfahne mit dem rothen Kreuz in die Erde gepflanzt und vierundzwanzig Dänenritter hielten in voller Rüstung, die blanken Schwerter in der Hand, Wache dabei.

Hier hieß der dänische Officier, so ein Holsteinischer von Adel, Namens Ahlefeldt, gewesen, den Junkherrn Albrecht vom Roß steigen nebst seiner Dame und seiner Begleitung, den Trompeter und die Reisigen ließ er in ein

Dirnenzelt*) führen, er ſelbſt aber geleitete den von Blankenfelde, die Dame und den Schreiber zum Zelte des Königs, an deſſen Thür ein rieſenhafter Bär kurz angekettet lag.

Das war ein Liebling König Waldemar's, der Einzige unter allen von ſeinen Günſtlingen, der ihn noch nicht betrogen, wie der König ſelbſt zu ſcherzen pflegte.

In einer Abtheilung des Zeltes, in die man die Berliner treten ließ, wurden ſie von einem geiſtlichen Herrn in violetter Cappa empfangen, der gar fein und ſchlau ausſah, ſich ſehr höflich neigte und in gebrochenem Deutſch der ſchönen jungen Frau allerlei Artigkeiten ſagte, die wohl merken ließen, daß er in Wälſchland feinere Sitte gelernt, als dazumal heimiſch im Norden. Das aber war ein gar mächtiger Herr, der wohl merken ließ, daß königliches Geblüt in ſeinen Adern rolle, war ein Sohn König Chriſtoph's und einer ſchönen Gräfin Knuth aus der Buchen bewaldeten Inſel Seeland, hatte geiſtlich ſtudirt zu Paris, war ein Doctor der berühmten Sorbonne geworden und nunmehr Propſt zu Roeskilde.

Als dieſer ſeine geiſtliche Herr eine geraume Weile mühſam deutſch geſprochen, erbarmete ſich Herr Albrecht ſeiner und fragte ihn, ob der hochwürdige Vater in Gott nicht die Sprache der Kirche, die lateiniſche, reden wolle, denn obwohl er nur ein Laie ſei, ſo habe er doch ſo viel gelernt, um ſich mit ihm lateiniſch unterhalten zu können. Deß war der däniſche Herr abſonderlich froh und ging ihm das Zünglein noch zweimal ſo ſchnell, denn vor dem, ſo daß Herr Albrecht ihm nicht einmal eine Probe ablegen konnte, wie weit er es ſeinerſeits gebracht in der lateiniſchen Sprache, denn er kam gar nicht wieder zu Worten.

Auch Erfriſchungen ließ der geiſtliche Herr ſeinen Gäſten reichen: der ſchönen Frau ein goldenes Becherlein ſüßen ungariſchen Wein's, dem Junkherrn einen Humpen voll Würzbier, dem Schreiber aber ließ er gar nichts reichen, denn der war nicht vornehm genug, um von dem Prälaten beachtet zu werden, auch ſahen es die Geiſtlichen nicht gar gern, wenn Einer das

*) Dirnenzelte, die liederlichen Dirnen, die den Heeren haufenweiſe folgten, hielten gewöhnlich Schankwirthſchaften in den Lagern. Erſt viel ſpäter erhielten ſie den italieniſchen Namen der Marketenderinnen.

Schreiben lernte, ehe denn er die Weiben hatte und waren der Meinung, Leſen und Schreiben ſeien geiſtliche Künſte, ſo ein Laie eigentlich nicht treiben dürfe, ohne Erlaubniß der Geiſtlichkeit.

War auch im Allgemeinen ſo dazumal, waren ihrer nicht Viele, die leſen und ſchreiben konnten, ohne geiſtlich zu ſein, aber die klugen Herren im Rathe zu Berlin, die hatten ihre eigenen Anſichten; ſo gern ſie in die Kirche gehen, ſo fromm ſie auch ſonſt ſein mochten, in weltlichen Dingen mißtraueten ſie der Geiſtlichkeit auf eine oft gar nicht ehrerbietige Weiſe und darum ließen ſie ſtets einige Waiſenknaben, an denen in jenen gewaltthätigen Zeiten nimmer Mangel war, in allerlei Wiſſenſchaft unterrichten auf Koſten gemeiner Städte, auf daß ſie Schreiber hätten, die kein anderes Intereſſe zu verfolgen, denn das der Städte, die ihre Gutthäter und Erzieher geweſen.

Als der däniſche Reichsprälat noch mancherlei höfliche Reden gewechſelt mit dem Abgeordneten von Berlin und Köln, da wurde plötzlich ein Vorhang zurückgezogen und ein Ritter rief mit lauter Stimme: „Unſer gnädiger Herr König Waldemar will mit dem Sendboten von Berlin reden!“

Da nickte der Propſt von Roeskilde der ſchönen Blankenfelderin erſt gar anmuthig zu, darauf aber ergriff er die Hand des Junkherrn und führte ihn würdevoll in das Innere des Zeltes.

Der Vorhang fiel, die Dame war mit dem Schreiber allein, den die Nähe der ſchönen Dame nicht hinderte, gierig den Reſt des Würzbieres zu trinken, den Junkherr Albrecht in dem Humpen gelaſſen, darauf ſchimpfte er zwar halblaut nur, aber deſto grimmiger, auf das däniſche Lumpengeſindel, das geizig wie der Teufel und vorab auf das Pfaffenpack, das ſo voll Hochmuth ſei, daß es, er hoffe es noch zu erleben, nächſtens berſten werde.

Die Blankenfelderin mußte unwillkürlich über den tobenden Zorn des Schreibers lachen, was dieſer gewiß ſehr übel genommen haben würde, wenn ſie ihm nicht zugleich ihren noch faſt vollen Becher gereicht hätte.

Der Schreiber ſah die Dame groß an, als die ſchöne Frau aber mildiglich fragte: „mögt ihr mir nicht nachtrinken aus meinem Becher, Meiſter Erich?“ da riß er ihr den Goldbecher aus der Hand, ſtürzte ihn hinunter auf einen Zug und ſagte ſchmatzend und grinſend: „Iſt eitel Irrthum, ehr- und tugendſame Frau, iſt ein ſaurer ſchandbarer Wein geweſen, ſo euch der Dänenpfaffe credenzte, aber eure holdſeligen Lippen haben ihn berührt, und

da ist denn Malvasier daraus geworden, der mir außerordentlich wohl geschmeckt hat."

Als Meister Erich, der Schreiber, das gesagt, da erschrak er über sich selbst, daß er seine männliche Würde so weit vergessen, einer Frau schön zu thun, hüllte sich in seinen schäbigen schwarzen Mantel, drückte das Tintefaß, das in einer Kapsel von seinem Gürtel hing, überaus zärtlich an seine Brust und that einen schweren Fluch, daß er sich alsbalde, wenn er heimgekommen gen Berlin in sein Haus am Mühlendamme, in seine männliche Würde restituiren und seine Frau für die Artigkeit, die er der Blankenfelderin gesagt, tüchtig durchprügeln werde.

Meister Erich, der Schreiber, mochte bei diesem freundehelichen Gedanken ein grundverwünschtes Gesicht machen; Frau Maria mußte unwillkürlich lachen, lachen trotz der Nähe der dänischen Majestät — bitterböse sah sie der Schreiber an und je mehr die schöne Frau hier lachte, desto höher stieg die Zahl der Hiebe, die der erboste Schreiber seiner Ehewirthin daheim zudachte.

Die junge Frau von Blankenfelde verglich im Geist den Schreiber mit einem Pudel, der mit eingezogenem Schwanze knurrend den duftenden Braten verläßt, und mußte darob um so heftiger lachen, als plötzlich eine tiefe Stimme erklang, die ihr Lachen also unterbrach: „Ei, sein lustig immerdar, schöne Frau, grüß euch Gott in meinem Kriegsgezelt, in dem solch munteres Lachen wohl noch nicht vernommen wurde!"

Blutroth vor Schaam und vor Verlegenheit stand die schöne Blankenfelderin vor dem Manne, der diese Worte gesprochen hatte.

Das aber war Herr Waldemar, der Dänenkönig.

Als Maria aufschaute, da stand ein stattlicher Ritter vor ihr, der war in Silberstahl gehüllt vom Halse bis zu den Fußsohlen, darüber trug er statt des Mantels ein Bärenfell, gar weich gefüttert, aber sein Haupt war unbehelmt und sein Antlitz war sehr unschön, so zerrissen war's durch die zahlreichen Narben und Schmarren weniger, als durch die wüthenden Leidenschaften der Herrschsucht, der Trunksucht, der Wollust und der Grausamkeit.

„Verzeiht, Herr!" bat Maria von Blankenfelde leise.

„Verzeihung!" lachte Herr Waldemar „die will ich von euch, schöne Frau, ihr braucht die meine nicht!" und damit ergriff er die Hand der Blankenfelderin, zog sie etwas näher zu sich und küßte leicht ihre Wange.

Herr Waldemar verſtand ſich auf ſeine Ritterſitte und lebte ihr nach in ſeinen guten Stunden, das heißt am frühen Morgen, wenn er erſt ein Weniges an Wein und Meth zu ſich genommen.

Die gemeine Sage ging:

Herr Waldemar thut Morgens was er ſoll,
Mittags iſt er voll,
Nachmittags iſt er toll,
Abends aber ein Teufel:
Daran iſt gar kein Zweifel.

Höflich waren unſere Vorväter eben nicht in ihren Sprüchen, wie man ſieht, und ſchonten auch gekrönte Häupter nicht, doch muß man dabei nicht vergeſſen, daß das ein deutſcher Reimſpruch iſt und daß in jenen Zeiten die däniſchen Könige eigentlich nicht recht, wie man zu ſagen pflegt, für voll angeſehen wurden. In den Augen des Volkes hing dieſen nordiſchen Fürſten noch mehr oder minder Heidniſches an und war altes Chriſtenthum ſchon zu jedem Ehrenamte in den Städten erforderlich, ſo wurde der Nachweis deſſelben noch ſtrenger bei den Turnieren gefordert, bei den Ahnenproben und bei andern Gelegenheiten. War vielleicht Keiner von den zu Helm und Schild geborenen Edelleuten, die unter dem Danebrog zogen, der ſich nicht für edler gehalten hätte, als den König zu Dänemark.

Noch viel ſpäter galt die Fürſtlichkeit Dänemark's in deutſchen Ländern nicht weiter, als die Macht des Dänenkönigs reichte.

Jenen Spottvers mögen daher die deutſchen Vaſallen König Waldemar's aufgebracht haben, die eigentlichen Dänen aber reſpectvoller umgegangen ſein mit ihren Herren Königen.

Als Junkherr Albrecht den grimmigen Heidenkönig, ſo wurde der Dänenkönig vom frommen Volke oft noch genannt, alſo ritterlich gegen ſein Weib ſahe, da beruhigte er ſich, denn er war nicht wenig bange geweſen.

„An des Kaiſer's Hof alſo ſoll's gehen, edle Frau?“ fragte Waldemar.

„Gen Tangermünde, Herr König!“ entgegnete die Blankenfelderin noch immer unruhig, „ſo's euch gefällt!“

„Ja, Junkherr Albrecht“ lachte der Kriegsfürſt „wenn's eure ſchöne Hausfrau in unſer Belieben ſtellt, dann müßte ich ein Narr ſein, wenn ich ihr einen Geleitsbrief gäbe und ſie ziehen ließe an des Kaiſers Hof; nun, nun zieht die Stirne nicht kraus, iſt ja nur ein Scherz, brauche euren alten

Ohm, den liſtigen Fuchs, viel zu nöthig, als daß ich Unbill üben ſollte gegen ſeine Sippe, nun zieht mit Fabian und Sebaſtian, oder mit was für einen Heiligen ihr wollt und ſendet mir bald Botſchaft über meine Zuſammenkunft mit dem Kaiſer!"

„Es iſt That und Wahrheit nach ein Heide!" murrte Meiſter Erich, der Schreiber, als er den Dänenkönig ſo ebenaus reden hörte von den lieben Heiligen.

„Er iſt doch ſehr offenherzig!" dachte Junkherr Albrecht, als König Waldemar freimüthig geſtand, er werde das ſchöne Weib nicht ziehen laſſen, wenn er nicht den alten Blankenfelde gebraucht hätte.

Der Abſchied bot König Waldemar noch ein Mal willkommene Gelegenheit, die weiche Wange der ſchönen Blankenfelderin zu küſſen, dann grüßte er ſtolz und trat in ſein Gemach zurück. Der Propſt von Roeskilde aber ließ es ſich nicht nehmen, die Blankenfelderin, die ſichtlich eine Eroberung an dem feinen Prälaten gemacht hatte, bis zu ihrem Roſſe zu geleiten. Als ſie gingen, trat Junkherr Albrecht zu dem mißmüthigen Schreiber und ſprach leiſe: „Reitet heim, Meiſter Schreiber und ſagt meinem Ohm, dem edlen Herrn Paul von Blankenfelde, daß der Dänenkönig in die Zuſammenkunft mit dem Kaiſer gewilliget und daß er abziehen wolle von Berlin und Köln, ſonder Zahlung und Moleſtirung, ſobald er Kunde habe, wo er mit dem Kaiſer verhandeln ſolle. Merkt, Herr Paulus ſolle morgen Abend auf der Buſchmühle bei Frieſack ſein, dorthin werde ich in der Nacht Kunde ſenden, wohin er weiter geben müſſe. Merkt die Buſchmühle bei Frieſack und wiederholt mir noch ein Mal Alles, was ich euch geſagt habe, Meiſter Schreiber!"

Da ſchaute Meiſter Erich den Junkherrn zornig an und ſprach mit kaum unterdrücktem Grimme: „Geſtrenger Junker, es iſt das erſte Mal, daß ich in Geſchäften der Stadt mit euch reite, aber mit dem geſtrengen Ritter von Blankenfelde bin ich oft geritten, drei Mal zwei Dutzend Mal reichen nimmer; ich habe ſtets gehandelt, wie ein treuer Mann muß zu gemeiner Stadt Nutzen und Beſtem, was thut ihr mir den Schimpf an und wollt mir lectionem exterquiren wie ein Bachant ſeinem Schützen *)? geht, Junkherr,

*) Das Schulweſen war im vierzehnten Jahrhundert und noch ſpäter in einer gar eigenthümlichen Verfaſſung. Schulen befanden ſich bei den größern Stadtkirchen, Klöſtern

ich werde meine Botschaft ausrichten, Gott schütze euch und eure Ehewirthin auf der fernern Reise, behüt euch Gott!"

Damit bestieg der rauhe Gesell sein Pferd und ritt ohne weiteren Bruß im Trabe davon, unterwegs aber überlegte er reiflich, ob er sein Weib daheim für alle diese Unbillen mit dem Ochsenziemer, oder mit der bloßen Faust züchtigen solle. Einer alten Vorliebe für Austheilung von Ohrfeigen folgend, soll sich Meister Erich, der Schreiber, gegen den Ochsenziemer entschieden haben. Seine Botschaft hatte er übrigens sicher und schnell ausgerichtet bei dem alten Blankenfelde und seine Ehewirthin hatte bereits die ersten Ohrfeigen unter großem Geheul empfangen, ehe Junkherr Albrecht mit seiner Dame und dem reisigen Gefolge das dänische Lager verlassen.

und Domcapiteln, aber man muß dabei nicht an unsere Schulen denken. Einer der Geistlichen hatte die Leitung der Schulangelegenheiten und hieß deshalb Scholasticus, aber gemeiniglich bekümmerte er sich gar nicht um den Unterricht, sondern stellte, als seinen Vicar gleichsam, einen Lehrer an, der Rector scholae genannt wurde. War das nun ein Gelehrter von Namen, berühmt durch seine Lehrgabe, so hatte er Schüler; hatte er keinen Ruf, so hatte er auch keine Schüler. Die Schüler selbst zerfielen in zwei Klassen, in Pachanten und Schützen. Die Pachanten waren oft Männer schon, immer aber junge Menschen, die über 17 Jahre alt waren. Jüngere dürften selten gewesen; sie allein hatten Unterricht bei dem Scholasticus oder Rector scholae. Jeder Pachant aber hatte etliche jüngere Schüler um sich, die ihn durch Betteln oder Stehlen ernähren, ihn bedienen mußten und seine Sclaven sein, die er aber dafür dadurch belohnte, daß er ihnen seinerseits Unterricht ertheilte. Auf dem Boden des Schulhauses schliefen gewöhnlich die Schützen zusammen; die Pachanten miethelten sich zu zwei und drei in der Nachbarschaft des Schulhauses ein. Wechselte es den Pachanten auf einer Schule nicht mehr, so zogen sie mit ihren Schützen von dannen nach einer andern Schule. Unterwegs stahlen die Schützen auf dem Felde, bettelten bei den Bauern; in den Städten sangen sie vor den Thüren, bis sie den Unterhalt für ihre Pachanten erbettelt hatten, die sich gewöhnlich während dieser Zeit auf den Kirchhöfen lagerten. Kamen die Schützen von ihrem Bettelzuge zurück und hatten sie nicht genug erbettelt, so gab es exemplarische Prügel. Von den erbettelten Lebensmitteln aßen die Pachanten, was ihnen schmeckte, die Reste bekamen die Schützen, das erbettelte Geld vertranken sie in den Schänken, dann kamen sie zurück, ließen die Schützen ihre Lectionen, die in wenig mehr als Auswendiglernen der Kirchenfeste und ähnlichem Gedächtnißkram bestanden, aufsagen, prügelten sie dabei wieder tüchtig und schliefen dann mit ihnen auf dem Kirchhofe. Solche Pachanten mit ihren Schützen sah man im Sommer haufa durch Berlin ziehen, sie übernachteten meist auf dem Marienkirchhof. Niemand kümmerte sich weiter um sie. Die Berliner Schulen hatten im vierzehnten Jahrhundert gar keinen Ruf.

## VI.

Herr Paul von Blankenfelde, der kluge Bürgermeiſter von Berlin, hatte mit beſonderem Wohlgefallen die Botſchaft Meiſter Erich, des Schreibers, vernommen, denn er erſah aus derſelben, daß der Anfang zum Gelingen ſeiner wohl erſonnenen Pläne gemacht ſei.

Dieſe Pläne aber liefen auf nichts Anderes hinaus, als Berlin und Köln, ſeine Städte, wie der alte Herr gern und nicht ohne Stolz ſagte, aus all' den Fährlichkeiten, in denen ſie ſich durch die politiſchen Verwickelungen der Zeit befanden, nicht nur zu befreien, ſondern ihnen auch noch einen erklecklichen Vortheil zu ſichern.

Zuerſt hatte Herr Paulus dem Könige zu Dänemark vorſtellig machen laſſen, wie ſehr es im Vortheil ſeines Schwähers, des Markgrafen Ludwig ſein werde, wenn er die Städte Berlin und Köln, ſo bislang hartnäckig an der Sache Waldemar's gehalten, dieſem abwendig mache und für die bayriſche Partei gewinne. Gewinnen aber könne er die Städte nimmer durch Befehdung, ſondern nur durch Wohlwollen und Begünſtigung, deshalb möge er von Berlin abziehen und aufhören, die Städte durch ſein Kriegsvolk zu ängſtigen. Wenn der Herr König zu Dänemark ſolches thun wolle, ſo wolle Herr Paul Blankenfelde auch ſeinerſeits nicht nur Alles thun, die Städte für Markgraf Ludwig wieder zu gewinnen, ſondern er wolle auch den Kaiſer Karl zu einer perſönlichen Unterredung mit dem Dänenkönige bewegen, durch welche Unterredung der Streit ſchnell und friedlich könne zum Austrag kommen. An einem ſchnellen und friedlichen Austrag aber müſſe dem Markgrafen Ludwig ſowohl, als dem Dänenkönige, ſehr gelegen ſein, denn beide wüßten wohl, daß der Gegenkönig Günther von Schwarzburg auf dem Punkte ſtehe, ſich mit Kaiſer Karl zu einigen; je geringer aber Kaiſer Karl's

Furcht vor dem Gegenkönig und der bayrischen Partei, deſto ſchlechter auch die Vortheile, die Markgraf Ludwig, insbeſondere aber der Herr König zu Dänemark aus dem Frieden ziehen möchten.

Das war die berechnende ſtädtiſche Politik des klugen Blankenfelders, und er rechnete richtig, denn wir ſahen ſchon, wie ſchnell der Dänenkönig ſich bereit finden ließ, in dieſen Plan einzugehen.

Aber der alte Blankenfelde rechnete weiter, er mußte Markgraf Ludwig gewinnen durch den Dänenkönig; den Kaiſer Karl ſelbſt mußte er auch gewinnen und zwar vorläufig nicht für die Städte, ſondern nur für ſich; er wollte den Unterhändler machen zwiſchen der Partei des falſchen Waldemar und der des Markgrafen Ludwig, den Unterhändler nicht nur, ſondern den Schiedsrichter; mit einem Wort, er wollte Berlin und Köln in eine Stellung bringen, in der dieſe Städte nicht genöthigt waren, Partei zu nehmen, ſondern einen Platz über den Parteien, oder doch wenigſtens außerhalb der Parteien, zu behaupten im Stande waren.

Welche unermeßlichen Vortheile das Gelingen dieſes Planes den Städten bringen mußte, iſt leicht einzuſehen.

Deßhalb ſendete der alte kluge Herr ſeinen Bruderſohn vom Markgrafen zum Kaiſer und ließ dem Kaiſer zeigen, wie groß die Macht ſeiner Gegner und welches Gewicht in die Waagſchaale die Städte Berlin und Köln werfen würden; wie er, Blankenfelde, aber vermitteln wolle einen guten Frieden.

Es war noch ein Nebengrund, warum der alte Herr den Junkherrn Albrecht ſendete, und zwar mit ſeinem Weibe — er wollte die Mäuler der Berliner ſtumm machen, die ſonſt wohl Wochen lang kein ander Geſpräch geführt haben würden, als wie ſich Junkherr Albrecht verſöhnt hätte mit der ſchönen Blankenfelderin, und andere Dinge derartig; Herr Paulus hatte es nicht allzu gern, wenn die Glieder guter Familie in den Mäulern der Leute waren.

So dachten die Meiſten, Junkherr Albrecht habe die günſtige Gelegenheit benutzt, um ſein reumüthiges Weib in ein fremdes Kloſter zu bringen.

Am Morgen des Tages, nachdem Albrecht Berlin verlaſſen, berichteten die Späher, daß der König ſein Lager über Nacht abgebrochen habe und davon gezogen ſei in aller Stille. Als ſich Herr Paul von Blankenfelde

um 10 Uhr Vormittags nach dem Rathhause, das beide Städte gemeinsam auf der Poststraße, in der Nähe der Langen Brücke, hatten, begeben wollte, wurde er auf der Straße von allerlei Volk beglückwünscht, und lächelnd empfing er den Dank der Rathmänner oben in der Rathsstube, daß er ihre Städte befreit hätte vom Dänen ohne Geld und ohne Krieg.

Stattlich saß der würdige alte Herr in seinem Stuhl, plötzlich aber sank sein Haupt nieder auf die Brust, und als ihn die Rathmänner anredeten, da antwortete er nicht; er war verschieden.

Wie Ritter Paul von Blankenfelde in seinem Beruf gelebt sein langes Leben lang, so war er auch in seinem Beruf gestorben; vom Stuhl des Bürgermeisters ab hatte ihn Gott gerufen in sein ewiges Himmelreich.

Als die Nachricht von dem plötzlichen Tode des alten Herrn in den Städten bekannt wurde, da erscholl großes Wehklagen, denn Paul von Blankenfelde war ein wahrer Vater seiner Städte gewesen und insbesondere ein Freund der Armuth. Die Berliner aber, so viel sie sonst auch schalten und ein los Maul haben über die Männer, die am Regiment sind, haben doch ein dankbares Gemüth eigentlich und halten ihre großen Männer in treuem Gedächtniß. Noch Jahre lang hieß es zu Berlin und Köln von einem tüchtigen Manne: das ist ja ein halber Blankenfelde! und trauernd klagten sie in ihren Nöthen, wenn sich die Rathmänner nicht zu helfen wußten: wo ist ein Blankenfelde! und hatte Einer einen gescheuten Streich ausgeführt, so riefen sie: er hat's gemacht, wie der alte Blankenfelde, als die Dänen vor Berlin waren!"

An dem selbigen Tage, da der alte Ritter zu Berlin verstorben war, wurde es gegen Abend plötzlich gar lebhaft um die sonst so einsame Buschmühle bei Friesack. Zwei altmärkische, oder, wie sie auch genannt wurden, übereibische Edelleute, Gerke von Alvensleben und Dietrich von der Schulenburg, waren angekommen und hatten die Buschmühle ringsum in weitem Kreise von ihren Reisigen besetzen lassen.

Das war Kaiserlich Volk, das die genannten Hauptleute des Kaisers geworben hatten zu seinem Dienst in der Altmark. Dem Buschmüller mit seinem Weib und seinem Knecht war sofort der Stall angewiesen worden zur Wohnung für die nächsten Stunden, und die Räume der Mühle selbst waren

raſch gereinigt, mit Teppichen belegt und gezieret worden, nach Kräften, ſo gut es gehen wollte.

Die Sonne war noch nicht ganz hinunter, da kam eine ſtarke Schaar, von Frieſack her, auf die Mühle zu geritten, und als ſie vor der Mühle hielt, da ſprang der Ritter Hinko Birken von der Duba, ein großer böhmiſcher Vaſall, vom Roß und hielt dem Kaiſer Karl gar ſittig den Steigbügel. Das ſah Kaiſer Karl mit großem Wohlgefallen, denn er war ein Freund ſeiner Sitten, die er lieb gewonnen in Wälſchland und zu Paris, wo er in ſeiner Jugend geweſen.

Der Kaiſer war ein ſchlanker Herr, der gar gutmüthig drein ſchaute und für deſſen Verſtand man eben nicht viel geboten hätte bei dem erſten Anſehen, er hatte es inwendig. Fröſtelnd hüllte ſich die Majeſtät in den von großen Perlen dicht beſetzten Pelz, den er eben erſt wieder eingelöſet hatte von den Grafen zu Anhalt, an die er ihn zwei Jahre verſetzt hatte für 1000 Schock böhmiſche Groſchen.

„Wie, noch Niemand hier von der andern Seite?“ fragte Kaiſer Karl halb verwundert.

„Nein, noch Niemand, Herr Kaiſer!“ entgegnete Achim von Bredow treuherzig.

„Des Kaiſers Majeſtät kommen immer zuerſt, danach die Andern!“ bemerkte Hinko Birken von der Duba höfiſch.

Kaiſer Karl lächelte und wollte eben in die Mühle treten, als die Meiſigen des von Alvensleben einen Boten brachten, der von Berlin gekommen. Der Bote hatte ein Schreiben an den Junkherrn Albrecht von Blankenfelde; der Kaiſer nahm es ihm ab und fragte mißtrauiſch, wie er immer war: „nun, wo iſt der feſte Ritter von Blankenfelde?“

„Der iſt geſtorben, Herr“, rief der Bote, der den Kaiſer nicht kannte, „heut Morgen, und ich bin acht Stunden in einem Zuge geritten, um dem Junkherrn die böſe Kunde zu bringen.“

Kaiſer Karl hatte aus guten Gründen den Junkherrn nicht mit ſich gebracht, er fragte nun den Boten mit meiſterhafter Gewandtheit aus und hatte kaum ſein Verhör geendet, als ein Trompetenſtoß ertönte aus dem Walde.

„Führt Herrn Waldemar zu uns!“ ſprach der Kaiſer und ging in die Mühle.

In der That verkündete der Trompetenſtoß die Ankunft des Dänenkönigs. Es war ſchon faſt dunkel, als Herr Waldemar vor der Mühle vom Roß ſtieg.

Soll eine ſcharfe Unterredung geweſen ſein in der Buſchmühle, zumal am Anfang, wo der Dänenkönig den Herrn Kaiſer gar trotzig gefragt haben ſoll, wie er es verantworten wolle jetzt und dereinſt, daß er einen Knecht anerkannt als einen Fürſten des heiligen Reich's und ihm die brandenburgiſchen Reichslehen aufgetragen habe. Doch ſchloß die Unterredung friedlich und als Freunde trennten ſich beide Fürſten.

Von dem Tage ab war die Sache der Anhaltiner in den brandenburgiſchen Landen ganz verloren. Die Herzoge von Sachſen und die Grafen von Anhalt ſahen es ſelbſt ein, daß ſie nichts vermöchten ohne den Kaiſer, und ſo ließen ſie den falſchen Waldemar einen letzten Brief aufſetzen an die Städte und Stände, die ihm angehangen. In dieſem Brief entläßt der falſche Waldemar die Städte und Stände des ihm geleiſteten Eides.

Aber das ging ſo leicht nicht mit dem ſtarren märkiſchen Volke, noch 1350 baten funfzehn märkiſche Städte, und darunter Berlin und Brandenburg, bei Kaiſer und Reich, man möge ſie belaſſen bei Markgraf Waldemar, der ihr ächter und rechter Herr, und einzelne Städte, wie Görtzke und Brandenburg, mußte dieſer falſche Waldemar perſönlich ihres Eides entbinden. Jahre, Jahrhunderte vergingen, noch heut glauben ſelbſt feſte Hiſtoriker noch, daß der ſogenannte falſche Waldemar wirklich der große Markgraf Waldemar geweſen ſei; ſo ſtarr und feſt hat das märkiſche Volk den Glauben gehalten.

Uebrigens ſtarb der Müller Rehbock in ſeinem hohen Alter zu Deſſau, bis an ſein Ende als Fürſt geehrt und als Fürſt beerdigt. Wenn man übrigens daraus auf ſeine Aechtheit ſchließen will, ſo iſt das falſch; die Grafen zu Anhalt und Herzoge zu Sachſen mußten den Mann, den ſie vor Kaiſer und Reich für ihren Oheim und den wahren Waldemar anerkannt, deſſen Aechtheit ſie feierlich beſchworen, bis zu ſeinem Tode und bis zu ihrem Tode als ächten Fürſten anerkennen, wenn ſie ſich nicht ſelbſt für Betrüger und Meineidige erklären wollten.

Der Rath zu Berlin ſetzte übrigens Paul Blankenfelde's kluge Politik fort und errang reiche Gaben, kräftige Privilegien und Vorrechte mancherlei, bis er ſich Markgraf Ludwig wieder unterwarf.

Herr Albrecht von Blankenfelde wurde ein berühmter Mann in Rath und That an Kaiſer Karl's Hofe; ſein Gemahl, die ſchöne Blankenfelderin, ſtarb zu Lübeck, als Kaiſer Karl daſelbſt einen Fürſtentag hielt, und ward daſelbſt begraben. Herr Albrecht iſt zu Berlin geſtorben und ſeine und Maria's Kinder haben das Geſchlecht der Blankenfelde noch lange fortgeſetzt, und zwar meiſt in hohen Ehren.

# Markgraf Jobſt von Mährenland.

Es ſteht geſchrieben: „wen der HErr lieb hat, den züchtigt Er.“ Darum auch iſt dieſes unſer theures Land, die brandenburgiſche Mark, alſo ſchwer heimgeſuchet worden von allerlei Trübniß, Krieg, Hunger, Peſtilenz, Aufruhr und ſchlimmer Ketzerei durch das ganze vierzehnte Saeculum und in dieſes fünfzehnte hinein, bis ihm ein ſtarker Hirt und Helfer iſt erwecket worden.

War's doch, als wär' aller Segen gewichen von dieſen guten Ländern zwiſchen Elbe und Oder, ſeit ſie den letzten Ascanier begruben mit ſeinem Wappenſchilde; müheten ſich vergeblich die zierlichen Herren aus dem bayriſchen Fürſtenhauſe, die Lande wieder empor zu bringen aus der gräulichen Wirrniß, in die ſie durch den falſchen Waldemar gerathen. Frauenhuld gewannen ſie genug, mehr als manchem frommen Märker lieb war und manchen Dank dazu im Ringelſtechen und auch ſonſt im Turnei, aber wie ſie Land und Volk wohl regierten, das wußten ſie nicht, waren dem Märker fremd und blieben es, und grämten ſich nicht Zehn bei uns, als ſie das Land verließen, gegen ſtattliche Bezahlung vom Könige zu Böheimb, Carolo Quarto, dem ausbundig-klugen Herrn.

Schien's im Anfang auch, als würde es den Landen etwas beſſer gehen unter den Lützelburgern, denn die Böhmenprinzen Wenzel und Sigismund, die ihnen zu Markgrafen geſetzet wurden von Kaiſer und Reichs wegen, waren noch gar junge Herrlein, und führte der große Kaiſer Karl, ihr Herr Vater, die Vormundſchaft über ſie nicht ohne Weisheit. Baute ſich auch ein gar feines Schlößlein bei Alt-Angermünde, das ſie Tangermünde heißen, und reſidirte daſelbſt viel und gern; gab ſich Mühe um das Land, ſorgte ſich um den Frieden, den Vater des Reichthums und der guten Sitte,

hatte aber nicht allzu lang Beſtand, denn da die jungen Prinzen Wenzel und Sigismund zu ihren Jahren kamen und der Kaiſer abgeſchieden war von dieſer Erde, da wandelten ſie nicht in den Wegen ihres weiſen Vaters, ſondern handelten nach ihrem Gelüſten mehr, denn großen Fürſten anſtändig und ihren Völkern zuträglich.

Wollen hier nicht erörtern, was ſie gethan an ihren böhmiſchen und hungariſchen Kronen, oder am heil. römiſchen Reich deutſcher Nation, obwohl auch da des Rühmens nicht viel ſein dürfte; wollen nur bemerken, daß ſie unſer theures Land, die brandenburgiſche Mark, nicht behandelt haben als Landesväter, ſondern als wahrhaftige Stiefväter, wo nicht gar als Rabenväter.

Ließen darin ſchalten und walten Jeden, der wollte, nach Gutdünken, ſorgten ſchlecht für Recht und Gerechtigkeit, hielten den Frieden nimmer aufrecht, ſahen dem Verfall der Sitten, der Kirche, der Wiſſenſchaft, der Handelſchaft und des Gewerbfleißes ruhig zu und beſchäftigten ſich mit dem unglücklichen Lande nur, um große Summen Geldes daraus zu preſſen und es nur noch unglücklicher zu machen.

Das macht, ſie hatten kein Herz zu dem Lande; was frägt der Böhme danach, ob es dem Brandenburger wohl geht, oder ob er verkommen muß im Elend? und Markgraf Wenzel war Böhmenkönig, wie Markgraf Sigismund hungariſcher König war. Den einſt ſo ſtolzen Namen der Markgrafen von Brandenburg, den führten ſie nimmer mit Ehren.

Als ſie nun ein Mal ein großes Stück Geld brauchten und doch ihre Truhen ſo leer waren, wie der Sack des Bettlers in Polen, da verpfändeten ſie dieſes unſer gutes Land Brandenburg für eine namhafte Summe an ihren Vetter Markgraf Jobſten von Mährenland; ſo in Verachtung gefallen war der ſtolzen Ascanier brandenburgiſcher Fürſtenhut, daß er verſchachert ward von Fremden an Fremde um Gold und Silber!

Markgraf Jobſt von Mährenland war nicht beſſer, als ſeine Herren Vettern, die Kaiſer und Könige Wenzel und Sigismund, wenn gleich man auch nicht ſagen darf, daß er ſchlechter als ſie geweſen; auch er kümmerte ſich um nichts und kam nur herab zu uns, wenn er Geld erpreſſen wollte von den Ständen der Marken. Doch that er ein Gutes, was man auch nicht verſchweigen ſoll, er ſetzte Einen von Alvensleben als Landhaupt-

mann in die alte Mark und den edeln Lippold von Bredow, den ſetzte er als Hauptmann in die neue Mark, die Churmark. So waren die Lande doch nicht ganz unter der Hand der Fremden.

In ſo ſchlimmer Zeit mußte Jeder zuſehen, wie er ſich ſelbſt half, und die Städte ſahen abſonderlich ſcharf zu, wie ſie durchkämen, denn auf ſie hatten's Fürſten und Edle immer, weil ſie Geld häuften durch Handelſchaft und Gewerbfleiß.

Wohl galt dazumal zumeiſt der ſtärkſte Arm und das längſte Schwert, aber ein anſchlägiger Kopf und baares Geld hatten doch auch ihren Werth und die Städte in den Marken haben viel geſchafft damit und würden auch noch weiter gekommen ſein, hätten die Fürſten nicht zugegriffen und es verſtanden, ſich die vollen Säckel und klugen Köpfe der Städter eben ſo unterthänig zu machen, wie die Heldenherzen und langen Schwerter der Edelleute.

Nun es war ganz zu Anfang dieſes Jahrhunderts, Herr Friedrich von Nürnberg, unſer gnädigſter Herr Churfürſt, waren noch nicht im Lande als ein Helfer und Retter erſchienen, da begab es ſich, daß unſer Pfandherr, Markgraf Jobſt von Mähren land, herab kam gen Berlin und im hohen Hauſe abſtieg auf der Kloſterſtraße. Verſpürte wieder jämmerlichen Geldmangel der alte Herr in allen ſeinen Taſchen und gedachte ſie zu füllen in unſerm armen Lande, berief darum auch ſchleunig den Landhauptmann Lippold von Bredow zu ſich, der auf Schloß Kremmen wohnte, der ſollte ihm zu Gelde helfen. Herr Lippold von Bredow war ein ſchlagfertiger Herr von derber Sitte und gutem Leumund, von Geldſachen indeß verſtand er den Teufel nichts, wie man zu ſagen pflegt, und Markgraf Jobſt, den ſie dazumal überall als einen ausbündig Schlauen anprieſen, der wußte auch weiter nichts, als die landesherrlichen Einnahmen und Schlöſſer zu verpfänden und zu verkaufen an die, ſo Geld hatten. War eine überaus armſelige Staatsweisheit, die der Henne, welche goldene Eier legt, den Hals umdreht, um eine dünne Hühnerbrühe ſpeiſen zu können. Während nun Markgraf Jobſt von Mähren land und Herr Lippold von Bredow auf dem hohen Hauſe zuſammen ſaßen und in den langen Tabellen vergeblich ſuchten nach Ortheden, Zöllen und Schlöſſern, die ſie noch verkaufen und verpfänden könnten, da ſaß ein Berliner Bürger in ſeinem Hauſe auf der Jürgenſtraße, gleich an der andern Ecke der Kloſterſtraße, der hätte Markgraf Jobſten das

mühſame Suchen ſparen können, wenn er gewollt hätte, denn er hatte deſſen faſt zu viel, was der Markgraf zu wenig. Dieſer reiche Bürger war der Huf- und Waffenſchmied Hüner Meinecke, der warf die klingelnden Finkenaugen und die gelben Rabenducaten zu eben der Stunde verdrießlich in ſeine Truhe händeweiſe, als Markgraf Jobſt von Mährenland und der edle Lippold von Bredow gar ängſtlich vor den ſtaubigen Pergamenten ſaßen und nach einem Pfande ſuchten, auf das ſie Geld erheben möchten. Wie ſie ſo gar ängſtlich ſaßen, denn es war Noth am Mann, weil nicht nur der Markgraf bedürftig war, ſondern ſeine Hauptleute auch, da meldete der Diener Einer den hochwürdigen Herren Ortwyn, der dazumal Propſt geweſen in Berlin.

Markgraf Jobſt, ein kleiner, alter, mehr als gebührlich, abgemagerter Herr, der in einem grünen, mit Peiz beſetzten, Sammetmantel eingewickelt war, erhob ſich alsbald ein Weniges von ſeinem breiten Seſſel und ſtreckte dem eintretenden Geiſtlichen ſein altes Geſicht entgegen, von dem man wenig mehr ſah, als den kahlen, weißen Schädel, die Spitze der krummen, großen Naſe und die grünlich blitzenden kleinen Augen, weil ein mächtiger weißer Bart alles überwachſen hatte und zeterte mit ſeiner ſcharfen Stimme: „Eh! da ſind wir, Herr Ortwyn, wollt ihr uns ſagen, wie wir zu einem kleinen Gelde kommen, der Noth dieſes Landes abzuhelfen und unſerer eigenen Armuth?“

Der Prieſter verneigte ſich, ertheilte dem Markgrafen ſeinen Segen, aber, obwohl er's gethan, ſo kurz als es ein Chriſtenprieſter nur vermag, ſo war's dem weltlichen Herrn doch viel zu lange, und mürriſch ſchrie er: „laßt doch das, Herr Ortwyn, und ſagt mir, ob ihr Rath wißt in dieſer Noth!“

„Die Stände des Landes“ entgegnete Herr Ortwyn bedächtig, „dürften ſchwerlich zum zweiten Male geſonnen ſein, euch einen gemeinen Pfennig zu bewilligen, Herr Markgraf, da ihr das letzte Mal die Erträgniß des gemeinen Pfennig's nicht, wie beſchloſſen worden war, zur Einlöſung der verpfändeten landesherrlichen Gefälle benutzt habt, ſondern euch außer Landes gewendet damit.“

„Eh“ ſagte Markgraf Jobſt und lachte halb, „braucht mir das nicht zu ſagen, weiß ſchon, hätte ich nur die geringſte Ausſicht, daß mir das Stück-

lein noch ein Mal gelingen würde, ich würde es probiren, aber so — was wißt ihr weiter?"

„Nichts, Herr Markgraf!"

„Und weshalb seid ihr hier her gekommen, eh!" fragte Jobst ärgerlich, „wer will bei uns was, wenn er nicht Geld bringt, eh!"

Jetzt erhob sich der Landhauptmann Lippold von Bredow, eine Riesenfigur, und sprach, auf sein Schwert gestützt, also: „Hochwürdiger Herr, wißt ihr nicht einen von den Bürgern dieser guten Städte Berlin und Köln, der uns ein Geld zahlte, wenn wir zwei, der Herr Markgraf und ich, uns verbürgten für die Wiederzahlung?"

„Nein, edler Bredow" antwortete Herr Ortwyn, ohne sich zu besinnen, „ihr wißt so gut, als ich, daß der Berliner nicht ohne Pfand borgt."

Verdrießlich verabschiedete sich der Landhauptmann.

Als sich die Thür hinter ihm geschlossen, sah der Markgraf den Propst von der Seite an und sprach: „nun, ihr geht nicht, eh?"

Große Höflichkeit war, wie man sieht, der Fehler des Markgrafen Jobst von Mähren land nicht. Propst Ortwyn aber schien dieser unfreundlichen Weise nicht unkundig, er sah den Markgrafen eine Weile scharf an, dann sprach er: „Herr Markgraf Jobst, wollt ihr mal ein gutes Werk thun und zwei Menschen glücklich machen?"

Jobst sah den Priester so seltsam an, daß dieser fast lachen mußte; es lag in dem ausbündig schlauen Gesicht eine so naive Verwunderung über das Verlangen, daß er, der schlaue Markgraf Jobst, ein gutes Werk thun und Menschen, und zwar gleich zwei auf ein Mal, glücklich machen sollte, und wirklich machte die Frage des Geistlichen den Fürsten so stutzig, daß er nichts zu antworten vermochte, als ein zweifelvolles: „Eh!" Der Propst aber fuhr mit einer Mischung von geistlicher Salbung und staatsmännischer Feinheit fort: „wollt nicht außer Erwägung lassen, Herr Markgraf Jobst, daß der allmächtige Gott immer noch viel klüger ist, als der schlaueste Teufel; gut handeln, heißt klug handeln, und wer weiß, ob das gute Werk, was ich euch zu thun bitte, euch nicht eher zu einem Stück Geld hilft, als alle Winkelzüge, die ihr mit den Ständen dieses Landes vorhabt!"

„Eh!" sagte Markgraf Jobst, aber mit ganz anderer Betonung, als vorher, dann faßte er mit seinen dürren, schmutzigen Fingern die feine, weiße,

fleiſchige und beringte Hand des Herrn Ortwyn und krächzte: „eh! wie viel ſoll ich Geld haben für das gute Werk und die zwei glücklich gemachten Leute, eh!“

Es zog ein Zug tiefſter Verachtung über das friſche, geiſtvolle Geſicht des Prieſters, es funkelte etwas von mächtiger Selbſtachtung in dem blauen Auge Ortwyn's, er war ein Plebejer ſeiner Abkunft nach, aber er blickte ſtolz nieder auf den Fürſten, der mit einem Fuß ſchon im Grabe, ſich als einen ſo jämmerlichen Knecht der Geldgier zeigte. Doch einen Moment nur war dieſer Zug im Angeſicht des Geiſtlichen ſichtbar, dann nahm es ſeinen gewöhnlichen Zug heiterer Milde wieder an und lächelnd, aber auch halblauernd fragte er: „was meint ihr, Herr Markgraf zu fünftauſend Schock böhmiſcher Groſchen?“

Kerzengrade richtete ſich die von Alter gebeugte Geſtalt des Markgrafen auf, als er eine ſolche Summe nennen hörte. „Dafür, dafür“ keuchte er heiſer, „dafür thue ich zwei gute Werke und mache drei Menſchen glücklich; „das heißt“ ſetzte er mißtrauiſch-vorſichtig einen Augenblick ſpäter hinzu, „ich muß erſt wiſſen, was ihr wollt; ſeh't, es giebt gute Werke, eh! die, eh! fünftauſend Schock Böhmen, eh! nun werdet ihr mir endlich ſagen, was ihr für die fünftauſend Schock Böhmen von mir wollt?“

Der Prieſter verlor nicht einen Augenblick die Ruhe; das lauernde, abſpringende Weſn des Markgrafen machte nicht den geringſten Eindruck auf ihn, kalt verſetzte er: „Wendet euch an unſern Herrn, den Kaiſer, daß er der Jungfrau Emerentia Meinecke einen Freibrief giebt und ſie zu einer Edeln macht mit ihrer Sippe, dann habt ihr ein gutes Werk gethan und zwei Menſchen glücklich gemacht und bekommt 5000 Schock Böhmiſcher Groſchen!“

Der Markgraf ſah den Prieſter mißtrauiſch an und fragte: „iſt das Alles?“

„Es iſt Alles!“

„Eh!“ meinte der Markgraf „und wenn ich's thu', wenn ich an Wenzel ſchreibe und wenn ich einen Freibrief bekomme und die Sippſchaft der Jungfer edel wird, wer ſteht mir für mein Geld!“

„Der Propſt zu St. Nicolaus und St. Marien in Berlin!“ entgegnete der Prieſter ſtolz.

„Eh, wollt ihr mir eine Schrift darauf geben?“ meinte der Markgraf, doch ließ er den Propſt nicht antworten, ſondern ſetzte hinzu: „nein! ihr ſeid anders, als andere Prieſter, Herr Ortwyn, von euch brauche ich nichts Schriftliches, der alte Jobſt kennt ſeine Leute gut, aber ſeht, ein Reitender nach Prag braucht mindeſtens zweiundzwanzig Tage hin und zurück, die Zehrung für ihn ſollt ihr mir gut thun über die 5000 Schock; Eh!“

„Herr Markgraf“ ſagte der Propſt jetzt, „es ſollen euch die Zehrungskoſten gut gethan werden, aber, ich ſage euch vorher, das gute Werk, was ihr euch vorgenommen, wird euch doch ſo leicht nicht werden, als ihr denkt. Ich will euch nichts verhehlen, Herr Haſſe von Bredow auf Markau, des Herrn Lippold zweiter Sohn, freit um Jungfer Emerentia, Herr Lippold aber hat ihm ſolches Werben unterſagt und würde ſolchem Werben auch entgegen ſein, wenn die Jungfrau Emerentia edel würde, obwohl er dann, an ſein Ritterwort gebunden, nachgeben müßte, denn er hat zu ſeinem Sohn geſagt: „bei meinem Eid, du ſollſt die Dirne nicht zu deinem Eheweibe nehmen, es ſei denn, daß ſie und ihre Sippſchaft adlig würden über Nacht!“

Der Markgraf lächelte luſtig und meinte, „das Alles habe gar nichts zu ſagen, die 5000 Schock Groſchen wären ſein, wenn er den Adelsbrief abliefere; ob nun Herr Lippold ſpäter ſeine Einwilligung zu der Ehe geben wolle, oder nicht, das wäre nicht ſeine Sache, wolle indeß Propſt Ortwyn noch eine kleine Summe, ſo ein 200 Schock, oder etwas ähnliches zulegen, ſo wolle er, der Markgraf, es ſchon ausmachen mit dem Herrn Lippold, daß Herr Haſſe von Bredow zu ſeiner Frau Emerentia käme. Damit entließ Markgraf Jobſt von Mährenland den Propſt von Berlin, und der war kaum die Kloſterſtraße hinunter, um der Jungfrau Emerentia Meinecke einen tröſtlichen Beſuch zu machen, als der Markgraf auch ſchon nach ſeinem Schreiber rief und von ſelbigem ein feines Brieflein aufſetzen ließ an den Kaiſer Wenzel, mit dem er einen ſeiner Reitenden gen Prag ſendete in das kaiſerliche Hoflager.

Drei Wochen mochten in's Land gegangen ſein etwa, ſeit Herr Ortwyn ſeine ſeltſame Unterredung gehabt mit Markgraf Jobſten von Mährenland, da begab es ſich, daß der geiſtliche Herr auf ſeiner Propſtei bei Sanct Nicolaus ſaß eines Abends noch gar ſpät in ſeinem Bücherſtüblein und eifrig ſtudirte.

Die Ampel, die an eiſerner Kette herabhing von der Wölbung der Decke, goß ihren milden bleichen Schein auf den großen Tiſch, der mit allerlei Scripturen, Pergamenten und Rollen bedeckt war, und an der ſchmalen Wand hinter dem Tiſch, da war ein Schränklein, in dem die wenigen Pergamentbücher, Wachstafeln und Schriftrollen verſchloſſen waren, welche die Bibliothek des angeſehenen geiſtlichen Herrn bildeten. Vor ſeinem Schreibtiſch ſaß Herr Ortwyn und beſchäftigte ſich mit maſorethiſchen Studien, wie ſie unter den Gelehrten jener Zeit beſonders beliebt und ausgebildet waren, mühſelig rechnete er die Buchſtaben der einzelnen heiligen hebräiſchen Worte zuſammen, addirte, ſubtrahirte, multiplizirte, und ſuchte ſo durch allerlei Combinationen zu irgend einem geiſtreichen Facit zu gelangen.

Brodloſe Kunſt, dürftiger Zeitvertreib, und doch liegt etwas ſo kindlich-naives und doch wieder etwas ſo poetiſch-geheimnißvolles in dieſen gelehrten Beluſtigungen, was unwillkürlich anzieht und feſſelt und manchen gelehrten Geiſtlichen jener Zeit bis zum Irrwahn der Kabbala fortgeriſſen hat.

Man erzählte ſich auch vom gelehrten Herrn Ortwyn Mancherlei über ſeine tiefe Wiſſenſchaft in der Kabbala, wer aber den würdigen Propſt ſo ſtattlich und freundlich ſitzen geſehen hinter ſeinem Pergament, der glaubte gewiß nicht an ſolche Verirrungen ſeines Geiſtes, ſondern war überzeugt, daß Herr Ortwyn die Maſora wirklich nur als eine feine Geiſtesbeluſtigung treibe. Da es ſieben Uhr ſchlug vom Nicolaithurm, da drehte Herr Ortwyn die Sanduhr um, die vor ihm auf dem Tiſch ſtand, nahm die Feder und ein glattes Pergamentblatt und ſchlug die Sammlung der lateiniſchen Kirchenlieder auf, die er zu ſeiner Ergötzung und zu mehrerer Erbauung ſeiner geiſtlichen Brüder vom Kalandsorden in deutſche Verſe zu übertragen pflegte.

Herr Ortwyn gehörte nämlich zu den geiſtlichen Herren, die ſchon damals ihre deutſche Mutterſprache über Alles ſchätzten, liebten und nimmer müde wurden, ſie anzubauen und zu cultiviren. Da ſaß er nun, las den lateiniſchen Text und ſummte die fromme Melodie vor ſich hin, dann verſuchte er die lateiniſchen Worte in deutſche umzuwandeln, bald gelang's ihm, bald gelang's ihm nicht, wenn's aber gelungen war, dann las er laut den lateiniſchen Vers und den deutſchen darnach, und ſein ſeliges Lächeln verrieth, daß

er den lieben deutſchen Vers doch eigentlich viel, viel ſchöner fände, als den lateiniſchen.

Und Propſt Ortwyn las und ſprach:

| | |
|---|---|
| O sanctissima, | O allerſeligſte, |
| O piissima, | Liebreich holdſeligſte, |
| Dulcis virgo Maria, | Süße Jungfrau, erbarme; |
| Mater amata, | Mutter, verehrte, |
| Intemerata, | Stets unverſehrte, |
| Ora, ora pro nobis! | Bitte, bitte für uns Arme! |
| | |
| Pias lacrymas, | Frommer Thränenfluth, |
| Pios gemitus | Heißer Seufzergluth, |
| Audi, bona, precamur, | Laß Dich gnädig erbarmen. |
| Ingruunt hostes, | Die Feinde dräuen, |
| Suffice vires, | Hilf ſie zerſtreuen, |
| Ora, ora pro nobis! | Bitte, bitte für uns Arme! |
| | |
| In miseriis, | In aller Hemmung, |
| In angustiis, | In Angſtbeklemmung, |
| Ora, virgo, pro nobis; | Süße Jungfrau, erbarme; |
| Pro nobis ora, | Am letzten Ende |
| In mortis hora, | Fürbitte ſpende, |
| Ora, ora pro nobis! | Bitte, bitte für uns Arme! |
| | |
| Ut axe sunt serena | Wie hell am Himmelsbogen |
| Nocturna sidera | Die Sterne nächtig glüh'n, |
| Ut verna sunt amoena | Wie in des Maien Strahle |
| In campis lilia — | Die Lilien prächtig blüh'n, |
| | |
| Sic virgo, claritatis | So, Magd, iſt deinem Bilde |
| Es flore fulgida, | Der Blüthe Glanz erlaucht, |
| Sic, mater caritatis | So, Mutter, biſt Du milde, |
| Es rore limpida. | Von Güte ganz durchhaucht. |

So hatte Herr Ortwyn den Preisgeſang zu Ehren der „allerſeligſten Jungfrau“ beendet, und ſein Auge glänzte in der zwiefachen Begeiſterung des Prieſters und des Dichters, als ihn ein leiſes Klopfen an der Thür erweckte aus dem beſchaulichen Nachdenken, in das er, ſeit er den letzten Vers beendet, verſunken war.

Der Propſt legte die Feder nieder und rief mit ſtarker Stimme: „Tretet ein, in Gottes Namen!“

Da öffnete ſich die Thür und herein trat ein altes Mütterlein, das ging nur mühſam an einer Krücke und der Nacken war tief gebeugt unter der Laſt

der Jahre, aber das weiße Geſicht war friſch und die Augen, obwohl ihre Farbe im Lauf der Zeit ausgebleicht war, blickten doch ſonnig, wie ein heller Herbſttag und die rechte Hand, obgleich klein und abgezehrt, glänzte weiß wie friſch gefallener Schnee, als das Mütterlein dieſelbe dem Geiſtlichen entgegenſtreckte aus dem faltigen Aermel des ſchwarzen Gewandes.

Das war Herrn Ortwyn's alte Mutter, der aber ſtand eilend auf, faßte mit einem herzlichen Gruß die Hand ſeines Mütterlein's, führte es zu dem großen Seſſel, auf dem er geſeſſen, ließ es niederſetzen und rückte ſich geſchäftig einen Seſſel daneben, und man mußte ſehen, wie lieb der hochwürdige Herr ſein altes Mütterlein hatte.

Das greiſe Frau'chen lächelte auch ganz ſelig darein und ſprach: „wie kannſt du mir ſolches thun, Auguſt, mein Sohn, mußt doch nicht vergeſſen, daß du ein geiſtlicher Herr biſt und ein hochwürdiger Propſt, beinahe ſchon ein Biſchof!"

„Ei, ei, lieb Mütterchen", entgegnete Herr Ortwyn, die abgezehrte kleine Hand ſeiner Mutter ſtreichelnd, „wo wäre ich ein geiſtlicher Herr geworden, wäret ihr nicht geweſen meine Gebärerin, meine Ernährerin, meine erſte Lehrerin und Vermehrerin?"

„Ja, ja, ſo iſt's, Auguſt, mein Sohn," lächelte die Alte glücklich, Lehrerin und Vermehrerin, und jetzt bin ich deine Verehrerin, ach! Auguſt, wenn das dein lieber ſeliger Vater noch erlebt hätte!"

„Und meineſt du nicht, gute Mutter," entgegnete der Prieſter heiter-ernſt „daß der ſelige Vater nicht bei uns im Geiſt und in der Liebe?"

„Ja, ſo mein' ich's, mein Sohn, ich fühl's, daß er bei uns iſt der Dritte, da ich ſo glücklich bin mit dir!" und der alten Frau gingen die Augen über in unendlicher Glückſeligkeit.

Darauf erſchaute die alte Frau das friſch geſchriebene Blatt und ihr Blick verrieth dem Sohn ihren Wunſch, und eilends, ehe ſie ihrem Wunſch noch Worte gegeben, ergriff der Prieſter das Blatt und las ihr die deutſche Ueberſetzung des Marienliedes vor, die er ſo eben beendet.

Während aber der Sohn las, faltete die Mutter fromm ihre alten Hände, und ſie glaubte nimmer etwas Schöneres gehört zu haben in ihrem langen Leben.

Das waren die ſchönſten Stunden im Leben der Greiſin und ſie meinte,

ſie wäre dann noch andächtiger, als bei der Predigt in der Kirche. Herr Ortwyn wußte das und er ſchrieb nicht leicht ein Lied, weltlich oder geiſtlich, das nicht ſein altes Mütterlein zuerſt gehört hätte.

Und zum andern Male klopfte es an der Thür und zum andern Male rief Herr Ortwyn: „tretet ein, in Gottes Namen!“

Da trat ein Frauenzimmer ein, das war ganz ſchwarz gekleidet und ſah bleich und traurig aus, das war des Propſtes Schweſter, die hatte drei Jahre in glücklicher Ehe gelebt mit dem Klaus Varnbüler auf der Fiſcherſtraße drüben in Köln, und dann hatte ſie den Gemahl und zwei blühende Kinder verloren, ihr ganzes irdiſches Glück, in wenigen Wochen, und ſie meinte, es nicht ertragen zu können, ſo ſchwer lag die Hand des Herrn auf ihr, und der geiſtliche Bruder hatte vollauf zu tröſten und zu vermahnen, daß ſie nicht erlag in ihrem Leid. Der Propſt war gar freundlich und milde mit ſeiner armen Schweſter, und wer ſie bei einander ſah, der wußte gleich, daß Herr Ortwyn die Pflichten eines Bruders eben ſo treu und ſchön erfüllte gegen ſeine hartgeprüfte Schweſter, wie die Pflichten eines Sohnes gegen ſeine alte Mutter. Heut aber ſagte die Schweſter nach der erſten Begrüßung: „Du mußt dich eilen, Ortwyn, denn der Markgraf hat einen Knecht geſchickt aus dem hohen Hauſe, du ſollteſt dich aufmachen und zu ihm kommen noch heut, da er eine Botſchaft habe für dich!“

Und geſchäftig reichte ſie dem Bruder den Mantel von ſchwarzem Tuch, mit den weiten Faltenärmeln, wie ihn die Geiſtlichen jener Zeit trugen, und das viereckige Sammetbarett mit den breiten Klappen an der Seite, und half ihm, ſich ankleiden, während die alte Mutter fröhlich dabei ſaß und zuſtimmend nickte und manch' ein Wörtlein mit drein gab, wie's ſo nöthig ſei, ſich gegen die böſe Abendluft zu ſchützen und wie in dieſen unruhigen Zeiten der Sohn nicht allein gehen ſolle, ſondern der Diener einen mit ſich nehmen. Die Tochter war auch der Mutter Meinung und ſagte, ſie habe ſchon einen Knecht beauftragt, ein Windlicht anzuzünden und ihren Bruder zu begleiten. Herr Ortwyn drückte der Mutter und der Schweſter freundlich die Hand zum Abſchied, dann ging er, von einem Diener begleitet, nach dem hohen Hauſe.

Im hohen Hauſe auf der Kloſterſtraße, da ging's noch gar laut her und war's unruhig über alle Maaßen, und wunderte ſich Herr Ortwyn nicht

wenig über die vielen Pferde, die im Hofe waren und die reiſigen Knechte mit den Feldzeichen derer von Bredow und auch von des mächtigen Ritters Dietrich von Quitzow Reiſigen, die ſich vor allen Uebrigen durch ihren Uebermuth bemerklich machten, ſah der geiſtliche Herr viele. Herr Ortwyn wurde in einen kleinen Saal geführt, da fand er den Landhauptmann Lippold von Bredow und Haſſe von Bredow, ſeinen Sohn und Wilken von Bredow, ſeinen Vetter und noch viele Herren von dieſer ausgebreiteten Sippſchaft.

Und Herr Dietrich von Quitzow, damals der Stolz der märkiſchen Ritterſchaft, begrüßte den geiſtlichen Herrn mit beſonderem Wohlgefallen, denn er war ihm gefreundet ſeit vielen Jahren. Und wie die Herren nun mit einander ſprachen und ſich blos verwunderten, warum ſie Markgraf Jobſt zu ſo ſpäter Stunde noch beſchieden auf's hohe Haus, da meinte Herr Dietrich von Quitzow, er habe ein Vöglein ſingen hören von einer Verlöbniß, ſo heute noch Einem vom Hauſe der Bredow bevorſtünde, da wußte Herr Ortwyn gleich woran er war und Herr Haſſe von Bredow wurde blutroth; der alte Herr Lippold aber meinte: „treibt keinen Scherz, Herr Dietrich, denn ich wüßte nicht, daß ſich ein Bredow unterfangen dürfte zu einer Verlöbniß ohne meine Einwilligung!“

War ein gar ſtolzer Edelmann, der Herr Lippold von Bredow.

„Nun, nun,“ lachte Herr Dietrich, „dazu ſind wir ja eben hieher beſchieden, edler Lippold, um euch insgeſammt zu bitten, ihr wolltet eure Einwilligung geben zu einem ehelichen Verlöbniß eures Sohnes, unſeres Vetters und Freundes Haſſe mit einer ehren- und tugendſamen, ſchönen und reichen, adeligen Jungfrau!“

Herr Lippold wurde roth und wollte eben etwas erwidern, da ſtand Markgraf Jobſt von Mährenland vor ihm in ſeinem grünen Sammetpelz, ſtreckte ſeine ſpitze Naſe weit vor und krähete: „Eh! Herr Lippold, ich bin Freiwerber geweſen bei eurem Sohne Haſſe von Bredow, bei der adeligen Jungfer Emerentia Meinecke, die zwar nur eines Hufſchmied's Tochter iſt, die aber der Herr Kaiſer in den Stand der Edeln erhoben, die er durch dieſe Briefe edel gemacht hat mit ihrer ganzen Sippſchaft!“

Herr Lippold biß die Zähne aufeinander und ſtieß ſein Schwert ſo

heftig auf den Boden, daß es gewaltig klirrte und der Markgraf ärgerlich ſagte: „Eh! Herr Lippold, was grimmt euch?“

„Herr Markgraf,“ zürnte der edle Lippold, „das iſt kein feiner Streich von euch, hab' mein Lebtag nicht gehört, daß der Herr Kaiſer Edelleute machen kann, wie der Bäcker Semmeln!“

„Eh!“ ſpottete der Markgraf, „habt ihr das nicht gehört bis jetzt, nun ſo hört ihr's heute, und ihr dürft euch nicht ſträuben, denn ihr habt euer Wort gegeben, das Verlöbniß zu ſegnen, ſobald die Jungfrau Emerentia adeligen Standes!“

Der alte Lippold, tief gekränkt, wollte eben heftig etwas erwiedern, da faßte ihn Herr Dietrich von Quitzow unter den Arm und zog ihn bei Seiten und Herr Ortwyn trat auch mit dazu, und ſie waren Beide Männer, auf deren Wort der alte ſtolze Landhauptmann noch hörte, wenn er von keinem Andern mehr etwas wiſſen wollte, und darum eben waren die Beiden auf's hohe Haus beſchieden worden. Aber heute hatten ſie ſchweren Stand, denn ſo ſtolze Edelleute, wie den alten Bredow, gab's kaum weiter im heiligen, römiſchen Reich, und Herr Lippold war beſonders zornig, daß der Kaiſer Edelleute machen wollte durch Gnadenbriefe. Er blieb dabei, Edelleute müßten geboren werden, der Kaiſer könne nicht edel machen durch Briefe. Sie ſtritten lange und Herr Lippold wollte ſich nicht geben, aber Herr Dietrich von Quitzow war ſchlau, der that mit einem Male, als ſei er ganz Herrn Lippold's Anſicht und die Kaiſerlichen Briefe ſeien nur der Form wegen, aber ein Huf- und Waffenſchmied ſei ſchon an und für ſich ein halber Edelmann, denn Roß und Schwert kämen von ihm und der Edelmann ſei ein armer Tropf ohne Roß und Schwert. Schmiede ihm der Schmied nicht ſein Schwert und beſchlag' er ihm nicht ſein Roß, ſo ſei's rein aus mit ihm. Sei's nun, daß ſolcher Grund dem alten Herrn Lippold wirklich einleuchtete, oder daß er nur ſo that, um ſich mit guter Miene ergeben zu können, da er doch nicht auf die Länge hätte: nein! ſagen dürfen wegen des Markgrafen, kurz, er brach plötzlich das Geſpräch ab und rief: „Mit Vergunſt, Herr Markgraf! komm' her, mein Sohn Haſſe, führe mir deine Jungfer Braut zu; ich verzeihe dir, daß du gegen deinen Vater gehandelt, weil die Liebe blind macht, aber euch, Herr Markgraf, iſt's keine ſonderliche Ehre, daß ihr den Sohn unterſtützt habt gegen ſeinen Vater!“

„Eh!“ grinſte Markgraf Jobſt höhniſch, „ich habe ein gutes Werk gethan und zwei Menſchen glücklich gemacht; iſt's nicht ſo, Propſt Ortwyn?“

Der Angeredete verbeugte ſich ſtumm, Herr Dietrich von Quitzow aber flüſterte dem Geiſtlichen zu: „Er hat mir geſagt, er bekomme für dieſes gute Werk fünftauſend fünfhundert Schock böhmiſcher Groſchen vom alten Herrn Meinecke, der allerdings ein ausbündig ſtattlicher Edelmann iſt!“

„So iſt's, Herr Dietrich,“ lächelte der Geiſtliche, „und außerdem hat er ſich noch die Zehrungskoſten für den Reitenden zwiſchen hier und Prag und zurück ausgemacht!“

Herr Dietrich von Quitzow lachte überlaut und antwortete: „paßt auf, Herr Ortwyn, welch' fette Rechnung er euch macht, ihr werdet's dem dünnen blaſſen Kerlchen, welches geritten iſt, und der dürren Mähre gewiß nicht anſehen, daß ſie täglich ganze Vorrathskammern und ganze Säcke Hafer verbraucht haben zwiſchen hier und Prag.“

„Eh! ihr von Quitzow,“ fragte Markgraf Jobſt jetzt, „wer bezahlt euch für ſo anhaltendes Lachen, denn ihr ſeid auch einer von denen, die nichts umſonſt thun!“

„Herr Markgraf,“ entgegnete Dietrich von Quitzow, „ich lachte über Herrn Ortwyn, unbeſchadet der Würde ſeines geiſtlichen Standes, aber die geiſtlichen Herren wollen ſonſt immer ſo klug ſein und ſind doch ſo unerfahren oft in den gewöhnlichſten Dingen; denkt euch, der würdige Propſt glaubt, man könne mit dreißig Finkenaugen recht wohl die Zehrung für Mann und Pferd von hier nach Prag und wieder zurück beſtreiten. Darüber mußte ich lachen!“

„Eh!“ grinſte der Markgraf, „das meint der Probſt nicht im Ernſt, oder wenn auch, ſo hat er noch keine Reiſige nach Prag geſchickt; ich kann's euch genau ſagen, unter dreißig Schock Groſchen iſt's nicht herzuſtellen, ihr wißt gar nicht, wie theuer der Hafer weiter unten im Lande iſt und was ſo ein Reitender für Hunger hat, wenn er ſo den Tag über allein geritten iſt!“

Die Herren lachten ziemlich unbekümmert und Markgraf Jobſt von Mährenland nahm ihnen das auch weiter nicht übel, ihm war ſo ziemlich Alles recht, wenn er nur ſein Geld bekam.“

Jetzt aber öffnete ſich die Thür wieder und Herr Haſſe von Bredow führte des Hufſchmieds Töchterlein herein, die Jungfer Emerentia, und die

ſah ſo ſchmuck und ſtattlich aus, daß ſie von all' den Herren recht freundlich angeſchaut wurde, und ſelbſt der alte Herr Lippold wurde von ihrer Beſcheidenheit und Schönheit ganz gerührt, da er ſie als ſeine Tochter annahm.

Am andern Tage hatte Markgraf Jobſt ſein Geld, am dritten verkaufte er Schloß und Stadt Friesack für zwei Tauſend Schock Groſchen an Herrn Dietrich von Quitzow und am vierten reiſte er heim in ſein Mährenland mit wohlgefüllten Truhen, und ließ den lieben Gott und Herrn Lippold von Bredow weiter ſorgen für unſer armes Märkerland.

So war Markgraf Jobſt von Mährenland.

Herr Lippold von Bredow aber hat als ein rechter Ehren- und Edelmann treu das Seine gethan am märkiſchen Land, bis denn der liebe Gott einen ſtarken Helfer und Retter erweckte in unſerm Churfürſten, Herrn Friedrich von Hohenzollern, welchen Gott ſegnen wolle! —

# Wie es in den Städten Berlin und Köln ausgesehen unter den beiden ersten Churfürsten aus dem Hause Hohenzollern.

Zu Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts enthielt die Feldmark von Berlin 146 Hufen Ackerland und zog sich auf dem rechten Spreeufer hin, von Stralau bis zu dem Wedding, der damals dicht bewaldet war. Die Feldmark von Köln enthielt nur 42 Hufen Ackerland, aber zwischen Tempelhof und Treptow einen mächtigen Forst. Ferner gehörte den beiden Städten der undurchdringliche Eichenwald „Myrica"; er bedeckte zum Theil die Fläche, in der jetzt die Friedrichsstadt und der Thiergarten liegen, und erstreckte sich bis zum Dorfe Letzen, bei dem heutigen Charlottenburg.

Beide Städte zusammen hatten etwa zwölftausend Einwohner.

Sie waren befestigt durch Mauern, Thürme, Erdwälle und Wassergräben; Landwehren, Wachtthürme, Blockzäune und Gräben, bildeten Außenwerke, welche die Städte im Umkreise von einer Stunde umringten.

Alt-Berlin hatte drei befestigte Thore; das Spandower Thor lag am Ausgange der Spandowerstraße, der jetzigen Garnisonkirche gegenüber; das Oderberger Thor lag vor der Königsbrücke, und durch dieses Thor führte auch die Straße nach Frankfurt. Oderberg selbst war damals ein Stapelplatz von großer Bedeutung, namentlich durch seinen großartigen Häringshandel. Das Stralower Thor war in der Nähe des jetzigen Waisenhauses.

Alt-Köln hatte nur zwei befestigte Thore; das Teltow'sche Thor war an der Gertraudtenbrücke, das Köpenicker Thor an der Roßstraßenbrücke. Um

die ein und aus Paſſirenden beſſer beobachten zu können, waren täglich nur zwei Thore, in jeder Stadt eins, geöffnet. Auch zur Waſſerſeite war die Stadt geſchloſſen durch das Waſſerthor, welches ſich in der Gegend der Friedrichsbrücke befand. Dicht dabei, ebenfalls vom Waſſer der Spree umfloſſen, befand ſich der erſte Pulverthurm Berlins.

Noch immer war der Mühlendamm die Hauptverbindung der beiden Städte. Die lange Brücke führte wahrſcheinlich gerade in das gemeinſchaftliche Rathhaus der beiden Städte hinein.

Die Einnahme der Städte beſtand in den Zinſen der Kämmereidörfer Stralow, Neuhof, Wieſenthal, Reinickendorf, Wedding, dem Ertrag des Stadtforſtes, des Zolls, der Niederlage, des Stätte- und Platzgeldes, des Gewerkshäuſer-, Buden- und Marktzinſes und der Schankgerechtigkeit.

Städtiſche Laſten waren: die Orbede, Grund- und Hufenzins an die landesherrliche Kammer. Der Schoß, eine Art Klaſſenſteuer, und endlich die Landbede, zur Bezahlung der Kriegsſchulden. Ferner mußten die Städte bei den Thronbeſteigungen der Markgrafen nicht unbeträchtliche Summen für die Beſtätigung ihrer Privilegien zahlen und bei feierlichen Veranlaſſungen die Gäſte des Landesherrn herbergen und bewirthen.

Der Handel war ſehr bedeutend mit Wollenwaaren, Schuhen, Leder, Getreide, Hopfen, Bier und Wein, Häringen, Bücklingen, Mühlſteinen, Wachs, Pech und Südfrüchten.

Die Bürgerſchaft war ſehr wehrhaft; Bruſtharniſch und Sturmhaube mußte jeder angeſeſſene Bürger ſelbſt beſitzen, die übrigen waffnete der Rath aus den Zeughäuſern. Der Städte Kriegsmacht commandirte ein Hauptmann, als ſolcher wird ein Thile von Selchow um 1430 genannt.

Die kirchliche Gewalt über die Städte ſtand dem Biſchofe von Brandenburg zu, er hatte einen Hof in der Stadt, in welchem ſein Delegat reſidirte. Zur berliniſchen Propſtei gehörte ſeit 1319 auch die Petrikirche. Die Gebühren an die Geiſtlichkeit waren ſehr mäßig; eine Taufe koſtete 3 Pfennige, eben ſo viel eine Trauung und eine Leiche.

Das Schulweſen lag ſehr im Argen; die Marienkirche und die Nicolaikirche hatten jede eine Schule; die Beſoldung der Lehrer war ſchlecht und die Lehrer noch ſchlechter. Mädchenſchulen gab's gar nicht. Jeder Knabe zahlte am Quatember 12 Pfennige und zu Neujahr 2 Pfennige.

Gelehrte und Künſtler gab's damals weder zu Berlin, noch zu Köln.

Der kurfürſtliche Leibarzt, wenn Einer vorhanden war, war der einzige Arzt.

Apotheken gab's noch unter dem erſten Hohenzoller gar nicht. Sehr nützliche Hausmittel und oft ſehr gefährliche Quackſalber thaten ihr Möglichſtes.

In den Wohnungen der Berliner ſah es meiſt noch ſehr kahl und ſehr wüſt aus, an Verſchönerung der Städte durch Bauwerke und Monumente dachte keine Seele, aber die Kirchen ſchmückte man, freilich mit mehr Prunkliebe und Frömmigkeit, als Kunſtſinn und Geſchmack.

Die Kleidung war überaus prächtig; Sammet, Seide, köſtliches Pelzwerk, Edelſteine, Perlen, goldene Ketten wurden allgemein getragen. Die Putzſucht und der Luxus wurden damals viel weiter getrieben, als jetzt; der Rath mußte den Dienſtmädchen unterſagen, in Sammet und Seide zu gehen.

Die ſtädtiſche Policei war ausgezeichnet und controllirte ſcharf. Die Lebensmittel, die zum Verkauf ausgeſtellt wurden, mußten geſund ſein. Die Güte des Weines und der Biere, die Geſundheit des Schlachtviehes, die Reinheit des Mehls, waren ſtets Gegenſtände beſonderer Fürſorge. Fleiſch und Brod hatten Taxen. Fleiſcher und Bäcker mußten für Fälle der Noth Beſtände an Schlachtvieh und Getreide haben. Unrichtiges Maaß und Gewicht wurden mit dem Staupbeſen, Aufkauf und Vorkauf durch Verweiſung aus der Stadt, Betrug im Handel mit dem Galgen beſtraft. Die Sonntagsfeier wurde ſtreng gehalten, die Sittenpolicei kräftig gehandhabt. In der erſten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts wurden folgende Hinrichtungen in Berlin und Köln vollzogen. Wegen Kirchenraub, Mord, Diebſtahl und Brand wurden 11 Perſonen gerädert, 46 enthauptet, 51 gehängt, 5 verbrannt und 10 Frauen wegen Diebſtahls lebendig begraben. Man ſieht, es war nöthig, daß die Policei ſtreng gehandhabt wurde.

Wenngleich Berlin und Köln immer bedeutender und wohlhabender geworden waren, ſo erkohr doch auch Friedrich I., als ihn der Kaiſer Sigismund mit der Mark und Chur Brandenburg zu Konſtanz feierlich belehnt hatte, noch nicht die vereinigte Stadt zu ſeinem gewöhnlichen Aufenthalte, obgleich er ſchon früher noch als Burggraf von Nürnberg und Statthalter der Mark ſich oftmals daſelbſt verweilt hatte, ſondern pflegte, wenn er in

Bürgermeistern und Rathmännern geworden waren, nur sehr unvollkommen aus den etwas unbestimmten Aeußerungen der Reformation, zu welcher der Churfürst Friedrich II. durch eben diesen Streit veranlaßt wurde. Jedoch scheint es, daß er seinen Grund hatte in der Eifersucht, welche zwischen zwei so eng verbundenen und doch noch immer getrennten Gemeinwesen sich nicht leicht fern halten läßt. Die vier Gewerke und die Gemeine, „Schaden und Verderben besorgend von dem bis dahin gemeinschaftlichen Rathe beider Städte," erschienen nämlich, nachdem die Stadt mit den churfürstlichen Reisigen war besetzt worden, „einträchtiglich und mit gemeinem Rathe" vor dem Churfürsten und baten ihn „mit demüthigem Fleiße," daß er mit seinen Räthen die Gebrechen ihrer damaligen städtischen Verfassung erwägen und jeder der beiden Städte ihren besondern Rath geben möchte. Dagegen sagten aber die Bürgermeister und Rathmänner, als sie dem Churfürsten die Schlüssel zu allen Thoren beider Städte überantworteten, zugleich ihm den Rath auf, d. i. sie legten ihre Aemter nieder.

Die Reformation, durch welche der Churfürst Friedrich II. im Jahre 1442 die Bitte der Bürgerschaft bewilligte, vernichtete einen großen Theil der Rechte und Freiheiten, unter deren Begünstigung bis zu jener Zeit der Wohlstand der beiden Städte so herrlich geblüht hatte; sie nahm, indem sie jeder Stadt einen eignen Rath ertheilte, welcher für Berlin aus zwei Bürgermeistern und zehn Rathmännern, für Cöln aus einem Bürgermeister und fünf Rathmännern bestehen sollte, den Bürgern das Recht, ihre Vorsteher zu wählen. Es wurde festgesetzt, daß künftig die Stellen der Bürgermeister und Rathmänner jährig sein sollten; jedem Bürgermeister und Rathmann, der sein Jahr gesessen hätte, wurde das Recht ertheilt, selbst seinen Nachfolger zu wählen, jedoch unter dem Vorbehalte der Bestätigung des Churfürsten und im Falle seiner Abwesenheit des obersten Hauptmanns der Neumark. Der Churfürst behielt sich sogar das Recht vor, an die Stelle solcher gewählten Bürgermeister und Rathmänner, welche ihm und seiner Herrschaft oder den Städten selbst nicht nütze und bequem wären, andre zu setzen und zu ernennen, welche er wolle; so wie er die Bürgermeister und Rathmänner für das erste Jahr seit dieser neuen Anordnung selbst ernannte. Auch wurden alle Bündnisse und Verschreibungen, welche der alte Rath mit andern Städten binnen und außer Landes errichtet hatte, abgethan und vernichtet, mit Hinzufügung

eines strengen Verbotes der Errichtung ähnlicher Verbindungen für die Zukunft. Endlich wurde den beiden neuen Rathscollegien untersagt, Auflagen oder Steuern von den Bürgern zu fordern, ohne des Churfürsten oder seines Stellvertreters Vollbort und guten Willen.

Für die Aufopferung der alten städtischen und bürgerlichen Freiheit, welche sich freilich wohl nicht mehr recht in die Verhältnisse der Zeit mochte fügen wollen, war es kein erheblicher Ersatz, daß die Bürgermeister und Rathmänner verpflichtet wurden, bei der Wahl ihrer Nachfolger voran auf fromme und biedere Leute aus den Gewerken und den gemeinen Bürgern Rücksicht zu nehmen und bei ihrem Abgange denen, welche nach ihnen würden erkohren und bestätigt werden, so wie vier Gewerksmeistern, welche dazu geschickt wären, von allen städtischen Einnahmen und Ausgaben redliche Rechnung zu pflegen.

Solchen Beschränkungen fügte sich die an die alte Unabhängigkeit gewöhnte Bürgerschaft von Berlin nicht mit Gleichmuth; sondern ungeachtet der Churfürst Friedrich II., da seinem Bruder von dem Vater Tangermünde zugetheilt war, meistens in dem nahen Spandau seinen Hof hielt, so erklärten sie gleichwohl die churfürstliche Reformation für nichtig, ordneten einen neuen gemeinschaftlichen Rath beider Städte an, bauten sogar dem Churfürsten zum Hohn ein neues Rathhaus an der Spree, schlossen ein Bündniß mit den Hanseestädten wider ihren Landesherrn, nahmen den von dem Churfürsten eingesetzten Richter, Balthasar Hacken, gefangen, und trieben einen ihrer Mitbürger, Balthasar Boytin, wegen seiner Anhänglichkeit an des Churfürsten Partei, aus der Stadt. Außerdem zogen sie nach der Erzählung der Chroniken „den Churfürsten in ihren Gelagen und Weinschenken trefflich durch," brachen an der churfürstlichen Kanzlei die Schlösser mit Gewalt auf und zerstreueten die Urkunden und Papiere. Auf solchen Frevel folgte, nachdem der Churfürst ihn sechs ganzer Jahre ertragen und immer auf Besserung gehofft hatte, eine furchtbare Strafe, welche aber nicht von dem Churfürsten willkührlich verfügt, sondern von einem zu Spandau niedergesetzten Schiedsgerichte durch Urtheil und Recht erkannt wurde. Die beiden Städte sowohl als die einzelnen Bürger wurden aller ihrer Lehen an Dörfern, Zinsen, Mühlenpächten, Wäldern, Heiden, Fischereien oder sonst für verlustig erklärt, und nur das Eigenthum wurde ihnen gelassen. Außerdem aber wurden sie ange-

wiesen, die Versprechungen, welche sie dem Churfürsten vor sechs Jahren gemacht hatten, zu erfüllen und jeden ihm zugefügten Schaden zu bessern. Als die Bürger sich diesem Urtheile nicht fügten, so bestätigte ein zweites Gericht, welches ebenfalls zu Spandau gehegt wurde, nicht nur den ersten Urtelspruch, sondern erkannte gegen mehrere einzelne Bürger selbst schwere Leibesstrafe, welche jedoch der Churfürst ihnen nachließ, als am St. Veitstage 1448 die beiden Städte dem Landesherrn sich unterwarfen und damit den Rechten entsagten, durch welche sie früher fast den Reichsstädten sich gleichgestellt hatten. Nur der Bürgermeister Bernhart Ryke, welcher an diesem mißlungenen Versuche zur Wiedererlangung der alten Unabhängigkeit am meisten Antheil gehabt zu haben scheint, wurde flüchtig und auf dem Wege nach Sachsen, wie die Chroniken sagen, „angerannt und so hart verwundet, daß er davon sterben mußte."

Um nun die Hartnäckigkeit, womit die Bürger an ihren alten Rechten und Freiheiten hingen und welche sich in diesen letzten Händeln noch einmal in ihrer ganzen Stärke gezeigt hatte, zu bändigen, war nichts dienlicher, als eine Burg, wodurch damals schon so manche deutsche Stadt von andern Fürsten zur Unterwerfung unter eine neue Ordnung der Dinge war gezwungen worden. Daher entschloß sich der Churfürst Friedrich II., sobald er im Jahre 1442 die beiden Städte zur Unterwerfung genöthigt hatte, eine Zwingburg daselbst zu erbauen. Er erkohr dazu einen Platz in Köln, in der Nähe des Klosters der Predigermönche, des nachherigen Domstiftes, und erhandelte von den beiden Städten auf gütliche Weise zu diesem Behufe diesen Platz, der, zufolge des am St. Johannistage 1442 ausgestellten offenen Briefes, von der Pforte des Dominikaner Klosters bis an die lange Brücke und wiederum von der langen Brücke die Spree entlang bis an die Stadtmauer sich erstreckte, so wie auch die Insel oder den Werder an der Spree außerhalb der Mauer. Dafür, so wie für die Aufopferung verschiedener Rechte überließ Friedrich II. ihnen den Tempelhof mit allen Gütern und Dörfern, wie er ihn von den Johannitern erkauft hatte. Auch wurde sogleich Anstalt zu dem Bau gemacht und daher die Mauer der Stadt, dem Werder gegenüber, niedergeworfen; der Bau selbst erlitt aber wahrscheinlich während der bald hernach wieder ausgebrochenen Streitigkeiten mit dem Churfürsten Aufschub. Denn unter den Beschwerden, welche von Friedrich II. gegen die beiden

Städte erhoben wurden, war auch die Klage, daß die für den Schloßbau durchbrochene Mauer durch einen Blockhaus von den Bürgern wieder sei verschlossen werden; und die Wegnahme desselben war eine der Bedingungen, welchen sich die Bürger beider Städte in dem Versöhnungsvertrage vom Jahre 1448 unterwerfen mußten. Erst seit diesem Vertrage, wodurch sie völlig der Gewalt des Landesherrn unterworfen wurden, begann der Bau des Schlosses mit Raschheit, und in wenigen Jahren vollendet, lehrte die stattliche durch eine hinlängliche Zahl von Burgmännern geschirmte Burg, daß von nun an kein Versuch zur Wiedererlangung der alten städtischen Rechte mehr an der Zeit war.

Die Bürger der beiden Städte, zumal da die getrennte Verwaltung der beiden so lange vereinigt gewesenen Gemeinden bald eine Menge von Streitigkeiten unter ihnen selbst erzeugte, fügten sich auch seit dieser Zeit mit so vieler Gelassenheit in das unvermeidliche Schicksal, daß noch der Churfürst Friedrich II. im Jahre 1453 ihren Gehorsam mit der Berechtigung ihrer Rathscollegien, in rothem Wachs zu siegeln, belohnte.

In jener Burg hielten seit deren Erbauung die Churfürsten ihren Hof, so oft sie nach Berlin kamen, und schon der Churfürst Friedrich II. glaubte nunmehr so sehr des hohen Hauses entbehren zu können, daß er schon im Jahre 1451, als die neue Burg wahrscheinlich schon fertig oder doch der Vollendung sehr nahe war, dem einen, der mit der Beschirmung des Schlosses beauftragten erblichen Burgmänner, dem Ritter und churfürstlichen Kammermeister, Jürgen von Waldenfels jenes Haus als Burglehen verlieh.

Doch erhielt Berlin dadurch, daß die Churfürsten wegen seiner bequemen Lage in der Mitte des Landes es zu ihrem gewöhnlichen Wohnsitze erkohren, und daselbst häufiger als in andern Städten die Landtage hielten, keineswegs den ersten Rang unter den märkischen Städten, sondern selbst noch in der Rangordnung, welche Joachim I. im Jahre 1521 unter den Städten Brandenburg, Prenzlow, Soldin, Perleberg, Berlin und Köln an der Spree festsetzte, standen die beiden letztern Städte der „alten Stadt Brandenburg" nach.

Der Aufenthalt des Hofes blieb nicht ohne Wirkung auf die Sitten und den Geist der Einwohner. Der hochfahrende Sinn, welcher nach den Vorzügen der Reichsstädte trachtete, verlor sich bis auf die letzte Spur, der alte Bürgerstolz war vollkommen gedemüthigt, und an die Stelle der ängstlichen

und ſorgſamen Obhut über ihre Rechte trat eine ſtille und ruhige Betriebſamkeit, welche ſich an den, durch den Aufenthalt des Hofes und die Errichtung mancher Behörden, beſonders des Kammergerichtes, eröffneten reichen Erwerbsquellen erfreute.

Dabei blieb aber viele Anhänglichkeit an alte gute Zucht und Sitte. Noch im Jahre 1486 verordnete der Rath, daß die Frauen, welche „an der Unehre ſäßen oder ſonſt in unziemlichem ſündigen Weſen und gemein wären", zum Unterſchiede von frommen und ehrbaren Frauen, entweder die Mäntel über den Köpfen oder kurze Mäntelchen bei Strafe der Pfändung tragen ſollten.

Ueber die Sitten der Berliner im fünfzehnten Jahrhundert ſchrieb ein fremder Gelehrter: „Mir gefallen die Sitten der Einwohner überaus, weil ſie es ſo redlich und treu mit dem Chriſtenthume meinen; ſie beſuchen die Kirchen ſehr fleißig, feiern mit Andacht die Feſte und halten auf das genaueſte die angeſagten Faſten. Sie ſind überhaupt um ſo eifriger in der Verehrung Gottes, als ſie zu den am letzten zum chriſtlichen Glauben bekehrten Völkern von Deutſchland gehören. Nur gilt die Völlerei bei ihnen nicht für Untugend, wiewohl es unter ihnen auch viele nüchterne und mäßige giebt; und oft habe ich es auch erfahren, daß die Fremden aus Franken und Schwaben, welche ſich hier niedergelaſſen haben, es weiter im Trinken treiben als die Eingebornen." Von den Märkern überhaupt aber ſagt derſelbe Gelehrte: „Das Land iſt zwar gut und ſehr fruchtbar, aber es bedarf ſehr fleißiger Bearbeiter, da es ſehr weitläuftig und von großem Umfange iſt, die wenigen und überaus faulen Bauern aber den Trunk und Müßiggang mehr lieben als die Arbeit. Wir können überhaupt von ihnen ſagen: die Märker werden durch Gelage und Müßiggang arm, durch Faſten krank und durch Trinken beſchleunigen ſie ihren Tod. Denn in dieſen drei Dingen treiben ſie es weiter als alle andere deutſche Völkerſchaften. Sie ſind gleichſam von der Natur zum Müßiggange beſtimmt und weil ſie an ſo vielen Feſttagen nicht arbeiten dürfen, ſo befinden ſie ſich, vornehmlich die Bauern auf dem Lande, in beſtändiger Dürftigkeit. Die Faſten halten ſie ſtrenger als alle andere Völker, die ich kennen gelernt habe, und dafür allein verdienen ſie mit Recht großes Lob. Aber ihre größere Zahl, welche der Völlerei übertrieben ergeben iſt, befleckt dieſes Lob auf häßliche Weiſe, ſo daß hier zu Lande Leben faſt

nichts anders heißt, als Eſſen und Trinken.“ Doch muß man nicht vergeſſen, daß derjenige, der die Märker ſo hart beurtheilte, ein hochmüthiger Rheinländer war.

Die Hofhaltung unter den erſten Churfürſten des hohenzollerſchen Hauſes war übrigens einfach, wie die meiſten damaligen fürſtlichen Höfe, wenigſtens wird nirgends erwähnt, daß ſich unter ihnen der hieſige Hof durch beſondere Pracht ausgezeichnet habe. Die Churfürſten ergötzten ſich durch die Unterhaltungen, welche damals an den Höfen gewöhnlich waren, fröhliche Gelage und Bankette, wo des Weins nicht geſchont wurde, Jagden und Ritterſpiele. Wo ein Ritterſpiel in Deutſchland angeſagt wurde, fehlten ſelten die brandenburgiſchen Markgrafen. Der Churfürſt Albrecht, ſo wie er durch ſeine große Tapferkeit im Kriege den Beinamen Achilles ſich erwarb: eben ſo war er auch einer der trefflichſten Turnierer und Kämpfer. „Wenn er, ſchreibt von ihm Haſtitz (v. Jahre 1471), von ſeinen Benachbarten etwa zum Duello oder ſonderlichem Kampfe iſt aufgefordert, hat er's nicht verſeſſen, und doch allewege die Oberhand behalten. Im Rennen, Stechen, Turnieren, Fechten und andern Ritterſpielen, da man Spieße gebrochen, iſt er allein geweſen, der niemals den Sattel geräumet und alle andere ledig gerannt. Im Turnier hat er alle Wege gewonnen und ſiebzehn Male bloß, ohne Harniſch, nur mit einem Helm und Schilde den Sieg behalten, und kürzlich davon zu reden, iſt er ein männlicher, rittermäßiger, tapfrer, ſtreitbarer, heroiſcher, gerechter, beſtändiger, rechtmäßiger, ernſter, anſehnlicher, geſtrenger, jedoch gütiger, freundlicher, milder und überaus freigebiger Herr geweſen.“ Nach dem Muſter des Vaters bildeten ſich auch die Söhne, beſonders der Markgraf Friedrich, der Stifter der ältern fränkiſchen Linie des brandenburgiſchen Hauſes, welcher nicht leicht ein Turnier verſäumte. So zog er im J. 1481, im einundzwanzigſten Jahre ſeines Alters, mit einer Begleitung von achtundſiebenzig Perſonen, Grafen, edlen Rittern und Knechten, zu dem Turnier, welches zu Heidelberg am Neckar von dem Adel des Rheinſtroms zu Ehren des Pfalzgrafen Philipp war angeſagt worden, und drei Jahre hernach wohnte er in Einem Jahre zuerſt einem Turnier zu Stuttgardt bei, dann dem großen Turnier zu Ansbach, welches die fränkiſche Ritterſchaft ſeinem Vater, dem Churfürſten Albrecht, zu Ehren anſtellte. Die Markgrafen Friedrich

und Siegmund, Söhne des Churfürsten, waren selbst die Anführer der beiden Parteien, in welche sich die Turniergesellschaft theilte.

So wie die Churfürsten und Markgrafen auswärtigen Turnieren gern beiwohnten: so wurde auch ihr Hof häufig von Fürsten besucht, welche die ritterlichen Spiele liebten. Daher sah Berlin in dieser Zeit, wenn auch nicht das bewundernswürdige, mannichfaltige und prachtvolle Schauspiel eines nach allen dafür angenommenen und fein ausgesponnenen Gesetzen angeordneten Turniers, doch Lanzenstechen, Tyostiren und Buhurt aller Art. Bei dem geringern Aufwande, welcher damals mit dem Reisen verbunden war, und dem Ueberflusse, welcher an den deutschen Höfen bei allen Festlichkeiten in dieser Zeit gespendet wurde, fehlte es niemals an fremden Fürsten und Rittern bei den Hochzeiten oder Taufen, welche an dem churfürstlichen Hofe gefeiert wurden. Bei solchen Festen erschienen nicht selten auch die Bürgermeister bedeutender Städte in benachbarten Ländern. So wurden der Bürgermeister und Hauptmann der Stadt Magdeburg zu der „Wirthschaft und Hochzeit" eingeladen, welche im Jahre 1423 bei Gelegenheit der Vermählung der Markgräfin Cäcilia, Tochter Friedrichs I., mit dem Herzog Wilhelm von Lüneburg zu Berlin gefeiert wurde; wogegen auch die Markgrafen gern mit großem und glänzendem Gefolge die Feierlichkeiten der Huldigung, welche den neu erwählten Erzbischöfen zu Magdeburg geleistet wurde, verherrlichten.

Bei allen solchen Feierlichkeiten gebrach es nicht leicht für die kampflustigen Ritter an Gelegenheit für ihre allerdings oft lebensgefährlichen Waffenübungen.

# Johann Schönbrunn,

## Der luſtige Berliner Rathsherr.

Ein Schwank.

Saßen da zehn oder zwölf gewichtige Bürger und Meiſter zuſammen in der küblen Gaſtſtube des goldnen Sterns auf der Spandower Straße zu Berlin; ſie tranken ihren rheiniſchen Wein aus fein geſchliffenen Venetianergläſern mit hohen Füßen und eingeſchliffenen Figuren und fluchten dazu ganz abſcheulich, denn das war ein Hauptlaſter jener Zeit. Sie feierten ihres gnädigſten Herrn, des Churfürſten, Geburtstag, die wackern Berliner Bürger, und darum wurde rheiniſcher Wein heut ausgeſchenkt im goldnen Stern, ſtatt des gewöhnlichen märkiſchen oder ſchleſiſchen Aebenſaftes, und wenn ſie mit den Gläſern anklingelten auf Herrn Friedrich Wilhelm's Geſundheit und deſſen glorioſe Regierung, oder auf die Schönheit der gnädigen Frau Churfürſtin, der milden, frommen, ſchönen und klugen Louiſe von Oranien, oder auf das Gedeihen des jungen Herrleins, des Churprinzen Carl Aemil, dann warf Einer nach dem Andern ſeinen Weißfiſch knallend auf den Nebentiſch, und die Trompeter, die dran ſaßen, bliesen wacker Tuſch, ſo daß es weit hinausklang auf die Straße. Und wie's luſtig hinausklang auf die Spandower Straße, ſo klang's auch luſtig wieder herein von der Spandower Straße, denn draußen ſchmetterte von der Georgen- (jetzt Königs-) Straße her plötzlich die Trompete und dumpf nach raſſelte das Kalbfell, und in gleichem Schritt und Tritt marſchirten die neuen Regimenter vorbei, die des Churfürſten Durchlaucht zu Küſtrin und Peitz und Spandow, ſeinen Landesfeſtungen, hatte formiren laſſen und nun nach Berlin kommandirt zur Muſterung. Die im goldenen Stern verſammelten Bürger und Meiſter ſahen die

Soldaten vorübermarſchiren, die Regimenter von Aldbeck, von Kracht und von Goldacker und ſchüttelten gewaltig die Köpfe dazu, denn ſie wußten's voraus zu ſagen, ohne ſich eben darum für Propheten zu halten, daß ſie tief in ihre Taſche würden greifen müſſen, um ihrem gnädigſten Herrn, dem Churfürſten, dieſe Regimenter erhalten zu helfen. „Wird einen artigen Pfennig koſten, he!" wendete ſich der fette Fleiſchermeiſter Conrad Wiedecke an ſeinen hagern Nachbar, der ſo finſter und ſo grimmig ausſah, daß man ihn für einen von des Herrn Generalwachtmeiſters Derfflinger blauen Dragonern hätte halten können, obwohl er nur ein College des alten Derfflingers war aus deſſen Jugendzeit, nämlich ein ehrſamer Schneider und Kleidermacher. Der Schneider warf einen bitterböſen Blick auf die Straße, dann brummte er ärgerlich: „Alle Achtung vor Sr. Churfürſtl. Durchlaucht, aber der T..... ſoll mich holen, wenn ich weiß, wozu Sie die vielen Soldaten nöthig haben, ich weiß es mich noch recht gut zu erinnern, als der luſtige dicke Stechow Schloßhauptmann war unter Churfürſt Johann Sigismund, da war der lange Auguſt Bredow Garde-Lieutenant, und das waren die einzigen Offiziere, die wir hier in Berlin hatten, ha, richtig, noch ein Fähndrich war da, den hätt' ich bald vergeſſen, ein fixes, nettes Kerlchen, ein Rochow war's, iſt nachgehends mit bei Warſchau gefallen, und außer unſerm Garde-Lieutenant und unſerm Fähndrich hatten wir wohlgezählt nur noch neun Stück Trabanten anno Domini 1615, neun Trabanten, das war die ganze Garde damals. Wozu nun jetzt die vielen Soldaten, he?"

Der Fleiſchermeiſter Wiedecke betrachtete ſich den Schneider lächelnd mit einem langen Blick, dann legte er ihm ſeine große rothe Hand, die mindeſtens eben ſo viel wog, wie eine mittelſchwere Kalbskeule, auf die Schulter und ſagte: „Nachbar, ſoll unſer gnädiger Herr, der Churfürſt, mit eitel Schneidergeſellen zu Felde ziehen wider den Franzoſen, wider den Schweden oder den Polen?"

„Nun, der Derfflinger war auch ein Schneidergeſelle," brummte Meiſter Stich, „aber warum rufen Se. Churfürſtliche Durchlaucht nicht ihrer getreuen Bürger Heerbann auf, ſo wie's des gnädigſten Herrn Vorfahren am Regiment auch gehalten. Donnerwetter, ſage ich, wir brauchen keine Soldaten! Sonſt war das Alles eine gute Ordnung, da zogen die Gewerke auf zum Kampf unter ihren Gildemeiſtern, die Gildefahnen voran. Rechts neben

dem Hauptbanner Sr. Churfürſtlichen Durchlaucht ſtritten die Bürger von Altſtadt Brandenburg, dann kam Neuſtadt Brandenburg, dann Berlin, dann Cöln, dann die andern Städte der Mittelmark und dann die der Neumark. Auf der linken Seite des Churfürſtlichen Hauptbanners ſtritten die Bürger von Stendal, Salzwedel und von den andern Städten in der Altmark und der Prignitz. Donnerwetter, und ich denke, der rothe Adler der Churfürſten von Brandenburg iſt damals nicht niedriger geflogen, als die Gildefahnen der Städte luſtig hinter ihm flatterten, als jetzt, wo dieſe theuer bezahlten Leute ſeinem Fluge folgen!"

„Die Gilden in Ehren," erwiederte der Fleiſcher ernſt, „aber mit ihrem Kriegsdienſt iſt's vorbei, weiß nicht warum, mag wohl an uns ſelbſt liegen, denn erinnert euch, Nachbar Stich, als Herr George Wilhelm anno 1627 befohlen, wir ſollten unſere Thore ſelbſt bewachen, da war ich friſch mit dabei, half die Bürgerſchaft in Rotten theilen und ſetzte Rottmeiſter ein und Quartiermeiſter; aber es wurde nichts draus, denn bei ſchlechtem Wetter hatte keine Menſchenſeele Luſt, auf die Wache zu ziehen, und Nachts kam ſchon mal gar keiner; ihr erinnert euch, Nachbar, das Stralower und das Spandower Thor mußten ganz geſchloſſen werden, weil ſich nicht genug Bürger fanden, die bereit geweſen wären, dort Wachtdienſte zu thun!"

Der Schneider wollte eben repliciren, dupliciren, oder tripliciren, wie man ſich damals formengenau ausdrückte, als ſich die Thür öffnete und ein ſtattlicher Herr eintrat mit ſchwerem Schritt, aber heiter lächelndem Angeſicht. Der Herr mit dem großen waſſerblauen Auge in dem feiſten, runden, rothwangigen Antlitz und dem leicht gelockten, ſchönen braunen Haar, war Herr Johann Schönbrunn, Rathsherr zu Berlin; der Rathsherr trug einen breitkrämpigen ſchwarzen Filzhut, ein knappſchließendes ſchwarzes Wamms von feinem Holländertuch und ein ſauberes, fein gefältetes Linnenkräglein weit übergeſchlagen, einen ſchwarzen Mantel und weite faltige Kniebeinkleider von glattem Sammet, dazu aber Schuhe mit Schnallen und Bandroſetten und weiße Strümpfe. Alſo ehrenfeſt und ſtattlich trat damals ein Rathsherr der guten Stadt Berlin einher.

Das Erſcheinen des Herrn Johann Schönbrunn erregte allgemeines Aufſehen in der Gaſtſtube zum güldenen Stern, nicht als ob das Erſcheinen des Rathsherrn daſelbſt ein ſo gar ſeltenes geweſen wäre — ach! nein, der

ſtattliche Herr war vielmehr ein rechter Stammgaſt daſelbſt, weil ſein Haus gleich nebenan belegen und der Wein ganz trinkbar war im goldenen Stern. Aber ſein Kommen erregte ſtets eine freudige Aufregung unter den Gäſten, denn Herr Johann Schönbrunn war ein lieber, umgänglicher Mann, der ſeinem Mitmenſchen gern einen Tropfen was Gutes gönnte, wenn er nämlich ſein volles Krüglein vor ſich hatte, und der niemals eine Antwort ſchuldig blieb, dafür freilich deſto öfter die Zeche.

Auch heute wurde Herr Johann Schönbrunn mit lautem Jubel empfangen, hier mit einem ehrbaren: Gott grüß' Euch! dort mit einem zeit- und landüblichen gottloſen Fluche. Der Rathsherr nickte freundlich hierhin und dorthin, dann nahm er Platz in dem großen Lehnſtuhl am Fenſter, ſtreichelte der Sternwirthin, einer muntern Wittwe von vierzig Jahren, die den ſtattlichen Junggeſellen trotz ſeiner 54 gern genommen hätte, ſcherzend die pralle rothe Wange und nahm das hohe Glas voll Rheiniſchen Weins, was ihm die gute Frau reichte. In das Glas des Bechers aber war gar kunſtreich ein Hund eingeſchnitten, der lief ſo ſchnell, daß alle vier Füße in der Luft zappelten, und darüber ſtand zu leſen: „einen Herrn ſuch' ich!" Herr Johann Schönbrunn las die Inſchrift ſo aufmerkſam, als ſähe er ſie zum erſten Male, und ſprach dann mit mitleidiger Stimme: „ſuchſt Du einen Herrn, armes Gläslein, nur, daß Du nicht lange mehr ſuchen muſt!" und damit trank er das Glas aus auf einen Zug, und war kein Tropfen mehr darin. Alle aber, ſo in der Gaſtſtube zum güldenen Stern waren, lachten und ſchrieen vor Vergnügen, denn die Leute damals waren recht mäßig in Bezug auf Witz und Scherz und überaus leicht zufrieden geſtellt. Die Gäſte begannen ſich nun auch allgemach um den Rathsherrn zu drängen und nahmen Alle in ſeiner Nähe Platz, um ſich deſto bequemer an ſeinen feinen Einfällen und luſtigen Scherzen ergötzen zu können. Mit dem zweiten Glaſe erſchien die Sternwirthin, darein aber war ein Herz geſchnitten, ein flammend Herz und 5 oder 6 Pfeile flogen von allen Seiten auf das brennende Herz zu, blieben aber in beſcheidener Entfernung davon in der Luft ſitzen, oder ſchweben, die Umſchrift lautete: „Meider hab' ich!"

Als der Rathsherr die Umſchrift geleſen hatte, ſtürzte er das Glas auf einen Zug hinunter, ſtellte es umgekehrt auf den Tiſch und als auch kein Tröpflein mehr daraus niederrann, da ſprach er tröſtend: „Siehe, nun haſt

du keine Kleider mehr, liebes Gläslein!“ Solcher Späße machte Herr Johann Schönbrunn noch viele am selbigen Abend, denn die Sternwirthin hatte wohl Acht, daß der luſtige Rathsherr ſtets ein anderes Glas bekam, und die Gäſte lachten über die Späße, daß ihnen die dicken Bäuche wackelten und die kleinen Aeuglein übergingen in hellen Thränen, obwohl ſie die Späße alleſammt ſchon gehört hatten, mehr als ein Mal. Hatte aber eine ſo ganz eigne Art, der Herr Johann Schönbrunn, der älteſte Scherz ward immer wieder neu in ſeinem lächelnden, fetten Geſichte. Hielten die Gäſte mit ihm auch allerlei Diſcourſe, kam aber der Frager gemeinhin übel weg mit dem luſtigen Rathsherrn, denn er gab Antworten, die Hörner und Klauen hatten, wie man aus nachfolgenden Exempeln nur zu deutlich erkennen wird. Fragte ihn Meiſter Adam Weiße, der Zimmermann, von dem die böſe Schnauze der Berliner behauptete, er könne um die Ecke gucken, weil er etwas ſchielte, alſo: „Könnt Ihr mir, als ein weiſer Mann, wohl ſagen, Herr Schönbrunn, warum das Bauholz viereckig behauen wird?“ Der luſtige Rathsherr zog ein gar ernſthaft Geſicht und ſprach: „Dieweil das Holz rund gewachſen iſt, darum macht ihr Tagediebe von Zimmerleuten es viereckig, um mehr Geld zu verdienen; wäre es viereckig gewachſen, ſo würdet ihr es rund behauen!“ War das ein Gelächter über ſolch fixe Antwort und der Zimmermeiſter Weiße, der ſaß dabei, wie aufs Maul geſchlagen, und mit dem rechten Auge guckte er ſtarr nach dem Ofen, mit dem linken aber eben ſo ſtarr nach dem Wandſchrank und fragte ſobald nicht wieder.

Andern Leuten gings nicht beſſer heute, denn an ſeines gnädigen Herrn, des Churfürſten, Geburtsfeſte, da trank Herr Johann Schönbrunn gerade noch ein Mal ſo viel als gewöhnlich (und er trank gewöhnlich ſchon nicht wenig) und war dreimal ſo witzig als ſonſt, aus Treiben des Weines nicht ſowohl, als aus Patriotismus und purer Liebe zu ſeinem gnädigſten Herrn, dem Churfürſten: War da auch Einer von Adel, hieß von Liſt und war aus Magdeburg, der drehte ſich ſeinen kleinen, aber ſehr kleinen Schnurrbart immerfort zwiſchen dem Daumen und dem Zeigefinger und fragte endlich unſern Rathsherrn mitleidig ſpöttiſch: „Ihr ſeid vermuthlich verwandt mit denen von Ohnebart zu Breslau, Herr Rathsherr, daß Ihr keinen Bart tragt!“ Herr Johann Schönbrunn ſchmunzelte artig und ſprach mit ſeinem ſüßeſten Lächeln: „Und Ihr, Herr Schnurrbart, ſeid vermuthlich ver-

wandt mit Meiſter Hanſen Liſt, daß Ihr Liſt heißet?“ Da lachten die Bürgersleute hell auf, und der leichtſinnige junge Edelmann wurde blutroth, denn Meiſter Hans Liſt war dazumal der Scharfrichter der guten Stadt Berlin, und der Umgang mit dem Scharfrichter machte damals und noch lange nachher unehrlich, obwohl Seine Durchlaucht der Churfürſt ihn: Lieber Nutzbarer! titulirte. Meiſter Stich, der Schneider, kam jetzt auch mit ſeinem Witz heraus und meinte: „gebt doch ein bös Exempel, Herr Schönbrunn, hab' euch neulich in einem weltlichen Buch leſen ſehen, während der Predigt in der Kirche!“ „Wie, Meiſter,“ erwiederte der Rathsherr ſogleich, „hat der blinde Heide Julius Cäſar nicht drei Dinge auf einmal thun können, und ich ſollte dergleichen als Chriſt nicht präſtiren?“ Darauf wußte der Schneider nichts zu ſagen, obwohl ſich Manches darauf hätte antworten laſſen. Fragte aber weiter Meiſter Wiedecke, der Fleiſcher, warum er ſein hübſches Gütlein verkauft hätte, ſo er ererbt vom Vetter am Plötzenſee. Antwortet der Rathsherr lachend: „Der Bär hat Alles weggekratzt!“ „Was“, rief die Sternwirthin erſchrocken und erboſt, „im ſchwarzen Bär am Molkenmarkt habt Ihr Alles verbankettiret, das ganze Gut?“

Der Rathsherr aber lachte noch mehr und zog ein Pack Executionsbefehle aus ſeinem Wamms, auf welchen des Raths zu Berlin Wappen, der Bär, zu ſehen war, und ſprach: „Die Bären konnte ich mir nicht anders vom Halſe halten!“ Da wurde das Geſicht der Sternwirthin wieder freundlich, denn dem Bärenwirth am Molkenmarkte, dem war ſie ſpinnefeind, nicht als ob er ſie in ihrer Nahrung beeinträchtigt hätte, ach nein! ſo war die Sternenwirthin nicht, ſie gönnte, als eine chriſtliche Frau, Jedem das Seine, aber den Herrn Johann Schönbrunn, den Rathsherrn, den gönnte ſie der hochmüthigen Marie nicht. Die hochmüthige Marie aber war des Bärenwirths einziges, eheleibliches Töchterlein, ein Kind von neunzehn Jahren, mit lieben, blauen Augen und langen reichen Locken, und einem Herzen, ſo bang und verzagt, daß kein Gaſt bei'm Bärenwirth am Molkenmarkt jemals ein lautes Wort von ihr gehört hatte. Weil nun die Jungfer Marie mit Niemandem ſprach und immer gar anmuthig erröthete, wenn ſie irgendwie fragweiſe angeſprochen wurde, ſo kam's, daß man ſie für eine gar hoffährtige Dirne hielt in ganz Berlin und in Cöln dazu. Bärenwirths Marie aber hatte keine ſchlimmere Feindin, denn die ſonſt ſo gutmüthige runde Sternen-

wirthin, und daran war Niemand Geringeres ſchuld, als der loſe Herr Johann Schönbrunn, der mit der Sternenwirthin ſchon lange ſchön gethan und ſeit einiger Zeit mit Bärenwirths Marien jeden Tag, den Gott werden ließ, zärtlicher converſirte. Die Sternenwirthin war eiferſüchtig auf das blonde ſchöne Kind mit den lieben blauen Augen, und hätte Einer die Marie nur gekannt aus den Reden und den Beſchreibungen der Frau Sternenwirthin, ſo hätte der überzeugt ſein müſſen, das ſchüchterne Täubchen ſei, Gott ſei bei uns, dem Teufel ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern. Fragte man aber andere Leute, dann klang die Beſchreibung freilich ganz anders, und die jungen Leute abſonderlich erklärten die Jungfer Marie pur und blank für einen lieben Gottesengel.

Obgleich heute des gnädigſten Herrn, des Churfürſten, Geburtstag war, und männiglich fünf gerade ſein ließ, ſo verloren ſich doch zeitiger, als das heut zu Tage zu geſchehen pflegt, die Gäſte der Sternenwirthin aus der kühlen Gaſtſtube und bald ſaß Herr Johann Schönbrunn allein mit ſeinem leeren Glaſe, blickte tiefſinnig hinein und wiegte das Haupt gar ernſthaft dazu. Eine Weile ſah das die Sternenwirthin mit an, dann brachte ſie dem Manne ihrer geheimen Wünſche einen friſchen Kelch, bis zum Rande gefüllt mit goldhellem Weine; angenehm überraſcht nahm der Rathsherr das Glas mit der Linken, den rechten Arm aber legte er zärtlich um die nicht allzu ſchlanke Hüfte der liebenden Wittwe und ſang einige Verſe von dem ſchönen Liede, was der berühmte Berliner Poet Peucker ſo eben auf den vom Großen Churfürſten neuangelegten Luſtgarten am Schloß gemacht hatte. Das Lied, welches das Schöne mit dem Nützlichen ſinnvoll verband, ſollte zugleich als Wiegenlied für das junge Herrlein, den Churprinzen Carl Aemil, dienen und es hieß darin:

Den Garten, den Dein Vater hat
So wunderſchön gebaut,
Desgleichen Babylon, die Stadt
Kaum jemals angeſchaut,
Du wirſt Dich wundern um den Mann
Mit einem Gabelſtiel, *)
Der Waſſer von ſich ſpritzen kann,
Sobald der Gärtner will.

*) Neptun mit dem Dreizack.

Du ſiehſt den wunderſchönen Aar
Dem Lenz entgegen gehn.
Und Männerchen ſo weiß wie Schnee
In guter Ordnung ſtehn.
Du kommſt ins Pomeranzenhaus
Und probeſt den Geſchmack,
Du lieſeſt die Citronen aus,
Die Welſchland kaum vermag.

Der Rathsherr ſang dieſes ſchöne Lied mit ſo ſchelmiſchem Ausdruck nach der uralten Melodie: Eia, Popeia, ſchlaf ſüß liebes Kind u. ſ. w., daß der guten dicken Sternenwirthin die Augen übergingen vor zärtlicher Rührung und ſie mehrmals genöthigt war, ſich die Thränen abzutrocknen von der glühenden Wange mit der grau-leinenen Küchenſchürze.

„Ach, Herr Schönbrunn!“ ſeufzte die Wittwe. Der Rathsherr trank ſein Glas raſch aus, zwickerte ein paar mal mit den Augen, dann ſah er die Wittwe an und ſprach ernſt: „Bleibt nur gut, Sternwirthin, ich liebe euch, wie ich noch nie ein Frauenzimmer geliebt habe und ich thäte mit euch den Hochzeitsſprung ſchon wagen, aber es geht nicht!“

„I, warum geht's denn nicht?“ forſchte die Sternenwirthin mit weiblicher Neugierde.

„Seht“, ſprach der Rathsherr mit gedämpfter Stimme und zog die Frau näher an ſich, „ich bin ein ruinirter Mann, Sternenwirthin, und ich will euch nicht mit in mein Verderben ziehen!“

Die gute Sternenwirthin faltete erſchrocken die Hände und ſchien etwas ſagen zu wollen, der Rathsherr aber unterbrach ſie jäh und ſprach: „ich weiß, was ihr ſagen wollt, liebe Sternenwirthin, ja, ja, ihr ſeid eine reiche Frau, ich weiß, ihr würdet mir's gern geben, euer Geld, aber es langte doch nicht zu, um meine Schulden zu bezahlen, und ich hätte euch durch die Hochzeit arm gemacht, ohne mir zu helfen, darum muß ich der ſüßen Hoffnung entſagen.“ Der Rathsherr erhob ſich, ſchob die Frau ſanft von ſich, ſtülpte ſeinen Hut auf und ging davon, als ſei er ſo von ſeinen Gefühlen übermannt, daß er kein Wort mehr reden könne.

Noch lange ſtand die Sternenwirthin an derſelben Stelle und blickte mit naſſen Augen nach der Thür, unter der der Geliebte ihrer Seele verſchwunden war, dann ſprach ſie laut: „Er hat das beſte Herz in ganz Berlin und ſo lange ich lebe, ſoll er ſeinen Wein finden und ſein reichlich Eſſen im gel-

denen Stern, und die Hand soll verdorren, die einen Pfennig von ihm nimmt!" Die Vorsätze der guten Frau waren recht löblich, aber der lustige Rathsherr hatte schon mal lange keine Hand der Gefahr des Verdorrens ausgesetzt, denn seit Menschengedenken wußte man im güldenen Stern nicht mehr, wie Herrn Schönbrunn's Geldmünze aussahe — war darum doch gern gesehen, denn wo er hinkam, da kam eine Rotte mit, zu einer Rotte aber gehören Viele, und Viele trinken viel und müssen viel bezahlen.

Die Sternwirthin war noch ganz gerührt, als der Rathsherr schon tapfer dem Molkenmarkt zutrabte, denn im schwarzen Bär war heut Musik und Tanz, und Herr Schönbrunn hatte dem Bärenwirth versprochen, noch ein Stündchen sich bei ihm sehen zu lassen. Sie wollten mitsammen ein Fäßlein ungarischen Weines kosten, so der Wirth von Breslau erhalten, und einen vernünftigen Discurs mit einander führen. „Die hätte mich alten Kerl frischweg geheirathet," brummte der lustige Mann auf seinem Wege von der Spandauerstraße nach dem Molkenmarkt und strich sich behaglich das glatte Kinn, denn die rückhaltslose Liebe der Sternwirthin hatte seiner Männer-Eitelkeit doch gewaltig geschmeichelt. „Hm! Hab' mein Lebtag nicht an's Freien gedacht, und nun auf meine alten Tage wollen mich gleich ihrer zwei auf einmal heirathen," — er blieb stehen an der Ecke des Molkenmarkts eine gute Weile und sprach leise zu sich selbst: „Mein hochverehrter Herr Rathsherr Johann Schönbrunn, sind wir nicht ein Esel, oder wenigstens ein Eselein? Wollen wir denn durchaus nicht des Sprichworts gedenken: wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um! Ehe aber ist eine Gefahr, wenn wir uns also in die Ehe begeben, so kommen wir darin um! Mein lieber Herr Schönbrunn, wir werden die Jungfer Marie — ach, wenn sie nur nicht so schön wäre, nicht so süße blaue Augen hätte, nicht so weiße Arme und nicht immer so lieblich erröthete bei meinem zierlichen Gespräch! ach, und sie liebt mich so sehr! sei's d'rum, frisch gewagt ist halb gewonnen!" Entschlossen schritt der lustige Rathsherr auf den schwarzen Bären zu, öffnete die laut klingelnde Thür und trat in den matt erleuchteten Hausflur. Da schwebte ihm ein gar holdselig Mägdelein entgegen, das war die blonde Marie, des Bärwirths Töchterlein, die streckte ihm schon von weitem die weißen Hände entgegen und rief halb leise: „Ach, lieber Herr Schönbrunn, was kommt Ihr doch so spät,

ich habe so lange mit Schmerzen Eurer geharrt, dieweil ich viel ernste Dinge Euch zu sagen habe!"

„Sprecht, sprecht, liebe Jungfer Marie," entgegnete der Rathsherr, nach neumodischer Sitte die Hand der Dirne küssend, während er zu sich selbst mit inniger Rührung sagte:

„Wie mich das arme Kind liebt, es vergeht fast in seiner heißen Sehnsucht nach mir!"

Die Marie aber ließ ihm nicht lange Zeit, mit sich selbst zu sprechen, sondern flüsterte: „Lieber Herr Schönbrunn, der Vater hat Euch heute zu einem Discours geladen, er will Euren Rath hören, denn Meister Anton Spaelt von der Brüdergasse drüben in Köln hat um mich geworben, ich mag ihn aber nicht, denn er ist so alt und so häßlich, Ihr sollt dem Vater abreden!"

„Warum wollt Ihr denn den Meister Spaelt nicht, meine allerliebste Jungfer Marie, ist doch ein ansehnlicher Mann bei der Stadt?" fragte der Rathsherr lächelnd.

„Weil ich schon einen Andern liebe!" versetzte die schmucke Dirne leise, schlug die Augen nieder und wurde blutroth.

„Darf man denn fragen, meine herzallerliebste Jungfer Marie," schmunzelte der Rathsherr entzückt, „wer der Glückselige ist, den dieses kleine Goldherzchen liebt?"

„Ach, Herr Schönbrunn, Ihr müßt's ja schon längst wissen!" flüsterte Marie ganz leise.

„Hm, ja!" meinte der lustige Junggeselle, vor Entzücken außer sich, „aber ich möchte seinen Namen hören von diesen schönen rothen Lippen!"

Marie senkte das blondgelockte Köpfchen noch tiefer, zögerte eine Weile und sprach fast tonlos: „Wolf Henning!"

Da wich der lustige Rathsherr zurück, so jäh, als habe er unversehens auf eine Schlange getreten, und Marie hob verwundert ihr Haupt; der Erschrockene aber faßte sich bald, trocknete sich mit dem Tüchlein die Stirn und sagte zu sich selbst: „Wir sind ein rechter alter eitler Esel gewesen, lieber Rathsherr, aber wenn wir klug sind, so lassen wir uns das nicht merken!" und richtig, er ließ sich nichts merken, sondern faßte die weiche Hand der Jungfer Marie wieder und sprach: „Also meiner armen Schwester Sohn

wollt Ihr beglücken mit Eurer weißen Hand, meine herzallerliebste Jungfer Marie, ei seht! freilich muß ich Euch da helfen, wenn ich nicht unchristlich wüthen will wider meiner Schwester Fleisch und Blut — also Muth, meine herzallerliebste Jungfer, der Vater Bärwirth hat auch nur zwei Ohren und die will ich ihm schon vollstopfen mit Lobreden über den Wolf Henning, aber wenn ich am Hochzeittage zu einer gewissen schönen Weibsperson sage: Gott grüß Euch, Frau Henningin! dann darf ich diese rothen Lippen küssen gilt's?"

„Es gilt," entgegnete Jungfer Marie erröthend und schwebte leichtfüßig den Gang entlang. Der Rathsherr aber trat in das Stüblein des Bärwirths und während drüben der Fidelbogen kratzte, probirten sie Ungarischen Wein und führten herzhafte Gespräche dazu und am schlechtesten mag Johann Schönbrunn nicht gesprochen haben, denn drei Wochen später hat er gar zierlich die rothen Lippen der jungen Frau Henningin als ein ehrenfester Oheim geküsset.

Herr Johann Schönbrunn, der lustige Rathsherr von Berlin, ist als ein alter Junggeselle gestorben und ist von seiner reichen Habe gerade noch so viel vorhanden gewesen, um ihn nach Standesgebühr unter die Erde zu bringen. Behielt seine gute Laune bis zur letzten Stunde und hatte bis zum letzten Tage viel Wein getrunken im Stern, aber nie einen Pfennig bezahlt.

# Geſchichte der Städte Berlin und Köln, vom Regierungs-Antritt des Churfürſten Albrecht Achilles bis zum Tode des Churfürſten Joachim II., Hector, d. i. vom Jahre 1470—1571.

Churfürſt Albrecht, wegen ſeines Muthes Achilles, wegen ſeiner Klugheit Ulyſſes genannt, war ein überaus mächtiger Reichsfürſt und machte den Namen Hohenzollern weit über Deutſchlands Grenzen hinaus geachtet und gefürchtet; im Ganzen aber hatten die Regierung und dieſe ſtaatsklugen und großmüthigen Fürſten nur wenig Einfluß auf die Geſchichte unſerer Städte. Man hat einige Urkunden von ihm, die von Köln an der Spree datirt ſind, auch berief er 1472 die märkiſchen Landſtände zu einem Landtage in Berlin zuſammen; doch war der größere Theil ſeiner Thätigkeit nicht dem Lande Brandenburg und am allerwenigſten der Stadt Berlin gewidmet. Dagegen reſidirte der Churprinz Johann als Statthalter der Marken in der Burg zu Köln an der Spree, und er war eigentlich der erſte Hohenzoller, deſſen ganze Regententhätigkeit ausſchließlich den Marken gewidmet war.

Markgraf Johann, der im Jahre 1486 in der Chur ſuccedirte, erhielt den Beinamen Cicero, weil er die um den Beſitz von Schleſien kämpfenden Könige von Ungarn, Böhmen und Polen durch ſeine beredten Worte in lateiniſcher Sprache zu verſöhnen wußte. Johann Cicero war ein ſehr frommer Herr. Er begabte reichlich die Brüderſchaft des Leibes Chriſti, die damals in Berlin ſehr verbreitet war, und trat ſpäter mit ſeiner Gemahlin in die St. Wolframsgeſellſchaft, die 1482 von den beiden Berliner Bürgern, Jacob Riedel und Paul Reinicke, geſtiftet worden war. Fromme Uebungen und gute Werke gemeinſam zu thun, war die Aufgabe der beiden

erwähnten Gesellschaften. Den ersten Landtag, den Johann Cicero als Churfürst abhielt, berief er nach Berlin, obwohl die Stadt durch den furchtbaren Brand im Jahre 1484 sehr verwüstet war. Das berlinische Rathhaus, das durch diesen Brand gänzlich zerstört war, wurde erst 1488 und 89 wieder aufgebaut. Im Jahre 1489 versprach der Churfürst dem Kaiser eine Anzahl Hülfstruppen gegen die Türken. Berlin hatte dabei 30 Mann zu Roß mit 50 Gulden, und Köln 50 Mann zu Fuß mit 61 Gulden nebst 4 Rüstwagen zu unterhalten. Um dieselbe Zeit legte Meister Zehender die erste Apotheke in Berlin an. Der Magistrat gab ihm dafür einen Wispel Roggen, freie Wohnung und Befreiung von allen bürgerlichen Abgaben und Beschwerden. 1491 bestätigte Johann Cicero dieses Privilegium. Der Handel kam in dieser Zeit wieder etwas empor; von Künstlern aber findet man keine Spur, selbst die Baumeister, deren man sich bediente, scheinen Ausländer gewesen zu sein. Hochverdient machte sich Johann Cicero um die höchst vernachlässigten Schulen, die nur mühsam wieder emporkamen.

Das gesellige Leben in Berlin verlor in dieser Zeit allmälig etwas von seiner früheren Steifheit. Es gab fröhliche Gelage und Banquette bei Hofe, bei denen des Weines nicht geschont wurde; Jagden, Lanzenbrechen, Turniere und ritterliche Spiele gaben auch dem Volke oft genug Gelegenheit, seine Schaulust zu befriedigen. Sonst erlustirten sich die Bürger von Berlin in den Versammlungen der Zünfte und Innungen, bei den feierlichen Bittfahrten an heiligen Festen, bei Hochzeiten und Kindtaufsschmausen endlich, wo die Mäßigkeit im Essen und Trinken eben nicht den Vorsitz führte. Auch erschienen um diese Zeit in Berlin die ersten Anfänge der dramatischen Kunstvorstellungen biblischer Gegenstände, die man Mysterien nannte und meist dem Gottesdienst beimischte. Um die Fastnachtszeit gab man auch zwischen den altherkömmlichen Tänzen und Träumereien sogenannte Fastnachtsspiele, aus denen sich später das deutsche Lustspiel entwickelt hat. Im Allgemeinen verlor sich in dieser Zeit der trotzige, fehdelustige Sinn, der die Bürger von Berlin und Köln sonst ausgezeichnet hatte; an seine Stelle trat eine stille, ruhige Betriebsamkeit, welcher durch den steten Aufenthalt des Hofes in Berlin reiche Erwerbsquellen geöffnet wurden. Die alte Zucht und Sitte wurde mit großer Entschiedenheit aufrecht erhalten. Johann Cicero starb 1499 auf dem Schlosse zu Köln an der Spree.

Ihm folgte Joachim I., Neſtor, ein gelehrter, vielfach ausgezeichneter Fürſt. Er war ein Schüler Dietrich's v. Bülow, des berühmten Biſchofs zu Lebus, und ſammelte bald Gelehrte von großem Namen um ſich. Und, obgleich er die neue Univerſität, welche er 1506 errichtete, nicht nach Berlin, ſondern nach Frankfurt a. O. verlegte, ſo machte ſein wiſſenſchaftlicher Sinn und ſeine Vorliebe für Gelehrte ſich doch bald genug auch in den Kreiſen Berlin's geltend.

Im Jahre 1514, am Abend des St. Burkhardstages, traf die St. Marienkirche ein neuer Brandſchaden, der jedoch die Fortſetzung des Gottesdienſtes in der Kirche nicht gehindert zu haben ſcheint.

Bis zur Zeit Joachim Neſtor's nahmen die Berliner ſo wie die übrigen Märker ihr Recht bei den Schöppenſtühlen oder bei den Voigteigerichten, welche Kaiſer Carl errichtet hatte. Von dieſen Gerichten wurde, als an die höchſte Dingſtatt, an des Kämmerers Kammer zu Tangermünde appellirt. Geſprochen wurde nach Gewohnheitsrechten, nach dem Sachſenſpiegel, oder nach beſonderen Stadtrechten. In dieſer Zeit aber fing man an, das römiſche Recht auf den Univerſitäten zu lehren, und nach der Abſicht Joachim Neſtor's ſollten auch die märkiſchen Stände das römiſche Recht, oder Kaiſerrecht, annehmen. Zu dieſem Zweck wurde auf der Univerſität Frankfurt römiſches Recht gelehrt und der Churfürſt errichtete 1516 oder 17 zu Berlin einen Gerichtshof, der allen übrigen Untergerichten zum Vorbild dienen ſollte, in welchem nur nach römiſchem Rechte geſprochen wurde. Dieſer Gerichtshof iſt das Hof- und Kammergericht zu Berlin. Dieſer hohe Gerichtshof beſtand Anfangs aus 12 Richtern, Räthen und Beiſitzern, von denen der Churfürſt vier, die Prälaten, Ritter und Städte aber acht ernannten. Vor dieſen Richterſtuhl ſollten gezogen werden: alle Grafen, Ritter, Räthe, die vor keinem Gerichte verklagt werden konnten, und alle diejenigen, denen bei den Untergerichten die Gerechtigkeit verweigert oder verkehrt worden war. Anfänglich hielt das Kammergericht ſeine Sitzungen im churfürſtlichen Schloſſe, ſpäter in dem Schwarzenberg'ſchen Palais, in der Brüderſtraße, das davon den Namen „Collegienhaus" bekam. Das Gebäude, in welchem ſich gegenwärtig das Kammergericht befindet, in der Lindenſtraße, ließ erſt König Friedrich Wilhelm I. durch Gerlach erbauen.

Unter der Regierung Joachim Neſtor's wurde auch ein furchtbares

Gericht über die Juden verhängt, welche damals der Gegenstand des glühendsten Hasses und tiefsten Abscheues waren. Im Jahre 1510 wurden am Freitag nach St. Margarethentag auf dem neuen Markte vor der Marienkirche 38 Juden hingerichtet, angeklagt, daß sie geweihte Hostien an sich gebracht und zur muthwilligen Verhöhnung gebraucht, angeklagt ferner, daß sie unschuldige Christenkinder gekauft und auf gräuliche Weise zu Tode gemartert hätten, um deren Blut als Zaubermittel oder Arznei anzuwenden. Man führte die Juden und den Kesselflicker Frohm aus Bernau, der ihnen die Hostien verkauft hatte, durch die vornehmsten Straßen der beiden Städte Berlin und Köln, und riß sie an allen Straßenecken mit glühenden Zangen. Es ist noch ein Bericht über ihre Hinrichtung vorhanden, betitelt „Historia von der Juden erschrecklicher Uebelthat, die sie in der Mark Brandenburg an einer conseerirten Hostie und an etlichen Christenkindern begangen, auch was sie darüber leiden müssen." In diesem Bericht heißt es: „Es hat aber zuvor der Scharfrichter mit seinen Helfern, deren aus eigener Bewegniß unaufgefordert viel dazu kamen, einen wunderlichen Bau zu ihrer Straf hinter dem Rabenstein zugerichtet, dergestalt und also: Paul Frohm hat er allein an eine Säule mit Halseisen und Banden angebunden, und die Säule mit gutem Holz, Reisig und Pech umleget. Den Jüden aber hat er einen hohen Tabernakel, dreier Mann hoch, als starke Rösten übereinander gebauet, und deren jegliche mit vielem Holze, Stroh und Pech beleget und auf jeder Rösten in die Länge und Breite starke Bäume gezogen, daran er die Jüden ein Theil auf die unterste, die andere auf die mittelste und also fürder die Uebrigen auf die dritten Rosten, alle bei den Hälsen mit eisernen Banden an und aufgeschmiedet, also daß einer hat in die Höhe, der andere vor sich nieder sehen müssen." So wurden diese Juden verbrannt. Von dreien dieser Juden, welche sich während des Prozesses zum Christenthum bekehrt hatten, wurde nur einer, ein berühmter Augenarzt, Namens Moses, der in der Taufe den Namen Petrus erhielt, begnadigt, die beiden anderen zwar nicht verbrannt, aber doch enthauptet. In Folge dieses Prozesses kamen so viel Gräuel an den Tag, welche die Juden in der Mark verübt hatten, daß der Churfürst sie sämmtlich aus dem Lande vertrieb.

In den Jahren 1506 und 1515 war die Pest in Berlin, oder doch eine

ansteckende Krankheit, die man mit diesem Namen belegte. Im letzteren Jahre brach auch ein Aufstand in Berlin aus. Die Bürgerschaft erhob sich wider den Rath, und die Sache hätte schlimme Folgen haben können, aber Joachim I. (Nestor) griff rasch und mit fester Hand dazwischen, setzte die Ruhestörer in's Gefängniß, ließ sie eine Weile schmachten, und gab sie endlich gegen Bezahlung einer Geldbuße von 900 Gulden wieder frei.

Die Reformation trübte den Lebensabend dieses edlen, hochgebildeten und mächtigen Fürsten. Joachim I. (Nestor) war aus voller Ueberzeugung ein eifriger und unerschütterlicher Anhänger der katholischen Kirche. Die Theologen seiner Universität Frankfurt kämpften mächtig gegen den Abfall, den sie gleichwohl weder durch Eifer, noch durch Talent zu hindern vermochten. Der Protestantismus fand in Berlin schnell zahlreiche Anhänger; aber der Churfürst ließ sich selbst durch den Abfall der Churfürstin Elisabeth nicht in seinem Glauben und seiner Ueberzeugung wankend machen. So lange Joachim I. (Nestor) lebte, verhinderte seine mächtige Persönlichkeit das offene Auftreten des Protestantismus. Als aber Joachim II. (Hector) so genannt wegen seiner Heldenthaten im Türkenkriege 1532, seinem Vater in der Chur folgte, wurde die Gesinnung der Berliner in religiöser und kirchlicher Hinsicht klar; denn, obwohl der Churfürst erst vier Jahre später zum Protestantismus übertrat, so verrieth doch die Wegweisung der Mönche aus dem Schwarzen Kloster und die Verwandlung dieses Klosters in ein Domstift die wahre Gesinnung Joachim II. (Hector's).

Am 15. Sonntag nach Trinitatis 1539 predigte Georg Buchholzer, der erste evangelische Propst von Berlin, zum ersten Male in der berlinischen Domkirche. Am 1. November desselben Jahres empfing Joachim II. (Hector) zu Spandau zum ersten Male das Abendmahl unter beiden Gestalten. Am 2ten November hielt Buchholzer die Einweihungspredigt zum neuen Gottesdienst in der St. Nicolaikirche, worauf der Rath der beiden Städte und viele Bürger das Abendmahl nach protestantischem Ritus empfingen. Rasch hintereinander wurde nun auch die Marienkirche, die h. Geistkirche, die Klosterkirche, die St. Georgenkirche, das Domstift, die Petrikirche und die St. Gertraudtenkirche den Protestanten übergeben. Georg Buchholzer war von 1539 – 1566 Propst von Berlin. Am Mittwoch vor Ostern 1546 wurde Johann Baberasch Hauptprediger an der lutherischen Petrikirche

in Köln, welche nunmehr eine eigene Propſtei bildete. Die frommen Brüderſchaften wurden aufgelöſt, die Reliquien und Altäre entfernt.

Joachim II. (Hector) war ein heiterer, lebensluſtiger Herr; wie ſein Vater die Wiſſenſchaften, ſo begünſtigte er die Künſte. Er hatte einen eigenen Hofmaler, den Mailänder Johann Baptiſta. Unter ſeiner Regierung finden wir zuerſt Baumeiſter, Bildhauer und Kupferſtecher in Berlin. Er war ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Muſik und leitete nicht ſelten ſelbſt den Chorgeſang in ſeiner Domkirche. Von dieſem Stifte erzählt der Chroniſt Haſtitz: „dort ſei anfänglich ein Sangmeiſter geweſen, Herr Fincke genannt, der ſolche ſtentoriſche Stimme gehabt, daß er fünf Choralibus hat gleich pſaltiren und ſingen können."

Joachim II. (Hector) war der erſte Hohenzoller, der für die Verſchönerung Berlin's ſorgte. 1540 ließ er die alte Burg Friedrichs II. in Köln an der Spree niederreißen und ein ganz neues Schloß drei Stock hoch bauen. Der eine Flügel ſtand an der jetzigen Stelle des Schloſſes von der Langen Brücke bis an die Breiteſtraße. Er hatte in der Mitte ein von drei Säulen getragenes doppeltes Portal, und über demſelben gemauerte Balkone. An den beiden Ecken waren runde Erker, von denen der eine, an der Waſſerſeite des Schloſſes, noch heute ſichtbar iſt. Von der ſüdweſtlichen Seite ging ein hölzerner Gang, auf ſteinernen Pfeilern ruhend, bis in den Dom. Der andere ebenfalls drei Stock hohe Flügel des Schloſſes lag an der Spree, und hatte faſt die Länge des jetzigen Quergebäudes zwiſchen dem Schloß und der Domkirche. Joachim (Hector's) Schloß war ſtattlich genug mit ſeinen hohen Giebeln und kupfernen Dächern. Im Innern war es mit vielen Bildern von Lucas Kranach und andern Malern geſchmückt.

1539 errichtete Chriſtoph Weiß von Wittenberg auch die erſte Buchdruckerei in Berlin. Als Denkmäler der Malerei aus dieſem Zeitraum haben wir in der Marienkirche zwei kleine Gemälde auf Holz: den Sündenfall und die Geſetzgebung auf Sinai, Ezechiel's Geſicht und die Erſchaffung der Eva darſtellend. Die einundzwanzig in Oel gemalten Bilder, die ſich in der Nicolaikirche hinter dem Altar befinden, ſind ebenfalls aus dieſer Zeit. 1538 ſetzte der Zimmermann Hans Schwabach den Thurm der Marienkirche auf; 1551 ſtellten die Meiſter Asmus Schulze und Lorenz Stark den vom Blitz zerſchlagenen Thurm der Nicolaikirche wieder her; 1563

fertigten Stephan Lichtenhagen und ſein Geſelle Paul Herrmann den Taufſtein der Nicolaikirche aus Zink; in den Jahren 1535 bis 1561 ließ Joachim (Hector) durch den Gießer Dietrich aus Burgund das auf ſechs metallenen Säulen ruhende Monument für den Churfürſten Johann Cicero errichten. Dieſes Denkmal damaliger Gießkunſt iſt noch in der jetzigen Domkirche zu ſehen. Man erblickt darauf liegend den Churfürſten Johann Cicero in Lebensgröße, geharniſcht und mit dem Churhute. Unter dieſem Monument ſieht man die Platte, die ſich Joachim I. (Neſtor) 1536 von Peter Viſcher zu Nürnberg bereiten ließ. Die Wittwe des erwähnten Gießers Dietrich aus Burgund wurde die Geliebte des Churfürſten und war unter dem Namen „der ſchönen Gießerin" bekannt.

Das geſellſchaftliche Leben in Berlin wurde unter Joachim (Hector) üppiger und glänzender, die Gelage bei Hochzeiten, Kindtaufen und anderen feſtlichen Gelegenheiten wurden immer häufiger und koſtbarer; die Zahl der öffentlichen Badſtuben vermehrte ſich, denn zu einem guten Leben gehörte damals nicht nur reichliches Eſſen und ſtarkes Getränk, ſondern auch ein warmes Bad. Die Kleidung war koſtbar und der altſpaniſchen ſehr ähnlich. Man trug viel Ringe, Gürtel und andern Schmuck. Die Pluderhoſen kamen damals auf, die in ſo viel Falten zuſammengelegt waren, daß zu einer Hoſe über 100 Ellen Zeug verbraucht wurden. Gegen dieſe koſtſpielige und unſinnige Mode eiferten die Gottesgelahrten umſonſt von den Kanzeln und in Schriften, und ſelbſt der ſonſt ſo prachtliebende Churfürſt gab verſchiedentlich ſeinen Unwillen gegen dieſe Tracht zu erkennen. Als ſich im Jahre 1567 drei berliner Bürgersſöhne mit ſolchen Hoſen in der Gegend des Schloſſes zeigten, ließ ſie Joachim ergreifen und in das vergitterte Narrenhäuslein bei dem bernauer Keller neben dem kölniſchen Rathhauſe ſperren, wo ſie einen Tag und eine Nacht gefangen gehalten und dem allgemeinen Hohne Preis gegeben wurden. Einem von Adel aber ließ der Churfürſt vor dem Dome den Gürtel durchſchneiden, ſo daß ihm die Hoſen auf die Erde fielen. Beſonders verderblich zeigte ſich in dieſer Zeit eine überhandnehmende Neigung zum Spiel, gegen welche 1565 eine Verordnung erging, welche verbot, mehr als 300 Gulden auf einmal zu verſpielen. Man mag daraus abnehmen, in welcher tollen Weiſe die Berliner von damals dieſem Laſter gefröhnt haben. Die Prunkſucht, der Hang zum Wohlleben und der Spielteufel brachten Ver-

legenheiten aller Art und große Schuldenlaſten zu Wege. Der Churfürſt ſelbſt befand ſich faſt ſtets geldbedürftig, und als ſein treuer und geſchickter Kammerrath und Rentmeiſter, Thomas Mathias, der zugleich Bürgermeiſter von Berlin war, alle Mittel erſchöpft hatte, da rief der Churfürſt die 1510 vertriebenen Juden wieder in's Land. Unter dieſen Juden befand ſich ein Jude aus Prag, Namens Lippold, der ſich bald ſo bei Joachim einzuſchmeicheln wußte, daß er die anſehnliche Stelle eines churfürſtlichen Kammermeiſters und berliniſchen Münzmeiſters erhielt. Die Juden überhaupt fanden bald Gelegenheit, ſich durch die Noth der Bürger und Beamten zu bereichern. Da ihr Uebermuth mit ihrem Reichthum ſtieg, ſo wuchs der Haß des Volkes gegen ſie ſo gewaltig, daß es nur eines geringen Anlaſſes bedurfte, um einen furchtbaren Ausbruch zu Wege zu bringen. Als Joachim II. (Hector) plötzlich auf einer Jagd erkrankte und auf dem Köpenicker Schloſſe 1571 ſtarb, da ſchrie ganz Berlin, der Jude Lippold habe ſeinen Herrn, den Churfürſten, vergiftet; auch habe er ſich durch gräuliche Zaubermittel die Gunſt dieſes Fürſten verſchafft und ſich in derſelben befeſtiget. Es war ein weit verbreiteter Glaube jener Zeit, daß man ſich durch Zaubermittel der Gunſt und Liebe Anderer verſichern könne. Es entſtand ein Aufruhr in Berlin. Der Pöbel warf ſich auf den großen Judenhof, ſtürmte und zertrümmerte die dortige Synagoge und plünderte die Judenhäuſer. Lippold wurde des Giftmordes und der Zauberei peinlich angeklagt, und bekannte ſich auf der Folter beider Verbrechen ſchuldig. Er wurde mit ſeinem Zauberbuche am Halſe von dem Rathhauſe nach dem Neuen Markt geführt und auf dem Wege dahin zehnmal mit glühenden Zangen gezwickt. Auf dem Neuen Markte wurden ihm Arme und Beine mit dem Rade zerſchlagen, dann wurde er gevierttheilt, zum Theil an vier beſonderen Galgen aufgehangen, zum Theil mit dem Zauberbuche verbrannt; ſein Kopf aber auf dem Georgenthor aufgeſteckt. Eine Maus ſprang unter dem brennenden Blutgerüſte hervor. Der Glaube jener Zeit ſah in der Maus den Zauberteufel, der ſich von dem armen Sünder trennte. Die Juden wurden abermals aus den Marken vertrieben. —

# Wie es in den Städten Berlin und Köln unter dem Churfürsten Joachim II. (Hector) aussah.

Im Ganzen boten die Städte in dieser Zeit immer noch nicht einen Anblick dar, welcher der Residenz so mächtiger Fürsten würdig gewesen wäre. Zwar war der Anblick des Schlosses prächtig und stattlich, der Lustgarten aber war noch immer ein wüster Morast; die heutige Schloßfreiheit war ein leerer Platz längs des Mühlengrabens. Auf dem Schloßplatze stand die Domkirche nebst dem Kirchhofe, aber auch die Stechbahn, 300 Fuß lang und 65 Fuß breit. Sie wurde zu dem Turnier errichtet, welches Joachim (Hector) bei Gelegenheit der Taufe seiner Tochter, der Markgräfin Elisabeth Magdalene, 1537 veranstaltete. — Die Brüder- und die Fischerstraße waren immer noch schlecht genug angebaut; die rechte Seite der Breitenstraße nicht besser; auf der linken, oder Spree-Seite, aber sah man doch schon einige bedeutendere Gebäude, den churfürstlichen Marstall z. B., das von Otterstädt'sche Freihaus und einige andere. Im Jahre 1668 wurden die Fleisch-Scharren von der Breitenstraße auf einen Platz neben dem kölnischen Rathhause verlegt, wo sie der jetzigen Scharrnstraße den Namen gaben. So in Alt-Köln.

In Alt-Berlin sah es allerdings schon stattlicher aus; zwar war die Burgstraße noch immer ein schmaler schmutziger Gang am Wasser hin; die linke Seite der Heiligengeiststraße war immer noch nicht ganz angebaut; doch standen daselbst schon einige Häuser, u. A. das älteste Frei-Haus Berlin's, welches 1582 die Churfürstin Elisabeth zu Brandenburg „dero gewesener Kammerdienerin Euphrosyne Möhmen, des Churfürsten Hof-Instrumen Mörsen Ehefrau, um vielfältiger und willfähriger Dienste willen" mit

großen Freiheiten verliehen. Auch baute Joachim (Hector's) Baumeiſter, Caspar Theiß ſich das Haus prächtig aus, was ehedem die Aebte zu Lehnin beſaßen, um dort zu wohnen, wenn ſie die Land- und Fürſtentage in Berlin beſuchten. Ferner ſtanden die Häuſer ſchon, die man ſpäterhin nach dem Staatsminiſter von Viebahn die Viebahn'ſchen Häuſer nannte. In der Georgenſtraße (jetzigen Königsſtraße), die aber damals nur bis zur Ecke der Kloſterſtraße reichte, zeichneten ſich aus: das Burglehen des oberſten Hofrichters Peter von Brakau, 1482 erbaut; das Straube'ſche Haus, an der Ecke der Königs- und Heiligengeiſtraße, 1573 erbaut; beſonders aber das Haus des berühmten Handelsherrn Leonhard Weiler, das im 18ten Jahrhundert der Staatsminiſter, Feldmarſchall von Grumbkow umbaute, und das bis in die neueſte Zeit als Poſtgebäude benutzt wurde. Die ſtattlichſte Straße Alt-Berlin's war immer noch die Spandauer, wo viele Familienſitze adliger und patriziſcher Geſchlechter waren. Wir gedenken hier beſonders des Stammhauſes derer von Blankenfelde, welches dieſe mächtige Sippſchaft, nachdem die furchtbare Feuersbrunſt, welche am Tage Fabian Sebaſtian 1380 halb Berlin in Aſche legte, das alte Gebäude verzehrt, „neu und maſſiv mit fürtrefflichen und dauerhaften Gewölben, feinen Zimmern und einer Kapelle, deren Gewölbe auf einer einzigen ſteinernen Säule ruhte", im Jahre 1390, da Paul von Blankenfelde und Hennig Stroband Bürgermeiſter waren, aufbauen ließ. Ferner befand ſich in dieſer Straße der alte Stadt-Keller, der erſt den berliner Bären, dann aber einen grünen Baum als Wahrzeichen führte. Das Gebäude kam ſpäter an das Geſchlecht derer von Gerresheim. Das Haus an der Ecke der heutigen Pankowsgaſſe war eines der älteſten Häuſer Berlin's, wurde aber von dem Staatsminiſter von Berchem neu gebaut, und hieß die Pankowsgaſſe darum damals die Berchemsgaſſe. Der Name Pankowsgaſſe kommt von den beiden berühmten Aerzten Thomas und Johann Pankow, Vater und Sohn, welche das Berchem'ſche Haus am Ende des 17ten Jahrhunderts beſaßen. Die hohe Landesgeiſtlichkeit hatte noch immer ihre Höfe in Berlin, in denen ſie wohnte, wenn ſie zu Landtagen daſelbſt anweſend war. Der Abt zu Lehnin hatte ſeinen Hof in der Heiligengeiſtſtraße, der Abt zu Zinna in der Stralauerſtraße, der Biſchof zu Havelberg hatte ſeinen Hof auf dem Neuen Markt, da, wo jetzt die Hauptwache ſteht. Die Biſchöfe von Lebus und Brandenburg

wohnten in der Kloſterſtraße. Im Jahre 1549 kauften die kurmärkiſchen Stände das Eckhaus der Spandauerſtraße und Nagelgaſſe; es war ihr erſtes Landſchaftshaus. Das jetzige wurde erſt im 17ten Jahrhundert erworben und 1776 neu erbaut. Von der Spandauerſtraße führten ſchon damals die Nicolai-Kirchgaſſe und die Propſtgaſſe zur Nicolai-Kirche. Die Reezengaſſe, die ihren Namen von dem dort wohnenden Stadtkämmerer Reez erhielt, und die Nagelgaſſe, wo die Nagelſchmiede wohnten, führten zur Jüdenſtraſte; die Berchems-, Kalanders- und Heiligegeiſtgaſſe zur Heiligengeiſtſtraße. Die Büttelgaſſe führte zur Roſenſtraße. Die Büttelgaſſe hatte ihren Namen von dem Scharfrichter, der dort wohnte; ſpäter hieß ſie die Haidereutergaſſe, weil dort der Aufſeher der ſtädtiſchen Haide, der Haidereuter, ſeine Amtswohnung nahm. Die Brunnen der Stadt hatten große Schwengel mit Kübeln; nur von dem Brunnen in der Breitenſtraße wird als beſonderer Merkwürdigkeit gedacht, daß er eine eiſerne Kette, ſtatt des Strickes, hatte. Auf dem Mühlendamm ſtanden Krambuden, welche dem Amtshauptmann des Mühlenhof's, als ihrem Gerichtsherrn, Zins zahlten, trotzdem aber bei jeder Reparatur der Mühlen weggebrochen wurden. Die Fiſcherbrücke exiſtirte noch nicht. Vor dem Georgen-Thore (Königs-Thore) ſtanden einige Häuſer um die Georgen-Kirche. Vor dem Spandauer-Thore wurde zu Ende des 16ten Jahrhunderts ein churfürſtlicher Garten angelegt, auf der Stelle, wo gegenwärtig Monbijou. In der heutigen Großen Hamburgerſtraße war die Meierei des Bürgermeiſters Retzlow; alles Uebrige Ackerland. Vor dem Stralauer Thore war nur der Kuh-Thurm zu ſehen. Die kölniſchen Vorſtädte, nämlich die Köpenicker Vorſtadt, die Gertraudten-Vorſtadt und der Werder, waren etwas ſtärker angebaut, als die berliniſchen. Der Thiergarten erſtreckte ſich über die ganze jetzige Friedrichsſtadt und die Dorotheenſtadt. In der Gegend des jetzigen Zeughauſes war er mit einem Zaune vermacht. Es wurde ein zahlreicher Wildſtand darin gehegt.

# Wie Churfürſt Joachim (Hector) ein Feſt feierte.

Im September 1569 feierte der Churfürſt die Erlangung der geſammten Händ am Herzogthum Preußen, wohl erkennend, welche Wichtigkeit dieſes Land einſt für ſeine Nachfolger haben werde.

Das Feſt wurde mit einer großen Proceſſion begangen, bei welcher alle Mädchen, welche über zehn Jahre alt waren, aus beiden Städten in weißen Kleidern und mit fliegenden Haaren erſcheinen mußten. Alle Dorfprediger aus einem Umkreiſe von zwei Meilen gingen in dieſem Zuge Paarweiſe, Kelche und Patenen in ihren Händen tragend. Der Churfürſt ſelbſt — angethan mit einem Mantel von Goldtuch, der mit Zobelpelz verziert war — ritt hinter dem Dompropſt auf einem goldfarbenen Roß, welches ihm von dem verſtorbenen Herzoge Albrecht von Preußen war vermacht worden; indem der Oberſt Heinrich von Steupitz den preußiſchen ſchwarzen Adler auf einer weißen Tafel abgemalt, Georg Gans von Putlitz als Erbmarſchall das Churſchwert, und Joachim Möbel auf einer weißen „Karteken-Fahne" das preußiſche Wappen, neben einander reitend, ihm vortrugen. Nach dem Zuge wurde ein Hochamt gefeiert, welches bis gegen drei Uhr Nachmittags währte. Hierauf ſetzte ſich der Churfürſt auf einen mit Goldtuch ausgeſchlagenen Lehnſtuhl, der auf dem Altar an der Chorthüre ſtand, und hörte, das entblößte Churſchwert in ſeiner Hand haltend, die ſtattliche Oration an, in welcher der Kanzler Lambertus Diſtelmaier, „faſt bei einer Stunden lang", von der erlangten Belehnung mit dem Herzogthume Preußen ſprach. Nach Beendigung derſelben ſchlug Joachim den anweſenden polniſchen Geſandten und die beiden Oberſten Steupitz und Möbel und verſchiedene ſeiner Räthe zu Rittern, und die Feierlichkeit wurde beſchloſſen mit einem herrlichen und fröhlichen Mahle auf dem Schloſſe, bei welchem die neuen Ritter mit Ehrenkleidern und goldenen Ketten fürſtlich beſchenkt wurden.

# Der Knüttelkrieg bei Spandau.

Im Jahre 1567 mußten die Bürger der Städte Berlin und Spandau in voller Rüstung einen Krieg gegen einander bestehen. Es war die Absicht des Churfürsten Joachim (Hector), durch diese Waffenübung den kriegerischen Sinn wieder in den Bürgern zu wecken. Der Krieg begann mit einem Wassergefecht auf der Havel unter der Festung von Spandau, dem der Churfürst mit seinem Hofe auf einem großen Schiffe zusah. Während mit allem groben Geschütze der Festung auf das gewaltigste gefeuert wurde, stritten zuerst die beiden Flotten unter dem Geschmetter der Pauken und Trompeten wider einander; dann wurde nach gewonnenem Siege von den Berlinern die Festung beschossen. Den Churfürsten ergötzte dabei absonderlich das Angstgeschrei der Weiber und Kinder der kämpfenden Männer, besonders der Spandauischen Weiber, welche, in der Meinung, daß der Kampf ernstlich gemeint wäre, aus dem Thore herausstürzten und den Churfürsten flehentlichst um die Loslassung ihrer in der Festung eingeschlossenen Männer baten. Noch mehr aber ergötzte ihn die Ungeschicklichkeit der Ungeübten, welche durch die Stangen ihrer Gegner in's Wasser geworfen wurden; es war übrigens gegen jedes Unglück durch eine Anzahl von Fischern, die mit Kähnen überall bereit standen, Vorkehrung getroffen. Nachdem dieser Wasserkrieg drei Tage lang gedauert hatte, begann der Krieg zu Lande auf der Ebene zwischen Spandau und Lietzow mit kurzen Fechtstöcken, der aber bald weit ernsthafter wurde, als es der Churfürst gewollt. Denn die Spandauer, welche, kaum achthundert Mann zählend, den Berlinern und Kölnern nicht gewachsen zu sein schienen, konnten sich nicht entschließen, ihren überlegenen Feinden den Sieg zu lassen, wie es der Plan des Gefechtes vorschrieb; sie brauchten eine Kriegslist, indem sie durch eine verstellte Flucht ihre Gegner aus ihrer Stellung lockten und ihnen dann mit unbarmherzigen

Schlägen in den Rücken fielen. Darüber wurde der Kampf, indem der Berliner und Kölner die Sache nunmehr auch ernſtlicher nahmen, ſo heftig, daß nicht einmal der Churfürſt, der ſich zwiſchen die Streitenden warf, die Kampfluſtigen zur Ordnung zurückzubringen vermochte: Vielmehr gerieth er ſelbſt in große Gefahr, indem ſein Pferd, auf welches die Streitenden in der Hitze losſchlugen, ihn aus dem Sattel warf. Erſt die Nacht machte dem Kampfe ein Ende, in welchem zwar kein Blut gefloſſen war, viele Kämpfende aber gleichwohl ſchlimm waren zugerichtet worden. Die Spandauer aber ſchrieben ſich den Sieg zu. Die ganze Laſt des churfürſtlichen Zorns wegen dieſes verunglückten Schauſpiels fiel nun auf den Bürgermeiſter von Spandau, Bartholomäus Bier, welcher wider den Willen des Churfürſten die Kriegsliſt angeordnet hatte, wodurch den Spandauern der Sieg zu Theil geworden war; der arme Mann wurde bei Nacht aus ſeinem Bette geholt und auf die Feſtung in ein dunkles Gefängniß gebracht, aus welchem er erſt nach mehreren Monaten wieder in Freiheit geſetzt wurde. Die übrigen Spandauiſchen Bürger, welche die Anordnungen ihres Bürgermeiſters vollzogen hatten, kamen mit der bloßen Furcht vor der Strafe davon; denn ſie wurden alle auf die Feſtung gerufen, wo der Anblick der anweſenden Gerichtsdiener ſie mit allerlei Beſorgniſſen erfüllte, dann aber wieder entlaſſen. —

# Hans Kolhase.

Mit dem Erſcheinen der erſten Hohenzollern in Brandenburg waren eigentlich die letzten Raubritter aus Brandenburg verſchwunden, und tauchte auch in den erſten Jahren der Regierung Joachim (Neſtor's) noch einmal die Raub- und Fehdeluſt der für das Fauſtrecht begeiſterten Edelleute auf, durfte auch der von Otterſtädt ſich noch unterfangen, an Churfürſt Joachim's Thür zu ſchreiben: „Joachimken, Joachimken, büte dich; wo wir dich kriegen hängen wir dich!“ — ſagte auch der gemeine Landmann im Brandenburger Land:

„Reiten und Rauben, das iſt keine Schand',
Denn das thun die Beſten im ganzen Land!“

und beteten zu Anfang der Regierung Joachim (Neſtor's) reiſende Kaufleute und Kärrner gar andächtig:

„Vor Köckeritze, Lüderitze,
Vor Krötcher, Kracht und Izenplitze
Behür' uns lieber Herregott!“

— ſo war doch namentlich ſeit Mitte der Regierung Joachim's des Erſten überall das Fauſtrecht durch kräftige Anſtalten unterdrückt worden. Der märkiſche Adel hatte es aufgegeben, ſeit einem Menſchenalter, ſich auf eigene Fauſt Recht zu verſchaffen und Fehde zu führen wider mächtige Fürſten. Ein trotziger Bürger von Berlin aber, Hans Kolhaſe geheißen, ließ das Fauſtrecht wieder aufleben und führte Fehde, der einzelne Berliner Bürger wider mächtige Fürſten des Reichs. Hans Kolhaſe war ein reicher Mann und trieb einen großen Pferdehandel bis weit nach Niederdeutſchland hinein. Da begab es ſich, daß Hans Kolhaſe mit Pferden durch Sachſen zog und daß ein Sächſiſcher von Adel die beiden ſchönſten ſeiner Pferde unter nichtigem

Vorwand mit Beſchlag belegte. Kolhaſe mußte die beiden Pferde wirklich bei den dortigen Gerichten laſſen und Zeugen und Beweiſe für ihre rechtmäßige Erwerbung herbeiſchaffen. Als nun Kolhaſe mit dieſen Beweiſen zurückkehrte, wollte man ihm zwar die Pferde zurückgeben; er indeß mochte ſie nicht annehmen, weil ſie der Edelmann in der Zwiſchenzeit durch ſchwere Arbeiten abgetrieben und ruinirt hatte. Er verklagte darauf den Edelmann bei dem Churfürſten von Sachſen. Da aber der trotzige berliner Bürger dort kein Gehör fand, ſchickte er Seiner Churfürſtlichen Durchlaucht in Sachſen einen Fehde- und Abſage-Brief, fiel ihm mit einem Trupp reiſiger Geſellen in's Land, plünderte die ſächſiſchen Unterthanen und führte einen reichen Kaufmann aus Wittenberg gefangen mit ſich. Der ſaß in Hans Kolhaſe's Hauſe an der krummen Spree auf dem Köpenick'ſchen Werder gefangen, bis er ein ſtarkes Löſegeld zahlte. Churfürſtliche Durchlaucht von Sachſen begannen darauf zu verhandeln. Ein Sühnetag wurde nach Jüterbogk ausgeſchrieben. Hans Kolhaſe erſchien daſelbſt mit vierzig Pferden. Ein Vergleich wurde geſchloſſen. Da aber die Sachſen den Vergleich nicht hielten, ſo begann Hans Kolhaſe den Krieg von Neuem, plünderte die ſächſiſchen Dörfer und verbrannte endlich das Städtchen Zahna bei Jüterbogk. Jetzt erſt legte ſich der Landesherr Churfürſt Joachim in's Mittel: aber vergeblich! Sei es nun, daß die Brandenburger dem kecken berliner Bürger wohlwollten und ihn durchſchlüpfen ließen, oder daß Kolhaſe ſonſt Mittel fand, ſich den Verfolgungen zu entziehen. Als ſo die weltliche Macht zweier Churfürſten nichts vermochte wider den kecken Mann, ſchrieb Doktor Luther einen Ermahnungsbrief an Kolhaſe, der ſo auf das Gemüth dieſes Mannes wirkte, daß er ſofort nach Wittenberg ritt und bei einbrechender Nacht ſich in Luther's Wohnung begab. Als er an der Thüre ſeinen Namen nicht nennen wollte, ahnete Luther, wer der ſpäte Gaſt ſei, und fragte durch die Thür in lateiniſcher Sprache: „Biſt du es, Hans Kolhaſe?" worauf dieſer gleichfalls lateiniſch antwortete: „Ja, ich bin es, Herr Doktor." Luther berief nun zu ſich den Magiſter Philipp Melanchton, Buggenhagen, Kruziger und andere Theologen. Bis tief hinein in die Nacht wurde unterhandelt. Endlich verſprach Kolhaſe dem Doktor Luther, Friede zu halten mit Sachſen, ſo lange Sachſen Friede mit ihm hielte. Darauf nahm er das Abendmahl und ritt unerkannt wieder über die ſächſiſche Grenze.

Wenige Zeit nachher aber erklärte Kolhase, Sachsen habe den Frieden gebrochen, und begann die Fehde auf's Neue, die bald einen sehr unglücklichen Ausgang für ihn nehmen sollte. Kolhase beging nämlich den Fehler, auf Anrathen seines Freundes Georg Nagelschmidt, seinem eigenen Landesherrn, dem Churfürsten von Brandenburg, den Frieden aufzukündigen und eine Anzahl Silberkuchen, die aus den Mansfeld'schen Bergwerken kamen und für die churfürstliche Münze bestimmt waren, wegzunehmen und eine halbe Meile vor Potsdam unter der auf dem jetzigen Königswege nach Zehlendorf über die Telte führenden Brücke in's Wasser zu versenken. Die Brücke heißt noch heute Kolhasenbrücke.*) Jetzt empfing Meister Hans, der Scharfrichter zu Berlin, den Befehl, den Friedensstörer zu fangen. Meister Hans war ein großer Zauberer. Er brachte es durch seine Kunst dahin, daß Kolhase und sein Geselle Georg Nagelschmidt sich 1540 nach Berlin wagten, wo beide ergriffen wurden. Kolhase fand man im Hause des Thomas Meißner neben der Nicolai-Schule; den Georg Nagelschmidt im Hause eines alten Bürgers, Namens Puttlitz, am Sanct Georgen-Thor. Ueber diesen alten Puttlitz und seine Frau, welche ihren Gastfreund bis zum letzten Augenblicke zu verbergen gesucht, erging wegen Hegung und Pflegung eines Landfriedenbrechers ein schweres Gericht. Sie wurden auf den Neuen Markt geführt, um dort enthauptet zu werden. Als die Exekution beginnen sollte, wurde der alten Frau Begnadigung angeboten. Sie wies diese Gnade ab, umarmte und küßte ihren Mann und beide empfingen den Todesstreich, auf Stühlen sitzend, weil sie vor Altersschwäche nicht zu stehen vermochten. Am folgenden Tage wurde mit Erlaubniß des Churfürsten der peinliche Prozeß wider Kolhase wegen Verletzung des hochverpönten kaiserlichen Landfriedens durch einen sächsischen Anwalt eröffnet. Kolhase vertheidigte sich kräftig; seine Defensionsrede dauerte über drei Stunden, nützte ihm aber doch nichts, denn er wurde zur Strafe des Rades verurtheilt. Man wollte ihn zum Schwert begnadigen. Da aber seine beiden Gesellen, absonderlich Georg Nagelschmidt, gerädert werden sollten, so sagte er: „Gleiche Brüder im

*) Diese That hatte nicht, wie Kolhase gehofft hatte, zur Folge, daß sich Joachim seiner gegen den Churfürsten von Sachsen annahm, sondern der Landesherr ergriff ernste Maßregeln gegen den Rebellen.

Leben, gleiche Kappen im Tode!“ Er ſtarb mit jenem trotzigen Rechtsbewußtſein, was ihn nie verlaſſen ſein ganzes bewegtes Leben hindurch. Es heißt, Churfürſt Joachim (Hector) habe eine Art von Zuneigung für dieſen mannlichen Bürger gehegt und würde ihn gern begnadigt haben, wenn derſelbe nicht allzu arg wider Recht und Geſetz verſtoßen. Ein Chroniſt jener Zeit ſchreibt über dieſen merkwürdigen Mann: „Er kam um mehr als hundert Jahre zu ſpät und verkannte ſeine Zeit.“ Ein anderer Chroniſt dagegen, der hundert Jahre ſpäter ſchrieb und ſchon an eine beſſere Ordnung gewöhnt war, hat für den ungluͤcklichen Mann kein anderes Urtheil, als: „Unbeſonnene actiones laufen ſelten zum guten Ende!“

# Berlin und Köln

## unter den Churfürſten Johann Georg und Joachim Friedrich, d. i. vom Jahre 1571 bis zum Jahre 1608.

Als Churfürſt Johann Georg die Regierung antrat, mußte er vielfache Einſchränkungen machen, um die Ausgabe des Hofes in Uebereinſtimmung zu bringen mit der Einnahme, und ebenſo ſahen ſich die Bürgermeiſter und Rathmänner der beiden Städte im Jahre 1580 genöthigt, ihre Bürger von dem übertriebenen Aufwande, der unter ihnen gewöhnlich geworden war, abzumahnen und zu einfachern Vergnügungen zurückzuführen; ſo wie noch beſonders die in Berlin und Köln herrſchende Kleiderpracht zu beſchränken. In dieſer Abſicht verglichen ſie ſich zu einer gemeinſchaftlichen Ordnung, welche am 13. Julius 1580 unter den Inſiegeln beider Städte erlaſſen wurde. So einfach die alte Polizeiordnung vom Jahre 1335 war, ſo mannichfaltig iſt zwar dieſe zweite; aber es herrſcht in dieſer Verordnung ein rühmliches Beſtreben, die Bürger, ohne ihnen erlaubte Vergnügungen zu kümmern, an ein verſtändiges Maßhalten zu gewöhnen.

Alle diejenigen, welche der Gerichtsbarkeit der beiden Räthe unterworfen waren, alſo mit Ausſchluß aller churfürſtlichen Beamten, werden in vier Stände getheilt. Zu dem erſten Stande gehören die Doctores, Probſte, Bürgermeiſter, vornehme Kammergerichts-Advocaten, die Rathsperſonen, Stadtſchreiber, Richter, Schöppen und die von den alten Geſchlechtern. Der zweite Stand umfaßt die vier Gewerke, die Kapellane, wohlhabenden Bürger und Handwerksleute, wohlhabenden Krämer und andere ihres gleichen. In dem dritten Stande ſind die gemeinen Bürger und Handwerker und in dem vierten die Hausleute, Tagelöhner, Knechte und Mägde.

Dem erſten Stande werden bei ſeinen Hochzeiten und Wirthſchaften für die einheimiſchen geladenen Gäſte acht Tiſche geſtattet, an deren jedem zehn Perſonen ſitzen, die geiſtlichen Perſonen, welche die Trauung verrichtet haben, einbegriffen; an den Jungferntiſchen dagegen iſt es erlaubt, ſo viele Perſonen zu ſetzen, als man will, und auch wegen der fremden Verwandten iſt keine Beſchränkung feſtgeſetzt. Es werden zu Mittag höchſtens vier bis fünf Gerichte, zu Abend nur drei oder vier Gerichte geſtattet, Käſe, Butter und Backwerk nicht mit einbegriffen. Nur zweierlei Wein wird erlaubt: rheiniſcher und Landwein, eben ſo auch nur zweierlei fremdes Bier. Den Männern wird die Wahl gelaſſen, zwiſchen Freiburgiſchem, Orttrandiſchem, Zerbſtiſchem, Bernauiſchem; den Frauen noch außerdem zwiſchen Ruppiniſchem, Stettiniſchem und andern Bieren. Der ſüße Wein aber iſt durchaus verboten. Die drei andern Stände werden natürlich noch mehr beſchränkt; dem zweiten Stande werden nur ſechs Tiſche, vier Gerichte des Mittags und drei des Abends, auch nur zwei Tonnen Landwein und eine Laſt Bernauiſches, ſo wie ein paar Tonnen Ruppiniſches oder anderes Bier; dem dritten Stande nur vier Tiſche und ſo viele Gerichte, als dem vorhergehenden Stande, aber kein Wein, dem vierten Stande nur zwei Tiſche und Mittags und Abends nur drei Eſſen zugeſtanden. Ebenſo wird vieler andrer unnützer Aufwand bei den Hochzeiten verboten; z. B. die Brautſuppe, wozu man ſonſt oftmals einen halben Ochſen einzuhauen pflegte, ſoll nur den Cantoren, dem Küſter und Calcanten ferner gereicht werden. Das Einladen der Gäſte zum Bade wird ganz und gar abgeſchafft. „Das Fackeltragen vor der Braut hat keine Bedeutung und iſt nicht mehr denn Geldſpildung. Derhalben ſoll es in langen Sommertagen gar abgeſchafft ſein, und ſollen nur allein zu Winterzeiten, wenn die Hochzeiten des Abends angehen, zwo Fackeln der Braut fürgetragen werden, bei ſtraff vor jeder Fackel, ſo mehr denn wie gemeldet zum Gepränge vor der Braut getragen werden, Einen Gulden.“ Die Geſchenke und Belohnungen an die Schuldiener, des Raths Hausmann, der auch zugleich die Muſik beſorgte, die Köche, Bratenmeiſter, Schüſſelwäſcherinnen werden feſtgeſtellt; die Brauthahnen oder Brautgeſchenke auf zwei an die Eltern oder nächſten Verwandte der Brautleute beſchränkt. Zu den vornehmen Hochzeiten ſollen die Gäſte durch drei Männer und drei Geſellen als Platzmeiſter eingeladen und einem jeden Platzmeiſter ein „ehrlicher Kranz“ ohne ein golden

Schnur, aber durchaus keine Federn gegeben werden; zu den Hochzeiten der drei andern Stände sollen die Gäste durch zwei Männer und zwei Gesellen eingeladen werden. Alles Betteln bei den Hochzeiten wird untersagt, obwohl es zu eines jeden Gefallen stehen soll, der Armen mit Aufsetzen einer Büchse zu gedenken; es wird angerathen, daß derjenige, welcher bei Gelegenheit einer Hochzeit den Armen etwas geben will, es den andern Tag vor dem Abendessen gar zeitlich thun, oder es in eine Kirche schicken möge, dahin sich denn die Armen versammeln können. Dagegen soll aber „kein Bettler vor den Thüren zu faulenzen geduldet und den Bettelvögten dieselbigen mit Peitschen abzutreiben ernstlich befohlen werden;" dafür sollen die Bettelvögte fordern aus der Hochzeit zwei Stübichen Bier und vier Brott. „Den Schülern, so in die Cantorei gehen, soll in jedem Gemach, da Mannes Personen sitzen, nach Gelegenheit ein Stück zwei drei oder vier zu singen verlaubt sein, und vermöge der Schulordnung eine eiserne Büchse auf die Tische setzen, und wieder darvon eilen, daß sie um Ein Uhr wieder in der Schule sein und ihres Studierens warten mögen, und nicht wie vorhin geschehen, in den Hochzeiten bleiben, sich voll saufen und auch wohl tanzen, damit von unnöthen (sey) sie mit den Peitschen auszutreiben." Besonders wird die Dauer der Hochzeit sehr beschränkt; selbst bei dem ersten Stande soll eine Hochzeit nie länger als bis zum Abend des zweiten Tages dauern. Das Mittagsessen soll um Ein, spätestens halb zwei Uhr anfangen und um vier Uhr beendigt seyn, die Abendmahlzeit im Sommer um neun Uhr, im Winter noch früher, auch in der Absicht, daß des Raths Haus- und Thurmmann wieder zu rechter Zeit auf seinen Thurm kommen und das Abblasen und Nachtwachen bestellen könne. Auch die Feierlichkeiten in der Kirche sollen abgekürzt werden, keine Trauung soll daselbst über Eine Stunden dauern, und nur den beiden ersten Ständen soll es verstattet seyn, zweimal zur Kirche zu gehen, bei den beiden andern soll „die Traue, das Opfer und der Absegen" zugleich geschehen.

In gleichem Verhältnisse wird auch der Aufwand bei Verlöbnissen, Kindtaufen und den Kirchgängen der Wöchnerinnen beschränkt. Die Mittelkindelbiere werden gänzlich verboten, und nur wird erlaubt, die Gevatterfrauen, welche die Wöchnerin besuchen, mit einem Ehrentrunke zu begaben und dazu Käse und Butter aufzutragen. „Es soll aber sonderlich auch in den Kindtaufen, Mittelkindbieren und Kirchengängen durchaus die Unordnung

und Uebermaas mit den groſsen und vielfältigen Käſen, deren man etliche auff einander in einer Schüſſel, mehr zum Mißbrauch und Gepränge, denn zur Notturfft zu ſetzen und vorzutragen, auch um Geld zu leihen pflegt, gänzlichen und bei Strafe eines Thalers abgeſchaffet und verboten, und denen im erſten Stande zum meiſten zwene groſse Käſe zweierlei Gattung, und den andern nur einer zugelaſſen ſeyn."

Eine beſondere Erwähnung verdient noch der Umſtand, daſs man damals die Hochzeiten und Wirthſchaften, wegen des engen Raums der Häuſer, gewöhnlich auf dem Rathhauſe, gegen eine gewiſſe Gebühr an die [illegible] feierte, und daſs deswegen ſogar daſelbſt das [illegible] Küchengeräth gehalten wurde. Daher bemerkt [illegible]nung, indem andere Belohnungen und Geſchenke bei den Hochzeiten abgeſtellt werden, ausdrücklich, daſs „hierdurch unſern Dienern ihre Gebühr, das Rathhaus auf- und zuzuſchlieſsen und das Küchengeredte zu den Hochzeiten herauszugeben nicht abgeſchnitten ſein ſoll."

Die Kleiderordnung, welche den zweiten Abſchnitt dieſes Geſetzes bildet, wird mit der Klage eröffnet, „daſs mancher Bürger über ſein Vermögen und Einkommen ſich oftmals verfürbreche und mehr auf ſich lade und an Kleidern wende, denn ſeine Nahrung leiden und ertragen könne, daher auch bald nach den Hochzeiten die Kleider hin und wieder auf den Trödelmärkten und in den Häuſern ſpiel und feil getragen würden." Um dieſe Verſchwendung abzuſtellen, wird dem erſten Stande der Gebrauch des Zobelpelzes bei funfzig Thalern unterſagt, ausgenommen zum Gebräm um Mützen vornehmer Mannsperſonen. Auch die Anwendung des Damaſtes und Atlaſſes zu Kleidern der Männer wird gänzlich verboten und nur zu Wämſern und Herzklappen und Verbrämungen der Kleider erlaubt. Von dieſem letztern Verbote ſind nur die Doctores ausgenommen, „denen es ihrem Stande nach zugelaſſen." Ganze ſammtne Wämſer, Koller und Beinkleider werden ebenfalls verboten, und von ſeidenen Zeugen nur Camelott (Schamlatt), Tobin, Zindeldort und was darunter iſt, zugeſtanden, auch „ein ehrlich Tuch, die Elle über zwei zum meiſten drei Thaler nicht wirdigk, darunter denn ein Mardern, Fuchſen oder Wulffenfutter zu tragen ſoll verſtattet werden." „Sammette Koller und Bruſtken mit einem Goldborttlein, weil der alte Gebrauch bißhero geweſen, ſollen vergönnt, aber ganze ſammetne Jacken verboten ſeyn, doch mögen die Frawen

und Jungfrawen tragen seiden Atlaß, Tamaschen, Tobinen, Zindeldorte Jacken und Brustlein mit einem kleinen Strich Sammet verbremt." Perlengewinde aber soll niemand anders tragen, als wenn er sie von seinen Eltern ererbt hat, eben so wenig seine Kleider mit Seidenstickerarbeit verzieren lassen, vielmehr sich mit reinlichem Stoppwerk begnügen. Den Frauen und Jungfrauen der beiden erstern Stände wird zwar verstattet, eine goldene Kette bis zum Werthe von funfzig oder höchstens sechszig Rheinischen Gulden ohne Kleinod oder Gehänge zu tragen, dagegen soll man „keine vorgultte Kupfer- oder Messing-Arbeit zum Scheine tragen, bei Pecn soviel Geldes als die Arbeit werth ist." „Sammette Huete oder Baretter, auch Kartecke unter den Hosen soll allein auch denen im ersten und andern Stande zu tragen zugelassen, aber im dritten Stande den gemeinen Bürgern, Handwerkern und ihren Gesellen zu tragen gar verboten seyn."

Den Männern des zweiten und dritten Standes wird zu ihren Ehrenkleidern Kamelott, Karteken, Grobgrün „Vorstadt" und was darunter ist, auch einländisch Tuch doch die Elle nicht über fünf Ortsthaler oder höchstens anderthalb Thaler werth, zugestanden, „mit einem Wulstlein Sammet, darunter denn ein schwarz glatt schmaschen Futter kann gestattet werden." Denen vom andern Stande wird auch Zindeldort und dergleichen zu Wämsern und Herzklappen, jedoch ohne Sammet, zugelassen. Von denselben Zeugen sollen sie auch ihren Weibern und Töchtern Ehrenröcke geben können „mit einem Strichlein Sammet oben und unden mit Tamasch, doch daß solches Untergebrem über ein viertel Ellen nicht breit sey." Auch „Scheubichen" von denselben Stoffen werden erlaubt ohne Sammt und Mardern, „doch mit Kelen," so wie ihnen auch zugestanden wird, Koller oder Brustlein, Jacken oder Brustlatzen zu tragen von Sammt ohne Goldborten, von Damast, Kartecke, Camelott und was darunter ist, mit einem Wülstlein Sammet. Denen des andern Standes werden auch noch Ketten und Gürtel von unvergoldetem Silber zugestanden, Goldborten aber strenge verboten und Perlenkränze nur denen erlaubt, welche sie bereits besitzen.

Den Dienstmägden wird seidenes Gewand, Perlenbändchen, Unzen-Gold und was sonst dergleichen zu tragen verboten, nur bruckischer Atlas, Vorstadt, Arriß (d. i. Rasch) und was darunter ist zu Jacken, Brüstlein, Brustlatzen und Gebräm, so wie auch lundisches Tuch erlaubt. „Wenn sie aber zu Ehren

ausgesteuert werden, mögen sie den Brautrock mit einem Wälstlein Sammet verbrämen lassen. Zum Hauptschmucke mögen sie gebrauchen, wie vor Alters, Kränze mit Spangen und sammtnen Borden. Ferner sollen sie keinen Marder oder Marderkeien zu Aufschlägen gebrauchen, sondern gefärbten Grauwerk-Keien oder schwarze glatte Schmäschen; und zuletzt wird noch, um jeden Unterschleif zu entfernen, verordnet, daß selbst wenn eine Frau ihre Magd über vorgemeldete Maaße mit Kleidern oder seidenem Gewande begaben wollte, dieser solches zu tragen nicht erstattet seyn soll.

Ueberhaupt, um die Uebertretungen dieser Kleiderordnung möglichst zu hindern, wird dem ganzen Handwerke der Schneider beider Städte ernstlich und bei ihren Pflichten auch Vermeidung ernster Strafe eingebunden, keinem, er sey wer er wolle, dieser Ordnung zuwider etwas an Kleidungen zu verfertigen, sondern jeden Unterschleif und jede Ungebühr, die sie bemerken, dem Rathe zu berichten.

So hatte also im Anfange der Regierung Johann Georg's es den Anschein, als ob der Hof sowohl als die übrigen Einwohner von Berlin zu der alten Einfachheit der Verfahren zurückkehren würden; und allerdings hielt auch der Rath strenge über die Befolgung seiner Verordnungen. Der Hof aber wandte sich bald wieder zu der Weise der letzten Regierung; denn die neue einfache Weise war wohl weder mit der allgemeinen Sitte der Höfe damaliger Zeit, besonders der benachbarten Höfe damaliger Zeit, besonders der benachbarten Höfe von Braunschweig, Dresden u. s. w., zu vereinigen, noch dem eignen Sinne des Churfürsten Johann Georg und seines Adels behaglich. Die Hoffeste wurden bald wieder so kostbar und geräuschvoll als zuvor. Selten wurde ein Familienfest in der Stille gefeiert, wie im Jahre 1582 das Beilager des Herzogs Barnim von Pommern mit der Prinzeß Anna Maria, wo es ohne Gepränge und fremde Herren schlecht und recht zuging, und im Jahre 1597 die Vermählung der Prinzeß Anna Catharina, der Tochter des Churprinzen Joachim Friedrich, mit dem Könige Christian IV. von Dänemark, welche ebenfalls ohne Gepränge gehalten wurde. Zum mindesten wurden die fremden Herrschaften, welche zu der Taufe eines Prinzen oder einer Prinzessin erschienen, mit einer Jagd belustiget oder mit irgend einer andern nicht gewöhnlichen Unterhaltung. So wurden im Jahre 1597 der Herzog Johann Friedrich von Pommern mit seiner

Gemahlin und der Landgraf Ludwig von Heſſen, welche ſich zu der Taufe des Markgrafen Johannes eingefunden hatten, zuerſt mit Tänzen unterhalten, dann am 27. Juli Vormittags hinter den kölniſchen Weinbergen mit einer Bärenhetze, und Nachmittags um 2 Uhr im Domſtifte mit der Taufe eines jungen Türken, „ſo der jungen Herrſchaft geſchenkt geweſen," wobei die Herren und viele vom Adel Pathen waren, alſo daß der Täufling an 200 Thlr. Pathengeld erhalten haben ſoll. Ueberhaupt jeder Beſuch eines fremden Fürſten veranlaßte allerlei zum Theil ſehr koſtbare Beluſtigungen; und dieſe Beſuche kamen damals ſehr häufig und ſchnell nach einander, ſowohl wegen der vielfältigen Anläſſe zu gemeinſchaftlichen Berathungen, welche die immer höher ſteigende Erbitterung zwiſchen den beiden Religionsparteien im deutſchen Reiche und ihre mannichfaltigen Streitigkeiten gaben, als auch wegen der wichtigen Stelle, welche der Churfürſt von Brandenburg unter den Fürſten des deutſchen Reichs im Allgemeinen und der proteſtantiſchen Partei insbeſondere einnahm. So kam unter andern im December des Jahres 1594 ſelbſt ein katholiſcher geiſtlicher Fürſt, Herzog Friedrich von Baiern, Churfürſt und Erzbiſchof von Köln, in einer Sänfte, welche von zwei Maulthieren getragen wurde, und mit vierzig Pferden über Dresden nach Köln an der Spree, um im Auftrage des Kaiſers mit dem Churfürſten Johann Georg Unterhandlungen zu pflegen. Er zog aber ſogleich weiter nach Grimnitz, wo damals der Churfürſt ſich aufhielt.

So diente auch zur Beluſtigung fremder Herrſchaften, welche zum Beſuche kamen, ein Wintervergnügen des Hofes, welches erſt in der Regierung Johann Georg's zu Berlin aufgekommen zu ſein ſcheint, nehmlich die vermummten Schlittenfahrten. Zu der erſten, deren Erwähnung geſchieht, gab im Jahre 1594 die Anweſenheit des Adminiſtrators der Chur Sachſen, Wilhelm Friedrich, in Köln die Veranlaſſung. Am dritten Tage nach der Ankunft des Adminiſtrators, Abends um 7 Uhr, ſtellten die beiden jungen Markgrafen Chriſtian und Joachim Ernſt und der anweſende Herzog von Holſtein nebſt vielen vom Adel eine vermummte Schlittenfahrt an, indem ſie mit Muſik und vielen Windlichtern von der Wohnung des Hofmarſchalls Bernhard von Arnim abfuhren und nach dem Schloſſe zogen. Am Vormittage des folgenden Tages wurde hierauf von denſelben Herrſchaften in herrlicher und prächtiger Kleidung mit wohl geputzten Roſſen eine ſehr

glänzende, unvermummte Schlittenfahrt mit vierzehn Schlitten gehalten, „darauf eitel große Thiere und Vögel, so im Churfürstlich Brandenburgischen Wappen geführt werden, gar künstlich mit Gold, Silber und andern Farben ausgestrichen gewesen."

Auch gewann an dem Hofe des Churfürsten Johann Georg eine Unterhaltung Beifall, welche in dieser frommen Zeit noch mehr als eine Erbauung denn eine Belustigung betrachtet wurde, nämlich das Schauspiel. Wie überhaupt die neuere Schauspielkunst in ihrem ersten Ursprunge bald zur Vergegenwärtigung der wichtigsten Begebenheiten aus dem Alten und Neuen Testament und sinnlichen Darstellung der daraus fließenden Glaubenslehren, bald zur Empfehlung moralischer Wahrheiten, oftmals unter der Hülle des muthwilligsten und ausgelassensten Scherzes diente: also waren auch die ersten dramatischen Vorstellungen in Berlin nur religiösen Inhalts. Es hat sich eine Ueberlieferung erhalten, daß schon im vierzehnten Jahrhundert, wie damals in vielen andern Klöstern, so auch in dem hiesigen grauen Kloster die Mönche durch die Schüler ihrer Lehranstalt lateinische Comödien aufführen ließen, deren Verfasser Ambrosius Hellmich war, nachmaliger Vorgesetzter des Klosters. Obwohl aber diese Schauspiele biblische Ereignisse darstellten, eben so wie die dramatischen Vorstellungen, welche die Geistlichen in diesem und dem vorhergehenden Jahrhunderte selbst zur Bekehrung der Heiden benutzten: so fand gleichwohl der damalige churfürstliche Hof es für gut, wir wissen nicht aus welchen Gründen, diese Klosterspiele einstellen zu lassen. Seit dieser Zeit findet sich aber durchaus keine Spur wieder irgend einer dramatischen Vorstellung zu Berlin bis zu der Zeit des Churfürsten Johann Georg, obwohl Paul Rebhuhn, Schulmeister zu Plauen, und zuletzt Pfarrer und Superintendent zu Oelsnitz in Sachsen, welcher in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts verschiedene geistliche Spiele drucken ließ, ein geborner Berliner war. Man hat das erste Denkmal der dramatischen Kunst in Berlin in einer Handschrift der hiesigen königlichen Bibliothek entdeckt. Es trägt die Jahreszahl 1589 und ist überschrieben: „Eine kurze Comedie von der Geburt des Herrn Christi." Unter diesem Titel steht der Spruch Gal. 4, 4. „Da die Zeit erfüllt ward ꝛc." Es ist zwar nur ein Kinderspiel, woran sich der Hof am Neujahrsfeste des genannten Jahres erbaute, aber voll frommer Gedanken und keineswegs die schlechteste der dra-

matischen Productionen dieser Zeit. Daher wird eine Nachricht von der Weise und dem Inhalte desselben hier nicht am unrechten Orte sein.

Daß es wirklich aufgeführt wurde, sieht man aus dem vorgesetzten Verzeichnisse der Kinder, denen die Rollen zugedacht waren. Denn dies sind zum Theil Prinzen und Prinzessinnen des churfürstlichen Hauses, zum Theil Kinder aus angesehenen adelichen Geschlechtern. Den Prologus, Argumentator und Epilogus stellte Wilhelm von Lewen dar, der Markgraf Friedrich (geb. 1588) war das Christenkindelein. Die Jungfrau Maria wurde vorgestellt durch Elisabeth, gebornes Fräulein zu Mansfelt; zwei Töchter des Churfürsten, Magdalene (geb. 1582) und Agnes (geb. 1584) nebst Maria Werthers, waren die drei Engel, welche die Geburt des Heilandes verkündigten. Die Rolle des Joseph übernahm Caspar von Bürkersrodt; Heinrich von Holste trug als Engel den heiligen drei Königen den Stern vor, und Ernst von Zabelitz, Adam Zwolinsky und Hans von Plötzow waren die Diener, welche vor den heiligen drei Königen mit den Himmelskugeln einherzogen. Die jungen Markgrafen Christian (geb. 1581) und Joachim Ernst (geb. 1583) nebst dem Grafen Hans Georg von Hohenzollern traten als die heiligen drei Könige auf, und die Geschenke wurden ihnen nachgetragen von drei Dienern, Andreas Otto von der Lobe, Samuel von Schlichtig und Georg von Nostitz. Wolf Dieterich Drosler und Conrad Pemmelberg waren die Hohenpriester, bei welchen die drei Könige nach der Geburt des Heilandes sich befragten. Als vier Hirten erschienen Bernhard von Rötsch, Christoph von Horn, Heinrich von Lewen und Dietrich von Dahlen. Außerdem traten noch zehn als Engel verkleidete Musikanten, vier vor den heiligen drei Königen einherziehende Trompeter mit einer Heertrommel, ein Bote der Hohenpriester und Musikanten der Hirten auf. Denn der Dialog und die Handlung wurde häufig durch Musik, ja selbst durch Gesang unterbrochen. So sangen die Engel im ersten Acte, von Instrumenten begleitet, einen Choral, dessen Gesangweise selbst in der Handschrift mitgetheilt ist.

Wir dürfen übrigens wohl mit Sicherheit annehmen, daß diese dramatische Vorstellung, welche zufälliger Weise sich erhalten hat, nicht die einzige gewesen ist, welche an dem Hofe des Churfürsten Johann Georg Statt gefunden hat, und es liegt auch die Vermuthung sehr nahe, daß jenes Kin-

derspiel eine Nachbildung dessen war, was von den Erwachsenen öfters geschah. Man gewann überhaupt immer mehr Geschmack an Unterhaltungen, welche einen gebildeten Geist voraussetzten.

Die steigende Bildung zerstörte freilich nicht den Aberglauben, der fast nirgends in dem damaligen Zeitalter so gewaltig seine finstere Herrschaft gegründet hatte, als bei uns. Selbst der Churfürst gab den alchymistischen Fabeleien des sonst geistvollen Leonhard Thurneiser geneigtes Gehör, und die verständigsten Männer dieser Zeit zu Berlin hegten den Glauben an die abgeschmacktesten Hexengeschichten. So erzählt der Geschichtschreiber Peter Hastitz, der unter dieser und der folgenden Regierung Rector beider Schulen von Berlin und Köln war, außer vielen andern abenteuerlichen Hexengeschichten, ganz treuherzig, daß im Jahre 1562 bei der Beerdigung des frommen Predigers Wenzel Kielmann zu Cüstrin ein überaus ungestümes Donnerwetter sei erregt worden von einer Hexe, gegen welche der fromme Mann gepredigt und welche auch hernach bekannt habe, daß das Ungewitter von ihr deshalb sei hervorgebracht worden, damit die Leute meinen möchten, daß der Teufel des Pfarrherrn Seele im Ungewitter hinweggeführt habe.

Bei der Prachtliebe, wodurch diese Regierung sich auszeichnete, konnte es nicht fehlen, daß auch die Residenz manche Verschönerung erhielt. So wurde schon im Jahre 1573 durch Desiderius Corbianus, ehemaligen Gärtner des Herrn Georg von Schönburg, welchen Johann Georg hierher berief, der Lustgarten, damals zwar noch meistens ein Küchen- und Obstgarten, auf einem bis dahin meistens sumpfigen Platze angelegt, und im Jahre 1593 wurde die vordere Seite des prächtigen churfürstlichen Schlosses vollendet, und das Schloß überhaupt dergestalt aufgebauet, daß damals seines gleichen wenig in deutschen Landen gefunden wurde.

Wir erwähnen noch einer Erscheinung, welche, wenn auch noch nicht damals, doch in der Folge einen sehr großen Einfluß, wie überall, so auch in Berlin auf die Gewerbe, Sitten und überhaupt das ganze Leben hatte. Gegen das Ende der Regierung des Churfürsten Johann Georg war nämlich das Branntweinbrennen in Berlin bereits so bedeutend geworden, daß seit dem Jahre 1595 der Blasenzins unter den Einkünften des Stadtmagistrats vorkommt. Eine der nächsten Folgen davon für die Mark war, daß der Weinbau bedeutend in diesen Gegenden abnahm, zumal da in Polen, Rußland

und Schweden, wohin bis dahin viel Wein aus der Mark war verkauft worden, das neue geistige Getränk besonders großen Beifall fand und den Genuß des Weines bald sehr beschränkte.

In der kurzen Regierung des Churfürsten Joachim Friedrich veränderte sich die Gestalt von Berlin nicht bedeutend, und auch der Hof behielt im Ganzen dieselbe Einrichtung; nur fehlten die großen Feste, Turniere, Ringelrennen und kostbaren Feuerwerke; weil theils nicht so häufige Familienereignisse, wie unter der vorhergehenden Regierung, dazu Gelegenheit gaben, theils auch die Verhältnisse in Deutschland, zumal nach dem Ausbruche des jülichschen Erbfolgestreits, immer ernsthafter und bedenklicher wurden. Dazu kam noch, daß der kränkliche Churfürst Joachim Friedrich, der sich gern mit kirchlichen Angelegenheiten beschäftigte, die geräuschvollen Vergnügungen nicht liebte. Wir finden daher aus seiner Zeit nur Nachrichten von manchen stillern und einfachern Feierlichkeiten und Belustigungen des Hofes und der Stadt, besonders Schlittenfahrten und Mummereien. So zogen die churfürstlichen Prinzen nebst etlichen von Adel im Jahre 1600 zu Fastnacht Abends auf dreißig Pferden und mit Windlichtern in den beiden Städten vermummt umher und brachten dem Kanzler und den vornehmsten Hofjunkern die Fastnacht. Kurz zuvor im Januar hatte der Churfürst mit seiner Familie und etlichen von Adel eine prachtvolle Schlittenfahrt mit vierzehn Schlitten durch alle Straßen gehalten. Selbst die Besuche fremder Fürsten gaben nicht einmal Gelegenheit zu solchen Festen, wie unter den vorigen Regierungen. Als noch im Jahre 1598, dem Todesjahre Johann Georg's, der Markgraf Georg Friedrich von Ansbach mit vierhundert Pferden nach Köln kam, so wurden zwar zu seinem Empfange von dem kölnischen Rathhause bis zum Schlosse 150 in schwarz und weiß gekleidete Soldaten mit Musketen aufgestellt, und der Churfürst zog ihm in eigner Person entgegen; aber es fanden sonst keine Feierlichkeiten Statt. Als zwei Jahre hernach im Jahre 1600 der Churfürst Friedrich IV. von der Pfalz nebst seiner Gemahlin, zehn Grafen und stattlichem Adel mit dreihundert Pferden nach Köln kam, so wurde er zwar in Abwesenheit des Churfürsten von dem Markgrafen Wilhelm, erwähltem Erzbischof von Magdeburg, mit großen Ehren eingeholt, und von dem Churfürsten, der bald darauf aus der Neumark zurückkam, stattlich bewirthet; aber wegen der Trauer über das kurz zuvor erfolgte

Absterben des Herzogs Johann Friedrich zu Stettin, fanden keine andre öffentliche Unterhaltungen Statt, als Jagen und Hetzen.

Nur ein einziges geräuschvolles Schauspiel sahen die Einwohner der Residenzstädte während dieser Regierung; nehmlich den Schiffstreit, noch im ersten Regierungsjahre des neuen Churfürsten, bei Gelegenheit der Vermählung des Landgrafen Ludwig von Hessen mit der Markgräfin Magdalena, wovon ein Geschichtschreiber also berichtet: „Am Sonntage Trinitatis 1598 auf den Abend ist der Schiffstreit auf der Spree gehalten, daß die großen Schiffe, so auf der Spree stehen, voll Schützen mit großen Stücken und anderm Feuerwerk von Spandau herausgefahren gekommen, denen die Schützen, so der Churfürst neuerlich annehmen lassen, auf der langen Brücke stehend, entgegen geschossen und gleich also mit einander gekämpft haben, welches fast bei zwei Stunden gewährt."

Von den Sitten dieser Zeit gab übrigens der Churfürst Joachim Friedrich selbst kein günstiges Zeugniß. Denn als ihm noch in den letzten Stunden seines Lebens die Klage wegen eines zu Fürstenwalde verübten Mordes überbracht wurde, rief er mit zum Himmel emporgehobenen Händen aus: „Ach, lieber Gott, wie wird das Todtschlagen und die Wollust so allgemein, Gott muß das Land strafen." Diese Klage des sterbenden Churfürsten wird wenigstens zum Theil in Hinsicht Berlin's durch ein Ereigniß gerechtfertigt, welches der Chronikschreiber Hastitz berichtet. Am 21. Mai 1600 wurde Nachmittags um 2 Uhr in der heiligen Geiststraße in einem Zweikampfe Malthe Wispert, ein teutscher Edelmann, von Andreas Retzdorf, den er gefordert hatte, erstochen.

# Berlin und Köln

## unter dem Churfürſten Johann Sigismund, vom Jahre 1608 bis zum Jahre 1619.

### Die theologiſchen Streitigkeiten zwiſchen Lutheranern und Reformirten.

Ein Jahr ſchon nach dem Regierungsantritt Johann Sigismund's ſtarb Herzog Johann Wilhelm von Jülich, Cleve und Berg, und in den Händeln um ſeine Erbſchaft, in die Brandenburg tief verwickelt war, wie in der Ahnung einer noch ſchlimmeren Zukunft, verlor die Hauptſtadt immer mehr die Heiterkeit und den Glanz, wodurch ſie unter den letzten Regierungen ſich ausgezeichnet hatte. Die Bußtage, welche der Churfürſt ſeit dem Jahre 1614, in welchem der Krieg wegen Jülich zwiſchen ihm und dem Pfalzgrafen von Neuburg und ihren beiderſeitigen Bundesgenoſſen ausbrach, angeordnet hatte, „um den lieben Gott um Abwendung der gefährlichen Läufe anzurufen", forderten zu ernſthaften Betrachtungen auf. Von Hoffeierlichkeiten und glänzenden Feſten bei den Kindtaufen oder Vermählungen, welche in dem churfürſtlichen Hauſe vorfielen, war gar nicht die Rede; und der Churprinz Georg Wilhelm, der als Statthalter von Cleve abweſend war, beging im Jahre 1616 ſeine Vermählung mit Eliſabeth Charlotte, der Tochter des Churfürſten Friedrich IV. von der Pfalz. zu Heidelberg, und kehrte von dort mit großer Eile in ſeine Statthalterſchaft zurück, weil während ſeiner Abweſenheit in dieſelbe neun Tauſend Spanier unter dem Grafen

Heinrich von Berg eingedrungen waren. Ohnehin war der Churfürst selten eine lange zusammenhängende Zeit in seiner Residenz zu Köln anwesend, indem bald die Angelegenheiten des Herzogthums Preußen, welches im vorletzten Jahre seiner Regierung (1618) nach dem Tode des Herzogs Albrecht des Bilden dem churfürstlichen Hause zufiel, ihn nach Königsberg und selbst nach Warschau riefen; bald die jülich-cleviſchen Händel Reisen an den Rhein nothwendig machten, und endlich auch die Verhandlungen der protestantischen Union einige Mal seine Anwesenheit in Oberdeutschland forderten. Denn diese Verhandlungen wurden in eben dem Maße häufiger und bedeutender, als die katholische Ligue immer mehr eine drohende Stellung annahm. Die Marken wurden daher sehr oft von Statthaltern regiert. So sandte Johann Sigismund im Jahre 1608 aus Preußen, als er die Nachricht von dem Absterben seines Vaters erhielt, Adam Gans, Herrn zu Puttlitz, als seinen Statthalter in die Mark. Späterhin aber übertrug er diese Gewalt gewöhnlich an seinen Bruder, den Markgrafen Johann Georg, den Heermeister zu Sonnenburg. Die einzigen Feierlichkeiten, durch welche die Hauptstadt in diesen düstern Zeiten erheitert wurde, veranlaßte noch die Gewohnheit, den Churfürsten, wenn er von seinen Reisen zurückkehrte, feierlich zu empfangen und einzuholen, wozu sich die Ritterschaft und Deputirte von den Städten der Mark zu Berlin versammelten.

Obwohl der Krieg wegen Jülich sich auf die Rheingegenden und Westphalen beschränkte, so erfuhren gleichwohl die Marken und insbesondere auch die beiden Residenzstädte das Ungemach kriegerischer Zeiten. Die Bauern wurden von den Gardenbrüdern, oder den dienstlosen Söldnern, welche, kraft kaiserlicher Privilegien, auf dem flachen Lande umherzogen, gequält, und in den Städten wüthete Pestilenz, wodurch im Jahre 1613 der Churfürst bewogen wurde, mit seinem Hofstaate und den vornehmsten Beamten von Köln nach Freienwalde sich zu begeben.

Alles dieses Ungemach wurde um desto schmerzlicher empfunden, da um dieselbe Zeit, wo der am Rheine ausgebrochene Krieg mancherlei Opfer von den Märkern forderte, der Uebertritt des Churfürsten Johann Sigismund und seines Hauses zur reformirten Kirche bei einem großen Theile seiner alten Unterthanen Unzufriedenheit und Mißmuth hervorbrachte.

Ohne allen Zweifel war es eine durch Leidenschaft erzeugte Verun-

glimpfung, wenn Johann Sigismund beſchuldigt wurde, nicht aus Ueberzeugung den lutheriſchen Gottesdienſt und das lutheriſche Glaubensbekenntniß verlaſſen zu haben, ſondern um theils ſich die Zuneigung ſeiner neuen meiſt reformirten Unterthanen zu Cleve zu erwerben und theils um die Holländer ſich geneigter zu machen, ohne deren Hülfe er nicht glaubte, ſich gegen den Pfalzgrafen von Neuburg behaupten zu können, indem dieſer von den Spaniern nachdrücklich unterſtützt wurde, ſeitdem er zur katholiſchen Kirche ſich gewandt hatte. Daß der Churfürſt ſchon früherhin dem einfachern Gottesdienſte der reformirten Kirche und ihrer Lehre vom heil. Abendmahle geneigt war, beweiſt ganz augenſcheinlich die ſchriftliche Verſchreibung, welche ſchon im Jahre 1593 ſein Vater Joachim Friedrich von ihm zu fordern für nöthig fand; und auch der frühere Uebertritt ſeines Bruders, des Markgrafen Ernſt, Statthalters der jülich-cleviſchen Länder, zur reformirten Kirche, den Johann Sigismund auf keine Weiſe mißbilligte, läßt ſich als Vermuthungsgrund von der ſchon früher geänderten Ueberzeugung des Churfürſten anführen. Auch konnte ihm die Stimmung des größern Theils ſeiner alten Unterthanen gegen die reformirte Kirche wohl nicht unbekannt, und bloße Rückſichten der Staatsklugheit um ſo weniger für ihn entſcheidend ſein, als er in der Zeit, wo er auch der Zuneigung ſowohl ſeiner alten Unterthanen in der Mark, als der keineswegs kalviniſch geſinnten ebenfalls neuen Unterthanen in Preußen gar ſehr bedurfte, auf einen harten Kampf mit dieſen gefaßt ſein mußte. Ueberdies darf man wohl vorausſetzen, daß Johann Sigismund und ſeine Räthe die Grundſätze der holländiſchen Staatsklugheit hinreichend kannten, um nicht leere und trügeriſche Hoffnungen auf einer Religionsveränderung zu bauen.

In verſchiedenen Städten der Mark erregte die Religionsveränderung des Hofes heftige Bewegungen, vornehmlich aber zu Berlin, wo mehrere der grimmigſten Eiferer ſchon ſeit längerer Zeit durch ihr Geſchrei den heftigſten Haß des gemeinen Volkes gegen die reformirten Chriſten entzündet hatten und unterhielten. Alle Beſchuldigungen, welche beſonders in Sachſen mit der unſinnigſten Erbitterung durch Schrift und Lehre verbreitet wurden, fanden auch hier Glauben; und der Handwerker zu Berlin und Köln zweifelte nicht daran, daß die Calviniſten ſchlimmere Lehren hegten, als Arianer, Juden und Türken, der Coran in Vergleich mit den Schriften der reformirten

Theologen für ein gottſeliges Buch zu achten wäre, und die Calviniſten — was einige der frechſten Eiferer zu behaupten ſich nicht entblödeten — den Teufel für Gott hielten, ja daß überhaupt Calviniſterei der Inbegriff aller Gottloſigkeit, Bosheit und Teufelei ſei. Schwerlich durfte es ein Reformirter wagen, ſich mit lutheriſchen Berlinern in einer Schenke zuſammen zu finden, wenn er nicht das allgemeine Sprichwort: „Lieber päpſtiſch als calviniſch“ ſich vorrücken laſſen, als ein Calviniſt verhöhnt und verſpottet werden, und vielleicht noch andere empfindlichere Kränkungen erfahren wollte. Selbſt die Prediger konnten gegen die ärgſten Mißhandlungen nur mit den Waffen geſchützt werden, wenn bei dem Volke der Verdacht entſtanden war, als ob ſie zu den calviniſchen Meinungen ſich hinneigten, und nicht mehr die reine lutheriſche Lehre predigten. Schon am 13. Oktober 1613 erhob ſich in der Domkirche gegen den churfürſtlichen Hofprediger Salomon Fink, welcher ſchon damals für calviniſch geſinnt gehalten wurde, unmittelbar nach der Predigt, als er eben das Vater Unſer ausgebetet hatte, ein ärgerlicher Auflauf; indem einige Handwerksburſchen, welche ſich zuſammengerottet und Steine geſammelt hatten, in die Kirche eindrangen, mit den Steinen zuſammenklatſchten, drohend, „ſie wollten den Pfaffen ſteinigen, wenn er von der Kanzel herabkäme,“ und auch ſelbſt überlaut ſchrieen: „Komm heraus, du calviniſcher Pfaffe.“ Der Hofprediger hatte es nur der Hülfe, welche ihm zu rechter Zeit von den Schloßtrabanten geleiſtet wurde, zu danken, daß dieſe Drohungen nicht vollzogen wurden.

Je weniger das geringe Volk im Stande war, ſich von den Gegenſtänden, welche zwiſchen den Theologen der beiden evangeliſchen Kirchen ſtreitig waren, einen deutlichen und vollſtändigen Begriff zu machen, um deſto abenteuerlicher und verwirrter wurden die Träume und dunkeln Vorſtellungen, welche man mit dem Worte calviniſch in Verbindung ſetzte, indem jeder alles, was er in Hinſicht auf Glauben, Lehre und Sitte als widerwärtig, verächtlich oder verabſcheuungswürdig erträumt oder gehört hatte, als calviniſch anſah und verſchrie. Alle dunkeln und verwirrten Vorſtellungen von den Eigenthümlichkeiten der reformirten Kirche gewannen zu Berlin um deſto leichter Raum und Beſtand, da anfangs ſelbſt die Zahl der hieſigen Reformirten ſehr gering war, indem bei ihrer erſten öffentlichen Communion, welche am erſten Weihnachtstage 1613 die Hofprediger Füſſel und Fink in der

Domkirche austheilten, nicht mehr als 55, und selbst bei der zweiten am ersten Osterfeiertage des folgenden Jahres 1614 nicht mehr als 74 Communicanten gezählt wurden.

Als ein zuverlässiges Denkmal der Stimmung, welche damals in Berlin herrschend war, und des Tons, in welchem die verschiedenen Parteien gegen einander über die kirchlichen Angelegenheiten sich auszudrücken pflegten, läßt sich eine Volksschrift betrachten, durch welche der von Johann Sigismund zur Berathung über die Kirchensachen auf einige Zeit nach Berlin berufene churpfälzische Hofprediger und Professor zu Heidelberg, Dr. Abraham Scultetus, die irrigen Vorstellungen des Volks von den Lehren und kirchlichen Gebräuchen der Reformirten zu berichtigen und besonders die Uebereinstimmung derselben mit den Meinungen des Doctor Martin Luther darzuthun sich bemühte. Diese merkwürdige Volksschrift, welche schon im Anfange des Jahres 1614 (angeblich) zu Fürth (Pfirt) bei Franz Knobloch (in Quarto) gedruckt wurde, führt den Titel: „Newe Zeitung von Berlin in zweyen Christlichen gesprechen zweyer Wanderleute, Hans Knorren und Benedict Haberecht, von dem jetzigen Zustand zu Berlin. Allen und jeden Warhafftigen Lutheranern in der Margk Brandenburg zum Unterricht Gestellt durch einen vertriebenen Pfarnern Paulum Kihnstock."

Der milde und sanfte Sinn Churfürst Johann Sigismund's vermochte nichts.

Die Entfernung der beiden heftigsten Zeloten unter den lutherischen Predigern zu Berlin, des Dompropstes Simon Gedicke und des Archidiaconus Willich an der Peterskirche, welche in Schriften und auf der Kanzel den Churfürsten und seine Räthe mit frechen Schimpfreden zu verlästern sich erkühnten, und keinen Ermahnungen zum Frieden Raum gaben, war eine sehr nothwendige Maßregel zur Erhaltung der öffentlichen Ruhe. Gleichwohl wurden anfangs auch dadurch die Gemüther auf das heftigste aufgeregt; indem der gemeine Mann zu dem Wahne sich verleiten ließ, als ob diese unverbesserlichen Friedenstörer Märtyrer wären für die wahre lutherische Lehre.

Die gereizte Stimmung der Bürger von Berlin zeigte sich bald in der lebhaften Theilnahme an den Verhandlungen über das Colloquium, welches der Churfürst im Herbste des Jahres 1614 zwischen den lutherischen Geistlichen der Nicolai-, Marien- und St. Peterskirche zu Berlin und Cöln und

andern lutheriſchen Predigern der Marken und ſeiner reformirten Hofgeiſtlichkeit anſtellen wollte. Eine große Zahl von Bürgern begleitete ſelbſt die Geiſtlichen, als dieſe (am 3. Oktober) in feierlichem Zuge ſich in das Schloß begaben, um dem Churfürſten die Bittſchrift zu übergeben, worin ſie um Befreiung von dem Colloquium, als ihrer Sache unnütz und ſchädlich, nachſuchten. Zwar erhielten die Bürger dadurch nur Gelegenheit, von den friedfertigen und duldſamen Geſinnungen ihres Landesherrn ſich zu überzeugen; aber dieſe Ueberzeugung blieb ohne Wirkung. Dem Churfürſten war es ſelbſt ſehr erwünſcht, daß die Bürger Zeugen dieſer Verhandlungen zu ſein begehrten. Daher, als die Trabanten am Eingange des Schloſſes die Bürger zurückwieſen: ſo trat der Markgraf Johann Georg, des Churfürſten Bruder, hervor, winkte und rief, daß jeder, wer nur immer wollte, hereingelaſſen werden ſollte; und es füllte ſich der große Saal im Schloſſe über die Hälfte. Der Churfürſt ſaß an einer langen Tafel; zur Rechten neben ihm der Markgraf Johann Georg; zur Linken ſtanden der Kanzler Prückmann und die übrigen churfürſtlichen Räthe. Die Anweſenden vernahmen gegen ihre Erwartung keine harte Rede, ſondern eine freundliche Ermahnung, durch welche der Kanzler Prückmann den Geiſtlichen Frieden und Einigkeit empfahl und die Unterredung als das beſte Mittel darſtellte, die Irrthümer, falls in ſolche der Churfürſt gefallen ſein ſollte, aus der heiligen Schrift darzuthun und deren Abſtellung zu bewirken. Die Geiſtlichen beharrten aber bei ihrer Verwerfung des Colloquiums, und die Bürger, welchen die Sache bald langweilig wurde, als ſie nichts als Worte des Friedens hörten, verließen den Saal, noch ehe die Unterhandlung beendigt war.

## Der Aufruhr zu Berlin, in Folge des Uebertritts des Churfürsten zur reformirten Kirche.

In der Charwoche des folgenden Jahres 1615 aber ereignete sich ein schlimmerer Vorfall. Als während der Abwesenheit des Churfürsten der Markgraf Johann Georg sich entschloß, am 30. März 1615 aus der Domkirche alle Zierrathen und allen Schmuck, welcher nur irgend an die päpstliche Zeit erinnern konnte, wegräumen zu lassen, also alle Bilder und Crucifixe, die beiden Altäre innerhalb und außerhalb des Chors und den Taufstein, wofür ein einfacher Tisch in den Chor gestellt wurde: so vermaß sich Peter Stuler, Kaplan zu St. Peter, am nächsten Sonntage öffentlich dagegen zu predigen und sparte selbst Schimpfreden nicht gegen den Churfürsten und seinen Bruder, den Statthalter. Der Muth verließ ihn aber bald, und Besorgnisse wegen der verdienten Strafe traten an die Stelle der vermessenen Keckheit. Vergeblich bemühten sich seine Collegen, der Propst und der Diaconus Koch, ihn zu beruhigen, zumal da die Zurückweisung der Bittschrift, wodurch er die Churfürstin um ihren Schutz anflehte, bange Ahnungen erweckte, und sogar der kölnische Bürgermeister, Georg Jahn, ihm die Bürgerwache verweigerte, um welche er zu seiner Beschützung nachsuchte. Er entschloß sich endlich, am Abende des folgenden Montags die Stadt zu verlassen und nach Schönberg sich zu begeben, klagte aber im Weggehen bei allen denen, welchen er in der Stadt und vor dem Thore begegnete, über die tyrannische Gewalt, welche ihn zur Flucht nöthigte, und behauptete sogar, daß die Churfürstin selbst ihm dazu als dem einzigen Mittel seiner Rettung gerathen habe. Besonders aber bemühte sich seine Frau, überall auszusprengen, daß ihr Mann nur durch seine schnelle Entweichung den Plan des Statthalters, ihn bei Nacht aufheben und gefangen nach Hofe führen zu lassen, vereitelt habe.

Noch am Abende dieſes Tages, zwiſchen neun und zehn Uhr, erhob ſich in Köln ein gewaltiger Aufruhr, indem zuerſt etwa ſechs bis acht Mann mit Musketen vor des Kaplans Thüre ſich ſtellten, um das Haus zu ſchützen, und trotz der Warnung und Ermahnung des andern Kaplans mit Blöcken ſich verſchanzten, bald aber eine große Zahl von Bürgern und eine noch größere Zahl von ledigen Burſchen, über fünfhundert Mann, ſich in der Brüderſtraße zuſammenrottete. Viele waren mit Obergewehr und Untergewehr bewaffnet, oder mit Musketen, Hellebarden, Korbel- und Federſpießen; andere riſſen das Straßenpflaſter auf und bewaffneten ſich mit Steinen. Indem die mit Waffen gerüſteten ſich voranſtellten, die andern ſich hinten hielten, nahm der tobende Haufen mit Feldzeichen und unter heftigem Getöſe den Weg nach der Wohnung des entflohenen Kaplans. Nachdem ſie aber von deſſen Frau, welche einen bernauer Bierſchank hatte, mit reichlichem Trunke bewirthet worden, zogen ſie gliederweiſe zweimal die Brüderſtraße herunter und warfen nach der Wohnung des Hofpredigers Füſſel einige Steine, und drohten dem Hofprediger und ſeinem Weibe die Hälſe zu brechen; worauf ſie ſich nach der Wohnung des Hofpredigers Salomo Zincke an der langen Brücke begaben und dort denſelben Unfug übten. Daſſelbe ſoll auch gegen das Haus des Hofmedicus Doctor Saffe, dem kölniſchen Rathhauſe gegenüber, geſchehen ſein.

Als der Statthalter, Markgraf Johann Georg, der eben, nachdem er den Abend mit Leſen in den Paſſionspredigten von Scultetus zugebracht hatte, im Begriffe war, ſich zur Ruhe zu begeben, ſolchen Lärm in der Nähe der churfürſtlichen Burg vernahm, ſo beſtieg er eiligſt ſein Pferd, und ritt, ohne eine Piſtole in dem Sattel mitzunehmen, und nur mit einem Rapier bewaffnet, in Begleitung von acht Mann zu Pferde und einigen zu Fuß, meiſt Trabanten und Laquaien, auf den Petrikirchhof, in der Hoffnung, das tobende Volk durch ſeine Gegenwart zu ſchrecken und zu verjagen.

Das Volk aber wurde durch die Ankunft des Markgrafen nur in der Meinung beſtärkt, daß die Gefangennehmung des Diaconus Stuler wirklich vor ſich gehen ſolle, und bereitete ſich zum Widerſtande, und mehrere von denen, welche mit Büchſen bewaffnet waren, legten ſich ſogar auf dem Kirchhofe hinter der nach der Grüpſtraße gehenden Mauer in Hinterhalt. Vergeblich vermahnte der Statthalter den Haufen, vergeblich bat er die Ruheſtörer mit freundlichen Worten, ſich nach Hauſe zu begeben, vergeblich

versicherte er auf das heiligste, daß niemanden Leides geschehen sollte; nach einer alten Nachricht soll er sogar sich erboten haben, sich in ihre Hände zu stellen, damit sie gewiß wären, daß er nicht gekommen, jemanden gefangen zu nehmen. Als bald darauf an der Seite des Markgrafen ein Pistolenschuß fiel, so stieg der Ungestüm des Volks aufs höchste, und etliche liefen zum Glockenthurm von St. Peter, und zogen die Sturmglocke an; worauf auch von Berlin her eine große Volksmenge herbeirannte.

Unter solchen Umständen war mit Mitteln der Milde nichts mehr auszurichten, und jede nicht strenge Maßregel verschlimmerte nur das Uebel. Als nun der Statthalter mit seiner Begleitung sich zu dem in der Brüderstraße wohnenden damals regierenden Bürgermeister Georg Jahn begab, um denselben zur Rechenschaft zu fordern: so wurde der Ungestüm des Volks noch gewaltiger, indem sich die Meinung verbreitete, daß auch der Bürgermeister in den grünen Hut *) geführt werden sollte; und diese Meinung fand noch mehr Glauben, als man bald hernach den Bürgermeister in seinem Schlafpelze mitten unter den bewaffneten Begleitern des Markgrafen erblickte. Denn der Markgraf Johann Georg, nachdem er davon überzeugt worden, daß der Bürgermeister ohne alle Schuld an diesem nächtlichen Unfuge war, hatte ihn aufgefordert, sich der Begleitung ohne Verzug, unangekleidet, wie er war, anzuschließen, in der Hoffnung, daß seine Gegenwart zur Beruhigung des Volks dienlich sein könnte; sie wirkte aber das Gegentheil. Denn der Volkshaufe drang noch heftiger an gegen den Markgrafen, der mit seiner Begleitung vor der Wohnung des Hofpredigers Füssel hielt, und auch das Zureden des Bürgermeisters, der sich mehrere Male unter die Menge begab, brachte keine friedfertige Stimmung hervor, sondern nur Unwillen auch gegen ihn, als einen solchen, welcher die Bürger verlasse und nach der Gunst des Hofes trachte. Die Verwegenheit ging jetzt so weit, daß von Plünderung des churfürstlichen Schlosses die Rede war, und ein Höker forderte dazu sogar mit lauter Stimme auf. Als hierauf der Markgraf, um dem tobenden Haufen auszuweichen, sich umwandte und mit seiner Begleitung sich auf den Weg nach dem Schlosse begab: so wurde sogar ein schallendes Hohngelächter

*) So hieß der noch jetzt vorhandene runde Thurm an der Spree zwischen der alten Kapelle und dem Gebäude mit den eckigen Erkern, welcher damals zum Gefängnisse diente, wegen seines kupfernen Daches.

und höhniſches Geſchrei erhoben, was den Statthalter bewog, zurückzukehren; und obwohl er ſehr entrüſtet war, ſo begab er ſich gleichwohl unter die lärmende und ſchreiende Menge, und verſuchte es noch einmal, durch freundliche Worte Ruhe und Gehorſam zu bewirken, indem er wiederholt verſicherte, daß niemanden Leides geſchehen und auch niemand der Religion wegen geirrt werden ſollte. Aber auch dieſe Ermahnung wurde durch beleidigende Worte und Hohngelächter beantwortet, und einer aus der Bürgerſchaft zuckte ſogar ſein Gewehr gegen den Bürgermeiſter Jahn, der neben dem Statthalter ſtand. Worauf der Bürgermeiſter nicht ſäumte, ſich zurückzuziehen, und den churfürſtlichen Secretair Fehrer, der in der Gegend, wo dieſer Unfug vorging, wohnte, und aus ſeinem Fenſter demſelben zuſah, um Aufnahme in ſein Haus zu bitten; was ihm gewährt wurde. Der Statthalter aber blieb noch faſt eine Stunde lang unter dem Haufen, in der Hoffnung, daß das Volk endlich von ſeinem Ungeſtüme ablaſſen und nach Hauſe gehen würde. Als dieſes aber nicht geſchah, ſo kam es zu Thätlichkeiten; und von beiden Seiten fielen Schüſſe, doch ohne daß einer gefährlich verwundet wurde, während etliche aus der tobenden Menge die Thüre der Domkirche erbrachen, und auch dort die Sturmglocke anzogen, und andre die Trommeln vom Rathhauſe holten. Dem Statthalter ſelbſt rauſchte nicht nur eine Kugel vor den Ohren vorbei, ſondern er wurde auch am Schenkel von einem Steine ſo heftig getroffen, daß er am andern Tage, als der Rath vor ihm erſchien, ſich zu rechtfertigen, nicht auf dem getroffenen Beine zu ſtehen vermochte; er war endlich, nachdem von ſeinen Leuten mehrere verwundet worden, genöthigt, ſich in ein churfürſtliches Haus in der Brüderſtraße zurückzuziehen.

Der ärgſte Greuel aber wurde erſt verübt, als der Markgraf Johann Georg nach dem Schloſſe zurückgekehrt war, und der Volkshaufe ſich aufgelöſt hatte. Denn alsdann drangen einige freche Buben in die Häuſer der Hofprediger Füſſel und Sachſe, zertrümmerten alles, was ſich zertrümmern ließ und raubten diebiſch Bücher, Silber und andern Vorrath. Ein einziger rechtſchaffener Bürger, wie Füſſel ſelbſt in einem Briefe anerkannte, rettete die Bibliothek dieſes gelehrten Mannes von gänzlicher Zerſtörung, indem er die Plünderer heftig anfuhr und ihnen die Bücher aus den Händen riß. Es waren aber, wie Füſſel ſelbſt berichtet, unter dem Haufen ſechs Meuchelmörder, welche nichts anrührten, aber in allen Winkeln des Hauſes nach ihm

forſchten, um ihn zu ermorden. Füſſel hatte ſchon im Anfange des Tumultes mit ſeiner Frau und ſeinen Kindern von hinten über das Dach in ein benachbartes Haus ſich geflüchtet. Sein Haus ward ſo ſehr ausgeplündert, und ſelbſt ſeine Kleidung ſo völlig geraubt, daß er gezwungen war, noch am Charfreitage in einem Unterkleide und einem grünen Kamiſol, wozu er ſich einen Mantel geliehen, die Kanzel zu betreten. Erſt um vier Uhr Morgens wurde die Stadt wieder ruhig.

Den Ausbruch neuer Unruhen hinderte die Sanftmuth, womit der Churfürſt, welcher ſchon am folgenden Tage von ſeiner Reiſe zurückkam, die von wilden Schwärmern verführten Unruheſtifter behandelte, obwohl der Kaplan Stuler, welcher wieder in die Stadt gekommen war, am grünen Donnerſtage und Oſterfeſte mit der heftigſten Wuth von der Kanzel auf die Reformirten ſchmähte. Wir wiſſen nicht einmal von einer Strafe, welche über die Anſtifter des nächtlichen Tumultes verhängt worden, obwohl ſcharfe Unterſuchungen angeſtellt und mehrere Bürger von Berlin und Köln verhaftet wurden. Nur dem Rathe verwies Johann Sigismund mit mildem Ernſte, daß nach jenem Tumulte und der Plünderung mehrerer Häuſer, die Thore der Städte nicht verſchloſſen worden, was ſchon nach einem gewöhnlichen Diebſtahle zu geſchehen pflege, und daß ſogar zwölf Handwerksburſchen, welche ihre Bündel nicht, wie ſonſt gebräuchlich, offen, ſondern verborgen unter Mänteln getragen hätten, aus der Stadt ohne alles Befragen zuſammen auf einmal gelaſſen worden. Auch verlangte er, daß dem Kaplan Stuler es unterſagt werden ſollte, Bier zu ſchenken und Gäſte zu ſetzen, was ohnehin einem Prediger nicht gezieme.

Dabei unterblieben aber auch nachdrücklichere Maßregeln nicht, um die Erfüllung der Drohungen zu verhindern, welche gegen den Kanzler Brückmann und andere angeſehene Mitglieder der neuen reformirten Gemeinde ziemlich laut ausgeſprochen wurden. Nicht nur wurde eine Bürgerwache angeordnet, ſondern es wurden auch ſtets einige Reuter bei Hofe bereit gehalten, um der Bürgerwache im Nothfalle zu Hülfe zu kommen. Aber auch dieſe nothwendigen Anordnungen wurden von leidenſchaftlichen Verleumdern benutzt, um die Gemüther von Neuem aufzuregen; indem das Gerücht ausgeſprengt wurde, daß der Churfürſt den Plan einer furchtbaren Rache wegen des Tumultes in der Charwoche entworfen habe, und die Reuter in der ſchrecklichen

Absicht bereit halte, die Stadt in nächtlicher Zeit zu überfallen und ein furchtbares Blutbad anzurichten. Daher, als am Osterfeste der unruhige Stuler wiederum sich erfrechte, eine Aufruhrpredigt in der Laurenskirche zu halten: so erließ Johann Sigismund an den kölnischen Rath ein Schreiben, worin er bezeugte, daß weder ihm noch seinem Bruder und sämmtlichen Räthen und Dienern jemals so blutdürstige Absichten in den Sinn gekommen und ihn nicht weniger davon das Exempel des Kaisers Theodosius abhalte, der durch die Erwürgung der Einwohner von Thessalonich das Andenken seines Namens geschändet, als das tugendreiche Muster seiner Vorfahren, welche niemals mit Tyrannei sich befudelt. Auch forderte der Churfürst den Rath auf, die Bürger von allen Zusammenrottirungen und Thätlichkeiten abzumahnen, und rechtfertigte mit triftigen Gründen die zur Erhaltung der Ruhe getroffenen Vorkehrungen.

Peter Stuler aber, als er sah, wie die Ruhe sich befestigte, hielt es nicht für räthlich, länger in Köln zu bleiben; und die Vorstellung der bald nach dem Osterfeste nach Berlin zusammengerufenen Ritterschaft und Städte, worin sie den Churfürsten dringend aufforderten, die Anstifter des wider den Statthalter geübten Frevels nach der Strenge der Gesetze zu strafen, ließ ihn schlimme Folgen für sich besorgen. Er entwich daher nach Wittenberg, wohin ihm auch seine Frau bald nachfolgte, und der Schöppenstuhl zu Leipzig, dem die Akten der wider den Kaplan in dessen Abwesenheit gepflogenen Untersuchung vorgelegt wurden, erkannte wider ihn die Strafe der Landesverweisung.

---

## Abdankung und Tod des Churfürsten.

Durch die weisen Vorkehrungen des Churfürsten war zwar die äußere Ruhe wieder hergestellt; aber der innere Friede der Gemüther fehlte, und nur die große Mäßigung, welcher Johann Sigismund auch nicht in einer einzigen Handlung in kirchlichen Angelegenheiten untreu wurde, hielt neue Ausbrüche zurück. Denn selbst Widersetzlichkeiten lutherischer Prediger, welche wohl als persönliche Beleidigungen des Churfürsten betrachtet werden konnten,

verleiteten ihn zu keiner leidenſchaftlichen Handlung, ſondern er blieb ſeiner Verheißung treu, das Gewiſſen keines ſeiner Unterthanen zu beſtricken, und ihre Glaubensfreiheit auf keine Weiſe zu beſchränken. Als auch in Berlin der Streit über die Teufelsbeſchwörung bei der Taufe der Kinder ausgebrochen war, an welchem beſonders in Sachſen das Volk ſehr lebhaften Antheil nahm: ſo ließ der Churfürſt den Diaconus Johann Rave erſuchen, bei einer Taufe, welcher er ſelbſt mit der damals in Berlin anweſenden Churfürſtin von der Pfalz beiwohnen wollte, jene von den Reformirten abgeſchaffte Formel wegzulaſſen. Der Diaconus wich durch eine unbeſtimmte Erklärung aus, und taufte dem Churfürſten zum Trotz mit der Beſchwörungsformel. Johann Sigismund ahndete dieſe Widerſpenſtigkeit ſo wenig, als den offenen Widerſtand, welchen er in ganz ähnlicher Gelegenheit von dem Diaconus Nicolaus Elerd erfuhr. Denn auch dieſer wollte ſich nicht bequemen, bei einer Taufe, bei welcher der Churfürſt Gevatter ſein wollte, die Beſchwörung wegzulaſſen. Johann Sigismund ließ es aber gern zu, daß der unbiegſame Diaconus die Taufe einem nachgiebigern Amtsbruder übertrug, welcher keine andere Bedingung forderte, als nur den Befehl vom Hofe, die Taufe ohne Beſchwörung zu verrichten.

So verbitterten innere Spannungen der Einwohner ſeiner Reſidenz und ſtets wiederkehrende Zeichen des Argwohns und Mißtrauens dem Churfürſten Johann Sigismund die Regierung, welche durch auswärtige Händel ſchon ſo ſehr ſorgenvoll war; und Hader und Zwietracht entfremdeten unter einander die Gemüther zu einer Zeit, wo vervielfältigte Anzeigen einer nahen gemeinſamen Gefahr ſo ſehr zur Eintracht aufforderten.

Die von ſeinen Vorfahren für die Muſik in der Kirche und bei der herrſchaftlichen Tafel geſtiftete Kapelle wurde von Johann Sigismund mit Sorgfalt unterhalten, indem der Churfürſt für ſeine eigne Perſon ein großer Liebhaber der Muſik war. Zu ſeiner Zeit beſtand die Kapelle außer zwölf Kapellknaben aus zwei und zwanzig Perſonen und koſtete jährlich 5716 Gulden, wovon der Kapellmeiſter Nicolaus Zangius allein tauſend Gulden empfing. Es wurden ſogar im Jahre 1616 zwei italieniſche Sänger für die churfürſtliche Kapelle verſchrieben, Bernhard Pasquin Graſſi aus Mantua und Johann Albrecht Maglio aus Florenz, wovon jeder ein Jahrgehalt von 360 Thalern empfing.

Indem Johann Sigismund ungeachtet aller Sorgen, wodurch seine Regierung getrübt ward, auf mannichfache Unterhaltung bedacht war, so versäumte er auch nicht, den nahen Ausbruch eines noch heftigeren Krieges und die Nothwendigkeit großer Vertheidigungsanstalten ahnend, die Bürger seiner Residenzen wieder an die Waffen zu gewöhnen; und noch im Jahre 1617 befahl er aus Preußen dem Rathe zu Berlin, vor dem Rathhause, der Bürgerschaft zum Besten, eine Vogelstange für die Büchsen- und Bogenschützen zu errichten, wozu er selbst einen Theil der Kosten hergab. Auch machte er dem Rathe es zur Pflicht, diesen Befehl vor seiner Rückkehr aus Preußen zu vollziehen.

Von dieser Reise aber kam der Churfürst, dessen Gesundheit durch eine sorgenvolle Regierung untergraben worden, mit siechem und durch einen Schlagfluß gelähmten Körper zurück, und übertrug daher schon am 22. November 1619 die Regierung an seinen Sohn Georg Wilhelm; worauf er sogar das churfürstliche Schloß verließ und sich in das Haus seines Kammerdieners Antonius Freytag in der Poststraße begab, wo er am 23. December desselben Jahres in Gegenwart seiner Gemahlin und seines Sohnes, des Churfürsten, im 47sten Jahre seines Lebens den Geist aufgab. Eine messingene Tafel mit einer einfachen lateinischen Inschrift wurde als Denkmal in dem Zimmer aufgehängt, in welchem er von den Mühseligkeiten des Lebens war erlöst worden.

# Berlin und Köln

im

# dreißigjährigen Kriege

unter

der Regierung Churfürst George Wilhelm's, d. i. vom Jahre 1619 bis zum Jahre 1640.

## Der Statthalter, Graf von Schwarzenberg.

Als Churfürst Georg Wilhelm zur Regierung gelangte, war der verheerende Krieg, den man nachher den dreißigjährigen genannt, schon ausgebrochen und die brandenburgischen Lande, obwohl sie der Churfürst, so lange es ging, durch eine Art von Neutralitätssystem zu schützen suchte, mußten doch bald das Elend der Zeit in fast noch höherem Grade, als das übrige Deutschland empfinden.

Berlin selbst fühlte zwar in den ersten Jahren des furchtbaren Krieges nicht unmittelbar das schreckliche Ungemach, welches auf mehreren Theilen der Churlande, besonders auf der Priegnitz, der alten und neuen Mark gleich seit dem Anfange des Krieges mit so schwerem Drucke lastete; aber die allgemeine Noth des Landes blieb nicht ohne sehr empfindliche Wirkung auf die Residenz, und von den allgemeinen Auflagen und den Lieferungen

an die ſich einquartierenden Truppen mußte ein anſehnlicher Theil getragen werden.

So läſtig nun auch die Söldner dem Lande waren, ſo ließen ſich damals die Bürger gleichwohl ihre Plackereien lieber gefallen, als daß ſie ſelbſt zu den Waffen griffen. So ſehr war ihnen durch Entwöhnung der Waffendienſt läſtig geworden. Als im Jahre 1627 der Churfürſt verordnete, daß das Schloß und die Thore von den Bürgern von Berlin und Köln bewacht und die Bürger deshalb in gewiſſe Quartiere und Rotten unter Quartiermeiſtern und Rottmeiſtern eingetheilt werden ſollten; ſo wußten ſich dieſem Dienſte ſo viele zu entziehen, daß das Spandauer und Stralauer Thor aus Mangel an Bewachung geſperrt, und das Wachtgeben auch auf das Hofgeſinde, die Advocaten und Kanzelliſten durch eine churfürſtliche Verordnung ausgedehnt werden mußte. Noch ſchwieriger aber waren die Bürger von Berlin, wenn Kriegsdienſt außerhalb ihrer Mauern von ihnen gefordert wurde. Als in demſelben Jahre (31. März) 150 berliniſche Bürger nach Brandenburg zur Beſatzung dieſer Stadt, wegen der herannahenden Heere geführt werden ſollten: ſo rottete ſich eine große Zahl der übrigen Bürger von Berlin zuſammen, ſteinigte die churfürſtliche Garniſon und die Stadtdiener, und trieb ſie in das churfürſtliche Schloß.

In die Nähe der beiden Reſidenzſtädte Berlin und Köln kam das Ungemach des Krieges beſonders ſeit dem Jahre 1627, als Wallenſtein, welcher nach dem Siege des Generals Tilly über den König Chriſtian IV. von Dänemark bei Lutter am Barenberge (27. Auguſt 1626) und der Auflöſung der proteſtantiſchen Union bis nach Jütland vorgedrungen war, im Herbſte des gedachten Jahres zurückkehrte, und ſein 40000 Mann ſtarkes Heer größtentheils in die Mark Brandenburg einquartierte. Vergeblich verſah man ſich einer mildern Behandlung, da der Churfürſt, welcher kurz zuvor wieder nach Preußen gezogen war, ſein Land dem Schutze des Kaiſers anbefohlen hatte, und über die Einquartierung Unterhandlungen gepflogen waren, indem Wallenſtein, als er aus dem Meklenburgiſchen heranzog, den Herzog Julius Heinrich von Sachſen nach Berlin geſchickt und durch ihn ſeinen Anzug gemeldet und darauf der Markgraf Sigismund nach Kloſter Zinna in Wallenſtein's Lager ſich begeben hatte. Auch als Wallenſtein aus ſeinem nachherigen Hauptquartier zu Bernau (15. Novbr. 1627)

ſelbſt nach Berlin kam, erlangte der Markgraf Sigismund ſo wenig leidlichere Bedingungen, als es dem brandenburgiſchen Oberſten Bertram von Pfuhl damit gelang, welcher dem Wallenſteiner, als er nach Böhmen gereiſt war, nachgeſchickt wurde, um fernere Unterhandlungen zum Beſten der Mark zu pflegen. In der Neumark übte der kaiſerliche Oberſt Graf Montecuculi die gewaltſamſten Erpreſſungen, und forderte für ſeine Tafel täglich dreißig bis ſechszig Eſſen, ließ ſich aber gleichwohl beim Abzuge von der dortigen Regierung ein Zeugniß darüber ausſtellen, daß er gute Mannszucht gehalten. In Gardeleben trieb es der Graf Pappenheim nicht viel beſſer und im Havellande und zu Brandenburg hauſ'te mit zwölf Compagnien zu Pferde der kaiſerliche Oberſt Hebron, welcher ſich nicht entblödete, für ſich den umliegenden Städten eine monatliche Contribution von 7700 Thalern aufzulegen, wovon Spandau 1200, Potsdam 400 und Nauen 300 Thaler bezahlen mußten. Den Bewohnern der Uckermark war es beſonders empfindlich, daß ſelbſt ein in kaiſerlichem Dienſte ſtehender Edelmann ihres Landes, welcher zu Prenzlow ſein Quartier genommen hatte, der General-Feldmarſchall Johann Georg von Arnheim oder Arnim, ſeines Vaterlandes nicht im mindeſten ſchonte. Eine beſonders arge Verwüſtung erfuhren überall die churfürſtlichen Wildbahnen, indem die Hirſche und anderes Wild von den kaiſerlichen Befehlshabern niedergeſchoſſen wurden, ohne des Einſpruchs der churfürſtlichen Forſtbedienten zu achten; bis endlich der indeß zum Herzog von Friedland erhobene Wallenſteiner auf die nachdrückliche Beſchwerde des Churfürſten wenigſtens dieſem Frevel abhalf. Auch die Reſidenzſtädte Berlin und Köln blieben dieſes Mal nicht von der Einquartierung frei; ſondern ſie mußten das Torquato-Contiſche Regiment aufnehmen, welches eben ſo wenig als die übrigen kaiſerlichen Regimenter Schonung kannte; und außerdem berechnete die churfürſtliche Botſchaft auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahre 1630, daß während der Einquartierung des Wallenſtein'ſchen Heeres in den Marken die beiden Reſidenzſtädte dem St. Julianiſchen Regimente in ſechszehn Monaten 300000 Thaler bezahlt hatten. Die Marken wurden erſt im folgenden Jahre befreiet, als Wallenſtein gegen Stralſund zog, und die übrigen kaiſerlichen Truppen ihren Weg nach Holſtein nahmen. Aber ſchon im erſten Monate des Jahres 1631 kam der General Tilly wieder mit ſeinem Heere, um den ſchwediſchen König Guſtav Adolf,

welcher im Junius des vorigen Jahres in Pommern gelandet war, abzuwehren, in die Mark auf dem Wege nach Frankfurt an der Oder; und das zu seinem Heere gehörige Regiment des Markgrafen von Baden durchzog den Teltowischen Kreis nicht ohne große Beschädigung des Landes.

Von dieser Zeit an begann für die Mark Brandenburg die leidenvollste Zeit des dreißigjährigen Krieges. Unmöglich war es für Georg Wilhelm, länger die bisherige Neutralität zu behaupten, und dabei ward es ihm unendlich schwer, sich für die eine oder andere Partei zu entscheiden. Von der einen Seite drang in ihn der König Gustav Adolph, der Gemahl seiner Schwester, der Markgräfin Maria Eleonora, an der Spitze eines Heeres, welches nahe an den Grenzen der Mark stand, seine Glaubensgenossen nicht zu verlassen, und zu dieser Seite neigten sich, wenn einmal eine Partei gewählt werden mußte, die Gemüther der Unterthanen, vornehmlich des märkischen Adels; von der andern Seite schien es gerade in dieser Zeit, in welcher der Churfürst wegen der Hoffnung der nahen Erfüllung seiner Anwartschaft auf Pommern der kaiserlichen Gunst sehr zu bedürfen glaubte, bedenklich, die Waffen gegen das Oberhaupt des Reiches zu ergreifen.

Georg Wilhelm hätte, wenn es ohne die größte Gefahr für sein Land hätte geschehen können, um so lieber für die kaiserliche Partei sich erklärt, als auch sein vertrauter Rath, der Graf Adam von Schwarzenberg, derselben mit ganzer Seele ergeben war.

Jeder, auch der leiseste Widerspruch gegen die Maßregeln und Rathschläge des Ministers wurde ungern am Hofe vernommen, und diejenigen, welche sich nicht unbedingt in die Ansichten des Grafen fügten, wurden aus dem churfürstlichen Rathe entfernt. Gleichwohl ließ man zu Berlin nicht leicht eine Gelegenheit, dem mächtigen Minister den Unwillen, den man gegen ihn trug, kund zu thun, ungenützt. So verweigerte (zwischen den Jahren 1637 und 1640) das geistliche Ministerium von Berlin dem gestorbenen katholischen Beichtvater des Grafen das Begräbniß auf dem Klosterkirchhof, und als der Graf deshalb dem durch seine lustigen Schwänke bekannten Rathsherrn Johann Schönbrunn Vorwürfe machte, so suchte dieser zwar den Rath wegen der Ungefälligkeit der Geistlichen zu entschuldigen, hatte aber doch die Keckheit, hinzuzusetzen: „daß man zu Rathhause gern sehen würde, wenn alle katholischen Priester auf ihren Kirchhöfen ruhen und schlafen

möchten." Der köliniſche Propſt Johann Koch war indeß nachgiebiger und verſtattete dem Leichname des papiſtiſchen Prieſters einen Platz auf dem Kirchhofe von St. Peter.

Der Unwille der Märker wegen des Verraths, deſſen man den Grafen von Schwarzenberg beſchuldigte, beſchränkte ſich aber nicht auf den Miniſter, ſondern wandte ſich auch gegen den Churfürſten. Schon im Jahre 1627 übergab der Rath von Berlin und Köln eine ſehr kühne Vorſtellung, worin bitter über die Weiſe geklagt wurde, wie das Land preis gegeben würde, und von zwei Edelleuten aus der Grafſchaft Ruppin, David von Lüderitz und Jacob von Wuthenau, erhielt Georg Wilhelm ſchon im Jahre 1626 eine noch härtere Schrift, worin über ſeine häufige Abweſenheit aus den Churlanden Beſchwerde geführt und ihm vorgeworfen wurde, „daß er ſeine Unterthanen unter des Feindes Gefahr gehen laſſe, gleichwie Schaafe ohne Hirten." Worauf ihnen der Churfürſt erwiderte: „wie er wohl wüßte, daß es deren etliche im Lande Ruppin gäbe, die alles zu meiſtern ſich unterfingen, auch alles was bey Hofe geſchähe, zu tadeln ſich anmaßten; aber wenn es beſſer machens gälte, ſo wäre ganzer niemand zu Hauſe." Gleichwohl rechtfertigte ſich Georg Wilhelm in dem Fortgange ſeiner Antwort weitläuftig gegen den ihm gemachten Vorwurf, ſeine Unterthanen zu vernachläſſigen.

Alle gegen den Miniſter von vielen Seiten erhobenen Anklagen ſchienen ihre völligſte Beſtätigung zu erhalten, als bei der Annäherung des Königs von Schweden und während der Abweſenheit des Churfürſten der Graf von Schwarzenberg die Feſtung Küſtrin und damit einen der wichtigſten Päſſe über die Oder in die Hände des Herzogs von Wallenſtein zu bringen ſuchte. „Aber, ſagt ein Chroniſt, Gottes Barmherzigkeit, der frommen Churfürſtin Thränen, und des Commandanten Beſtändigkeit, haben dieſes große Unglück verhütet."

## Die Schweden in der Mark.

Endlich im Frühling 1631 erschien, was man lange gefürchtet hatte, die schwedische Armee in der Mark, und am 1. Mai lagerte sich Gustav Adolf mit zehn Regimentern zu Fuß in Köpenick, und ließ den Churfürsten, welcher indeß auf das dringende Bitten seiner bedrängten brandenburgischen Unterthanen aus Preußen zurückgekommen war, durch den Grafen von Ortenburg, den er nach Berlin sandte, auffordern, ihm die Festungen Küstrin und Spandau abzutreten, mit dem Versprechen, sie unverzüglich zurückzugeben, sobald er die damals von Tilly belagerte Stadt Magdeburg entsetzt haben würde. Der Graf Schwarzenberg aber hatte den Churfürsten so sehr in seiner Gewalt, daß weder der Graf von Ortenburg, noch der General Gustav Horn, welcher am folgenden Tage die Forderung des Königs wiederholte, Gehör fand. Sogar der König selbst, der am dritten Tage mit fünf Compagnien Reuter und tausend Musketieren bis in die Nähe einer Viertelstunde von Berlin kam, und in dem Walde mit dem Churfürsten sich unterredete, verfehlte der Gewährung seines Ansinnens. Schon war Gustav Adolf im Begriffe, die Unterhandlung abzubrechen und in sein Lager zurückzugehen, um Maßregeln der Gewalt anzuordnen, als es der Churfürstin gelang, den Verhandlungen eine andere Richtung zu geben. Worauf Gustav Adolf mit seiner Begleitung nach Berlin ritt, mit zweihundert Mann in die Stadt einzog, und seine Herberge auf dem Schlosse nahm, die übrigen aber vor den Thoren sich lagern ließ. Am vierten Tage, nachdem die ganze schwedische Armee sich indeß um die Stadt gelagert, Kanonen aufgepflanzt, ja selbst auch schon einige Schüsse gegen die Stadt gethan, und alles zum Sturm gegen die erst im Jahre 1630 durch einen von dem sächsischen Feldmarschall Arnim gesandten Ingenieur wiederhergestellten Festungswerke der Residenz angeordnet hatte, konnte der Graf Schwarzenberg den Abschluß eines Vertrages nicht hindern, vermöge dessen die Festung Spandau bis zum Entsatze der Stadt Magdeburg dergestalt abgetreten wurde, daß die Besatzung

ſowohl dem Churfürſten, als dem Könige von Schweden den Eid der Treue ſchwor. Nachdem vermöge dieſes Vertrags Spandau am 5. Mai eine ſchwediſche Beſatzung erhalten hatte, zog Guſtav Adolf am 6. Mai mit ſeinem Heere über Potsdam nach der Elbe.

Kaum war aber die Nachricht gebracht worden, daß der König von Schweden zu ſpät zum Entſatze von Magdeburg gekommen und die Stadt am 10. Mai in die Hände des grauſamen Tilly gefallen war und alle Gräuel der Plünderung und Verwüſtung erfahren hatte: ſo drang Georg Wilhelm nach dem Rathe ſeines Miniſters mit großem Ungeſtüm auf die Räumung von Spandau, indem er behauptete, daß der abgeſchloſſene Vergleich ſein Ende erreicht hätte. Guſtav Adolf, obwohl er dieſe Forderung ſehr übel aufnahm, räumte zwar die Feſtung, führte aber am 8. Junius auf's Neue ſein Heer vor Berlin und ſchien entſchloſſen, eine ſchwere Rache zu nehmen. Schon hatte auch der König angefangen, ſein ganzes Geſchütz gegen die Stadt ſpielen zu laſſen, als der ſächſiſche Feldmarſchall von Arnim ſich in's Mittel ſchlug. Aber es gelang ihm in dreitägigen Unterhandlungen eben ſo wenig, mildere Bedingungen für den Churfürſten von dem Könige zu erhalten, als der Churfürſtin, welche ſich in das ſchwediſche Lager begab. Endlich am 11. Junius, als der Churfürſt ſelbſt in das Lager des Königs kam, bewilligte Guſtav Adolf ihm Frieden, unter der Bedingung, daß die Feſtung Spandau auf's Neue ſeinen Truppen eingeräumt, ihm ein freier Paß über die Oder bei Küſtrin zugeſtanden und von dem Churfürſten eine monatliche Kriegscontribution von 30000 Thalern übernommen würde. Hierauf führte Guſtav Adolf ſein Heer durch Berlin, auf das andere Ufer der Spree und nahm, höchſt ungehalten über den Churfürſten, ſeinen Schwager und deſſen Miniſter, ſeinen Weg nach Sachſen.

Die traurige Lage ſeines Landes entſchied endlich den Churfürſten, nicht lange nachdem Guſtav Adolf bei Lützen gefallen war, den Anträgen des franzöſiſchen Hofes Gehör zu geben, und ſich an die ſchwediſche Partei anzuſchließen. Es wurde alſo im Januar 1633 mit dem ſchwediſchen Kanzler Oxenſtierna ein Bündniß zu gemeinſchaftlicher Vertheidigung verabredet, worauf im folgenden Monate auch ein franzöſiſcher Geſandter, Herr la Grange, zu Berlin erſchien. Der brandenburgiſche Oberſt Kötteritz ſtieß hierauf vermöge dieſes Bündniſſes mit eilf Compagnien zu Pferde, vier

Compagnien Dragoner und vier Regimentern zu Fuß, wovon die Regimenter der Brüder Bergſtorf, Conrad und Ehrenreich, oder das alte und neue Borgſtorf'ſche Regiment erſt neu geworben waren, zu dem ſchwediſchen General Dubald, und wohnte dem unglücklichen Tage an der Steinauer Schanze in der Lauſitz (im Oktober 1633) bei, an welchem ein ſchwediſcher Heerhaufe unter dem Grafen von Thurn, nachdem ihn der ſächſiſche Feldmarſchall von Arnim treulos verlaſſen hatte, von Wallenſtein gefangen genommen wurde.

Die Kaiſerlichen ließen dieſe ihren Feinden geleiſtete Hülfe nicht lange ungeahndet, und man fürchtete in der Mark den Einbruch ſelbſt des Wallenſtein'ſchen Heeres. Zwar kam Wallenſtein nicht, indem er ſchon damals die Verbindung mit den Schweden angeknüpft hatte, welche im Februar 1634 ihm ſeine Aemter und ſein Leben koſtete; aber es erſchienen einzelne kaiſerliche Schaaren, welche ſchlimme Verwüſtungen ſtifteten, und die übertriebenſten Forderungen machten. So kam vor Berlin der kaiſerliche Oberſt Winſen; und da der brandenburgiſche Oberſt Volkmann, welcher mit ſeinem Regimente in Berlin lag, die Trommeln in den Sack ſteckte, wie Lockel in ſeiner brandenburgiſchen Chronik ſich ausdrückt, und ſich nach Spandau zog: ſo mußten die Thore geöffnet werden, nachdem der kaiſerliche Oberſt verheißen hatte, für eine anſehnliche Contribution die Reſidenzſtädte mit der Plünderung zu verſchonen. Dieſe Contribution, welche in 50000 Thalern beſtehen ſollte, wurde indeß den Berlinern erſpart, weil der Oberſt Winſen vor Erhebung derſelben durch den Anzug des ſächſiſchen Generals Arnim, dem ſich auch die aus dem Gefechte bei Steinau zurückgekehrten brandenburgiſchen Truppen angeſchloſſen hatten, bewogen wurde, über die Oder nach der Neumark zu ziehen. Seit dieſer Zeit war die Mark dieſſeits der Oder für längere Zeit wenigſtens frei von kaiſerlichen Truppen; denn auch die Stadt Frankfurt, der einzige Ort, welchen noch ein kaiſerlicher Oberſt mit einigen Truppen beſetzt hielt, wurde am 23. Mai 1634 von dem ſchwediſch-brandenburgiſchen Heere erobert. Nicht lange hernach wurde von dem General Banner die Feſtung Spandau an die churfürſtlichen Truppen zurückgegeben.

Das Anſchließen an die ſchwediſche Partei hatte für die Mark wenigſtens den Vortheil gehabt, daß die drückende ſchwediſche Contribution aufhörte,

und daß die bedeutende bewaffnete Macht, welche der Churfürſt aufgeſtellt hatte, den einzelnen fremden Söldnerbanden es nicht mehr verſtattete, das brandenburgiſche Land nach Willkür zu durchſtreifen und zu brandſchatzen.

Bald aber kehrte die vorige Noth wieder, als der Graf Schwarzenberg nach der Niederlage der Schweden bei Nördlingen ſeinen Herrn wieder für die kaiſerliche Partei gewann, und ihn bewog, dem im Jahre 1635 von Churſachſen mit dem Kaiſer zu Prag errichteten Frieden ſich anzuſchließen; worauf bald ein Bündniß mit dem kaiſerlichen Hofe folgte. Dieſer Schritt war äußerſt gewagt gerade zu jener Zeit; denn das ganze brandenburgiſche Land war von den Schweden angefüllt, und die ſchwediſchen Truppen waren mit Ausnahme der Feſtungen im Beſitze faſt aller wichtigen Städte. Die raſche Veränderung des politiſchen Syſtems war um ſo nachtheiliger, als der Plan, welchen Schwarzenberg entworfen hatte, nicht in ſeiner Vollſtändigkeit angenommen wurde; ſondern der wichtigſte Theil deſſelben, die Vermehrung des Heeres bis zu 25000 Mann, unterblieb, indem man mit der Werbung von 12000 Mann ſich begnügte.

Darum war das Land, ſeitdem der Churfürſt ſich wieder zu dem Kaiſer gewandt hatte, den Verwüſtungen der Schweden von Neuem preis gegeben, welche ihre Brandſchatzungen zu erneuern anfingen, ſobald der Oberſt Curd von Borgſtorf als brandenburgiſcher Abgeordneter in den Friedensverhandlungen zu Prag auftrat. Georg Wilhelm ſuchte zuerſt in der Feſtung Peitz Sicherheit, begab ſich aber, als die Gefahr noch dringender wurde, nach Preußen, und auch der Graf Schwarzenberg ſuchte in jener Feſtung einen ſichern Aufenthalt.

## Der Ruin des Landes.

Nicht lange nach dem Prager Frieden kam zwar die vereinigte ſächſiſch-kaiſerliche Armee unter dem Churfürſten von Sachſen und dem Grafen von Hatzfeld in die Mark, lagerte ſich zwiſchen Berlin und Bernau, und nöthigte die Schweden unter dem General Banner zum Rückzuge an die Grenze von

Pommern. Der Sieg bei Wittstock (24. September 1636) aber machte die Schweden wieder zu Herren der Mark.

Die Residenzstädte erfuhren davon bald die schmerzlichsten Folgen, wie das ganze übrige Land. Denn der General Hermann Wrangel, welcher mit einem Theile des schwedischen Heeres in der Mark blieb, während Banner seinen Vortheil verfolgte, ließ zuerst durch den Obersten Jenß von Haderslef von den Residenzstädten eine Contribution von 30000 Thalern fordern, wovon die benachbarte Ritterschaft 9000 Thaler zu übernehmen hatte, und erschien bald darauf (31. Oktober 1636) selbst in Berlin mit 44 Kanonen und 12000 Mann, welche theils an den Thoren sich lagerten, theils auf dem Markte bei den Stücken. Der Churfürst, welcher noch zu Peiß sich aufhielt, kam wieder ganz in dieselbe Verlegenheit, als zu der Zeit, da Gustav Adolf an der Spitze seiner Armee mit ihm unterhandelte; und Wrangel machte auch fast dieselben Forderungen. Auch er begehrte die Einräumung der Festung Spandau und einen freien Paß bei Küstrin, und außerdem noch von den Städten Berlin und Köln eine Brandschatzung von 60000 Thalern. Die erste Forderung wies aber Georg Wilhelm durch die standhafte Erklärung ab, daß die beiden Festungen Küstrin und Spandau nicht dem Churfürsten, sondern dem römischen Reiche zuständen, und deswegen nicht weggegeben werden könnten, den Schweden es aber überlassen bliebe, mit den Churlanden zu thun, was ihnen beliebte. Wegen der geforderten Contribution aber kam man dahin überein, daß die dem Obersten Jenß auf seine Forderung bezahlte Summe von 13000 Thalern davon in Abrechnung gebracht *), und für das Uebrige 3000 Paar Schuhe, eben so viele Strümpfe, 15000 Ellen gemeines Tuch und 1000 Thaler baares Geld in einer gewissen Frist nach Frankfurt an der Oder geliefert werden sollten.

So war der General Wrangel zwar abgefunden; aber neue Schaaren, welche nachkamen, machten immer neue Forderungen; und noch schlimmer, als ihre unmittelbaren Forderungen, waren die Plünderungen und Räubereien,

*) Die Ritterschaft hatte nehmlich 8000 Thaler und die beiden Städte 5000 Thaler baar an den Obersten bezahlt: außerdem hatte die Ritterschaft ihm Verschreibungen ausgestellt auf 8000 Thaler, und die beiden Städte auf 16000 Thaler, unter der Bedingung, daß wenn bis zum 9. November die Zahlung nicht erfolgt sein würde, der Oberst sich an sämmtlichen berlinischen Bürgern und ihren Gütern, wo er sie fände, schadlos halten könnte.

welche jeder durchziehende Hauſe verübte. Dadurch ſah ſich der Statthalter, Graf Schwarzenberg, bewogen, im Jahre 1638 die beiden Reſidenzſtädte zu ihrer Sicherung gegen ſolche Räuberſchaaren mit Schanzen und andern Werken umgeben zu laſſen.

Zu allem dieſem bisher geſchilderten Ungemach durch ſtets wiederholte kriegeriſche Ueberzüge, kamen, um den beklagenswerthen Zuſtand des Landes bis zur höchſten Stufe zu verſchlimmern, noch die Verheerungen ſchrecklicher Seuchen, die nothwendigen Folgen des Mangels in dem von Feinden und Freunden ausgezehrten Lande, nicht nur in den Dörfern, ſondern ſelbſt in den Städten. Auch Berlin und Köln wurden mehrere Male von Seuchen heimgeſucht, vornehmlich in den Jahren 1630 und 1637 bis 1639. Schon im Jahre 1637 waren 168 Häuſer in Berlin ganz verlaſſen, von denen 40 von der Peſt angeſteckt waren, und 30 Häuſer wurden von armen Wittwen bewohnt, welche zu den öffentlichen Laſten nichts beizutragen vermochten.

In dem Jahre 1639, welches ſchon durch die Verheerungen der Peſt eines der traurigſten Jahre für Berlin war, wurde die Stadt auch noch mehrere Male durch feindliche Ueberzüge geſchreckt und mit Brandſchatzung gequält. Am 19. Auguſt erſchien der ſchwediſche Oberſt Dewitz mit vier Regimentern zu Pferde und zwei Regimentern zu Fuß; und da die brandenburgiſche Garniſon nach dem Befehl des Statthalters Grafen Schwarzenberg auf das Gerücht von dem Anzuge der Schweden nach Spandau ausgezogen war, ſo wurden die Thore ohne Widerſtand geöffnet; obgleich die Schweden ſo ſchwach an der Zahl waren, daß der mindeſte Widerſtand der 400 Mann ſtarken brandenburgiſchen Beſatzung ſie zum Rückzuge bewogen haben würde. Der ſchwediſche Oberſt forderte nicht weniger als eine Contribution von 16000 Thalern von den Reſidenzſtädten und 3000 von der Landſchaft, ließ ſich aber mit einer anſehnlichen Lieferung von Pferden, Piſtolen, Kleidung und andern Sachen zufrieden ſtellen, und zog am 26. Auguſt wieder ab. Nicht lange hernach machte der ſchwediſche General Axel Lilien einen Anſchlag, auf gleiche Weiſe die beiden Reſidenzſtädte zu überrumpeln und zu brandſchatzen. Er zog alſo alles ſchwediſche Volk aus Ruppin, Havelberg und der übrigen Priegnitz zuſammen, beſetzte Neu-Brandenburg, und machte Miene, als ob er nach Pommern marſchiren wollte, wandte ſich dann aber plötzlich nach Zehdenick. Der brandenburgiſche Oberſt Kracht in

Spandau aber, dem dieſer Marſch verdächt'g ſchien, warf ſich eiligſt mit ſeinem Regiment und 300 Pferden in Berlin, und rief auch die Bürgerſchaft zu den Waffen. Als daher Axel Lilien am andern Tage in Begleitung der Oberſten Oxenſtierna und Kehrbergen mit 3000 Mann und zwei Feldſtücken ankam, ſo fand er einen ſtärkern Widerſtand, als er erwartet hatte, und nahm daher am andern Tage, nachdem er die Nacht in den Vorſtädten zugebracht hatte, den Weg nach Fürſtenwalde und Wriezen.

Wir dürfen nach dieſen Ereigniſſen wohl annehmen, daß die Beſchreibung, welche der Magiſtrat von Berlin im Jahre 1640 in einer Vorſtellung an den Churprinzen Friedrich Wilhelm von dem Zuſtande der beiden Reſidenzſtädte entwarf, keine Uebertreibungen enthielt, daß die Rathsdörfer wirklich, wie in dieſer Vorſtellung behauptet wird, in Aſche lagen, die rathhäuslichen Bedienten, ſo wie die Kirchen- und Schullehrer, nicht mehr beſoldet werden konnten, mancher Bürger ſeiner Armuth und ſeines Elendes kein anderes Ende zu finden gewußt hatte, als den freiwilligen Tod, und viele im Begriffe ſtanden, mit Weib und Kind ihre Wohnung zu verlaſſen und ins Elend zu wandern. Der Rath beſchwerte ſich beſonders über die churfürſtlichen Reuter, deren Zügelloſigkeit und Raubgier ſo weit ginge, daß kein Pferd, kein Ochſe, keine Kuh, ja ſelbſt kein Menſch vor ihnen ſicher wäre; daher der Ackerbau überall darnieder läge und noch größerer Mangel, als bis dahin das Volk empfunden, zu befürchten ſtände. Ganz beſonders ward noch über die Habſucht und Betrügereien der Oberſten geklagt, welche in Herrlichkeit und Freude von dem Solde der Mannſchaft, welche von ihnen nicht geſtellt worden, lebten und die armen Unterofficiere und Soldaten durch die Kärglichkeit des Soldes, welcher ihnen gereicht würde, dahin brächten, entweder fortzulaufen, oder zu verhungern. Eine ganz ähnliche Vorſtellung über den Zuſtand der Mark wurde noch in demſelben Jahre dem Churfürſten ſelbſt von dem Grafen von Schwarzenberg überreicht.

In einem ſo traurigen Zuſtande hinterließ der unglückliche Churfürſt Georg Wilhelm, welcher wegen ſeines redlichen Sinnes und ſeiner aufrichtigen Frömmigkeit einer beſſern Zeit würdig geweſen wäre, als er am 1. Decbr. 1640 zu Königsberg ſtarb, ſeine Länder ſeinem großen Nachfolger.

# Geſchichte der Städte Berlin und Köln unter der Regierung des Groſſen Churfürſten.

## Das Ende des dreißigjährigen Krieges.

Der Große Churfürſt verließ nach ſeiner Thronbeſteigung nicht gleich die kaiſerliche Partei, und ſuchte ſich nur nach und nach von den Verbindlichkeiten gegen den Kaiſer und den Feſſeln zu befreien, die ihm ſein eigener allmächtiger Miniſter, der Graf von Schwarzenberg, aufgelegt durch ſeine Stellung.

Die Schweden ſetzten daher auch ihre Brandſchatzungen und Plünderungen fort; und noch im Anfange des Jahres 1641, mitten im Winter, während der Churfürſt noch in Preußen war, wurde Berlin von dem Corps des ſchwediſchen Generals Stallhans, den der brandenburgiſche Oberſt Strauß durch die unbeſonnene Beunruhigung der ſchwediſchen Winterquartiere in der Niederlauſitz gereizt hatte, bedroht. Obgleich Berlin damals eine nicht unbedeutende Beſatzung hatte, welche aus den Regimentern der Oberſten Kracht und Volkmann, den Goldacker'ſchen und Burgsdorf'ſchen Reutern und den Knörring'ſchen Dragonern beſtand, ſo glaubte ſich der Graf Schwarzenberg gleichwohl bei der Annäherung des ſchwediſchen Generals ſo wenig in der Reſidenz ſicher, daß er nach Spandau ſich begab; und ihm folgten die vornehmſten Räthe und die angeſehenſten Handelsleute mit ihren beſten Gütern. Als bald darauf Stallhans bis nach Treuenbrietzen vordrang, die Stadt Belitz brandſchatzte und plünderte und dann zu Joſſen, nachdem er dieſe Stadt mit Gewalt erobert hatte, nur zu verweilen

ſchien, um die beſte Gelegenheit zum Angriff auf die Reſidenzſtädte wahrzunehmen, ſo hielt der Oberſt Kracht, als Commandant derſelben, es für unerläßlich, die drei Vorſtädte von Berlin niederzubrennen. In wenigen Tagen ſanken alſo mehrere ſchöne Gebäude in Aſche, ſo daß nur die Mauern ſtehen blieben; man fing ſelbſt an, die Gertraudtenkirche abzutragen, und verſchonte nur das churfürſtliche Ballhaus und den Reitſtall, welche mit Schanzen umgeben wurden. Der General Stalhans aber, nachdem er zehn Tage zu Joſſen zugebracht, und mit ſeinem Volke alle Vorräthe verzehrt, dann auch im Teltowſchen Kreiſe alles Getreide, die Pferde und alles übrige Vieh weggenommen hatte, kehrte zurück nach Kottbus.

Ein kräftigeres Regiment begann in den brandenburgiſchen Churländern, als nach dem Tode des Grafen Schwarzenberg der Markgraf Ernſt von Brandenburg-Jägerndorff*), als Statthalter des Churfürſten, mit ſehr ausgedehnter Vollmacht auftrat. Eine der wichtigſten Aufgaben war zuvörderſt, die Feſtungen wieder in den alleinigen Beſitz des Churfürſten zu bringen, und die Truppen zur Entſagung ihrer Verpflichtung gegen den Kaiſer zu bewegen. Die Löſung dieſer Aufgabe war aber nicht ohne Schwierigkeit und erforderte eben ſo viele Vorſicht, als Nachdruck in der Anwendung der Maßregeln. Einer der hartnäckigſten Anhänger des Kaiſers, in Gemäßheit des früher geleiſteten Eides, war der Oberſt und Commandant von Spandau, Moritz Auguſt von Rochow, und gegen ihn wurde daher der erſte Schlag gerichtet, weil es vor allem dem Churfürſten wichtig war, der ihm anvertrauten Feſtung Herr zu werden. Kaum war der Markgraf in Begleitung des Oberſten Curt von Burgsdorf nach Berlin gekommen, als er ſchon am 12. Mai 1641 den Oberſten von Rochow zu ſich berief, und ihn wegen übler Haushaltung, bewieſenen Ungehorſams und anderer gegen ihn erhobenen Anklagen verhaften ließ, und als wenige Tage hernach der Oberſt, da ihm auf ſein Ehrenwort die Erlaubniß in die Stadt zu reiten war ertheilt worden, in Geſellſchaft des jungen Grafen von Schwarzenberg entwich, ſo wurde ſein Regiment und das Commando in Spandau an

*) Er war der jüngſte Sohn des Markgrafen Johann Georg, Statthalters in der Mark, deſſelben, gegen welchen zu Berlin der Aufſtand in der Charwoche des Jahres 1615 ſich erhob; alſo ein Sohn des Bruders von dem Großvater des Churfürſten Friedrich Wilhelm.

Hans Georg von Ribbeck übergeben. Durch dieſe ſtrengen Maßregeln wurde der Oberſt Goldacker, Commandant zu Peitz, welcher eben ſo kaiſerlich geſinnt war, als Rochow, ſo ſehr geſchreckt, daß er, als auch ihn der Statthalter zu ſich zur Verantwortung berief, nach Halberſtadt entwich, und in kaiſerliche Dienſte trat. Hierauf wurden die beiden Regimenter Kracht und Volkmann, welche ſich weigerten, dem Churfürſten ausſchließlich Treue zu ſchwören, in die Regimenter der Oberſten Burgsdorf, Ribbeck und Trotte untergeſteckt.

Bald darauf wurden Unterhandlungen mit der Krone Schweden angeknüpft, und beſonders durch Gerhard Romilian Kalchun von Leuchtmar, den Erzieher Friedrich Wilhelm's mit vieler Geſchicklichkeit dahin geleitet, daß der Churfürſt, ob es ihm auch nicht gelang, die Erwerbung der ganzen pommerſchen Erbſchaft ſich zu ſichern, doch auf die nachdrückliche Unterſtützung der Schweden in den ſchon eingeleiteten Friedensunterhandlungen für eine genügende Entſchädigung rechnen konnte. Am 14. Juli 1641 wurde durch Leuchtmar zu Stockholm ein zweijähriger Waffenſtillſtand geſchloſſen, welcher zwar nicht alles Kriegsungemach entfernte, doch aber den vielfährigen unmittelbaren Bedrückungen und Erpreſſungen der Schweden ein Ziel ſetzte. Mit unendlichem Jubel wurde daher Friedrich Wilhelm aufgenommen, als er aus Preußen zurückkam und am 4. März 1642 ſeinen feierlichen Einzug in Berlin hielt.

Die geographiſche Lage der brandenburgiſchen Länder zwiſchen Pommern, wo die ſchwediſchen Heere ihre Landungsplätze und ihren gewöhnlichen Aufenthalt hatten, und dem eigentlichen Schauplatze des Krieges, machte die gänzliche Entfernung aller Kriegsbeſchwerden unmöglich. So durchzog im Jahre 1644 das kaiſerliche Heer unter dem General Gallas die Mark auf dem Zuge aus Böhmen nach Holſtein; und im Jahre 1646 kam der ſchwediſche General Wittenberg mit elf Regimentern in den Teltowſchen Kreis auf ſeinem Marſche nach Schleſien, und am 6. November des folgenden Jahres 1647 quartierte er ſich ſogar zu Berlin auf drei Tage mit einigen Reutern ein, während ſeine Armee, welche noch aus vier Regimentern zu Pferde und zwei Regimentern zu Fuß beſtand, in Templin und andern Orten ſich niederließ. Eben ſo wenig, als die Einquartierungen, hörten die Kriegsbeiträge und andere durch die Noth der Zeit gebotenen Leiſtungen auf, zumal

da die churfürſtlichen Domänen zum Theil verpfändet, zum Theil zerſtört waren, alſo daß ſelbſt die Koſten des Leichenbegängniſſes für Georg Wilhelm durch eine Steuer aufgebracht werden mußten. Auch übten die entlaſſenen Soldaten der nach dem Abſchluſſe des Waffenſtillſtandes aufgelöſten brandenburgiſchen Regimenter noch manchen Frevel. Aber alles dieſes Ungemach war nicht dem früheren zu vergleichen.

Selbſt der zu Münſter und Osnabrück im Jahre 1649 geſchloſſene weſtfäliſche Friede befreite noch nicht von allen Uebeln des Krieges. Die Durchzüge der ſchwediſchen Truppen und deren Einquartierung drückten noch faſt während zwei Jahren das brandenburgiſche Land; und von der Satisfaction an Geld, welche den Schweden im Frieden zugeſtanden war, mußte auch die Mark einen ſehr anſehnlichen Theil, etwas mehr als anderthalb Tonnen Goldes, übernehmen. Erſt am 26. Junius 1650 wurde nach unendlichen Schwierigkeiten und nach mühſamer Beſeitigung der von den fremden Mächten erhobenen übertriebenen Forderungen zu Nürnberg zwiſchen den ſchwediſchen und franzöſiſchen Feldherren und einem Ausſchuſſe der Reichsſtände der Hauptexecutionsreceß geſchloſſen, wodurch der deutſche Boden von den fremden Truppen, welche dreißig Jahre ihn verwüſtet hatten, befreiet wurde; und am 6. November deſſelben Jahres wurde in der ganzen Mark das Dankfeſt wegen des Friedens gefeiert.

## Die Vermählung des Churfürſten mit Luiſe Henriette von Oranien.

Noch vor Ende des Krieges führte der Große Churfürſt ſeine erſte Gemahlin, Luiſe Henriette, älteſte Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, nach Berlin. Nachdem durch eine Geſandtſchaft die feierliche Werbung angebracht worden, begab ſich der Churfürſt ſelbſt im ſtrengſten Incognito und nur von zwei Edelleuten begleitet, von Cleve nach dem Haag, wo er am 22. November 1646, Abends 7 Uhr, ganz unvermuthet ankam. Mit vieler Genauigkeit [illegible] und von den Chroniken die einzelnen

Umstände dieser Zusammenkunft des Churfürsten mit seiner Braut und der bald darauf erfolgten Vermählung überliefert worden. Nachdem er eine halbe Stunde in dem Gemache des Prinzen Wilhelm von Oranien sich verweilt und ein sehr unterhaltendes Gespräch mit dem Prinzen geführt hatte, wurde er in die Kammer der Prinzessin Luise geführt und mit vielen Complimenten empfangen. Hierauf begaben sich sämmtliche Herrschaften zu dem alten Prinzen Friedrich Heinrich und hielten bei demselben die Abendmahlzeit. Am andern Morgen in aller Frühe aber ritt der Churfürst wieder aus der Stadt, um auf fürstliche Weise seinen öffentlichen Einzug zu halten. Der Prinz Wilhelm holte ihn also in Begleitung der vornehmsten des oranischen Hofes mit vierzig Wagen, oder wie man sich damals auszudrücken pflegte, Carreten ein und führte ihn in die Versammlung der General-Staaten, wo der Churfürst eine treffliche Rede hielt. Wegen der Unpäßlichkeit des alten Prinzen Friedrich Heinrich aber wurde die Vermählung früher vollzogen, als es ursprünglich die Absicht war. Nachdem in großer Eile das Schloß oder der alte Hof am Nordende in Stand gesetzt worden, geschah die Einsegnung des jungen churfürstlichen Paares schon am 27. November, Abends um 5 Uhr, in Beisein vieler Prinzen, Grafen und anderer hohen Standespersonen. Der Churfürst trug ein Kleid von weißem Atlas, welches mit silbernen Spitzen besetzt und mit Diamanten reichlich geziert war, auch die Knöpfe desselben waren mit Diamanten so reich geschmückt, daß man den atlasnen Ueberzug derselben nicht sehen konnte. Die junge Churfürstin war mit einem Kleide von Silbertuch angethan, welches mit silbernen Spitzen überall besetzt war und dessen acht Ellen lange Schleppe von sechs jungen Gräfinnen getragen wurde; ihr Haupt war mit einer durch Perlen und Diamanten reich gezierten Krone geschmückt. Nach der Trauung wurde, um sieben Uhr, Tafel gehalten, und dann ein Ballet aufgeführt, welches anzusehen der kranke Prinz Friedrich Heinrich in einem Sessel sich herbeitragen ließ.

Die liebenswürdigen Sitten der schönen jungen Churfürstin, ihr frommer gottesfürchtiger Sinn, ihre Anmuth, Einfachheit und Milde, welche mit Ernst und Festigkeit sich vereinigten, bewirkte bald eine sehr bemerkbare Aenderung des Tons am Hofe; und bald verschwand die letzte Spur der Rohheit und Völlerei, welche von der Gutmüthigkeit Georg Wilhelm's waren geduldet worden. Es ist selbst nicht unwahrscheinlich, daß die Entfernung des rohen

Oberkämmerers Curt Burgsdorf, welcher, obgleich ehemals ein tapferer Krieger, in Völlerei und allen damit gewöhnlich verbundenen Lastern untergegangen war, der Einwirkung der Churfürstin Luise auf ihren Gemahl zugeschrieben werden muß.

So wie man überhaupt in dieser Zeit gern für jedes ungewöhnliche Ereigniß irgend eine Vorbedeutung suchte, so blieb es nicht unbemerkt, daß dem Oberkämmerer, als er gegen Ende des Jahres 1650 von Berlin dem Churfürsten nachreiste nach Cleve, wo die Ungnade seines Herrn wider ihn ausbrach und er aller seiner Aemter entsetzt wurde, in Trebbin der Wagen also auseinander ging, daß er einen andern von Berlin sich holen lassen mußte. Schwermüthig und krank kam der üppige und ausschweifende Mann nach Berlin zurück, und starb am 1. Februar 1651. Sein Leichnam wurde erst am 11. Mai in der Domkirche begraben.

Im Mai 1675 richtete der schwedische Marschall Wrangel, der sonst in dem von Truppen fast ganz entblößten Lande Herr war, seine Augen auf Berlin; es zeigten sich in den nahe gelegenen Dörfern einzelne schwedische Parteien, welche das Vieh wegtrieben, und die Gefahr einer feindlichen Besitznahme wurde für die Residenz noch dadurch vergrößert, daß die meisten wohlhabenden Bürger aus Furcht die Stadt verließen. Doch wurde die Gefahr durch die Ankunft von 200 Reutern aus Cleve, welche der Pfalzgraf von Neuburg dem Churfürsten zu Hülfe sandte, und den 600 Dragonern des Obersten Grumbkow abgewandt. Denn sobald von diesen, am 10. Mai, die Stadt war besetzt worden, so fanden sich die ausgewanderten Bürger wieder ein, und die Schweden hielten einen Angriff auf die volkreichen und mit guten Truppen besetzten Residenzstädte nicht für rathsam. Nicht lange hernach finden wir Berlin außer den Grumbkow'schen Dragonern noch geschützt durch 1200 Fußknechte des Obersten Börstel, die Leibgarde, das Frankenberg'sche Regiment, die 400 Rothröcke des Obersten Fargel und die Blauröcke von Frankfurt.

Dieser Einbruch der Schweden in die Mark gab aber dem großen Churfürsten Gelegenheit, sich als Feldherrn seinen Unterthanen und überhaupt allen Völkern Europa's in dem glänzendsten Lichte zu zeigen und allgemeine Bewunderung zu erwecken. Während die Schweden wähnten, daß der Churfürst noch im Haag sei, wohin er sich in Begleitung des Prinzen Moritz

von Oranien, des holländischen Gesandten Baron von Amerungen, des Obermarschalls von Kanitz, Oberhofmeisters von Knesebeck und einiger anderer Edelleute aus seinem Winterquartiere in Franken begeben hatte, um ein neues Bündniß wider Schweden zu unterhandeln; während einige sich selbst hatten einbilden lassen, daß der Churfürst an der Krankheit, welche ihn auf der Reise, bevor er Cleve erreicht hatte, überfiel, gestorben sei; zog Friedrich Wilhelm aus Franken mit seinem Heere über Magdeburg heran und trennte, indem er Rathenau plötzlich nahm, das Corps der Schweden, welches bei Brandenburg stand, von dem Corps des Generals Wrangel bei Havelberg; worauf die glänzende Schlacht bei Fehrbellin (18. Juni 1675), welche mit 7000 Mann bloßer Reuterei, ohne Fußvolk und Artillerie, welche erst am Tage nach der Schlacht zu Nauen eintrafen, gegen das mit allen Kriegsbedürfnissen wohl versehene schwedische Heer von 11000 Mann gewonnen wurde, den bisherigen Glauben an die Unüberwindlichkeit der Schweden zerstörte und nach wenigen Tagen die Befreiung der ganzen Mark von den fremden Truppen zur Folge hatte.

Am 21. Junius sah man in Berlin die in dieser glorreichen Schlacht gewonnene Beute, welche der brandenburgische General-Major Sommerfelden nach der Residenz brachte, drei sechspfündige und eben so viele dreipfündige Stücke, drei Reuter-Standarten, drei grüne Fahnen mit Fransen, acht weiße Fahnen und eine große Menge von Pulver, Lunten, Kartätschen Kugeln und andern Kriegsbedürfnissen. Auch folgten 150 schwedische Gefangene und sieben Wagen mit schwedischen Verwundeten, welche ebenfalls in Kriegsgefangenschaft gerathen waren. Die Freude über diese Siegeszeichen wurde nur getrübt durch den Anblick der Leichname der tapfern, in dieser Schlacht gefallenen Männer, des Obersten Werner, Oberstwachtmeisters von der Marwitz, Rittmeisters Burgsdorff und Stallmeisters Frobenius, welche stattlich bekleidet und geziert an eben diesem Tage der allgemeinen Freude nach Berlin gebracht wurden.

Am 23. Junius kam der große Churfürst selbst nur von drei Personen begleitet, ganz unerwartet, Mittags um 12 Uhr, nach Berlin, ritt so schnell durch das Spandauer Thor, daß die Wache kaum das Gewehr ergreifen konnte, und überraschte den Statthalter, Fürsten von Anhalt, gerade bei seinem Mittagsessen mit den Worten: „Siehe da, ich komme jetzt gerade zu

rechter Zeit.“ Am andern Tage aber verließ der Churfürst schon wieder die Residenz, indem er 500 Reuter, 400 Dragoner und 1200 Fußknechte neuer Truppen zu sich nahm, um die Verfolgung der Schweden fortzusetzen.

Nicht leicht wurde ein Dankfest mit frohern Gemüthern begangen, als das Dankfest, womit am 8. Julius der Sieg bei Fehrbellin und die Befreiung des Landes gefeiert wurden. Zu Berlin, so wie auch in den Festungen Küstrin und Spandau, wurden, während der Lobgesang in den Kirchen gesungen wurde, die Stücke auf den Wällen dreimal abgefeuert. Ueberall war Freude und Jubel, besonders in der Residenz, wo man den Sieg des großen Fürsten als unerwartete Befreiung von den gefürchteten Schrecknissen einer Belagerung betrachtete. Fröhliche Mahle wurden daher an diesem Tage unter den verschiedenen Ständen zu Berlin angestellt, und Abends um zehn Uhr wurde auf der Spree ein Feuerwerk abgebrannt, in welchem nebst vielen Racketen und Wasserkugeln der churfürstliche Name von blauem Feuer auf einem schwimmenden Schiffe brannte; am Ufer aber stand eine brennende Schrift mit den Worten: „S. D. G. (Soli Deo Gloria) Gott den Sieg giebt dem, der Friede liebt.“

## Der Schloßbau.

Die Vermählung mit seiner ersten Gemahlin Luise machte in dem großen Churfürsten zuerst den Wunsch rege, das Schloß, welches in dem Zustande solcher Verfallenheit war, daß man sich schämen mußte, wenn es Fremde sahen, wiederherzustellen, um die junge und liebenswürdige Churfürstin in eine würdige Wohnung zu führen. Der Mangel an geschickten Handwerkern war aber so groß zu Berlin, daß der Präsident von Arnim, als der Churfürst ihm zuerst im Jahre 1646 seine Gedanken wegen des Schloßbaues mittheilte, in seinem Berichte auf den Mangel eines Steinmetzen aufmerksam machte, weil der bisherige gestorben war. Darum mußte Friedrich Wilhelm sich in Holland nach einem Steinmetzen und Baumeister umsehen, und auch selbst einen Zimmermeister annehmen; und als nach dem

churfürſtlichen Befehle vorläufig wenigſtens einige Zimmer für die junge Churfürſtin in Stand geſetzt werden mußten, ſo war die Anweiſung der Kammer zur Lieferung des nöthigen Bauholzes nicht genügend, ſondern es mußte der Tiſchler in der Fiſcherſtraße noch ausdrücklich aufgefordert werden, ſich für die Arbeit, welche ihm bei dieſer Einrichtung übertragen werden ſollte, mit gutem und trocknem Apfel-, Birn- und Pflaumbaumholze zu verſehen. Der Bau hatte indeß unter der Leitung des churfürſtlichen Kammerdieners, Moritz Neubauer, guten Fortgang, und ſchon im folgenden Jahre begann der churfürſtliche Hofmaler, Michael Hirt, in den Gemächern der Churfürſtin, acht Deckenſtücke zu malen, wozu er ſich aber, weil er für ſich allein die Arbeit nicht ſchnell genug zu fördern vermochte, einige Geſellen aus Holland erbat, indem er verſicherte, für zehn Gehülfen Beſchäftigung auf ein Vierteljahr zu haben. Im folgenden Jahre 1648 entfernte Friedrich Wilhelm aus dem Schloſſe auch die Gefängniſſe, indem er den grünen Hut zu wohnbaren Gemächern einrichten ließ. Im Jahre 1650 wurde der Schloßbau dem geſchickten Baumeiſter Memmhardt übertragen, unter deſſen Leitung anfangs nur einige Nebengebäude, beſonders für verſchiedene Collegien, ſeit 1656 aber das alte Haus der Herzogin an der Seite der Spree und ein neues Schloßthor nach doriſcher Ordnung und im Jahre 1661 das Ballhaus, ein abgeſondertes Gebäude nach der Seite des Luſtgartens, erbauet wurden. Bauе von größerer Bedeutung wurden durch die Kriege verhindert, welche alle Einkünfte des Churfürſten verſchlangen, und ſehr oft die Unterbrechung der angefangenen Unternehmungen nothwendig machten. Erſt ſeitdem der Vertrag von St. Germain im Jahre 1679 einen dauernden Frieden verhieß, wurde der Bau der Gebäude an der Spree, welche den großen Hinterhof von der ehemaligen Kavalierbrücke bis an der Herzogin Haus einſchließen, unter der Leitung des Baumeiſters Smid begonnen; aber die Vollendung dieſes Baues erlebte der große Churfürſt nicht.

So wie in dem Verfalle des churfürſtlichen Schloſſes bei dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's die ſchrecklichen Wirkungen des vieljährigen verderblichen Krieges ſichtbar waren: alſo trugen davon auch die beiden Städte Berlin und Köln unverkennbare Spuren, wiewohl die Schilderung, welche Nicolai von ihrem damaligen Zuſtande entwirft, von Uebertreibung nicht frei zu ſein ſcheint; denn, wenn auch in einigen kleinen Neben-

ſtraßen, oder in den Vorſtädten die Viehſtälle in der Straße ſelbſt und unter den Fenſtern der Häuſer gebaut waren, und wenn auch in ſolchen Straßen die Schweine umherliefen, ſo war dies doch ſicher nicht der Fall in der Spandauer- und Georgen- oder der Breiten- und Brüderſtraße, welche, wie andere Hauptſtraßen der beiden Städte, ein ganz ſtattliches Anſehen gewährten. Berlin zeichnete ſich jedoch damals vor andern fürſtlichen Reſidenzen nicht aus; und wo war damals ein Fürſtenſitz in Deutſchland, welcher wegen der Bauart von Schlöſſern, Palläſten und Häuſern prächtig oder auch nur ſchön genannt zu werden verdiente? Die Verſchönerung von Berlin war das erſte Beiſpiel ihrer Art, welches bald Nachahmung fand.

Auch Friedrich Wilhelm war im Anfange weniger darauf bedacht, ſeine Reſidenzſtädte zu erweitern und verſchönern, als ſie durch zweckmäßige Befeſtigung gegen Ueberrumpelung, wenigſtens durch kleine feindliche Heerhaufen, ſicher zu ſtellen; und ſelbſt die erſten Erweiterungen von Berlin waren Folgen des Feſtungsbaues.

Im Jahre 1658 beſchloß zuerſt der große Churfürſt, ſtatt der vorigen Befeſtigung, nehmlich der alten Stadtmauer und der einzelnen und unzulänglichen Verſchanzungen, womit, wie wir berichtet, während des dreißigjährigen Krieges die beiden Reſidenzſtädte waren umgeben worden, planmäßige Feſtungswerke errichten zu laſſen, wozu nach den Grundſätzen des damaligen churfürſtlichen Reſidenten in Holland, Matthias Dögen, und dem Rathe des General-Feldmarſchalls Sparr der Plan und die Zeichnungen von dem Baumeiſter Memmhardt entworfen wurden. Dieſer führte auch anfangs unter der Oberaufſicht des Kommandanten, General-Majors Heinrich von Uffeln, und mit dem Beiſtande einiger Ingenieurs den Bau, und ſpäterhin (ſeit dem Jahre 1666) leitete ihn der General-Quartiermeiſter, Peter von Chieze. Aber, obgleich alle, freilich nicht ſehr reichliche Mittel, von dem Churfürſten aufgeboten wurden, der Rath zur Beförderung dieſes Baues auch aus ſeinen Mitteln beitrug, und während des Friedens auch die Soldaten ſchanzten, ſo ſo ging gleichwohl das Werk nur langſam von Statten. Im Auguſt 1658 wurde am Stralauer Thore an einem von dem Churfürſten ſelbſt angewieſenen Orte die Arbeit angefangen, bald darauf auf Koſten des Raths am Köpnicker Thor geſchanzt und eine Brücke gebauet, im Jahre 1659 die Befeſtigung bis zum Georgen-Thore fortgeſetzt und auch dort eine

neue Brücke angelegt, im Jahre 1662 das Spandauer Thor vollendet, im Jahre 1680 die alte kölnische Stadtmauer mit ihren Thürmen niedergerissen; aber erst im Jahre 1683, nach fünf und zwanzigjähriger Arbeit, wurde der Bau durch die Errichtung des Leipziger Thores beschlossen.

Diesen Befestigungen verdankten der Friedrichs-Werder und Neu-Köln ihre Entstehung. Schon im Jahre 1658, als der Plan und die Regelmäßigkeit der neuen Festung es erforderten, den Werder in die Befestigungen einzuschließen, so wurde diese Gegend, wovon damals ein Theil zum Lustgarten gehörte, nebst dem churfürstlichen Jägerhofe, an Privatpersonen, welche Lust und Mittel zum Bauen hatten, überlassen. Durch das Privilegium vom 19. November 1660 wurde diese neue Anlage zu einer eignen Stadt mit dem Namen Friedrichs-Werder erhoben und erhielt, wie alle von dem großen Churfürsten und seinen Nachfolgern neu gegründeten Städte der Residenz, ihren eignen Rath. Nach wenigen Jahren stand auf einem Platze, wo vorher meistens Wiesen, Sumpf und unebenes Land gewesen, eine nicht unbedeutende Zahl von stattlichen Gebäuden, und am 5. März 1683 wurde eine eigene latinische Schule für diese neue Stadt, die Friedrichs-Schule, eingeweiht. Neu-Köln aber wurde erst im Jahre 1681 auf einem Theile des Bodens der alten kölnischen Vorstädte gegründet, als der Festungsbau diese Gegend erreichte und die Einschließung dieser Anlagen in die Verschanzungen nothwendig war, um der Festung auch an dieser Seite eine regelmäßige Gestalt zu geben.

Die Freude des großen Churfürsten an der Vergrößerung und Verschönerung seiner Residenz wurde nicht wenig genährt durch die Baulust seiner zweiten, einsichtsvollen und thätigen Gemahlin, Dorothea, geborenen Herzogin von Holstein und verwittweten Herzogin von Braunschweig, mit welcher Friedrich Wilhelm, nachdem am 8. Junius 1667 die liebenswürdige Churfürstin Luise gestorben war, zu Gröningen am 14. Junius 1668 sich vermählte. Schon im Jahre 1670 bauete die Churfürstin in der Spandauer Vorstadt ein Vorwerk, wozu die längs der Spree in dieser Vorstadt gelegenen Aecker geschlagen wurden, und im Jahre 1674 gründete sie auf einem Theile dieses Bodens eine neue Stadt, welche in dem churfürstlichen Privilegium die neu angelegte Vorstadt vor dem neuen Thore des Friedrichs-Werders, seit dem Jahre 1676 aber gewöhnlich nach dem Namen der Gründerin Dorotheenstadt genannt wurde. Im Jahre 1684 wurde daselbst der erste Jahrmarkt

gehalten. Eine ſehr ſchöne Zierde erhielt dieſe neue Stadt, wahrſcheinlich ſehr bald nach ihrer Gründung, durch die Anlegung der Linden-Allee nach dem Plane des Statthalters von Cleve, Prinzen Johann Moritz von Naſſau, des Jugendfreundes von Friedrich Wilhelm, und die Churfürſtin Dorothea pflanzte mit eigner Hand den erſten der Lindenbäume, welche die ſieben ſchönen, 800 Schritt langen, Baumreihen bildeten.

Auch einzelne Theile der Stadt wurden beſonders ſeit dem Jahre 1660 verſchönert. So wurde ſchon im Jahre 1661 die lange Brücke, auf gemeinſchaftliche Koſten des Churfürſten und der Bürgerſchaft, neu, jedoch nur von Holz, erbauet und im Jahre 1673 entſtanden die Häuſer auf der Schloßfreiheit und der Kay an der Schleuſenbrücke, und im Jahre 1682 der untere Theil der Heiligengeiſtſtraße, und außerdem manches einzelne ſchöne und nützliche Gebäude. Denn je mehr der Friede und die Ruhe ſich befeſtigten, und je mehr ſich in den Reſidenzſtädten die Spuren der Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges verloren, um deſto mehr erwachte die Bauluſt auch in den einzelnen Einwohnern.

Mit nicht minderer Sorgfalt, als für die Erweiterung und Verſchönerung der Stadt durch neue Baue geſorgt wurde, führte Friedrich Wilhelm durch zweckmäßige Anordnungen mehrere wichtige Bequemlichkeiten und nützliche Anſtalten ein, und entfernte manchen Uebelſtand aus ſeiner Reſidenz. Mehrere ungepflaſterte Gegenden der Stadt wurden gepflaſtert; unter andern der Neumarkt, wozu die Strafe von 200 Thalern, welche ein Nadler, Peter Dietrichs, für ausgeſtoßene Gotteslaſterungen bezahlen mußte, angewandt wurde. Erſt unter Friedrich Wilhelm erhielt Berlin Feuerſpritzen und nach dem Brande des Marſtalls im Jahre 1665 eine verbeſſerte Feuerordnung. Die Brunnen, welche, wie auf den Dörfern und in den kleinen Städten, mit Schwengeln und großen Eimern verſehen waren, wurden abgeſchafft und anſtändiger eingerichtet, und im Jahre 1660 wurde eine Brunnen- und Gaſſenordnung für die Reſidenzſtädte verkündigt; auch ſchon im Jahre 1656 eine zweckmäßige Fleiſcherordnung eingeführt.

## Die letzten Regierungsjahre des großen Churfürsten.

In den letzten Jahren der Regierung des großen Churfürsten wurde die Vergrößerung seiner Residenz sehr beschleunigt durch die Einwanderung der französischen Protestanten, welche ihr Vaterland verließen, um sich den Religionsverfolgungen des Königs Ludwig des Vierzehnten zu entziehen. Insbesondere verdankte diesen Einwanderungen die Dorotheenstadt einen großen Theil ihrer ersten Einwohner, und ihr Beistand und das Beispiel, welches sie durch den Bau und die Einrichtung ihrer Häuser, ihre Lebensweise, ihren Fleiß den übrigen Einwohnern von Berlin gaben, erleichterte die Ausführung mancher Verbesserung.

So gern Friedrich Wilhelm gelehrte Bemühungen, welche zum Nutzen der Wissenschaften oder zum Ruhme seiner Staaten gereichten, unterstützte, so streng verfuhr er gegen die Theologen, welche durch unbesonnene Streitsucht den Frieden in der Kirche störten, oder durch kecke Behauptungen zur Widerspenstigkeit gegen die bestehende Ordnung aufforderten und die Gewissen verwirrten. Den Diaconus in Köln, Samuel Pomarius, suspendirte er im Jahre 1658 von seinem Amte, weil er in einer in jenem Jahre zu Wittenberg gegen den churfürstlichen Hofprediger Bergius gehaltenen Disputation die Reformirten verletzert hatte, und strafte ihn in einem scharfen Schreiben; obgleich Pomarius sich demüthig entschuldigte und das Wohlwollen des Churfürsten durch die Versicherung zu gewinnen sich bemühte, „daß er zu der Zeit, als Se. churfürstliche Durchlaucht aus Preußen in der Mark glücklich anlangten, nebst den andern Studiosis zu Frankfurt an der Oder mit einer von Se. churfürstlichen Durchlaucht gnädigst aufgenommenen Nachtmusik bene meritiret habe." Bald darauf entfernte sich Pomarius aus den brandenburgischen Landen, aus Furcht vor schärferer Ahndung. Auch der Probst zu St. Peter, Andreas Fromm, ein eifriger Anhänger der verwirrten Lehren des Dr. Georg Calixtus, ehemaligen Professors zu Helmstädt, als er wegen seiner aufrührerischen Behauptung, daß

durch die Verpflichtung der Prediger, sich des Verketzerns zu enthalten, die lutherische Kirche in den brandenburgischen Staaten ungerechte Gewalt erlitte und die Gewissen bestrickt würden, zur Rechenschaft vor den Geheimen Rath gefordert wurde, hielt es für gerathen, die Länder des Churfürsten zu räumen und sich nach Prag zu begeben, wo er im Jahre 1668 katholisch wurde. Selbst der fromme Dichter geistlicher Lieder, Paul Gerhard, wurde seines Amtes als Diaconus an der Nicolaikirche im Jahre 1666 entlassen, weil er sich ebenfalls in das Verbot des namentlichen Abkanzelns und Verketzerns nicht fügen wollte; und auch der Diaconus Holzhausen an der Petrikirche wurde von seinem Amte entfernt und des Landes verwiesen, weil er in einer Predigt am grünen Donnerstage des Jahres 1679 den alten Haß der Lutheraner gegen die Reformirten aufzuregen gesucht und aus Eigensinn sich geweigert hatte, im Kirchengebete den Segen Gottes für den Fortgang der churfürstlichen Waffen zu erflehen. Bei solchen kräftigen Maßregeln konnte der alte Parteihaß unter den beiden Bekenntnissen, so oft ihn auch der unzeitige Eifer einzelner Prediger aufzuregen versuchte, niemals zu einem heftigen Ausbruche kommen und den Frieden unter den Bürgern stören.

Mit so vieler Dankbarkeit übrigens die Wohlthaten anerkannt wurden, welche Berlin dem großen Fürsten verdankte, so regte sich doch noch von Zeit zu Zeit noch der Bürgerstolz, welcher es schmerzlich empfand, daß der Hof so sehr vorherrschend geworden war, und die Herrlichkeit der alten vornehmen bürgerlichen Familien immer mehr verschwand. Zwar ließ Friedrich Wilhelm die Rechte der Bürgerschaft ungekränkt, und die Grenze der Gerichtsbarkeiten des Raths und des churfürstlichen Hausvoigts oder Hofrichters war durch einen Stein in der Breitenstraße unfern vom Dom noch immer bezeichnet; er würde indeß schwerlich es haben geschehen lassen, daß sein Hausvoigt vor dem Rathe sich so demüthigte, als der Hausvoigt des Churfürsten Joachim Friedrich, Gallus Ziriacus, welcher im Jahre 1605, als er den Jungen eines Hofjunkers von Schelstrange, welcher den Stalljungen des Kanzlers von Löben zu Köln auf der Gasse verwundet hatte, in dem Hause einer Bürgerwittwe, also innerhalb des städtischen Gerichtsbezirks, durch die Schloßwächter verhaften ließ, und durch eine Deputation des Raths ihm deshalb Vorwürfe gemacht wurden, sich damit entschuldigte, daß er noch nicht

lange in des Churfürsten Dienſten wäre und die Rechte des Raths alſo nicht gehörig kennte, auch die Verhaftung mehr aus Verſehen, als aus Vorſatz geſchehen wäre. Die jährlichen Wahlen der Bürgermeiſter und Rathsherren geſchahen noch immer ungehindert; Berlin wählte zwei Bürgermeiſter und die Eine Hälfte der Rathsherren, Cöln die andere Hälfte und Einen Bürgermeiſter, welche dem Churfürſten zur Beſtätigung präſentirt wurden; am Thomastage ward die churfürſtliche Beſtätigung auf dem Rathhauſe öffentlich verleſen, und dann erfolgte eben daſelbſt ein ſtattliches Mahl, wozu auch die churfürſtlichen Geheimen Räthe eingeladen wurden. Wir finden überhaupt keine Nachricht von irgend einer andern Beſchränkung, welche der Magiſtrat durch den großen Churfürſten erfuhr, als daß im Jahre 1686 bei Gelegenheit eines Bauſtreits zwiſchen dem Kammerrath Lindholz und einem Gaſtwirthe, anſtatt der bisherigen ſtädtiſchen Bauherren, eine churfürſtliche Bau-Commiſſion angeordnet wurde, mit der Anweiſung, ſolche Streitigkeiten, welche bei den vielen neuen Bauen häufiger als zuvor entſtehen mußten, in ſehr abgekürzten Formen zu entſcheiden; und daß der Magiſtrat im Jahre 1671, als Friedrich Wilhelm den Juden erlaubte, in Berlin ſich niederzulaſſen und wüſte Stellen anzubauen, vergeblich ſeine Anſprüche geltend zu machen ſuchte auf die Gerichtsbarkeit über dieſe Ankömmlinge, welche er vermöge eines Privilegiums der Markgräfin Anna vom Jahre 1320 bis zur Vertreibung der Juden durch Johann Georg im Jahre 1573 ausgeübt hatte. Sonſt miſchte ſich kein churfürſtlicher Beamter in die ſtädtiſche Verwaltung, außer daß nach einer alten Berechtigung der Oberjägermeiſter die unmittelbare Aufſicht hatte über die Scharfrichter, Abdecker, Pferde- und Schweineſchneider und von ihnen einen gewiſſen jährlichen Canon erhob, und der churfürſtliche Hausvoigt als Stellvertreter des Oberjägermeiſters die unter dieſen Leuten entſtehenden Streitigkeiten ſchlichtete. Den eifrigen Lutheranern unter den Bürgern war aber ſchon die Verordnung des Churfürſten vom Jahre 1661 anſtößig, wodurch befohlen wurde, künftig auch Reformirte in den Rath zu ziehen; auch die Einquartierung der Garniſon, welche, nachdem das Schöning'ſche Regiment noch neben den Leibgarden nach Berlin verlegt war, bis auf 3000 Mann ſtieg, war läſtig; die Acciſe, welche ſchon im Jahre 1641 eingeführt, und ſpäterhin, ſo wie die Bedürfniſſe ſtiegen, erhöht wurde, veranlaßte nicht minder heftige Klagen und im Jahre 1681 ſogar einen, zwar

nicht bedeutenden Aufstand, in welchem der Obermarschall von Grumbkow und der Kommissarius Wildmann, welche die Einführung der neu geordneten Accise zu Berlin besorgten, von den Bürgern öffentlich beschimpft wurden. Vor Allem aber schmerzte es den alten berlinischen Bürger, daß Ein schönes Haus und Ein Grundstück nach dem andern in die Hände der Hofdiener kam, und dieser Verdruß wurde nicht dadurch gemildert, daß viele der Beamten, welche Grundstücke erwarben, Bürger wurden. Diesem Gefühle machte selbst der Verfasser der im Jahre 1661 in den Thurm der heiligen Geistkirche gelegten lateinisch geschriebenen Nachrichten durch den Ausruf Luft: „die übrigen Paläste der Stadt und die Grundstücke, vormals Erbgüter der Bürger, sind gegenwärtig im Besitze der Hofbedienten!" Auch die Begünstigung, welche die holländischen und französischen Ankömmlinge am Hofe erfuhren, erregte den Neid der alten Bürger.

Ohne Zweifel wurde durch diese Verhältnisse und mancherlei Aeußerungen, welche die Stimmung der Bürger gegen den Hof verriethen, die Abneigung veranlaßt, welche, nach der Versicherung des Herrn von Pöllnitz, die Churfürstin Dorothea schon seit dem Tage ihres Einzuges, an welchem sie mit Gleichgültigkeit von den Berlinern empfangen zu sein glaubte, gegen die Residenz hegte. Der lebhafte Antheil aber, welchen die Churfürstin in den ersten Jahren an der Verschönerung Berlin's nahm, beweist, daß diese Abneigung, wenn sie wirklich vorhanden war, erst in späterer Zeit entstand. Auch soll Dorothea, welche, wenn wir dem Herrn von Pöllnitz glauben wollen, bei den Berlinern mehr verhaßt, als beliebt war, ihren Gemahl bewogen haben, in den letzten zehn Jahren seines Lebens seinen gewöhnlichen Aufenthalt in dem im Jahre 1660 gebauten und späterhin sehr verschönerten Schlosse zu Potsdam zu nehmen; wo der große Churfürst am 29. April 1688 sein thatenreiches und ruhmvolles Leben beschloß.

Eine merkwürdige Sitte hatte sich zu Berlin aus der älteren Zeit noch während der Regierung des großen Churfürsten erhalten, welche wir nicht unerwähnt lassen dürfen, nehmlich die bei den kleinen Kirchen im Sommer und bei gutem Wetter übliche Feier des sonntäglichen Gottesdienstes unter freiem Himmel; und insofern sie in dem engen Raume der Kirchen, welcher die Zuhörer nicht mit Bequemlichkeit faßte, ihren Ursprung hatte, war sie ein rühmlicher Beweis von dem fleißigen Besuche des Gottesdienstes. So

wurde im Sommer auf dem Gertraudtenkirchhofe an jedem Sonntage Mittags um 12 Uhr eine Predigt unter freiem Himmel gehalten, weshalb einige Linden dort gepflanzt waren; daſſelbe geſchah bei der St. Georgenkirche, und die drei großen Linden, welche den ganzen heil. Geiſtkirchhof überſchatteten, dienten ſogar bei den ſonntäglichen Predigten, welche dort für die Garniſon im Sommer unter freiem Himmel gehalten wurden, zur Emporkirche. Daher begingen auch die Einwohner der Dorotheenſtadt, ehe ihre Kirche fertig war, bei gutem Wetter unter den Linden ihre ſonntägliche Feier, für welche im Winter das Haus des Hamburger Boten, Paul Grote, eingerichtet war.

# Erbhuldigung der Churmark, Taufe König Friedrich Wilhelm's I. und Leichenbegängniss des grossen Churfürsten.

Die Pracht des neuen Hofes entfaltete sich zum ersten Male bei der Erbhuldigung der Churmark, welche am 14. Juni 1688 zu Berlin geschah. Nach Endigung des Gottesdienstes in der Domkirche, welcher um acht Uhr Morgens eingeläutet wurde, begab sich der Churfürst, mit allen Zeichen seiner fürstlichen Würde angethan und unter Vortragung des Churschwertes, Scepters und Majestätssiegels, zurück nach dem Schlosse, wo in den churfürstlichen Gemächern die Geheimen Räthe, so viele deren in der Churmark Lehen und Erbämter besaßen, durch Handschlag den Erbhuldigungs-Eid leisteten. Hierauf wurde die ganze Ritterschaft durch zwei aus ihrer Mitte gewählte Marschälle in den neu erbauten großen Saal geleitet, wo der churfürstliche Thron stand, zu welchem sechs Stufen führten. Nach einiger Zeit erschien der Churfürst mit seinen Brüdern unter Vortretung des Hofmarschalls mit dem Stabe und der Erbbeamten mit den fürstlichen Insignien, und umgeben von allen Generalen, Geheimen Räthen und Hofdienern. Als der Churfürst den Thron bestiegen, stellten sich seine Brüder zu beiden Seiten, und die Erbbeamten mit den Insignien auf den untersten Stufen; und der Geheime Rath von Fuchs, als ein trefflicher Redner in seiner Zeit berühmt, hielt auf das vom Hofmarschall gegebene Zeichen eine zierliche Rede, welche von dem Dompropste von Havelberg, Freiherrn von Schulenburg, im Namen der Ritterschaft beantwortet wurde; worauf der Leheneid von allen anwesenden Rittern geleistet wurde. Gern leisteten die churmärkischen Lehensträger besonders dieses

Mal den Eid, denn Friedrich hatte unmittelbar nach seinem Regierungsantritte manche unter ihnen von bangen Besorgnissen befreiet durch den Befehl, daß keinem vom Adel wegen begangener Lehenfehler die Belehnung verweigert werden solle. Diesen Befehl erließ der Churfürst zur Beruhigung des märkischen Adels, als er vernommen hatte, daß mehrere Lehenträger, deren Aeltern oder Vormünder in den letzten kriegerischen Zeiten wegen Abwesenheit aus dem Lande oder anderer Ursachen die Belehnung zu suchen versäumt hatten, nach dem Wechsel des Oberlehensherrn bei dem Lehendirektorium Schwierigkeiten zu finden oder gar ihrer Lehen verlustig zu werden fürchteten.

Nach Beendigung dieser Feierlichkeit begab sich der Churfürst in gleichem Zuge, wie zuvor, auf den vordern Schloßplatz, wo auf einer hohen Bühne der churfürstliche Thron aufgestellt war, und die Obrigkeiten und die Bürgerschaft der Residenz nebst den Abgeordneten der übrigen Städte aus der Alt-, Mittel- und Ukermark sich versammelt hatten. Die Städte Brandenburg und Stendal hatten zwar den alten Rangstreit mit Berlin auch bei dieser Gelegenheit erneuert, aber bald sich entschlossen, der Hauptstadt den Platz zu räumen. Daher wurde die Rede, welche der Geheime Rath von Fuchs an die märkischen Städte hielt, durch Levin Schardius, den ältesten Bürgermeister von Berlin, im Namen aller märkischen Städte beantwortet; worauf von allen anwesenden Bürgern der vorgelesene Eid nachgesprochen, und dreimal mit lauter Stimme gerufen wurde: Es lebe Friedrich der Dritte Churfürst von Brandenburg. Dann erhob sich Friedrich von seinem Throne, zeigte sich einige Zeit dem Volke während des beständigen Geschmetters der Trompeten und Pauken in beiden Schloßhöfen, und zog unter Trompeten- und Paukenschall, einer dreimaligen Salve der aufgestellten Garden und dem Donner der Kanonen auf den Wällen in feierlichem Zuge in das Schloß zurück. Bald darauf verkündigten die Schloßtrompeter die Eröffnung der Tafel. Der Churfürst speis'te mit seinen Brüdern unter Aufwartung des Erbküchenmeisters und Erbschenken an einer Quertafel; an einer daran stoßenden langen Tafel saßen andere anwesende fürstliche Personen, die Prälaten, die Vornehmsten der Ritterschaft und die ersten Abgeordneten der märkischen Städte; die übrigen Ritter und Deputirten der Städte wurden in den anstoßenden Gemächern bewirthet. Für das gemeine Volk aber floß

aus einem Springbrunnen in dem vordern Schloßhofe weißer und rother Wein im Ueberfluß.

Auf dieſe Feierlichkeit folgte in kurzer Zeit eine andere nicht minder erfreuliche, welche gleichfalls mit großer Pracht begangen wurde, nehmlich am 14. Auguſt 1688 die Taufe des am 4. deſſelben Monats gebornen Churprinzen, welcher den Namen Friedrich Wilhelm zum Andenken ſeines Großvaters erhielt. Die Taufe, welcher außer dem Churfürſten und dem ganzen Hofſtaate, auch die Herzogin Sophia von Hannover, der Churfürſtin Mutter, beiwohnte, geſchah in der Domkirche. In allen brandenburgiſchen Staaten äußerte ſich die Liebe des Volks für den Churfürſten und die Anhänglichkeit an das Churhaus in Freudensbezeigungen über die Geburt des Prinzen, vornehmlich aber in der Reſidenz.

Von beſonders großer Wirkung war unter den Feierlichkeiten, wodurch der Glanz der Regierung Friedrich's ſchon in ihrem Anfange ſich ankündigte, das Leichenbegängniß des großen Churfürſten. Schon in der Nacht vom 6. auf den 7. Mai wurde der Leichnam des großen Fürſten mit einem Gefolge von vielen Trauerwagen und einer unzählbaren Menge von Wachsfackeln von Potsdam nach Köln gebracht und in den Altangemächern des Schloſſes niedergeſetzt, wo er auf das prächtigſte angekleidet und mit allen Zeichen der churfürſtlichen Würde, Churhut, Churrock und Krone geſchmückt, auf ein koſtbar verziertes Paradebett gelegt, bis zum 12. Mai zur Schau ausgeſtellt, und Tag und Nacht von Geheimen Räthen, Generalen, Kammerherren und andern hohen Beamten bewacht wurde. Am 12. Mai, Abends 10 Uhr, wurde die Leiche in einem reich verzierten Sarge in Begleitung des ganzen Hofes, der ſämmtlichen hohen Dienerſchaft und einiger Deputirten aus der Ritterſchaft und den Ständen durch einige Geheime Räthe in die Schloßkapelle getragen, wo ſie von Kammerjunkern, Officieren der Trabanten und Pagen bis vierzehn Tage vor dem großen Leichenbegängniſſe bewacht wurde; um dieſe Zeit trat wieder dieſelbe vornehmere Bewachung ein, wie zur Zeit der Aufſtellung der Leiche in den Gemächern des Schloſſes.

Das große feierliche Leichenbegängniß wurde erſt am 12. September gehalten. Schon in der Frühe des Morgens an dieſem Tage war die ganze Stadt in Bewegung; und alle dazu gemachte Vorbereitungen kündigten eine großartige Feierlichkeit an. In der Mitte der Breitenſtraße war von den

vier damaligen Residenzstädten eine prächtige Ehrenpforte mit vielen sinnreichen bildlichen Darstellungen und Inschriften, welche sich auf die glorreiche Regierung und die berühmten Thaten des großen Fürsten bezogen, und vor dem Eingange des Doms ein prächtiges mit Kriegsrüstungen verziertes Portal errichtet worden. Die Leibgarde, die drei Compagnien der deutschen und französischen Musketiers, die beiden Compagnien der Trabanten und alle übrige Truppen der Besatzung, alle in neuer, geschmackvoller, zum Theil reicher Kleidung, und trefflich gewaffnet, versammelten sich an den ihnen angewiesenen Oertern. Schon um 5 Uhr Morgens wurde die churfürstliche Leiche im Beisein der vornehmsten churfürstlichen Diener in den schon auf dem Leichenwagen stehenden äußern Sarg gelegt und unter das prachtvolle Castrum doloris oder Trauerportal gebracht, und um 7 Uhr begann das Trauergeläute, welches zweimal von zwei zu zwei Stunden wiederholt wurde. Um 11 Uhr wurde die Hoftafel gehalten, und nach Endigung derselben versammelten sich sämmtliche zum Trauergefolge eingeladene Personen in den jedem Stande bestimmten Gemächern des Schlosses; und um 1 Uhr unter dem Trauergeläute der Glocken in allen Kirchen setzte sich der gewaltige Leichenzug durch den vordersten Schloßhof in Bewegung. Was durch verschiedenartige Trauerkleidung und Mannigfaltigkeit der Ausschmückung des Trauergefolges nach den verschiedenen Ständen, durch Musik und Gesang, militärische Pracht und Abwechselung der verschiedenartigsten Fahnen und Standarten zur Erhöhung der Wirkung dieser großartigen Feierlichkeit geschehen konnte, war aufgeboten. Die Leibdragoner, das Leibregiment zu Pferde, die Leibgarde zu Fuß und die prächtig gekleideten Musketiere und Trabanten mit zur Erde gekehrten Waffen und umflorten Fahnen und Trommeln eröffneten den Zug; nach ihnen ging zuerst ein churfürstlicher Fourier, dann neun adelige Marschälle, dann die Schuljugend der Residenzstädte in schwarzen Mänteln und Trauerhüten, hierauf die Geistlichkeit, nach ihr die vier und zwanzig Hoftrompeter nebst den Paukenschlägern, und die 42 churfürstlichen Pagen mit ihren Hofmeistern. Diesen folgten ein Fourier zu Pferde und drei Marschälle mit Visiren, dann die Deputationen der französischen Refugiés, der vier Residenzstädte, der Landschaften aus den verschiedenen Provinzen, der Universitäten und des Johanniterordens, welche nebst den zu ihnen gehörigen Marschällen die erste Abtheilung des Zuges beschlossen. Die zweite Abtheilung wurde

durch einen prächtig gekleideten Herold mit einem Heroldſtabe eröffnet, dem die von einem Oberſten getragene Blutfahne mit dem Regalien-Wappen, und das prächtig mit einem Federbuſche von Feuerfarbe und ſehr reichem Zeuge und köſtlicher Decke geſchmückte Bataillenpferd folgten. Nach dieſen wurden 27 Fahnen der verſchiedenen Fürſtenthümer und Herrſchaften des Churfürſten, jede mit dem dazu gehörigen Wappen, von Oberſtlieutenants getragen und hinter jeder ein Pferd, ſchwarz behangen, auf deſſen Decke ebenfalls das Wappen der Fahne ſich befand, von zwei Hauptleuten oder Rittmeiſtern geführt; ſieben andere Herolde in reicher Heroldskleidung waren zwiſchen dieſen Fahnen vertheilt, und dem neunten Herolde folgten die Fahnen mit dem Churwappen, die Hauptfahne mit dem vollſtändigen churfürſtlichen Wappen, die damaſtene roſenfarbige mit goldenen und ſilbernen Franzen und dem gekrönten Adler auf beiden Seiten in verſchiedener Stellung und verſchiedenen Inſchriften gezierte Freudenfahne, und endlich die Trauerfahne. Jede dieſer letzten Fahnen wurde von einem Oberſten getragen und die dazu gehörigen Pferde, welche auf gleiche Weiſe, wie die bei den Wappen der Provinzen aufgeführten, geſchmückt waren, wurden von zwei Oberſtwachtmeiſtern geführt. Ganz vorzüglich geſchmückt war aber das Freudenpferd. Es war ganz mit fleiſchfarbigem Sammet bekleidet, auf der Decke waren mit Silber allerlei Deviſen geſtickt: auf der einen Seite ein Adler, welcher im Ungewitter nach dem Himmel flog und vier Jungen mit ſich führte, welche wieder zurückkehrten, mit der Inſchrift Dux simul et clypeus; auf der andern Seite ein gekrönter Adler, deſſen Haupt und Schwanz mit weißen Bouquetten geziert waren, und welcher ſeine Jungen zur Sonne führte. Nach dem Freudenpferde ritt der Hofjunker von Kleiſt, angethan mit einem vergoldeten und an den Enden blau emaillirten Harniſche und gleichem Helme, nebſt Bouquet von rothen, weißen und blauen Blumen, und einen reich mit Diamanten verzierten Degen tragend, deſſen Spitze er auf ſeine Bruſt ſetzte. Sein muthiges Roß war iſabellfarbig und deſſen Zeug und Decke reich mit Gold und Diamanten verziert; an jeder Seite ging ein ſchwarzgekleideter Trabant mit einer Partiſane. Vor der Trauerfahne ging noch der Hofjunker von Fink zu Fuß, mit ſchwarzem Panzer und Helme bekleidet, und einen Degen mit unterwärts gekehrter Spitze tragend.

Nach der Trauerfahne erſchienen ein zehnter Herold und drei adlige

Marſchälle, hinter welchen vier kleinere Wappen: das oraniſche, preußiſche, churpfälziſche und churbrandenburgiſche, von einzelnen Edelleuten getragen wurden; auf dieſe folgte der große churbrandenburgiſche Wappenſchild, meiſt von Kupfer getrieben und mit allerlei Kriegsrüſtungen geziert, welcher von vier Generalmajors mit dem Beiſtande von vier jungen Edelleuten, getragen wurde. Dieſen Zug beſchloſſen acht Edelleute, welche die churfürſtlichen und fürſtlichen Inſignien trugen, nehmlich das von dem Herzoge Albrecht herſtammende preußiſche Souverainetätsſchwert, das Churſchwert, den engliſchen Orden des Hoſenbandes, den Helm, den Regiments-Stab, das Majeſtätsſiegel, die Krone mit dem Churhute und dem Churzepter.

Den Zug des prächtigen Leichenwagens eröffneten ſechs adelige Marſchälle. Auf dieſe folgten 26 Trabanten, von zwei Offizieren, einem Oberſtlieutenant und Oberſtwachtmeiſter geführt, mit langen Mänteln und erhobenen Partiſanen; dreizehn an jeder Seite. Die Ausſchmückung des Leichenwagens war der Größe des Fürſten angemeſſen, deſſen Leiche darauf ruhte. Acht mit ſchwarzem Sammet bekleidete und von eben ſo vielen Oberſtwachtmeiſtern geführte Pferde, welche vor der Stirn das Churwappen und an den Seiten jedes zwei verſchiedene Wappen der Ahnen des großen Fürſten trugen, zogen den Wagen, welchen ein großes mit zwölf geſtickten Wappen verziertes Tuch von ſchwarzem Sammet bedeckte, deſſen vier Zipfel von vier Reichsgrafen gehalten wurden, zwei Grafen von Wittgenſtein und den Grafen von Mansfeld und Stollberg. Den mit des großen Churfürſten Namen, dem großen churbrandenburgiſchen Wappenſchilde und den Wappen der Ahnen gezierten und mit ſchwarzem Sammet überzogenen Himmel über dem Leichenwagen trugen zwölf Landräthe aus Preußen, Magdeburg und Pommern, und die daran befindlichen Schnüre wurden von zwölf adligen Herren gehalten. Zu beiden Seiten des Leichenwagens zogen außerdem einher, gleichmäßig zu beiden Seiten vertheilt, zwölf Oberſten und eben ſo viele Kammerherren.

Dem langen Zuge des Trauergefolges gingen ebenfalls ſechs adlige Marſchälle voran, worauf zunächſt der Churfürſt Friedrich erſchien im Trauerkleide mit langer Schleppe und mit einem runden Trauerhute, deſſen langer Flor wie ein Viſir das Geſicht bedeckte; nach dem Churfürſten die vier Markgrafen, ſeine Brüder, in der Folge ihres Alters, dann der Markgraf von Baireuth, der Fürſt von Deſſau, der Herzog von Sachſen-Merſeburg,

der Landgraf von Heſſen-Homburg und deſſen Sohn, hierauf die für dieſe Feierlichkeit abgeordneten Geſandten des Herzogs von Meklenburg und des Markgrafen von Ansbach. Die churfürſtlichen Geheimen Räthe, die Räthe der fremden Fürſten, die churfürſtlichen Räthe und Leibärzte, die Geheime Kanzlei, die Kammerdiener und übrige churfürſtliche Dienerſchaft beſchloſſen dieſen Zug. Sechs adlige Marſchälle führten hierauf das Trauergefolge der Damen, welches die verwittwete Churfürſtin eröffnete, worauf die Churfürſtin Sophie Charlotte, dann die drei Schweſtern des Churfürſten und die Herzogin von Merſeburg folgten, und nach ihnen die vier Reichsgräfinnen von Mansfeld, von Solms und zwei von Wittgenſtein. Alle Perſonen dieſes Gefolges hatten ihre Schleppträger, ſelbſt der junge Prinz von Homburg und die beiden Geſandten, die übrigen fürſtlichen Perſonen außerdem eine zahlreiche Begleitung adliger Herren, ſo wie auch mehrere Trabanten, davon den Churfürſten und die beiden Churfürſtinnen acht, die übrigen vier begleiteten; jede der fürſtlichen Damen wurde von zwei vornehmen Herren geführt. Hierauf führten drei adlige Marſchälle das Gefolge der Hofdamen der fürſtlichen Damen, und eben ſo viele die Frauen und Töchter der churfürſtlichen Geheimen Räthe, Generale und anderer vornehmer Bedienten. Alle Damen zogen einher in weißer Trauerkleidung, mit deren weiten Aermeln ſie ihre zuſammengelegten Hände verhüllten, in gebückter Haltung und mit verſchleierten Geſichtern; die beiden Churfürſtinnen zeichneten ſich nur durch ſpitzige Trauerhauben aus, während die Hauben der andern Damen von platter Geſtalt waren. Drei bürgerliche Marſchälle endlich zogen an der Spitze der Kammergerichts-Advokaten und der Magiſtrate und Bürgerſchaft der vier Reſidenzſtädte, und nach dieſen ritt ein Fourier zu Pferde. Den ganzen langen und prachtvollen Leichenzug ſchloß das churprinzliche Reuter-Regiment.

Alſo bewegte ſich dieſer prächtige Zug aus dem Schloſſe durch die Breiteſtraße, dann mit einigem Umwege durch die Brüderſtraße nach dem Dom, wo zu beiden Seiten des Eingangs das Trauerpferd, ſo wie das Bataillen- und Freudenpferd, dann die Fahnen und Wappen, endlich die Inſignien in genau beſtimmter Ordnung aufgeſtellt wurden, ſo daß die übrige Proceſſion zwiſchen ihnen durchzog. Die Leiche wurde, nachdem vor der Kirche ſechs Pferde abgeſpannt worden, durch die beiden übrigen auf das

unter der Kanzel errichtete und mit ſchwarzem Tuch beſchlagene Gerüſt gezogen, wo ſie, bedeckt von einem Baldachin und umgeben von den Fahnen, Wappen und Inſignien, bis zum Ende der Leichenfeierlichkeit blieb. Es war acht Uhr Abends, als nach der etwas langen Leichenpredigt des Hofpredigers Cochius der Geſang angehoben wurde, während deſſen unter dem dreimaligen Donner von hundert Kanonen, der Salve der Regimenter und dem Geſchmetter aller Trompeten und Pauken die Leiche in das churfürſtliche Erbbegräbniß getragen wurde.

Unter der Trauermuſik, welche hierauf angeſtimmt wurde, verließ die Proceſſion die Kirche, und zog in der Erleuchtung einer unzählbaren Menge weißer Fackeln über den Schloß-Altan, und in ihr begab ſich auch der Churfürſt nach dem Schloſſe, unter Vortragung der entblößten beiden Schwerter, des preußiſchen und des Churſchwerts; und eine große Abendmahlzeit, wo an ſechszig Tafeln geſpeiſet wurde, beſchloß die erhabenen Feierlichkeiten dieſes Tages.

Bei Gelegenheit dieſer glänzenden Feierlichkeiten wurden die Einwohner der Reſidenz durch die Anweſenheit zahlreicher Geſandten, welche als Zuſchauer erſchienen, auf die große Wichtigkeit des Staats, deſſen Mittelpunkt ihre Stadt war, in den Welthändeln aufmerkſam gemacht; denn bei der Huldigung, der Taufe des Kronprinzen und dem glänzenden Leichenconducte des großen Churfürſten waren über 40 Geſandte fremder Fürſten gegenwärtig.

# Was der erste König von Preussen noch als Churfürst Friedrich III. für die Verschönerung und Vergrösserung der Städte Berlin und Köln gethan.

Seit Beginn seiner Regierung sorgte Friedrich III. für die Verschönerung Berlin's.

Die Unterstützung der in die brandenburgischen Staaten aufgenommenen Franzosen wurde nicht nur in dem Sinne des großen Churfürsten, sondern selbst mit noch größerer Freigebigkeit fortgesetzt. Nach dem Rathe Eberhards von Dankelmann, welcher nach dem Systeme Colbert's es für die Hauptaufgabe der Staatsverwaltung hielt, den Kunstfleiß und die Gewerbe zu befördern, suchte der Churfürst die Vortheile der Einwanderung so vieler geschickter Arbeiter dadurch seinem Lande anzueignen, daß er die eingewanderten Franzosen zur Unternehmung von Fabriken aufmunterte und darin durch Vorschüsse unterstützte. Um die Wollenmanufacturen zu heben, wurden in Frankreich Weberstühle und andre Werkzeuge gekauft, was wegen der gespannten Verhältnisse mit dem französischen Hofe nicht ohne große Schwierigkeiten und ganz besondere Vorsicht ausgeführt wurde; und diese Werkzeuge wurden an geschickte Arbeiter vertheilt. Schon im ersten Jahre seiner Regierung gründete Friedrich zu Berlin eine mathematische Schule, welche der später entstandenen Akademie der Künste zur Grundlage diente, und für den Adel der brandenburgischen Staaten war die um dieselbe Zeit errichtete adlige Kadettencompagnie eine äußerst wohlthätige Anstalt.

Auf die Vergrößerung der Residenz war Friedrich ebenfalls sogleich im Anfange seiner Regierung bedacht; und schon im ersten Jahre seiner Regierung wurde die Erbauung der Friedrichsstadt beschlossen. Bis dahin führte die seit dem Jahre 1678 auf dem Grunde des Thiergartens erbaute linke Reihe der Häuser unter den Linden diesen Namen. Im August 1688 wurde eine aus dem Obermarschall von Grumkau, dem Geheimen Rathe D. L. von Dankelmann und den Baumeistern Smid und Nehring bestehende Commission angeordnet, um die den kölnischen Bürgern zugehörigen Aecker und Wiesen, auf welchen die neue Stadt erbauet werden sollte, so gut als möglich zu erhandeln; und noch innerhalb dieses Jahres wurde auf dem Grunde eines churfürstlichen Vorwerks und Gartens die Erbauung des Theils, welcher von der Kronenstraße bis zur Jägerstraße sich erstreckt, angefangen. Sehr rasch schritt seit dieser Zeit der Bau der neuen Stadt rechts von der Lindenallee, womit damals oberhalb der jetzigen Leipzigerstraße der Weg nach Potsdam besetzt war, vorwärts, weil dort meistens auf churfürstlichem Grunde gebauet wurde. Desto mehr Schwierigkeiten machte der Anbau links von der Lindenallee, wo der Grund von den Bürgern erkauft werden mußte; und als die Eigenthümer zu diesem Verkaufe nicht immer mit großer Bereitwilligkeit sich entschlossen, so wurde von den Landständen eine Vorstellung bei dem Churfürsten eingereicht, welche im Jahre 1692 das Verbot, außerhalb des damaligen Leipziger Thores Häuser zu bauen, veranlaßte. Diese Schwierigkeiten wurden jedoch späterhin überwunden; durch die freie Lieferung von Holz, Kalk und Steinen und die durch die Verordnung vom 24. Sept. 1691 den Anbauern zugestandene sogenannte Baufreiheit und bis zum Jahre 1710 bewilligte Befreiung von der Ziese wurden viele zum Hausbau in der neuen Stadt bewogen; und schon im Jahre 1695, als Nehring starb, zählte die Friedrichsstadt etwa 300 Häuser, welche sämmtlich, dem mehrmals wiederholten churfürstlichen Befehle zufolge, nach Nehring's, oder von ihm gebilligten Rissen gebauet waren. Nach Nehring's Tode erhielt der Bau-Direktor und Oberingenieur Johann Heinrich Behr die Aufsicht über den Bau der neuen Stadt; von ihm wurden also seitdem die Baustellen angewiesen und die Risse der Häuser geprüft.

Sehr wohlthätig für die Residenz war die Verordnung, wodurch Friedrich ebenfalls schon innerhalb der ersten Monate nach seinem Regie-

rungsantritte die Aufkäuferei der nothwendigen Lebensmittel bei strenger Strafe verbot und dagegen befahl, daß die Lebensmittel an einem bestimmten Orte feil geboten werden sollten; und dazu wurde der Neumarkt eingerichtet.

Nachdem der Churfürst durch so vielfache nützliche Einrichtungen den Anfang seiner Regierung der Residenz wohlthätig gemacht und auch in Hinsicht der Hauptstadt die Fortführung der Pläne seines großen Vaters eingeleitet hatte, so nahmen die politischen Händel ganz seine Thätigkeit in Anspruch; denn der große Krieg mit Frankreich brach im Anfange des Jahres 1689 aus, und auch gegen den Churfürsten wurden durch Beschädigung des clevischen Landes, durch Forderung von Kontributionen und Uebersendung von Brandbriefen in dieses Land von den französischen Truppen die Feindseligkeiten eröffnet. Nach alter Sitte ordnete Friedrich hierauf einen Buß- und Bettag an, der am 5. Februar 1689 in allen brandenburgischen Ländern gefeiert wurde; am 5. April desselben Jahres erließ er das Manifest, worin er als Reichsstand und souverainer Herzog von Preußen dem Könige von Frankreich den Krieg ankündigte; und zugleich wurde eine Verordnung erlassen, wodurch die Einfuhr französischer Waaren in die brandenburgischen Staaten und die Ausfuhr der Pferde nach Frankreich streng untersagt wurde. Am 18. Mai reiste Friedrich in Begleitung seiner Gemahlin nach dem Rhein ab, nahm auf der Reise die Huldigung zu Halle, Magdeburg, Minden und Cleve an, und eröffnete mit einem trefflichen Heere von 31000 Mann den Krieg. Es ist aber nicht dieses Orts, die glänzende Eroberung von Kaiserswerth und Bonn, welche der Churfürst selbst leitete, zu erzählen.

Am 3. November 1689 kam Friedrich von diesem ersten Feldzuge nach Berlin zurück und wurde mit unbeschreiblichem Jubel des Volks aufgenommen.

Keines der folgenden Jahre seiner Regierung, obgleich wichtige auswärtige Angelegenheiten ohne Unterbrechung den Churfürsten beschäftigten und Reisen bald an den Rhein und nach Holland, bald nach Preußen veranlaßten, blieb ohne irgend eine erhebliche Einrichtung zum Nutzen oder zur Verschönerung der Residenz. Noch im Jahre 1689 wurde auf churfürstliche Kosten die Kapelle, welche man damals gewöhnlich Jerusalem nannte, unter der Leitung des Baumeisters Simonetti erweitert. Diese kleine Kirche war nehmlich im Jahre 1484 von einem berlinischen Patricier, Namens Müller, zum Andenken seiner Wallfahrt nach dem gelobten Lande, und zu Ehren

Gottes, der heiligen Jungfrau, des heiligen Kreuzes und des heiligen Fabian Sebaſtian geſtiftet, und von den Biſchöfen Arnulph von Brandenburg, Johann von Ratzeburg, Liborius von Lübeck und andern zur Ertheilung des Ablaſſes berechtigt worden; ſpäterhin wurde ſie im Jahre 1671 von dem Churfürſten Friedrich Wilhelm dem Magiſtrate des Friedrichswerders geſchenkt, und um das Jahr 1680 durch das Teſtament des churfürſtlichen Raths Johann von Martiz mit einem Hospitale für acht Arme verſehen. In demſelben Jahre 1689 erhielt die Domkirche eine neue Kanzel, und die alte Kanzel wurde der neuen Kirche der Dorotheenſtadt geſchenkt, wo die franzöſiſchen Prediger angewieſen wurden, wöchentlich einmal zu predigen.

Schon im Jahre 1690 wurde unter Nehring's Leitung der Bau der langen Brücke, eines der glänzendſten Werke Friedrich's und eine der ſchönſten Zierden, welche Berlin der unermüdeten Sorgfalt dieſes Fürſten für die Verſchönerung ſeiner Hauptſtadt verdankt, aus pirnaiſchen Quaderſteinen angefangen; aber erſt ſpäterhin, als der berühmte Schlüter hinzutrat, wurde der Plan in größerer Vollkommenheit ausgebildet und in den Jahren 1692 bis 1695 das herrliche Werk vollendet. Auf die Fortſetzung des Schloßbaues war ſchon damals Friedrich bedacht, und es wurde Befehl gegeben, was dazu erforderlich wäre, ſchleunigſt herbeizuſchaffen. Wie ſehr übrigens in Berlin, ungeachtet aller Sorgfalt für die Verſchönerung der Stadt während der Regierung des großen Churfürſten, noch manche alte Mißbräuche ſich erhalten hatten, beweiſt der damals an den Richter der Dorotheenſtadt ergangene Befehl, dahin zu ſehen, daß der mittelſte Gang in der Lindenallee gehörig verwahrt und gegen Verunreinigung durch die auf den Straßen umherlaufenden Schweine geſichert würde. Auch wurden damals erſt die in der Mitte der Straßen ſtehenden Brunnen völlig fortgeſchafft; und erſt im folgenden Jahre 1691 befahl eine churfürſtliche Verordnung die Abſchaffung der Stroh- und Schindeldächer in ſämmtlichen Reſidenzſtädten. Im Jahre 1692 wurde ſtatt der hölzernen Schleuſe auf dem Friedrichswerder eine ſteinerne gebaut; der Molken-Markt wurde, weil der General von Barfuß eine Wohnung auf demſelben bezog, von den Schweineſchlächterbuden gereinigt, welche nach dem Neuen Markte verlegt wurden; und ſeitdem wurde die Wachparade der Garniſon, welche vorhin in der Kloſterſtraße Statt fand, auf dem Molkenmarkte gehalten. Seit dem Jahre 1693 wurde das berliniſche

Rathhaus nach einem von Nehring entworfenen Plane erweitert, wozu der Magiſtrat von Zeit zu Zeit mit Geſchenken vom Churfürſten unterſtützt wurde. Am 28. Mai 1695 legte Friedrich feierlich den Grundſtein zu dem prachtvollen Zeughauſe auf dem Friedrichswerder, deſſen Bau unter der Leitung der Baumeiſter Nehring, Schlüter, Bodt und Grüneberg zum Theil durch Beiträge der Provinzen beſtritten wurde; und am 15. Auguſt deſſelben Jahres auch den erſten Stein zum Bau der reformirten Parochialkirche in der Kloſterſtraße. Am Morgen dieſes Tages wurde durch dreimaliges Läuten der Glocken der Domkirche dieſe Feierlichkeit angekündigt, und nach dem dritten Geläute begab ſich der Churfürſt mit ſeinem ganzen Hofſtaate nach der Bauſtelle, wo für den Hof und andere vornehme Perſonen Stühle unter der Bedeckung eines Zeltes aufgeſtellt waren. Der Hofprediger Urſinus hielt hierauf den Gottesdienſt auf einer Bühne vor einem Tiſche, auf welchem auf ſchwarzen ſammetnen Kiſſen die Bibel und der heidelbergiſche Katechismus in ſchönem ſchwarzen Einbande mit ſtark vergoldeten Beſchlägen lagen; und auf einem kleinern und niedrigern Tiſche befanden ſich eine Büchſe mit verſchiedenen unter der Regierung des Churfürſten geprägten Denkmünzen und zwei kupferne Platten, auf deren einer der Grundriß und auf der andern der Abriß der neuen Kirche geſtochen waren. Vor der Bühne lagen die drei Grundſteine, womit der Bau begonnen werden ſollte. Nach der Endigung des Gottesdienſtes ſchafften zwei churfürſtliche Fouriere jene Steine an ihren Ort, und andere dazu beſtellte Perſonen trugen dahin die Denkzeichen, welche in die Grundſteine gelegt werden ſollten; der Hofprediger Urſinus trug die Bibel. Hierauf erhob ſich der Churfürſt unter dem Geläute der Glocken aller Kirchen, ſchob die drei Grundſteine in dem untergeworfenen Kalk an ihren Ort, und legte in die Höhlungen der beiden erſtern Steine die zuvor genannten Denkzeichen; worauf die Churfürſtin, der Churprinz und die Churprinzeſſin einige Kellen Kalk an die Steine warfen und mit dem Hammer einige Male darauf ſchlugen. Die Feierlichkeit wurde mit einem Gebete des Hofpredigers und der Abſingung des hundertſten Pſalms beſchloſſen. An zierlichen Reden fehlte es auch bei dieſer Gelegenheit nicht, wie bei allen öffentlichen Feierlichkeiten des Hofes in dieſer Zeit. Als die Feierlichkeit beendigt war, ſo ſtattete der Geheime Rath von Berchem im Namen der reformirten Gemeinde den Dank in einer wohlgeſetzten Rede ab, welche der

Geheime Rath von Fuchs im Namen des Churfürsten eben so zierlich beantwortete; und auch der Hofprediger Urſinus trug, als der Churfürſt in den Wagen zu ſteigen im Begriff war, um nach dem Schloſſe zurückzukehren, noch einmal in einer kurzen Rede den Dank der reformirten Gemeinde vor.

Der Bau dieſer Kirche kam aber nicht nach den Riſſen Nehring's, wovon die Abbildungen in den Grundſtein gelegt waren, zu Stande; ſondern als im Jahre 1698 wegen fehlerhafter Wölbung der Kuppel ein großer Theil des Gewölbes zuſammenfiel, nachdem man ſchon angefangen hatte, die Kirche zu bedachen, erhielt der Plan durch den Baumeiſter Grüneberg ſehr weſentliche Abänderungen, und nach dieſem geänderten Plan wurde der Bau der Kirche im Jahre 1703, der Bau des Thurms aber erſt im Jahre 1713 vollendet.

Indem Friedrich durch neue Gebäude die Reſidenz verſchönerte, brachte er auch mit unermüdeter Sorgfalt die von ſeinem großen Vater angefangenen Werke zur Vollendung, und beſonders bedurfte die Dorotheenſtadt noch großer Aufmerkſamkeit, indem daſelbſt eine ſolche Menge ſchlechten Geſindels ſich angeſiedelt hatte, daß der damalige Doctor Rudolph Walter in einer Bittſchrift an den Churfürſten auf das dringendſte um die Zerſtörung der dortigen Wirthſchaften bat, welche den Sitten ſo gefährlich wären, als der Geſundheit der übrigen Bewohner Berlin's.

Ueberhaupt verſchönerte ſich Berlin mit jedem Jahre. Wenn ſchon im Jahre 1673 der als Alterthumskenner und Numismatiker berühmte franzöſiſche Arzt, Carl Patin, in ſeinem Reiſebericht an den Herzog Anton Ulrich von Braunſchweig ſchrieb: „Alles ſchien mir zu Berlin ſo ſchön, daß ich mir dachte, es müſſe hier der Himmel eine Oeffnung haben, durch welche die Sonne dieſem Lande ihre Gunſtbezeugungen gewähre," wie viel mehr verdiente Berlin eine ſolche poetiſche Lobrede im Jahre 1700?

# Feierlicher Einzug Friedrich's des Ersten, Königs von Preussen, in seine Hauptstadt.

Den prachtvollen und kostbaren Feierlichkeiten, womit zu Königsberg die Krönung gefeiert wurde, und den Aeußerungen der freudigen Theilnahme der Preußen an der Erhöhung der Würde ihres Fürsten, waren die Anstalten und Freudebezeigungen angemessen, womit in Berlin die Rückkehr des königlichen Hofes verherrlicht wurde.

Sieben Ehrenpforten wurden errichtet: die erste außerhalb des Georgenthors von den Vorstädtern und Gärtnern; die andere innerhalb des Thors von den Eximirten und Hofbedienten; eine dritte an der Klosterstraße von der französischen Colonie; die vierte an der Judenstraße von der Dorotheenstadt; die fünfte am berlinischen Rathhause von der Stadt Berlin; die sechste am Posthause von den beiden Städten Friedrichswerder und Friedrichsstadt; und die siebente von der Stadt Köln an der Stechbahn vor dem Schlosse. Die zahlreichen Sinnbilder und Darstellungen dieser Ehrenpforten, so wie ihre sehr verschiedenartige Struktur, wurden von der Akademie der Künste angegeben, welche sich bemühte, bei dieser Gelegenheit den Geschmack ihrer Mitbürger zu leiten und Abenteuerlichkeiten fern zu halten.

Die Bürgerschaft mit allen ihren Gewerken errichtete von ihrer waffenfähigen Mannschaft neun und dreißig Compagnien, welche auf das fleißigste in den Waffen geübt und von Zeit zu Zeit gemustert wurden. Jede dieser Compagnien zeichnete sich durch schöne Kleidung aus; vor allen aber die beiden Compagnien der Kaufleute von Berlin und Köln, welche Röcke von feinem weißen Tuche mit Silber, und Hüte mit silbernen Tressen trugen, die blau gekleideten französischen Cadets mit weißen Federn auf den Hüten, und

die französischen Grenadiere, welche roth und weiße Röcke und rothe Grenadiermützen trugen. Auf diesen Grenadiermützen war der preußische schwarze Adler von geschnitzter Arbeit erhöht, welcher mit seinem Halse den gewöhnlichen Bügel der Grenadiermützen bildete, und mit dem Schnabel einen Schild hielt, auf welchem der königliche Namenszug sich befand. Außerdem hatten die berlinischen Fleischhauer eine Compagnie Cüraſſiere gebildet, deren schöne Pferde, hellpolirte Cüraſſe und neue Elendlederne Collette, so wie ihre neuen Pauken mit schönen Decken, welche der König ihnen zu führen damals erlaubt hatte, alle Augen auf sich zogen. Auch aus den Provinzen fanden sich Deputirte ein, um dem Einzuge des königlichen Hofes beizuwohnen.

Diese Anstalten waren noch nicht vollendet, als der königliche Hof am 17. März 1701 wieder in der Mark anlangte. Der König verweilte daher in Schönhausen, und die Königin in Lietzenburg, so lange, bis alle Vorbereitungen für den Einzug zu Stande gebracht waren; und beide besuchten von Zeit zu Zeit die andern Lustschlösser, als Potsdam, Oranienburg und Rosenfelde, wo mancherlei Ergötzlichkeiten veranstaltet wurden. Am 6. Mai erfolgte endlich der feierliche Einzug in der langen trefflich geordneten Reihe glänzender Reiterei und zahlloser Staatswagen und Handpferde. Die Gensd'armes und Grands Mousquetaires eröffneten den glänzenden Zug; dann folgten in sechsspännigen Staatswagen die Deputirten der Provinzen und die königlichen Minister, dann die Kutschen und Handpferde des Hofes und der anwesenden fremden Fürsten, des Landgrafen von Hessen und der Fürsten von Anhalt; dann zog vor dem Könige, der Königin und den Prinzen der ganze Hofstaat einher, nebst den Hoftrompetern und Hofpaukern. Der König und die Prinzen ritten auf schönen Pferden, den König umgaben die Schweizergarde und eine große Zahl von Laquaien; und die Königin mit der Gemalin des Markgrafen Philipp Wilhelm fuhr in einer prächtigen, mit acht Pferden bespannten Kutsche. Nach dem Wagen der Königin ritten die drei Compagnien der Garde du Corps, worauf die Hofdamen der Königin in acht Kutschen folgten. Der Cüraſſier-Compagnie der Fleischhauer war die Ehre zu Theil geworden, den Zug zu beschließen. Die vier und zwanzig Hoftrompeter und die beiden Hofpauker in ihrer kostbaren Staatskleidung und mit ihren prächtigen Wappendecken trugen nicht wenig dazu bei, den Glanz dieses Zuges zu erhöhen.

Sobald der König um drei Uhr Nachmittags der Stadt sich näherte, begann das Geläute aller Glocken in der Stadt und der Donner von mehr als zweihundert Kanonen auf den Wällen und einer großen Menge von Stücken auf den in der Spre liegenden Jachten und Fregatten; ganz vorzüglich überraschend war aber der Donner von sechs Stücken, welche der königliche Kupferdecker Bertram mit großer Geschicklichkeit auf die oberste Dachkappe des Marienthurms gebracht hatte und dort, während der König in die Stadt einzog, unter beständigem Schwingen einer großen Fahne und Herabwerfen von Schwärmern, dreimal abbrannte.

Dann bewegte sich der Zug in feierlicher Langsamkeit durch die bewaffnete Bürgerschaft, welche von einer Viertelmeile Weges außerhalb der Stadt bis an die lange Brücke in doppelter Reihe sich aufgestellt hatte; den Schloßplatz hielten die Compagnie der kölnischen Kaufleute und die königlichen Garden besetzt. Bei jeder Ehrenpforte standen Abgeordnete derjenigen, welche sie erbaut hatten, um den König zu empfangen. Bei der Ehrenpforte der Gärtner waren zwanzig als Gartennymphen gekleidete junge Mädchen aufgestellt, welche sowohl aus den Blumenkränzen auf ihren Köpfen, als aus Blumenkörben, dem Könige und der Königin Blumen und Blumenkränze zuwarfen; und auf zwei Postamenten an den beiden kleinern Nebenthüren der berlinischen Ehrenpforte standen zwei römisch gekleidete Jungfrauen, welche das königliche Ehepaar und den Kronprinzen im Namen aller fünf alten und neuen Städte mit dem Absingen einiger Reime begrüßten. Bei den übrigen Ehrenpforten aber wurde der König nur mit schweigender und ehrfurchtsvoller Verneigung der Abgeordneten empfangen. Gleichwohl dauerte der Zug bis sieben Uhr Abends. Eine dreimalige Salve der Bürgercompagnien und der königlichen Truppen beschloß, als die königliche Familie in ihren Gemächern angekommen war, die prachtvolle Feierlichkeit dieses Tages.

Unermeßlich war die Zahl der Schaulustigen, welche an allen Orten, welche der Zug berührte, sich versammelt hatten, nicht bloß aus Berlin, sondern auch aus weiter Ferne; und man rechnete die Zahl der Fremden, welche dieses Fest nach Berlin gezogen hatte, auf fünfzehn Tausend.

Auch die folgenden Tage boten verschiedene Feierlichkeiten und mancherlei Ergötzlichkeiten dar. Am nächsten Tage nach dem Einzuge überbrachten alle Collegia ihre Glückwünsche in einer feierlichen Audienz; und nachdem am

folgenden Sonntage, dem 8. Mai, in der Domkirche das kirchliche Dankfest gefeiert worden, so wurde am Abende des andern Tages die Residenz so herrlich erleuchtet, daß, nach dem Ausdrucke des Herrn von Besser, „Berlin nicht schimmerte, sondern in allen Gassen von Lichtern, Lampen und Freudenfeuern gleichsam brannte.“ Nach dieser glänzenden Erleuchtung, bei welcher unter andern öffentlichen Gebäuden die Akademie der Künste durch Reichthum und Erfindung der Sinnbilder sich auszeichnete, belustigte noch an diesem Abende ein prachtvolles, von dem Markgrafen Philipp angeordnetes Feuerwerk vor dem Leipziger Thore zwei Stunden lang sowohl den Hof, welcher mit allen Gesandten vom Wall aus unter Zelten dasselbe betrachtete, als die unermeßliche Menge von andern auf dem Walle versammelten Zuschauern.

Als alle Feierlichkeiten beendigt waren, erging der Befehl, daß in allen Kirchen der königlichen Lande am 22. Junius dieses Jahres wegen der dem königlichen Hause verliehenen neuen Würde ein Dank-, Buß- und Bettag gefeiert werden sollte; und der König selbst schrieb die Worte vor, welche von den Kanzeln erklärt werden sollten, nehmlich Ps. 64, 10: „Alle Menschen, die es sehen, die werden sagen, das hat Gott gethan und merken, daß es sein Werk sei.“

So ward Berlin im ersten Jahre des achtzehnten Jahrhunderts der Sitz eines Königs, und zunächst wurde in dem veränderten Namen der Gegend, durch welche der glänzende Einzug des königlichen Hofes geschehen war, diesem feierlichen Tage ein Denkmal gestiftet; denn seit diesem Tage erhielt die Georgenstraße den Namen der Königsstraße, das St. Georgenthor, welches damals noch am Ende dieser Straße diesseits der Königsbrücke stand, den Namen des Königsthors, und die Vorstadt außerhalb des Georgenthors wurde die Königsvorstadt genannt.

# Berlin unter König Friedrich I.

Die Erweiterung und Verschönerung der Stadt wurde auch in dieser zweiten königlichen Periode ununterbrochen, und selbst mit noch größerer Thätigkeit fortgesetzt. Im Jahre 1701 wurde der Grundstein zu drei neuen Kirchen gelegt, zu der Garnisonkirche auf dem Bollwerke am Spandauer Thore, und zu den beiden Kirchen auf dem Markte der Friedrichsstadt, der französischen und der sogenannten neuen; und am 10. Julius desselben Jahres wurde die deutsche und französische Kirche auf dem Werder eingeweiht. Um dieselbe Zeit wurden durch den Ingenieur Behr auf der Friedrichsstadt die Leipziger- und Jerusalemerstraße angelegt; und als im Jahre 1706 die Straßen der neuen Stadt ihre Namen erhielten, wurden schon drei und zwanzig stark bebaute Straßen gezählt. Der Friedrichsstraße gab der König seinen eignen Namen, so wie durch den Namen der Charlottenstraße das Andenken der damals schon verstorbenen Königin geehrt, und die Markgrafenstraße nach den Brüdern des Königs benannt wurde; die Verdienste des Ingenieurs Behr um die Gründung der Stadt wurden durch den Namen der Behrenstraße öffentlich anerkannt. Den Eigenthümern der Häuser an der linken Seite der Lindenallee auf der Dorotheenstadt wurde im Jahre 1712 die wichtige Vergünstigung zu Theil, den Wall, welcher die Dorotheenstadt von der Friedrichsstadt schied, abzutragen; und der dadurch gewonnene Boden wurde ihnen gegen einen Grundzins überlassen. Den Friedrichswerder zierte nicht nur das prächtige Zeughaus, welches im Jahre 1706 vollendet wurde, sondern der Münzkanal wurde schon im Jahre 1701 zur Bequemlichkeit der

Münze von Schlüter angelegt, und seit dem Jahre 1705 der Platz an der neuen Kirche mit meistentheils schönen Häusern umgeben. In Köln wurde die Fischerbrücke und die Gegend an derselben schon vor dem Jahre 1710 angebaut, und am 27. Mai dieses Jahres von dem Könige selbst der Grundstein des kölnischen Rathhauses gelegt, welches das gemeinschaftliche Rathhaus der ganzen Residenz sein sollte, in der Folge aber eine andere Bestimmung erhielt. Berlin gewann eine wichtige Verbesserung durch die Erhöhung der Burgstraße, welche schon im Jahre 1698 geschah, und die kostbare Schälung des Stroms mit Werkstücken, welche im Jahre 1706 zu Stande gebracht wurde. Auch die Spandauer Vorstadt, welche Friedrich nach seiner dritten Gemahlin Sophie Luise, Sophienstadt nannte, wurde bedeutend erweitert, und dort im Jahre 1712 der Grund zu einer Kirche gelegt, welche ebenfalls zu Ehren der Königin Sophienkirche genannt wurde; und zur Erweiterung der Stralauer Vorstadt gaben die im Jahre 1709 angelegten holländischen Windmühlen Veranlassung. Der langen Brücke wurde im Jahre 1703 die herrliche Zierde zu Theil, welche schon bei ihrer Erbauung ihr zugedacht wurde; denn am Geburtstage des Königs wurde die Statue des großen Churfürsten feierlich eingeweiht. Um acht Uhr Morgens begaben sich, unter der Musik der voranziehenden Hoftrompeter und Hofpauker, der Obermarschall, Graf von Wittgenstein, der Schloßhauptmann von Printzen und der Oberceremonienmeister von Besser, mit vier Herolden, so wie der Oberschenk und die Cavaliere zu Pferde, in feierlichem Zuge aus dem Schlosse nach der langen Brücke; und als hierauf von dem herrlichen Kunstwerke das Tuch, womit es bedeckt war, herabgezogen wurde, entblößte die ganze Gesellschaft ehrfurchtsvoll vor dem Bilde des großen Fürsten die Häupter. Hierauf gaben die zu beiden Seiten der Brücke stehenden Tambours und Hautboisten das Zeichen zum Schweigen, und der erste Herold las auf Befehl des Obermarschalls mit lauter Stimme das königliche Gebot, wodurch jedermänniglich kund gethan wurde, daß „Se. Königliche Majestät diese Statue, welche zu Friedrich Wilhelm's des Großen und seiner unsterblichen Heldenthaten ewigwährendem Andenken gesetzt und aufgerichtet worden, von Allen und in Allem heilig, unverletzt und in Ehren gehalten wissen wolle." Nach diesem begrüßten der Obermarschall und sein Gefolge die Bildsäule mit tiefer Ver-

neigung und ſtanden vor derſelben mit entblößtem Haupte ſo lange, bis das Geſchütz auf den Wällen dreimal abgefeuert und von den auf dem Schloßplatze und in der breiten Straße aufgeſtellten Truppen eine dreimalige Salve gegeben worden war. Hierauf erfolgte der Abzug, zuerſt des Obermarſchalls und ſeines ganzen Gefolges in der Ordnung, in welcher ſie gekommen waren, dann aller aufgeſtellten Truppen, welche im Vorbeigehen die Statue begrüßten, und hierauf durch die Königsſtraße und Poſtſtraße, dann über den Mühlendamm durch die Breiteſtraße nach dem Schloſſe zurückkehrten. Ein Gottesdienſt in der Domkirche, welchem alle Ordensritter in ihrer Ordenstracht beiwohnten, beſchloß dieſe Feierlichkeit.

Mit ganz vorzüglicher Thätigkeit wurde ſeit dem Jahre 1699 der Bau des Schloſſes unter Schlüter's Leitung betrieben; und es gelang dieſem großen Künſtler, aus der meiſt unförmlichen Maſſe von Gebäuden verſchiedener Zeiten und verſchiedenen Geſchmacks ein Ganzes zu ſchaffen, welches mit Recht als eines der ſchönſten Schlöſſer in Europa betrachtet wurde, und mit noch größerem Rechte dieſen Platz behauptet haben würde, wenn es nicht ſeinen Nebenbuhler, dem Oberſten Coſander von Göthe, gelungen wäre, das Werk mitten in ſeiner Entwickelung zu ſtören, und andere Pläne an die Stelle zu ſetzen, welche ſchon deswegen fehlerhaft waren, weil ſie die Harmonie des Schlüter'ſchen Baues ſtörten. Schon im Jahre 1701, als Friedrich von der Krönung zu Königsberg zurückkam, fand er den Rittersaal fertig; die daranſtoßenden Prachtzimmer wurden hierauf ebenfalls eingerichtet, ſo wie auch der Bau des Portals an der Seite des Schloßplatzes, und des demſelben entſprechenden am Luſtgarten angefangen wurde. Auch entwarf Schlüter den Plan zu einer neuen Verzierung des Doms, deſſen Vorderſeite eine Kuppel und zwei Thürme erhalten ſollte; aber alle dieſe ſchönen Pläne wurden vereitelt, als Schlüter es über ſich nahm, den Münzthurm zu erhöhen, in welchem der König die Abſicht hatte, ein Glockenſpiel einrichten zu laſſen. Dieſer, ohne ſeine Schuld verunglückte Bau brachte ihn im Jahre 1706 um die Leitung des Schloßbaues, und ſein Feind, Coſander von Göthe, hatte nunmehr für ſeine Pläne freien Spielraum, welche auch nicht zur völligen Ausführung kamen, weil der König die Vollendung des Baues nicht erlebte. Indeß legte Friedrich in eigner Perſon im Jahre

1708 den Grundſtein der neuen Schloßkapelle und des Theils vom Schloſſe, welcher der Schloßfreiheit gegenüber liegt.

Eine ſehr wichtige Veränderung, welche in dieſer Periode die innere Verfaſſung von Berlin erlitt, war die durch das königliche Edikt vom 17. Januar 1709 verfügte Vereinigung der bisherigen Rathscollegien der einzelnen Residenzen und Vorſtädte zu einem allgemeinen Stadtmagiſtrat, und aller einzelnen Gerichte zu einem einzigen Gerichtscollegium. Der neue Stadtrath beſtand nach dieſer königlichen Verordnung aus vier Bürgermeiſtern, zwei Syndicis, einem Oeconomie-Director, einem Oeconomie-Einnehmer, einem Controlleur und zehn Rathsverwandten. Alle dieſe Stellen waren nur von jährlicher Dauer, und wurden, ſo wie die untergeordneten Aemter des Secretairs, Regiſtrators und Copiſten, durch königliche Ernennung beſetzt. Für die jährliche Einführung oder Verſetzung des Magiſtrats wurde der Tag des Rechnungsfeſtes beſtimmt, und genaue gleichmäßige Berückſichtigung der beiden evangeliſchen Confeſſionen für die Ernennung der Glieder des Stadtrathes zum Geſetz gemacht. Für das allgemeine Stadtgericht wurden zwölf Richter angeordnet und ebenfalls von dem Könige ernannt. Alle Vorrechte, deren bisher die Stadt Berlin vor den übrigen Städten der Reſidenz genoſſen, wurden aufgehoben, mit der ausdrücklichen Beſtimmung, daß künftig alle Reſidenzſtädte zuſammen unter dem gemeinſchaftlichen Namen Berlin begriffen werden ſollten. Der Magiſtrat behielt übrigens auch nach dieſer Anordnung die Verwaltung des ſtädtiſchen Gemeinweſens in ihrem ganzen bisherigen Umfange; nur ſollte in Polizeiſachen der Hof- und Steuerrath Grohmann, und in Angelegenheiten, welche das Intereſſe der franzöſiſchen Colonie oder einzelner Mitglieder derſelben beträfen, der Legationsrath und franzöſiſche Oberrichter Ancillon zugezogen werden. Die erſte feierliche Einführung des gemeinſchaftlichen Stadtraths geſchah hierauf am 18. Januar 1709 mit großer Feierlichkeit und vielen zierlichen Reden, unter einem gewaltigen Andrange von Schauluſtigen; und über dieſe neue Anordnung, obgleich ſie in viele gewohnte Verhältniſſe eingriff, war nach dem Zeugniſſe Küſter's Jedermann im Herzen froh, außer denen, welche dadurch ihre Stellen und ihren bisherigen Einfluß verloren; wiewohl auch dieſen der fernere Genuß ihrer bisherigen Vortheile zugeſichert wurde.

Auch die französische Colonie zu Berlin erfuhr fernerhin die Sorgfalt des Königs. Im Jahre 1703 wurden die Statuten des im Jahre 1689 gestifteten Collége royal français vollzogen, für welches im Jahre 1701 das Haus des Generals von Wangenheim auf dem Werder war erkauft worden. Für die französischen Ausgewanderten, welchen der Kanton Bern seit dem Jahre 1698 den längern Aufenthalt versagte, und welche zu Berlin durch Deputirte um Aufnahme baten, wurde die Maison de refuge gegründet, und bald darauf den Ausgewanderten aus dem Fürstenthume Oranien, welche die Unduldsamkeit Ludwig des Vierzehnten genöthigt hatte, ihr Vaterland zu verlassen, auf die Verwendung der Königin Anna von England die Aufnahme gestattet; worauf aus den reichlichen Almosen, welche für diese unglücklichen Flüchtlinge in England waren gesammelt worden, das Hospital der Maison d'Orange gegründet wurde. Zur Unterstützung der fernerhin einwandernden französischen Künstler und Handwerker wurde ein Fonds von 40000 Thalern ausgeworfen, und am 13. Mai 1709 erging das königliche Edict, wodurch bestimmt wurde, daß „alle in den preußischen Landen etablirte und noch künftig sich darin etablirende Refugirte, sie möchten aus Frankreich oder anderweitlich, der Religion halber vertrieben sein, nicht anders, als die königlichen eingebornen Unterthanen geachtet und gehalten werden sollten, sobald sie dem Könige und dem königlichen Hause mit Eidespflichten sich würden verbindlich gemacht haben.

Zu den wichtigsten und merkwürdigsten Anstalten, welche Friedrich in dieser Periode gründete, gehört die Akademie der Wissenschaften; und auch in der Stiftung dieser Anstalt zeigt sich der edle Sinn des Königs, den keineswegs bloßer äußerer Prunk befriedigte. Die Nützlichkeit eines Vereins von Gelehrten, welche nicht sowohl mit dem Unterricht, als vielmehr mit der Erweiterung der Wissenschaften sich beschäftigen, drang dem Könige sich auf, als auf Veranlassung des von dem Corpus Evangelicorum zu Regensburg am 23. September 1699 wegen Einführung des verbesserten Kalenders in die Länder der evangelischen Fürsten gefaßten Beschlusses, Berlin gewissermaßen der Hauptsitz der Berathungen über diese Angelegenheiten wurde, und der König mehrere in der Astronomie erfahrene Männer mit der Anordnung eines verbesserten Kalenders für seine Länder beauftragte. Leibnitz, welcher da-

mals in Berlin anwesend war, benutzte diese Gesinnung des Königs sogleich für seine Idee von einer gelehrten Gesellschaft, welche er bis dahin an mehreren deutschen Höfen vergeblich sich bemüht hatte, ins Werk zu setzen; er führte in einem Aufsatze, welchen er dem Könige überreichte, den Nutzen aus, welchen eine solche Gesellschaft für den Staat in jeder Hinsicht, selbst für die Ausbildung des Heeres, die Verbesserung der Finanzen und die Belebung des Handels und der Gewerbe durch fleißige Bearbeitung der Wissenschaften stiften könne; er machte den heilsamen Einfluß geltend, welchen die Akademie durch nützliche Schriften auf die Bildung des Kronprinzen haben würde, so wie die Gelehrten der französischen Akademie um den Dauphin sich große Verdienste erworben hätten; und, so wie überhaupt Leibnitz sich bemühte, den praktischen Nutzen seiner gelehrten Gesellschaft geltend zu machen, so verhieß er neben den nützlichen Schulbüchern und verbesserten Feuerspritzen, welche die Akademie einführen werde, auch eine thätige Mitwirkung derselben für die Missionen zur Bekehrung der Heiden. Sein Vorschlag fand um desto eher Gehör, da die Mittel für die Bestreitung der Bedürfnisse der Akademie und die Besoldung der Mitglieder in den Einkünften vorhanden waren, welche der Verkauf des verbesserten Kalenders in den preußischen Staaten mit Sicherheit erwarten ließ. Im Jahre 1700 an seinem Geburtstage vollzog also Friedrich den Stiftungsbrief, wodurch er sich selbst zum Protector seiner Societät der Wissenschaften — denn dieses war der frühere Name der Akademie — erklärte, ihr Berlin zu ihrem Aufenthalte anwies, wo er zu ihrem Gebrauch eine Sternwarte zu erbauen versprach, und neben der Erweiterung der Wissenschaften „zur Beförderung der Ehre Gottes, Ausbreitung dessen Wahrheit und Cultivirung aller Tugenden," es ihr besonders zur Pflicht machte, „das wahre Christenthum sowohl in der Christenheit als bei entlegenen noch unbekehrten Nationen zu befördern" und „absonderlich zu besorgen, was zur Erhaltung der teutschen Sprache in ihrer anständigen Reinigkeit, auch zur Ehre und Zierde der teutschen Nation gereiche, also daß sie eine teutsch gesinnete Societät der Scienzien sein möge, dabei auch die ganze teutsche, und sonderlich der Preußisch-Brandenburgischen Lande Weltliche und Kirchen-Historie nicht zu verabsäumen." Auch wurde es der Gesellschaft verstattet, „gelehrte

und sonsten bequeme und erfahrne Leute, wes Standes sie wären, anderswo in den Königlichen Ländern, auch wohl zu Zeiten außer denselben, auf gewisse Maaße aufzunehmen." Schon an dem folgenden Tage, dem 12. Julius 1700, wurde das Patent vollzogen, wodurch Leibnitz zum Präsidenten der Societät ernannt wurde. Bald darauf erhielt auch die Akademie ihren ersten Astronomen in Gottfried Kirch, welcher mit einem ansehnlichen Gehalte von Guben hieher berufen wurde, aber im Julius 1709 schon starb, bevor er die ihm übertragene Einrichtung des Kalenderwesens vollendet hatte.

# Sitten und Gebräuche zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.

Die Berliner erkannten dankbar die großen Wohlthaten an, welche ihre Stadt dem Könige verdankte, das beweist die allgemeine Traurigkeit, welche nicht nur sein Tod, sondern schon während seiner letzten Krankheit die Furcht ihn zu verlieren, in Berlin hervorbrachte. Als Friedrich wenige Tage vor seinem Hintritt in einer Stunde, in welcher er einige Erleichterung seiner Leiden fühlte, an ein Fenster trat, sah er im Lustgarten eine große Zahl von Menschen versammelt, welche sehnsuchtvoll ihre Augen nach seinen Zimmern richteten, und als sie ihn erblickten, ein lautes Freudengeschrei erhoben. Die Hoffnung der Wiederherstellung des geliebten Königs, wodurch diese Aeußerung der Freude hervorgebracht wurde, ging aber nicht in Erfüllung, und am 25. Februar 1713 verließ Friedrich diese Welt.

Die veränderten Verhältnisse am Hofe hatten indeß keinen bedeutenden Einfluß auf die Fröhlichkeit des Lebens, welche durch die glänzende Hofhaltung Friedrich's und die frühern fröhlichen Lustbarkeiten unter den Bewohnern der Hauptstadt war erweckt oder befördert worden. Der stattlich geputzten Spaziergänger fand sich in der Lindenallee und im Thiergarten täglich, besonders an Festtagen, eine große Zahl; die Alleen nach Friedrichsfelde und dem Schlosse von Schönhausen, und die Anlagen bei diesen Schlössern luden zu Lustfahrten ein. Nach Charlottenburg wandelte man nicht nur auf dem angenehmen Wege durch den Thiergarten, welcher, wenn der König zu Charlottenburg sich aufhielt, durch zu beiden Seiten gestellte Laternen erleuchtet wurde; sondern es waren auch königliche Treckschuten eingerichtet, zum Dienste derer, welche die Fahrt dahin auf dem Strome vor-

zogen. Die öffentlichen Luſtbarkeiten nahmen wieder einen heiterern Charakter an, als in der ernſten Zeit des großen Churfürſten, und kirchlicher Zwieſpalt ſtörte nicht mehr, wie während des ſiebzehnten Jahrhunderts, die gemeinſamen Ergötzlichkeiten. Bei den Schützenfeſten, dem Stralauer Fiſchzuge, den Jahrmärkten, welche ſeit dem Herbſte 1706 durch ihre verbeſſerte Einrichtung beſonders lebhaft geworden waren und viele fremde Käufer und Verkäufer anzogen, beluſtigten ſich unter einander in fröhlicher und einträchtiger Unbefangenheit Lutheraner und Reformirte.

Dabei läßt ſich aber nicht leugnen, daß die deutſche Art und Sitte aus den höhern Ständen immer mehr wich und der franzöſiſchen Bildung den Platz räumte, und daß dieſe Umgeſtaltung auch die niedern Stände mehr oder weniger ergriff. Wenn die höhern Stände ſich die franzöſiſche Sprache und Literatur und den franzöſiſchen Hofton zu eigen zu machen ſuchten: ſo gefielen ſich die niedern Stände wenigſtens in der Nachahmung der franzöſiſchen Tracht. Die alte einfache Kleidung, in welcher der Bürgermeiſter Tieffenbach ſich und ſeine Gattin auf ſeinem Grabmale in der Marienkirche abbilden ließ, wurde höchſtens noch von einigen ungewöhnlich ſtrengen und altväteriſchen bürgerlichen Familien beibehalten; und die franzöſiſche Tracht, in der Weiſe, wie ſie am Hofe angenommen war, mit den Peruquen, welche von Jahr zu Jahr an Umfang und Länge zunahmen, war ſchon bis zu den Handwerksburſchen, ja ſelbſt zu den Schulknaben gedrungen, wie aus den oben angeführten Verordnungen über die Peruquenſteuer ſich abnehmen läßt. Die neue Tracht wurde zu Berlin um deſto begieriger angenommen, je mehr durch den geſtiegenen Wohlſtand auch ein übermäßiger Luxus erweckt worden war. Daher klagte Friedrich, als er im Jahre 1696 durch ein allgemeines Geſetz den übertriebenen Aufwand in Kleidung und Gelagen in ſeinen Staaten zu beſchränken ſuchte, in der Einleitung zu dieſem Geſetze beſonders über den Luxus, welcher in den Reſidenzen herrſche.

Eine für jeden Mann von Bildung und Stand nothwendige Zierde war ein Degen, und auch dieſe Zierde hatten allmälig die niedern Stände, ja ſelbſt die Jugend ſich angeeignet. Wie ſchwer man ſich daran gewöhnte, deſſelben zu entbehren, geht daraus hervor, daß das Geſetz, wodurch im Jahre 1704 das Tragen der Degen den Pagen, Laquaien, Schülern und Handwerksburſchen verboten und den Innungsmeiſtern nur dann, wenn ſie

zur Wache oder Parade beordert waren, verstattet wurde, fast in jedem Jahre wiederholt werden mußte.

Daß die französische Sprache und Literatur unter den gebildeten Ständen in Berlin den Beifall behauptete, den sie schon unter dem großen Churfürsten gefunden hatte, davon lag der Grund, zum Theil wenigstens, auch in den deutschen Schriftstellern selbst, denn die Gedichte des Herrn von Besser, in welchen übrigens die Nachahmung der französischen Weise unverkennbar ist, und andrer Dichter, überhaupt die Geisteswerke dieser Zeit, konnten einem gebildeten Geschmack nicht genügen. Die Nachahmung der französischen Weise veredelte indeß keineswegs durchgängig den Geschmack; und besonders in den öffentlichen Denkmälern brachte die gezwungene Anwendung der heidnischen Mythologie und die wunderliche Vermischung derselben mit Christlichen Ideen und Symbolen, wie sie damals und noch späterhin in Deutschland gewöhnlich war, zu abenteuerlichen Unförmlichkeiten. Selbst in damaliger Zeit konnte es wohl schwerlich allgemein gefallen, daß der Professor Wachter in der Inschrift, welche er für die Ehrenpforte am Königsthore bei dem Einzuge der Königin Sophie Luise verfertigt hatte, die junge Fürstin als die Venus aus Mecklenburg begrüßte, und daß unter den Sinnbildern, welche bei der Leichenfeierlichkeit der Königin Sophie Charlotte in der Domkirche gesehen wurden, auch ein Theil des Thierkreises sich befand, in welchem die Sonne dem Zeichen des Wassermannes begegnete, um dadurch anzudeuten, „daß die Königin dem ersten Februar, als ihrem Todestage, an welchem die Sonne im Wassermann sich befand, so getrost, wie die Sonne, diesem Zeichen entgegen gegangen sei.“ Besonders bei den Feuerwerken erschöpfte man sich in der wunderlichsten Sinnbildnerei.

In das gesellige Leben war eine Pest eingedrungen, welche von den höhern Ständen auch in die niedern sich verbreitet hatte, — die Spielsucht. Selbst am Hofe war das Spiel beliebt, und sogar fremden Spielern gelang es nicht selten, die Geldbeutel der Hofleute zu leeren. Noch verderblicher war diese Leidenschaft für die geringern Stände, welche zu deren Befriedigung in den zahlreich besuchten Bierschenken und Wirthshäusern Gelegenheit fanden. In den Jahren 1692 und 1693 wurde ein neues Spiel bekannt, unter dem Namen des Englischen Eichenspiels, welches im Hause des Balthasar Faust von einem Abenteurer mit großem Lärm geleitet wurde; und man

fand es nöthig, dieſes Spiel, in welchem mehrere Perſonen zwei- und dreihundert und ein Capitain zwölfhundert Thaler verloren hatte, bei tauſend Thalern Strafe zu verbieten.

Die Liebhaberei der Einwohner von Berlin an der Unterhaltung in den Gaſthäuſern, verbunden mit dem zahlreichen Beſuche der Fremden, welche durch die Pracht des Hofes, die Annehmlichkeiten der Stadt und die vermehrte Lebhaftigkeit des Verkehrs nach Berlin gezogen wurden, hatte die Zahl dieſer Anſtalten bedeutend vermehrt, und am Ende der Regierung Friedrich's des Erſten waren in Berlin ſchon vierzehn Wirthshäuſer. Unter den Eigenthümern derſelben waren zwei Aerzte, Dr. Schmidt, ehemaliger Bürgermeiſter von Berlin, und nach deſſen Tode ſeine Wittwe, und der Hofmedicus Gerresheim; und von drei Wirthshäuſern werden auch die Schilder genannt: dem Könige von Preußen in der Brüderſtraße, dem Könige von England in der Breitenſtraße und dem goldenen Löwen in der Königsſtraße. Ganz vorzüglich mehrte ſich ſeit dem Jahre 1704 die Zahl der Thee- und Kaffeeſchenken, weil deren Anlegung von dem Grafen von Wartenberg in allen großen Städten der Monarchie befördert wurde, um durch die Vermehrung des Gebrauchs von Thee, Caffee und Chocolade den Ertrag der Accise zu ſteigern.

# Begräbniss König Friedrich's I.

In der Anordnung des Leichenbegängnisses für den verstorbenen König, womit Friedrich Wilhelm I. schon am nächsten Tage nach dem Tode seines Vaters selbst sich beschäftigte, wurden die Leichenbegängnisse der vorigen Regierung zum Muster genommen, und Friedrich Wilhelm ehrte auf eine schöne Weise das Andenken seines Vaters dadurch, daß er sein Leichenbegängniß ganz in seinem Sinn ohne alle Kargheit und nicht minder prachtvoll anordnete, als Friedrich I. die Beerdigung des großen Churfürsten.

In den nächsten Tagen wurde in der langen Gallerie, welche unmittelbar an das königliche Schlafgemach stieß, das prächtige Paradebett aufgestellt, welches von rothem Sammet, reich gestickt, mit goldnen Adlern und Kronen besäet und reichlich mit Perlen geschmückt war. Auf demselben lag der Leichnam des Königs, bekleidet mit einem gestickten purpurrothen Rocke, dessen Knöpfe aus kostbaren Diamanten bestanden, und einem königlichen Mantel von Sammet von gleicher Farbe, über welchem der schwarze Adlerorden auf dieselbe Weise hing, als der König ihn gewöhnlich bei großen Feierlichkeiten getragen hatte. Auf dem Haupte befand sich die königliche Krone, und zu beiden Seiten lagen Scepter und Reichsapfel, so wie auf zwei Tabouretten zu den Füßen des Bettes der Englische Orden vom Hosenbande und der Dänische Orden vom Elephanten. An jeder Seite des Bettes standen sechs silberne Gueridons, auf deren jedem ein großer Leuchter mit sieben brennenden Wachskerzen sich befand. Die Gallerie, in welcher das Paradebett auf einem von drei Stufen erhöhetem Gerüste stand, war mit feinem Violet-Tuche ausgeschlagen. So lange die königliche Leiche auf dem Paradebette ausgestellt war, wurde sie von den Staatsministern und General-Lieutenants abwechselnd bewacht, und in den Stunden von drei bis fünf Uhr täglich, in

welchen sie öffentlich gezeigt wurde, mußte der ganze Hof bei derselben sich einfinden. Am 4. März wurde die königliche Leiche mit einem Kleide von Drapd'or angethan, und in einen mit demselben Stoffe ausgeschlagenen Sarg gelegt, welcher unter Begleitung der Staatsminister, General-Lieutenants und Kammerherren nach der alten Schloß-Kapelle gebracht, und auf das dort aufgerichtete Castrum doloris gestellt wurde. Dort blieb sie in dem mit der Krone und der Kette des schwarzen Adlerordens gezierten Sarge bis zum feierlichen Leichenbegängniß, und wurde, außer der gewöhnlichen Wache einiger Garde du Corps, abwechselnd von Staatsministern, General-Lieutenants und Kammerherren bewacht.

Die Kapelle war mit großer Sorgfalt und sehr sinnvoll ausgeschmückt, und stets mit einer großen Anzahl von Wachslichtern glänzend erleuchtet. Hinter dem Sarge war ein Transparent-Gemälde angebracht, welches die Trauer des Königreiches Preußen und der Mark Brandenburg um den geliebten Regenten darstellte, mit den passenden Worten des Horaz: extinctus amabitur idem (auch, wenn er verblichen, wird er noch geliebt).

Während dieser Zeit waren zwei der berühmtesten Künstler zu Berlin beschäftigt, den zinnernen Prachtsarg zu verfertigen, in welchem die feierliche Beisetzung geschehen sollte. Schlüter verfertigte dazu das Modell, nach welchem Johann Jacobi, Inspector der königlichen Gießerei, den Guß kunstreich ausführte. Der Sarg zeigte nicht nur das Bildniß des Königs, sondern in acht Basreliefs auch die Andeutung seiner glorreichsten Thaten; und eine lateinische Inschrift enthielt die verdiente Lobpreisung seiner Tugenden und trefflichen Eigenschaften.

Am achten Tage vor der feierlichen Beisetzung begann wiederum das Trauergeläute sowohl zu Berlin, als in der übrigen Monarchie, und wurde bis zum Tage des Leichenbegängnisses täglich von 11 bis 12 Uhr in drei Absätzen fortgesetzt. In dieser Zeit ward der Prachtsarg täglich in gewissen Stunden Vormittags und Nachmittags öffentlich zur Schau gestellt; und indeß langten die Regimenter, welche zur Verherrlichung des Leichenzuges nach Berlin beordert waren, in der Nachbarschaft an.

An dem Tage des Leichenbegängnisses, dem zweiten des Maimonats, erschallte das Trauergeläute schon in der Frühe um sieben Uhr, und um zehn Uhr wurde, nachdem das Zeichen dazu mit allen Glocken gegeben worden,

durch Kammerherren die königliche Leiche aus der Kapelle getragen und unter den dafür erbauten Himmel gebracht, worauf bald hernach der Leichenzug ſich in Bewegung ſetzte.

Friedrich Wilhelm gab, ſeiner Vorliebe für militairiſche Feierlichkeiten gemäß, dieſem Leichenbegängniſſe eine eigenthümliche und von dem Charakter der frühern fürſtlichen Leichenbegängniſſe zu Berlin verſchiedene Pracht durch die große Zahl von Truppen, welche er zur Verherrlichung deſſelben aus den Provinzen nach Berlin berief. Das zahlreiche Fußvolk war in drei Gliedern zu beiden Seiten des Weges, auf welchem der Zug ſich bewegen ſollte, aufgeſtellt, mit umgekehrten Gewehren. Auf dem Schloßplatze ſtand mit dem Rücken gegen das Schloß die weiße Grenadiergarde, und ihr gegenüber die rothe, jede ſechshundert Mann ſtark; zu beiden Seiten auf der Stechbahn das Regiment des Königs, und hinter demſelben ein Bataillon von dem Regiment Dönhof. In der Breitenſtraße waren das Regiment Anhalt-Deſſau, ein Bataillon des Regiments Prinz Albrecht, und ein Bataillon des Regiments Holſtein, vor dem kölniſchen Rathhauſe das zweite Bataillon des letzten Regiments, in der Brüderſtraße das Regiment Prinz Chriſtian Ludwig, und vor dem Dome und auf der neuen Stechbahn die beiden Bataillons des Wartensleben'ſchen Regiments aufgeſtellt. Das geſammte aufgeſtellte Fußvolk betrug, da jedes Regiment vierzehnhundert Mann ſtark war, nicht weniger als 9600 Mann.

Von verhältnißmäßiger Zahl war auch die ſchön berittene und gerüſtete Reiterei, welche den Glanz der Feierlichkeit ganz vorzüglich erhöhte. Unweit von dem Friedrichs-Werderſchen oder Neuſtädtiſchen Thore, bei dem königlichen Marſtalle und dem damaligen markgräflich-ſchwedtiſchen Palaſte auf der Dorotheenſtadt, hielten vier Regimenter, und die übrigen Regimenter zogen kurz vor dem Auszuge der Proceſſion durch das Friedrichswerderſche Thor, über die Hundebrücke und den vordern Schloßplatz, durch die Breiteſtraße bis an das kölniſche Rathhaus, wandten ſich dann links, und ſtellten ſich auf dem Mühlendamm und in der Kloſterſtraße bis zur Marienkirche auf: nämlich zwei Escadrons des Ansbachſchen Dragoner-Regiments, das Cavallerie-Regiment des Feldmarſchalls, Grafen von Wartensleben, in weißgrauer Kleidung mit grünen Aufſchlägen, das bayreuthſche Regiment, weißgrau mit blauen Aufſchlägen, und das Gräflich-Schlippenbach'ſche Regi-

ment, weißgrau mit rothen Aufſchlägen. Jedes dieſer drei Regimenter beſtand aus drei Escadrons. Den Zug beſchloſſen die beiden andern Escadrons des Ansbachſchen Regiments. Die Pauken aller dieſer Regimenter zu Pferde waren mit ſchwarzem Tuch bezogen, und ihre Muſik gedämpft. Den Befehl über alle zu dem Leichenbegängniſſe beorderten Truppen zu Fuß und Pferde führten der General-Major von Borck und der Brigadier von Löwen.

Unmittelbar nach der Reiterei, als dieſelbe über den Schloßplatz gezogen war, ſetzte ſich der große Leichenzug in Bewegung, folgte ihr durch die Breitestraße bis zum kölniſchen Rathhauſe, und wandte ſich dann rechts, um den Weg durch die Brüderſtraße nach der Domkirche zu nehmen.

Den Zug eröffnete der königliche Bereiter Juhr zu Pferde, in langem ſchwarzem Mantel und mit einem lang von dem Trauerhute herabhängenden Flor; ihm folgten zu Fuß acht Landräthe als adlige Marſchälle mit Biſtren und Marſchallsſtäben, an welchen Schilde mit dem preußiſchen Adler und lange herunterhängende Flore befeſtigt waren. Nach ihnen zogen die Schüler ſämmtlicher großen Schulen zu Berlin, der Friedrichsſtädtiſchen, Friedrichswerderſchen, Berliniſchen und Joachimsthaliſchen, alle in ſchwarzen Trauermänteln, mit ihren Lehrern, welche ihnen zur Seite gingen; dann die Waiſenkinder aus Oranienburg mit ihrem Waiſenvater, in ihrer feſtlichen Kleidung. An dieſe ſchloß ſich die Geiſtlichkeit der Reſidenz und der benachbarten Kreiſe. Hinter der Geiſtlichkeit folgten die vier und zwanzig königlichen Hoftrompeter und die beiden Hofpauker, welche bei jedem Verſe der Leichenlieder, welche die Schulen ſangen, mit denſelben in gedämpftem Tone abwechſelten, alle in ſchwarzer Trauerkleidung; dann die königlichen Pagen mit ihren Hofmeiſtern. Die zweite Abtheilung des Zuges wurde von dem Stallmeiſter von Geisman zu Pferde eröffnet, hinter welchem ein Herold in ſeiner Amtskleidung einherzog. Dann zogen drei adlige Marſchälle aus dem Adel der Refugiés an der Spitze der franzöſiſchen und oraniſchen Civilbeamten und des oraniſchen Parlaments, und drei andere adlige Marſchälle gingen einher vor den Deputirten der Ritterſchaften aller Provinzen. Ebenfalls von drei adligen Marſchällen wurden die Deputirten der Univerſitäten Halle, Duisburg und Frankfurt geführt, wobei es auffallend iſt, daß die Univerſität Königsberg keine Abgeordneten geſandt hatte. Den Deputirten der Univerſitäten ſchloſſen

ſich die Deputirten der Domſtifter Havelberg und Brandenburg an. Die dritte Abtheilung des Zuges wurde von dem Stallmeiſter de Latereſſe, ebenfalls zu Pferde, eröffnet, welchem zwei Herolde in ihrer Amtskleidung folgten. Drei adlige Marſchälle führten hierauf die verſchiedenen Collegien der Reſidenz, deren Zug durch das Collegium der wirklichen Geheimen Staatsräthe beſchloſſen wurde. Ihnen folgten wiederum vier Herolde, nämlich die Herolde der Churmark und des Königreichs Preußen, und die beiden Ordensherolde, hinter welchen die Reichsinſignien, das Churſchwert, der Churhut, der engliſche und däniſche Orden, das Reichsſiegel, das Reichsſchwert, der Reichsapfel und das Reichsſcepter von Erbbeamten und andern vornehmen Beamten getragen wurden. Nach ihnen führte der Oberhofmarſchall von Prinzen mit fünf andern Marſchällen den prächtigen Leichenwagen, welchen acht mit ſchwarzen ſammetnen Decken behangene und von acht Kutſchern geführte Pferde zogen. Auf den Decken war das königliche Wappen von Gold und Silber geſtickt. Neben den Pferden und dem Wagen gingen acht Oberſten, in ſchwarzer Trauerkleidung, ihre Spontons umgekehrt tragend. Auf der mit eingeſtickten Adlern und Kronen und einem breiten Saume von Hermelin gezierten Decke von Brocard, womit der Sarg belegt war, lag zum Haupte die königliche Krone auf einem Polſter, und zu den Füßen die Kette des Ordens vom ſchwarzen Adler. Die zwölf Stangen des oben mit Adlern geſchmückten Himmels von Brocard über der Leiche, in welchen die königlichen Genealogie-Wappen und zwiſchen jeden zwei Wappen ein Ordensſtern unter einer königlichen Krone eingeſtickt waren, wurden von zwölf General-Majors mit Unterſtützung königlicher Laquaien getragen; die vier goldnen Schnüre deſſelben, ſo wie die vier Zipfel des Leichentuches wurden von General-Lieutenants gehalten.

Unmittelbar hinter dem Leichenwagen wurde von dem General der Infanterie, Grafen Chriſtoph von Dohna, welchen zwei General-Majors begleiteten, das Reichspanier getragen.

Nach dem Reichspaniere ging der König in einem Trauerkleide mit einer langen Schleppe, welche von dem Oberſtallmeiſter von Sydow getragen wurde; mehrere Kammerherren gingen vor und nach dem Könige; dann folgten der Markgraf von Schwedt, der Markgraf Chriſtian Ludwig und der Fürſt Leopold von Deſſau mit ihren Gefolgen; nach ihnen in weißen

Trauerkleidern, jedoch mit unverhüllten Geſichtern, die Prinzeſſinnen, nämlich die Prinzeſſin Friederike, nachherige Markgräfin von Baireuth, die verwittwete Markgräfin Philipp, die Gemahlin des Markgrafen Albrecht Friedrich, und die Prinzeſſin von Schwedt, Tochter der Markgräfin Philipp. Die Prinzeſſin Friederike wurde von dem Markgrafen Albrecht Friedrich, die übrigen Prinzeſſinnen wurden von vornehmen Cavalieren geführt, und die Schleppen ihrer Trauerkleider ebenfalls von Cavalieren getragen.

Dem Trauergefolge des königlichen Hauſes ſchloſſen ſich unter der Führung dreier adliger Marſchälle die ſämmtlichen folgenden Damen an, in langer Reihe zwei und zwei gehend, in weißer Trauerkleidung und mit verhüllten Geſichtern. Die letzte Abtheilung des Leichenzuges wurde unter der Führung von drei bürgerlichen Marſchällen, durch die Kammergerichts-Advocaten, den Magiſtrat und die Bürgerſchaft der Reſidenz gebildet, worauf der Stallmeiſter Roſenzweig zu Pferde den ganzen großartigen Leichenzug beſchloß.

Der übrigen Feierlichkeit gemäß war auch die Domkirche, wo das feierliche Begräbniß Statt fand, ausgeſchmückt. Die Kirche war ſo verziert, daß ſie ein großes Mauſoleum bildete, nebſt dem Fußboden mit ſchwarzem Tuche überzogen und durch mehrere Tauſende von Wachskerzen glänzend erleuchtet; die Statuen der zwölf Churfürſten des Hohenzollerſchen Hauſes von weißem Marmor waren aufgeſtellt, die in der Kirche befindlichen Grabmäler der Churfürſten auf mannichfaltige und ſinnreiche Weiſe verziert, und eine große Zahl von Inſchriften und Sinnbildern erinnerte an die Tugenden und glorreichen Thaten des Königs, zu deſſen Ehren dieſe Feierlichkeit begangen wurde.

Sobald der ganze zahlreiche Leichenzug in der Kirche angekommen war, und durch die Marſchälle die Plätze angewieſen waren, ſo wurde durch zwölf Kammerherren und eben ſo viele Kammerjunker die königliche Leiche von dem vor der Kirchenthür ſtehenden Leichenwagen abgehoben, und durch die beiden Reihen der aufgeſtellten Garde du Corps bis zu dem prächtigen Catafalk getragen, an welchem auch die General-Lieutenants, Oberſten und Marſchälle, welche Inſignien trugen oder den Leichenwagen begleitet hatten, ſich ſtellten.

Nach der Trauermuſik, welche ſogleich anhob, nachdem die Leiche in die Kirche war getragen worden, hielt der Biſchof Urſinus die Leichenpredigt

über einen Text, welchen Friedrich noch ſelbſt beſtimmt hatte, und beſchloß ſeine Rede mit der Ableſung des königlichen Ehrengedächtniſſes. Nach Beendigung der Predigt wurde während der Abſingung des Trauergeſanges die königliche Leiche von den Kammerherren, in der Begleitung derer, welche die Inſignien und das Reichspanier getragen hatten, in die Gruft gebracht; und den Augenblick, in welchem die königliche Leiche von den Kammerherren aufgehoben wurde, und den geliebten König der Schooß der Erde aufnahm, kündigte der ganzen Stadt das Geſchmetter aller Trompeten und das Schlagen aller Pauken der aufgeſtellten Reiter-Regimenter, die allgemeine dreimalige Salve des ganzen Fußvolks und der dreimalige Donner der Kanonen auf den Wällen an.

Sobald die Leiche in den zinnernen Prachtſarg eingeſenkt worden war, wurden die Krone und Ordenskette durch die älteſten Kammerherren von dem Sarge abgenommen, und die Inſignien und das Reichspanier aus der Gruft wieder hervorgebracht, ſo wie auch der Himmel, welcher bis dahin über der Leiche gehalten worden, an den Catafalk getragen, wo auch die Inſignien auf Tabourets gelegt und bis zum Ende der Feierlichkeit von Kammerjunkern bewacht wurden.

Während der Trauermuſik, welche ſogleich nach der Einſetzung der königlichen Leiche begann, verließ der König mit den Prinzen, den Prinzeſſinnen und den übrigen Damen die Kirche, und begab ſich auf dem nächſten Wege nach dem Schloſſe.

Nach dem Beiſpiele der beiden großen Leichenbegängniſſe unter der vorigen Regierung, des großen Churfürſten und der Königin Sophie Charlotte, wurde auch dieſes feierliche Leichenbegängniß in einem prachtvollen Werke dargeſtellt, welches von dem Hofbuchdrucker Ulrich Liebpert in groß Folio gedruckt wurde. Auf 118 Kupferblättern wurden die verſchiedenen Anzüge des Trauergefolges und der dabei aufgeſtellten Soldaten abgebildet, außer dem von dem Profeſſor S. I. Gerike erfundenen und von J. G. Wolffgang geſtochenen Titelblatt, und auf drei andern Blättern das Bildniß des Königs, die innere Verzierung der Domkirche als Mauſoleum, und der von Schlüter modellirte zinnerne Prachtſarg abgebildet. Gerike und Wolffgang ſcheinen überhaupt den meiſten Antheil an der künſtleriſchen Ausführung dieſes Werkes gehabt zu haben; die vorangehende Beſchreibung

der Leichenfeierlichkeit war von dem Biſchofe Urſinus verfaßt, und den Schluß bildete ein lateiniſches von Johann Theodor Jablonski verfertigtes Trauergedicht.

Mit dieſem prachtvollen Leichenbegängniß verſchwand der Charakter, welchen Friedrich dem Hofe zu Berlin gegeben hatte, ſogleich bis auf die letzte Spur; und es war eine ſehr merkwürdige öffentliche Andeutung der beginnenden gänzlichen Umgeſtaltung des Hofes und Staates, daß Friedrich Wilhelm, wie Herr von Pöllnitz berichtet, ſogleich nach Vollendung des Leichenbegängniſſes ſeine Uniform anzog, zu Pferde ſich zu den auf dem Schloßplatze aufgeſtellten Truppen begab, und ſelbſt dieſe zu einer dreimaligen Salve aus ihren Feuergewehren commandirte. Auch von den übrigen in den Straßen aufgeſtellten Truppen und aus den Kanonen auf den Wällen wurde hierauf eine dreimalige Salve gegeben. Die alte Ordnung der Dinge war mit dem Leichenbegängniſſe des Königs Friedrich geſchloſſen, und eine neue Zeit begann.

# Berlin unter König Friedrich Wilhelm I.

## Sitten, Gebräuche, Kleidung und Vergnügungen der Berliner unter König Friedrich Wilhelm I.

Wenige Fürsten haben in einem solchen Maaße, wie Friedrich Wilhelm I., auf ihre Unterthanen gewirkt, und durch Beispiel sowohl, als unmittelbare Einwirkung deren bürgerliches und gesellschaftliches Leben beherrscht.

Durch die Umgebungen des Königs verbreitete sich seine Art des gesellschaftlichen Umganges sehr bald unter die übrigen Stände der Hauptstadt, und seine einfachen Tabaksgesellschaften, welche dem Geiste dieser Zeit sehr zusagten, wurden das Muster für die Zusammenkünfte und Unterhaltungen nicht nur der Officiere und Beamten, sondern auch der Bürger in den Privathäusern sowohl, als den Tabagien; und so wie Friedrich Wilhelm mit seiner Abendgesellschaft auf so vertrauliche Weise umging, daß er selbst gewöhnlich einige Male im Jahre, wenn er bei besonders guter Laune war, mit eigner Hand für dieselbe einen Fisch und Salat zubereitete, so theilte sich dieser ungezwungene und vertrauliche Ton auch den übrigen Ständen mit.

Noch heilsamer war es, daß auch die strenge Sittlichkeit des Königs und seine ungeheuchelte und von jeder Empfindelei entfernte Frömmigkeit nicht ohne große Einwirkung auf die Sitten der Bewohner von Berlin blieb; und von Zeitgenossen wird es versichert, daß, so wie Friedrich Wilhelm niemals den Gottesdienst an Sonntagen und Festtagen versäumte, eben so die Bürger sich zahlreich in den Kirchen einfanden; wozu auch das Beispiel der Soldaten sehr wirksam war, welche mit aller militairischen Strenge zum Besuche der Kirchen angehalten wurden. Um aber die Soldaten zu wahrer christlicher Frömmigkeit zu gewöhnen, blieb es nicht bloß bei diesem Zwange

zur Theilnahme an dem äußern Gottesdienſte, ſondern es wurden auch auf königliche Koſten gedruckte Exemplare des Neuen Teſtaments nebſt einem auf ihren Stand ſich beziehenden Gebete, und eines Geſangbuches unentgeltlich unter ſie vertheilt. Oeffentliche Ausbrüche der Liederlichkeit duldete Friedrich Wilhelm um ſo weniger, als ſchon jedes noch ſo geheime Vergehen dieſer Art ſeinen Unwillen aufregte; und diejenigen, welche ſich öffentlich dem ausſchweifenden Leben ergaben, wurden oftmals durch eine ſogenannte Generalviſitation überraſcht, wie diejenige war, welche der König im Jahre 1730 zu Berlin am zweiten Oſtertage anſtellen, und als dieſe noch nicht gehörig gefruchtet hatte, bald darauf mit noch größerer Strenge wiederholen ließ, und wobei mehrere Hunderte von liederlichen Perſonen an verdächtigen Oertern ertappt und zur Strafe gezogen wurden. Störungen und Unfrieden in den Ehen erregten, wo ſie bei ſeinen Unterthanen vorkamen, ſeinen heftigſten Unwillen. Die Eheſcheidungen waren verhältnißmäßig zu Berlin ſelten, weil der König, wo ein ehelicher Streit in dem Kreiſe ſeiner Beamten zu ſeiner Kenntniß kam, ſeine Ungnade auf ſehr empfindliche Weiſe zu erkennen gab.

Die ſtrenge Anſicht des Königs von der Sittlichkeit und dem äußern Anſtande des weiblichen Geſchlechts wirkte ebenfalls ſehr nachdrücklich auf die äußern Sitten; und das weibliche Geſchlecht im Allgemeinen befliß ſich des ſittſamſten Anſtandes ſowohl, als einer durchaus beſcheidenen Kleidung um ſo mehr, als jedes Frauenzimmer, welches in einigermaßen auffallender Kleidung dem Könige in den Straßen der Stadt oder auf einem Spaziergange begegnete, die empfindlichſte Zurechtweiſung zu erwarten hatte. Um eine ſolche Zurechtweiſung zu vermeiden, war deſto größere Vorſicht nöthig, je weniger der König im Allgemeinen von der Tugend und Züchtigkeit des weiblichen Geſchlechts eine hohe Meinung hatte.

Das ſparſame und einfache Leben des Hofes konnte nicht ohne Einfluß auf die verſchiedenen Stände der Geſellſchaft bleiben; zumal da der Geiſt der Sparſamkeit und ſtrengen Haushaltung überhaupt in dieſem Zeitalter aus der frühern Zeit ſich erhalten hatte und durch ſich ſelbſt ſchon vorherrſchend war. Die Frauen der vornehmſten Beamten, ſelbſt der Staatsminiſter und Generale, beſchäftigten ſich mit dem Verkaufe der Produkte ihrer Güter, die vornehmeren Hausfrauen hielten ſich nicht von den Arbeiten der Küche fern, und ſpannen in den Winterabenden mit ihrem Geſinde, welches überhaupt damals, zu

großem Vortheile für deſſen Sittlichkeit ſowohl, als für die Ordnung des Hausſtandes, mit der Hausfrau in viel vertraulicherm Verhältniſſe ſtand, als ſpäterhin; und jede Hausmutter geizte nach dem Ruhme, ſo wie im Allgemeinen eines durchaus geregelten und wohl eingerichteten Hausſtandes, ſo insbeſondere des Fleißes und der Geſchicklichkeit in häuslichen Arbeiten. Der Beſitz eines reichen Vorraths von ſelbſtbereiteter Leinwand und ebenfalls ſelbſtverfertigtem Tiſchzeuge gehörte nothwendig zu dem Weſen einer guten Haushaltung.

Die Sparſamkeit, welche im Innern der Haushaltungen herrſchte, zeigte ſich auch in den Kleidungen; und darin gingen dem weiblichen Geſchlechte auch die königlichen Prinzeſſinnen mit ihrem Beiſpiele vor. In den Kinderjahren wurden ſie nicht einmal in Seide, ſondern in Kreſette oder Raſche gekleidet, und noch weniger ihnen Kleider von Zitz, Kattun oder indiſchen Zeugen zugeſtanden. Den Gebrauch der gedruckten und gemalten Kattune verbot Friedrich Wilhelm allen ſeinen Unterthanen zum Vortheile der inländiſchen Wollenmanufacturen durch das Edict vom 18. November 1721 bei ſtrenger Strafe; und nach dem Verlaufe von acht Monaten ſeit der Bekanntmachung dieſes Edictes, in welchen jeder ſich ſeines Vorrathes an Kattun zu entledigen hatte, wurde die ſtrengſte Hausſuchung angeſtellt und jeder zur Strafe gezogen, bei welchem davon noch angetroffen wurde. Der Kopf- und Haarputz war nicht minder einfach, als ihre Kleidung; und ſelbſt die Prinzeſſinnen trugen ihr Haar nur einfach in die Höhe geſchlagen, jedoch gepudert. Die Kleidung der Männer nahm bei dem militairiſchen Geiſte, welchen Friedrich Wilhelm durch die faſt allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienſt in allen Ständen erweckte, die militäriſche Form an, und ſelbſt die blaue Farbe, welche die allgemeine Farbe der Uniform der Infanterie war, wurde in dem Bürgerſtande herrſchend. Zum Schmucke eines Mannes von Stande durfte auch noch in der Regierung dieſes Königs ein Degen, ſo wie auch ein mit Treſſen beſetzter Hut nicht fehlen; und Manchetten und Chabots, welche aber nicht an dem Hemde, ſondern, damit ſie, wenn man nach Hauſe kam, ſogleich bei Seite gelegt und vor Beſchmutzung bewahrt werden konnten, an den Röcken und Weſten befeſtigt waren, gehörten nicht minder zum vollſtändigen Anzuge. Auch trug man gern bei kälterer Witterung einen rothen Mantel.

Die Sorge für die Erhaltung der Kleidung ging so weit, daß in den Kollegien und Kanzleien niemand an die Arbeit ging, ohne Vorsteckärmel zur Schonung seines Rockes anzulegen, worin der König ebenfalls mit seinem Beispiel vorging, welcher niemals in seinem Kabinette ohne einen solchen Schutz seiner Uniform arbeitete.

Die äußere Form der Kleidung erhielt sich unter Friedrich Wilhelm um so länger, da der König ein abgesagter Feind aller neuen Moden, besonders derer war, welche den Franzosen nachgemacht wurden. Als er im Jahre 1719 besorgte, daß die großen Hüte, welche damals in Frankreich getragen wurden, und durch den französischen Gesandten, Grafen von Rothenburg, und dessen Begleiter in Berlin bekannt geworden waren, gefallen und zur Nachahmung reizen möchten, so ließ er bei der großen Musterung der Garnison von Berlin am dritten Pfingsttage auf dem Tempelhofer Berge die Regiments-Profoße mit solchen Hüten erscheinen, und man bemerkte es auch sehr bald, daß auf dem ganzen Musterungsplatze niemand einen so großen Hut trug, als der französische Gesandte, dessen aus dreißig Personen bestehendes Gefolge, und die Profoße, außer daß die Hüte der letztern noch um etwas größer waren, als die französischen.

Man bequemte sich übrigens gern nach dem Willen und dem Geschmacke des Königs, und seine Zurechtweisungen und Ermahnungen, auch wo sie Verhältnisse des häuslichen Lebens oder an sich gleichgültige Dinge, als die Art und Weise der Kleidung betrafen, fanden willige Befolgung, weil das aus der guten alten Zeit gebliebene schöne und vertrauliche Verhältniß nicht gestört war, nach welchem die Unterthanen ihren Landesherrn nicht bloß als Oberhaupt des Staates in einem kalten und starren Begriffe sich dachten, sondern zugleich als einen Vater liebten und verehrten, von welchem Gebote und Strafen mit eben so großer Dankbarkeit und Ehrerbietung anzunehmen wären, als Wohlthaten und Gnadenbezeigungen, und von welchem man sich auch die Aeußerung einer Laune gefallen lassen müsse.

Die Vergnügungen, wodurch die Berliner sich zu erheitern pflegten, behielten auch in dieser Regierung im Allgemeinen denselben Charakter, welchen sie in den letzten Jahren der vorigen Regierung angenommen hatten. Die Spaziergänge auf die umliegenden Dörfer blieben die Hauptbelustigung, vornehmlich an den Sonntagen und Festtagen, und das Kegelspiel war in den

Dorfſchenken eine ſehr gewöhnliche Unterhaltung; am meiſten wurde Charlottenburg, deſſen Erweiterung und Verſchönerung Friedrich Wilhelm ſich ſehr angelegen ſein ließ, beſucht, obgleich ſchon im Anfange dieſer Regierung die angenehme Abendbeleuchtung des dahin durch den Thiergarten führenden Weges abgeſchafft wurde. Die unter Friedrich I. eingerichteten Treckſchüten, auf welchen man wöchentlich mehrere Male, vornehmlich des Sonntags, zu Waſſer nach Charlottenburg fahren konnte, blieben noch immer im Gebrauche. Friedrich Wilhelm war, wie bereits oben bemerkt worden iſt, den Volksbeluſtigungen nicht im Allgemeinen, ſondern nur denen abhold, welche nach ſeiner Meinung den Müßiggang beförderten. Zu ſolchen ſchädlichen Vergnügungen rechnete er aber vor allen die Schießübungen der Bürger; und dieſe Anſicht des Königs hatte ſelbſt die Aufhebung der im Jahre 1551 gegründeten kölniſchen Schützengilde und der übrigen Schützengilden in den Reſidenzſtädten zur Folge. Im Jahre 1727 am 28. Mai erließ nämlich Friedrich Wilhelm eine Cabinetsordre an den Magiſtrat zu Berlin, wodurch es vorerſt auf das nachdrücklichſte unterſagt wurde, in jenem Jahre auf den Schützenhöfen zu ſchießen, ſpielen und tanzen, und auch ſonſt Spielleute zu dulden, „allermaßen," wie es in dem Befehle ausdrücklich hieß, „der König alles liederliche und üppige Weſen abgeſtellt wiſſen wolle." Als dagegen die Zinngießer, Pfefferküchler, Porcelanbrenner und Bürſtenbinder und überhaupt die Handwerker, welchen das Scheibenſchießen Gelegenheit gab zum reichlichern Abſatze der Waaren, in einer Bittſchrift den König um die Beſtimmung der Zeit baten, in welcher daſſelbe gehalten werden dürfe, ſo ließ Friedrich Wilhelm ihnen durch den Magiſtrat eröffnen, daß das Scheibenſchießen überhaupt von keinem Nutzen ſei, und ihnen kein Anſpruch auf Entſchädigung zuſtehe. Hierauf nahm der Magiſtrat auch den Schützenkrügern die ihnen für das Bier, welches ſie zum Ausſchenken einlegten, bis dahin zugeſtandene Freiheit von Abgaben; und weil die Schützengilden ohnehin in Schulden gerathen waren, ſo löſten ſie ſich, nachdem die königliche Willensmeinung über ihre Schädlichkeit ſo nachdrücklich war ausgeſprochen worden, gänzlich auf; und die von den Schützen-Königen getragenen ſilbernen Ketten ſowohl, als die Schützenplätze, der Deutſche vor dem Leipziger Thore, der nicht weit davon belegene Franzöſiſche, und der Berliniſche vor dem Königsthore, wurden mit allem Zubehör verkauft.

Dieſe Vergnügungen mochte mancher um ſo ſchmerzlicher entbehren, als ſonſt nicht ſehr für die Unterhaltung der geringern Bürger geſorgt war; ſelbſt der Tabagien gab es ſehr wenige, und die Thee- und Caffeeſchenken, deren Anlegung unter der vorigen Regierung der Graf Wartenberg aus finanziellen Gründen befördert hatte, ſollen zur Zeit Friedrich Wilhelm's ſo gänzlich in Berlin verſchwunden ſein, daß man nur an zwei Orten Caffee, das Loth zu Einem Groſchen, verkaufte; und dieſes Getränk ſoll überhaupt damals ſo ſelten geweſen ſein, daß es in den Geſellſchaften der Frauen des Mittelſtandes nur aus ganz kleinen Taſſen von Delfter Porcelan getrunken wurde.

# Erweiterung und Verschönerung der Stadt Berlin unter König Friedrich Wilhelm I.

## Bau der Friedrichsstadt.

Friedrich Wilhelm war der erste preußische Monarch, welcher seit der Erbauung des hiesigen königlichen Schlosses die hier erlassenen Befehle, Patente und Briefe nicht von Köln an der Spree, sondern, und zwar sogleich vom ersten Jahre seiner Regierung an, von Berlin datirte.

Den von seinem Vater angefangenen Bau des Schlosses setzte Friedrich Wilhelm fort, ohne neue Pläne entwerfen zu lassen, und bis zum Jahre 1716 wurden durch den Hofbaumeister Böhme, welcher schon unter Schlüter und Eosander als Conducteur an dem Schloßbau Antheil genommen hatte, die angefangenen Gebäude bis zu dem Zustande, in welchem sie noch jetzt sich befinden, vollendet. Im Jahre 1720 wurde durch den Maler Ebert an der neuen Werderschen Mühle das durch ein Druckwerk getriebene Wasserrad angelegt, wodurch das Wasser in die auf dem Eosander'schen Portale befindlichen drei großen Wasserbehältnisse geleitet wird, aus welchen es in alle Theile des Schlosses vertheilt werden kann. Im Innern des Schlosses wurde im Jahre 1728 der weiße Saal vollendet, und im Jahre 1739 das silberne Chor des Rittersaals gebaut. Die Umgebungen des Schlosses wurden bedeutend geändert durch die Abschaffung und Ebnung des bei der Domkirche ehemals befindlichen Kirchhofes, die Wegreißung des im Jahre 1661 erbauten Ballhauses und der dazu gehörigen Gebäude im Jahre 1720, und die Umschaffung des Lustgartens in einen Exercierplatz seit dem Jahre 1715.

Die Erweiterung und Verſchönerung der Stadt ließ der König ganz beſonders ſich angelegen ſein. Schon im Jahre 1716 wurden in der Spandauer Vorſtadt die Gaſſen bis zum Oranienburger Thore abgeſteckt, und überhaupt munterte Friedrich Wilhelm bei jeder Gelegenheit zum Anbau der Vorſtädte auf; im Jahre 1724 wurde der Oberbaum angelegt, im Jahre 1725 die Schälung der Spree von der Schleuſe bis zum Stralauer Thore größtentheils vollendet, und im Jahre 1738 erhielt der Schiffbauerdamm durch einige Schiffbauer, welchen dort Bauſtellen angewieſen wurden, ſeine jetzige Geſtalt. In den Jahren 1734 bis 1737 wurde der größte Theil der Befeſtigung an der kölniſchen Seite von der Jägerbrücke bis zur Blocksbrücke weggenommen, und dafür wurden Häuſer und Gärten angelegt, auch die Jägerbrücke, Jeruſalems-, Spital- und Köpenickerbrücke neu gebaut.

Mit gewaltigem Eifer betrieb der König ſeit dem Jahre 1725, zum Theil auf Koſten und zum Schaden der alten Städte, den Anbau der Friedrichsſtadt. Nachdem bei einer im Januar jenes Jahres auf königlichen Befehl angeſtellten General-Viſitation in dieſem Theile der Stadt, welcher damals durch die Mauerſtraße und die jetzige Junkerſtraße begrenzt wurde, 719 bewohnte Häuſer, 149 wüſte Stellen und 26 neue Anbauer ſich gefunden hatten, ſo begann er ſogleich für den Anbau der wüſten Stellen mit ſeiner gewöhnlichen bewundernswürdigen Thätigkeit zu ſorgen; und unter der Leitung des Geheimen Raths und Oberbaudirectors Philipp Gerlach wurden theils auf Koſten des Königs, theils durch Bürger auf königlichen Befehl, ſo viele neue Häuſer gebaut, daß keine wüſte Stelle übrig blieb. Einen bedeutenden Zuwachs an Einwohnern erhielt eben damals die Friedrichsſtadt durch die Ankunft der aus ihrem Vaterlande vertriebenen evangeliſchen Böhmen, welche im Jahre 1727 durch ihren Prediger Lipperda um die Aufnahme in die preußiſchen Staaten anſuchten, und ſeit dem Jahre 1732 zwiſchen der Krauſen- und Schützenſtraße mit königlicher Unterſtützung ſich anbauten. Sehr förderlich für das Gedeihen der neuen Stadt war die im Jahre 1728 ergangene Verordnung, nach welcher vom folgenden Jahre an daſelbſt nicht nur die gewöhnlichen Wochenmärkte und Fleiſch- und Brotſcharren auf dieſelbe Weiſe, als in Berlin und Köln, gehalten werden, ſondern auch der neuen Stadt von den der Reſidenz bewilligten vier Jahrmärkten zwei zufallen ſollten, ſo daß für jede der beiden alten Städte nur Ein Jahr-

markt blieb. Seit dem Jahre 1732 beschränkte der König sich nicht mehr auf den Anbau wüster Stellen, sondern es begann, nach einem neuen Plan und mit unerhörter Raschheit, zugleich die Erweiterung der neuen Stadt; wobei, so wie überhaupt bei dem Baue der seit dieser Zeit bis zum Jahre 1740 auf der Friedrichsstadt entstandenen Häuser, außer dem Geheimen Rath Gerlach, der Oberst Christian Reinhard von Derschau auf eine Weise thätig war, welche viele Klagen veranlaßte. Nicht nur vermögende Bürger oder reichlich besoldete königliche Beamte, sondern selbst arme Handwerker und königliche Bediente, welche nicht über zweihundert Thaler Besoldung hatten, wurden mit unerbittlicher Strenge zum Bau neuer Häuser gezwungen und dadurch in Schulden gestürzt; und keine dagegen vorgebrachte Vorstellung fand Gehör *). Besonders großes Aufsehen machte es, als im Jahre 1733 der Oberst von Derschau den verdienten Geheimen Rath von Rüßler, Schwiegersohn des berühmten Kanzlers der Universität Halle, Johann Peter von Ludwig, zwang, auf einer sumpfigen Stelle der Friedrichsstadt ein Haus zu bauen, und weder die Erinnerung an seine dem königlichen Hause ohne Besoldung und jede andere Belohnung geleisteten wichtigen Dienste, noch die Fürsprache der Königin andre Wirkung hervorbrachte, als einen königlichen Kabinetsbefehl vom 1. Februar 1733, wodurch Rüßler angehalten wurde, „auf der ihm angewiesenen Stelle auf der Friedrichsstadt ein Haus zu bauen, oder Sr. königlichen Majestät allerhöchsten Ungnade zu gewärtigen." Selbst die königlichen Minister und Generale entgingen diesem Zwange nicht; und nicht alle vornehme Beamte, welche zum Bau neuer Häuser gezwungen wurden, erfuhren in dem Maße die Freigebigkeit ihres Herrn, als die Generale Grafen von Schulenburg und von Truchseß, der Landjägermeister Graf von Schwerin, und die Staatsminister von Marschall und von Happe, welche, jeder mit Bau-

*) Als im Jahre 1739 der König während seiner Krankheit den Probst Reloff rufen ließ, und dieser ihm zur Vergebung seiner Sünden bei Gott nur unter der Bedingung Hoffnung machte, daß er alles Böse, das er mittelbar oder unmittelbar gethan, abstelle, so verlangte der König ein Beispiel des Bösen, das er gethan habe; und der Probst hatte die Kühnheit, den harten Druck anzuführen, welcher durch den erzwungenen Anbau der Friedrichsstadt vielen Leuten zu ihrem Ruin widerfahren sei, und dabei den anwesenden Obersten von Derschau mit Namen zu nennen.

materialien von 40000 Thalern an Werth, beſchenkt wurden. Dafür bauten in der Wilhelmsſtraße der Graf von Schulenburg im Jahre 1734 ſeinen Palaſt, den jetzigen Palaſt des Fürſten Radzivill, nach in Italien verfertigten Riſſen; der Graf von Schwerin unter der Leitung des Bauinſpectors Karl Wiesend den nachherigen Fürſtlich Sacken'ſchen Palaſt; der Staatsminiſter von Marſchall im Jahre 1736 durch den Geheimen Rath Gerlach und den Baumeiſter Horſt den nachherigen Gräflich Finkenſtein'ſchen, gegenwärtig Gräflich Voſſiſchen Palaſt; und das Fürſtlich Reuß'ſche Palais, das jetzige königliche Kriegsminiſterium, verdankte dem Staatsminiſter von Happe ſeine Entſtehung im Jahre 1737, nach Zeichnungen der Baumeiſter Stolze und Dietrich. Im Auguſt des Jahres 1734 wurde nach dem von dem Geheimen Rath Gerlach entworfenen Plane der Bau des Kollegienhauſes in der Lindenſtraße begonnen, und noch vor dem Pfingſtfeſte des Jahres 1735 eröffneten das Kammergericht, Tribunal und Conſiſtorium darin ihre Sitzungen. Der Baron von Bernezobre, welcher in Frankreich bei Gelegenheit des Law'ſchen Actienhandels ein unermeßliches Vermögen ſich erworben hatte, und in der Burgſtraße das ſchöne, von dem General von Montargues erbaute Haus beſaß, machte ſich dem Könige gefällig, indem er im Jahre 1735 nach dem Riſſe eines franzöſiſchen Baumeiſters den Palaſt baute, welcher ſpäterhin in den Beſitz der Prinzeſſin Amalia, Schweſter Friedrich's des Großen, und dann des Prinzen Albrecht kam.

Bei einer ſolchen Thätigkeit in dem Anbau der neuen Stadt geſchah es, daß noch während der Regierung des Königs Friedrich Wilhelm die Markgrafenſtraße ihre gegenwärtige Ausdehnung erhielt, die Kochſtraße, Zimmerſtraße und Leipzigerſtraße jenſeits der Mauerſtraße verlängert wurden, die Wilhelmsſtraße, der Wilhelmsplatz, der Friedrichsſtädtiſche Markt, der jetzige Leipzigerplatz und der Bellealliance-Platz entſtanden, und nachdem im Jahre 1734 das alte Leipziger Thor, vor welchem ſeit dem Jahre 1730 der Obelisk als Meilenzeiger ſtand, abgebrochen worden, aus dem ſogenannten großen Markte, durch den Anbau neuer Häuſer in Verbindung mit der ehemaligen Schwanengaſſe, ein ſchöner Platz geſchaffen wurde, welcher nach dem General, Alexander Grafen von Dönhoff, den Namen des Dönhoffſchen Platzes erhielt. Im Jahre 1737 war die Zahl der Häuſer der Friedrichsſtadt ſchon

bis auf 1682 geſtiegen. Die natürliche und nothwendige Folge aber der ſchnellen Erbauung einer ſo großen Zahl von Häuſern war das Sinken des Werthes derſelben, ſo daß der Geheime Rath von Nüßler das Haus, welches der Geheime Rath Klinggräf neben dem ſeinigen erbauet hatte, und welches völlig ſo groß als dieſes war, für achthundert Thaler an ſich brachte, um es nicht in den Beſitz eines Seifenſieders und Bierſchenken kommen zu laſſen, welcher im Begriff ſtand, es zu kaufen.

Der König hatte an ſeiner neuen Schöpfung ein ſolches Wohlgefallen, daß, wenn er zu Berlin ſich aufhielt, ſelten ein Tag verging, ohne daß er auf ſeinem gewöhnlichen täglichen Spazierritte die Friedrichsſtadt beſuchte, und nach dem Fortgange der angefangenen Baue ſich erkundigte; und wenn er ſchon in andern Gegenden der Stadt auf das Leben und Treiben der Einwohner mit forſchendem Auge achtete, ſo war doch nirgends ſeine Nachforſchung ſtrenger, als gegen die neuen Anſiedler auf der Friedrichsſtadt. Dieſe große Theilnahme ihres Herrn an allen ihren Angelegenheiten ſoll aber unter ihnen eine ſo ängſtliche Furcht hervorgebracht haben, daß zu der Zeit, in welcher der König erwartet wurde, niemand, weder auf den Straßen, noch an den Fenſtern, ſich blicken ließ. Wenn übrigens es gegründet iſt, was Faßmann erzählt, daß Friedrich Wilhelm ſich vorgeſetzt hatte, es dahin zu bringen, daß in Berlin jederzeit ein Heer von dreißig Tauſend Mann, ohne große Beläſtigung der Bürger, ſollte Unterkommen finden können, ſo läßt ſich mit Sicherheit annehmen, daß die Abſichten des Königs, in Beziehung auf die Vergrößerung ſeiner Hauptſtadt, nicht auf die Erweiterung der Friedrichsſtadt ſich beſchränkten, ſondern in noch größerm Umfange ſich entwickelt haben würden, wenn längere Geſundheit und ein längeres Leben ihm wären beſchieden worden.

Die genaue Kenntniß, welche Friedrich Wilhelm auf ſeinen oftmaligen Spazierritten durch die Straßen von Berlin, über alles, was vorging, ſich verſchaffte, hatte in Hinſicht der Reinlichkeit der Stadt ſowohl, als überhaupt durch Einführung vielfältiger Verbeſſerungen, zu welchen er dadurch veranlaßt wurde, höchſt wohlthätige Folgen. Wenn der König, welchem die Reinlichkeit der holländiſchen Städte als das Ziel vorſchwebte, zu welchem auch ſeine Reſidenz gebracht werden müßte, irgend einen Uebelſtand bemerkt hatte, z. B. das Werfen von Kehricht in den Spreefluß, oder das Aufhängen

von Wäſche oder Thierfellen an den Geländern der Schälung des Fluſſes, ſo erfolgte ein ſtrenges Verbot, wodurch ſolche Mißbräuche abgeſtellt wurden; und Berlin gewann daher mit jedem Jahre ein freundlicheres Anſehen. Sehr wichtige Verbeſſerungen, welche die Hauptſtadt ſeiner Sorgfalt verdankte, waren die Einführung einer zweckmäßigern Feuerordnung im Jahre 1727, die beſſere Einrichtung der nächtlichen Straßenerleuchtung im Jahre 1732, die neue Polizeiordnung vom 16. Julius 1735, und die Pflaſterung der Friedrichsſtadt, der Spandauer und Königs-Vorſtadt, ſo wie von Neu-Köln in den Jahren 1733 bis 1740, wovon der Arbeitslohn, mit Ausſchluß des Preiſes der zum Theil aus einer Entfernung von ſechszehn Meilen gelieferten Steine, ſchon im Jahre 1739 nicht weniger betrug als 83588 Thaler 3 Groſchen. In den Jahren 1734 bis 1736 wurden die Friedrichsſtadt, Neuſtadt und köniſche Vorſtadt mit einer ſteinernen Mauer umgeben, deren Bau, mit Ausſchluß der Thore, 41053 Thaler koſtete.

Daß von Friedrich Wilhelm die Polizei und Rechtspflege, ſowohl im Allgemeinen, als insbeſondere in ſeiner Reſidenz, kräftig gehandhabt wurde, läßt ſich ſchon nach ſeinen bekannten Grundſätzen von Ordnung und Sittlichkeit vermuthen. Zu den berühmteſten der faſt zahlloſen Strafexempel, welche während ſeiner Regierung zu Berlin vollſtreckt wurden, gehören die Hinrichtungen des Schloßcaſtellans Kunk und Hofſchloſſers Stief, im Jahre 1718, wegen Beraubung des königlichen Münzkabinets, des politiſchen Schwindlers Jacob Clement im Jahre 1720, und des Majors von Neuendorf vom Glaſenapp'ſchen Regiment, welchen das Unglück traf, daß ſein von ihm im Duell verwundeter Bruder das Opfer des unvernünftigen Eigenſinns wurde, womit er ſelbſt die Heilung der Wunde wehrte, im Jahre 1722. Daß bei dieſen und andern Hinrichtungen der Marter und Qualen mehr angewandt wurden, als das ſpätere und gebildetere Zeitalter für nothwendig zur Handhabung der Gerechtigkeit achtete — dieſes lag in dem Geiſte und den herrſchenden Anſichten der damaligen Zeit. Gegen kein Verbrechen aber hielt Friedrich Wilhelm ſtrenge Strafe für ſo nothwendig, als gegen den Hausdiebſtahl, indem er mit Recht den dabei vorwaltenden Mißbrauch des Vertrauens als triftigen Grund zur Schärfung der geſetzmäßigen Ahndung betrachtete; und daher erging am 9. Januar 1735 das ſcharfe Edict, wodurch verordnet wurde, daß jeder Dienſtbote männlichen oder

weiblichen Geſchlechts, welcher mit Erbrechung oder Oeffnung von Thüren, Kaſten oder andern Behältniſſen einen Hausdiebſtahl begangen hätte, ohne alle Rückſicht auf den Werth des geſtohlenen Gutes oder die Möglichkeit des Erſatzes, binnen acht Tagen verurtheilt und an einem vor dem Hauſe des Beſtohlenen errichteten Galgen aufgeknüpft werden ſollte; und zweimal wurde während der Regierung Friedrich Wilhelm's dieſes ſtrenge Geſetz in Anwendung gebracht, indem vor den Häuſern des Geheimen Raths Truzettel und des Staatsminiſters von Happe die angedrohte Hinrichtung diebiſcher Dienſtboten wirklich Statt fand.

So wie Friedrich Wilhelm ſtrenge war in der Ausübung der ſtrafenden Gerechtigkeit, eben ſo war er auch gewiſſenhaft in der Handhabung der Gerechtigkeit, welche wohl erworbene Rechte ſichert und ſchützt. Von der Juſtiz der Rechtsgelehrten hatte er zwar keine beſonders hohen Begriffe, und vornehmlich gaben ihm die Advocaten ein Aergerniß, welches er zwar als ein nothwendiges Uebel duldete, aber möglichſt zu mindern ſuchte. Nicht nur wurde die Zahl der Sachwalter zu Berlin durch die am 9. Junius 1713 erlaſſene Ordnung der Rechtspflege auf die Zahl von vier und zwanzig beſchränkt, ſondern Friedrich Wilhelm gab ihnen auch die Meinung, welche er von ihnen hegte, dadurch zu erkennen, daß er durch eine eigenthümliche ihnen vorgeſchriebene beſcheidene Kleidung, einen ſchwarzen Rock mit einem bis auf die Knie reichenden ſchwarzen Mantel, der Neigung zum Aufwande und zu äußerer Pracht, welche er ihnen zutraute, und den Reizungen zur Unredlichkeit, welche daraus entſtehen könnten, Grenzen ſetzte. Er erhielt aber mit kräftigem Schutze jeden Stand und jede Klaſſe ſeiner Unterthanen im Beſitze ihrer Rechte; und ſo ſehr er ſonſt der franzöſiſchen Nation und deren Sitten und Moden abgeneigt war, ſo entzog er gleichwohl den eingewanderten Franzoſen, welche auf mannigfaltige Weiſe, ſo wie um den ganzen preußiſchen Staat, ſo insbeſondere um die Hauptſtadt, weſentliche Verdienſte ſich erworben hatten, auf keine Weiſe den von ſeinen Vorfahren ihnen zugeſicherten Schutz; vielmehr verwilligte er ihnen ſelbſt manche neue Vortheile. Als in den erſten Jahren ſeiner Regierung der Ruf ſeiner Kargheit mancherlei Beſorgniſſe in der franzöſiſchen Colonie erweckte, und das Gerücht von der beabſichtigten Verſchmelzung aller franzöſiſchen Colonien in den preußiſchen Staaten mit den übrigen Unterthanen ſogar Auswanderungen veranlaßte, ſo

zerſtreute Friedrich Wilhelm dieſe Beſorgniſſe durch zweckmäßige Anordnungen. Für dieſen Zweck war es berechnet, daß im Jahre 1718 nach dem Tode des Staatsminiſters, Grafen Otto Magnus von Dönhoff, welcher die Direction aller franzöſiſchen Colonien geführt hatte, der König durch den Oberſten und Commandanten von Berlin, de Forcade, die hier wohnenden Franzoſen verſammeln und benachrichtigen ließ, daß Se. Majeſtät ihnen erlaube, zum Nachfolger des Grafen von Dönhoff in der Leitung ihrer Angelegenheiten ſich aus den königlichen Miniſtern denjenigen zu wählen, zu welchem ſie das meiſte Vertrauen hegten. Sie baten aber den König in einem Memorial, ſelbſt dieſe Wahl zu treffen, „weil die Wahl Sr. Majeſtät nach Höchſtdero väterlicher Gnade und hocherleuchtetem Urtheile weit ſicherer ſein werde, als die ihrige.“ Bald hernach errichtete Friedrich Wilhelm, vermittelſt des Patents vom 9. März 1719, das franzöſiſche Oberdirectorium, welches unter der Leitung eines der königlichen Miniſter die Angelegenheiten der franzöſiſchen Colonien, insbeſondere die Wiederbeſetzung der erledigten Stellen in den verſchiedenen Zweigen der Verwaltung und die Vertheilung der Gnadengehalte beſorgte. Hierauf erfolgte am 20. Februar 1720 ein Edict, wodurch alle in den preußiſchen Staaten den franzöſiſchen Eingewanderten früher ertheilten Rechte beſtätigt und auch denjenigen zugeſichert wurden, welche künftig einwandern würden; und die Leichtigkeit, womit die franzöſiſchen Unterthanen die Theilnahme an den vortheilhaften Lieferungen und Arbeiten für die zahlreiche Armee erlangten, ſo wie die Aufmerkſamkeit, welche der König auf das Gedeihen der franzöſiſchen Colonien und den Fleiß und die Betriebſamkeit ihrer einzelnen Mitglieder richtete, endlich die Freigebigkeit, womit er die Gründung neuer Anſtalten zu ihrem Beſten beförderte, überzeugte alle franzöſiſchen Colonien in den preußiſchen Staaten von der Nichtigkeit ihrer frühern Beſorgniſſe. Eine der wichtigſten Anſtalten der franzöſiſchen Colonie zu Berlin, welche unter dieſer Regierung durch königliche Unterſtützung zu Stande kamen, war das Waiſenhaus, welches im Jahre 1729 vollendet wurde. Auch die Erbauung der Hoſpitalkirche und der franzöſiſchen Kirche in der Kloſterſtraße, ſo wie die Einrichtung der ehemaligen Kapelle in der Köpenicker Vorſtadt zu einer Pfarrkirche wurde durch die Unterſtützung des Königs erleichtert.

Unter den verſchiedenen Klaſſen der Einwohner von Berlin erfreute ſich

nur die Judenſchaft nicht ſeines Wohlwollens.“ In den erſten Jahren ſeiner Regierung ſtanden zwar die Juden bei ihm nicht in ſchlechtem Anſehen. Als im Jahre 1715 ein unbeſonnener Menſch mit entblößtem Degen die Juden, und beſonders deren Frauen, in der Synagoge in großes Schrecken geſetzt hatte, ſo befahl der König die ſtrenge Beſtrafung dieſes Muthwillens, und erklärte zugleich ſeinen ernſten Willen, die Judenſchaft zufolge des ihr gewährten königlichen Schutzes gegen jede Thätlichkeit, Beeinträchtigung und Beleidigung auf das nachdrücklichſte zu beſchirmen. Seit dem Jahre 1721 aber änderte ſich ſeine Meinung von den Juden dadurch, daß er den Argwohn faßte, als ob die Judenſchaft das hinterlaſſene Vermögen des für ſehr reich geachteten jüdiſchen Münzlieferanten Veit, welcher der königlichen Kammer mehr als hundert Tauſend Thaler ſchuldig blieb, nach deſſen Tode heimlich unter ſich getheilt und dadurch die königliche Kammer betrogen hätte. Dieſer Argwohn hatte die ſeltſame Verfügung zur Folge, daß am 15. Auguſt 1721, Morgens um ſieben Uhr, die Judenſchaft in ihre mit einer Wache umſtellte Synagoge gerufen, und im Beiſein des Conſiſtorialraths und Oberhofpredigers Jablonski förmlich mit dem Banne belegt wurde; und ſeit dieſer Zeit folgte eine harte Verfügung gegen die Juden nach der andern, zum Theil auf Veranlaſſung mehrerer in kurzer Zeit nach einander von einzelnen Juden verübter Verbrechen und des von der Judenſchaft getriebenen Wuchers. Nicht nur wurde ihnen der Zwang aufgelegt, von den auf den königlichen Treibjagden erlegten wilden Schweinen jedes Mal eine große Zahl für den ihnen angeſetzten Preis zu kaufen, ſondern der König machte auch aus den Conceſſionen, ohne welche kein Jude in den preußiſchen Staaten geduldet wurde, Gnadengeſchenke an ſeine Freunde, welche dafür ſo viel erpreßten, als möglich. Als im Jahre 1737 nach angeſtellter Unterſuchung ſich gefunden hatte, daß die Judenſchaft zu Berlin aus 120 Familien beſtand, welche 250 Dienſtboten hielten, ſo beſtimmte er, durch eine an den Rand des Berichts der Judencommiſſion geſetzte Bemerkung, die Zahl der Dienſtboten, welche den geſammten berliniſchen Juden verſtattet ſein ſollten, auf zweihundert. Doch widerfuhr dem Juwelier und Banquier Ephraim am 7. Januar 1740 die Ehre, daß in ſeinem Hauſe die damals zu Berlin anweſenden Schwiegereltern des Kronprinzen, der Herzog und die Herzogin von Braunſchweig-Wolfenbüttel, mit allen königlichen Prinzen und Prinzeſſinnen und

dem ganzen Hofe, der Einsegnung der Ehe zweier von der Judenschaft erzogenen Waisenkinder, welche auf ausdrücklichen königlichen Befehl in diesem Hause und an diesem Tage geschah, „zu ihrer Ergötzung" beiwohnten.

Wenn in diesen harten Verfügungen gegen die Juden und in mehrern schaudervollen Hinrichtungen jüdischer Verbrecher, welche seit dem Jahre 1721 zu Berlin Statt fanden, der rauhe und harte Sinn dieses Zeitalters auf eine sehr unerfreuliche Weise sich darstellt, so gewährt dagegen die allgemeine Theilnahme, welche das Schicksal der von dem unduldsamen Erzbischof von Salzburg aus seinem Lande verjagten Protestanten, wie in allen evangelischen Ländern und Städten, so auch in Berlin fand, den rührenden Beweis eines lebendigen christlich brüderlichen Sinnes. Die Ankunft eines Zuges der Salzburgischen Emigranten, welche im Jahre 1732 nach den in Litthauen von dem Könige ihnen angewiesenen Gegenden sich begaben, veranlaßte jedes Mal eine öffentliche Festlichkeit. Der König selbst ging gewöhnlich ihnen bis zum Leipziger Thor entgegen, einige Candidaten der Theologie führten sie in die Stadt und wiesen ihnen ihre Herbergen an, die Einwohner wetteiferten mit einander in freundlicher Bewirthung der unglücklichen Glaubensgenossen, die Königin ließ sie in Monbijou speisen und beschenkte sie mit Geld und Bibeln; in den Kirchen wurde zu ihrer Erbauung Gottesdienst gehalten, und nach der Predigt mit ihnen eine Prüfung in Hinsicht ihrer Kenntniß des Christenthums angestellt, welche meistens zu großer Befriedigung aller Anwesenden ausfiel.

Der christliche Sinn Friedrich Wilhelm's, von welchem in unserer Darstellung schon mehrere Beweise angeführt worden sind, zeigte sich auch in dem Eifer, mit welchem er für die Ausschmückung, Wiederherstellung und den Bau der Kirchen in der ganzen Monarchie und insbesondere zu Berlin sorgte; die letzten in unserer Stadt neu erbauten und ausgestatteten Kirchen verdanken ihm ihre Entstehung. Außer der schon vorhin erwähnten Unterstützung, wodurch der Bau und die Einrichtung mehrerer Kirchen der hiesigen französischen Colonie erleichtert wurden, baute er in den Jahren 1720 bis 1722 die neue Garnisonkirche, nachdem die alte von Friedrich I. erbaute durch die gewaltigen weit umher sich verbreitenden Wirkungen der durch das Auffliegen des Pulverthurms am Spandau'schen Thore bewirkten Erschütterung war zerstört worden. Dieses Unglück ereignete sich am 12. August 1720,

als ſchon die Ausräumung dieſes Gebäudes begonnen war, und koſtete nicht nur den ſämmtlichen in dem Thurme beſchäftigten Artilleriſten, ſondern dem jungen Prediger Block, welcher zwei Tage zuvor war ordinirt worden, und um ſich zu ſeiner Pfarre nach Freyenſtein zu begeben, auf der Poſt gerade in dem Augenblicke der Exploſion vor dem Thore vorbeifuhr, zwei und vierzig in der Garniſonſchule verſammelten Kindern und ein und dreißig Bürgern, Frauen und Dienſtboten das Leben; viele andre wurden beſchädigt und verſtümmelt; auch die Beſchädigung der benachbarten Gebäude war nicht unbeträchtlich, und die Wirkungen des furchtbaren Knalls erſtreckten ſich ſelbſt bis zum königlichen Schloſſe, wo eine große Menge von Fenſtern zerſtört wurde. Zehn Jahre ſpäter, in der Nacht des zweiten Pfingſttages, den 29. Mai 1730, wurde die Petrikirche auf eine nicht minder ſchreckliche Weiſe, durch dreimaliges Einfahren des Blitzes in den im Bau begriffenen und unvollendeten Thurm, welcher noch vom Baugerüſte umgeben war, zerſtört, und mit ihr wurden ſieben und dreißig Wohnhäuſer auf dem Hundemarkt, in der Grünſtraße, Brüderſtraße und andern benachbarten Straßen in Aſche gelegt. Friedrich Wilhelm, welcher im Begriff war, nach dem berühmten ſächſiſchen Luſtlager bei Mühlberg zu reiſen, als er zu Potsdam die Nachricht von dieſem Unfalle erhielt, ordnete unverzüglich die Wiederherſtellung dieſer Kirche an, bewilligte dazu ſogleich dreißig Tauſend Thaler, und auch der König von Polen beförderte dieſen Bau durch das Geſchenk einer großen Zahl von Quaderſtücken aus den Steinbrüchen bei Pirna. Zugleich wurde die Wiederherſtellung der durch den Brand der Kirche zerſtörten Wohnhäuſer mit königlicher Unterſtützung ſo raſch beſorgt, daß alle ſchon im Oktober des Jahres 1730 ſchöner als zuvor, und in gleicher Höhe von drei Stockwerken, wieder bewohnbar waren. Mit noch größerer Thätigkeit wurde, nach dem von dem Baumeiſter Grabl entworfenen Plane, der Bau der Kirche betrieben, und den dabei arbeitenden Handwerksgeſellen durch ausdrücklichen königlichen Befehl die Feier des blauen Montags unterſagt; ſchon am 28. Junius 1733, nach dem feierlichen Einzuge der Kronprinzeſſin, war, wie oben gemeldet worden, der Hof bei der Einweihung der neuen von dem Könige mit mehreren ſilbernen und vergoldeten Geräthen beſchenkten Kirche gegenwärtig. Friedrich Wilhelm nahm ſich überhaupt ſeit dieſer Zeit der Petrikirche ganz beſonders an; er verordnete unter andern für den Gottesdienſt in derſelben

ſchon am 25. Februar 1733 eine eigenthümliche einfache Weiſe, welche nicht nur durch die Abſchaffung des Meßgewands und Chorrocks der Prediger, ſo wie der Wachslichter auf dem Altare, ſondern noch beſonders durch die Abſtellung der Privatbeichte ſich auszeichnete. Der Bau des neuen Thurms dieſer Kirche war jedoch zu ſehr eilfertig betrieben worden; derſelbe ſtürzte am 25. Auguſt 1734 ein, und Friedrich Wilhelm erlebte nicht deſſen völlige Wiederherſtellung. Im Jahre 1737 wurde die im Jahre 1735 angefangene und von dem Baumeiſter Neumann auf königliche Koſten erbaute Böhmiſche Kirche, und am 30. Auguſt 1739 die für beide evangeliſche Bekenntniſſe beſtimmte Kirche zur heiligen Dreifaltigkeit, welche ebenfalls der Fürſorge des Königs ihre Entſtehung verdankte, mit großer Feierlichkeit eingeweiht. Der König wohnte mit ſeinen vier Söhnen und einem zahlreichen Gefolge, ſowohl Vormittags als Nachmittags, dem erſten in dieſer Kirche nach der von ihm vorgeſchriebenen Weiſe gefeierten Gottesdienſte bei. Am Vormittage ſtellten kurz vor der Predigt die Geheimen Staatsminiſter in eigner Perſon die ſilbernen ſtark vergoldeten Kirchengeräthe auf den unter der Kanzel ſtehenden Tiſch. Nach der Predigt führte der Oberhofprediger Jablonski ſeinen Sohn als erſten reformirten Prediger bei der neuen Kirche ein, worauf das Abendmahl nach reformirter Weiſe ausgetheilt, und die Taufe von zwei Mädchen und die Einſegnung von zwei Brautpaaren vollzogen wurde. Hierauf geſchah die Einführung des erſten lutheriſchen Predigers, Johann Julius Heckert, durch den Probſt Reinbeck, und auf dieſelbe folgten die Feier des Abendmahls nach lutheriſcher Weiſe, die Taufe von zwei Knaben und wiederum die Einſegnung von zwei Brautpaaren. Mit der Abſingung des ambroſianiſchen Lobgeſangs wurde dieſe Feier beſchloſſen. Der nachmittägliche Gottesdienſt dieſes feierlichen Tages beſtand nur in der Einweihungspredigt des lutheriſchen Probſtes Reinbeck und der Aufführung einer geiſtlichen Cantate.

Auch die Parochialkirche in der Kloſterſtraße verdankte der Freigebigkeit des Königs ihr ſchönes Glockenſpiel, welches Friedrich der Erſte für den nachher wieder abgetragenen Münzthurm beſtimmt hatte.

Das Andenken ſeines Vaters ehrte Friedrich Wilhelm durch eine nach des berühmten Schlüter Modell gegoſſene Statue von Erz, zu deren Piedeſtal er auf dem Molkenmarkte, welcher den Namen des Königsmarkts

und durch Wegräumung der alten Hauptwache und mehrerer Kramladen auch ein beſſeres Anſehen erhielt, am 15. April 1728 den erſten Stein legte; und am 15. Mai deſſelben Jahres wurde jenes Denkmal auch wirklich aufgerichtet. Späterhin ſchien dem Könige dieſe Stelle nicht paſſend zu ſein; die Statue wurde alſo von dem Molkenmarkte wieder weggenommen und in das Zeughaus gebracht. Der Molkenmarkt verlor dadurch ſeinen neuen ehrenvollen Namen, und es wurde beſchloſſen, die Statue am Eingange der Linden-Allee auf der Neuſtadt auf eine hohe Säule, in der Weiſe der Trojaniſchen zu Rom, zu ſtellen.

# Anlagen und Verordnungen König Friedrich Wilhelm's I.

Eine der wichtigsten Anstalten, welche Berlin der Fürsorge dieses großen Königs verdankte, war das große Hospital der Charité, welches im Jahre 1727 durch Erweiterung des schon unter Friedrich I. vor dem Spandau'schen Thore zur Zeit der Pest im Jahre 1710 gegründeten Hospitals entstand, und schon in jenem Jahre dreihundert Kranke aufnahm. Die Einkünfte dieser heilbringenden Anstalt wurden aber bald sehr vermehrt durch die königliche Schenkung eines beträchtlichen Ackers, welcher zum Küchen- und Obstgarten eingerichtet wurde, durch eine Wiese, welche ihr der Generalfeldmarschall, Graf von Wartensleben, überließ, das Vermächtniß des Freiherrn von Grappendorf von 80000 Thalern, wofür späterhin das Amt Priborn in Schlesien gekauft wurde, die Vermächtnisse des Generals von Arnim und des Banquiers Negelin, die königliche Schenkung von 100000 Thalern im Jahre 1734 zu der Zeit, als der König nach der Genesung von einer schweren Krankheit alle Hospitäler und Waisenhäuser zu Berlin und Potsdam beschenkte, endlich durch die Zuweisung des Verlags der Kundschaften, Lehrbriefe und Geburtsbriefe für die Handwerksburschen in den sämmtlichen königlichen Ländern. Auch diese letzte Einnahme war sehr bedeutend, indem für jede Kundschaft vier Groschen und für jeden Geburtsbrief zwölf Groschen bezahlt werden mußten. Als eine Merkwürdigkeit verdient es angeführt zu werden, daß man sehr früh für den Unterhalt der Armen und Kranken in der Charité die unter der Regierung Friedrich Wilhelm's in Berlin bekannt gewordenen Kartoffeln anwandte, zu deren Anbau der König dem Hospitale ein Stück Landes innerhalb der Barriere längs den Pallisaden

durch den Commandanten, General-Major von Hercade, und den Oberſten von der Marwitz anweiſen ließ.

Der Eifer des Königs für die Beförderung der Wollenmanufactur in ſeinen Staaten war für Berlin von nicht geringem Vortheil. Schon im Jahre 1713 wandelte ſich die Fürſten- und Ritterakademie in ein Lagerhaus um, wo der Staatsminiſter von Kraut den armen Arbeitern die rohe Wolle zur Bearbeitung liefern und die fertigen Zeuge von ihnen für billige Preiſe in Empfang nehmen und verkaufen ließ; und zum Vortheile dieſer Fabriken, welche unter der Leitung des Miniſters von Grumbkow ſtanden, und vornehmlich durch den ſtarken Verbrauch des Heeres, welches alle Jahre neu gekleidet wurde, bald für die ganze Mark ein ſehr wichtiger Erwerbszweig wurden, errichtete Friedrich Wilhelm im Jahre 1725 zu Berlin eine ruſſiſche Handelscompagnie, welche den Vertrieb der wollenen Zeuge in den nordiſchen Reichen beförderte. Ein neues Leben wurde in die Wollenmanufactur durch das Edict vom Jahre 1717 gebracht, wodurch allen in die Königlichen Staaten auswandernden und daſelbſt ſich niederlaſſenden Wollenarbeitern Freiheit von der Acciſe auf drei Jahre, und von Servis, Einquartierung und andern bürgerlichen Laſten auf ſechs Jahre, die unentgeltliche Lieferung des nöthigen Bauholzes, falls ſie gewillet ſein ſollten, ſich anzubauen, und die Freiheit von der Werbung für ſie ſelbſt, ihre Kinder und Hausgenoſſen zugeſtanden wurde. Zu ſolchen Anſiedelungen war damals faſt kein Ort der Monarchie einladender, als die Hauptſtadt, wo, vermittelſt der durch die Waſſerverbindungen erleichterten Zufuhr, manche der wichtigſten Bedürfniſſe in geringerem Preiſe ſtanden, als ſelbſt in anderen kleinern Städten. So verſichert Faßmann, daß zu ſeiner Zeit das Holz, obwohl der Preis deſſelben bedeutend geſtiegen war, gleichwohl zu Berlin wohlfeiler geweſen ſei, als zu Halle und Magdeburg.

Wenige Monate vor ſeinem Tode, im December 1739, gab Friedrich Wilhelm der Hauptſtadt noch eine ſehr dankenswerthe Bequemlichkeit durch die Einführung der Fiacres, indem er zwölf Wagen auf ſeine Koſten verfertigen und an diejenigen Fuhrleute vertheilen ließ, welche ſich an dem für den Anfang dieſer Einrichtung feſtgeſetzten Tage an den beſtimmten Plätzen einfanden.

Unter den allgemeinen Staatseinrichtungen, welche in dieſer Regierung

gegründet wurden und zu Berlin ihren Sitz erhielten, nennen wir hier die General-Rechnungskammer, welcher die genaueste Untersuchung der von Pachtern, Amtleuten und Königlichen Einnehmern aller Art abgelegten Rechnungen oblag, und das wichtige im Jahre 1723 gestiftete General-Ober-Finang-Kriegs- und Domainen-Directorium, welches unter des Königs unmittelbarer Leitung und in verschiedenen Departements, jedes unter dem Vorsitze eines Ministers, der innern Staatswirthschaft verstand und den Mittelpunkt der ganzen Finangverwaltung bildete.

Um der Geschäftsführung dieses wichtigen Collegiums einen beschleunigteren Gang zu geben, verordnete Friedrich Wilhelm, daß die Sitzungen desselben niemals eher aufgehoben werden sollten, als nach Erledigung aller vorkommenden Sachen. Die lange Dauer der Sitzungen aber, welche die Folge dieses Befehls war, veranlaßte den König zu einer Anordnung, in welcher sich auf der Einen Seite seine aufmerksame vielseitige Sorge für die Zufriedenheit treuer Diener, und auf der andern Seite sein Bestreben zeigt, unangenehme Störungen der gewöhnlichen Ordnung und Lebensweise, welche er selbst sehr schmerzlich empfand, auch von andern fern zu halten. Es erhielt nämlich schon am 20. Januar 1723 der Oberhofmarschall von Printzen den Befehl, die Mitglieder des General-Directoriums, so oft sie bis um Ein Uhr Nachmittags zusammen bleiben müßten, mit Essen und Trinken aus der Küche und dem Keller des Königs versehen zu lassen, und daher jederzeit um 11 Uhr den Küchenmeister hinauf zu senden, damit derselbe durch den Kanzleidiener anfrage, ob Anstalt zur Tafel gemacht werden solle, oder nicht. Jede für das Generaldirectorium angerichtete Mahlzeit sollte nach derselben Königlichen Verordnung aus „einer guten Suppe, einem guten Stücke Rindfleisch mit Merkeß, einer guten Schüssel Fische und einem guten Rinder-, Hammel- und Kalbsbraten," in gehöriger Abwechselung und von so guter Zubereitung, „eben als wenn vor Se. K. M. Selbst angerichtet würde," bestehen, auch jeder Person „eine Quart-Bouteille guter Rheinwein gegeben werden." Zur Aufwartung dabei wurde nur Ein Laquai gestattet, „damit die Stube nicht mit Laquaien angefüllet würde," und zu diesem Ende ward auch noch befohlen, „einem jeden Gaste gleich vier silberne Teller nebst einem Glase vorzusetzen und einen großen Kerb bei der Hand zu halten, worin

das unreine Geſchirr gelegt werden könnte.“ Wie lange dieſe Speiſung des General-Directoriums Statt gefunden habe, iſt nicht bekannt.

Die ſieben und zwanzigjährige Regierung dieſes Königs, ſo wie ſie heilbringend für die ganze preußiſche Monarchie war, und ſeinem großen Nachfolger die Mittel zu glänzenden Thaten bereitete, eben ſo heilbringend war ſie, wie wir durch dieſe Darſtellung bewieſen zu haben glauben, insbeſondere für Berlin; obwohl ihre Wohlthätigkeit erſt nach dem Tode des Königs, als ſeine Strenge nicht mehr verwundete, in ihrem ganzen Umfange gewürdigt und anerkannt wurde. Dem folgenden Zeitalter kam es zu Statten, daß Friedrich Wilhelm die Hauptſtadt, welche zu ſeines Vaters Zeiten ein nordiſches Athen geweſen war, in ein nordiſches Sparta umſchuf.

# Was hat der grosse Friedrich für Berlin gethan?

## Was bis zum siebenjährigen Kriege geschehen.
## (1740 bis 1756.)

Die gewaltige Hand, mit der der große König Friedrich II. Preußen, sein Königreich, hoch erhob und es mit den größesten Reichen Europa's auf eine Stufe der Gleichheit stellte, mit der er mächtig eingriff in die Geschichte seiner Zeit und darüber hinaus weit in die Zukunft hinein faßte, diese gewaltige Hand ward auch an Berlin sichtbar, man möchte sagen, von dem ersten Tage seines Regimentes an.

Die Hauptstadt zählte beim Beginn der Regierung des großen Churfürsten keine 10,000 Einwohner, bei'm Tode Friedrich Wilhelm's I. hatte sie deren schon 90,000, die in 4365 Häusern wohnten.

So weit hatten die ersten Könige die Hauptstadt gebracht, für ihre Verschönerung aber war noch sehr wenig gethan, da bestieg Friedrich II. am 31. Mai 1740 den Thron seiner Väter, und im selben Jahre noch begann er mit der Erbauung des Opernhauses jene Reihe von Pracht- und Kunstbauten, die, von seinen Nachfolgern am Reich fortgesetzt, Berlin zu einer der schönsten Städte der Welt gemacht haben.

Der Baumeister des Opernhauses ist der Freiherr von Knobelsdorff; im Jahre 1742 hatte er den edeln Bau vollendet, und der große König sein Placet mit der Inschrift: Friedericus Rex Appollini et Musis darauf gesetzt. Obgleich wir das Opernhaus in den letzten Jahren zum Theil eine Beute der Flammen werden sahen, so ist es durch die Pietät, die

Se. Majeſtät der König den Werken Friedrich's des Großen in alle Wege bewahrt haben, doch ganz ſo wieder hergeſtellt, wie es war, als es der Freiherr von Knobelsdorff 1742 beendete und der König durch die Oper „Kleopatra" von Graun einweihen ließ. Freilich hatte das Opernhaus damals noch nicht jene grandioſen Umgebungen, die heute jene Gegend Berlin's zum glänzendſten Punkte der Hauptſtadt machen; das Zeughaus ſtand zwar ſchon, Schlüter's Meiſterwerk, ein Ehrenmal der frühern Herrſcher, aber die Academie, die Bibliothek, die Univerſität, die Sanct Hedwigskirche fehlten noch, doch es ſaß ja ſchon der Mann auf dem Throne, der Bau- und Schlachtpläne mit gleicher Meiſterſchaft entwarf und ausführte, der den Grund zu ſeinen Kirchen und Schlöſſern eben ſo feſt und ſolid zu legen wußte, wie zu ſeinem Staate.

Auch wußte er zu ſeinen Plänen hier wie dort ſeine Männer, Helfer und Werkzeuge zu wählen, ſo klug wie Keiner. Ein ſolcher Mitarbeiter am Werk war für ihn jener geniale Baumeiſter Freiherr von Knobelsdorff, der zuerſt im Thiergarten einen wirklichen Garten ſchuf, Alleen, Bosquets, Baſſins u. ſ. w. anlegte und durch Erbauung eines Landhauſes die erſte Villa im Thiergarten gründete. Jenes Knobelsdorff'ſche Landhaus iſt noch heut ein Flügel des Schloſſes Bellevue, das Prinz Ferdinand, der Bruder des großen Königs, 1785 erbaute. Bellevue war ſpäter im Beſitz des Prinzen Auguſt von Preußen, während dieſer Zeit Wohnung des Königs Karl X. von Frankreich und Navarra, als er, ein vertriebener König im Exil umherwandernd, von Holyrood, dem Schloſſe der alten Schottenkönige zu Edinburgh, ſein Hoflager nach dem königlichen Prag im Böhmerlande verlegte und auf ſeiner Reiſe in Preußens gaſtlicher Hauptſtadt raſtete. Bei'm Tode des Prinzen Auguſt kam Bellevue in Beſitz Seiner Majeſtät des Königs, der das Schloß zu Frühlingsausflügen benutzt und daſelbſt oft die Miniſter zum Conſeil empfängt. Auch das ſogenannte neue Schloß zu Charlottenburg baute Knobelsdorff, legte die achtfache Lindenallee im Thiergarten an, die man den Stern nennt, und führte die Lindenallee nach dem Schönhauſer Schloſſe, wo die Königin Eliſabeth, Gemahlin Friedrich's des Großen, im Sommer zu reſidiren pflegte.

Bei dem Bau des Schloſſes zu Sansſouci war Freiherr von Knobelsdorff ebenfalls betheiligt, die Riſſe ſind von dem großen Könige ſelbſt und von

ihm; die Baumeiſter Boumann, Dietrichs, Hildebrand und Büring arbeiteten unter ſeiner Anleitung.

Im Jahre 1746 ließ der König den Theil der alten Stadtwälle am Opernplatz abtragen und gewann dadurch freie Hand.

In dieſelbe Zeit fällt die Bebauung der neuen Friedrichsſtraße mit Kaſernen und Gebäuden aller Art. Garniſonkirche und Schule waren ſchon vorhanden. Das neue Kadettenhaus in dieſer Straße iſt Friedrich's Werk, er gab ihm die Inſchrift: Martis et Minervae alumnis. Auch wurde in demſelben Jahre 1746 die Königsſtraße, die nur bis zur Ecke der Kloſterſtraße reichte, bis zur Königsbrücke, die damals noch von Holz war, verlängert.

Im Jahre 1745 begann dann der Bau des Invalidenhauſes mit ſeinen beiden Kirchen, dem er die ſchöne Inſchrift: Laeso, sed invicto militi! gab. Der Bau wurde unter Oberaufſicht des Generals, Grafen Haacke nach Entwürfen des Ingenieur-Hauptmanns Petri ausgeführt und 1749 beendet.

Um dieſe Zeit entſtand auch der beliebte Vergnügungsort Moabit; ſchon früher hatten ſich dort auf dem unfruchtbaren Terrain einer Haide, die vordem einem Nonnenkloſter zu Spandow gehört hatte, und deshalb Jungfernhaide genannt wurde, franzöſiſche Refugiés angeſiedelt, dieſe nannten die Gegend wegen ihrer Unfruchtbarkeit terre de Moab, oder noch derber terre maudite, und ſo iſt der Kolonie der Name: Moabiterland, oder kurz: Moabit, geblieben, auch nachdem der weſtphäliſchen Coloniſten fleißige Hände dort unter dem großen Könige hundert kleine Gärten angelegt und durch ihre, allerdings nicht ganz unintereſſirte, aber doch immer noch bezahlbare Gaſtlichkeit, ein Sonntagselyſium für die heiteren Bewohner Berlins geſchaffen.

Weiter hin lag noch das Vorwerk Martinicken; es hat ſeinen Namen von ſeinem letzten Beſitzer Martin, den die luſtige berliner Jugend ſeiner Kleinheit wegen Martinicken nannte. Weil der große König auf dieſem Vorwerk zuweilen ſeine Roſſe purgiren ließ, ſo nannte man es auch wohl den Rhabarberhof.

Im Jahre 1747 ließ der König die alte Domkirche, die mitten auf dem Schloßplatz ſtand, abbrechen und eine neue im Luſtgarten erbauen, es iſt die jetzt noch ſtehende, die 1750 als Schloß-, Oberpfarr- und Domkirche ein-

geweiht wurde. Die Särge und landesfürſtlichen Grabdenkmäler wurden in die neue Kirche übergeſiedelt.

1751 wurde die Luiſenſtädtiſche Kirche gebaut, da der damalige würdige Kirchenvorſteher Sebaſtian Nethe große Verdienſte um die Gründung dieſer Kirche hatte, ſo nannte man die Kirche die Sebaſtianskirche, ja ſogar Sanct Sebaſtianskirche, und noch viel ſpäter mußte das Conſiſtorium den Gebrauch dieſes Namens amtlich unterſagen.

Es iſt für den Raum dieſes Buches ganz unmöglich, alle Bauten anzuführen, die Friedrich der Große in's Werk ſetzte; wir müſſen uns mit den hauptſächlichſten begnügen.

1743 war ein königlicher Stall, der am Anfang der Linden ſtand, abgebrannt. 1749 ließ an derſelben Stelle der König durch ſeinen Baumeiſter Boumann das Academiegebäude erbauen.

Der heutige Pariſer Platz, der damals das Viereck (Quarrée) hieß, war ſchon mit ſchönen Privathäuſern beſetzt, aber das Brandenburger Thor war noch weiter nichts, als zwei gemauerte Säulen mit einem gewöhnlichen Schlagbaum.

Um dieſe Zeit machte ſich ein reicher Privatmann, Benjamin George, um die Verſchönerung der Dorotheenſtadt ſehr verdient, nach ihm hat die Georgenſtraße ihren Namen erhalten.

1747 begann der Bau der katholiſchen Sanct Hedwigskirche. Den Plan entwarf der König ſelbſt nach dem Plan der Sancta Maria Rotunda in Rom (Pantheon). Den oft unterbrochenen Bau leiteten die Architekten Burin und Le Blanc, Boumann vollendete ihn, ſein Werk namentlich iſt die herrliche Kuppel. Erſt 1773 weihete der Biſchof von Ermeland, Fürſt Krasicki, die Kirche; ſie iſt einer Heiligen gewidmet, die durch ihre Geburt unſerm Vaterlande angehört, der heiligen Hedwig, einer ſchleſiſchen Fürſtin. Kunſtwerke von Merchioni, Teſſaert und Gagliari ſchmücken dieſe überaus ſchöne Kirche.

Im Jahre 1754 begann der Bau des Palais des Prinzen Heinrich (das heutige Univerſitätsgebäude), er ward durch den ſiebenjährigen Krieg unterbrochen.

## Berlin während des siebenjährigen Krieges. (1756—1763.)

Der große König hatte seinen Feldherrnruf durch die glückliche Beendigung der beiden schlesischen Kriege und die siegreiche Behauptung Schlesiens fest begründet, aber die schwerste Prüfung harrte noch seiner. Der dritte schlesische, der nachmals nach seiner Dauer der siebenjährige genannte, Krieg begann. Der ganze Continent erhob sich wider den „Einzigen." Die große Maria Thereſia von Oeſtreich waffnete ihrer weiten Königreiche Böhmen, Ungarn, Gallicien, Italien Völker wider unſern König; ihr Gemal, der Kaiſer Franz I., rief das deutſche Reich in Waffen wider Friedrich, Deutſchlands größten Sohn, Frankreich ſandte ſeine ſieggewohnten Alliirtenbanner über den Rhein, aus dem fernen Oſten ſchickte Rußlands Eliſabeth ihre Heerſchaaren und der Schwede ließ ſein blaugelbes Dreikronenbanner flattern luſtig im Pommerlande, als ſeien die Tage des dreißigjährigen Krieges zurückgekehrt und als habe er nur auf die Gelegenheit gewartet, Revanche zu nehmen für Fehrbellin, Rügen und Stettin. Wider dieſe Welt in Waffen ſtand der Einzige, weit entfernt auf ſeiner Meeresinſel der Dritte, der ſein Bundesgenoß war.

Aber der Einzige, das war unſer Friedrich, aber er ſtand und er ſtand ſieben lange Jahre hindurch und ging als Sieger hervor aus dem Kampfe mit dem coaliſirten Europa.

Von den beiden erſten ſchleſiſchen Kriegen hatte Berlin nicht Noth, nicht Laſt gehabt, es hatte jubelnd die Siegesbotſchaften empfangen, die ihm ſein König ſandte aus Sachſen, Schleſien und Böhmen, es hatte den freudevollen Einzug der ſiegreichen Truppen gefeiert, der dritte ſchleſiſche Krieg erſt brachte auch für Berlin die Prüfung. Gern hätte der König ſeiner Hauptſtadt die Prüfung erſpart, trotz des heftigen Anfalls ſeiner Feinde von allen Seiten ſuchte er die Hauptſtadt immer zu decken, aber der Heldenkönig ſollte den bittern Kelch bis zum Grunde leeren, er ſollte ſeine Hauptſtadt ſelbſt, ſein

stolzes Berlin in den Händen der Feinde sehen, ehe ihm die Siegerkrone zu Theil wurde.

Im Jahre 1757 warf sich der General, Graf Haddick, einer der kühnsten Parteigänger der Kaiserin Maria Theresia, auf Berlin, brach am 16. October durch das Kottbusser und das Schlesische Thor in die Vorstädte, wagte sich aber nicht in die Stadt, sondern ließ mit dem Magistrat über eine Brandschatzung unterhandeln.

Der Commandant, General von Rochow hatte nur ein sogenanntes Landregiment, zwei Bataillone sogenannter „Garnisöner" und Recruten zur Disposition. Mit diesen ganz unzulänglichen Mitteln konnte er es nicht unternehmen, eine große Stadt zu vertheidigen, und um die Zäufte zu bewaffnen, die es im patriotischen Eifer verlangten und gern für ihren König und ihre Stadt gefochten hätten, dazu fehlte es an Zeit. General von Rochow that, was er thun konnte, er brachte die königliche Familie nach Spandow in Sicherheit, obwohl der muthige, patriotische Sinn der Berliner ihm das als Feigheit auslegte und heftig unzufrieden war, daß sie der Rochow nicht in den Kampf führte gegen 7000 Mann versuchte Truppen der Kaiserin-Königin. Mit dem Magistrat unterhandelte Haddick durch seinen Adjutanten, den Obristen Ried, und erhielt endlich 200000 Thaler Brandschatzung. 12000 Thaler für sich, 3000 Thaler für den Obristen Ried und zwei Dutzend Damen-Handschuhe für seine Kaiserin, gestempelt mit dem Berliner Stadtwappen. Man sieht, die Kaiserin-Königin kostete der Stadt Berlin viel weniger, als ihr General und sein Adjutant! Kaum hatte Haddick diese Beute erhascht, so war er am 18. October in aller Frühe auf und davon, er hatte ungemeine Angst, in Berlin überrascht zu werden. Und die Angst war begründet, denn einige Stunden nur nach seinem Abzuge sauste Seydlitz, der treffliche Held, heran mit 3000 Reitern, und das ganze Corps des Fürsten Moritz von Anhalt-Dessau folgte ihm auf dem Fuße. Uebrigens hatten die Oestreicher in den Vorstädten Berlin's schändlich gehaust, sie raubten und plünderten nicht blos, sondern schändeten die Weiber und mordeten mehrere Personen, unter anderen einen achtzigjährigen Greis, den Geheimenrath von Stosch.

Doch war Berlin dieses Mal noch mit dem blauen Auge davon gekommen.

Das war aber auch nur ein Vorspiel.

Am 3ten October 1760 erschien der kaiserlich russische General Tottleben vor Berlin und forderte die Stadt zur Uebergabe auf. General von Rochow hatte nur 1300 Mann Besatzung zur Verfügung, aber der greise Feldmarschall Lehwald und die verwundeten Generale Seidlitz und Knoblauch waren in der Stadt, er verweigerte die Uebergabe und sendete Eilboten an den General, Prinzen von Württemberg, der in Pommern stand. Erstaunt über die Verwegenheit der Berliner, ließ Tottleben die Stadt vom Tempelhofer Berge aus von 2 Uhr Nachmittags ab bis in die Nacht mit Stücklugeln und Bomben beschießen; jedoch ohne allen Erfolg, die Thätigkeit der Berliner löschte jedes Feuer im Entstehen. In der Nacht versuchte Tottleben einen Generalsturm von der schlesischen Seite her.

Seidlitz und Knoblauch schlugen die Stürmenden drei Mal blutig zurück. Dieser tapfere Widerstand bestürzte die Russen, sie gingen zurück und verschanzten sich hinter Tempelhof.

Am Abend des 4ten October war das Corps des Prinzen von Württemberg, 6000 Mann stark, in Berlin, aber die Leute waren todtmatt nach einem Marsch von 9 Meilen und bedurften der Ruhe. Nun wagten die Russen keinen Angriff, sondern zogen sich am 5. October nach Köpenick zurück. Die Bevölkerung der Hauptstadt war vom besten Geiste beseelt, und als am 8. October noch General von Hülsen mit 9000 Mann zum Succurs kam, hielt man Berlin für gerettet. Leider rückten jetzt auch die Corps des russischen Generals Czernitscheff und des östreichischen Generals Laudon heran, und nun standen fast 50,000 Feinde gegen die 15,000 Preußen, die der Prinz von Württemberg vereinigt hatte. Die preußischen Generale entschlossen sich nach mehrern glücklichen Einzelngefechten, obwohl mit blutendem Herzen, nach Spandau zurück zu gehen und die Hauptstadt aufzugeben. Aber die russischen und östreichischen Feldherren hatten gleichwohl nicht den Muth, Berlin anzugreifen, sie fürchteten, von dem Könige überrascht zu werden, und sie wären sicher abgezogen, hätte nicht der französische Bevollmächtigte, Graf Montalembert, sie durch höhnische Worte zum Angriff gereizt. Die Stadt konnte sich nicht halten, da rieth der patriotische Bürger, Kaufmann Gotzkowski, sich den Russen und nicht den Oestreichern zu ergeben, und bald zeigte sich, wie gut dieser Rath gewesen war.

In der Nacht vom 8. zum 9. October schloß die Stadt ihre Capitulation mit dem General Tottleben ab, nach welcher die Stadt eine und eine halbe Million Thaler Brandschatzung, 100,000 Thaler Douceurgelder an das russische und eben so viel an das östreichische Corps zu zahlen hatte. Am 9. October Vormittag zogen die Russen unter Hörnerklang und Trommelschlag in die Stadt, besetzten die Thore und die Hauptwache und campirten viertausend Mann im Lustgarten. Die übrigen Russen und die Oestreicher lagen um die Stadt.

General Lascy war außer sich vor Wuth über diese Capitulation, er verlangte anderthalb Millionen Thaler allein für sich und die gemeinschaftliche Besetzung aller Posten in der Stadt. General Tottleben blieb fest, die Stadt habe mit ihm capitulirt und die Herren Oestreicher würden nichts weiter bekommen, als 100,000 Thaler Douceurgelder, sagte er. Und sie bekamen wirklich weiter nichts, doch ließ er sie das Brandenburger Thor besetzen und ließ einige Bataillone in der Neustadt einquartieren. Ohne General Tottleben's energischen Widerstand würden die Russen und Oestreicher Berlin barbarisch geplündert haben. Es ist zu bemerken, daß Tottleben früher in preußischen Diensten gestanden hatte und ein Bewunderer unsers großen Königs war, was sein edles Benehmen, das sonst den russischen Feldherren jener Zeit nicht eigen war, erklärt.

Das Eigenthum der Bürger schützte Tottleben, das königliche Eigenthum vermochte er nicht zu schirmen. Schloß Monbijou, der Lieblingsaufenthalt der Mutter Friedrich's des Großen, wurde schändlich ruinirt, das Zeughaus geplündert und die Pulvermagazine gesprengt.

Schlimmer als die unbändigen Kosaken hauſ'ten die Oestreicher, noch schlimmer als die Oestreicher aber, es ist eine ewige Schmach für ihren Namen, betrugen sich die Sachsen, die sie bei sich hatten. Die ekelerregende Gemeinheit, die überbarbarische Niederträchtigkeit, mit der sich die sächsischen Truppen damals betragen haben, läßt sich gar nicht schildern und ist schier unglaublich. Es war noch das Geringste, daß sie im Charlottenburger Schlosse Spiegel und Porcellains zerschlugen, die kostbarsten Gemälde mit Messern zerschnitten, die Antiken, Vasen, Statuen aus der Polignac'schen Sammlung gradezu zermalmten, die Gräuel, die sie an den entkleideten Frauenzimmern verübten, deren Brüder und Männer sie mit Säbelhieben in

Stücke hieben, übersteigen alle Vorstellungen. Eben so verfuhren die Oestreicher in Schönhausen. Nur in Potsdam machten sie eine Ausnahme, dort commandirte der General, Fürst Esterhazy, der keine Mißhandlung, keinen Raub, weder an öffentlichem, noch an Privateigenthum, duldete, und seinem Namen dadurch ein ehrenvolles Andenken selbst in Feindes Land gesichert hat. Besondere Verdienste um Berlin hatte sich der russische Commandant, General Bachmann, erworben, freiwillig bot ihm der Berliner Stadtrath ein Geschenk von 10,000 Rthlrn. an. „Ich bin durch die Ehre, drei Tage lang Kommandant von Berlin gewesen zu sein, hinlänglich belohnt!“ entgegnete der tapfere Soldat und nahm keinen Pfennig an.

Schon am 12. October verließen diese unwillkommenen Gäste Berlin und Umgegend; der Marsch der Oestreicher nach Sachsen glich einer Flucht, sie hatten erfahren, daß der König am 11. October bei Sprottau über den Bober gegangen sei und zum Entsatz heranrücke.

Der Schmerz Friedrich's des Großen war groß, doch begnügte er sich, zur Wiedervergeltung ein sächsisches Jagdschloß durch das Freibataillon des Obristen Quintus Icilius (Guichard) plündern zu lassen.

Der Stadt Berlin zahlte er in der Stille die zwei Millionen Thaler, die ihr der russisch-östreichische Besuch an baarem Gelde gekostet, zurück.

---

## Was nach dem siebenjährigen Kriege geschehen.

Kaum war zu Hubertusburg der Frieden geschlossen, als der große König mit vermehrtem Eifer die Bauten fortsetzte, die er vor dem Kriege begonnen und neue unternahm, wohl auch von dem löblichen Grundsatze dabei geleitet, viele Hände zu beschäftigen und viel Geld in Cours zu bringen.

In den ersten fünf Jahren nach dem Kriege ließ er in Potsdam das Neue Palais, viele Kasernen und an 600 Privathäuser bauen; in Berlin wurde 1764 das Palais des Prinzen Heinrich vollendet.

Im Jahre 1765—69 entstand die école militaire, die Kriegsschule, auf der Burgstraße.

In den ſiebziger Jahren begann der Bau der königlichen Bibliothek. Man benutzte dazu einen Seitenflügel des Palaſtes des Markgrafen von Schwedt. Die wunderliche Geſtalt des Gebäudes, die an eine Commode erinnert, iſt aus dem Plane eines wiener Baumeiſters. Die Riſſe zu dem Gebäude ſind von Unger, den Bau ſelbſt leitete der jüngere Boumann. Ueber den acht gekuppelten korinthiſchen Säulen, die im mittelſten Vorſprung über dem Haupteingang ſtehen und bis unter das Dach reichen, lieſ't man die von dem großen Könige ſelbſt gegebene Inſchrift: nutrimentum spiritus.

Es iſt nicht möglich, hier die einzelnen Häuſer alle zu erwähnen, die der König namentlich auf der Friedrichsſtadt neu anlegen oder ausbauen ließ, meiſt nach Plänen von Unger; wir gedenken nur der Porcellainfabrik, die der mehrfach erwähnte patriotiſche Kaufmann Gotzkowsky ſtiftete, der König aber dann übernahm und erweiterte.

Im Jahre 1779 wurde die Jeruſalemer Kirche reparirt.

Den Wilhelmsplatz ſchmückte der König mit den Bildſäulen ſeiner Feldherren. Schwerin's, des Feldmarſchalls, der „bei Prag geblieben todt", Statue begann C. B. Adam, S. Michel vollendete ſie, 1771 ward ſie aufgeſtellt.

General Winterfeld, des Schlachtendenkers Bild, iſt von den Gebrüdern Räntz, aufgeſtellt wurde es 1777.

Die Statue des Reiterfeldherrn Seidlitz iſt von Teſſaert, und im Jahre 1778 aufgeſtellt.

Erſt im Jahre 1786, dem Todesjahre des großen Königs, kam dazu das Steinbild des muthigen und treuen ſchottiſchen Lords Keith, der als Friedrich's Feldmarſchall in der entſetzlichen Nacht von Hochkirch fiel. Sein Bild iſt ebenfalls von Teſſaert.

In den ſiebenziger Jahren wurde auch der Gensd'armenmarkt weſentlich in der Weiſe hergeſtellt, wie er ſich noch heute darſtellt. Der Platz hieß eigentlich der Friedrichsſtädtiſche Markt, die Ställe des Regiments der Gensd'armes, die ſich dort befanden, gaben dem Platz den Namen, den er heut noch führt, obwohl Friedrich der Große 1773 die Ställe wegbrechen und durch den Capitain von Gontard neue Häuſer anlegen ließ. Das Hôtel de Brandenbourg iſt eins dieſer Häuſer. 1774 wurde zwiſchen

den beiden Kirchen, die aber noch keine Thürme hatten, das französische Schauspielhaus erbaut, der König gab ihm die Inschrift: ridentur et corriguntur mores. Der Baumeister war der ältere Bouman. Die Thürme der beiden Kirchen verdanken ihre Entstehung einer Erinnerung des Königs an den Platz del popolo in Rom, obwohl sie von den dortigen beiden Kirchen ganz verschieden construirt sind; sie wurden in den Jahren 1780—85 von Karl von Gontard und Unger erbaut. Am 28. Juli 1781 stürzte der schon ziemlich hoch aufgeführte Thurm der deutschen, oder neuen, Kirche plötzlich wieder zusammen.

Die Brücken ließ der König steinern aufführen, so die Königs-, Friedrichs- und Spandauerbrücke. Ferner 1776 die Spittelbrücke über den ehemaligen Festungsgraben, die nach Gontard's Angaben mit rothenburger Quadern überwölbt, mit Kramläden im Halbcirkel und einer einfachen jonischen Säulenlaube davor umgeben wurde.

Am 29. October 1780 wurde die Georgenkirche feierlich eingeweiht, von der alten Kirche war nur der Thurm beibehalten, Erbauer derselben war der Kriegsrath und Oberbaudirector Naumann; der König hatte das Bauholz und den größten Theil der Gelder dazu bewilligt, der Rest war durch Collecten zusammengebracht worden.

## Zur Statistik der Hauptstadt unter Friedrich dem Großen.

Bei'm Regierungsantritt des großen Königs (1740) zählte die Hauptstadt überhaupt 5400 Häuser, von denen viele hölzern, verfallen, oder gradezu nur elende Hütten waren; im Todesjahre Friedrich's (1786) zählte man 6888 Vorderhäuser und 3355 Hinterhäuser. Die elenden Hütten waren verschwunden, die hölzernen Häuser waren stattliche steinerne geworden und Paläste aller Art entstanden. Im Jahre 1740 hatte Berlin 90,000 Einwohner, 1784, mit dem Militair, nahe an 150,000. Die Garnison, mit Soldatenweibern und Kindern, zählte 33,000 Köpfe, sie stand unter dem Gouverneur und dem Kommandanten, und wurde von folgenden Truppen-

theilen gebildet: 1 Schwadron Garde du Corps, dem Leibregiment Husaren, dem Regiment Gensd'armen, 6 Regimentern Infanterie, dem Artillerie- und Pontoniercorps, dem Invalidencorps und einem Stamme Landmiliz.

In Bezug auf ihre Abstammung war die Bevölkerung Berlin's eine sehr gemischte; zu den Wenden und Deutschen, welche die erste Bevölkerung bildeten, kamen unter dem großen Churfürsten die wegen ihrer Religion flüchtigen französischen Reformirten, Refugiés, man zählte derselben 1784 über 5000 Seelen. Namen wie: Ancillon, Claude, George, Humbert, Humblot, Lecoq, Sautier, Palmié u. v. A. verrathen noch heut die französische, oder wallonische Abstammung. Unter König Friedrich I. kamen dazu die ebenfalls ihres Glaubens wegen flüchtigen Böhmen, man zählte deren 1784 über 1000; Namen wie Cottlatzeck, Kropascheck, Pulchrabeck, Kaffka, Swoboda u. a. gehören dieser Kolonie an. Juden gab es 1784 fast vierthalb Tausend; die Generalprivilegien von 1730 und 1750 gaben ihnen manche Vorrechte, aber legten ihnen auch Beschränkungen auf. Nur einige Familien, z. B. Ephraim und Itzig, erhielten aus ganz besonderer Gnade in gewissen Beziehungen die Rechte christlicher Unterthanen. Sie standen speciell unter der kurmärkischen Kriegs- und Domainenkammer und dem Kammergericht. Außer den specifisch alttestamentarischen Namen führten sie meist Namen wie: Schlesinger, Dessauer, Mendelssohn, Fränkel, Gebert, Gumpert, Hirsch u. s. w.

Im Jahre 1784 wurden in Berlin im Durchschnitt täglich 50 Ochsen geschlachtet und 30 Wispel Roggen verbacken.

Der Magistrat der Hauptstadt bestand aus einem Präsidenten, den seit 1726 der König ernannte, drei oder auch vier Bürgermeistern, zwei Syndicis, einem Oekonomiedirector, einem Kämmerer und zwölf Rathmännern. In öffentlichen Urkunden nannte sich dieser Körper: „Wir Präsident, Bürgermeister und Rath hiesiger Königlichen Residenzien." Der Magistrat hatte das allgemeine Stadtregiment mit Inbegriff der Jurisdiction, deßhalb zerfiel er in vier Departements: das Justizdepartement, zu dem die beiden ältesten Bürgermeister, die Syndici und drei Rathmänner gehörten; das Polizeidepartement, dessen Director der Stadtpräsident war; das Oekonomie- und das Kämmereidepartment.

Sämmtliche Häuſer Berlins waren im Jahre 1784 bei der Feuerſocietät für die Summe von 19,003,500 Thalern verſichert.

Von den 31 Kirchen, die man damals in Berlin zählte, gehörten den Lutheranern allein: die Nicolai-, Marien- und Petrikirche, die Kirchen zum grauen Kloſter, zum heil. Geiſt und Sanct Georgen-, die Gertraudten- oder Spitalkirche, die Sophienkirche, die Louiſenſtädtiſche Kirche, die Garniſonkirche und endlich die 3 Betſäle, die Hausvogtei, in dem Arbeitshauſe und im Kalandshof (Polizeigefängniß). Den Reformirten gehörten allein: der Dom und die Parochialkirche. Beiden Confeſſionen gemeinſchaftlich waren die übrigen Kirchen.

Obgleich der große König, beſonders nach dem ſiebenjährigen Kriege, nur Uniform trug und auch dieſe etwas vernachläſſigte, ſo hielt er doch darauf, daß diejenigen Perſonen, die ſich ihm näherten, gewählte, ja, ausgezeichnete Kleidung trugen. Die Männer trugen meiſt Röcke von kurzer Taille, mit langen Schößen, breiten Aermeln, großen Knöpfen und ſeidenem Unterfutter. Der Geſchmack zeigte ſich in der Wahl der Farben, deren man einige benannte: Seladon, Bleumourant (blümerant) Mordoré, Couleur de Chair, Grisdelin u. ſ. w. Die Röcke der Herren von Stande waren kunſtreich geſtickt und mit Gold oder Silbertreſſen benäht. Die Weſten, die lange Schöße hatten, waren von Drap d'or oder Drap d'argent, Seide und Sammet. An Manſchetten und Jabots trug man Kanten und Spitzen, mit denen viel Luxus getrieben wurde. Man trug noch Perrücken, Puder, fliegende Locken, Haarbeutel u. ſ. w., kleine dreieckige Hüte, Degen und Stöcke. Die Schuhe hatten noch oft farbige Abſätze. Bei Regenwetter trug man rothe oder blaue Mäntel.

Die Damen trugen Reifröcke, Bouffanten und Schleppen, enge Schnürleiber, aufgepauſchte Buſentücher von Flor, gepuderte Locken, ſteife Friſuren, breite Kopfzeuge mit Barben, Schminke, Schönpflaſterchen und Stöckchenſchuhe. Die Bürgerfrauen trugen noch Mützen, ſteife Hauben, Röcke mit vielen Falten und Kamiſöler mit kurzen Schößen. Die Bürger hatten meiſt blaue Röcke, weil das blaue Tuch billig war, ſeit es die Armee trug. Maſſive ſilberne Knöpfe und die Feinheit des Tuches zeichneten den wohlhabenden Bürger auch in dieſer einfachen Tracht aus.

# Das Königlich Preussische Haus vor dem siebenjährigen Kriege.

Für die Hauptstadt jeder Monarchie ist die Familie des Monarchen von großer Bedeutung; für Berlin, das seinen Königen nahezu Alles, was es ist und hat, verdankt, ist diese Bedeutung eine noch größere. Darum möge hier eine Aufzählung derjenigen hohen Personen stattfinden, aus denen die königliche Familie bei Ausbruch des siebenjährigen Krieges bestand.

Noch lebte die Mutter Friedrich's des Großen, gewöhnlich und zum Unterschiede von der regierenden Königin die „Königin Mutter" genannt. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt war Monbijou. Von hier aus besuchte sie während des Sommers ihre Söhne in Oranienburg und Rheinsberg. An ihrem Geburtstage, welcher auf den 27. März fiel, pflegte der König eine neue Oper zu geben. Höchst aufmerksam auf alles, was ihr Vergnügen machen konnte, schloß Friedrich sie nichts desto weniger von jeder Theilnahme an der Regierung aus.

Der König residirte während des Sommers in Sans-Souci, während des Herbstes und Winters abwechselnd in Potsdam und in Berlin; doch so, daß Potsdam den Vorzug hatte. Charlottenburg wurde vernachlässigt, seitdem es ein Sans-Souci gab; nur blieb es von Zeit zu Zeit der Sammelplatz der königlichen Familie.

Die regierende Königin Elisabeth hatte ihren Wohnsitz zu Schönhausen während des Sommers, auf dem königlichen Schlosse zu Berlin im Winter.

Hielt der König sich in Berlin auf, so speis'te er regelmäßig alle Sonn-

tage bei seiner Gemahlin, mit seinen Brüdern, die ihr, nach seinem Beispiele, die größte Devotion bewiesen.

Wir erwähnen in diesem Zusammenhange nicht der Prinzessinnen Wilhelmine und Ulrike, von welchen jene — wie bereits gesagt ist — mit dem Markgrafen von Baireuth, diese mit dem Könige Adolph Friedrich von Schweden vermählt war. Eben so wenig gedenken wir der übrigen vermählten Töchter Friedrich Wilhelm's I.: der Markgräfin von Anspach, der Markgräfin von Schwedt und der Herzogin von Braunschweig-Wolfenbüttel.

Von den sechs Töchtern dieses Königs blieb nur die Prinzessin Amalie unvermählt. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt war Berlin, wo sie zwei Paläste hatte: den einen Unter den Linden, den andern in der Wilhelmsstraße, jetzt das Palais Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Albrecht; sie wohnte hier auch, nachdem sie zur Aebtissin von Quedlinburg ernannt war.

Die folgende Geschichte zeigt, wie sie zu ihrem Bruder, dem Könige, stand. —

Friedrich Wilhelm I. hatte bei der Geburt eines jeden seiner Kinder ein Capital von 100,000 Thalern niedergelegt, das in der Folge entweder zum Ankauf adeliger Güter verwendet, oder auf Zinsen im Lande angelegt wurde. Das für die Prinzessin Amalie ausgesetzte Capital nahm der König beim Antritte seiner Regierung an sich, weil es noch nicht untergebracht war; die kriegerischen Umstände nöthigten ihn dazu. Die Zinsen, welche er auf 5000 Thaler setzte, erhielt die Königin Mutter, so lange sie lebte, jährlich eingehändigt, um davon die Erziehung und den Unterhalt der Prinzessin zu besorgen. Daß davon nichts übrig blieb, versteht sich wohl von selbst. Nach dem Tode der Königin Mutter legte der König seiner Schwester 5000, und nach Beendigung des siebenjährigen Krieges noch 6000 Thaler zu. Zu diesem Einkommen kamen später 16- bis 17,000 Thaler, welche die Prinzessin als Aebtissin von Quedlinburg genoß. Ehe dieser Zuwachs erfolgte, brachte die sehr beschränkte Lage der Prinzessin es mit sich, daß sie Schulden machte; aber der König, obgleich davon unterrichtet, that immer, als ob dies unmöglich sei. Einst, beim Weggehen von der geliebten Schwester, bemerkte er einen ansehnlichen Koffer, und fragte sie, ob dies ihr Geldkasten sei. Die Prinzessin antwortete, daß sie keinen Schatz, wohl aber Schulden habe. Und

wie hoch belaufen ſich dieſe? fragte der König. „Auf vier Tauſend Thaler," war die Antwort; ſo weit reichte die Furcht vor dem Könige und die Scheu, ihm zu mißfallen. Es würde der Wahrheit gemäß geweſen ſein, 40,000 Thaler anzugeben. Friedrich erwiderte nichts auf der Stelle, ſandte aber bald darauf eine Schachtel an die Prinzeſſin, worauf geſchrieben ſtand: Kirſchen. Geöffnet, enthielt die Schachtel vier Rollen, jede mit 100 Stück Friedrichsd'or angefüllt. Bei einem zweiten Beſuche zog der König wiederum vier dergleichen Rollen aus der Taſche und warf ſie beim Weggehen in den erwähnten Koffer. Dabei blieb es. Sein Grundſatz war, den Bedürfniſſen ſeiner Angehörigen und Verwandten ſo wenig als möglich nachzugeben, um ſie dadurch zu einer ſtrengeren Wirthſchaftlichkeit zu nöthigen, und ſich ſelbſt vor einer Menge von Bitten und Forderungen zu bewahren, die er nicht befriedigen konnte, ohne ſeinen größeren Entwürfen zu ſchaden.

Der Prinz Auguſt Wilhelm, Friedrich's nächſter Bruder, wohnte im Sommer auf dem Schloſſe zu Oranienburg, im Winter zu Berlin in dem Palaſte, der nachher von Seiner Majeſtät dem Könige Friedrich Wilhelm III. bewohnt wurde. Seit dem 6 Januar 1742 mit der Prinzeſſin Luiſe Amalie von Braunſchweig-Wolfenbüttel, einer Schweſter der regierenden Königin, vermählt, ward dieſer Prinz, der ſeit dem 30. Juni 1744 den Titel eines Prinzen von Preußen führte, in dem eben genannten Jahre Vater, indem ſeine Gemahlin jenen Prinzen gebar, welcher in der Folge als Friedrich Wilhelm II. den Thron beſtieg. Dies war damals ein ſo freudiges Ereigniß, daß Friedrich es in der Geſchichte ſeiner Zeit, wiewohl dieſe erſt nach dem ſiebenjährigen Kriege begonnen wurde, nicht mit Stillſchweigen übergangen hat. Spätere Früchte dieſer Ehe waren eine Prinzeſſin, welche in der Folge dem Erbſtatthalter der Niederlande, Prinzen von Oranien, vermählt wurde, und ein Prinz, Namens Friedrich Heinrich Karl, der im Jahre 1767 zu Protzen an den Blattern ſtarb. Dieſer hoffnungsvolle Prinz war der Liebling Friedrich's des Einzigen.

Als der König 1767 von der Heerſchau in Pommern zurückkehrte, erhielt er die Nachricht von dem Tode des jungen Prinzen Heinrich, den er ſehr ſchätzte und liebte. Seine Betrübniß darüber war ſo groß, daß er zu Bernau ſtill halten ließ und abſtieg, um hier eine Nacht zu bleiben und den erſten Schmerz vorüber gehen zu laſſen. Einer von den höheren Offizieren ſeines

Gefolges wagte, ihm zu ſagen, daß er ſich über einen unvermeidlichen Verluſt beruhigen ſollte. „Er hat Recht“ — erwiderte der König — „aber er fühlt nicht den Schmerz und den Schlag, der mir durch dieſen großen Verluſt verurſacht wird.“ Ja, Ihro Majeſtät, ich fühle ihn, ſagte dieſer würdige Offizier; denn er war einer der hoffnungsvollſten Prinzen. — „Er hat Unrecht — war des Königs Antwort. Er hat den Schmerz auf der Zunge, und ich habe ihn hier (mit der Hand auf das Herz zeigend); denn dieſer Prinz war einer der beſten Menſchen.“ Bei dieſen Worten ſtürzten häufige Thränen aus den Augen des Königs. Darauf wendete er ſich weg und ſagte: „Ich will allein ſein.“ Nach ſeiner Ankunft in Potsdam wählte er für die Gedächtnißpredigt, die dem Prinzen gehalten werden ſollte, die Worte der heiligen Schrift: Meine Wege ſind nicht eure Wege, und meine Gedanken ſind nicht eure Gedanken.

Die Schickſale dieſes prinzlichen Hauſes entwickelten ſich aus dem Antheile, welchen der Prinz von Preußen an den Kriegen ſeines Bruders nahm: ein Antheil, der ihm ſchon im Jahre 1744, wo er bei der Belagerung von Prag vom Pferde ſtürzte, gefährlich zu werden drohte.

Der Prinz Heinrich, zweiter Bruder des Königs, hatte ſeinen Wohnſitz in Rheinsberg, deſſen Schloß der König ihm geſchenkt hatte; an ſeinem Palaſte in der Hauptſtadt wurde noch immer gebaut, und der ſiebenjährige Krieg unterbrach dieſes Werk, bis es nach dem Hubertsburger Frieden endlich vollendet wurde. Seit dem 24. Juni 1752 mit der Prinzeſſin Wilhelmine von Heſſen-Caſſel vermählt, lebte er abwechſelnd in der Hauptſtadt und zu Rheinsberg.

Der Prinz Ferdinand, jüngſter Bruder des Königs, erhielt das Schloß zu Neu-Ruppin, wo ſein Regiment in Garniſon lag, zu ſeinem Wohnſitze. Dieſer Prinz vermählte ſich den 27. September 1755 mit der Prinzeſſin Anne Eliſabeth Luiſe, Tochter des Markgrafen Friedrich von Schwedt, welche ſeine Nichte war. Ihm wurde die Würde eines Heermeiſters des St. Johanniter-Maltheſer-Ordens aufbewahrt, in deren Beſitz bis zum Jahre 1762 der Markgraf Karl von Schwedt blieb. Seine Einführung geſchah im September des eben gedachten Jahres zu Sonnenburg, in Gegenwart mehrerer Verwandten des königlichen Hauſes.

Außer dieſen Prinzen und Prinzeſſinnen blühte die Nachkommenſchaft des großen Kurfürſten in dem markgräflich-ſchwedtſchen Hauſe fort. Die Prinzen dieſes Hauſes hatten ihre Beſchäftigung meiſtens im Militair gefunden, und unter ihnen ward der Markgraf Karl, der ſeine Laufbahn im Jahre 1762 zu Breslau beſchloß, wegen ſeiner Herzensgüte und wegen ſeiner Vorliebe für die Wiſſenſchaften allgemein geachtet. Er bekleidete die Würde eines Heermeiſters des Johanniter-Ritter-Ordens. Seine Brüder waren der Markgraf Friedrich Wilhelm, welcher zu Schwedt reſidirte, und Friedrich Heinrich, Domprobſt zu Halberſtadt.

Man denkt ſich leicht das rege Leben, das ſo viele Prinzen, welche ſämmtlich in der Blüthe des Alters ſtanden, in die Geſellſchaft brachten. Am erfindungsreichſten war der Prinz Heinrich. Unerſchöpflich an Einfällen, brachte er bald das eine, bald das andere Schauſpiel auf die Bahn, wobei er ſeinen ganzen Hof, nicht ſelten ſogar die ihn beſuchenden Fremden, in Schauſpieler zu verwandeln befliſſen war.

Der Geſchmack an Schauſpielen aller Art war übrigens damals ſo vorwiegend, daß Friedrich ſelbſt darauf einging. Im Jahre 1750 wurde im Luſtgarten zu Berlin am 25. Auguſt ein aus vier Quadrillen beſtehendes Carouſſel-Reiten zur Schau gegeben, und den 27. Auguſt des Abends bei Erleuchtung wiederholt. Für die zahlreichen Zuſchauer waren Gerüſte erbaut; und die koſtbaren Preiſe theilte die Prinzeſſin Amalia, nach dem Urtheile der Richter, aus. Dieſe waren: der Staatsminiſter von Arnim, der General-Lieutenant von Schwerin, Herr von Keith und der Commandant Graf von Haake. Die erſte Quadrille, die römiſche genannt, hatte den Prinzen von Preußen zum Anführer; die zweite, die karthaginenſiſche, den Prinzen Heinrich; die dritte, die griechiſche, den Prinzen Ferdinand; die vierte, die perſiſche, den Markgrafen Karl. Unter dieſen Anführern ſtanden eine Menge anderer Prinzen und Perſonen von hohem Range, die durch Pracht und Aufwand ſich den Vorzug ſtreitig machten. Seit länger, als einem Jahrhunderte, hatten die Berliner nichts Aehnliches geſehen. Voltaire, welcher vor Kurzem in Berlin angelangt war und ſich ſehr gut darauf verſtand, Dinge dieſer Art durch ſeinen Witz zu heben, machte auf dieſes Schauſpiel folgende Verſe:

Jamais dans Athènes et dans Rome
On n'eut ni de plus beaux jeux, ni de plus dignes prix.
J'ai vu le fils de Mars, sous les traits de Paris,
Et Venus, qui donnoit la pomme.

Die Veranlaſſung zu dieſem glänzenden Schauſpiele ſcheint übrigens keine andere geweſen zu ſein, als die Ankunft des Markgrafen von Baireuth und ſeiner Gemahlin. Beide verweilten den ganzen Auguſt 1750 am Hofe des Königs; und da es der Schriftſtellerei damals noch an würdigeren Gegenſtänden fehlte, ſo übte ſie ſich in einem hiſtoriſchen Tagebuche der Feſte, welche Friedrich zu Potsdam, Charlottenburg und Berlin gegeben hatte.

# Die Häuser Hohenzollern und Arnauld.

(Eine Geſchichte aus der franzöſiſchen Colonie.)

## I.

In einem ſtattlichen Hauſe unter den Linden hatte der Baron von Blankendorf die zweite Etage gemiethet für den ganzen Winter, den er in Berlin zubringen wollte, um Amanda von Weißenſee, ſeiner verſtorbenen Schweſter einziges Kind, in die Welt und an den Mann zu bringen. Der Baron hatte ſich nur ſchwer zu dieſem Winterfeldzuge entſchloſſen, er kannte die Koſtſpieligkeit eines ſolchen, und mit gar wehmüthigem Blick hatte der gute Haushalter die holländiſchen Goldgeharniſchten abgezählt, die ihn nach Berlin geleiten ſollten und von denen er vorausſah, daß ſie auf dem Platze bleiben würden.

Amanda von Weißenſee hatte keine Ahnung davon, daß der Oheim nur ihretwegen ſich ſo in Koſten geſetzt, nur ihretwegen ſich entſchloſſen den Winter in Berlin zuzubringen, ſie glaubte ſich unentbehrlich in Blankendorf, hatte ſie doch ſeit ihrer Confirmation dem ſparſamen Oheim unentgeltlich als Wirthſchafterin gedient und ihm außerdem noch die Zinſen ihres kleinen Erbes überlaſſen, und der Oheim Blankendorf verſchenkte doch ſonſt nichts, das war ja zum Sprichwort geworden in der ganzen Gegend.

Die Sache hatte auch allerdings ihren Haken — der Oheim hatte nämlich ein einfaches Exempel gemacht, das lautete: Amanda hat 10,000 Thaler, davon Zinſen 400, führt mir die Wirthſchaft, dafür ernähre und kleide ich ſie; reiner Gewinn: 400 Thaler. Weiter, die Wittwe des Kaufmanns Ranſt in Frankfurt a. O. hat 40,000 Thaler, davon Zinſen 1600 Thaler,

führt mir die Wirthschaft, dafür ernähre und kleide ich sie; reiner Gewinn: 1600 Thaler. Dazu kommt: da ich eine Mißheirath schließe, so besucht mich kein Edelmann mehr aus der ganzen Gegend; ich habe sie zwar stets sehr mäßig bewirthet, aber so zweihundert Thaler jährlich hat es mich doch gekostet; zweihundert zu sechszehnhundert macht 1800 Thaler, der Profit ist zu bedeutend, ich verheirathe meine arme Nichte und heirathe die reiche Wittwe.

Uebrigens hätte der Baron, wenn es so schlecht weg nur auf's Heirathen angekommen wäre, sich die gesammten Kosten des berliner Winterfeldzuges sparen können, denn Amanda von Weißensee war ein sehr hübsches, großes, etwas volles Fräulein von [illegible] vierundzwanzig Jahren, das für die erste Schönheit in seiner Gegend galt, und trotz der Einsamkeit von Blankendorf, doch schon einen Anbeter gefunden und ein ernsthaftes Verhältniß geknüpft hatte, dieser Anbeter war Monsieur Arnauld, einziger Sohn des reichen Seidenfabrikanten Thomas Robert Arnauld in Berlin.

Der reiche berliner Seidenhändler besaß in der Nähe von Blankendorf einen prächtigen Garten und eine allerliebste Villa, wo er in heit'rer Weise mit seinen Verwandten und seinen Landsleuten von der französischen Colonie in Berlin die Festtage zu verleben pflegte. Dort war der junge Herr Arnauld, der ein Gelehrter war, auf seinen Spaziergängen dem Fräulein von Weißensee begegnet, hatte, hingerissen von ihrer frischen Schönheit und ihrem heitern, naiv-witzigen Wesen, sein Herz an sie verloren und sich als Ersatz das ihrige ausgebeten, was denn auch ohne viele Umstände zugestanden worden war.

Fräulein Amanda hatte von je eine stille Neigung für gelehrte Männer gehabt, und der feine Franzose wußte in der Weise seiner Landsleute seine Gelehrsamkeit zu zeigen, ohne in die hölzerne Pedanterie zu verfallen, die damals den deutschen Gelehrten fast ungenießbar machte.

Monsieur Arnauld und Fräulein von Weißensee hatten auch längst vor Beginn des Winterfeldzuges sich gegenseitig ewige Liebe und Treue geschworen und ihre Hochzeit nur bis zu der Ernennung Monsieurs zum Professeur, die nicht lange mehr auf sich warten lassen konnte, aufgeschoben.

Sie machten, ohne indeß direct davon zu sprechen, nicht gerade ein Geheimniß aus ihrer gegenseitigen Zuneigung, und der Oheim Blankendorf hatte den Stand der Dinge auch bald genug durchschaut.

Man ſollte meinen, der alte ſparſame Herr müſſe froh geweſen ſein, für ſeine Nichte, der er ſich doch entledigen wollte, eine ſo gute Partie zu finden, dem aber war nicht alſo. Der alte Edelmann, der für ſeine Perſon gar kein Bedenken trug, eine Mißheirath abzuſchließen und durch eine Heirath mit einer reichen Krämerwittwe ſeinen Namen zu compromittiren; er machte ſich ein Gewiſſen daraus, ſeine Nichte dem Sohn des reichen Handelsherrn zu geben. Baron Blankendorf hatte ſeinem Schwager und ſeiner Schweſter verſprochen, ihr Kind ſtandesmäßig zu verheirathen, und hatten Geiz und Gewinnluſt auch manchen edeln Keim in ſeinem Innern erſtickt, ſo war er doch noch, wie ein ächter Cavalier, der Sclave ſeines gegebenen Wortes.

Das wollen wir zu ſeiner Ehre ſo annehmen, obwohl Andere meinten, Baron Blankendorf ſei ſo gewiſſenhaft ſonſt nicht, und er pflege ſein Wort den Verſtorbenen beſſer zu halten, als den Lebenden, denn er fürchte, daß Verſtorbene, denen er ſein Wort nicht halte, ihm als Geſpenſter erſcheinen und als grauſige Erſcheinungen quälen und martern würden.

Unmöglich war das nicht, denn wenn der Glauben entweicht, ſo läßt er hinter ſich die Thür auf, und ſtatt ſeiner ſchleicht ſich der Aberglauben ein.

Geſpenſterfurcht, oder Gewiſſenhaftigkeit, kurz jeden Abend hielt der wackre Oheim der ſchönen Nichte eine Vorleſung über die Pflichten eines Edelfräuleins, über die ſchrecklichen Folgen der Mißheirathen und verwandte Gegenſtände, um ſie ihrer Liebe zu Monſieur Arnauld abwendig zu machen. Fräulein Amanda lachte ganz munter zu dieſen Vorleſungen, die überhaupt ſelten von Erfolg gekrönt zu ſein pflegen, denn ſie hielt dieſelben geradezu für eine Eulenſpiegelei des wunderlichen Oheim's, deſſen Heirathsprojecte mit der Krämerwittwe ihr bekannt waren, und der überdem den Beſuch des Monſieur Arnauld ſtets mit großer Zuvorkommenheit annahm.

Im Herbſt hatte Baron Blankendorf, der Menſchen und Verhältniſſe in ſeinem Vortheil ſehr geſchickt zu benutzen und auszubeuten verſtand, den Monſieur Arnauld gebeten, ihm eine möglichſt anſtändige und möglichſt billige Winterwohnung in Berlin zu beſorgen; und er hatte richtig gerechnet, denn Monſieur Arnauld, der die Schwäche des alten Herrn für ſogenannte fabelhafte Billigkeit kannte, hatte ziemlich theuer das Quartier Unter den Linden gemiethet, es auf ſeine Koſten ſehr elegant meubliren laſſen und es dann dem Baron für eine wirklich fabelhaft billige Summe überlaſſen.

Blankendorf ſchmunzelte und lächelte fein, als er die Einrichtung der Wohnung mit dem Preiſe verglich.

Der Baron war ſchon einige Wochen in Berlin, er hatte ſeine Amanda überall gezeigt, Courmacher hatten ſich auch in Menge gefunden, aber Bewerber nicht, obwohl der alte Herr mit großer Schlauheit von ſeiner Kinderloſigkeit und von Amanda, als der einzigen Freude ſeines Alters, zu ſprechen verſtand. Es wollte nichts verfangen, ſo viel Lieutenants von der Kavallerie und der Infanterie der Baron auch auftrieb; entweder waren die Berliner ſchlauer, als der alte Oheim, und durchſchauten ihn, oder es lag an Fräulein Amanda's Benehmen, vielleicht an Beiden zugleich.

Heute hatte Blankendorf wieder einen Verſuch gemacht, und zwar mit einem ſeiner entfernten Verwandten, der noch dazu Graf war, der aber hatte ſich den Schnurrbart in die Höhe geſtrichen und hatte mehr offenherzig, als höflich erwidert: „aber Baron, plagt Sie denn der Satan? was ſoll ich mit der Couſine? Mädchen ſüperbe, à la bonheur! aber ſie hat kein Geld, und ich habe dreißigtauſend Thaler Schulden, und daß Sie der Couſine nichts geben, cher baron, das iſt klar! Ueberdem hat dieſe theure Couſine auch eine liaison mit dem Profeſſor Arnauld, kenne ihn, netter Burſche, bin ſeinem Vater noch das ſeidene Kleid für die kleine Cochois ſchuldig, die mir von Romberg von den Gensd'armen abſpenſtig gemacht hat, ſehr reiches Haus, die Arnauld, ſehr anſtändig, mahnt nie!"

Wüthend kam der Baron nach Hauſe, er trat in das Zimmer ſeiner Nichte. Wie geſagt, elegant und geſchmackvoll hatte Arnauld die Wohnung ſeiner Dame eingerichtet. Mit blauem Damaſt war das große Zimmer decorirt, ein grauer Teppich mit blauen Figuren bedeckte den Fußboden und blaue Seide die ſchwellende Ottomane und die breiten, hochlehnigen Stühle, welche den großen runden Tiſch umgaben, auf dem der Profeſſor täglich neue Bilder und Kunſtgegenſtände auszulegen pflegte zu Amanda's Unterhaltung. Wunderliche Porcellainfiguren ſtanden auf den braunen alterthümlichen Schränken, hohe Vaſen auf den Conſolen der rieſigen runden Spiegel, und in einer Ecke, die durch die blaue Damaſtdrapperie in eine Niſche verwandelt war, ſah man eine hohe Urne von vergoldetem Metall, aus der grünes Geſträuch üppig emporwuchs.

Ein ächtes Rococcozimmer im beſten Geſchmack jener Zeit.

Und in einem der Fenſter da ſaß auf einem Lehnſtuhl Fräulein Amanda von Weißenſee, zierlich friſirt und gepudert, das runde, hübſche Geſicht friſch und frei, die Augen in Lebensluſt funkelnd. Knapp ſpannte ſich das ſeidene Kleid um die runden Formen bis zur zierlichen Taille, Hals, Bruſt und Arm nicht allzu ängſtlich verſteckend, während dann in weiten Falten rauſchend die Robe die ganze Breite des Stuhls einnahm, aber doch den zierlichen Fuß und einen Theil der wohlgeformten Wade ſehen ließ.

Ein gut eingerichtetes Zimmer jener Zeit, zeigte eine weit größere Mannigfaltigkeit im Ameublement, als unſere heutigen Einrichtungen. Eine breite halbrunde Ottomane war der Sitz der Damen, wenn ſie an dem großen Tiſch Platz nahmen, der in der Mitte des Zimmers zu ſtehen pflegte, der Ottomane gegenüber ſtand dann, ebenfalls im Halbkreiſe, eine Reihe von breiten Stühlen mit hohen ſteifen Rücklehnen, aber ohne Seitenlehnen. Das waren die Plätze der Herren. In den Ecken hatte man wirkliche Lehnſtühle, mit Lehnen für Rücken, Arme, Ohren u. ſ. w., in die Fenſter aber ſtellte man jedem ſolchen Lehnſtuhl gegenüber einen etwas niedrigeren, breiten Seſſel ohne jede Lehne. Auf ſolchen Seſſeln ſaßen die Herren, welche den Damen den Hof machten, je nachdem es die Dame erlaubte, oder die Kühnheit des Anbeters wagte, wurden ſie dem Lehnſtuhl, in dem die Dame ſaß, näher gerückt. Solche Tabourets nahmen auch die Töchter des Hauſes und rückten ſie dicht an Papa's, oder Mama's Lehnſtuhl, wenn ſie den Aeltern ſchmeicheln, oder etwas abſchmeicheln wollten. Auch die Kinder ſetzte man darauf, wenn man ihnen etwas lehren wollte, und zum Stützpunkt für die kurzen Beinchen waren zwiſchen den Füßen des Seſſels Queerleiſten angebracht. Den gemeinen, ſogenannten Stuhl, das, was man heute darunter verſteht: ein wackliges, zerbrechliches Ding mit einem ſcharfkantigen, ſchmalen, martervollen Sitz und einer ſtets knackenden Lehne, die ſich mit mehr als neroniſcher Grauſamkeit gerade in der Mitte des Rückens einbohrt, dieſen gemeinen Stuhl kannten unſere Väter gar nicht, denn ſelbſt in den Küchen, Kochſtuben und Bauernſtuben ſpreizten die braun angeſtrichenen Holzſeſſel ihre vier Füße weit auseinander und hatten einen breiten Sitz, der nur nach hinten ein Weniges ſchmäler zulief und eine ſtattliche Rückenlehne in Form einer Acht trug, geſchmückt mit einem herzförmig ausgeſchnittenen Loche. Der gemeine Stuhl

iſt erſt eine Erfindung der billigen Herrlichkeit und der widerwärtigen Lumpeneleganz unſerer Tage.

Alſo, Fräulein Amanda von Weißenſee ſaß in einem Lehnſtuhl am Fenſter und Monſieur Arnauld ſaß auf einem Tabouret vor ihr, und Amanda mußte heute ſehr nachſichtig, oder Monſieur Arnauld ſehr kühn geweſen ſein, denn das Tabouret ſtand ſo dicht an dem Lehnſtuhl, daß es gar nicht näher ſtehen konnte, und Amanda hielt die Hand Arnauld's in der ihren, und beide lagen innig verſchlungen in dem Schooß der Dame, und das etwas lange, ernſthafte Geſicht des Franzoſen mit den dunkeln Augen war ſo nahe an dem Amanda's, daß es nicht der geringſten Anſtrengung, von beiden Seiten, bedurfte zum Küſſen.

Ein ganz gutes Gewiſſen hatten die Liebenden auch nicht, denn Amanda ſchlug ihre Augen etwas verwirrt nieder und der Profeſſor ſprang etwas haſtig auf, als ſich plötzlich die Thür öffnete. So haſtig aber auch die Bewegung des Profeſſors war, ſo wußte er doch außerordentlich geſchickt dabei ſein Tabouret aus der zärtlich vertraulichen in eine achtungsvoll entfernte Poſition zu verſetzen.

Der Baron trat ein; Blankendorf war ein alter Mann mit weiß gepudertem Kopf, ſein Geſicht war nicht ſchön, aber auch nicht häßlich, ſeine Augen klein und waſſerblau. In ſeiner Haltung und ſeinen Manieren war eine ſeltſame Miſchung von angeborenem Anſtande und ſchlechten Angewöhnungen. Er trug einen blauen Rock, weil das blaue Tuch maſſenhaft im Lande für die Armee fabricirt wurde, und deßhalb das billigſte war. Freilich verſicherte der alte Herr, er trage die Farbe der Uniform nur aus Patriotismus und aus purer Verehrung für den großen König.

Der Profeſſor, der dem Edelmann einige Schritte mit tiefer Verneigung entgegen ging, trug einen eleganten Rock von violettem Sammet mit goldbeſponnenen Knöpfen, mit Treſſen beſetzt, und mit weißer Seide doublirt, Manſchetten und Jabot reich mit Spitzen beſetzt, Weſte, Unterkleider und Strümpfe von ſchwarzer Seide und Diamantſchnallen auf den Schuhen; es war ein großer ſtattlicher junger Herr, der ſein eigenes Haar, und nur leicht gepudert, in einem kleinen Haarbeutel trug.

Monſieur Arnauld näherte ſich dem Baron in zierlichen Pas, lehnte ſeine Linke leicht auf das Stahlgefäß ſeines Degens, verbeugte ſich graziös,

mit der Rechten den Hut, den er raſch von der Conſole genommen, faſt bis zur Erde ſchwenkend.

„Mein Herr Baron, ich habe die Ehre, Ihnen guten Tag zu ſagen!“

Das gelblich-graue Geſicht des Baron's röthete ſich dunkel, als er den verhaßten roturier ſah, dem er das Mißgeſchick zuſchrieb, das ihn bei ſeinen Verſuchen, Amanda zu verheirathen, bis jetzt verfolgt hatte. Doch noch nahm ſich der Edelmann zuſammen, er blieb, auf ſeinen Rohrſtock geſtützt, in der Mitte des Zimmers ſtehen, und nickte: „Guten Tag, Monſieur Arnauld, ſeid recht vergnügt, wie ich ſehe, eh!“

Arnauld verneigte ſich und antwortete, mit einem Blick auf die Dame, lächelnd: „In der Nähe von Mademoiſelle Aimée — —“

„Donnerwetter, Herr,“ ſchrie der Baron, froh etwas gefunden zu haben, an dem er ſeinen Groll auslaſſen konnte. „Laſſet hier Euren franzöſiſchen Kram bei Seite, meiner Schweſter Tochter heißt mit ihrem ehrlichen deutſchen Namen Amanda, und den ſoll ihr Niemand nehmen!“

„Pardon, Monsieur le baron!“ verſetzte der Franzoſe launig, der in ſeiner Liebesſeligkeit das Donnerwetter auf der Stirn des Edelmannes nicht bemerkte, „Amanda iſt kein deutſcher Name, er kommt von dem lateiniſchen verbo: amare, Gerundium: amandus. amanda, amandum, amanda heißt eine Dame, die man lieben ſoll oder lieben muß, und inſofern konnte kein beſſerer und paſſenderer Name für Mademoiſelle gefunden werden; in Frankreich aber verſäumt man niemals die Pflichten gegen Damen, und darum iſt die Dame, die man lieben ſoll, oder muß, immer geliebt, aimée, heiß geliebt, bien-aimée; und ich habe ſo viel von dem Geiſt meiner franzöſiſchen Väter geerbt, daß —“

Der arme Profeſſor konnte nicht weiter ſprechen, denn, außer ſich vor Wuth, unterbrach ihn der Baron, und ſchrie:

— „Daß Ihr hier her kommt und meiner Nichte, der albernen Gans, den Kopf verdreht mit Eurem wälſchen Geſalbader, daß Ihr Unfrieden ſtiftet in einer edeln Familie, daß Ihr die Zukunft meiner Nichte gefährdet, hol' Euch der —“

„Nicht weiter, Herr Baron,“ rief Arnauld gebieteriſch und richtete ſich ſtolz auf, während ſeine Augen flammten; „beleidigen Sie mich nicht, ich komme hier her, als ein Ehrenmann, und bitte Sie um die Hand Ihrer Nichte, mit Erlaubniß von Mademoiſelle, welche mich liebt!“

Der Baron bebte vor Zorn, und sprudelnd rief er aus: „scheert Euch im Augenblick zur Thür hinaus, Unverschämter, was denkt Ihr denn? wißt Ihr, daß die Blankendorf und Weißensee schon zur Zeit der Kreuzzüge edel waren? he! wißt ihr nicht, daß ein Weißensee schon vor vierhundert Jahren Klostervogt in Lehnin war? und daß ein Blankendorf anno 1419 von den Berlinern als Wegelagerer gefangen und hingerichtet wurde? wißt ihr nicht, daß das Dorf Weißensee von dem Conrad Weißensee seinen Namen hat, der wegen Hochverrath in die Acht kam und seiner Güter für verlustig erklärt wurde? wißt ihr nicht, daß der große Churfürst einen Blankendorf für den sparsamsten märkischen Edelmann erklärt hat, weil er zum Frühstück nur einen gebratenen Apfel und ein Glas Wasser zu verzehren pflegte. —“

Arnauld konnte nicht anders, er mußte lachen, und Fräulein Amanda, die immer noch nicht recht wußte, ob der Oheim Scherz trieb, oder nicht, stimmte frisch und fröhlich in das Lachen ihres Geliebten ein.

„Hinaus, Elender!“ befahl der Baron und hob den Stock, kaum aber bemerkte der Professor die Bewegung des Baron's, so röthete das heiße französische Blut sein bleiches Angesicht, er sprang einen Schritt vor, entwand dem alten Mann leicht den Rohrstock, schleuderte denselben weit in das Zimmer, und drückte den Baron selbst in einen Lehnsessel, dann eilte er auf die bestürzte Amanda zu, küßte ihr die Hand, verneigte sich tief und entfernte sich, ohne ein Wort weiter zu sprechen.

Sprachlos saß der alte Edelmann in seinem Sessel, da trat Amanda zu ihm, und fragte nicht eben freundlich: „Sie müssen krank sein, Oheim, denn sonst könnte ich nicht begreifen, was Sie zu einem so, so, so auffallenden Benehmen gegen Herrn Arnauld bewegen konnte, den ich schon lange liebe, und der heute gekommen war, um Sie um meine Hand zu bitten. Nehmen Sie sich in Acht, Oheim, Herr Arnauld ist gestern zum Lector des Königs ernannt worden, und hat mit Erlaubniß Sr. Majestät um meine Hand angehalten!“

„Wie? Lector des Königs? Erlaubniß des Königs?“ stammelte der Baron bestürzt.

„So ist es!“ entgegnete Amanda kalt, und verließ das Zimmer.

## II.

In der franzöſiſchen Straße wohnte der Profeſſor Arnauld, im Hauſe ſeiner Aeltern. Dorthin lenkte er in großer Aufregung ſeine Schritte; er hatte Mühe, ſein heißes Blut zu beruhigen, der Gedanke, daß der Baron ſeinen Stock gegen ihn aufgehoben, brachte ihn immer wieder außer ſich, und es bedurfte ſeiner ganzen Liebe für Amanda, um ihn zurückzuhalten, daß er nicht umkehrte und von dem Oheim ſeiner Braut blutige Rechenſchaft forderte. Noch ganz echauffirt trat der junge Mann in das Haus ſeiner Aeltern. Er nahm, wie gewöhnlich, ſeinen Weg durch das offene Magazin, in welchem der reiche Seidenhändler den Verkauf ſeiner Stoffe ſelbſt leitete.

„Bon jour!" rief der Vater dem vorüber eilenden Sohne nach, der aber achtete des väterlichen Grußes kaum, ſtürmte durch das Magazin und lief in dem kleinen Stübchen hinter dem Magazin ſeiner Mutter gerade in die Arme. Die freundliche zierliche Frau, bürgerlich elegant gekleidet, flüſterte ihm heiter knixend zu: „Monsieur le lecteur du Roi!" denn die Dame war ſehr glücklich über die geachtete Stellung, die ihr Sohn in der unmittelbaren Nähe des großen Monarchen gefunden.

Die Familien der franzöſiſchen Colonie haben ſtets gewetteifert mit den alten Unterthanen der Hohenzollern in der Verehrung für die Landesherren.

Der Lector faßte ſich und küßte zärtlich die runde Wange, die ihm die Mutter hinhielt, das Mutterauge hatte aber auch ſofort die Aufregung des Sohnes bemerkt, und den dringenden Fragen weichend, erzählte der junge Mann mit tiefſter Indignation die Behandlung, die ihm von dem Baron zu Theil geworden. Die Mutter war darüber wo möglich noch mehr empört, als der Sohn, und weinte helle Thränen, daß die allerliebſte Mademoiſelle, die ſie ſchon ſo lieb gewonnen hatte, nun doch nicht ihre Schwiegertochter werden ſolle.

Der Lector aber ſagte drohend, „ich gebe die Hoffnung nicht auf, der König wird ſich meiner ſchon annehmen!"

„Zu mir, Thomas, mein Sohn!“ ſagte plötzlich eine dünne, näſelnde Stimme aus dem Hintergrunde des Zimmerchens.

„Ah, Großpapa!“ rief der Lector und trat zu dem Alten, der, ſeine große goldene Doſe in der Hand, in ſeinem Stuhle lag.

„Wir gehen nicht zu dem Könige, mein Sohn,“ ſagte der Alte, indem er eine Priſe nahm und mit ſeinen lebhaften dunkeln Augen unter den grauen Wimpern hervor freundlich aufblickte zu dem ſtattlichen Enkelſohne, „wir wollen den König nicht damit behelligen, le grand Frédéric hat mehr zu thun, und da das Königliche Haus ſtets in gutem Einvernehmen geweſen mit dem Hauſe Arnauld, ſo iſt es unſere Pflicht, die Alliance unſerer beiden Häuſer nicht auf das Spiel zu ſetzen, wenn es nicht unumgänglich nöthig!“

Thomas Arnauld lächelte leiſe über die ächt franzöſiſche Eitelkeit des Alten, der die Alliance der beiden hohen Häuſer Hohenzollern und Arnauld nicht einer Heirath wegen auf's Spiel ſetzen wollte.

„Sie wollen mir die Hand von Mademoiſelle verſchaffen, ohne Hülfe des Königs, Großpapa?“ fragte er.

„Ich will das, Thomas, mein Sohn!“ nickte der Alte und nahm ſehr behaglich eine zweite Priſe, dann neſtelte er einen kleinen Schlüſſel, den er an einem ſchwarzen Bändchen um den Hals trug, los, reichte ihn ſeiner Schwiegertochter und ſprach: „Sie würden mich ſehr verbinden, liebe Margot, wenn Sie den Schrank dort öffnen, den oberſten Kaſten mit dieſem Schlüſſel erſchließen und mir die rothe Maroquinmappe reichen wollten.“

Madame Margot brachte alsbald eine ziemlich große Mappe, die mit einem breiten ſeidenen Bande umwunden war, der Greis öffnete ſie mit zitternder Hand, dann nahm er ein Pergament heraus, eins, zwei, drei, vier, fünf und mehr Blätter, alle mit großen Siegeln verſehen, die reichte er ſeinem Enkel: „Hier, Thomas, mein Sohn, das iſt dein Eigenthum, und ich denke, Du wirſt zu Deiner Vermählung mit Mademoiſelle de Weissensée nichts weiter von Seiner Majeſtät brauchen, als deſſen Glückwunſch, den er Dir in Anbetracht der alten Verbindung unſerer Häuſer nicht verſagen wird.“

Der Alte ſchwieg und blickte, die eben genommene Priſe zwiſchen den Fingern behaltend, lachend auf den jungen Mann, der, die Sonne des Glücks auf dem ſonſt ſo ernſten Geſicht, die Papiere überflog; die Hände über dem Buſen gefaltet, ſchaute die Mutter verwundert ihren Sohn an.

„Großpapa," rief der Lector endlich, die Papiere zuſammen legend, „ſo wäre ich . . ."

„Der Baron Arnauld von Saint-Arnauld, Mitglied der Stände von Blois und ein franzöſiſcher Edelmann vom älteſten Blut!" ergänzte der Greis mit freudigem Stolz.

„Ah, Monſieur!" rief Dame Margot jubelnd, „nun kann ihm der Baron ſeine Nichte nicht verweigern, denn er iſt auch ein Baron, mein Sohn iſt auch Baron!"

„Dein Sohn iſt kein Baron," ſagte plötzlich eine ernſte Stimme, „Dein Sohn iſt der Sohn des berliner Seidenhändlers Thomas Robert Arnauld in der Franzöſiſchen Straße!"

Es war der Vater des Lectors, der, in der Thür des Gemachs ſtehend, unbemerkt Zeuge der Scene geweſen war.

„Mais, mon Dieu!" rief die Mutter.

„Mais, mon fils!" fragte der Alte.

„Mein Sohn," nahm der Seidenhändler ernſt das Wort, indem er in das Zimmer trat, „Deine Urgroßältern ſind als arme, um ihres Glaubens willen, Vertriebene flüchtig in dieſes Land gekommen, deſſen Herrſcher ſie gaſtfrei aufnahmen; ſie haben ihrem Stande entſagt und in bürgerlich-ehrenhafter Thätigkeit ein Vermögen gewonnen, das der Fleiß Deines Großvaters und Deines Vaters gemehrt hat; mein Sohn, es lag ein Segen auf der bürgerlichen Thätigkeit unſeres Geſchlechtes in dieſem Lande, wirf dieſen Segen nicht von Dir, indem Du Titel und Namen annimmſt, die einem Lande angehören, das uns ausgeſtoßen hat, dem unſere Familie fremd geworden iſt, ſeit Menſchenaltern; ich bitte Dich, mein Sohn, thue es nicht, laß dieſe verſchollenen Barone von Saint-Arnauld begraben ſein, ich fürchte, daß das entſetzliche Unglück, das ſie aus ihrem Vaterlande vertrieb, erwacht und auf's Neue über unſer Haus kommt!"

Der Alte nahm eine Priſe, dann rief er haſtig: „Nicht ſo ſchnell, mein Sohn, Thomas ſoll nur thun, was ſo viele gute Edelleute vor ihm gethan. Verarmte in Bretagne ein Geſchlecht, ſo gab das Haupt im Parlament ſeinen Degen ab und ging in fremde Lande; ſo lange er fern war mit den Seinen, ruhete der Adel, kehrte aber er oder Einer von den Seinigen zurück und war im Stande, die Stellung eines Edelmannes wieder einzunehmen, ſo

[illegible]
[illegible]legen zurück und war ein Edelmann, wie [illegible]. So, mein Sohn, haben's unsere Väter gehalten, und so, wünsche ich, soll es unser Sohn machen. Ich bin Seidenhändler gewesen, mein Leben lang, aber ich habe Handelschaft getrieben, wie ein Edelmann, und nicht wie ein Jude, und Du, mein Sohn, bist stets meinem Beispiel gefolgt, Thomas kann ruhig den Namen seiner edlen Väter führen, wir haben ihn unbefleckt erhalten!"

Der Alte winkte, er wollte allein sein, und gehorsam entfernte sich die Familie.

Es ist wahr, wie Edelleute, die sie waren, führten einige jener Refugiés der französischen Colonie ihre Handelsgeschäfte. So verabredeten einst zwei derselben eine gemeinschaftliche Unternehmung. Der Eine von ihnen starb gleich nach Zahlung der Einlage, und seine Erben, die von der Speculation nichts wußten, ließen das Capital einziehen. Der Andere war viel zu stolz, um sich auf die Speculation zu berufen, er zahlte das Capital zurück; einige Monate später war die Speculation geglückt, jeder Theilnehmer hatte 9000 Thaler gewonnen. Nun aber verlangte das eine Haus, das andere solle den ihm gebührenden Antheil an dem Gewinn der Speculation annehmen, das andere eben so stolze Haus weigerte sich, in welcher Weigerung das erste Haus einen Schimpf erblickte. Endlich klagte das erste Haus, bezahlte große Kosten und verlor den seltsamen Prozeß. Seitdem führte dieses Haus die Summe von 9000 Thalern als eine Forderung des andern in ihren Handelsbüchern bis in die neueste Zeit fort. Die beiden Handelshäuser bestehen als solche nicht mehr, aber die Namen beider finden sich jetzt noch in Berlin.

Es waren wunderliche Handelsleute, diese Refugiés, aber sie waren klug und glückliche Speculanten, und wurden reich, trotz, oder vielleicht wegen ihrer edelmännischen Grillen.

Als der Lector allein war mit seinen Aeltern, erklärte er gerade heraus, er werde dem Wunsche seines Großvaters Folge leisten und den Namen und die Titel seiner Väter wieder annehmen, und die Mutter stimmte ihm sofort bei und nannte ihn ein über das andere Mal: „notre cher baron!"

Der Vater Seidenhändler kreuzte die Arme und fragte förmlich: „Sie sind also fest entschlossen, die alten Familientitel wieder aufzunehmen?"

„Das Glück meines Lebens, die Hand meiner Geliebten, Papa!“ ſtammelte der Lector, der ſeinen Vater ſehr liebte, zögernd.

„Bedenken Sie ſich wohl, mein Sohn,“ ſprach der Vater faſt drohend, „Ihr Großvater kann Ihnen allerdings die Adelsbriefe vermachen, das iſt aber auch Alles, ich dagegen habe zu dem Erben meines Vermögens den Herrn Thomas Arnauld, aber nicht den Baron von Saint-Arnauld eingeſetzt, und, Sie kennen mich, mein Sohn, der Baron von Saint-Arnauld wird nie mein Erbe!“

Dame Margot überſchüttete ihren Gemahl mit einer Fluth von Vorwürfen, der aber blieb feſt: „es iſt ein Verhängniß, ein Unglück, das über unſer Haus kommt mit der Aufnahme der alten Namen und Titel!“

„Nun, Vater,“ ſagte der Lector endlich ernſt, „es ſei, ich verliere Ihr Vermögen, Ihre Liebe bleibt mir doch, und ich will es wagen!“

„Meine Liebe bleibt Dir gewiß, mein Sohn,“ entgegnete der Vater gerührt, und die weiche Mutter ſchluchzte laut: „aber bedenke Dich, mein Sohn, wovon willſt Du leben mit Deiner Frau?“

„Vater,“ antwortete der Sohn mit faſt wehmüthigem Spott, „Sie haben das Schulgeld nicht umſonſt für mich bezahlt, und ich bin des Königs Lector.“

„Mein Sohn!“ entgegnete der Seidenhändler kopfſchüttelnd, „der Lector des Königs kann ſchon die Frau eines Lectors erhalten, aber keine Baronin, beſinne Dich!“

„Aber,“ fiel jetzt die Mama Margot, die ſich die Thränen getrocknet, ein, „ſoll denn die Mutter gar nicht mit reden, wenn es ſich um das Schickſal ihres Kindes, ihres einzigen Sohnes, handelt? Mein Gemahl, ich verſtehe Sie nicht mehr, Sie haben immer das Glück Ihres Sohnes gewollt, und nun wollen Sie plötzlich ſein Unglück; ſehen Sie denn nicht, daß Mademoiſelle Amanda das Glück Ihres Sohnes iſt, daß er ſie liebt, daß er ewig unglücklich iſt, wenn er ſie nicht bekommt, und daß er ſie nicht bekommen kann, wenn er nicht Baron iſt: gehen Sie, Sie ſind ein Barbar, ein Stein, ein Monſtre!“

Mama Margot war böſe, ſehr böſe, ſie verließ das Zimmer und ſchlug deſſen Thür heftig hinter ſich zu.

„Ihre Mutter liebt Sie ſehr, mein Sohn,“ ſprach der Seidenhändler,

als wolle er die Heftigkeit der lebhaften Französin entschuldigen, „aber“, setzte er hinzu, „Ihr Vater liebt Sie nicht weniger, glauben Sie mir das, Thomas, können Sie die Hand der jungen, liebenswürdigen Dame erlangen, ohne Erniedrigung, ohne Beleidigung des Standes, zu dessen Zierden unser Haus seit drei Menschenaltern gehört, ohne Aufnahme jener alten Familientitel, an denen mehr Unglück und Blut klebt, als Sie glauben, lieber Sohn, so will ich die junge Dame als meine liebe Tochter herzlich willkommen heißen, anders nie, bedenken Sie sich, Thomas, ehe Sie einen letzten Schritt thun!“

Vater und Sohn schüttelten sich die Hand, sie waren schmerzlich bewegt, aber sie zürnten einander nicht, denn der Sohn wußte die Gefühle zu würdigen, die seinen Vater zu solcher Härte trieben, er hatte selbst zu viel von dem Sinn seines Vaters.

## III.

Am Nachmittage desselben Tages schritt Herr Arnauld hastig die Linden hinauf und war so vertieft in seinen Gedanken, daß er das Zusammenströmen der Menge gar nicht bemerkte und nichts vernahm von den schallenden Jubelrufen, die lauter und immer lauter ertönten.

Der große König kam vom Brandenburger Thor her geritten, etwas vorwärts gebeugt saß er da auf dem großen Schimmel mit der Scharlachschabrake, den berühmten Krückstock hielt er in der Hand und die wunderbaren großen blauen Augen leuchteten wie klare Sterne aus dem bekannten Angesicht mit den scharfen Zügen.

Eine Schaar jubelnder Schulknaben tanzte um den großen König her, und unaufhörlich klangen die hellen Stimmen: Der König soll leben, hurrah! der alte Fritz soll leben, Vater Fritz! hoch! hoch! Und aus allen Fenstern lugten frohe und stolze Gesichter, und überall standen die Männer soldatisch-straff und die Frauen tief knixend, und Aller Augen leuchteten; sie waren stolz, einen großen Mann zu sehen, und dreimal stolz, daß dieser große Mann ihr König war, so recht eigentlich ihr eigener König von Preußen.

Immer lauter jubelten die Knaben; es war vielleicht dieſelbe Knabenſchaar, und vielleicht war's auch Mittwoch Nachmittag, welcher der große König freundlich-barſch zugerufen: „Gebt in die Schule Jungens und lernt was!“ auf welche Anrede die kecke berliner Jugend bekanntlich in ein Jubelgeſchrei ausgebrochen war und erwidert hatte: „He! der alte Fritze weiß nicht ein Mal, daß Mittwochs Nachmittag keine Schule iſt!“ und den lachenden Monarchen bis in's Schloßportal verfolgt hatte.

Monſieur Arnauld war ſchon dicht an dem Roß des Königs, aber das Falkenauge des Monarchen hatte ihn längſt erkannt, ehe er die Nähe des Königs ahnete, er ward ſeinen Herrn auch erſt gewahr, als der ihn anrief: „Er muß umkehren, ich will Ihn ſogleich im Schloß ſprechen!“

Der König ſetzte ſeinen Schimmel in Trab, laut ſchreiend jagte ihm die Jugend nach und im Doubliſchritt folgte ihm Arnauld.

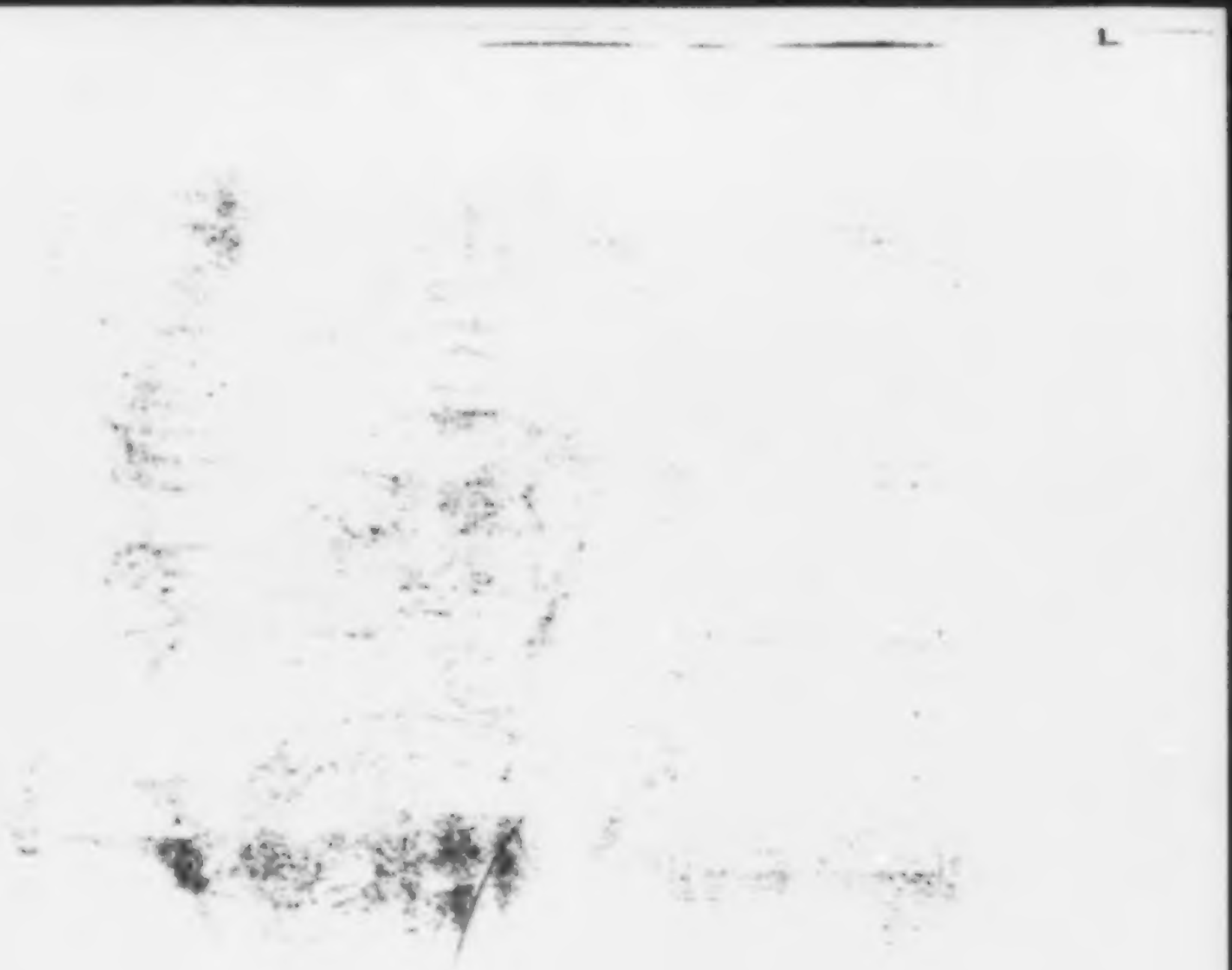
Eine halbe Stunde etwa war Herr Arnauld im Cabinet des Königs geweſen, als der Monarch klingelte und zwei Leibhuſaren ausſchickte.

Eine Stunde ſpäter erſchien der Baron von Blankenburg zitternd und bebend, ſeine Nichte am Arm, im Vorzimmer des Königs, wo ſie einen Herrn fanden, den Fräulein Amanda ſehr freundlich grüßte, der ſich aber ſeinerſeits ziemlich kalt vor der Dame verneigte. Das war der Seidenhändler Herr Thomas Robert Arnauld, des Profeſſors Vater.

Der Baron litt eine Höllenmarter der Angſt, endlich rief ein Officier aus dem Cabinet des Königs: „Baron Blankenburg, eintreten!“ Mit einem verzweifelten Blick auf ſeine Nichte und ſchlotternden Knieen trat der Baron in die Höhle des Löwen.

Kaum hatte ſich die Thür hinter ihm zugeſchloſſen, ſo eilte Amanda auf Arnauld's Vater zu und flüſterte haſtig: „Sie ſind Arnauld's Vater, lieber Herr, Sie haben eingewilligt, mich als Tochter anzunehmen, nicht wahr, Arnauld iſt mir nicht böſe? ich kann nichts für die — Heftigkeit meines Oheims.“

Amanda erglühte und erbleichte, als ſie ſprach und eine helle Thräne hing an ihrer Wimper. Beinahe zärtlich tröſtete der Seidenhändler das zitternde Fräulein, dann ſetzte er mit dem ganzen Stolze eines ächten Preußen und der vollen Zuverſicht eines wahren Patrioten hinzu: „Beruhigen Sie ſich, liebes Kind, da der König ſich der Sache annimmt, ſo wird ſie bald



ein gutes Ende nehmen und ich werde Sie bald meine Tochter nennen können!"

Und so war es, denn in dem Augenblicke öffnete sich die Thür und der Officier ließ die Beiden eintreten; da stand der große König vor einem kleinen Tisch mit Papieren und hinter ihm der Herr Lector Arnauld mit Freude strahlendem Antlitz, vor ihm aber der Herr Baron, etwas essigfreundlich, aber doch ziemlich gefaßt, drein schauend.

„Er nimmt's doch nicht übel, Arnauld," sprach der König heiter zu dem Seidenhändler, „ich habe den Freiwerber für Seinen Sohn, meinen Lector, Thomas Arnauld" — der König betonte jedes Wort genau — „gemacht, der Baron Blankendorff giebt Seinem Sohne Fräulein von Weißensee zur Frau, und damit das Vermögen der jungen Leute gleich ist, so legt Er zu Seiner Nichte Vermögen aus eigenen Mitteln und verwandtschaftlicher Liebe 30,000 Thaler zu, nicht wahr, Blankendorff, das ist doch Seine Absicht?"

„Zu Befehl, Ew. Majestät", stammelte der Baron wehmüthig.

„Nun, Lector, reiche Er Seiner Braut die Hand und präsentire Er sie Seinem Papa!"

Mit angenommener Barschheit entzog sich der König den Danksagungen der Liebenden und entließ sie sofort.

Der Baron stopfte die durch Amanda's Aussteuer in seine Geldrollen gelegte Bresche bald durch seine Heirath mit der Frankfurter Kaufmannswittwe wieder zu, fühlte sich aber sehr sicher vor Gespenstern, da ihm der König selbst versichert hatte, der Lector Arnauld sei ein ächter, rechter, ein veritabler Baron. Arnauld's Großvater aber versicherte noch oft, daß le grand Frédéric durch seine eben so kluge, als edle Handlungsweise die alte Alliance der Häuser Hohenzollern und Arnauld unauflöslich gemacht habe.

# Ueber die Namen der Strassen und Plätze Berlins.

Der Molkenmarkt führte schon im 14. Jahrhundert seinen jetzigen Namen, den er vermuthlich von der Kuhmelkerei im nahen Mühlenhof erhalten. Er war der älteste Markt Berlins; unter Friedrich Wilhelm I. wurde er Exercierplatz, die Krambuden wurden weggebrochen und dafür 1728 die Bildsäule König Friedrich I. dort aufgestellt. Damals wurde der Molkenmarkt „Königsmarkt" benannt. Der Name kam aber nicht in Aufnahme, und als die Bildsäule, übrigens ein Werk Schlüter's, bald wieder weggenommen und in den Charlottenburger Garten versetzt wurde, so verlor sich der neue Name ganz, und der alte „Molkenmarkt" trat in seine früheren Rechte wieder ein. Das Königl. Polizeipräsidium, Molkenmarkt No. 1, war schon früh ein churfürstliches Haus; 1572 bewohnte es der berühmte Kanzler Lampert Distelmeyer; 1645 der Graf zu Lynar, der um das Salzwesen der Mark sich so hohe Verdienste erworben. Später besaß es der Obermarschall von Grumbkow, dann der General-Feldmarschall, Reichsgraf von Barfuß, dann der Generallieutenant, Graf von Dönhoff; 1763 kaufte es der Banquier Schultz; 1776 wurde es der General-Tabaks-Compagnie überlassen; 1791 schenkte es der Fiscus an den Magistrat, der die Stadtvoigtei in dem Garten des alten Palastes anlegte.

Die Spandauerstraße war die eigentliche Hauptstraße des alten Berlin bis in die neueste Zeit, und ist in unserm Buche von derselben mehrfach die Rede gewesen. Das Haus No. 2 war eine Klause mit einem Heiligenbilde und einer ewigen Lampe; gegenüber das Haus No. 79 heißt jetzt „Stadt Ruppin," aber schon im 17. Jahrhundert hieß es die „alte Ruppiner

Herberge." An Stelle des Hauſes No. 81 ſtand der alte Pulverthurm, der 1720 durch die Fahrläſſigkeit einiger Artilleriſten in die Luft flog. Der alte Stadtkeller befand ſich in dem Hauſe No. 64, es gehörte ſpäter dem von Gerresheim, ſein Wahrzeichen war ein grüner Baum. Das Haus No. 70 hieß „die Lampe" oder „der Lampenſchmidt." Hier ſtand das Kreuz mit der ewigen Lampe, das die Berliner zur Sühne des an Propſt Cyriax von Bernau verübten Mordes errichten mußten. In dem Hauſe No. 7. wohnte der um die Brandenburgiſche Geſchichte ſo verdiente Magiſter Haſtitz von 1572—1586. Das Haus No. 72 ließ der Staatsminiſter von Bartholdy durch Nehring erbauen. 1725 gehörte es einem von Rochow; 1733 einem von Schmettau; 1737 dem berühmten Concertmeiſter und Componiſten Friedrich's II., Graun. Es ließen ſich noch viele Häuſer nennen, die in dieſer Weiſe eine Bedeutung haben.

In der Papenſtraße, deren Namen wir ſchon früher erklärt, erwähnen wir des Eckhauſes an der Spandauerſtraße No. 13; es gehörte im Anfang des vorigen Jahrhunderts dem Prediger Wahrendorff und hieß „der halbe Mond und güldene Sterne"; ſpäter kaufte es der Kaufmann Amberger, und ſeitdem heißt es bis heute „Sonne, Mond und Sterne." Das Haus daneben, No. 12, gehörte dem erſten Preußiſch-Proteſtantiſchen Biſchofe Urſinus von Bär.

In der Stralauerſtraße iſt eins der älteſten Häuſer No. 55, bis in's vorige Jahrhundert hieß es „die blaue Hand," vermuthlich war es von einem Färber erbaut worden. No. 33 gehörte dem Geheimenrathe Schindler, dem Stifter des nach ihm benannten Waiſenhauſes. No. 50 gehörte dem Kloſter Zinna, es wechſelte vielfach ſeine Beſitzer, 1830 kaufte der Butterhändler Adlung die berliniſche Reſidenz der alten Aebte von Zinna.

Monbijou war im 17. Jahrhundert ein churfürſtlicher Garten, in welchem Louiſe von Oranien, des großen Friedrich Wilhelm erſte Gemahlin, die Mutter unſeres Königshauſes, eine holländiſche Meierei anlegte. Die Königin Sophie Charlotte veräußerte einen Theil an den Reichsgrafen Kolbe von Wartenberg; nachdem der Graf in Ungnade gefallen, kaufte der König die Beſitzung zurück und ſchenkte ſie ſeiner Gemahlin; jetzt erſt bekam ſie den Namen: „Monbijou". Die jetzigen Schloßgebäude ließ König Friedrich Wilhelm II. nach Zeichnungen von Unger

erbauen und gab das Beſitzthum an ſeine Gemahlin. Später war es die Reſidenz des Herzogs Carl von Mecklenburg-Strelitz, Präſident des Staatsraths und Chef des Garde-Corps; jetzt wird es von Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Adalbert von Preußen bewohnt.

Die Luiſenſtraße hat ihren Namen von weiland Ihrer Majeſtät der hochſeligen Königin Louiſe. Die Thierarzneiſchule ſteht in dem ehemaligen gräfl. Reuß'ſchen Garten.

Die Karlſtraße heißt nach Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Karl von Preußen.

Die Schumannſtraße heißt nach dem erſten Bauunternehmer in dieſem Viertel.

Die Albrechtſtraße iſt nach dem Prinzen Albrecht von Preußen K. H. benannt.

Die Marienſtraße nach Ihrer Königl. Hoheit der Frau Prinzeſſin Karl von Preußen.

Die Auguſtſtraße hieß zuerſt „Armſündergaſſe", wegen des Koppen'ſchen Armenhauſes, das man „das Thürmchen" nannte, weil es früher ein ſolches hatte und ſeit 1708 zum Aufbewahren der Körper verunglückter Perſonen diente; 1739 ward das „Thürmchen" ein Hoſpital und die Straße bekam den Namen „Hoſpitalſtraße".

Die Kleinegaſſe hat ihren Namen oft gewechſelt; zuerſt hieß ſie „Fiſchensgaſſe", nach dem Dr. Friſch, dem Erfinder des Berliner Blau, der das Haus No. 13 baute; dann hieß ſie Kirchhofsgaſſe, dann Fledermausgaſſe, wegen gewiſſer abendlicher Zuſammenkünfte daſelbſt, dann Wildenhansgaſſe, nach dem Mehlwäger Wildenhans, der das Haus No. 8 baute.

Der Haakſche Markt hat ſeinen Namen von dem General, Grafen von Haake, der als Commandant von Berlin 1751 den Anbau dieſer Gegend leitete.

Die Weinmeiſterſtraße war früher der Weingarten des Weinmeiſters Stohſe.

Die Grenadierſtraße hieß zuerſt die „verlorene Straße"; das älteſte Haus darin, No. 10, gehörte dem Pater Torcken, 1781 kaufte es der Oberbaurath Boumann.

Der Alexander-Platz hat seinen Namen von dem hochseligen Kaiser Alexander von Rußland.

Die Jacobsstraße hat ihren Namen von einem Bürger Namens Jacob Stücker, welchem Grund und Boden der Straße gehörte.

Die Wadzeckstraße hieß einst Mutrichsgasse, denn Georg Mutrich gab 1695 das Terrain dazu her; seit 1819 hat sie ihren Namen von der, vom Prof. Wadzeck in dem Hause No. 8, welches früher zur churfürstl. Sandschäferei gehörte, gestifteten Waisenanstalt.

In der Landsbergerstraße hieß das Haus No. 27 sonst der „arme Lazarus."

Die Lietzmannsgasse hat ihren Namen von dem verdienten Bürgermeister Lietzmann.

Die Büschingsstraße ist nach dem 1793 verstorbenen Gymnasialdirector Büsching benannt.

Die Waßmannsstraße nach dem Zimmermeister David Waßmann.

Die Elisabethstraße ist alt, sie hieß seit 1695 Baumgasse; ihren jetzigen Namen empfing sie nach Ihrer Majestät der Königin Elisabeth.

Die Kaiserstraße ist die ehemalige Sandgasse; sie hat ihren jetzigen Namen seit dem Einzuge des Kaisers Alexander von Rußlan..

Die Rosengasse heißt eigentlich Rosée'sgasse und hat ihren Namen von dem Schwiegersohn des Ministers von Meinders, dem Schweizerobristen Nolas du Rosée, der hier große Gärten besaß, als Erbe seines Schwiegervaters.

Die Krautsgasse heißt nach dem berühmten Staatsminister von Kraut, der hier 1723 einen schönen Garten anlegte.

Die Koppenstraße heißt nach dem Stadthauptmann Koppe.

Die Neumanns-Gasse wechselte ihren Namen mit dem Besitzer des Hauses No. 8 in der Breitenstraße. Als derselbe Dominicus Hevse hieß, hieß die Gasse „Hevse's Gäßlein"; da das Haus an Peter Neumann kam, entstand die Neumannsgasse.

Die Roßstraße hieß eigentlich Raschmacherstraße, denn hier wohnten die Raschweber, Raschmacher; der Name wurde verdorben in Rascher-, Roscher-, Rosser-, endlich in Roßstraße.

Die Schornsteinfegergasse hieß in ganz alten Zeiten das „Kater-

nakegäßlein"; dann hieß es nach dem ehrenwerthen Bürger Peter Zilge, welcher 1712 daſelbſt ein Haus hatte, „Peterzilge'sgaſſe", welches man in Peterſiliengaſſe verwandelte, ehe der jetzige Name aufkam.

Die Kurſtraße heißt eigentlich Kurfürſtenſtraße, das Fürſtenhaus darin (No. 52 und 53) ließ 1674 der damalige Staatsminiſter, Freiherr Eberhardt von Danckelmann nach Riſſen von Nehring erbauen. König Friedrich I. beſtimmte das Palais zur Wohnung fremder Fürſten. Im vorigen Jahrhundert logirten dort: Prinz Eugen von Savoyen, Herzog Johann von Marlborough, Fürſt Mentſchikoff, Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau u. A. Später war dort die Königl. Kriegskanzlei und die Königl. Haupt-Stempel- und Karten-Kammer.

Die Jägerſtraße hat ihren Namen vom Jägerhaus, Jagdzeughaus und Hofjagdamt, das ſich in einem Hauſe befand, welches an der Stelle der heutigen Bank ſtand. Die Namen der Holzgartenſtraße, der Adlerſtraße, der Falkeniergaſſe u. ſ. w. deuten alle auf den waidmänniſchen Ton dieſer Stadtgegend, die übrigens am Wall (Wallſtraße und Niederwallſtraße) lag. Das Eckhaus, welches jetzt in Beſitz der Herren Treu und Nugliſch, gehörte 1709 dem Oberjägermeiſter von Herteſeld.

Der Hausvogteiplatz war ein Theil des alten Jägerhofes, er hieß früher Krähenmarkt und Schinkenplatz; den letztern Namen führte er ſeit Friedrich Wilhelm I., der einem Invaliden erlaubte, hier mit weſtphäliſchem Schinken zu handeln. In dem Gebäude ſelbſt befinden ſich die Hausvogteigerichte ſeit 1750.

In der Oberwallſtraße hat das heutige Prinzeſſinnen-Palais, die Häuſer No. 1 u. 2, der General-Major v. Beſchaffer 1719 gebaut, deſſen Schwiegerſohn und Erbe war der ſpätere Großkanzler von Cocceji; von ihm kaufte die Beſitzung der Markgraf Heinrich von Brandenburg-Schwedt, von deſſen Töchtern aber, der Fürſt-Aebtiſſin von Herford und der Fürſtin von Anhalt-Deſſau, erhielt das Palais ſeinen Namen, und behielt ihn, als es Friedrich Wilhelm II. 1790 kaufte. Das Gouvernementshaus baute 1725 der General von Montargus, die ſpäteren Beſitzer waren die Staatsminiſter von Thulemeier und von Heinitz. Das Haus No. 3 gehörte dem berühmten Hofmaler Peſne, der es 1747 erbaut.

Auf dem Werderſchen Markt hatte Simonetti 1672 das Wer-

derſche Rathhaus erbaut, es brannte 1794 ab, auf derſelben Stelle erbaute Genz das neue Münzgebäude, das mit der alten Münze, Unterwaſſerſtraße 2, in Verbindung geſetzt wurde. Auf der Stelle der Werderſchen Kirche ſtand im 16. Jahrhundert ein churfürſtliches Reithaus, das 1645 einfiel, im Jahre 1699 wurde es der Werderſchen deutſchen und franzöſiſchen Gemeinde geſchenkt, die, nach Grünberg's Zeichnungen, eine einfache Kirche dort erbauen ließ; im Jahre 1821 ward dieſelbe niedergeriſſen und von 1824 bis 1830, nach Schinkel's Plänen, in mittelalterlichem Geſchmack neu erbaut.

Der Platz am Zeughauſe hat ſelbſtverſtändlich ſeinen Namen von dem Zeughauſe, einem der ſchönſten Gebäude Berlins, von Nehring und de Bodt unter Friedrich I. erbaut. Neben dem Zeughauſe befand ſich ſonſt ein unbedeutendes Wachtgebäude, 1818 ward es weggebrochen und von Schinkel die „Neue Wache" erbaut, rechts und links von derſelben ſtehen ſeit 1833 die Marmor-Bildſäulen der Generale von Scharnhorſt und Graf von Bülow-Dennewitz von Chriſtian Rauch. Der Hauptwache gegenüber befindet ſich der Palaſt, der jetzt unter dem Namen „Palais des hochſeligen Herrn" am bekannteſten ſein dürfte. Dieſes Gebäude wurde von Nehring, vermuthlich gleichzeitig mit dem Zeughauſe, unter Churfürſt Friedrich III. (König Friedrich I.) errichtet, und zwar für den Marſchall von Frankreich, Grafen Schomberg, der aus franzöſiſchem in churbrandenburgiſchen Dienſt trat. Später reſidirte hier der Gouverneur von Berlin. Im Jahre 1734 erhielt es Friedrich der Große als Kronprinz, der gab es beim Antritt ſeiner Regierung dem Prinzen von Preußen (Auguſt Wilhelm), deſſen Wittwe es ſpäter bis zu ihrem Tode (1780) bewohnte; 1793 erhielten es der hochſelige König und ſeine Gemahlin als kronprinzliches Palais. Friedrich Wilhelm III. hat es, ſo lange er lebte, bewohnt, hat ſich dort bei der Grundſteinlegung des Denkmals Friedrich des Großen ſeinem Volke zum letzten Male gezeigt und iſt dort geſtorben.

Hinter der Neuen Wache liegt die Singakademie, im Jahre 1825 und 1826 von dem herzogl. Braunſchweigiſchen Hofbaumeiſter Ottmer erbaut. Hier hielt bekanntlich im Jahre 1848 die National-Verſammlung ihre Sitzungen, und unweit davon befindet ſich das bei dieſer Gelegenheit beſonders bekannt gewordene Kaſtanienwäldchen.

Die prächtige Straße, die man „Unter den Linden" nennt, wurde

1680 angelegt, die Churfürſtin Dorothea, Gemahlin des großen Churfürſten, pflanzte eigenhändig den erſten Baum der vierfachen Baumreihe. Im Jahre 1699 war die Baumreihe ſchon ſechsfach, 1787 war ſie von der Schadowſtraße bis zum Pariſer Platz verlängert. Das Palais Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Preußen ſteht an Stelle eines Hauſes, das der General von Weiler erbaute, ſpäter gehörte daſſelbe den Markgrafen Philipp Wilhelm und Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt und hieß der markgräfliche Palaſt. Das jetzige Palais erbaute der Baurath Langhans in den Jahren 1834—36. Das Palais daneben kaufte König Friedrich Wilhelm II. für den Grafen von der Mark, nach deſſen frühem Tode beſaß es deſſen Mutter, die Gräfin von Lichtenau, dann kam es an den damaligen Erbprinzen von Oranien, es gehört jetzt dem Prinzen Friedrich der Niederlande. Das Palais No. 7 baute 1734 der Geheimrath Müller, 1765 kaufte es die Aebtiſſin von Quedlinburg, Prinzeſſin Amalie von Preußen, Schweſter des großen Friedrich, von den Zinnow'ſchen Erben, und ließ es durch Boumann ſo ausbauen, wie es noch vor einigen Jahren war, ehe es S. M. der Kaiſer Nicolaus von Rußland ankaufen und zum ruſſiſchen Botſchaftshôtel prächtig einrichten ließ.

Am Pariſer Platz, der bis 1814 das Quarrée hieß, ließ König Friedrich Wilhelm II. in den Jahren von 1789—93 das ſchönſte Thor in Europa erbauen. Das Brandenburger Thor baute der Geh. Regierungsrath Langhans (ſtarb 1808) nach dem Muſter der Propyläen in Athen. Es iſt 64 Fuß hoch und 195 Fuß breit. Die Reliefs, welche die Durchgänge ſchmücken, ſind nach Zeichnungen von Rhode von Berliner Bildhauern in Sandſtein ausgeführt. Der Werth derſelben iſt außerordentlich ungleich. Sie beziehen ſich auf die Mythe des Hercules und ſollen allegoriſch die Thaten Friedrich des Großen verherrlichen. Die Deckenſtücke waren einſt von Rhode ebenfalls in allegoriſcher Weiſe gemalt, jetzt ſieht man nur noch im mittlern Durchgange einen Adler in einem Kranz von Oelzweigen, in den übrigen einfache Roſetten. Auf der Attika des mittlern Theils erblickt man eine in edelſter Form ausgeführte Quadriga, auf welcher die Victoria ſteht. Mit der einen Hand lenkt die Siegesgöttin die Roſſe, mit der andern trägt ſie einen Stab, an deſſen Spitze ein mit Lorbeer umwundenes eiſernes Kreuz mit einem Adler. Dieſe prachtvolle, 16 Fuß hohe, Gruppe iſt von Schadow

modellirt, von den Gebrüdern Wohler in Potsdam in ganzer Größe in Holz ausgeführt und dann von dem Kupferschmidt Jury in Potsdam in Kupfer getrieben. Napoleon ward so hingerissen von der Schönheit dieser Gruppe, daß er sie als edelste Siegesbeute im Jahre 1807 abnehmen und nach Paris bringen ließ. Preußens Ritter haben das Palladium mit ihren Schwertern wieder erobert, aus Paris nach Berlin zurück gebracht und es an seine alte Stelle gesetzt.

Die Charlottenstraße hat ihren Namen von der 1705 verstorbenen Königin Sophie Charlotte erhalten.

In der Mittelstraße (die mittelste der drei ersten Straßen der Dorotheenstadt) ist die Dorotheenkirche 1678—1687 von der Churfürstin Dorothea erbaut, mit einem Grabdenkmal des Grafen von der Mark von Schadow.

In der Dorotheenstraße war der Platz, wo jetzt die Freimaurerloge Royal-York de l'amitié steht, ein Schiffsbauplatz, den der große Churfürst unter eines Schiffscapitains Aufsicht gestellt. 1696 gehörte das Grundstück dem Oberpräsidenten von Danckelmann, das Haus ließ der Oberhofmeister von Kamecke 1712 durch Schlüter erbauen. No. 23 heißt Hôtel d'Orange (Orangenhaus). König Wilhelm III. von England ließ es Anfangs des vorigen Jahrhunderts durch seinen Gesandten am Königl. Preuß. Hofe, Lord Raby, kaufen und bestimmte es zu einem Armen- und Krankenhause für die Franzosen, die aus seinem französischen Fürstenthum Orange (gehörte nachmals Preußen) vertrieben wurden.

Die Markgrafenstraße hat ihren Namen von dem markgräflich Schwedt'schen Palais, auf dessen Rückseite in der Behrenstraße die Markgrafenstraße stieß. Bekanntlich wurde dieses markgräfliche Palais theils in die Bibliothek, theils in das Palais Sr. Königl. Hoheit des Prinzen von Preußen verbaut. Da, wo die Lindenstraße mit der Markgrafenstraße zusammenstößt, war sonst der französische Schützenplatz. Das französische Schauspielhaus, das 1774 Friedrich der Große errichten ließ, wurde 1787 von Friedrich Wilhelm II. dem deutschen Schauspiel eingeräumt, Friedrich Wilhelm III. ließ 1801 das Gebäude abtragen und ein neues von Langhans erbauen. Im Jahre 1817 brannte dieses nieder und das gegenwärtige Schauspielhaus wurde 1821 von Schinkel erbaut.

Die Junkerstraße hieß früher Bauernstraße, warum der Name geändert wurde, ist nicht recht klar.

Die Mauerstraße sollte die Circumvallationslinie der Stadt bezeichnen, man ging später weit darüber hinaus, hier ist die Dreifaltigkeitskirche 1737—1739 von König Friedrich Wilhelm I. erbaut. Der Platz, auf dem sie steht, hieß sonst der Hammelmarkt. Ferner ist hier die Böhmische oder Bethlehemskirche 1735—1737 von König Friedrich Wilhelm I. erbaut.

Die Französischestraße hat ihren Namen von der französischen Colonie.

Die Laubenstraße ist nach dem churfürstlichen Laubenhause benannt. Das älteste Haus in dieser Straße ist No. 17. Im Anfang des vorigen Jahrhunderts hatte es der Geheimrath Horn, unter Friedrich dem Gr. wohnte hier Voltaire eine Zeitlang. 1764 kam es an die Generalin von Blankensee, 1766 an das Kornmesser'sche Waisenhaus.

In der Mohrenstraße quartierte Friedrich Wilhelm I. die Mohren ein, welche ihm die Holländer schenkten, die er dann bei dem Musikcorps der Gardebataillons einrangirte.

In der Leipzigerstraße ließ Friedrich der Gr. in den Jahren von 1773 bis 1777 46 alte Häuser niederbrechen und neue dafür bauen. Das Kriegsministerium erbaute der Minister, Freiherr von Happe. Das Haus No. 19 bestand ursprünglich aus vier kleinen Häusern, der Rentmeister Bär baute dieselben zusammen, von ihm erwarb es das Directorium der Städtekasse. Es war lange unter dem Namen des Städtekassenhauses bekannt. Dann wurde das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten in das Gebäude verlegt und jetzt hat die Marineabtheilung des Kriegsministeriums dort ihre Büreaux.

Die Schützenstraße heißt nach einem Bürger Namens Schütz, sowie die Kochstraße nach dem Hofrath Cochius. Hier ist das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium 1747 vom Ober-Konsistorialrath Hecker als Dreifaltigkeitsschule begründet, bestand aus dem Pädagogium, der Kunstschule, der Mädchenschule und der deutschen Schule. Das Pädagogium ist das jetzige Gymnasium, die Mädchenschule ist ebenfalls abgezweigt und heißt Elisabethschule.

Die Wilhelmsstraße heißt nach dem Könige Friedrich Wilhelm I.

Das Haus No. 64 (nachmals Palais des Prinzen Auguſt von Preußen, jetzt ein Miniſterialgebäude) erbaute der Obriſtlieutenant von Pennavière. No. 66 der Geheimrath von Riſſelmann. No. 72 (Palais des Prinzen Friedrich von Preußen) der Präſident von Görne. No. 73 der General von Schwerin. No. 74 (Hotel des Juſtizminiſteriums) der Geh. Kriegsrath Kellner. No. 76 (Hotel des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten) der General von Pannewitz. No. 77 (Palais des Fürſten Radziwill) der General von Schulenburg.

Das Palais Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Carl von Preußen, Wilhelms-Platz No. 9, an der Ecke der Wilhelmsſtraße, ließ der Johanniter Heermeiſter von Sonnenburg, Prinz Ferdinand von Preußen, zum Palais des jedesmaligen Ordenshauptes, nach Zeichnungen von de Bodt, im Jahre 1736 von Richter erbauen. In ſeiner jetzigen Geſtalt wurde das Palais 1827 unter Schinkel's Leitung hergeſtellt.

Das Palais Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Albrecht von Preußen, Wilhelmsſtraße No. 102, ließ der Baron von Bernezobre in den Jahren 1738—39 erbauen, 1760 erwarb es der Banquier Werſtler, 1769 der Miniſter von der Hagen, 1772 die Aebtiſſin von Quedlinburg, Prinzeſſin Amalie von Preußen, Schweſter des großen Friedrich, 1787 Prinz Ludwig von Preußen, 1810 das Louiſenſtift, 1832, nachdem es von Schinkel prachtvoll umgebaut, der gegenwärtige durchlauchtigſte Herr Beſitzer.

Am Bellealliance-Platz, ſonſt Rondeel genannt, mußten die Gewerke auf königl. Befehl Häuſer bauen laſſen, No. 11 gehörte dem Schlächtergewerk und führte einen Ochſenkopf als Wahrzeichen, es wurde zum Zucht- und Arbeitshauſe eingerichtet; als 1775 das Arbeitshaus verlegt wurde, ſiedelte auch der Name Ochſenkopf in das neue Gebäude über. Der alte Ochſenkopf wurde ein Kavalleriepferdeſtall.

In der Lindenſtraße wurde das Kammergericht (No. 15) im Jahre 1734 von Gerlach erbaut.

Wo die Koch- und Jeruſalemerſtraße auf die Lindenſtraße ſtoßen, ſteht die Jeruſalemskirche. Ein berliner Bürger Namens Müller hatte hier zum Andenken ſeiner Wallfahrt nach dem gelobten Lande, im Jahre 1484 eine Kapelle zu Ehren der heil. Jungfrau, des heil. Kreuzes, des heil. Fabian und Sebaſtian erbaut. Ein Klausner hatte die Aufſicht über die

Kapelle. Das Amt beſetzte ſeit der Reformation der Churfürſt. Noch zur Zeit des großen Churfürſten nannte man die Kapelle „das Kirchlein Hieruſalem“. Im Jahre 1679 ließ der Geheimrath von Martitz die Kapelle reſtauriren und gründete das Jeruſalemshoſpital. 1728 wurde die jetzige Kirche nach Zeichnungen von Gerlach erbaut. Der Thurm mußte, weil er von Holz war, ſchon 1747 abgenommen werden. Der jetzige Thurm iſt erſt in neueſter Zeit erbaut.

Der Dönhofsplatz hieß zuerſt der große Markt, ſeinen jetzigen Namen empfing er von dem General, Grafen von Dönhoff. Der Obelisk wurde 1730 als Meilenzeiger aufgerichtet.

Auf dem Spittelmarkte wurde die Gertraudten-, oder Spittelkirche 1405 zu Ehren des heiligen Matthäus, Bartholomäus und der heil. Gertraudt gegründet. Sie erlitt mehrere Umbauungen in den Jahren 1711, 1734, 1777, 1790 und 1833. Das Gertraudtenhoſpital, welches zur Verpflegung von 24 alten Perſonen weiblichen Geſchlechts dient, iſt ebenfalls 1405 gegründet, 1574 mit dem Beghinenconvent in der Brüderſtraße vereinigt und mehrmals umgebaut worden.

Die Wallſtraße hieß ſonſt von der Roßſtraße bis zur Waiſenbrücke die „Syropsgaſſe“, von der Zuckerſiederei, die 1749 an der Stelle errichtet wurde, wo jetzt das neue Hoſpital ſteht. Das Haus No. 25 hat zum Wahrzeichen den Simſon, welcher die ausgehobenen Thorflügel auf dem Rücken davon trägt; das Wahrzeichen ſoll an das neue Cöpenicker Thor erinnern, das an dieſer Stelle von 1658 bis 1734 ſtand. No. 72 iſt 1705 von Schlüter erbaut, es gehörte dem Geheimen Rathe von Kroſigk, der es zu aſtronomiſchen Beobachtungen benutzte. No. 55 hat mannichfache Schickſale gehabt, bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts ſtand eine holländiſche Windmühle daſelbſt und daneben ein königliches Waſchhaus, 1749 wurde die erſte Zuckerſiederei daſelbſt angelegt, dann wurde es ein Tabacksmagazin, bis es der hochſelige König 1798 kaufte und zum Hoſpital einrichten ließ. Die Häuſer No. 31 und 32 gehörten lange Zeit hindurch den Reichsgrafen von Schwerin und von Sparr.

Die Splittgerbergaſſe heißt nach dem Banquier Splittgerber, dem das Grundſtück, wo ſich jetzt die Loge zu den drei Weltkugeln befindet, von 1748 bis 1793 gehörte.

Die Cöpenickerstraße war zuerst eine wirkliche Landstraße nach Cöpenick. Im Jahre 1640 besaß ein gewisser Johann Kriebeler daselbst eine Meierei, die 1660 dem Statthalter der Mark, Fürsten Johann Georg von Anhalt, gehörte und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts noch unter dem Namen der Kroll'schen Meierei bestand. Das Grundstück 167 war ursprünglich ein Lusthaus mit Garten, vom Geheimen Finanzrath Herold angelegt und Louisenhof benannt. 1767 wurde die jetzige Gardeschützenkaserne für das von Pfuhl'sche Regiment erbaut.

In der Wassergasse gehörte das Grundstück No. 17 im Jahre 1700 dem Grafen von Schafgotsch, das Haus war sein Lustschloß, es gehörte ein schöner Garten mit einer Wasserkunst dazu.

Die Ohmgasse heißt nach dem Professor Ohm, dem das Haus No. 2 daselbst gehört.

Die Dresdenerstraße hieß früher der „Rixdorfer Damm".

Die Schäfergasse ist eine der ältesten Anlagen dieser Gegend, sie war schon im 16. Jahrhundert unter dem Namen „der neue Trift" vorhanden. Das Haus No. 15 war die von Blücher'sche, später von Jagow'sche Schäferei, die der Magistrat 1579 von der Wittwe Rust erkaufte.

In der (alten) Jacobsstraße war das Eckhaus an der Kürassierstraße No. 43 ein churfürstlicher Hammelstall, den 1662 die Amme des Churprinzen als Freihaus erhielt. Das Eckhaus an der Stallschreiberstraße hieß „der grüne Baum". Der Garten des königl. Oberbergamts ist nur ein Theil des großen Gartens, den der Minister von Creutz in der Jacobsstraße besaß und der bis zur Lindenstraße reichte. Um 1750 hieß die neue Jacobsstraße und die alte bis zur Kürassierstraße „An der Contrescarpe", erst 1780 erhielten beide Straßen ihren jetzigen Namen.

Die Kommandantenstraße entstand bei Anlegung der neuen Fortificationen 1658. Im Merian'schen Garten wurde 1727 die französische Kapelle erbaut, da sie namentlich für Wallonen bestimmt war, so nannte man sie die Wallonenkirche.

Die Fellnerstraße hieß bis vor Kurzem Hasenhegerstraße, sie bestand schon im 17. Jahrhundert und hatte ihren Namen von dem churfürstlichen Hasenheger, der dort seine Amtswohnung hatte.

In der Husarenstraße ist die Anstalt des Hofrath Soltmann für

künſtliche Mineralbrunnen. Der ſehr hübſche Garten der Anſtalt hieß ſonſt Mecklingswieſe, der alte Lieblingsplatz der liebenden Paare während des kölniſchen Schützenfeſtes.

Das Haus No. 33 in der Feldſtraße bekam der Plantier Sello unter der Bedingung zum Geſchenk, daß er alle für den Thiergarten und die königlichen Plantagen in Berlin, Monbijou und Sansſouci erforderlichen Bäume zu zwei Groſchen das Stück liefere.

Die Stallſchreiberſtraße hat ihren Namen von dem churfürſtlichen Stallſchreiber, der in No. 15 ſeine Amtswohnung hatte. Im vorigen Jahrhundert war der gräfl. Schafgotſch'ſche Garten in No. 43 berühmt.

Die Küraſſierſtraße hieß bis 1836 Todtengaſſe, ſie iſt ſehr alt, ſchon 1604 war da ein Armenkirchhof mit zwei Krankenhäuſern vorhanden. Die Häuſer No. 21, 22, 23 und 24 gehörten ehemals dem Schneider-, Schlächter-, Bäcker- und Schuſtergewerk. No. 25 war der alte Peſt-Kirchhof, dann Begräbnißplatz der Petrigemeinde.

Die Orangenſtraße iſt wahrſcheinlich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts zuerſt von franzöſiſchen Flüchtlingen aus dem Fürſtenthum Orange bebaut und benannt worden.

Das iſt's, was wir von den Straßen Berlins und deren Namen anzumerken hatten. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß hier die ältern Straßen im eigentlichen Berlin und im alten Köln weggelaſſen ſind, da dieſelben in früheren Abſchnitten ſchon genügende Erklärung und Beachtung gefunden haben.

# Der Kriegs- und Domainenrath Krantz.

(Genrebild aus den letzten Lebensjahren Friedrich's des Großen.)

„Der Herr Kriegs- und Domainenrath belieben Ihren Scherz zu treiben mit der Unwiſſenheit von Dero ergebenſtem Diener!“ ſagte der Salarienkaſſenrendant Wolchonsky und verneigte ſich halb ſpöttiſch, halb devot vor dem großen Manne, der vor ihm ſtand und mit rauher Stimme grollte: „Ich ſage Ihnen, ich komme um, ich ſterbe in dieſem langweiligen Berlin, den ganzen Tag über höre ich nichts, als die große Trommel und die Quickpfeife, ſehe nichts, als dieſes ewige Blau, oben der Himmel, unten die Soldaten; Soldaten genug, aber wer in dieſer großen öden Kaſerne, die man Berlin nennt, was anderes ſucht, als Unteroffiziere und Trommelſchläger, der kann bei Tage die Laterne vergeblich anzünden, und wer nun gar an wiſſenſchaftlichen Umgang gewöhnt iſt, der möchte lieber den ganzen Tag ſchlafen, wenn ihn nur die verdammte große Trommel dazu kommen ließe!“

Der alſo ſprach, das war der verabſchiedete Kleviſche Kriegs- und Domainenrath Krantz, der ſich damals in Berlin aufhielt und ſeinem Witz in mehreren Flugſchriften ſo rückſichtslos die Zügel ſchießen ließ, daß der alte Fritz alles Ernſtes das frühere Cenſuredict wieder in Erinnerung brachte. Krantz war ein großer ſchöner Mann von etwa fünfzig Jahren und hoch rothen Wangen, er trug mehrere fliegende und gepuderte Locken mit einem zierlichen Haarbeutel, aus dem ein breites ſchwarzes Seidenband hervorging, das um ſeinen Stiernacken geſchlungen war, ſein Rock war von feuerfarbenem Tuch mit ſchwarzſeidenem Unterfutter, kurzer Taille, langen Schößen, breiten Aermeln, reich mit gewaltigen Knöpfen und goldenen Treſſen benäht. Krantz trug weiter eine langſchößige Weſte von Drap d'or und ſeine Manſchetten,

wie ſein Jabot waren von den koſtbarſten Kanten, er liebte Pracht im Anzuge, auch das Gefäß ſeines Degens war mit einer goldenen Schleife verſehen und die Knie- wie Schuhſchnallen mit ächten Steinen beſetzt.

Zwiſchen ſeinen dicken Lippen hielt der Kriegs- und Domainenrath den Bernſteinknopf ſeines ſogenannten Mignonſtöckchens, was zu jener Zeit keinem anſtändig gekleideten Manne fehlen durfte, und ſah mit ſeinen glühenden Augen nieder auf den Salarienkaſſenrendanten, der ſich durch die heftige Rede des Andern in ſeinem patriotiſchen Stolz als Preuße und Berliner gewaltig gekränkt fühlte.

Der kleine Mann, der, was den Schnitt anlangt, ganz ebenſo, in Bezug auf Farbe und Stoff aber weit beſcheidener gekleidet war, als ſein herculiſcher Gegner, namentlich aber Buſenſtreif und Manſchetten mit Häkchen an Weſte und Rock befeſtigt trug, damit ſelbige zu mehrerer Schonung im Hauſe abgenommen werden konnten, dieſer kleine ſonſt ſo freundliche Mann machte ein bitterböſes Geſicht und blies dichte Wolken aus ſeiner kleinen Gypspfeife; es dauerte lange, ehe Herr Wolchonsky zu Worten kam, dann aber ging er tüchtig in's Geſchirr, wie ein ächter Berliner. „Der Herr Kriegs- und Domainenrath pardonniren", ſagte er, „wenn ich mir zu Dero Expectoration ganz gehorſamſt anzumerken erlaube, wie es doch ſofort erſichtlich, daß Dieſelben vom Rhein anhero gekommen, denn obwohl die Kleviſchen Lande, ſchon über ein Säculum in Poſſeſſion des hohen königl. Hauſes, in remarquabler Weiſe proſperiren, ſo ſind dieſelben doch noch immer nicht, was in specie die Liebe zu dem hohen königl. Hauſe angeht, mit dieſen alten churbrandenburgiſchen Landen auf eine Stufe zu ſtellen."

„Ich venerire den großen König", unterbrach Krantz ſeinen Gegner und neigte ehrerbietig das Haupt, als er des Königs gedachte, „aber —"

Wolchonsky aber ließ den Mann nicht zu Worte kommen.

„Mit Vergunſt", ſprach er halb verweiſend und fuhr fort, „ich bin forcirt, die Ehre meiner Vaterſtadt zu defendiren und avant tout die Gloria und Renommée unſerer Gelehrten, Künſtler und hommes de lettres zu ſalviren; ich bekenne, der Herr Kriegs- und Domainenrath pardonniren meine Aufrichtigkeit, nicht zu begreifen, wie ſich Dieſelben da über Mangel beklagen können, wo abondance vorhanden. Wollen Dieſelben Muſik hören, wo könnten Sie herrlicheren Tönen mit Entzückung lauſchen, als im Korſika'ſchen Saale

(lag in der Gaſſe zwiſchen dem Gießhauſe und dem Zeughauſe und hieß ſpäter au Parlament d'Angleterre), wo Benda und Bachmann den ganzen Winter hindurch allwöchentlich ein Mal Appollon und die Pieriden jalour machen? Oder ſpazieren Dieſelben hochgeneigteſt in die Brüderſtraße in die Stadt Paris (No. 39), wo der Herr Kapellmeiſter Reichhardt, ein König im Reiche der Muſik, dero Tactſtock gleich einem Scepter ſchwingen, und iſt dem Herrn Kriegs- und Domainenrath auch das noch nicht genug, ſo begeben ſich Dieſelben nur in's engliſche Haus in der Mohrenſtraße, wo Messieurs Müller et Leuschke das Ohr des entzückten Hörers mit zärtlichen Melodien kitzeln. Zuletzt iſt auch, für den Herrn Kriegs- und Domainenrath mit, das Opernhaus von Sr. Majeſtät dem Könige errichtet worden, wo königl. Munificenz den unentgeltlichen Genuß der herrlichſten Opernmuſik geſtattet. Wo hat eine andere Oper Sänger wie: Porporino, Partino, Salimbeni, Tossoni und Tombolini, Sängerinnen wie die: Astroa, Farinella, Laura, die Schmäling-Mara, die Gerrera und die Todi? Franzöſiſches Schauſpiel finden Sie auf dem Gensd'armenmarkt im Schauſpielhauſe, für deutſches Schauſpiel ſorgen ſeit Jahren die Herren Schuch, Koch und endlich Döbbelin in der Behrenſtraße (das deutſche Schauſpiel befand ſich ſeit 1765 in dem Hofe der Häuſer No. 55, 56 und 57.). Zur Abwechſelung mögen ſich der Herr Kriegs- und Domainenrath dann etwa in die große Reſſource (Schloßfreiheit 7), oder in die Vieweg'ſche Leſebibliothek in der Spandauerſtraße begeben, dort finden Dieſelben alle Gazetten und Journale, die in unſerer Stadt erſcheinen, die Voſſiſche Zeitung (gegründet 1722, verboten 1740, weil der Redacteur Rüdiger falſche Nachrichten verbreitet hatte, wieder privilegirt 1751 für Rüdiger's Schwiegerſohn, den Buchhändler Voß). Die Haude- und Spenerſche Zeitung (privilegirt 1740), welche wöchentlich dreimal: Dienſtags, Donnerſtags und Sonnabends, ausgegeben werden. Auch finden Dieſelben dort weiter das Intelligenzblatt, welches täglich erſcheint (beſteht ſeit 1727, die Einkünfte deſſelben gehörten bis in die neueſte Zeit dem großen Militairwaiſenhauſe zu Potsdam). Messieurs de Francheville und le Bauld de Nans laſſen, auch für den Herrn Kriegs- und Domainenrath, allwöchentlich eine Gazette litteraire de Berlin an's Licht treten; von kritiſchen Blättern haben wir dort des Herrn Büſching's „Nachrichten von neuen Landkarten, geographiſchen und andern Büchern"; ferner des hochverdienten Herrn Doctor

Bieſter's Berliniſche Monatsſchrift und des Herrn Nicolai Allgemeine deutſche Bibliothek. Eingegangen iſt des Herrn K. Fr. Wegener's Berliniſcher Zuſchauer und deſſelben Berliniſche Zuſchauerin, möchte aber nicht darauf beſtehen, daß dadurch ein Verluſt entſtanden. Der Herr Kriegs- und Domainenrath wollen ſich weiter beklagen über Mangel an Gelehrten und Künſtlern, ich aber wage unmaßgeblich meine Anſicht dahin abzugeben, daß Dieſelben den Wald vor den Bäumen nicht ſehen, wie man zu ſagen pflegt, denn wo iſt ein Ort, der ſolche Gelehrte zählt wie Berlin, unter den Theologen nenne ich ſofort Sack, Spalding, Teller, Dietrich, Zöllner, welcher letztere hochwürdige Herr auch eine nicht allzu compendiöſe, aber ſehr curiöſe Reiſebeſchreibung ſo eben hat an's Licht treten laſſen; unter den Rechtsgelehrten nenne ich des Herrn Großkanzlers von Cocceji Excellenz, die Miniſter von Carmer, von Zedlitz, die Geheimräthe Suarez und Klein; wir haben endlich vaterländiſche Geſchichtsforſcher, wie: Gercken, Lenz und Oelrichs; Männer wie König und Moehſen und"

Hier verſagte dem allzu eifrigen Salarienkaſſenrendanten die Stimme.

„Endlich", ſagte der Kriegs- und Domainenrath Krantz mit unverhehlter Bewunderung, „Herr Wolchonsky, ich beneide Sie um Ihre Lungen!"

„Warum geben mir der Herr Kriegs- und Domainenrath nicht den mir zuſtehenden Titel, ich bin ſeit 17 Jahren ein treuverdienter Salarienkaſſenrendant!" entgegnete Wolchonsky etwas empfindlich und legte ſeine Pfeife aus der Hand.

„Entſchuldigen Sie meine Unaufmerkſamkeit, Herr Salarienkaſſenrendant!" begütigte Krantz den kleinen Mann, der auch auf der Stelle wieder freundlich wurde und ihn zu einem Spaziergang nach den Zelten einlud, „daſern es dem Herrn Kriegs- und Domainenrathe beliebte."

Es war noch etwas rauhe Frühlingsluft, die Herren nahmen alſo ihre rothen Tuchmäntel, roth war Modefarbe für Mäntel in den letzten Regierungsjahren des großen Friedrich, um, bedeckten ihre gepuderten Locken mit den kleinen betreſſten Hütlein und ſchritten hinaus.

Sie gingen die Linden hinunter und der Salarienkaſſenrendant verfehlte nicht, ſeinen Begleiter auf alle die neuen Paläſte dieſer herrlichen Straße, deren Bau eben beendet, oder die noch im Bau begriffen waren, mit patriotiſchem Stolze aufmerkſam zu machen. Der Salarienkaſſenrendant war eine

bekannte Berliner Figur jener Zeit, und der Kriegs- und Domainenrath Krantz hatte ungemeines Aufsehen erregt durch Schriften wie: die Gallerie des Teufels, die Chronik von Berlin, die Charlatanerien u. s. w. Roth- und Blaumäntel aller Art schlossen sich den beiden Spaziergängern an, und so wandelten sie durch das Brandenburger Thor, das damals noch aus zwei einfachen steinernen Säulen und einem Schlagbaum bestand, und betraten den Thiergarten. Die beiden Apollo-Statuen, mit dem Bogen und der Lyra, standen schon; rechts, am Exercierplatz hin nach der Spree zu, führte die Churfürstenallee nach dem „Zirkel", wo sich die schöne Welt des damaligen Berlin Nachmittags und Abends zusammen fand, sich unterhielt und der Militairmusik lauschte, die sich hinter den Baumgruppen verstecken und das Publicum durch Musikstücke unterhalten mußte.

Der Gouverneur von Berlin, General von Ramin, hatte das eingeführt und sein Nachfolger, der Feldmarschall von Möllendorf, behielt diese Einrichtung, die den Berlinern ungemein gefiel, bei.

Unsere Spaziergänger befanden sich bald in einem Gedränge von Phaetons und Wagen aller Art, Officiere von den Gardes du Corps, dem Regiment der Gensd'armes und den Ziethen'schen Husaren sprengten auf und ab, wetteiferten in Reitkünsten und zeigten die Pracht und Eleganz ihrer Rosse. Plötzlich wich Alles bei Seit, die Reiter hielten, alle Häupter entblößten sich und neigten sich tief, die lustwandelnden Damen senkten ihre Fächer, wie auf ein militairisches Commando und knixten steif. Zwei goldbeblechte Läufer, wallenden Federschmuck auf dem Haupt, leicht geschürzt und vergoldete Stäbe in der Hand, trabten vor einer Karosse her; sechs reichgeschirrte Pferde, langgespannt und vom Bock gelenkt, zogen einen sogenannten Wurstwagen. In den Schlägen dieses Wagens standen prächtig geschmückte, allerliebste, kleine Pagen und vier riesenhafte Heiducken hielten sich an den Troddeln hinten. Stallmeister ritten neben her. In dem Wagen saß eine ältliche Dame ganz in einen orangefarbenen Ueberwurf gehüllt.

„Wer ist das?" fragte der Kriegs- und Domainenrath, als der Wagen vorüber war.

„Das geruhten zu sein", versetzte der Salarienkassenrendant wichtig, „die hochwürdigste Fürstin-Aebtissin von Quedlinburg, Prinzessin Amalie von

Preußen Königliche Hoheit, die jüngſte Schweſter Seiner Majeſtät des Königs."

Die Herren kamen nach den „Zelten", nahmen im Flur an einem Tiſchchen Platz und tranken ein Krüglein ſtarkes, ſüßes Stettiner Doppelbier, der Magentrank der geſetzten Berliner von damals.

„Saget mir, Freund, Herr Salarienkaſſenrendant, wollte ich ſagen", hub Krantz an, „weßhalb nennt man dieſe Gebäude Zelte?"

Ein Sonnenſtrahl flog über das Antlitz Wolchonsky's, er war bewandert in der Geſchichte ſeiner hochgeliebten Vaterſtadt Berlin und erzählte gar gern von derſelben. „Das werde ich Ihnen ſofort discurſive zu expliciren die Freude haben", begann er eifrig; „vor zwanzig und etlichen Jahren, geehrteſter Herr, wenn meine Memorie nicht manquiret, anno 1760, ertheilten Se. Majeſtät der König — wenn Friedrich des Großen Erwähnung geſchah, pflegten ſich ſeine Zeitgenoſſen ſtets ehrerbietig zu neigen, auch der Kriegs- und Domainenrath Krantz that es, obwohl er zu den Malcontenten jener Zeit gehörte — „einem Franzoſen Namens Mourier die Erlaubniß, unter einem leinenen Zelte Kaffee, Bier und andere Rafraichiſſements feil zu bieten. Dieſes Zelt ſtand den ganzen Sommer über und wurde im Winter eingepackt und zur Stadt geführt, bis man dieſe Gebäude einrichtete. Erinnere mich ganz wohl noch des Tages aus meiner Jugend, da Mourier hier ſein erſtes Zelt aufſtellte, hatte als Schild eine goldene Gans mit einem ſehr aimablen Calembourg, ſtand nämlich darunter zu leſen: „mon oie (monnoye) fait tout!"

Der kleine Mann lachte luſtig, der Kriegs- und Domainenrath aber brummte nachdenklich und verdrießlich: „wahr! wahr! Geld macht Alles!"

„Wenn der Herr Kriegs- und Domainenrath nichts dagegen haben, ſo macht eine Gans, wenn nicht Alles, ſo doch viel, wenigſtens zuweilen!" bemerkte Wolchonsky mit Bedeutung.

„Sie meinen die capitoliniſchen Gänſe?" fragte Krantz.

„Oh, nein!" brach der Salarienkaſſenrendant kurz ab und ſchaute ſuchend durch die Thür in's Freie.

Die Geſpräche an den Tiſchen ringsum wurden ſehr lebhaft geführt, es wurde tüchtig gekannegießert, und ſehr bald konnte man auch hier den großen Gegenſatz bemerken, der in den letzten Regierungsjahren des großen Frie-

drich durch das Preußiſche Volk ging. Voll Bewunderung für den König, oder, wie man ihn ausſchließlich faſt nannte, für den alten Fritz, waren Alle, mit wenigen Ausnahmen, und nur mit Erhebung und gerechtem Stolz wurde ſein Name genannt, aber mit Ehrfurcht und Liebe gedachten des gewaltigen Fürſten faſt nur die älteren Männer und Frauen, die jüngere Generation ſprach von ihm mit Furcht, ja, oft mit Grauen. Man kann das am Ende langer Regierungen immer beobachten, die Jugend hofft auf die Zukunft, auf den Thronfolger, ſie will die Zukunft, die Herrſchaft der Vergangenheit iſt ihr läſtig. Das war in noch erhöhtem Maaße bei der Berliner Jugend der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts der Fall, ſie hatten den großen König nicht jung geſehen, das blutige Trauerſpiel der Jugend des Kronprinzen hatte ſie nicht unmittelbar erſchüttert, ſie kannten nicht ſeine Jugendſiege in dem ſchleſiſchen Kriege, nicht die Glanzperiode ſeiner Regierung zwiſchen dem zweiten ſchleſiſchen und dem ſiebenjährigen Kriege, ſie waren nicht mit ihm eins geworden im Blut und im Unglück während der entſetzlichen ſieben Jahre, ſie kannten nur den ſtrengen, alternden Monarchen, da auf der einſamen Höhe ſeines Ruhmes ein Gebieter über ihnen ſtand und immer mehr ſein ſtolzes Herz, weich und empfänglich ſtets für Alles, was groß, gut und ſchön, in harte kalte Formen barg. Die Jugend von damals fürchtete und verehrte den König, aber ſie murrte im Stillen über ihn, und der fanatiſche, faſt das Gefühl verletzende, Jubel, mit dem die Thronbeſteigung Friedrich Wilhelm's II. begrüßt wurde, war wirklich der wahre Ausdruck von Gefühlen, die bei des Einzigen Lebzeiten nicht den Muth hatten, ſich laut zu äußern.

Bei den älteren Leuten aber war dagegen auch die Verehrung für den großen Heldenkönig ſo fanatiſch, daß ſie ſelbſt die leiſeſte und zahmſte Oppoſition nicht dulden wollten und jeden Tadel Friedrich's als Hochverrath anſahen.

Der Kriegs- und Domainenrath Krantz, ein excentriſcher Kopf, aber ein ehrenwerther Mann, paßte nicht in den ſtarr gewordenen Formalismus der Fridericianiſchen Verwaltung, Friedrich verabſchiedete ihn, aber er ſah dem kühnen Manne, der ſeine Verwaltung derb genug in periodiſchen Schriften angriff, Vieles nach und Krantz verleugnete ſeine Bewunderung für die Perſon des Königs auch nirgend. Dennoch war Krantz in Berlin verſchrieen, man nannte ihn einen incendiariſchen Pamphletiſten, und Viele, die dem ſchönen

geiſtreichen Manne ſonſt gewogen waren, gingen ihm aus dem Wege. Die Oppoſition war in Preußen noch nicht Mode.

Man wunderte ſich in den Beamtenkreiſen Berlins auch nicht wenig, den Salarienkaſſenrendanten Wolchonsky ſo oft und ganz öffentlich in der Geſellſchaft von Krantz zu ſehen, denn Wolchonsky war als einer der eifrigſten Patrioten und Verehrer des Königs bekannt und hatte die Ehre gehabt, der Perſon des Königs öfter zu nahen, weil ſein Vater Zeugverwalter Friedrich's geweſen, als derſelbe noch als Kronprinz das Schloß zu Rheinsberg bewohnte. Wir werden gleich ſehen, warum der patriotiſche Salarienkaſſenrendant ſich nicht von dem berüchtigten Pamphletiſten zurückzog.

Krantz bemerkte es nicht, daß Wolchonsky immer ungeduldiger nach der Thür blickte und flüſterte ihm in's Ohr: „Hochgeehrter Herr und Freund, ich ſehe mich leider abermals genöthigt, Dieſelben mit der Bitte um ein Darlehen zu beläſtigen, obwohl ich eigentlich noch nicht weiß, wie ich's wieder erſtatten ſoll — nein, es iſt beſſer, gebt mir kein Geld, ich kann's nicht wieder bezahlen, ich brächte Euch darum, aber gebt mir Euren Rath — ich bin gewohnt, ſorglos zu leben, ich verkümmere in Nahrungsſorgen!"

Wolchonsky warf einen raſchen Blick auf die reiche Kleidung ſeines Freundes und auf die eigene, ſo beſcheidene, dann aber erwiderte er: „Der Herr Kriegs- und Domainenrath belieben zu ſcherzen, da es doch nur von demſelben dependiret, ſofort außer allen Sorgen zu ſein!"

„Ich verſtehe Sie nicht!" ſagte Krantz verwundert.

„Wie judiciren der Herr Kriegs- und Domainenrath über eine Mariage?" fragte Wolchonsky lächelnd.

Krantz lachte und flüſterte: „Liebſter Herr Salarienkaſſenrendant, ich bin fünfzig Jahre, alter Junggeſell, verrufen in ganz Berlin als Pamphletiſt, welcher Vater gäbe mir ſeine Tochter, oder welches Mädchen nähme mich?"

„Hm!" meinte Wolchonsky trocken, „der Herr Kriegs- und Domainenrath ſind fünfzig Jahre, ſehen aber für ihr Alter noch ſehr reputirlich aus, wiſſen das Aimable ſehr zu zeigen. — Pamphletiſt! Hm! Die Weiber ſind oft wunderlich, es könnte ja Eine eben die Abſicht haben, den Herrn Kriegs- und Domainenrath zu beſſern, und der königliche Titel iſt auch von Importance, und iſt's nicht ein Mädchen, ſo wär's vielleicht eine ſchmucke Wittfrau!"

„Sie ſprechen ſo beſtimmt“, nahm jetzt Krantz das Wort, „daß ich Ihnen ernſthaft ſagen muß, wie ich nicht geneigt bin, mich an eine alte Megäre zu verkaufen, trotz meines Elends; ſoll ich mich zu einer Mariage entſchließen, ſo muß die Frau, Mädchen oder Wittwe, hübſch ſein, denn ich kann mit Niemand leben, der mir Ekel einflößt, ferner muß ſie eine gute Rennomée haben, denn ich achte mich ſelbſt ſehr hoch und meinen ehrlichen Namen dazu, endlich müßte ſie wenigſtens tauſend fünfhundert Thaler Revenuen haben, denn ſo viel brauche ich, wenn ich mir nicht ſtets wie ein Hungerleider vorkommen ſoll!“

Wolchonsky entgegnete halblaut und faſt mehr mit ſich ſelbſt, als mit Krantz ſprechend: „Rennomée, irreprochable; Revenuen, laß ſehen, unter zwei Tauſend Thaler Zinſen hat ſie gewiß nicht; nun, ob ſie Denenſelben hübſch genug iſt, darüber mögen der Herr Kriegs- und Domainenrath anitzo ſelbſt judiciren, dafern es demſelben genehm!“

Mit den letzten Worten ſtand der Salarienkaſſenrendant auf und führte zwei Frauen an den Tiſch, die eben eingetreten waren. Die ältere der beiden Frauen war ſchon ſehr alt, aber tüchtig geſchminkt und durch Schönpflaſterchen nicht eben verſchönt. Krantz war wüthend, denn er glaubte, Wolchonsky wolle ſich einen Spaß mit ihm machen, als er ihm dieſe Dame vorſtellte, und ſprach: „Darf ich die Frau Bürgermeiſterin Nehrhof aus Müncheberg dem Herrn Kriegs- und Domainenrath Krantz präſentiren!“

Die alte Perſon knixte tief und ſchmunzelte kleinſtädtiſch freundlich, während Wolchonsky Krantz zuflüſterte: „Wittwe und ſchönes Vermögen!“ So freundlich die alte Frau die Converſation begann, ſo ſteif blieb Krantz und ſah ſich ſchon nach einer paſſenden Gelegenheit zur Flucht um; er beſann ſich nur noch, ob er ſich durch plötzliches Naſenbluten, oder durch irgend einen andern Zufall abrufen laſſen ſollte. Da ſagte plötzlich eine recht angenehme Stimme: „Da mich mein Herr Schwager ganz abandonnirt, ſo muß ich mich ſelbſt dem Herrn Kriegs- und Domainenrathe präſentiren, dieweilen ich die günſtige Gelegenheit nicht zu negligiren denke, einem ſolchen Bel Esprit mein Compliment zu machen!“

„Ah!“ rief der Salarienkaſſenrendant, ſchelmiſch mit den Augen zwinkernd, „der Herr Kriegs- und Domainenrath pardonniren, Frau Johanne Wol-

chonsky, die Wittwe meines seligen Bruders, hat die Ehre, Denenselben ihr Compliment zu machen!"

Krantz schaute mit einer Art von Bewunderung auf, denn das war wirklich ein schönes Weib, was da vor ihm stand, obwohl es vierzig Jahre alt sein mochte; der großblumige Reifrock dieser Frau war kurz genug, um zwei allerliebste Füßchen sehen zu lassen und die Schleppe hing anmuthig über dem linken Arm; trotz des engen Schnürleibes und des aufgepauschten Busentuches von Flor, zeigte der Wuchs ein stattliches Embonpoint, das gepuderte Haar aber und das breite Kopfzeug mit niederhängenden Barben gaben dem runden, rothen Gesichtchen mit den frischen Lippen und den lebhaften braunen Augen einen außerordentlich pikanten Ausdruck.

Der Kriegs- und Domainenrath hätte gleich darauf geschworen, daß Frau Johanna Wolchonsky noch nie in ihrem Leben Schminke genommen, und er hätte keinen Meineid geleistet, denn ächt und natürlich war Alles an dieser Frau, ihre goldenen Ringe und ihr Schmuck eben so ächt, wie ihr ganzes Wesen natürlich.

Krantz beeilte sich, der Wittwe einen Stuhl zu bieten und sich dann neben ihr niederzulassen, Wolchonsky warf einen zufriedenen Blick auf das Paar und bemühte sich dann, in der wahren Höflichkeit jener Zeit, die Mutter seiner Schwägerin zu unterhalten.

„Der Herr Kriegs- und Domainenrath", begann die feurige Wittwe gleich, „sollen, wie mir communiciret, ein Gegner Seiner Majestät sein und in dero Schriften oft die Raisons des großen Königs nicht gelten lassen!"

„Man hat zu meinem allergrößesten Leidwesen Madame falsch berichtet", vertheidigte sich Krantz, „denn ich gehöre zu den Verehrern des großen Königs, wie er mit Recht genannt wird, aber ich tadele einzelne Maßregeln seiner Verwaltung!"

„Das kann ich nicht approbiren", fiel die Wittwe rasch ein, „denn der Herr Kriegs- und Domainenrath sollen erfahren, daß der König zu mehrerenmalen das Wort allerhöchstselbst an mich zu richten geruhet haben, ich kenne den König und weiß, daß er allein Alles besser versteht, als die andern zusammen, und sollten sich die königlichen Diener auch zuweilen in der Executirung seiner Ordres irren, so darf ein guter Patriot deshalb noch nicht schelten und Schriften an's Licht stellen, welche der Renommée des großen Königs zum

Abbruch dienen, nein, ich bin perſuadiret, daß der Herr Kriegs- und Domainenrath, wenn dieſelben die Sache in fernerweite reifliche Ueberlegung nehmen, ihre Gegnerſchaft nicht fürder mainteniren werden!"

Krantz war ſehr glücklich, denn aus dieſer hitzigen Vertheidigung des großen Königs nahm er ab, daß dieſes ſchöne Frauenzimmer die Wittwe ſei, von der Wolchonsky zuvor geredet, er gab ſich darum auch ohne Rückhalt den Einwirkungen der Reize hin, welche ſich Frau Johanna reſerviret, und ſpielte den Galanten ſo unübertrefflich, daß er mit Sturmſchritt auf das Herz der Wittwe eindrang, das, ihm gegenüber von Anfang an ſchlecht verwahrt, gar bald die weiße Fahne aufſteckte und Chamade ſchlug.

Als es Zeit war, nach der Stadt zurückzukehren und der Salarienkaſſenrendant beſcheidentlich daran erinnerte, ſah ihn Krantz mit einem faſt verweiſenden Blicke an, dann ſtand er auf, bot ſeiner Dame ſittig den Arm, welche anmuthig drei Finger darauf legte, und ſo wanderten Beide nach der Stadt, ohne ſich um Wolchonsky und die Müncheberg'ſche Bürgermeiſterin, noch um ſonſt wen, zu kümmern. Deſto mehr bekümmerte man ſich um ſie, und alle Leute verdachten es der vermöglichen Kaufmannswittwe, daß ſie ſich mit dem gefährlichen Patron, dem incendiariſchen Pamphletiſten, ſo weit eingelaſſen, und Viele ſchalten über den Leichtſinn der Mutter und des guten Wolchonsky, daß ſie ſolches zugegeben.

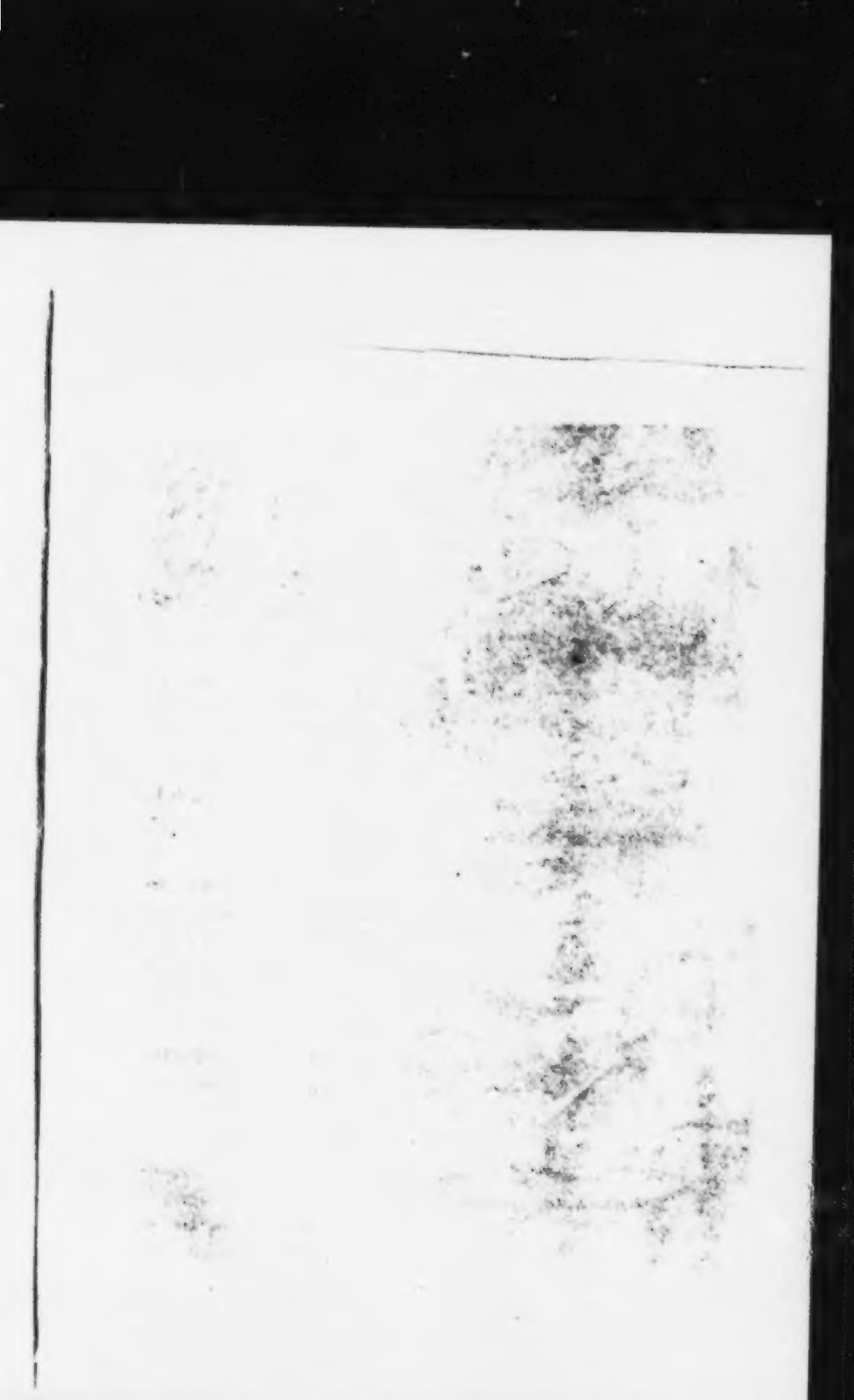
Einige Wochen ſpäter ſah man den Kriegs- und Domainenrath Krantz wieder im Thiergarten, dieſelbe runde hübſche Frau am Arm, dieſes Mal aber ging weder die Mama von Müncheberg, noch der Salarienkaſſenrendant hinter dem Paar her, viele Leute aber riefen den Vorüberſchreitenden zu: „Serviteur, Frau Kriegs- und Domainenräthin!"

Krantz hatte wirklich die ſchmucke Wittwe geheirathet, ſchrieb Lebtage keine Pamphlets wider Friedrich's Verwaltung mehr, und zeigte in dem traurigen Jahre 1806 und ſpäter, was für einen feſten, unerſchütterlichen Patrioten Frau Johanna aus dem Malcontenten von 1786 gemacht.

Ja, ja, aus einem Malcontenten von 1786 ſchneidet man noch immer ein Dutzend Patrioten von heute, Gott ſei's geklagt! —

# Von König Friedrich Wilhelm II.

Die Königliche Familie nebſt den Hofſtaaten war im Berliner Schloſſe in den Appartements des Königs, im zweiten Geſchoß nach dem Luſtgarten belegen, verſammelt. Es war während der Rheincampagnen, der König hatte eben Depeſchen von der Armee erhalten und ſprach in dem einen Zimmer angelegentlich mit ſeinem Liebling, dem General Biſchoffswerder. Die Hofleute ſtanden in reſpectvoller Entfernung, oder hatten ſich im andern Gemach um einen hochlehnigen Stuhl gruppirt, auf welchem eine alte Dame ſaß, deren Augen vor Alter zwar die Farbe, aber nicht ganz das Feuer verloren hatten; ſie trug eine ſchwarze Robe und über dem grauen Haar und dem alten welken, aber weißen Antlitz einen ſchwarzen Spitzenſchleier, deſſen herabhängende Zipfel unter dem noch vollen runden Kinn zuſammengeknüpft waren, während der dritte Zipfel in den Nacken und der vierte tief in die Stirn niederfiel. Dieſe Dame, die einen goldenen, mit Diamanten beſetzten Krückſtock in der Hand hielt, war Eliſabeth Chriſtine von Braunſchweig-Wolfenbüttel, Königin von Preußen, die achtzigjährige Wittwe des großen Friedrich. Neben dieſer greiſen Fürſtin ſaßen die Prinzeſſinnen Heinrich und Ferdinand, noch ganz in das Hofcoſtume des großen Monarchen gekleidet, hoch aufgeſetzt und von Brillanten blitzend. Hinter dem Stuhl der verwittweten Königin, in ſchiefer Linie halb rechts, ſtanden vier oder fünf Tabourets für den Hofſtaat, der faſt eben ſo ehrwürdig war, wie die Königin ſelbſt; auf dem erſten ſaß die Oberſthofmeiſterin von Kannenberg, eine Dame, vor der ſelbſt der große Friedrich Reſpect hatte, und Fräulein Juliane von Brandt, einſt eine gefeierte Schönheit; beide Damen waren noch älter, als die Königin. Die Jüngſte in dieſem Hofſtaat war Fräulein von dem Kneſebeck, aber auch



dieſe war noch unter König Friedrich Wilhelm I., alſo vor länger als fünfzig Jahren, Hofdame geworden.

Jetzt trat der Hofmarſchall der Königin, Baron von Dorville, vor und bat um Erlaubniß, ihr ſeinen Neffen, den Cornette von der Marwitz vom Regiment Gensd'armes, vorſtellen zu dürfen.

Der junge Officier verbeugte ſich tief, die alte ehrwürdige Dame nickte ihm herablaſſend zu und ſagte dann in mütterlichem Tone ermahnend: „Er iſt recht jung Officier geworden, muß ſeinem Namen Ehre machen!"

Chriſtine Eliſabeth nannte noch alle Leute „Er."

Jetzt trat ein Herr von Maſſow vor und rühmte, um ſich angenehm zu machen, oder um die Königin im Voraus über den Verluſt ihres Neffen, des Prinzen Friedrich Wilhelm von Braunſchweig zu tröſten, der am Rhein ſchwer verwundet worden war (derſelbe, der 1815 bei Quatrebras fiel), die Bravour, die der junge Prinz im Gefecht bewieſen. Die Königin aber ärgerte ſich und ſprach hitzig: „Dummer Kerl! dummer Kerl! brav geweſen! brav geweſen! Alle Prinzen von Braunſchweig ſind brav! Mein Neveu auch nicht aus der Art ſchlagen! Ich auch 'ne Prinzeß von Braunſchweig!" Es war für ſie die höchſte Beleidigung, der Bravour ihres Hauſes auch nur zu erwähnen, weil ſie ſich ganz von ſelbſt verſtand.

Chriſtine Eliſabeth ließ auch immer die lutheriſchen Pröpſte von St. Nicolai und Marien in ihrem Zimmer vor ſich predigen. Wie nun nach dem Tode Friedrich's des Großen im Kirchengebet die Stelle: „Vornehmlich laß Deine Gnade und Barmherzigkeit groß werden über Deinen Knecht, unſern allertheuerſten König", dahin verändert wurde, daß es hieß, „über Se. Majeſtät", und die gleich folgende Stelle: „ſonderlich wolleſt Du ihm zu ſeiner Regierung geben: ein weiſes Herz, königliche Gedanken, heilſame Rathſchläge, einen tapfern Muth, ſtarken Arm, verſtändige und getreue Räthe, gehorſame Unterthanen u. ſ. w." ganz weggelaſſen wurde, da ſtellte ſie den Propſt Zöllner ärgerlich zur Rede und auf ſeine Erwiderung, daß es auf Befehl geſchehe, ſagte ſie: „ganz unbegreiflich! Mein ſeliger Herr gewiß ein großer König, ein Herr von großen Gaben! Doch niemals hochmüthig geweſen, immer Knecht Gottes geheißen! Auch gewiß immer Königliche Gedanken gehabt, ſehr weiſe Rathſchläge, ſich doch nicht geſchämt, immer

um mehr zu bitten. Begreife nicht, wie mein Neffe, der jetzige König, ſich leichter davon paſſiren kann."

Die Königin unterhielt ſich ziemlich laut mit ihren Damen, die Prinzeß Ferdinand plauderte mit dem Hofmarſchall, Baron Dorville, und die Prinzeß Heinrich, eine geiſtreiche Dame von großer, edler Geſtalt, die höchſt liebenswürdig ſein konnte, examinirte den Cornette von der Marwitz, ehrfurchtvoll und beſcheiden beantwortete der junge Mann die an ihn gerichteten Fragen.

„Warum heißen Sie nicht von Marwitz, wie andere Edelleute, was ſoll das heißen, von der Marwitz?" fragte die Prinzeſſin.

„Königliche Hoheit", antwortete der junge Officier, „die Familie hat ihren Namen von Einer von Marwitz und —"

„Wie das? erzählen Sie mir!"

„Königliche Hoheit", erzählte der Cornette, „das ganze Geſchlecht Derer von Marwitz war ausgeſtorben bis auf eine einzige Jungfrau; wie viele nun einen Bewerber fand, ward ſie traurig darüber, daß ihr Namen, Stamm und Geſchlecht vergehen ſollte von der Erde mit ihr; darum reiſete ſie an des Kaiſers Hof, ſtellte ihm beweglich ihren Gram vor, warf ſich ihm zu Füßen, weinte und raufte ſich das Haar und bat flehentlich, der Kaiſer möge erlauben, daß, wenn ihre Ehe geſegnet würde, ihre Söhne Namen und Wappen Derer von Marwitz führen dürften." Das erlaubte ihr der Kaiſer, und als ſie denn wirklich Söhne geboren, da befahl er, daß ſelbige von der Marwitz, als von Einer von Marwitz ſtammend, heißen ſollten; zugleich änderte und beſſerte er auch das alte Wappen. Der goldene Stamm im blauen Felde mußte neue Sprießen treiben (revirescit) und als Helmſchmuck führte man ſeitdem zwiſchen den kaiſerlichen Adlerflügeln eine wachſende Jungfrau, welche die Hände erhebt; einige Genealogen ſagen, ſie raufe ſich das Haar, Andere behaupten, ſie ſetze ſich den Brautkranz auf, Ew. Königl. Hoheit bemerken, daß Beides richtig ſein kann!"

„Ah, das iſt hübſch!" ſprach die Prinzeß Heinrich huldreich und erhob ſich.

Der Hof wurde entlaſſen.

Eine Stunde ſpäter etwa ſah König Friedrich Wilhelm II. in ſeinem

Cabinet allein mit dem alten braven Feldmarschall von Möllendorf, dem klugen, schlauen und ehrgeizigen General von Kalkreuth und seinem geistvollen, aber hochfahrenden Günstling, dem General von Bischoffswerder. Man berieth, ob der Krieg gegen Frankreich fortgesetzt werden solle, oder nicht. Der König war es müde, sich von seinen Bundesgenossen, den Oestreichern und Engländern, mißbrauchen zu lassen. Seine Armee war siegreich, sie siegte in großen Schlachten, wie bei Kaiserslautern und Pirmasens, über die Franzosen, und doch sah man keine Frucht daraus für Preußen hervorgehen, weil die lieben Alliirten, die Engländer und Oestreicher, die Vortheile, welche Preußen erfocht, nur für sich ausbeuten wollten. Preußen war also nicht abgeneigt, einen Separatfrieden mit Frankreich abzuschließen, während England und Oestreich das Mögliche aufboten, Preußen bei der Coalition zu erhalten. England hatte deshalb einen jungen Diplomaten, Mylord Spencer, mit ausgedehnten Vollmachten nach Berlin geschickt.

Ueber diese wichtige Angelegenheit wurde im Cabinet berathen. Während der Berathung hörte man plötzlich drei Mal leise an die verkleidete Thür klopfen, der König winkte und General Bischoffswerder öffnete, an der Thür stand der Kammerdiener Rietz, einer der besonderen Lieblinge des Königs, er flüsterte dem General einige Worte zu, der sofort dem Könige Mittheilung machte.

„So spät in der Nacht?“ fragte Friedrich Wilhelm verwundert und erstaunt. Doch er erhob sich und befahl den Herren, ihn zu erwarten.

Nach einer halben Stunde etwa kam der König zurück, sein Gesicht war hochroth, man sah, er war zornig: „Messieurs“, sagte er und knitterte einen Brief in der Hand: „Mylord Spencer scheint alle Leute für eben so schlecht zu halten, als er selbst ist, und denkt, mit Geld sei Alles zu machen, er hat an Madame Rietz geschrieben und ihr 200,000 Pfund Sterling (über eine Million) geboten, wenn sie mich bewegen könne, mit einer größern Macht und ganz im Willen Englands den Krieg gegen Frankreich fortzuführen, Madame Rietz hat mir so eben den Brief des unverschämten Engländers gebracht und mir dadurch einen neuen Beweis ihrer Treue gegeben.“

Danach dauerte die Berathung nur noch kurze Zeit, am andern Morgen erhielt Mylord Spencer seine Pässe, der Abschluß des Separatfriedens

wurde beſchleunigt und Madame Rietz, die ehemalige Geliebte des Königs, wurde zur Gräfin von Lichtenau erhoben*).

Friedrich Wilhelm II. war ein gewaltiger Held, groß und rieſenſtark, den Krieg hatte er unter dem größten Kriegsmeiſter, ſeinem Oheim, dem alten Fritz, gelernt, und ſo gut gelernt, daß der große König im Bairiſchen Erbfolgekriege einſt zu ihm ſagte: „Prinz, umarmen Sie mich, Sie ſind nicht mehr mein Neffe, Sie ſind mein Sohn!“ Im Kriege gegen die franzöſiſche Republik theilte er Mühen und Gefahren mit dem Geringſten ſeiner Grenadiere. Bei der Beſchießung von Arcennes hielt Friedrich Wilhelm II. hoch zu Roß mit ſeinem Kronprinzen (nachmals König Friedrich Wilhelm III.) mitten unter den Preußiſchen Kanonen. Die feindlichen Kugeln ſchlugen vor und dicht neben den Pferden in die Erde.

„Ew. Majeſtät exponiren Sich zu ſehr!“ baten der Kronprinz und die Generale.

„König Friedrich“ antwortete der Monarch, „hat ſich oft noch weit mehr ausgeſetzt, aber freilich, es wäre ein Triumph für dieſe Republikaner, wenn ſie auch noch den König von Preußen niederſchießen könnten, nachdem ſie ihren eigenen König, meinen Bruder, von Frankreich ſo ſchmachvoll hingemordet.“ Dennoch ritt der König mit ſeinem Kronprinzen nicht aus der Schußlinie, ſondern auf die andere Seite der Batterie. Dort aber ſchlugen die Kugeln, wo möglich noch dichter, ein. „Majeſtät“, bat der Kronprinz ſeinen Vater, „befehlen Sie doch, daß ich allein hier bleibe!“ Der König lächelte und ſprach: „Nein, lieber Sohn, ich muß hier bleiben, um der Zeuge Deiner Kaltblütigkeit zu ſein!“

So war König Friedrich Wilhelm der Zweite, der oft ſchwer verkannte, meiſt ungerecht, nicht beurtheilte, ſondern kurzweg verurtheilte Monarch, von ihm gilt, wie beinahe von keinem Andern, das Wort des Dichters: „Seine Tugenden und glänzenden Eigenſchaften waren ſein und eigen, ſeine Fehler und Gebrechen aber die Fehler und Gebrechen ſeiner Zeit.“

*) Der wackere General von der Marwitz ſagt von dieſer Affaire in ſeiner derbigen Sprache: „Das Weibsbild, nämlich die Rietz, aber war dem Könige treu und hatte Preußiſche Ehre im Leibe, daher gab ſie den Brief dem Könige.“

Es iſt kaum glaublich, wie man Friedrich Wilhelm II. verkannt hat, er allein unter allen Fürſten trat mit ritterlichem Muth der franzöſiſchen Republik der Schande und Blutſchuld gegenüber, er allein wollte aufrichtig ſeinem „Bruder von Frankreich“ helfen, ihn retten, ihn rächen. Während alle andern Mächte, in dieſem Falle verbrecheriſch eigenſüchtig, in's Geheim ihren Vortheil verfochten, focht er, ein ächter Ritter, ehrlich und treu, ohne Nebenzweck, Jahre lang für die ewige Satzung der Legitimität, die er damals ſchon erkannte. Und er focht ſelbſt, und focht wie ein Held und ein Feldherr; die Heere der Republik, die Oeſtreichs Gebieten niederwarfen, ſie können ſich keines Sieges über Preußiſche Waffen rühmen, und die Siege von Pirmaſens und Pirmaſens, von Kaiſerslautern und Meckenheim, ſie ſind der Siege der Armee des großen Friedrich vollkommen würdig, endlich als Friedrich Wilhelm der Zweite ſtarb, da hinterließ er Preußen an Umfang ſo groß, wie es vorher nie war und wie es nicht wieder geworden iſt, bis auf den heutigen Tag.

Wahrhaftig, es ſteht uns wohl an, heut den Namen und Ruhm eines ſolchen Königs gering zu achten!

Friedrich Wilhelm war galant gegen Damen, wie ein ächter Ritter, Großmuth war eine der hervorſtechendſten Eigenſchaften ſeines Charakters. Als die Königin Louiſe ihren Geburtstag, den zehnten März, im Jahre 1794 zum erſten Male als Kronprinzeſſin von Preußen in Berlin feierte, waren König, Hof und Stadt Berlin eifrig bemüht, glänzende und freudige Ueberraſchungen für dieſes Feſt zu bereiten. Ehren, Huldigungen, Geſchenke aller Art. Friedrich Wilhelm II. ſchenkte ihr das Schloß Oranienburg, das er für ſie hatte neu und prachtvoll einrichten laſſen. Er gab es ihr gern vor Allen, denn es war ſeines Vaters Auguſt Wilhelm's, des Prinzen von Preußen, Schloß geweſen. Alle Wünſche Louiſe's waren in großartigſter Weiſe erfüllt. Friedrich Wilhelm II. aber fragte bei der Gratulation gleich, ob ſeines älteſten Sohnes geliebte Gemahlin noch einen Wunſch habe. Louiſe erröthete lieblich und ſagte leiſe: „ach ja, noch eine Hand voll Gold für die Armen in Berlin!“

„Und wie groß iſt dieſe Hand voll Gold?“ fragte Friedrich Wilhelm lächelnd.

„So groß, wie König Friedrich Wilhelm's Herz!“ verſetzte Louiſe raſch.

Die Armen Berlins haben sich selten eines so reichen Geschenkes zu erfreuen gehabt, wie an diesem Tage.

Von der gewaltigen Stärke des Königs weiß man, daß er seinen Kammerdiener Rietz, der selbst ein Riese war, mit einem Druck zu Boden stürzen konnte.

Seit dem Jahre 1796 kränkelte der König, er wurde so mager, daß er nicht wieder zu erkennen war. Am 25. September 1797 erschien er noch auf dem Ball, den er an diesem Tage zur Feier des Geburtstages der Königin zu geben pflegte. Er sah aus wie ein Schatten und konnte kaum noch gehen, dennoch blieb er über eine Stunde und unterhielt sich, wenn auch matt, so doch fein, wie immer, mit den Prinzessinnen, den Frauen seiner Söhne. Er glaubte sich nicht so krank, als er war, und brauchte Geheimmittel, die ihm noch mehr geschadet haben sollen. Man versichert, er habe aurum potabile, trinkbares Gold, zu sich genommen. Er starb im Marmorpalais am 16. November 1797 nach langen, schweren Leiden.

In Berlin wußte man, daß das Ende des Königs nahe, Viele trugen ungeheuchelt Trauer, obwohl es auch bei diesem Todesfall nicht an Leuten fehlte, die in sträflicher Weise ihre sanguinischen Hoffnungen für die Zukunft zur Schau trugen. Es war ein heller Tag und Unter den Linden wimmelte es von Spaziergängern, plötzlich kam der General von Götze, Kommandant von Berlin, blos von einer Ordonnanz begleitet, von seiner Wohnung heraufgejagt, in voller Carriere nach dem Brandenburger Thore. Kaum war er daselbst angekommen, so gingen die fünf großen Thore zu, Niemand konnte mehr herein, Niemand mehr heraus. Jetzt wußte Jeder, daß König Friedrich Wilhelm der Zweite versammelt war zu seinen Vätern.

Innerhalb einer Viertelstunde war die Hauptstadt vollständig gesperrt, die Regimenter versammelten sich auf verschiedenen Plätzen und schwuren unter Hurrah- und Hochrufen Sr. Majestät Friedrich Wilhelm dem Dritten den Eid der Treue.

Uebrigens wunderte man sich, daß der neue König sich Friedrich Wilhelm der Dritte nannte, man wußte, daß er die Absicht gehabt habe, sich Friedrich der Dritte zu nennen, es war ihm aber in Potsdam, ohne daß er einen Befehl deßhalb gegeben hatte, unter dem Namen Friedrich Wilhelm gehuldigt worden, und in seiner Bescheidenheit soll er gesagt haben:

„Mag auch wohl leichter sein, Friedrich Wilhelm zu heißen, als Friedrich."

Die Leiche Friedrich Wilhelm's des Zweiten war im königlichen Schlosse in Berlin in Parade ausgestellt. Der Leichenzug ging vom Schlosse, durch die Schloßfreiheit nach dem Dom. Vor dem Sarge trug der General-Feldmarschall von Möllendorf das Reichspanier, hinter dem Sarge die zwölf Staatsminister die Reichsinsignien, Krone, Scepter, Reichsapfel, Schwert, Churhut u. s. w. Der Sarg wurde von acht Generalmajors in die Kirche getragen, acht Generallieutenants hielten die Schnüre des Leichentuches. Der königlichen Loge gegenüber war ein Katafalk zwölf Stufen hoch aufgerichtet, auf diesen wurde der Sarg niedergesetzt. Der Feldmarschall stand mit dem Reichspanier zu Häupten des Sarges, der Generaladjutant von Bischoffswerder aber mit gezogenem Degen zu Füßen des Sarges als Leichenwacht. Die Staatsminister standen, auf jeder Seite sechs, neben dem Sarge, und legten die Reichsinsignien auf die Tabourets. Als nun die Trauerrede gehalten und die Trauerhymne von der ganzen Kapelle gesungen worden war, da wich Alles zurück vom Sarge des Monarchen, nur der Generaladjutant, General Bischoffswerder trat an die Mitte des Sarges und legte seine Rechte darauf, da versank er mit ihm in die Tiefe des Gewölbes unter der Kirche, während das Rollfeuer der Kanonen und das Knattern der Gewehrsalven Gesang und Orgelklang übertönten und die Mauern des Domes erbeben machten.

Es soll etwas mächtig Erschütterndes gehabt haben, den allmächtigen Günstling des Königs, den General von Bischoffswerder, sich so scheinbar mit seinem todten Herrn begraben zu sehen!

# Louise und Berlin.

## 1) Der 23. December 1793.

Am 23. December war's im Jahre 1793, einem winterlich hellen Sonntage, da sah's in der Hauptstadt aus, als sei ganz Berlin ausgezogen, um auf der Potsdamer Chaussee bis nach Schöneberg zu kampiren. Heute sollten die hohen Prinzessinnen Louise und Friederike von Mecklenburg-Strelitz ihren feierlichen Einzug halten in Berlin als verlobte Bräute des Kronprinzen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III. und dessen Bruders, des Prinzen Ludwig von Preußen.

Seit zehn Uhr Morgens hielten links von der Chaussee die Zünfte, Gilden und Corporationen Berlins hoch zu Roß mit gezogenen Degen, denn sie wollten von hier aus den fürstlichen Bräuten voran reiten. Rechts von der Chaussee hielten die Gardes du Corps in Gallauniform. Der Hofmarschall des Kronprinzen, Herr v. Massow, hatte in Schöneberg erst einen Etikettestreit zu schlichten, denn die Corporationen der Bürgerschaft wollten es durchaus nicht leiden, daß dem Staatswagen der fürstlichen Bräute der Wagen der Kammerherren vorausfahre, wie es herkömmlich, weil es sonst den Anschein gewinnen könne, „als habe die Bürgerschaft die Kammerherren und nicht die Prinzessinnen eingeholt." Dem Hofmarschall von Massow gelang es, die Kavaliere zum Nachgeben zu bewegen. Um 1 Uhr kamen die Prinzessinnen unter dem brausenden Jubelrufe der ungeheuren dort versammelten Menschenmenge in Schöneberg an, und ein neues Gespann von acht Pferden aus dem königlichen Marstall wurde vorgelegt. Während dieses geschah, defilirten die Züge der

berittenen Bürgerſchaft und die Führer erbaten ſich am Schlage die Erlaubniß, vorreiten zu dürfen, was die fürſtlichen Bräute in huldvollſter Weiſe geſtatteten. Nun eröffneten ſechs königliche Poſtſecretaire, an der Spitze von 40 blaſenden Poſtillons, die ſämmtlich neu uniformirt waren, den Zug. Ihnen folgten die Corps der Berliner Frachtfuhrleute, blau gekleidet, dann das Schlächtergewerk, ebenfalls blau, die Schützengilde, grün mit Pfirſichblüthenfarbe, ein Corps junger Bürgerſöhne in altdeutſcher Rittertracht, die vereinigte Brauer- und Brennergilde, blau gekleidet, zwei Züge junger Kaufleute und endlich die drei Gilden der Berliner Kaufmannſchaft, blau mit ponceauroth. Dann folgte der Staatswagen mit den fürſtlichen Bräuten, dann der Staatswagen, in dem die greiſe Großmutter und der Vater der Fürſtinnen ſaßen, und die Equipagen des Gefolges. Die Gardes du Corps ſchloſſen den Zug. Am Potsdamer Thore empfing der Magiſtrat der Hauptſtadt die Fürſtinnen. Die Leipzigerſtraße hinunter bis zur Ecke der Wilhelmsſtraße machten vier Compagnien der bewaffneten Berliner Bürgerbrigade Spalier, das Spiel wurde gerührt, die Fahnen ſenkten ſich zum ehrenden Gruße, aus allen Straßen, aus allen Fenſtern ſcholl ein nie endender Jubelruf den Einziehenden entgegen. In der Wilhelmsſtraße machten die andern zwei und zwanzig Compagnien der Bürgerbrigade Spalier, die, nachdem der Zug vorüber war, rechts und links zuſammenſchwenkten und ſich ihm anſchloſſen. Am Ausgang der Linden, da, wo ſich jetzt das Reiterbild des großen Friedrich erhebt, war eine prächtige Ehrenpforte erbaut. Es war ein Triumphbogen, 40 Fuß breit und 60 Fuß hoch, mit einem Hauptportal in der Mitte, wo ein doppelter Myrthenkranz ſchwebte und mit zwei Seitengängen, die, trotz der Winterzeit, in dem reichſten Blumenflor prangten. Acht gekuppelte korinthiſche Säulen, mit grünem Laub umwunden, trugen ein Frontiſpiz, wo Genien mit Guirlanden Hymens Bildſäule umkränzten. In dem bekränzten Fries des Hauptſimſes darüber las man die Worte: „Freude des getreuen Volkes.“ Die Spitze aber wurde von zwei Statuen der Freundſchaft und der Einigkeit gekrönt, zu deren Füßen geſchrieben ſtand: „Gleiche Freundſchaft, gleicher Liebesbund.“ Ueber den Seitengängen hingen zwei bekränzte Rundgemälde. Auf dem zur Linken legte der Gott der Ehe zwei Myrthenkränze auf den Altar Preußens nieder. Die Inſchrift lautete: „Dem Doppelpaare!“ Zur Rechten ſah man die Stadt Berlin, mit der Mauerkrone

und dem Stadtwappen auf dem Schilde, einen Weinstock pflanzen. Die Inschrift lautete: „Künftige Hoffnung!“ Dreißig Knaben der französischen Colonie standen hier in grünen Kleidern mit Kränzen in der Hand und weiter 54 kleine Mädchen, Töchter Berlinischer Bürger, in weißen Kleidern, mit rosenrothen Gürtelbändern und grünen Kränzen in den Haaren. Ein kleines, liebliches Mädchen trat aus dem Kreis der Gespielinnen hervor und redete die Braut des Kronprinzen mit kindlicher Anmuth in folgenden Versen an:

Jüngst, als Er von uns ging, die Hyder zu bezwingen,
Die sich am Seinestrand erhebt,
Da riefen wir: „Wer schützt, wenn ihn mit Rabenschwingen
Der Todesengel dort umschwebt?“
Da bebten wir und fleh'ten auf zum Himmel;
Es schwamm in Thränen unser Blick.
Erhört ward unser Fleh'n; aus blut'gem Schlachtgetümmel
Kam Er, mit Sieg gekrönt, zurück.
Er kam! wie jauchzten wir dem Helden nicht entgegen!
Er sah uns, lächelte und sprach:
„Belohnt ist eure Treu', belohnt durch reichen Segen,
„Und eurem Gram folgt Wonne nach.
„Nicht Lorbeer'n bring' ich nur für euch aus jenem Streite;
„Der Sieger selbst erlag im Streit.
„Bald zeig' ich glücklich euch die reizendste der Bräute,
„Voll hoher Menschenfreundlichkeit.“
Und Du erschein'st; es tönt Dein Lob von tausend Zungen,
Als unser'er Treue erster Sold.
O, nimm sie freundlich hin, die reinen Huldigungen,
Die unser Herz Dir willig zollt.
Vergiß, was Du verlor'st; es soll ein schön'res Leben
Dir dieser Festtag prophezeih'n.
Heil Dir! der künft'gen Welt wirst Du Monarchen geben,
Beglückter Enkel Mutter sein!

Die fürstliche Braut war so hingerissen von ihren Empfindungen, daß sie sich, dem raschen Zuge ihres bewegten Herzens folgend, zu dem Kinde niederneigte, es in ihre Arme schloß und auf Stirn und Mund küßte.

Von der Ehrenpforte bis zum Schloſſe ſtanden wieder zwei Reihen der Berliner Gewerke mit ihren Fahnen, die ſich dem Zuge, ſobald er vorüber war, ebenfalls anſchloſſen.

Im Schloſſe wurden die Bräute von ihren hohen Verlobten, dem Kronprinzen und dem Prinzen Ludwig, empfangen.

König Friedrich Wilhelm II. hatte dem Zuge von einem Fenſter des Schloſſes entgegengeblickt und ſich beſonders auch über die muſterhafte Ordnung gefreut. Er ſprach in einem beſondern Cabinetsſchreiben der Bürgerſchaft Berlins darüber ſeine Anerkennung aus.

Am 24. December, am Weihnachtsabend, 1793 fand die Vermählung im königl. Schloſſe zu Berlin ſtatt. Als der König bei der Vermählungsfeier faſt nur Staatsuniformen ſah, zürnte er und wollte die Berliner Bürgerſchaft von dem hohen Familienfeſte nicht ausgeſchloſſen wiſſen. Deshalb befahl er zur Vermählung des Prinzen Ludwig, die am 26. December ſtattfand, keine Einlaßkarten auszugeben. In Folge dieſes Befehls füllten ſich denn am 26. December die Gemächer und Räume des Schloſſes dergeſtalt, daß oft kaum ein ſchmaler Durchgang für die höchſten und allerhöchſten Herrſchaften zu gewinnen war. Durch die Folgen dieſes freundlichen Befehls litt Niemand mehr, als der gütige Monarch ſelbſt. König Friedrich Wilhelm II. war von hoher, ſtattlicher Geſtalt, wie faſt alle Hohenzollern, ein königlich ſchöner Mann, namentlich in ſeiner Jugend. Damals aber war er ſchon ſehr ſtark und ſah an jenem Abend keine Möglichkeit, mit ſeiner Dame, der Königin Eliſabeth, der greiſen Wittwe des großen Friedrich, durch das Gedränge zu kommen. Die zunächſt ſtehenden Bürger hätten ihm gern Platz gemacht, aber die Menge der Gäſte war zu dicht. Gemüthlich rief der König den Bürgern zu: „Braucht euch nicht zu geniren, Kinder! Der Brautvater darf ſich heut nicht breiter machen, als die Brautleute!“ und damit gebrauchte Se. Majeſtät tapfer den linken Ellenbogen und brachte die Königin Eliſabeth, heiter lachend, durch das Gedränge.

## 2) Die Franzoſen in Berlin.

Mit gefurchter Stirn und trübem Blick trat der Altmeiſter des Fleiſchergewerks gegen 9 Uhr Abends am 27. October 1806 in ſeine Wohnung in der Kanonierſtraße.

„Na, wie iſt's, Vater?“ rief ihm ſeine alte, aber immer noch runde, rothwangige Ehehälfte ängſtlich neugierig entgegen.

„Wie ſteht's, Vetter?“

„Wie iſt's, Meiſter?“

„Sprechen Sie doch, Herr Meinerd!“

So klang es rings um den Eingetretenen, der aber ſchüttelte unwillig mit dem Kopfe und legte den Hut und den Rohrſtock bei Seite, dann erſt ſprach er gewichtig: „Schlimm iſt's, ſchlimmer ſteht's, am ſchlimmſten geht's, ach! unſer armer König, unſere arme Königin!“

Ein tiefer Schmerz malte ſich auf den Geſichtern aller Anweſenden, und die weiche Meiſterin weinte helle Thränen.

„Ja“, fuhr der Meiſter traurig fort, „immer dicker wird die Einquartierung, ſie ſagen, es käme noch ein Marſchall mit ſeinem Corps in die Stadt; im Luſtgarten haben ſie die Stangen weggebrochen, damit die Garde vor dem Fenſter des franzöſiſchen Kaiſers paradiren kann, im Zeughauſe, daß ſich Gott erbarm', da ſieht's aus, eine Feldſchmiede haben ſie drin errichtet und der Rauch dampft zu allen Fenſtern heraus, die lieben Kirchen liegen voll Parlewuhs und das Vieh frißt ſeinen Haber vom Altar. Wie wir heute früh vor den Fürſten Hatzfeldt gefordert wurden, da hatte der Fürſt einen Brief von dem Commandanten, General Hulin, worin dieſer verlangte, heute Abend müſſe die ganze Stadt glänzend erleuchtet werden, weil heute der Kaiſer in Berlin einziehe, der Wohlthäter des Menſchengeſchlechtes und der Freund des Friedens —“

Der alte Bürger machte eine bezeichnende Pauſe, dann fuhr er fort:

— „um zwei Uhr ſtanden wir ſchon, der ganze Magiſtrat und alle

Beamten und die Schützengilde in ihrer Uniform am Brandenburger Thor, um den franzöſiſchen Kaiſer zu empfangen, ſo hatte es General Hulin befohlen und wir mußten gehorchen; Mutter, wie ich ſo da ſtand und an den alten Fritz denken mußte, da kam mir das ſalzige Waſſer in die Augen und rings um mich herum ſah ich nichts, als bleiche, ängſtliche, betrübte oder zornige Geſichter; unſer König kommt ſiegreich doch zurück! ſagte ich zu dem Stadtſyndicus, der neben mir ſtand; ja, er kommt ſiegreich zurück! antwortete mir der, und das iſt jetzt mein Evangelium. Rings um uns war Alles voll franzöſiſcher Soldaten und in langen Zügen trabten die franzöſiſchen Küraſſiere an uns vorbei, die ſich rechts und links auf der Chauſſee aufſtellten vom Thor bis an den Stern. Es waren zehn Regimenter, von den Diviſionen Nanſouty und d'Hautpoult. Wie ſie vorüber ritten, denkt Euch, da ſchrie der alte Kriegs- und Domainenrath Kranz mit einem Male ganz laut, „das ſind dieſelben Franzoſen, die der alte Fritz bei Roßbach jagte!“ Die um den Kriegs- und Domainenrath ſtanden, drückten ihm herzhaft die Hand. Endlich wirbelten die Trommeln und das Spiel wurde gerührt. So was, wie eine Schwadron Reiter jagte durch's Thor, ſie waren wie Türken angezogen, das waren die Mamelucken des franzöſiſchen Kaiſers, die er ſich aus Aegyptenland mitgebracht, dann kam der Marſchall Lefebvre und hinter ihm die Jäger und Grenadiere der Fußgarde. Was wahr iſt, wunderſchöne Soldaten, gar nicht ſo, wie die kleinen, zerlumpten Kerle, die erſt hier einmarſchirten, hinter ihnen aber kam der Kaiſer. Ein kleiner Mann auf einem hohen Pferde mit einem gelben Geſichte, in grüner Uniform, ſah ſo zu Pferde gar nicht beſonders aus. Der Stadtſyndicus erklärte mir die Andern, die hinter dem Kaiſer ritten. Das waren der Generalquartiermeiſter Berthier, die Feldmarſchälle Davouſt, Augereau und Beſſières, der Großmarſchall Düroc und der Oberſtallmeiſter Caulaincourt. Hinter dem Kaiſer kamen die Jäger und Grenadiere ſeiner Garde zu Pferde. Unter dem Thor hielt der franzöſiſche Kaiſer einen Augenblick und der General Hulin ſprach einige Worte, Bonaparte antwortete nicht, ſondern winkte nur mit der Hand. Darauf jagte der Großmarſchall Düroc in vollem Galoppe die Linden hinunter, General Hulin aber ſetzte ſich an die Spitze des Zuges und führte ſeinen Kaiſer nach dem Schloſſe. Wir alle mußten mit im Zuge, es war ein großes Gedränge, aber es herrſchte eine tiefe Stille, wie bei einem Leichenzuge. Zu-

weilen ſchrieen einige Leute, die General Hülin, wie der Herr Stadtſyndicus für beſtimmt ſagte, dazu für theures Geld gemiethet hatte, „es lebe der Kaiſer!“ Der Klang war erſchrecklich dünn, beſonders, wenn die Grenadiere und Garden dann mit dem brauſenden Rufe: „vive l'empereur!“ antworteten. Die Fenſter unter den Linden waren dicht mit Frauen beſetzt, die meiſten weinten und trockneten ihre Augen mit den Tüchern. Denn ſie hatten alle weiße Tücher in der Hand, General Hulin hatte dem Fürſten Hatzfeldt nämlich befohlen, er ſolle dafür ſorgen, daß in den Fenſtern geputzte Frauen ſtünden, die dem Kaiſer mit weißen Tüchern entgegen winkten. So zog Bonaparte in Berlin ein. Am Luſtgartenportale ſtieg er vom Pferde und der Großmarſchall Düroc führte ihn nach den Gemächern Sr. hochſeligen Majeſtät des Königs Friedrich Wilhelm II., die für ihn in Bereitſchaft geſetzt waren. Wir ſtanden während dieſer Zeit unten im Hofe, die Herren Miniſter und Präſidenten ebenfalls. Nach einer Stunde etwa wurden wir hinauf geführt, ich habe nur nicht Alles verſtanden, was der franzöſiſche Kaiſer ſagte, aber das weiß ich, daß er ganz anders war, wie ein ordentlicher König, er ſchalt, er ſchimpfte, wir fürchteten uns; zu dem Herrn Fürſten von Hatzfeldt ſagte er: „ich kann Sie nicht brauchen, gehen Sie auf Ihre Güter!“ Gegen unſern König und gegen unſere Königin aber ſtieß er Worte aus, die er vor Gott nie verantworten kann, wir konnten es kaum ertragen, Mutter, das war die ſchwerſte Stunde meines Lebens, und der Herr Polizei-Präſident Büſching ſagte leiſe zu mir: „ſo einen giftigen Mann habe ich mein Lebtag noch nicht geſehen.“ Der Kaiſer gab nun eine Menge von Befehlen, der ganze Magiſtrat iſt abgeſetzt; na, ich habe nichts mehr gehört, ich bin mit den Andern auf's Rathhaus gegangen, wo wir allerlei neue franzöſiſche Einrichtungen haben machen müſſen. Zwei Tauſend Bürger von Berlin mußten aus ihrer Mitte ſechszig Perſonen wählen, die ſind nun unſer Magiſtrat. Eine ſogenannte Stadtgarde haben ſie auch eingerichtet, die ſoll nun an Stelle der Gensd'armen Dienſt thun. Wird ſich darüber Niemand mehr freuen, als die Spitzbuben. Die befohlene Illumination iſt übrigens ſehr traurig ausgefallen; als ich hieher ging, habe ich ſie beſehen, in ein paar Häuſern, um's Schloß herum, ſind gerade ſo viele Lichter angezündet, daß man ſehen kann, daß keine Illumination iſt.“

Der gute Patriot machte ſeinem gepreßten Herzen noch weiter Luft

gegen ſeine Verwandten und Freunde, damit aber ſchloß er endlich, daß der König und die Königin doch zurückkommen müßten, und wäre der franzöſiſche Kaiſer noch drei Mal mächtiger, als jetzt.

## 3) Die grünen Särge und die Louiſeninſel.

Vielleicht hat ſich zu keiner Zeit der patriotiſche Sinn der Berliner glänzender bewährt, als in jener ſchmerzlich bewegten und drückenden Zeit nach der Jenaer Schlacht. Der König, an der fernen Oſtgränze ſeines in Trümmern liegenden Reiches weilend, war gleichwohl immer mitten unter ſeinen treuen Berlinern, der König und die Königin Louiſe und ihre baldige Rückkehr, das war der Hauptgegenſtand aller Geſpräche in jener Zeit; an die Rückkehr des frommen Königspaares knüpften die Berliner in feſter Zuverſicht den Beginn einer neuen glänzenderen Aera der Preußiſchen Monarchie. Und in der That, feſte Zuverſicht und trotziger Patriotismus gehörten dazu, an ein Wiederaufleben der Monarchie zu glauben. Das Elend hatte mit ſeiner Rieſenfauſt grimmig hineingefaßt in Tauſende von Verhältniſſen, es hatte zerbrochen und zerriſſen, was ſeit Jahrhunderten ſtarke, kluge Regenten erbaut und geſtiftet, und der Hunger ſchlich durch die Palaſtreihen der Hauptſtadt Friedrich's des Großen. Auf allen Plätzen, Straßen und Brücken ſah man hungernde, zerlumpte Kinder, und der fleißige Arbeiter war zum ſtumpfen Bettler geworden. Auf dem Bette der Ehren den Tod für's Vaterland geſtorben waren meiſt die Väter der hungernden Kinder, aber der König war fern, der Staat zerſchmettert und das Vaterland niedergetreten, es vermochte nichts zu thun für die Wittwen und Waiſen ſeiner gebliebenen Helden, da offenbarte ſich der patriotiſche Sinn Einzelner am glänzendſten. Da ſammelte der Freiherr von Rottwitz, altpriegnitziſchen Adels würdiger Sproß, die hungernden Bettler um ſich und gründete in einer ehemaligen Kaſerne in der Alexanderſtraße die freiwillige Arbeits-Anſtalt, da gab er Hunderten von Unglücklichen Obdach, Arbeit und Brod, und der ſtolze Baron, er wohnte mitten unter den Bettlern, die er zu

fleißigen Arbeitern machte, deren Kinder er erzog. Noch heute blüht die damals in tiefſter Noth gegründete Anſtalt, in alle Zeit aber wird das Andenken des edeln Freiherrn dauern, bis an Preußens Ende. Und an die Seite des Freiherrn von Kottwitz ſtellte ſich der Capitain Karl von Neander, der ſammelte auf den Straßen die Waiſen der gebliebenen Soldaten, führte ſie nach dem ehemaligen Lazareth des Regiments Möllendorf am Halleſchen Thore und gründete ſo das Friedrichsſtift, wo noch heut ſtets 70 bis 80 Soldatenkinder beiderlei Geſchlechts zu Handwerkern, Dienſtmädchen u. ſ. w. erzogen werden.

Den Kottwitz und Neander folgten Catel und Heinſius, ſie begründeten eine Erziehungs- und Induſtrieanſtalt für älternloſe Knaben in der Probſtgaſſe, die geliebte Königin ward zur Patronin der wohlthätigen Anſtalt erkoren, die nach ihr Louiſenſtift heißt. Noch heut blüht das Louiſenſtift, in welchem an 60 älternloſe Knaben zu Handwerkern gebildet werden; die Anſtalt, deren Protector jetzt des Königs Majeſtät ſind, erhält ſich nur durch milde Beiträge und den Ertrag einiger Handarbeiten der Kinder, namentlich Strohflechtereien.

Aber die treueſte Liebe und der lauterſte Patriotismus Einzelner vermochte, vereint mit den angeſtrengteſten Bemühungen des königlichen General-Armen-Directoriums, nicht, die Noth zu enden. Zwar wurde der Frieden am 9. Juli 1807 zu Tilſit geſchloſſen, aber er brachte dem Vaterlande wenig Erleichterung. 150,000 Mann franzöſiſcher Truppen lagen noch bis zum 3. December 1808 im Lande, und hundert und fünfzig Millionen Francs Kriegscontribution ſollten gezahlt werden. Der König ſorgte von Königsberg aus mit größtem Eifer, wie für ſein ganzes Reich, ſo insbeſondere für Berlin, aber das Unglück laſtete mit Rieſenwucht auf der Hauptſtadt. Dennoch verlor man zu Berlin den Muth nicht und im Jahre 1808 zeigte ein öffentliches Beiſpiel den franzöſiſchen Gewaltknechten, wie wenig ihre Tyrannei vermocht hatte, den patriotiſch Preußiſchen Sinn zu brechen, der trotzig in den Herzen der treuen Berliner lebte. Da ſah man eines Nachmittags ſich eine große Menſchenmenge vor einem unſcheinbaren Hauſe in der Kanonierſtraße verſammeln, daraus trug man hervor zwei Särge, die waren nicht ſchwarz, mit des Todes Farbe, ſondern gar luſtig grün angeſtrichen, und in den Särgen, da lag ein gar patriotiſches Paar, nämlich der Altmeiſter Frie-

drich Wilhelm Meinerd und deſſen Ehefrau, die waren an einem Tage verſtorben und hatten letztwillig verfügt, daß man ſie begraben ſolle in grünen Särgen, dieweil ſie von dieſer Welt abſcheiden thäten mit der feſten Zuverſicht, daß der fromme König und die fromme Königin doch wieder ſiegreich heimkehren müßten in ihre treue Stadt Berlin. Wie ein Lauffeuer verbreitete ſich dieſe Nachricht durch die Stadt, und als man die grünen Särge hinaustrug nach dem Gottesacker vor dem Halleſchen Thore, da folgten Tauſende nach, denn Jeder wollte zeigen, daß er gleiche Hoffnung trüge, wie die Alten in den grünen Särgen.

Die Franzoſen aber und die feilen Gewaltknechte, die ihnen ſchmeichelten, ergrimmten über ſolche Dinge, und die lüderlichen Ladenſchwengel, die ſich als eine ſogenannte Ehrengarde für die fremden Dränger, aber als eine recht eigentliche Schandwacht zu Roß, auch grün uniformirt und mit goldenen Klunkern behängt hatten, die galoppirten nach wie vor neben den Kutſchenſchlägen der Pariſer Hutmacherinnen her, die ein franzöſiſcher Herr General oder Marſchall als maitresse en titre unter irgend einem nom de guerre mit ſich herum ſchleppte. Schande und Vergeſſenheit über ſolch erbärmliches Lumpenpack! Wohl überhaupt dem, der mit dem Franzoſenthum von damals nicht in Berührung kam, es war durchfreſſen von der Sittenloſigkeit in der nackteſten und widerwärtigſten Geſtalt, eine Gemeinheit ohne Gleichen, die wie eine Peſt ſich Allen mittheilte, die mit ihr in Berührung kamen. Zeuge deß, der Sechszigerausſchuß, der an die Stelle des alten Magiſtrats getreten war und ſich herbei ließ, dem Kaiſer der Franzoſen zu ſchwören, daß er keinerlei Verbindung haben wolle mit den Feinden Frankreichs u. ſ. w. Der Feind Frankreichs aber, das war ihr angeſtammter König und Herr. In dieſem Sechszigerausſchuß ſaßen neben einigen verlorenen Söhnen der franzöſiſchen Colonie, der berühmte Muſikus Zelter, von dem Göthe ſo viel Weſens gemacht hat und bei dem man Clemens Brentano's Spruch von den guten Leuten, aber ſchlechten Muſikanten faſt in umgekehrter Weiſe anwenden möchte.

Aber die Stunde, da die Hoffnungen der Patrioten, die ſich in grünen Särgen begraben ließen, oder ihnen folgten, erfüllt werden ſollten, war nahe herbei gekommen, die Stunde, wo die Lumpenherrlichkeit der franzöſelnden Buben in den Schmutz zurückkehren ſollte, aus dem ſie hervorgegangen; zwar

geſchah den Elenden nichts, denn der fremde Kaiſer, der hatte großmüthig ſie eingeſchloſſen in ſeinen Frieden, er hatte tractatenmäßig Strafloſigkeit erwirkt für ſie vor ihrem eigenen Könige und Herrn. Friedrich Wilhelm dachte der Elenden nicht, es geſchah ihnen nichts, aber ſie vergingen unter der Laſt der unermeßlichen Schande, der allgemeinen Verachtung, die über ſie kam. Die franzöſiſchen Truppen verließen Berlin, der Spanier hatte jenſeits der Pyrenäen jenen blutigen Krieg „bis zum Meſſer“ gegen die napoleoniſche Gewaltherrſchaft eröffnet, dorthin trieb das Commandowort des Kaiſers die Cohorten, die bis jetzt in Berlin gelegen, und als am 15. December 1808 auch endlich die franzöſiſchen Behörden Berlin geräumt hatten, da donnerte ein Freudenruf durch alle Straßen, durch alle Herzen: „Der König kommt, der König und die Königin Louiſe!“

Und ſie kamen, wie in einem Triumphzuge kamen ſie von Königsberg wieder herab in ihr treues märkiſches Land. Die ganze Bevölkerung ſtand an den Landſtraßen, und feſte Männer weinten vor Rührung. In Freienwalde war das letzte Nachtquartier vor Berlin, dort war die Ritterſchaft der Churmark verſammelt, ihren Churfürſten und angeſtammten Landesherrn zu grüßen. Am folgenden Tage wurde das Gedränge an der Straße immer dichter, es war der 23. December, der Tag, an welchem die Königin einſt als Kronprinzliche Braut eingezogen in Berlin. In Weißenſee ſtieg die Königin mit ihrer älteſten Tochter, der Prinzeſſin Charlotte (gegenwärtig J. M. die Kaiſerin aller Reußen), ihrem dritten Sohne, dem Prinzen Karl, und ihrer Schweſtertochter, der Prinzeſſin Friederike (nachmals J. H. die regierende Herzogin von Anhalt-Deſſau), in den neuen Wagen, den die Treue und Liebe der Berliner Bürgerſchaft ihr als Huldigung dargebracht hatten. Lila war die Lieblingsfarbe der Königin Louiſe, das wußten die Berliner, und mit Lila war der Wagen ausgeſchlagen, mit Lila die Pferdegeſchirre lackirt. Es war ein heller, ſchöner Wintertag. Vom Thore bis zum Schloſſe bildeten die Truppen Spalier, und unter ihnen ſah man das leichte Bataillon von Schill, aus der Infanterie des berühmten Schill'ſchen Freicorps gebildet, und den Major von Schill ſelbſt ſah man, den kühnen Huſaren, der wenige Monate ſpäter ſeinen tollkühnen Gang machte, er und ſeine ſechshundert Huſaren mit dem franzöſiſchen Kaiſer und ſeiner ganzen Macht. Der

ſtolze, ſchwärmeriſche Reiter war damals der Liebling Berlins und aller Patrioten, ſeine Thaten vor Colberg in Jedermanns Munde.

Es war gegen eilf Uhr Vormittags, da wehten plötzlich rieſige weiße Fahnen von allen Thürmen Berlins, langſam, nach und nach, begann das Glockengeläut, und als es in vollen Accorden hinbrauſ'te über die wimmelnde Hauptſtadt, da krachte der Kanonendonner hinein und Tauſende und aber Tauſende fielen ſich jubelnd um den Hals und riefen: „Friedrich Wilhelm und Louiſe!" Da kam er über die lange Brücke geritten, der viel geprüfte Herrſcher, er trug die Uniform ſeiner Garde und ihren Czacko, ein hohes braunes Pferd ritt er, engliſcher Zucht, fortwährend dankte er den Grüßen der Verehrung und Liebe, die ihm von allen Seiten dargebracht wurden. Das Geſicht Friedrich Wilhelm's war nachdenklich, aber in ſeinem ſchönen Auge glänzte die innere Rührung.

Die Königin grüßte mit der ganzen Huld ihrer liebreizenden Erſcheinung dem treuen Volke zu, das um ihren Wagen jauchzte. Als ſie am Palais ausſtieg, da ſtand ihr Vater, der Herzog von Mecklenburg-Strelitz, an dem Wagen, und es war ein Augenblick, der alle Anweſenden tief rührte, als ſie, umgeben von ihren Kindern, ihres Vaters Hand küßte, nach ſo vielen Leiden. Ergreifend war auch das Wiederſehen mit den königlichen Schweſtern, die Berlin nicht verlaſſen hatten während dieſer ganzen Zeit des Unglücks, mit der Prinzeſſin von Oranien und der Churprinzeſſin von Heſſen.

Am Abend war ganz Berlin vom unterſten Kellerraum bis unter das Dach erleuchtet, und im Opernhauſe wurde nach dem Prolog geſungen: Heil Dir im Siegerkranz ꝛc., zum erſten Male bei ſo feierlicher Gelegenheit. Dann folgte die Aufführung der Gluck'ſchen Oper: Iphigenie in Aulis. Im Schauſpielhauſe nach dem Prolog ebenfalls: Heil Dir im Siegerkranz ꝛc., das ja ſeitdem zur Preußiſchen Nationalhymne geworden, und dann ein Stück von Iffland, dem treuen patriotiſchen Theaterdirector, der die erſte Decoration des rothen Adlerordens vierter Klaſſe erhielt. Dieſe Klaſſe hatte der König in eben jener Zeit geſtiftet.

Zur Erinnerung an dieſe geſegnete und freudenvolle Rückkehr Friedrich Wilhelm's und Louiſe's ließen die Bewohner des Thiergartens an der chauſſirten Allee, die vom Potsdamer Thore zum Hofjäger führt und damals der Königsweg hieß, eine kleine Inſel mit einem marmornen Altar von

Schadow, umgeben von Gesträuchen und Blumen schmücken. Das ist die Louiseninsel, die noch immer alljährlich am 10. März und am 19. Juli, dem Geburts- und Sterbetage der holdseligsten Königin, von treuen Patrioten festlich geschmückt wird, der Unvergeßlichen zum Gedächtniß. Seit 1849 blickt König Friedrich Wilhelm's III. schlichtes Marmorbild, vom Meister Drake geschaffen, von hohem Postament aus grüner Waldnacht herüber nach dem Marmorstein auf der Louiseninsel.

Es ist das auch ein Wallfahrtsort treuer Patrioten.

So war die unvergeßliche Königin zum zweiten Male eingezogen in Berlin an einem 23. December und zum dritten Male sollte dieser Tag bedeutungsvoll werden für Louise und Berlin.

Die geliebte Königin war am 19. Juli 1810 auf Schloß Hohen-Zieritz bei Strelitz gestorben; der Bruder der Königin, Herzog Karl von Mecklenburg, nachmals einer der ruhmreichen Feldherren Preußens, führte die Königliche Leiche nach Berlin. Sie wurde am 27. Juli feierlich eingeholt. Es war ein allgemeiner Trauertag, jede Familie zeigte und fühlte so wahrhaft Trauer, als habe sie ein Mitglied aus ihrer Mitte verloren. Die Besatzung hatte Spalier gezogen, die Fahnen und Standarten waren in Flor gehüllt, die gedämpfte Musik erschütterte jedes Herz und reichliche Thränen flossen, als der Wagen vorbeifuhr, der die schöne Königin, den Gegenstand der allgemeinen Verehrung, entseelt zurückbrachte. Der größte Theil der Einwohner Berlins war in Trauer gekleidet. Der Sarg, mit schwarzem Sammet bezogen, wurde mehrere Tage auf dem Schlosse gezeigt; der Andrang der Theilnehmenden war unbeschreiblich groß und Tausende standen vor den Portalen versammelt, des Augenblicks wartend, wo der Zutritt gestattet sein würde. Die Wenigsten erreichten jedoch ihren Zweck, denn der Andrang war zu groß. Am 30. Juli Abends begleitete der König mit seinen verwaiſ'ten Prinzen und Prinzessinnen den Sarg in die Domkirche, wo er vorläufig beigesetzt wurde.

Aber wieder am 23. December war es, da führte Herzog Karl von Mecklenburg den Sarg seiner verklärten Schwester aus der Domkirche nach Charlottenburg in das Mausoleum, das der König dort im Schloßgarten hatte aufrichten lassen. Es war Morgens vier Uhr, da schmetterte die Trompete der Gardes du Corps in gedämpften, langgezogenen Tönen; Herzog Karl setzte sich an die Spitze der Leibwachten, und so führten sie den Sarg

der unvergeßlichen Königin zu dem neuen Grabe, in das Friedrich Wilhelm III., als auch er überwunden hatte, neben ſie gebettet wurde, dreißig Jahre ſpäter. Die Marmorbilder des verklärten Königspaares, von Rauch's Meiſterhand, ruhen über den Königs-Gräbern in den ſtillen, kühlen Grabgewölben unter ernſten Tannen und duftenden Blumen. Und noch jetzt alljährlich einmal wallt Berlin nach Charlottenburg, den Todestag Louiſe's zu feiern an der Gruft der Unvergeßlichen.

## 4) Das Grab der Königin.

Die große Befreiungsſchlacht war in den Gefilden von Leipzig geſchlagen und die drei verbündeten Monarchen hielten unter Kanonendonner und Glockengeläut ihren ſiegreichen Einzug in die alte, berühmte Stadt Leipzig, da ſtand ein liebliches Mägdlein an einem Fenſter irgend einer Straße, durch welche ſich der Zug bewegen mußte. Das ſchöne Köpfchen neigte ſich weit vor und ſehnend blickte das tiefblaue, himmliſch-ſchöne Auge nach der Ecke der Straße. Das holde Kind erwartete den Zug mit ſichtlicher Ungeduld.

Eine ältliche Dame ſtand neben ihr.

Endlich! endlich! da ſind ſie —

„Da iſt König Friedrich Wilhelm!“ ſagte halb laut das Mädchen, auf die ritterliche Geſtalt des Preußenherrſchers deutend.

Die Gefährtin nickte bejahend und ſeufzte: „Wie trübe ſeine Siegesfreude ausſieht! er hat keine Louiſe mehr!“

In dieſem Augenblicke waren die Monarchen unter dem Fenſter, König Friedrich Wilhelm blickte auf; da beugte ſich die liebliche Erſcheinung weit vor aus dem Fenſter und warf ihm einen Lorbeerkranz zu.

Der König faßte den Kranz, dankte mit dem nur ihm eigenen, ernſten, königlich-chevalereskken Anſtand und ritt weiter.

Es war in den letzten Tagen dieſes Octobers, der Sturm jagte die zögernden Wolken unwillig über Charlottenburg hinweg.

Einſam und ſtille liegt das Mauſoleum.

Nicht ſo laut! die Königin ſchläft darinnen.

„Die Königin ſchläft!“ ſäuſeln die Bäume des Parkes und laſſen leiſe, leiſe ihre welken Blätter niederfallen, daß ihr Geräuſch die Schlummernde nicht ſtöre.

Die Augen ſind geſchloſſen, ihr Schnitt aber, die lange Wimper und das zarte Lid zeugen von ihrer hohen Schönheit; ein ſüßes, ernſtes Lächeln liegt um den feinen Mund — die breite königlich gewölbte Bruſt und die hohe Stirn! —

Sie muß bald erwachen — mit Sehnſucht ſchaut Preußen nach dem Mauſoleum zu Charlottenburg, es harret auf das Erwachen ſeiner Königin.

Krone und Schleier trägt die hohe Frau.

Eine Krone, ſie iſt ja eine Königin; einen Schleier, ſie iſt ja eine Frau.

So herrlich und anmuthig, wie hier Schleier und Krone ſich vereinen zum Schmucke der Schlummernden, eben ſo lieblich, ſo bewundernswerth herrlich vereinten ſich die Frau und die Königin in der Wachenden.

Wie das Sacramentenhäuschen in den katholiſchen Domen ſteht, ſo ſteht das Charlottenburger Mauſoleum im Preußenland, das Heiligſte der Erinnerung bewahrt es.

Die heiligen Erinnerungen an die Zeit, wo Preußen verloren war, wenn es ſich ſelbſt aufgab, es gab ſich nicht auf und ſiehe, es ſtehet noch heute da, größer und herrlicher denn je! Wie viel Theil daran jene hohe Schlummernde hat, wer will es berechnen?

Ein Windſtoß rauſcht durch die octoberlich bunten Blätter, da erſcheint König Friedrich Wilhelm III., er winkt ſeinem Begleiter zurück und tritt ein in das Sanctuarium ſeiner Liebe und ſeines Schmerzes.

Da ſteht die gewaltige Hohenzollerngeſtalt, zwei große Thränen rollen aus dem düſter gewordenen Auge, ſie fließen langſam über die Wangen.

Athemloſe Stille — der König betet.

Es iſt, als ob ſich die Geſtalt der Königin belebe, ja, ja! ſie lächelt, die Lippen bewegen ſich — der König nimmt einen Lorbeerkranz und legt ihn mit leiſem Beben auf die Schlummernde, dann fährt er raſch mit der verkehrten Hand ein Paarmal über die Augen und ſchreitet zur Thür, aber auf der Schwelle wendet er ſich noch einmal um, winkt mit der Hand zurück und mit feſter Stimme ſagt er:

„Schlaf wohl, meine Louiſe!“ —

Eine ernſte Matrone und ein junges, blühendes Mädchen treten in das Mauſoleum, ſchweigend ſtehen ſie vor der Königin, ein Lorbeerkranz ziert ſie.

Die Goldfäden und das ſeidene Bändchen.

Mutter und Tochter drücken ſich ſchweigend die Hand.

Ja! es iſt kein Zweifel mehr, König Friedrich Wilhelm brachte den Siegeslorbeer von Leipzig, er brachte ihn ſeiner Louiſe.

„Er hat uns verſtanden!“ ſprach die Mutter.

Oftmals noch ſah man die beiden Damen nach Charlottenburg kommen, endlich kam die Jüngere allein, die Aeltere war geſtorben.

Es war im Juni des Jahres 1840, da rollte ein eleganter Wagen von Spandau her nach Charlottenburg; er hält, der Bediente hilft einer Dame ausſteigen, es iſt dieſelbe, welche einſt dem Könige in Leipzig den Lorbeerkranz zuwarf. Aber ſie iſt ſehr verändert, ſie ſieht bleich und traurig aus, erſchöpft von der Reiſe tritt ſie in den Garten und läßt ſich bald auf einer Bank nieder.

Da kommt den Gang daher ein alter Herr im blauen Kriegsrock König Friedrich Wilhelm's, ſetzt ſich auf eine Bank nicht weit von der Dame, ſeufzt tief und eine große Thräne quillt aus dem Auge, die er raſch mit dem linken Rockärmel aus dem ſchneeweißen Knebelbart wiſcht. In der Furchenſchrift auf ſeinem narbigen Antlitz lieſet man die Geſchichte manches Trauertages; er hatte einſt Hunderten geboten und furchtlos war er gewandelt auf der Schlachten blutigem Pfade, durch Pulvernacht ſprengte er hin und Blut ſpritzte an ſeines Roſſes Schenkel, die Freunde ſah er an ſeiner Seite fallen und die Kriegsgenoſſen, er konnte nicht einmal ein Gebet ſprechen für ihre Seelen.

Die Dame ſtand auf, ſie mochte ſolches alles geleſen haben aus den Zügen des alten Officiers.

Sie ſtellte ſich dicht vor ihn und ſah ihn mit einem unbeſchreiblich ſchönen Blicke voll Wehmuth an.

Der alte Mann erhob ſich und ſagte: „Ich kenne Sie nicht, liebe Dame, aber Sie möchten wiſſen, warum ein alter Krieger hier ſitzt und ſich geberdet wie ein unverſtändig Kindlein? Sehen Sie, ich habe nicht geweint, als meine Freunde im Kugelgeknatter und Säbelgeklirr an meiner Seite fielen;

ich habe meiner Frau und meinen drei blühenden Jungen, ha! es waren prächtige Zweige am alten Heldenbaum! die Augen zugedrückt, aber der alte Soldat hat nicht geweint; — nun aber — weiß Gott, da iſt ſchon wieder Eine!" — unterbrach er ſich und wiſchte wieder einen Tropfen aus dem Bart, „nun kann ich die Thränen nicht zurückhalten, denn mein König, mein guter König iſt geſtorben," und damit nahm der alte Herr ſeinen Kopf zwiſchen die Hände und begann laut zu ſchluchzen.

Die Thränen rollten reichlich über die Wange der Dame.

Das Trauergeläut zu Charlottenburg begann, die Glockenklänge miſchten ſich mit den Tropfen aus Beider Augen.

Dann drückten ſich Beide die Hände, gingen zum Mauſoleum und ſtanden dort, ein Gebetlein auf den Lippen und die Augen himmelan, eine Weile, hinein traten ſie nicht.

„Die Könige von Preußen ſterben nicht!" ſprach die Dame.

„Le roi est mort, vive le roi!" murmelte der alte Krieger.

Sie ſtiegen in ihre Wagen, Sie rollte rechts, Er links. Sie hatten ſich nie vorher geſehen, ſie ſahen ſich nie wieder hienieden, aber ſie waren einander verwandt in ihrem Schmerz.

# Das Siegesfest.

(Am 7. August 1814.)

Am dreiundzwanzigsten August, des Jahres 1813 hörte Berlin zum letzten Male den Donner der französischen Kanonen, der von Großbeeren herüberklang, wo die Generale von Bülow, von Borstell und von Tauentzien sich ruhm- und siegreich schlugen gegen den kaiserlichen Marschall Oudinot, der den Titel eines Düc de Reggio führte, wo namentlich die Braven vom neunten (Kolberger) Regiment die Hauptstadt schirmten mit ihren Heldenleibern und Tod und Wunden, Sieg und Unsterblichkeit errangen.

Die Hauptstadt zeigte sich ihrer hohen Aufgabe gewachsen, sie war damals wirklich auch an patriotischer Begeisterung und Opferwilligkeit die erste Stadt in unsers Königs alten Landen.

Seit dem September folgten Schlag auf Schlag die Siegesbotschaften, der Preußische Adler entfaltete immer gewaltiger seine Schwingen, er flog über den Rhein und ruhete endlich siegreich auf dem Thurme der Kirche Nôtre-Dame zu Paris.

König Friedrich Wilhelm der Dritte kehrte im August aus Frankreich und England zurück, am 3. August, seinem Geburtstage, der ein Festtag war durch das ganze Preußenland und noch heut ein Erinnerungstag ist, wehmüthiger Freude voll, war er zu Wittenberg; am 4. August traf er in Potsdam und am 5. August ganz unerwartet in Berlin ein. Man hatte ihn zwei Tage später erwartet und war noch mitten in den großartigen Vorbe-

reitungen zu dem Siegesfeste, das man ihm bereitete, aber dem eben wollte der Monarch aus dem Wege gehen. „Er hatte sich", wie sein hoher Sohn, König Friedrich Wilhelm IV., 1840 so schön sagte, „ein Recht erworben, bescheiden zu sein." Der Armee und ihren Feldherren wollte er den Triumph bereitet wissen.

Am 7. August führte er die siegreichen Truppen herein durch das Brandenburger Thor. Kurz vor dem Thore waren zwischen Fahnen und Laubgewinden zehn Victorien im Halbkreise aufgerichtet, und jede trug einen Schild mit dem Namen einer Siegesschlacht, und auf dem Thore selbst, da war in der Nacht zuvor die wieder eroberte und von Paris zurückgebrachte Victoria auf ihrer Quadriga aufgestellt, doch noch verhüllt. Als der König nun, umgeben von allen seinen Prinzen und Generalen, den Feldmarschall, Fürsten Blücher von Wahlstatt hereinführte mit den siegreichen Truppen, da fiel die Hülle der Victoria unter dem Geläut aller Glocken, und wieder, wie einst, kehrte die Siegesgöttin ein in Berlin und hub ihren Lorbeerkranz über die Hauptstadt der Hohenzollern.

Unter dem unermeßlichen Jubel der Bewohner, kam der Triumphzug durch das Brandenburger Thor, die Linden hinunter bis an den Lustgarten, dort standen die bewaffneten Bürger im off'nen Quarrée, und in der Mitte erhub sich sechszehn Stufen hoch ein Sieges-Altar. Auf den obersten Stufen desselben sah man die gesammte Geistlichkeit Berlins, hinter dem Altar war eine Tribüne für die Prinzessinnen des hohen Königlichen Hauses und die höchsten Staatsbeamten; auf einer Estrade vor dem Altare nahm der König mit den Prinzen und Generalen Platz, die Truppen schwenkten zum Kreise ein.

Plötzlich schwieg das Glockengeläut, Posaunen eröffneten den Choral, Aller Häupter entblößten sich und der volle Chorgesang brauf'te auf gen Himmel. Und als der letzte Ton des Gesanges verklungen, da trat der greise Feldpropst Offelomeyer auf der höchsten Stufe des Altars hervor, der hatte den Feldzug mit den Truppen gemacht, und in kräftigen Worten sprach er das Sieges-, Friedens- und Dankgebet. Und alles Volk rings, die Prinzen, die Generale, Alle, Alle folgten dem Beispiele des Königs und sanken nieder auf's Knie zum stillen Gebet.

Nach Beendigung der kirchlichen Feier setzte sich der König wieder zu Pferde und ritt langsam durch die Massen seines getreuen Volkes, das ihn eng umringte in namenlosem Jubel. Er mußte es geschehen lassen, daß sie ihm die Füße küßten, daß sie sein Pferd umarmten und nimmer endeten in unaufhörlichem Jubel, denn die Freude, welche die Herzen preßte, mußte sich Luft machen. Und als er endlich das Schloß erreicht hatte, da mußte er sich seinem getreuen Volke noch ein Mal auf dem Balkon zeigen, der Kronprinz und der Feldmarschall, Fürst Blücher, waren an seiner Seite.

Das war das Siegesfest zu Berlin im Jahre 1814.

# Das Siegesdenkmal auf dem Kreuzberge.

Als Kaiser Alexander von Rußland im Jahre 1818 zum Besuch in Berlin war, da wurde auf dem Tempelhofer Berge der Grundstein zu dem Siegesdenkmal gelegt. Die Idee dieses Denkmals ging von König Friedrich Wilhelm III. selbst aus, die Zeichnung ist von dem genialen Schinkel. Oben in den Grundstein wurde eine Platte von Bronce gelegt, auf welcher folgende Inschrift stand:

„Dankbar gegen Gott, eingedenk seiner treuen Verbündeten und ehrend die Tapferkeit seines Volkes, legte in Gemeinschaft mit Alexander I., Kaiser von Russland, Friedrich Wilhelm III. den XIX. September MDCCCXVIII diese Platte in den Grundstein des Denkmals für die ruhmvollen Ereignisse in den Jahren MDCCCXIII, MDCCCXIV und MDCCCXV.

Zuerst nahm Kaiser Alexander den Hammer und that die üblichen Hammerschläge der Weihe, dann der König, dann der Kronprinz und die Prinzen, Generale und Minister, die anwesend waren. Die Regimenter aber und alle Anwesenden sangen: „Nun danket Alle Gott ꝛc." Der Bischof Eylert hielt die Weihrede.

Nach drei Jahren, am 30. März 1821, dem Jahrestage der Schlacht vor Paris, wurde das Denkmal feierlich enthüllt; die Garnisonen von Berlin und Potsdam waren zugegen, Deputationen von allen Regimentern der Armee, und die Enthüllung fand in feierlichster Weise in Gegenwart Sr. Majestät des Königs, der Prinzen und der höchsten Königlichen Diener statt.

Dieses hehre Siegesdenkmal ruht auf einem großen, starken Unterbau, der die Gestalt des eisernen Kreuzes hat; ohne die Stufen des Unterbaues, die aus steinernen Platten zusammengesetzt sind, beträgt die Höhe des eisernen

Denkmals, deſſen Spitze wieder das eiſerne Kreuz ziert, ſechszig Fuß. Es ſtellt einen Thurm dar, der ſich zugleich Baldachin-artig über zwölf Niſchen, oder Kapellen erhebt. In jeder dieſer Niſchen oder Kapellen ſieht man eine Victoria, oder einen Genius des Sieges, nach Rauch oder Tieck kunſtreich ausgeführt. Dieſe Genien und Victorien tragen die Züge hoher Herren und edler Frauen. Die vier Hauptſeiten des Denkmals ſind den Schlachten bei Groß-Görſchen, Leipzig, Paris und Belle-Alliance gewidmet. Die Siegesgöttin über der Schlacht von Paris trägt die engelſchönen Züge unſerer unvergeßlichen Königin Louiſe; die Victoria über der Schlacht bei Belle-Alliance iſt Louiſe's älteſte Tochter, Prinzeſſin Charlotte, jetzt der Kaiſerin von Rußland Majeſtät. Die acht innern Seiten des Denkmals ſind den Schlachten: Großbeeren, Katzbach, Kulm, Dennewitz, Wartenburg, La Rothière, Bar-ſur-Aube und Laon geweiht. Ueber der Kulmer Schlacht trägt der Siegesgenius die edeln ernſten Züge König Friedrich Wilhelm's III. Ueber der Dennewitzer Schlacht ſieht man den General, Grafen Bülow von Dennewitz, wie er den Fuß auf den Federhut ſetzt, den ihm die Franzoſen vom Kopf geſchoſſen. Ueber der Schlacht von Larothière iſt der Kaiſer Alexander von Rußland zu erkennen. Die vier Hauptſeiten des Denkmals ſind nach den vier Weltgegenden gerichtet. Auf der Oſtſeite über der Schlacht von Groß-Görſchen lieſt man die Inſchrift:

> Der König dem Volke, das auf ſeinen Ruf hochherzig Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte; den Gefallenen zum Gedächtniss; den Lebenden zur Anerkennung; den künftigen Geſchlechtern zur Nacheiferung.

# Vermählungs-Feierlichkeiten im Königlichen Schlosse.

Am 28. November 1823 war die Prinzeſſin Eliſabeth von Bayern, jetzt unſere Königin, unter ähnlichen Feierlichkeiten, wie ſie beim Einzuge der Königin Louiſe von uns geſchildert worden ſind, als verlobte Braut des Kronprinzen (König Friedrich Wilhelm's IV.) in Berlin eingezogen. Wie wir dort den Einzug ſkizzirten, ſo verſuchen wir hier die Vermählungsfeierlichkeiten zu ſchildern.

Am 29. November, halb ſieben Uhr, verſammelten ſich alle courfähigen Perſonen, die Herren in Galla, die Damen im Hofkleide, im Rittersaale des Königl. Schloſſes und den daran ſtoßenden Appartements bis zur Kapelle. Das Militair ſtand auf der Luſtgartenſeite, ihm gegenüber das Civil nach den Miniſterien geordnet. Die Generale, die Miniſter, das diplomatiſche Corps, die Räthe erſter Klaſſe, die eingeladenen Fremden, ſo wie die bei Hofe erſcheinenden verheiratheten Damen begaben ſich in die Kapelle, ſo weit es der Raum zuließ. Die höchſten Herrſchaften verſammelten ſich gegen 7 Uhr in den rothen Zimmern König Friedrich's I. Die Hofſtaaten ſtellten ſich in der boiſirten Gallerie auf. Als Alles verſammelt war, holte der Geh. Kriegsrath und Treſorier Jencker die Königl. Krone aus dem Krontreſor und brachte ſie, geleitet von ſeinen Unterbeamten und escortirt von einem Officier und zwei Gardes du Corps, nach den rothen Zimmern. Die erſte Hof- und Staatsdame, Fräulein von Viereck, überreichte die Krone Ihrer Königl. Hoheit der Prinzeſſin Maria Anna, Gemahlin des Prinzen

Wilhelm, welche dieſelbe auf das Haupt Ihrer Königl. Hoheit der Prinzeſſin Braut ſetzte.

Während dieſer Zeit empfing der Schloßhauptmann von Buch, der die Stelle des Ceremonienmeiſters vertrat, die letzten Befehle Sr. Majeſtät des Königs. Dieſen Anordnungen gemäß, ſetzte ſich der Zug, wie folgt, in Bewegung: der wirkliche Geheime Rath und Hofmarſchall, Freiherr von Maltzan mit dem großen Obermarſchallsſtabe, in Vertretung des abweſenden Obermarſchalls, Grafen von der Goltz; die in Berlin anweſenden Königl. Kammerherren paarweiſe, die Jüngſten voran; der Hofſtaat Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen; der von Sr. Majeſtät zur Aufwartung bei Ihrer Königl. Hoheit der Prinzeſſin Braut befohlenen Kammerherren, Graf von Wartensleben und Graf von Voß; der Oberhofmeiſter, Freiherr von Schilden; das hohe Brautpaar; zur Seite der Schleppe Ihrer Königl. Hoheit der Prinzeſſin Braut, die Oberhofmeiſterin höchſtderſelben, Frau Gräfin von Reeden und die erſte Hof- und Staatsdame, Fräulein von Viereck; die Schleppe Ihrer Königl. Hoheit trugen vier Damen: die Gräfin Hake, Fräulein von Berg, Fräulein von Brockhauſen, Fräulein von Borſtell; die großen Hofchargen paarweiſe; Se. Majeſtät der König führte J. K. H. die Frau Herzogin von Cumberland (nachmals Königin von Hannover, die Schweſter der Königin Louiſe); ſeitwärts folgten Sr. Maj. die Generale und Flügeladjutanten, die Schleppe Ihrer Königl. Hoheit trugen zwei Pagen, die Damen folgten; Ihre Königl. Hoheit die Frau Erbgroßherzogin von Schwerin, geführt von Sr. Königl. Hoheit dem Herzoge von Cumberland und Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Wilhelm von Preußen; Ihre Königl. Hoheit die Prinzeſſin Maria Anna von Preußen, geführt von Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Friedrich der Niederlande und Sr. K. H. dem Prinzen Wilhelm von Preußen (gegenwärtig Prinz von Preußen); Se. Königl. Hoheit der Prinz Carl und höchſtdeſſen Schweſter, die Prinzeſſin Louiſe K. H.; Se. Königl. Hoheit der Prinz Albrecht und des Prinzen Friedrich Gemahlin K. H.; Se. Königl. Hoheit der Prinz Friedrich und Se. K. Hoheit der Prinz Adalbert; Se. Königl. Hoheit der Prinz Auguſt und Se. K. H. der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin; Se. Hoheit der Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz und Ihre Durchlauchten die

Prinzen Ludwig, Friedrich und George von Heſſen. Der Zug ging durch den Ritterſaal nach der Kapelle. Sobald das hohe Brautpaar in die Kapelle eintrat, gingen der Biſchof Eylert und die ihm aſſiſtirenden Hofprediger höchſtdemſelben entgegen und geleiteten höchſtdaſſelbe zum Altar. In dem Augenblicke, da das hohe Brautpaar die Ringe wechſelte, wurden im Luſtgarten vierundzwanzig Kanonen dreimal aufgefeuert. Nach ausgeſprochenem Segen begaben Sich Se. Majeſtät der König, die höchſten Herrſchaften und die Hofſtaaten in der oben angegebenen Ordnung wieder nach den Zimmern König Friedrich's I. zurück. Dort nahm das hohe Brautpaar die Glückwünſche der Mitglieder der Königl. Familie an. Während dieſer Zeit wurde den Zuſchauern die Bildergallerie geöffnet. Se. Majeſtät der König und die höchſten Herrſchaften begaben ſich hierauf in den weißen Saal. Des Königs Majeſtät ſetzten ſich mit dem hohen Brautpaare an den unter dem Thronhimmel aufgeſtellten Spieltiſch. Se. Majeſtät beendeten das Spiel, ſobald Allerhöchſtdieſelben benachrichtigt worden, daß die Tafel ſervirt ſei. Der Hofmarſchall, Freiherr von Maltzan, annoncirte das Souper. Die Königliche Ceremonientafel war unter dem Thronhimmel im Ritterſaale. Sobald Se. Majeſtät und die höchſten Herrſchaften dort angekommen und ſich niedergelaſſen hatten, traten die Generallieutenants von Brauchitſch und von Keſſel zum Vorlegen an die beiden Enden der Tafel. Sie gaben die vorgelegten Speiſen den hinter ihnen ſtehenden Kammerlakaien, dieſe den Pagen und von dieſen erhielten ſie die functionirenden großen Hofchargen und Cavaliere. Das hohe Brautpaar ſaß in der Mitte der Tafel. Zur Rechten des Brautpaares neben der Prinzeſſin Braut K. H. ſaßen Se. Majeſtät der König, zur Linken, neben dem Kronprinzen K. H., ſaßen Ihre Königl. Hoheit die Frau Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Schwerin und dann die übrigen Herrſchaften nach ihrem Range. Außer der Königlichen Ceremonientafel waren noch fünf Tafeln, die Sr. Durchlaucht des Oberkammerherrn, Fürſten zu Sayn und Wittgenſtein, die des Generals der Infanterie und Gouverneurs von Berlin, Grafen von Gneiſenau, die des Grande maitre de la garderobe, Grafen von Groote, die des Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen von Bernſtorff, und endlich die des Generaladjutanten, Generallieutenants von dem Kneſebeck. Als die Suppe von der Tafel

gehoben worden, überreichte der erſte Oberſchenk, Graf von Reale, Sr. Majeſtät dem Könige den Wein und Allerhöchſtdieſelben brachten die Geſundheit des hohen Brautpaares aus. Dänach erhielten die Hofchargen Erlaubniß, ſich an die für ſie beſtimmten Tafeln zurückzuziehen. Gegen das Ende der Tafel ſtellten ſich die Hofſtaaten wieder hinter die Stühle Sr. Majeſtät und der andern höchſten Herrſchaften. Nachdem Se Majeſtät der König die Tafel aufgehoben hatten, begaben Allerhöchſtdieſelben ſich nach dem weißen Saale zurück, wo ſich ſchon vorher die Geheimen Staatsminiſter und die wirklichen Geheimen Räthe verſammelt hatten. Als ſich Se. Majeſtät der König unter den Thronhimmel geſtellt, näherte ſich der ſtellvertretende Obermarſchall dem hohen Brautpaare und zeigte Höchſtdemſelben an, daß Alles zum Fackeltanz bereit ſei. Es begann derſelbe in folgender Ordnung: Der wirkl. Geheimrath, Freiherr von Maltzan, mit dem großen Obermarſchallsſtabe in der Hand, eröffnete denſelben, ihm folgten paarweiſe, Fackeln in der Hand, die wirklichen Geheimen Räthe, der Graf von Ingenheim, von Heidebreck, von Grolmann, die Staatsminiſter, General Graf Hake, Graf Bernſtorff, von Klewitz, General Graf Lottum, Oberkammerherr Fürſt zu Sayn und Wittgenſtein, von Schuckmann, Graf Bülow, von Beyme, Freiherr von Altenſtein, von Brockhauſen. Das hohe Brautpaar folgte dieſen Herren auf ſeinem Umgang durch den Saal. Darauf näherte ſich die Prinzeſſin Braut Sr. Majeſtät dem Könige, und nachdem Höchſtdieſelben Se. Majeſtät durch eine Verbeugung zum Tanze aufgefordert, begann ein neuer Umgang. In ähnlicher Weiſe tanzten Höchſtdieſelben mit allen Prinzen, welche ſich im Zuge befanden. Darauf tanzten Se. Königl. Hoheit der Kronprinz mit allen Prinzeſſinnen. Nach beendigtem Fackeltanze begaben ſich Se. Majeſtät und die höchſten Herrſchaften unter Vortritt der Hofſtaaten zurück nach den Zimmern König Friedrich's I. Nachdem daſelbſt von der Oberhofmeiſterin Ihrer Königl. Hoheit der Frau Kronprinzeſſin das Strumpfband ausgetheilt und durch die erſte Hof- und Staatsdame, Fräulein von Viereck, dem Geheimenrath und Treſorier Zencker die Krone wieder überliefert worden war, wurde der Hof entlaſſen.

Am folgenden Tage, den 30. November, war halb 12 Uhr der Kirchgang. Nach dem Gottesdienſt war bei den hohen Vermählten déjeuner di-

natoire für die Königl. Familie und die Hofstaaten. Abends 6 Uhr war große Cour bei Ihren Königl. Hoheiten dem Kronprinzen und der Frau Kronprinzessin. Hierauf Polonaise-Ball im weißen Saal.

Am 1. December Diner im Rittersaale, Abends ein pantomimisches Ballet: „die Rückkehr des Frühlings", dann Aufführung der Oper: „Libussa." Während des Spiels wurde eine Festcantate, gedichtet von Friedrich Baron de la Motte Fouqué und componirt von dem Kapellmeister G. A. Schneider, vorgetragen. In dieser Cantate lautete ein Recitativ von Albrecht Achilles:

Keine Donnerwolken brüllen!
Keine Kampfesnebel füllen
Feld und Au mit düster'm Flor.
Waffen blitzen, doch zur Pracht nur,
Tromba schmettert, doch es lacht nur
Hell ihr Gruß im Jubelchor.

Dann treten in der Cantate Preußische Kriegsleute auf und singen folgendes Terzett:

1. Auf nun! Gewehr auf! Fahne walle!
   Es gilt dem heiter'n Feierzug!
2. Tanz' froh, mein Roß, im Festesschalle,
   Das einst mich kühn zum Siege trug.
3. Geschütz, im Donnerjubel halle!
   Künd' uns're Lust dem Wolkenzug!

Alle Drei: Fromm schlägt heut, in geweihter Hülle,
Das Herz, das kühn im Felde schlug.

Dann singen Bayrische Hirten und Hirtinnen:

Für die Herrin und den Herrn
Ficht sich's freudiglich und gern.
Süß zwar lacht der holde Friedensstern;
Aber für die Herrin und den Herrn
Ficht sich's freudiglich und gern.

Am 2. December war Schauspiel im Schauspielhause, wo Madame

Stich (Madame Crelinger) als Muſe einen Prolog vortrug, der mit den gewiß beſſer gemeinten, als gereimten, Verſen ſchloß:

Und jubelnd ruft das Volk, Dich zu begrüßen:
„Heil! Friedrich Wilhelm! Dir, und Heil Eliſe'n!"

Nachher war Ball und Souper bei Sr. Majeſtät dem Könige auf dem Königl. Schloſſe.

Am 3ten December war Diner bei Sr. Königl. Hoheit dem Kronprinzen. Abends wat Freiredoute und Souper im Prinzeſſinnen-Palais.

Am 4ten December war Diner bei Sr. Majeſtät dem Könige im Königl. Palais, Abends Oper (Libuſſa) und Ballet.

Damit waren die Vermählungsfeierlichkeiten beendet.

# Die Junitage des Jahres 1840.

(Letzte Tage, Tod und Begräbniß des hochseligen Herrn.)

Das Jahr Vierzig soll verhängnißvoll sein für die Fürsten aus dem Stamm der Hohenzollern, denn 1440 starb Churfürst Friedrich I. zu Kadolzburg, 1540 überlebte zwar Churfürst Joachim II. (Hector) das Jahr, aber 1640 starb Churfürst Georg Wilhelm, 1740 König Friedrich Wilhelm der Erste und im Jahre 1840 ließ sich auf dem Schlosse zu Berlin wieder die weiße Frau sehen.

Es geht seit Jahrhunderten schon die Sage, daß sich im Berliner Schlosse die weiße Frau sehen lasse, wenn ein Todesfall bevorstünde im Königlichen Hause. Die Erscheinung der weißen Frau ist natürlich, wie alle Dinge der Art, oft bezweifelt und angefochten, öfter aber doch geglaubt worden. Der Sage nach, die am meisten in historischem Boden wurzelt, ist die weiße Frau die Gräfin Kunigunde von Orlamünde, des Landgrafen Ulrich zu Leuchtenberg Tochter und Wittwe Otto's, des letzten Orlamündischen Grafen fränkischer Linie. Sie sah Burggraf Albrecht den Schönen von Nürnberg-Hohenzollern und entbrannte in Liebe gegen ihn, und vielleicht ist Albertus Pulcher auch nicht ganz gleichgültig gegen die schöne Wittwe gewesen, denn er soll geäußert haben, „wenn zwei Paar Augen sich schon geschlossen hätten, so wüßte er nicht, was er thäte"; damit meinte er die Augen seines Vaters und seiner Mutter, die zur Gemahlin für ihn eine reiche Gräfin von Henneberg erkoren und nicht in seine Heirath mit der Orlamünderin gewilligt haben würden.

Die verblendete Kunigunde aber glaubte, der Burggraf meine ihre beiden kleinen Kinder, und ermordete sie heimlich. Erst nach deren Tode gingen ihr die

Augen auf, denn der Burggraf, entſetzt über das Verbrechen, warf ſie in's Gefängniß, aus dem ſie nur geſchieden ſein mag, um ſchwere Buße zu thun und in's Kloſter zu gehen. Das iſt der hiſtoriſche nachweisbare Kern der vielfach verſchieden erzählten Sage von der weißen Frau, die, ruhelos im Grabe, im Hauſe des Burggrafen Albrecht des Schönen erſcheint, eine Botin des Todes, des Unglücks.

Nun, im Januar 1840 ſoll ſich abermals auf dem Königl. Schloſſe zu Berlin die weiße Frau gezeigt haben, auch erkrankte Friedrich Wilhelm der Dritte, doch erholte er ſich noch einmal für einige Wochen und erſt im Mai kam es ſo weit, daß er das Bett hüten mußte.

Von ſeinem Krankenbett aus erließ der König am 26ſten Mai folgende Ordre:

> Der Zeitpunkt, an welchem Friedrich II. vor 100 Jahren den Thron beſtieg, fordert das dankbare Andenken der Mitwelt und ein Denkmal für künftige Zeiten. Für Letzteres habe Ich inſofern geſorgt, als Ich die Anfertigung einer Reiter-Statue befohlen und den Platz am Anfang der Linden als denjenigen beſtimmt habe, wo dies Denkmal errichtet werden ſoll. Der zukünftige Grundſtein wird die gewählte Stelle bezeichnen: und an derſelben ſoll am 1. Juni eine öffentliche Feier ſtattfinden, bei welcher dieſe Ordre zu verkündigen und die ſtellvertretende Grundſteinlegung zu veranlaſſen iſt.

Der erſte Juni war gekommen, der König wollte der Grundſteinlegung des Denkmals wenigſtens aus der Ferne beiwohnen, obwohl er ſich ſchon ſehr ſchwach fühlte. Er ließ ſich ankleiden und in einem Tragſeſſel nach ſeinem Arbeitszimmer bringen. Trüben Blicks ſah der Monarch durch das Fenſter nach dem Eingang der Linden, wo ſeine Garden aufmarſchirt waren, wo ſein Kronprinz an Seiner Statt den Grundſtein legte, wo ſich ſein Volk dicht und ſtill zuſammendrängte, ſchon ergriffen von der Ahnung des nahe bevorſtehenden Verluſtes.

„Ich kann nichts weiter ſehen, als die ungeheure Menſchenmaſſe!“ ſprach er zu ſeiner Gemahlin, der Fürſtin von Liegnitz, „ich fühle mich zum Tode matt und hinfällig!“

Die fünfzehn Minuten, die er außerhalb des Bettes zugebracht, hatten ſeine Kräfte völlig erſchöpft.

Da hat Friedrich Wilhelm der Dritte ſein treues Volk zum letzten Male geſehen und ſein Volk ihn. Sie nahmen Abſchied von einander in dieſer Stunde, der König und ſein Volk.

Man hat ein liebes Bild von dem Könige in dieſer Stunde, da ſeine ſchon gebrochene Heldengeſtalt zum letzten Male ſeinem Volke am Fenſter ſichtbar war.

Am dritten Juni erwartete man des Königs älteſte Tochter, die Kaiſerin von Rußland, in Berlin; die Aerzte litten ſchon nicht mehr, daß der Kronprinz ihr entgegengehe, Prinz Wilhelm (der Prinz von Preußen) empfing die Schweſter in Küſtrin. An dieſem 3. Juni erſchien das erſte ärztliche Bülletin, es wurde durch Tauſende von Anſchlägen an allen Straßenecken und auf allen Plätzen veröffentlicht, es lautete:

„Seine Majeſtät der König leiden ſeit einigen Wochen an den Zeigen eines wiederholten Grippeanfalls, der ſich vorzüglich als eine fieberhafte Affection der Schleimhäute und damit in Verbindung ſtehende bedeutende Verminderung der Eßluſt kund gegeben. In den letzten Tagen hat ſich mit dieſem Zuſtande eine ſtärkere Abnahme der Kräfte verbunden, welche, nach einer ſchlafloſen Nacht, ſich heute Morgen bedeutend geſteigert hat.

Berlin, den 3. Juni 1840.

Dr. von Wiebel. Dr. Schönlein. Dr. Grimm.

Seit Erſcheinen dieſes Bülletins ſtanden vom Morgen bis zum Abend dichte Maſſen um das Palais des Königs und warteten in ängſtlicher Spannung und befragten nach jeder Nachricht über das Befinden ihres theuren Königs und Herrn. Schweigſam und mit betrübter Miene ſtand das Berliner Volk von damals um das Krankenbette ſeines Königs. Damals zeigte ſich das ächte und rechte, das Preußiſche Berlin. Am 5. Juni ging es mit dem Befinden des Monarchen etwas beſſer, man faßte ſchon wieder Hoffnung, man glaubt ja ſo gern, was man wünſcht. Aber der Huſten, der am Abend eintrat, zernichtete jede Hoffnung. Seitdem wurden die Volksmaſſen immer dichter, die Getreuen verließen das Sterbebette des Königs nicht mehr, im Palais waren alle Prinzen und Prinzeſſinnen des hohen Königlichen Hauſes verſammelt. Als am 7. Juni des Kaiſers von Rußland Majeſtät eintrafen,

gelang es ihm kaum, durch die gewaltige, schweigende, trauernde Menge bis zum Palais durchzudringen. Mit nassen Augen stand der Kaiser an dem Bette des Königs, er stand lange, ehe ihn der König erkannte, endlich erkannte er ihn noch und flüsterte matt: „es geht schlecht!"

Das war das letzte Wort, das man von Friedrich Wilhelm III. vernommen. Stumm segnete er seine Kinder, er reichte Jedem zum Abschied die Hand, dann wurde der Athem leiser, er schied schmerzlos vom Leben. Kein Todeskampf, keine Zuckung.

Ecce, quomodo moritur justus!

Zwei und zwanzig Minuten nach drei Uhr Nachmittags am 7. Juni, dem ersten Pfingstfeiertage, 1840 starb König Friedrich Wilhelm III., im siebenzigsten Jahre seines Lebens, im drei und vierzigsten seiner Regierung. Sein Sohn und Nachfolger drückte ihm weinend die Augen zu und erschüttert sanken sie sich in die Arme, dann aber knieten sie nieder und beteten inbrünstig.

Danach verließen die Kinder die Leiche des geliebten Vaters und die Flügeladjutanten hielten Leichenwacht bei ihrem todten König und Kriegsherrn.

Wie ein Lauffeuer flog die Todesbotschaft durch die Hauptstadt. In den Thränen und dem Schmerz Aller offenbarte sich die tiefste Trauer.

Eine außerordentliche Beilage zu allen Zeitungen enthielt folgende Bekanntmachung:

„Nach dem unerforschlichen Rathschlusse Gottes vollendete heute „Nachmittag 3¼ Uhr unser geliebter König, Seine Majestät Friedrich Wilhelm III., der Vater Seines Volks, die irdische Laufbahn."

„Die Folgen eines wiederholten Anfalls der Grippe, an welcher „Seine Majestät seit einigen Wochen erkrankt waren, führten in den „letzten Tagen eine stärkere Abnahme der Kräfte und dadurch einen „Zustand herbei, der, allen Anstrengungen der Natur und der Kunst „erfahrener Aerzte widerstehend, dem theuern und reichgesegneten, aber „auch vielgeprüften Leben Seiner Majestät unter den heißesten Thränen „sämmtlicher in diesem Augenblicke um Ihn versammelter Königlicher „Kinder und der Prinzen und Prinzessinnen des Königlichen Hauses „ein Ziel setzte."

„Die letzten Tage Seiner Majestät wurden durch die Gegenwart „der Kaiserlichen Tochter und Ihrer Erlauchten Kinder, die letzten „Augenblicke durch die Gegenwart des Kaiserlichen Schwiegersohns „erheitert."

„Das Vaterland, wenngleich in Trauer und Thränen, richtet die „Blicke zu Seiner Majestät erhabenem Nachfolger auf dem Throne „glorreicher Vorfahren, von Hoffnung und Vertrauen über seine Zu„kunft getröstet, empor. Erbe der Tugenden berühmter Ahnherren, „erzogen in den Stürmen einer bewegten Zeit, früher schon Seiner „großen Bestimmung entgegengereift, und in den Augen der Krankheit „durch das Vertrauen Ihres Hochseligen Vaters bereits zur Leitung „der Geschäfte berufen, werden Seine Majestät die Segnungen der „Ordnung und des Friedens verbreiten, die das Loos eines treuen „und glücklichen Volkes, und die Belohnung der sorgenvollen Mühen „des guten und weisen Regenten sind."

Berlin, den 7. Juni 1840.

Die Truppen der Berlinischen Garnison erhielten den Befehl, ihre Fahnen und Standarten in der Stille abzuholen; hierauf erfolgte die Beeidigung regimentsweise in den Höfen der Kasernen.

„Auch in dem tiefen Schmerze über diesen großen erschütternden „Verlust," hieß es in einer, an dem folgenden Tage, dem zweiten des Pfingstfestes, von den Kanzeln Berlins vorgelesenen Bekanntmachung, „darf unsere Hoffnung auf Gottes gnädige Hülfe nicht wanken, denn „das verwaisete Scepter der Regierung hat der Erbe Seiner Weisheit „und Seiner Tugenden übernommen, nämlich unser nunmehriger „König und Herr, der Allerdurchlauchtigste, Großmächtigste Fürst und „Herr, Herr Friedrich Wilhelm IV., König von Preußen ꝛc. „Gott segne den König und rüste ihn aus mit Kraft aus der Höhe, „und helfe ihm die heilsamen Absichten vollbringen, die er für Be„glückung seines Volkes hegt. Die ungetrübte und immer steigende „Wohlfahrt seiner Unterthanen werde für den geliebten Monarchen die „höhe Befriedigung, nach der sein großes, edel denkendes Herz sich „sehnt. Auf den ewigen Säulen der Wahrheit und Gerechtigkeit

„erhebe sich sein Thron und stehe fest unter allem Wechsel der Zeiten,
„wie unsere treue Liebe zu ihm nie wanken soll.

„Sein Leben, sein Thun und seinen Frieden befehlen wir Gott.
„Er lasse seine Regierung eine lange, friedliche und beglückte sein.
„Der Trost von Oben senke sich nieder auf das betrübte Königliche
„Haus, und an der Kraft des göttlichen Wortes erquicke und stärke
„sich jedes Herz, das mit den heiligen Banden der Familienliebe und
„der Unterthanentreue an den König geknüpft ist. Die Gnade des
„Herrn, von welchem Heil und Segen kommt, walte über uns, jetzt
„und in Ewigkeit, Amen!"

Eine Deputation des Magistrats und der Stadtverordneten von Berlin begab sich am 8. Juni zu dem Könige, um Ihm ein Beileids- und Huldigungsschreiben zu überliefern. Der König ließ die Abgeordneten sogleich eintreten. Bei ihrer Annäherung stürzten Thränen aus Seinen Augen, Er drückte dem Oberbürgermeister Krausnick und dem Stadtverordnetenvorsteher Dessekmann die Hand, vernahm unter den Aeußerungen des tiefsten Schmerzes die Rede des Oberbürgermeisters, und erwiederte: „Ich bin tief erschüttert von dem großen Verluste, den das Land und ich durch den Abtritt eines so vortrefflichen Vaters erlitten, aber doch innig gerührt von der Hingebung, welche die Stadt Berlin immer ihren Herrschern bewiesen. Besonders haben dieß die letzten Tage gezeigt. Die allgemeine Theilnahme aller Einwohner, die sich so klar aussprach, ist wahrhaft rührend für mich und uns Alle gewesen, und gereicht uns sehr zum Troste. Ich liebe Berlin, nicht bloß als meine Vaterstadt, sondern auch, weil es immer dem ganzen Lande mit den besten Gesinnungen und in allem Guten vorangegangen ist; es hat dieses besonders in den Jahren 1810 und 1813 und wiederum ganz neuerdings dargethan. Ich werde nie das Jahr 1810 vergessen, noch das Jahr 1813, wo ich selbst auf kurze Zeit hier war und davon Zeuge gewesen bin, und wo sich überall, wie jetzt, ein so herrlicher Sinn und Geist aussprach. Ich sehe Sie unvorbereitet, und diese Worte kommen aus meinem Herzen, und so wird es immer unter uns sein. Ich bin Ihr wahrer und sicherster Freund."

Die Königliche Leiche wurde am 9. Juni um ein Uhr Morgens in einem

von 12 Unteroffizieren der Kronengarde getragenen Einsatzsarge nach dem Schlosse gebracht, und in dem Audienzzimmer unter einem Thronhimmel aufgestellt. Die Dienerschaft ging voran; dann zogen vor dem Sarge der Oberkammerherr Fürst zu Sayn und Wittgenstein, der Oberhofmeister Baron von Schilden, der Hofmarschall von Massow. Hinter dem Sarge ging der König Friedrich Wilhelm IV., der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, jetzt Prinz von Preußen genannt, sowie die General- und Flügeladjutanten des Hochseligen Monarchen.

Nach Aufstellung des Sarges verweilten der König und der Prinz von Preußen in stiller Andacht. Die General- und Flügeladjutanten hielten die Nacht hindurch Wache bei der Königlichen Leiche. Am folgenden Tage wurde diese den Officieren und höhern Beamten gezeigt.

In dem schwarz ausgeschlagenen Zimmer stand der offene Sarg, er war mit weißem Atlas bekleidet und drinnen lag der todte König. Er hatte die Uniform des ersten Garde-Regiments zu Fuß an, sein Haupt war mit der blauen Soldatenmütze, sein Leib mit dem berühmten „Mantel von Kulm“ bedeckt. Zu jeder Seite des Sarges standen stets 3 Obristen der Berliner Garnison.

Durch eine Königliche Bekanntmachung vom selben Tage wurde die Landestrauer nach der Bestimmung des Trauerreglements vom 7. October 1797 in den ältern, wie in den neuerworbenen Provinzen befohlen, und öffentliche Musiken, Lustbarkeiten und Schauspielvorstellungen während sechszehn Tagen untersagt. Die Räthe der Ministerien, die Präsidenten und Räthe der Landes-Collegien, sowie die ihnen im Range gleichstehenden Civil-Beamten, sollten während der ersten Trauer beflorte Epauletten und Cordons, beflorte Portepee's, Flor um den Arm und schwarze Unterkleider tragen.

Am 10. Juni, Vormittags von 9 bis 12, Nachmittags von 3 bis 7 Uhr fand, da der König in Seiner letztwilligen Verfügung die öffentliche Ausstellung der Leiche verboten hatte, die des Paradesarges statt. Das Publikum wurde durch das Portal vom Lustgarten, der Schloßapotheke zunächst, hineingelassen.

Der Paradesarg war mit schwarzem Sammet überzogen und reich mit Gold gallonirt. Er stand auf einem zwei Stufen hohen Trauergerüst, das mit violettem Sammet bekleidet und mit Gold und Hermelin verbrämt war.

Das Trauergerüſt aber ſtand wieder auf einer mit ſchwarzem Tuch bekleideten Eſtrade. Ueber dem Sarge erhub ſich der mit weißem Atlas ausgeſchlagene Thronhimmel. Am Kopfende des Sarges ſtand der goldene Reichshelm mit ſchwarzen und weißen Federn, vor demſelben lag das orangefarbene große Band des hohen Ordens vom ſchwarzen Adler, dann die Schärpe, dann der Degen (kreuzweis mit der Scheide) des Königs, dann der Kommandoſtab und die goldenen Sporen. An jeder Seite des Sarges ſtanden acht maſſiv-ſilberne Kandelaber, zwiſchen denſelben aber auch Tabourets; rechts: die Königliche Krone von Preußen, der Reichsapfel, das große Reichsſiegel und der Churhut von Brandenburg; links: das Reichsſcepter, das Reichsſchwert, die Kette des hohen Ordens vom ſchwarzen Adler und das Churſchwert von Brandenburg. Am Kopfende des Sarges ſtand der Generaladjutant mit der Reichsfahne, am Fußende ein Flügeladjutant mit dem Trauerheroldsſtabe. An jeder Seite vier Stabsofficiere und in gleicher Entfernung vier Pagen, vier Kammerdiener und vier Leiblakaien.

Am eilften Juni, Morgens 10 Uhr, begannen alle Glocken der Stadt zu läuten, Schlag eilf Uhr ſetzte ſich der Leichenzug nach der Domkirche in Bewegung. Zuerſt die Geiſtlichen Alle aus Berlin, Potsdam, Charlottenburg und Umgegend, zu Zweien voranſchreitend in ſtillem Gebet. Dann folgte des Heldenkönigs militairiſches Ehrengeleit. Von jedem Garderegiment und andern eine Abtheilung, vor ihnen ihre Muſik, die abwechſelnd den Choral: „Was Gott thut, das iſt wohlgethan!“ blies, oder die Trommeln in dumpfen Wirbeln ertönen ließ. Dann folgten die Leib- und Kammerdiener des hochſeligen Herrn, dann die Haus- und Hofbeamten, dann die Pagen, die Leibärzte und die Königl. Kammerherren. Hierauf die Geheimen Staatsminiſter. Der Geheime Staatsminiſter von Rother trug das Chur-Schwert von Brandenburg, der Geh. St.-M. von Ladenberg trug den Churhut von Brandenburg, der Geh. St.-M. von Nagler die Kette des hohen Ordens vom ſchwarzen Adler, der Geh. St.-M. von Rochow das Reichs-Siegel, der Geh. St.- und Kriegsminiſter, General der Inf., von Rauch das Reichsſchwert, der Geh. St.-M. v. Mühler den Reichsapfel, der Geh. St.-M. von Kamptz das Reichsſcepter, der Geh. St.-M. und Oberkammerherr, Fürſt zu Sayn und Wittgenſtein trug die Königl. Krone. Nicht hinter den Staatsminiſtern zogen acht Trauerpferde den Leichenwagen, und als er

aus dem Portal herauskam, da rührten die Truppen, die im Haken aufgestellt waren, das Spiel, und Kriegsmusik grüßte zum letzten Male den Schlachtengewohnten Herrscher.

Die Trauerpferde waren mit acht Sammetdecken, auf die Adler gestickt waren, behängt und wurden von acht Stabsofficieren geführt. Die vier Zipfel des Leichentuches hielten vier Ritter des hohen Ordens vom schwarzen Adler: Die Generale der Infanterie, Graf Lottum, von Jagow, Freiherr von Müffling und der General der Kavallerie von Borstell. Auf dem Leichentuch stand der Sarg und auf demselben Reichshelm, Band des schwarzen Adler-Ordens, Schärpe, Degen, Kommandostab und Sporen. Ueber dem Sarge schwebte ein Baldachin von schwarzem Sammet mit Adlern und Gold gestickt. Die zwölf Tragen, auf denen der Baldachin ruhte, trugen zwölf Generalmajors, die Schnüre hielten der General der Infanterie von Krauseneck und drei Generallieutenants. Hinter dem Leichenwagen trug der Generaladjutant des hochseligen Herrn, der General der Inf. von dem Knesebeck, das große Reichspanier, die beiden andern Generaladjutanten von Thile und von Natzmer schritten rechts und links neben ihm. Dann kamen Se. Majestät der König Friedrich Wilhelm IV. mit der Königin, der Kaiser von Rußland, der König von Hannover, die Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin, die Prinzessin Friedrich der Niederlande, die Prinzessin von Preußen, die Prinzessinnen Carl und Albrecht mit ihren Töchtern, die Prinzessinnen Louise und Charlotte, der Prinz von Preußen und Prinz Carl mit ihren Söhnen, den Prinzen Friedrich Wilhelm und Friedrich Carl, die Prinzessin Maria Anna (Wilhelm) mit ihrer Tochter, der Prinzessin Maria, die Herzogin Louise von Mecklenburg und der Prinz Albrecht von Preußen, der Großherzog und der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Schwerin, der Prinz Friedrich der Niederlande, der Prinz Wilhelm von Preußen mit seinen Söhnen, den Prinzen Adalbert und Waldemar, der Prinz August von Preußen, der Prinz Friedrich von Preußen, der Erbgroßherzog von Mecklenburg-Strelitz, der Prinz August von Württemberg, der Prinz Georg von Hessen. Dann folgten die Deputationen der Landstände, der Regierungen, Universitäten u. s. w. Den Zug schlossen Abtheilungen der Garde-Jäger, Garde-Schützen, Garde-Pioniers und der Garde-Artillerie. Zwölf Obristen der Garde trugen den Sarg in die

Domkirche, nachdem ihn 12 Unterofficiere vom Leichenwagen gehoben, und
tzte ihn auf eine Estrade vor dem Altar nieder. Unter Orgelbegleitung
urde das Lied: „Jesus, meine Zuversicht" gesungen, der Oberhofprediger
hrenberg hielt die Trauerrede und sprach den Segen, dann donnerten die
eschütze den letzten Ehrengruß und die Garde-Infanterie gab die Ehrensalven
b. Danach verrichteten der König und sein ganzes Haus und Alle, die ihm
nverwandt und zugethan waren, knieend noch ein stilles Gebet und kehrten
nn um, tiefste Trauer im Herzen.

In der Nacht vom 11—12. Juni wurde der Sarg in stillem, feierlichem
uge nach dem Mausoleum in Charlottenburg gebracht, dort ruht unser hoch-
liger Herr an der Seite seiner hohen Gemahlin, unserer unvergeßlichen
önigin Louise. —

Die allgemeine Landestrauer wurde als eine heilige, liebe Pflicht be-
achtet, man sah fast überall nichts als schwarze Kleider. Jeder brachte
uf diese Art dem hingeschiedenen Landesvater das letzte Opfer der Liebe.
us vielen Städten gingen Abgeordnete nach Berlin, um dem Könige Bei-
eid zu bezeigen und zu Seiner Regierung Segen zu wünschen. Bald darauf
urde durch den Oberpräsidenten den Magistraten bekannt gemacht, daß der
önig solche Abordnungen nicht wünsche.

Von allen europäischen Höfen kamen Abgeordnete nach Berlin, um zum
ntritt der Regierung Glück zu wünschen.

Im Auftrage des Kaisers von Oesterreich langte der Erzherzog Al-
recht zu gleichem Zwecke in Potsdam an, und besuchte die Ruhestätte des
ewigten Monarchen.

Die Staatszeitung vom 19. Juni brachte nachstehende, höchst merk-
würdige Verfügung des Königs an das Staatsministerium:

„Ich befehle, zwei kostbare Documente der Oeffentlichkeit zu über-
„geben, welche Mir nach dem Willen Meines in Gott ruhenden
„Königlichen Vaters und Herrn am Tage Seines Heimgangs einge-
„händigt worden, wovon das eine bezeichnet ist:

„Mein letzter Wille," das andere

„Auf Dich Meinen lieben Fritz u. s. w."

„anfängt, und welche beide von Seiner eigenen Hand geschrieben und
„vom 1. December 1827 datirt sind."

„Der Heldenkönig aus unſerer großen Zeit iſt geſchieden und zu „Seiner Ruhe, an der Seite der Heißbeweinten und Unvergeßlichen „eingegangen. Ich bitte Gott, den Lenker der Herzen, daß er die „Liebe des Volks, die Friedrich Wilhelm III. in den Tagen der „Gefahr getragen, Ihm Sein Alter erheitert und die Bitterkeit des „Todes verſüßt hat, auf Mich, Seinen Sohn und Nachfolger, über„gehen laſſe, der Ich mit Gott entſchloſſen bin, in den Wegen des „Vaters zu wandeln. Mein Volk bete mit Mir um Erhaltung des „ſegenreichen Friedens, des theuern Kleinods, das Er uns im Schweiße „Seines Angeſichts errungen und mit treuen Vaterhänden gepflegt „hat; das weiß Ich — ſollte dieſes Kleinod je gefährdet werden, „was Gott verhüte — ſo erhebt ſich Mein Volk wie Ein Mann auf „Meinen Ruf, wie Sein Volk ſich auf Seinen Ruf erhob."

„Solch ein Volk iſt es werth und fähig, Königliche Worte zu „vernehmen, wie die, welche hier folgen, und wird einſehen, daß Ich „den Anfang Meines Regiments durch keinen ſchöneren Act, als die „Veröffentlichung derſelben, bezeichnen kann."

„Sansſouci, den 12. Juni 1840.

Friedrich Wilhelm."

Die Beilagen lauten ſo:

## „Mein letzter Wille."

„Meine Zeit mit Unruhe, Meine Hoffnung in Gott!"
„An Deinem Segen, Herr, iſt Alles gelegen!"
„Verleihe ihn Mir auch jetzt zu dieſem Geſchäfte."

„Wenn dieſer Mein letzter Wille Meinen innigſt geliebten Kindern, „Meiner theuern Auguſte und übrigen lieben Angehörigen zu Geſicht „kommen wird, bin Ich nicht mehr unter ihnen, und gehöre zu den „Abgeſchiedenen. Mögen ſie dann bei dem Anblick der ihnen wohl„bekannten Inſchrift: — Gedenke der Abgeſchiedenen! — auch Meiner „liebevoll gedenken!"

„Gott wolle Mir ein barmherziger und gnädiger Richter ſein, „und Meinen Geiſt aufnehmen, den Ich in ſeine Hände befehle. Ja,

„Vater, in Deine Hände befehle Ich Meinen Geist! In einem Jen„seits wirst Du uns Alle wieder vereinen, möchtest Du uns dessen in „Deiner Gnade würdig finden, um Christi, Deines lieben Sohnes, „unsers Heilandes, willen. Amen."

„Schwere und harte Prüfungen habe Ich nach Gottes weisem „Rathschlusse zu bestehen gehabt, sowohl in Meinen persönlichen Ver„hältnissen (insbesondere, als Er Mir vor siebenzehn Jahren das „entriß, das Mir das Liebste und Theuerste war), als durch die Er„eignisse, die Mein geliebtes Vaterland so schwer trafen. Dagegen „aber hat Mich Gott, ewiger Dank sei Ihm dafür, auch herrliche, „frohe und wohlthuende Ereignisse erleben lassen. Unter die ersten „rechne Ich vor allen die glorreich beendeten Kämpfe in den Jahren „1813, 14 und 15, denen das Vaterland seine Restauration verdankt. „Unter die letztern, die frohen und wohlthuenden aber, rechne Ich „insbesondere die herzliche Liebe und Anhänglichkeit und das Wohl„gelingen Meiner Kinder, sowie die besondere, unerwartete Schickung „Gottes, Mir noch in Meinem fünften Decennium eine Lebensge„fährtin zugeführt zu haben, die Ich als ein Muster treuer und zärt„licher Anhänglichkeit öffentlich anzuerkennen Mich für verpflichtet „halte."

„Meinen wahren, aufrichtigen letzten Dank Allen, die dem Staate „und Mir mit Einsicht und Treue gedient haben."

„Meinen wahren, aufrichtigen und letzten Dank Allen, die mit „Liebe, Treue und durch ihre persönliche Anhänglichkeit Mir ergeben „waren."

„Ich vergebe allen Meinen Feinden, auch denen, die durch hä„mische Reden, Schriften oder durch absichtlich verunstaltete Dar„stellungen das Vertrauen Meines Volkes, Meines größten Schatzes „(doch Gottlob nur selten mit Erfolg), Mir zu entziehen bestrebt ge„wesen sind."

„Berlin, den 1. December 1827.

Friedrich Wilhelm."

„Auf Dich, Meinen lieben Fritz, geht die Bürde der Regierungs-
„geschäfte mit der ganzen Schwere ihrer Verantwortlichkeit über.
„Durch die Stellung, die Ich Dir in Beziehung auf diese angewiesen
„hatte, bist Du mehr als mancher andere Thronfolger darauf vorbe-
„reitet worden. An Dir ist es nun, Meine gerechten Hoffnungen und
„die Erwartungen des Vaterlandes zu erfüllen — wenigstens danach
„zu streben. Deine Grundsätze und Gesinnungen sind Mir Bürge,
„daß Du ein Vater Deiner Unterthanen sein wirst."

„Hüte Dich jedoch vor der so allgemein um sich greifenden Neue-
„rungssucht; hüte Dich vor unpraktischen Theorien, deren so unzählige
„jetzt im Umschwunge sind; hüte Dich aber zugleich vor einer fast
„eben so schädlichen, zu weit getriebenen Vorliebe für das Alte, denn
„nur dann, wenn Du diese beiden Klippen zu vermeiden verstehst, nur
„dann sind wahrhaft nützliche Verbesserungen gerathen."

„Die Armee ist jetzt in einem seltenen guten Zustande; sie hat
„seit ihrer Reorganisation Meine Erwartungen wie im Kriege, so auch
„im Frieden erfüllt. Möge sie stets ihre hohe Bestimmung vor Augen
„haben, möge aber auch das Vaterland nimmer vergessen, was es ihr
„schuldig ist."

„Versäume nicht, die Eintracht unter den europäischen Mächten,
„soviel in Deinen Kräften steht, zu befördern, vor allen aber mögen
„Preußen, Rußland und Oesterreich sich nie von einander trennen; ihr
„Zusammenhalten ist als der Schlußstein der großen europäischen
„Allianz zu betrachten."

„Meine innigst geliebten Kinder berechtigen Mich alle zu der Er-
„wartung, daß ihr stetes Streben dahin gerichtet sein wird, sich durch
„einen nützlichen, thätigen, sittlich reinen und gottesfürchtigen Wandel
„auszuzeichnen; denn nur dieser bringt Segen, und noch in Meinen
„letzten Stunden soll dieser Gedanke Mir Trost gewähren."

„Gott behüte und beschütze das theure Vaterland!"

„Gott behüte und beschütze Unser Haus, jetzt und immerdar!"

„Er segne Dich, Mein lieber Sohn, und Deine Regierung

„und verleihe Dir Kraft und Einsicht dazu, und gebe Dir gewissen-
„hafte, treue Räthe und Diener, und gehorsame Unterthanen.
„Amen."

„Berlin, den 1. December 1827.

Friedrich Wilhelm."

---

Mit inniger Theilnahme wurden diese Schriften von dem Volke im ganzen Lande aufgenommen, und vielfach der Gegenstand typographischen und sonst künstlerischen Wetteifers.

Nach einer ausdrücklichen Bestimmung des verstorbenen Monarchen ging der Stern des schwarzen Adlerordens, dessen Insignien nach dem Tode eines Königs von Preußen in der Kunstkammer niedergelegt zu werden pflegen, auf den neuen Fürsten über. Als Friedrich Wilhelm IV. jenen Stern zum Erstenmale anlegen wollte, bemerkte Er auf dessen Rückseite eine kleine goldene Kapsel, in welcher sich ein wohl getroffenes Miniaturbild der Königin Louise befand, welches also der Hingeschiedene ein halbes Jahrhundert nicht nur im Herzen, sondern auch auf dem Herzen getragen hatte!

# Schluß.

Wir glauben unſer Buch nicht beſſer ſchließen zu können, als mit den naiven Verſen einer Reimchronik aus dem vorigen Jahrhundert, die alſo lauten:

So haben wir denn dieſes Werk vollbracht
Und wünſchten, wir hätten es beſſer gemacht;
Gleichwie aber König Salomon ſpricht:
Stets Wein, ſtets Waſſer, das tauget nicht,
Sondern vielmehr bisweilen Wein,
Bisweilen Waſſer, thut heilſam ſein!
So bitten wir, lieber Leſer, mit Gunſt,
Fürlieb zu nehmen mit unſerer Kunſt;
Wünſchen gut Wetter und Regiment,
Und fröhlich zu bleiben bis an's End'!

Druck von G. Bernſtein in Berlin, Mauerſtraße Nr. 53.

# Vor Jena.

## Roman.

Nach den Aufzeichnungen eines Königl. Offiziers vom Regiment Gensd'armes.

Von

George Heſekiel.

Erſter Band.

Berlin, 1859.
Ferdinand Schneider.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

## Erſtes Capitel.

---

# Kinderball bei Maſſow.

„Vor dem bunten Schwarme flieht
Die Melancholei;
Und aus fernen Ländern zieht
Uns die Luſt herbei.“

(Goethe.)

Die Neugierde iſt ſtärker als die Kälte, denn ſie feſſelt da eben Hunderte von Menſchen und läßt ſie frierend vor jenem hellerleuchteten Flurgange ſtehen, vor dem eine elegante Equipage nach der andern anfährt und dann ihrer Inſaſſen entledigt weiter rollt. Die neue, eben erſt eingeführte Straßenerleuchtung, die von den ältern Berlinern noch immer wie eine Art von Zauberwerk angeſtaunt wird, macht es der neugierigen Verſammlung auf der Straße möglich, die ſaubern und zum Theil ſehr geſchmackvollen

Costumes einer Menge von hübschen Kindern zu bewundern, welche, von Eltern, Hofmeistern und Gouvernanten begleitet, vor dem Hause Nr. 7 unter den Linden in Berlin aussteigen.

Unter den Linden Nr. 7 wohnte der Hofmarschall Sr. Majestät des Königs, sowie auch Intendant der Königlichen Schlösser und Gärten, der hochgeachtete Herr Valentin von Massow, der mit einer Tochter des Etatsministers Grafen Blumenthal in gesegneter Ehe lebte.

Heute waren die Räume, welche der Hofmarschall bewohnte, glänzend erleuchtet und festlich geschmückt; dieselben begannen sich schon zu füllen, denn etwas früher als gewöhnlich waren denn doch die meisten der geladenen Gäste heute erschienen, da das Fest, was man heute hier feiern wollte, ein Fest für Kinder war, ein Kinderball.

In fast allen Häusern der höhern Gesellschaft Berlins, in welchen Kinder waren, hatte man seit langer Zeit schon diesen Tag sehnsüchtig herbeigewünscht, und in den letzten Wochen war fast von nichts anderm mehr die Rede gewesen, als von dem Kinderball bei Massow's.

Die Gesellschaft gewährte damals einen höchst lebendigen und anmuthigen Anblick, denn nicht die Uniformen der Officiere allein waren verschiedenfarbig, sondern auch die Gesellschaftsanzüge der Nichtmilitairs ließen dem Geschmack des Einzelnen in Bezug auf Wahl und Zusammenstellung der Farben den weitesten Spielraum.

Da sah man neben den Officieren von den Regimentern der Berliner Garnison Officiere von andern Truppentheilen, die mit den weitverzweigten Familien der Massow und der Blumenthal versippt waren; da zeigten sich die Mitglieder des diplomatischen Corps mit ihren Damen in fremden Farben und höchstem Putz; vor allen aber waren es wie billig die Hauptpersonen des Kinderballes, die Kinder selbst, welche die Hauptaufmerksamkeit in Anspruch nahmen, zunächst wohl durch die Costumes, in die sie gekleidet waren, dann aber durch die der Jugend so wohl anstehende frische Fröhlichkeit, durch den jugendlichen Uebermuth und die naive Plauderei, in welcher sie ihr Entzücken über das Fest und die großen Rollen, die sie selbst dabei spielten, kund gaben.

In einer Fensternische des kleinern Salons, den

alle Eintretenden passiren mußten, um in den eigentlichen Ballsaal zu gelangen, lehnte bequem, aber doch anmuthig an den Pfeiler gestützt, ein junger Officier. Er ist von dem berühmten Regiment Königl. Gens-d'armes Nr. 10, seinem schlanken, aber starkgebauten Körper steht der auf der Brust reich mit Gold gestickte rothe Galla-Frack mit blauen Kragen und Aufschlägen sehr wohl, die weißen Unterkleider sitzen wie angegossen an den wohlgeformten Gliedern, und das weißgepuderte Haar, das hinten in den vorschriftsmäßigen Zopf zusammengedreht ist, läßt durch den Gegensatz den Glanz der braunen Augen um so feuriger erscheinen und mildert zugleich etwas die gesunde Röthe, mit welcher die kräftigen und beinahe schönen Gesichtszüge des Lieutenants angeflogen sind. Das ist mal so Einer von den jungen Männern, deren Gesicht ein offener Empfehlungsbrief ist, den die ältern Damen freundlich anblicken und dabei sagen: wie glücklich ist die Mutter, die solch' einen Sohn hat; vor dem die jungen Mädchen die Augen erröthend niederschlagen, weil er dem Bilde gar zu ähnlich sieht, von dem sie in stillen Stunden geträumt; den die ältern Männer schätzen, weil sie viel von ihm

erwarten; dem endlich die Altersgenoſſen und Kameraden trotz alledem nicht gram ſind, weil ſie ihn nicht zu beurtheilen vermögen und ihn wegen ſeiner Harmloſigkeit für viel unbedeutender halten als er iſt und ihn niemals als Nebenbuhler fürchten.

Der Lieutenant Hans Dinnies von Leiſt, einem der älteſten Adelsgeſchlechter der Monarchie entſproſſen, das aber vorzugsweiſe auf dem Schlachtfelde dem Könige gedient und der Armee fünfzehn bis zwanzig Generale gegeben, war dem Beiſpiele ſeiner Väter gefolgt, er war in das berühmte Regiment Gensd'armes getreten, und wenn er bis jetzt auch noch nicht Gelegenheit gehabt hatte, ſeiner edeln Väter ſchlachten freudigen Heldenmuth ſelbſt zu bethätigen, ſo hatte er ſich doch auf alle Weiſe dazu gerüſtet und vorbereitet. Der Lieutenant von Leiſt galt für einen tüchtigen Officier, er war unbeſtritten der beſte Reiter im Regiment, er führte die Klinge mit Meiſterſchaft und zeigte jene Aufmerkſamkeit für das Detail des Garniſondienſtes, welche bei jungen Leuten ſeiner Art mit Recht als Beweis für den Ernſt gilt, mit welchem ſie ihren Beruf erfaßt haben. Bis vor einiger Zeit hatte Herr von Leiſt auch zu

den luſtigſten Kameraden im luſtigen Regiment Gens-d'armes gehört, das war ſeit einigen Wochen etwas anders geworden; zwar fürchtete ſich der junge Officier immer noch nicht vor einem nächtlichen Gelage bei Dallach und ſcheute ſich nicht vor der Pontacflaſche, Pontac war ja vorzugsweiſe der Wein, den die Officiere vom Regiment Gensd'armes „begünſtigten", wie ſie ſich ausdrückten, aber er war doch merklich ſtiller geworden und ſuchte zuweilen die Einſamkeit; unbeſtritten aber iſt es ein Zeichen, daß der deutſche Menſch verliebt iſt, wenn er die Einſamkeit ſucht und bei der Flaſche merklich ſtiller iſt als vordem. Zeigt ſich dabei gar Neigung, Geſundheiten auf Perſonen weiblichen Geſchlechts auszubringen, welche nur durch Vornamen bezeichnet werden, und Initialen mit der Degenſpitze in den Sand zu zeichnen, dann iſt der Zuſtand wirklich bedenklich.

In dieſem Zuſtande aber befand ſich der junge Officier, der ſo anmuthig dort am Fenſter lehnt. Man konnte annehmen, daß der Lieutenant von Leiſt in dem kleinen Salon Poſten genommen, lediglich um die Ankommenden bequemer muſtern und betrachten zu können; wer ihn aber einigermaßen aufmerkſam be-

trachtete, der mußte alsbald auf andere Gedanken gerathen. Mit gespannter Aufmerksamkeit schaute der junge Officier aus, sobald sich die Thür öffnete, aber jedesmal wendete sich sein Blick enttäuscht und unbefriedigt ab von den Eintretenden, er war also durchaus nicht neugierig, die Ankommenden zu sehen, sondern er erwartete eine bestimmte Person, und zwar mit ziemlicher Ungeduld. Er fühlte sich darum auch beinahe unangenehm berührt, als plötzlich zwei Herren aus dem Nebenzimmer traten und mit raschen Schritten in seiner Richtung avancirten. Er erkannte in dem Einen der Näherkommenden einen Kammerherrn von Redow, der als Secretair bei verschiedenen Gesandtschaften fungirt hatte und gegenwärtig unter Graf Haugwitz in den auswärtigen Angelegenheiten arbeitete, der Andere war dem Lieutenant fremd.

„Erlauben sie, Herr von Leist," redete der Kammerherr den Lieutenant an, „daß ich ihnen meinen Vetter, den Grafen Marcolini, Attaché bei der Churfächsischen Reichstags-Gesandtschaft, vorstelle! Lieber Cousin, Herr von Leist, Lieutenant im Regiment Gensd'armes!"

Die Herren verneigten sich höflich gegeneinander

und wechselten einige artige Worte in französischer Sprache, die damals noch fast ganz ausschließlich den höhern Ständen zur Conversation diente.

„Graf Marcolini," fuhr der Kammerherr von Redow fort, auf dessen feines aber wüstes Gesicht Leben und Leidenschaft schon tiefe Furchen gezogen, obwohl derselbe wenig über dreißig Jahr alt war, „ist vorgestern erst hier angekommen und demnach noch völlig grün in der Berliner Gesellschaft; ich bitte sie, lieber Herr von Leist, nehmen sie sich seiner ein wenig an, machen sie ihn bekannt mit den Sternen erster, zweiter und dritter Größe unserer kleinen Welt, denn sie wissen, wie wenig ich dazu tauge, ich, der ich selbst beinahe fremd in diesen Kreisen bin!"

„Sie sind etwas fremd darin geworden, Herr von Redow," sagte der Lieutenant aufrichtig, „ohne Zweifel, weil es ihnen so beliebt, ich erinnere mich aber sehr gut, daß sie zu den bevorzugtesten Erscheinungen in diesen Kreisen gehörten, noch vor etwa zwei Jahren, ehe sie nach Dresden gingen."

Der Kammerherr ließ den halb traurigen, halb gleichgültigen Blick seiner schönen, dunkelblauen Augen, mit welchem er sonst den Leuten, mit denen er sprach,

unverwandt ins Geſicht zu ſtarren pflegte, eine Secunde lang mit lebhaftem Ausdruck auf dem jungen Officier ruhen, dann ſagte er ſchleppend beinahe: „Ja damals, ſie haben recht, damals, aber es hat ſich Vieles geändert ſeitdem!“

Die Stimme des Kammerherrn klang ein wenig heiſer, ſie bildete einen ſcharfen Gegenſatz ſowohl zu den hohen Kehltönen, in welchen Graf Marcolini ſprach, als zu der friſchen ſonoren Sprache des Lieutenants von Leiſt.

Gefällig erzählte der junge Officier dem ſächſiſchen Attaché von den Perſonen, welche vorübergingen, machte ihn auf einige Damen aufmerkſam und fand Gefallen an der pikanten und lebhaften Weiſe, in welcher Graf Marcolini ſeine Bemerkungen ausſprach. Herrn von Leiſt behagte vielleicht der kleine, hagere, gelbliche und ſchwärzliche Italiener mit den funkelnden Augen, in reicher Kleidung darum ſo gut, weil er den vollſten Contraſt bildete zu dem Kammerherrn von Redow, der, in dunkle Farben gekleidet, traurig und gleichgültig vor ſich hin blickte.

Der Lieutenant von Leiſt konnte dieſen Herrn von Redow nicht leiden; er ging ihm gern aus dem

Wege, indeß gab es einen Ort in Berlin, wo er ihn noch ganz beſonders ungern ſah, aber er war nicht durch die gute Lebensart allein genöthigt, den Kammerherrn zu ertragen, ja, ihm ſo viel Freundlichkeit zu erzeigen, als er irgend im Stande war.

„Ah!“ rief Graf Marcolini erſtaunt.

Eine Schaar kleiner, ganz allerliebſter Gärtnerinnen, mit Blumen geſchmückt, kleine bebänderte Harken und Gießkannen tragend und von einem eben ſo lilliputaniſchen Gärtner geführt, trippelten durch den Salon.

„Der kleine Gärtner,“ erklärte der Lieutenant, „iſt der Sohn des Herrn Etats- und Juſtizminiſters von der Reck, die allerliebſten Gärtnerinnen ſind die Comteſſen Reuß und die Töchter des Miniſters von Buchholz. Die Bäuerinnen dort gefallen ihnen vielleicht noch beſſer, ſie ſind ſchon größer, es ſind die Töchter des Königlich däniſchen Herrn Envoyé's Grafen Baudiſſin!“

„Und dieſer Jäger und die lieblichen Jägerinnen?“ fragte Graf Marcolini, der eine große Empfänglichkeit für dies anmuthige Schauſpiel zeigte.

„Die Vorderſte iſt ein Fräulein von der Mar-

witz," entgegnete der Lieutenant gefällig, „diese schönen Blondinen sind die Comtessen Henkel von Donnersmark; der kleine russische Courier, der hier kommt, das ist eine Tochter des Kaiserlich russischen Herrn Gesandten von Alopäus; die russische Kaiserliche Legation ist überhaupt stark vertreten, der kugelrunde Bacchus da ist ein Sohn des Herrn von Löwenstern. Aber sehen Sie, in welch ein sonderbares Costume hat man da die kleine hübsche Comtesse Kaiserlingk gesteckt, ihr Cavalier ist ein Sohn des Grafen Haugwitz."

„Die Tracht ist morlachisch," bemerkte Graf Marcolini, „das kleine Pärchen ist allerliebst, aber was ist das? welch ein intelligentes hübsches Gesicht?"

Zwei kleine Matrosen in blauen runden Jacken und weißen Beinkleidern traten in den Salon; der ältere Knabe, der den breitkrämpigen, bebänderten Hut abgenommen hatte und mit großen glänzenden Augen ausschaute, hielt den Jüngern, der etwas schüchtern auftrat, fest an der Hand und zog ihn vorwärts, der Hofmarschall von Massow selbst, dessen Gemahlin und mehrere Herren und Damen folgten diesen beiden Knaben.

Mit ächt preußiſchem Stolz hörte Herr von Leiſt eine Weile die Ausdrücke der Bewunderung, mit denen Graf Marcolini die kleinen Matroſen feierte, dann ſagte er: „Ich danke ihnen, Herr Graf, Sie haben den Adler erkannt unter dem andern Geflügel, die kleinen Matroſen ſind S. K. H. der Kronprinz von Preußen und Prinz Wilhelm,*) ſein Bruder!“

Jetzt begann es von Kindern zu wimmeln in den Salons; da erſchienen die Söhne**) des Erbprinzen von Oranien in holländiſcher Nationaltracht, die Prinzen Wilhelm***) und Ferdinand Radziwill in indiſcher Kleidung, von Diamanten und edlen Steinen funkelnd; ein junger Graf Arnim und ſeine Schweſter waren ſehr ergötzlich als Larifari und Jungfer Salome aus der Donaunymphe coſtumirt, und allgemeinen Jubel erregte ein kleiner Apollo, der

*) Nachmals Se. Majeſtät König Friedrich Wilhelm IV. und Se. K. Hoh. der Prinz von Preußen.

**) Nachmals König Wilhelm II., geſtorben 1849, und Prinz Friedrich der Niederlande.

***) Gegenwärtig der General der Infanterie Fürſt Wilhelm Radziwill, geb. 1797, Sohn des Fürſten Anton Radziwill und der Prinzeſſin Louiſe von Preußen, Schweſter des Prinzen Louis Ferdinand, der bei Saalfeld fiel.

Sohn des Grafen Spiridion Lusi. *) Außerdem wimmelte es überall von allerliebsten kleinen Nönnchen und Genien, Harlekins und Harlekinetten, Mönchen, Prälaten, Schornsteinfegern und Bauern. Es war wirklich ein zauberhafter Anblick, dieses kleine glückliche lilliputanische Treiben zu sehen, welches sich allgemach in dem größeren Saal concentrirte, während die übrigen Räume den erwachsenen Gästen überlassen wurden.

Die drei Herren, welche anfänglich zusammen in der Fensternische gestanden, waren nach und nach, unwillkürlich von dem Interesse, das sie an den lieblichen Kindererscheinungen gefunden, fortgezogen, immer mehr vorwärts getreten, und Lieutenant von Leist und Graf Marcolini standen schon an der Thür des

*) Graf Spiridion Lusi, ein vornehmer Inselgrieche von Cephalonia, wo das Stammhaus seines alten Geschlechts noch jetzt liegt, kam unter dem großen Friedrich nach Preußen, zeichnete sich im Dienst aus und erhielt 1772 eine preußische Anerkennung seines Grafenstandes und starb 1815 als Generallieutenant und Staatsminister. Sein Sohn, der hier gemeint ist, war Graf Friedrich Wilhelm Ludwig August, geb. 1792, der längere Zeit preußischer Gesandter in Griechenland war und 1847 starb.

Saales, als sie erst bemerkten, daß sich Herr von Redow von ihnen getrennt hatte. Rasch und leise tauschten die beiden jungen Männer ihre Bemerkungen über das hübsche Schauspiel, das sie vor sich sahen, als plötzlich eine Bewegung hinter ihnen entstand; der junge Offizier zog seinen Gefährten an der Hand zurück, Herr von Massow schritt voran, dicht hinter ihnen folgte in voller Uniform König Friedrich Wilhelm von Preußen; der junge Fürst sah milder und weniger ernst aus als gewöhnlich, er sprach in seiner kurzen Weise, aber sichtlich sehr gnädig mit Frau von Massow, welche ihm zur Linken ging; auf seiner Rechten war die Königin Louise einen Schritt zurückgeblieben, die edle Königin neigte sich mit unbeschreiblicher Anmuth zu dem jungen Fräulein von Massow, das Savoyarden-Costume trug, und zu dem dritten Sohne des Hofmarschalls*), einem achtjährigen Knaben, der unter seiner großen Allongen-Perrücke die komische Gravität eines gelehrten Doktors sehr glücklich darstellte.

---

*) Wahrscheinlich der gegenwärtige Minister des Königl. Hauses, Wirkl. Geheimrath von Massow.

Als das schöne Königliche Paar in den Saal getreten war, begann sofort die Ballmusik, es bildeten sich rasch Quadrillen, und in anmuthigen Wendungen bewegte sich das ganze Kinderreich um den ernsten Königlichen Herrn, der mild niederschaute auf das bunte Treiben, und die wunderschöne Königliche Frau, die im einfachen schlichten weißen Kleide ohne allen Schmuck, aber mit ächten und wahrhaft seligen Mutteraugen in die wimmelnde Kinderschaar blickte und dann doch immer ihre eigenen Söhne wieder suchte.

Quadrillen, pas de deux, pas de trois wechselten unaufhörlich, die Kinder liefen in ihrer Glückseligkeit vom Tanz zu den Eltern und von den Eltern zum Tanz; Störung gab es nirgend, die Kinder wurden früh daran gewöhnt, sich manierlich und bescheiden in Gegenwart Erwachsener zu benehmen. Man konnte der häuslichen Erziehung im Schooße der Familie mehr zutrauen, als der Pensionsanstalt.

Gärtner und Gärtnerinnen präsentirten der Königin einen riesigen Blumenkorb. Da regte sich plötzlich die Blume, die duftige Decke hob sich und ein kleiner Amor mit rosenrothem Flügelpaar und einen goldnen Pfeil in der Hand stand auf unter der

Blume. Das war der jüngste vierjährige Sohn des Hofmarschalls von Massow.

Ihre beiden Söhne an der Hand führend wandelte die schöne Königin durch die Räume, bald Den, bald Jenen mit huldgnädigem Wort beglückend; so blieb sie auch vor dem jungen Lieutenant vom Regiment Gensd'armes stehen und sagte huldvoll, sich erinnernd, daß Herr von Leist sich auf den Hofbällen stets als einen gewandten Tänzer gezeigt, mit ihrer reinen, vollklingenden Stimme: „Ich glaube, hier können wir noch etwas lernen, wir haben unsere Quadrillen nicht besser gemacht!" Prinz Wilhelm musterte aufmerksam die goldgestickte Uniform des Lieutenants, als dieser antwortete, der Kronprinz aber fragte rasch: „Darf ich um ihren Namen bitten?"

„Von Leist, Euer Königlichen Hoheit zu dienen!" antwortete der Lieutenant.

„Ich danke ihnen, Herr von Leist," entgegnete der Kronprinz freundlich, „sie sind aus einer tapfern Familie, viele Generale heißen so, Sie werden auch General werden!"

„Ich will auch General werden!“ sagte Prinz Wilhelm ernsthaft.

„Wir wollen froh sein, Wilhelm, wenn Papa uns zu Officiers macht!“ entgegnete der ältere Bruder lebhaft.

„Nehmen sie die Worte des Kronprinzen als eine gute Vorbedeutung, Herr von Leist!“ sprach die Königin, mit hinreißender Freundlichkeit lächelnd, und blickte mit so schönem Mutterstolze auf ihre beiden Söhne nieder, daß der junge Officier meinte, er habe sein Lebtag noch niemals etwas so Liebreizendes gesehen und werde auch nie wieder etwas Aehnliches schauen.

Huldvoll grüßend wandelte die edelschöne Königin dahin, und der Lieutenant blickte ihr nach mit funkelnden Augen, das Herz glühend in überwallender Begeisterung. Jetzt hatte er ganz vergessen, daß er im vordern Salon sich auf Posten gestellt, daß er die Absicht gehabt, dort bis zur Ankunft einer Dame zu harren, auf deren Erscheinen er zuversichtlich gerechnet, deren Nichtkommen ihn mit tiefem Unmuth erfüllt, jetzt hatte er Alles vergessen, sein Antlitz

strahlte, denn Sie hatte ihn angeredet, Sie, die angebetete Königin!

Das Entzücken des jungen Officiers entging Niemandem, aber es war da Keiner, der es nicht ganz natürlich gefunden hätte, denn entweder hatte man gesehen, daß die Königin mit ihm gesprochen, oder man errieth es auf der Stelle.

Auch der sächsische Diplomat, Graf Marcolini, war tief getroffen von der unwiderstehlichen Anmuth der Königin. „O, wenn sie nicht Königin wäre!" flüsterte er aufrichtig und sehnsüchtig zugleich vor sich hin.

Der Graf hatte leise gesprochen, doch nicht so leise, daß ihn nicht Herr von Leist verstanden hätte; der junge Officier fühlte sich von den Worten Marcolini's unangenehm berührt, er blickte ihn mißbilligend an, denn es mißfiel ihm, daß der sich unterstanden, mit dem Tone des Begehrens von seiner Königin zu sprechen, er suchte einen Augenblick nach Worten, dann sprach er sehr gemessen: „Wenn Sie nicht Königin wäre, Herr Graf, das wäre ein Fehler, Sie ist gar nicht anders denkbar, denn als Königin!"

Der Graf blickte den Lieutenant etwas verwun-

dert an, er hörte einen Vorwurf herausklingen aus dessen Rede, aber einen Vorwurf, den er nicht verstand; der Fremde konnte keine Ahnung haben von der feurigen Begeisterung, mit welcher der junge Adel Preußens der Königin Louise huldigte und ihr diente.

Während die Königin auf der einen, war der König auf der andern Seite durch den Saal gewandelt, das Königliche Paar fand sich wieder zusammen, der Kronprinz und Prinz Wilhelm hatten aber längst wieder der holden Mutter Hand verlassen und sich auf's Neue in das bunte Gewimmel der tanzenden Kinder gemischt.

„Sehr artig," sagte Friedrich Wilhelm, seiner Gemahlin den Arm bietend, „wirklich, lieber Maffow," wendete er sich an seinen Hofmarschall, der auf der andern Seite in seiner Nähe stand, „ganz charmant das gemacht, Kinder sehr geschmackvoll, sehr hübsch die Costumes, gefällt mir Alles, nur die drei Kinder nicht, dort, welche die Tugend, die Liebe und die Hoffnung vorstellen sollen, unpassend das, schickt sich nicht; will aber nicht wissen, wessen Kinder das sind, ist vielleicht ein braver Mann, der mal einen unpas-

senden Gedanken gehabt hat, kann Jedem passiren, konnte mir aber ein Vorurtheil einflößen!"

Die Königin betrachtete von weitem die drei Kinder, die allerdings sehr hübsch angekleidet waren, aber in der That etwas unpassende Allegorien darstellten. Niemand war darauf gefallen, diese Allegorien auf einem Kinderballe unpassend zu finden, Friedrich Wilhelm aber hatte ein sehr feines Gefühl für das, was sich ziemte. Da der Hofmarschall sah, daß die Königin neugierig war, zu erfahren, wessen Kinder die Allegorien, so trat er einen Schritt zur Seite, folgte ihr dann und flüsterte: „Es sind die Kinder des Kaiserlich russischen Collegienrathes von Kotzebue."

Während der König einen Papageno und eine Pagagena, die Kinder des Obristen von Reitzenstein*), belobte, sagte die Königin zu dem Hofmarschall: „Sehen sie, wie der König wieder ganz das Richtige getroffen, ich begreife nicht, wie Herr von Kotzebue, der doch für so geistreich gilt und wirklich so sehr

---

*) Nachmals Chef des Kürassierregiments Nr. 7, starb 1823 als pensionirter General.

geschickt ist, auf einen so unpassenden Einfall hat kommen können."

Gleich darauf wurde das Königliche Paar von einer Schaar von Haremsschönheiten, Weibern, Odalisken und Töchtern des Großsultans, umringt, welche eine Ronde tanzten; es waren das die Töchter des niederländischen Gesandten Grafen Rheede, des schwedischen Gesandten Baron von Engeström und mehrerer anderer Mitglieder des diplomatischen Corps.

Der Lieutenant von Leist hatte sich, bald nachdem ihn die Königin verlassen, aus dem Saale zurückgezogen; er wollte seine Glückseligkeit eigentlich für sich genießen, dazu aber ließ ihn der Graf Marcolini nicht kommen, der völlig fremd in der Gesellschaft war und viel mehr Gefallen an dem jungen frischen Offizier fand, wie an seinem trüben Cousin, dem Kammerherrn von Redow, der übrigens schon seit längerer Zeit unsichtbar geworden war.

„Ich falle ihnen lästig, lieber Herr von Leist," sagte Graf Marcolini aufrichtig zu dem jungen Offizier, „aber ich bitte sie, bringen sie sich heut dem Ruhme preußischer Gastfreundschaft zum Opfer, denn wenn auch sie sich von mir wenden, dann bin ich

ganz einsam und unbekannt in dieser Gesellschaft; mein Cousin hat mich treulos verlassen, aber ich zürne ihm nicht, da er mir die Ehre ihrer Bekanntschaft verschafft hat."

„Herr Graf, ich bin stets zu ihrem Dienst bereit!" sagte der Lieutenant, sich höflich verneigend, und trat mit ihm in ein Nebenzimmer, wo eine Anzahl von älteren Herren mit Erfrischungen bedient wurden. Mit strahlendem Antlitz hatte der junge Offizier den Ballsaal verlassen, mit umwölkter Stirn trat er in das Speisezimmer, er hatte jetzt erst, aufmerksam gemacht durch den Grafen Marcolini, bemerkt, daß sich der Kammerherr von Redow seit einer geraumen Zeit schon entfernt haben müsse. Er brachte diese Entfernung mit dem Nichterscheinen jener Dame, welche er bestimmt erwartet hatte, in Verbindung, und fühlte sein Herz von trüben Ahnungen bedrückt. Die in diesem Zimmer versammelten Herren waren meistentheils Offiziere; der Hausherr, der Hofmarschall von Massow, hatte selbst im Regiment Gensd'armes gedient und als Obristlieutenant den Abschied genommen, er war durch engere oder weitere Bande der Verwandtschaft, Vetterschaft, Kameradschaft

und Freundschaft mit einer großen Anzahl von Offizieren verbunden.

Da waren Offiziere von den Infanterieregimentern des General-Feldmarschalls von Möllendorf Excellenz, des Generallieutenants Grafen von Kunheim, des Generallieutenants von Arnim, des Generallieutenants von Larisch und des Generalmajors von Winning, welche Regimenter sämmtlich zu Berlin in Garnison lagen. Zu diesen Offizieren, welche blaue Gesellschafts-Leibröcke trugen, kamen die prächtigen rothen Leibröcke der Gardes-du-Corps und Gens-d'armes, so wie die rothen Spenzer vom Leibhusarenregiment Sr. Excellenz des Herrn Generallieutenants von Göckingk. Aber nicht allein Offiziere der Berliner Garnison sah man da, von allen Seiten waren sie gekommen zu dem „Kinderball bei Massow's"; hier sah man ein paar stattliche Junker in gelben Collets, das waren Küraſſiere Nr. 2 von Beeren, die lagen zu Kyritz, Wusterhausen oder Perleberg in Garnison; in weißen Gesellschaftsröcken mit blauen Rabatten, das sind Leibküraſſiere Nr. 3, und der hohe schlanke Jüngling im weißen Leibrock mit himmelblauen Rabatten und Aufschlägen repräsentirt allein das be-

rühmte Regiment Leibcarabiniere, und steht zu Rathenau oder Havelberg in Garnison. Auch das Feldartilleriecorps war durch seinen würdigen Chef, den Generallieutenant von Merkatz, vertreten, und außerdem wimmelte es noch von wirklichen und Titulairoffizieren von der Armee.

Lieutenant von Leist ließ sich's angelegen sein, seinem Begleiter die verschiedenen Abzeichen der preußischen Regimenter zu erklären und ihm einzelne interessante Persönlichkeiten zu bezeichnen. So stand er eine Weile mitten in dem Zimmer, während die Gäste ab- und zugingen; plötzlich stockte er mitten in seiner Rede und drehte sich rasch um, denn hinter ihm sagte eine tiefe Stimme: „Ich sage euch, es geht rückwärts mit euch Gensd'armes, seit zehn Jahren schon, seit 1793, seit ihr den General von Prittwitz, euren Chef, verloren habt, euer Regiment ist das nicht mehr, was es gewesen, es geht rückwärts mit euch Gensd'armes!"

„Die Gensd'armen gehen nie rückwärts, Herr!" rief der Lieutenant aufbrausend; indem er einen Schritt vortrat.

„Ich bitte sie, von Leist, halten sie —“ entgegnete ein Rittmeister vom Regiment Gensd'armes, indem er seine Hand begütigend auf Leist's Arm legte.

„Ihr habt ja wohl ordentlich Angst um mich, Stabsrittmeister?“ sagte ein eisgraues kleines Männlein in der rothen Johanniteruniform, indem es sich langsam nach dem jungen Offizier umwendete und denselben alsdann mit den großen Augen streng und spöttisch anblickte. Der alte Herr hatte eine frappante Aehnlichkeit mit dem alten Fritz, mit dem großen Könige, diese Aehnlichkeit zumeist imponirte dem Lieutenant. Der Alte streute eine Prise aus, dann wiederholte er: „Die Gensd'armes gehen nie rückwärts, Herr! der gefällt mir der Spruch, ist eine tapfere Truppe gewesen schon damals, als sie noch Grands-Mousquetaires hieß, ich glaub's euch auch, junger Herr, daß ihr nicht freiwillig rückwärts gehen werdet, aber wenn das Ganze rückwärts geht, dann müßt ihr doch auch mit. An eurem Regimente eben seh' ich das, es geht auch mit zurück, wie's mit der ganzen Armee zurückgeht!“

Der alte Mann nahm wieder eine Prise und

sah den Lieutenant dazu an, als wollte er ihm bis in die geheimsten Falten seines Herzens hineinblicken; Herr von Leist war verlegen und fühlte sich doch gereizt durch den Ton von höchster Ueberlegenheit, in welchem der Alte gesprochen. Der Stabsrittmeister schien das zu fühlen, er stellte die Herren einander vor, der Greis war der Landrath von Wakkerrode, Johanniter-Comthur und Major außer Diensten. Kaum hatte er des Lieutenants Namen vernommen, so fragte er hastig: „Seid ihr ein Sohn des Obristlieutenants oder des Kammerherrn?"

„Des Kammerherrn!" entgegnete der Lieutenant.

„Schade," rief der Landrath ziemlich ungenirt, „der König Friedrich konnte die Kammerherren niemals leiden und, meiner Treue! mir geht es eben so, ich dachte schon an euch einen Sohn meines alten Kameraden des Obristlieutenants von Leist zu begrüßen!"

„Mein Oheim hat keine Söhne!" bemerkte der junge Officier.

„Schlimm für ihn und gut für euch," sagte der Alte spöttisch, „da giebt's einen vollen Kasten zu erben, und das ist doch die Hauptsache, nicht?"

„Wollte dem Oheim herzlich gern einen Erben gönnen," meinte der Lieutenant aufrichtig, „habe mich wahrlich nicht um seine Erbschaft bekümmert."

Der Landrath von Wackerrode hielt die Prise in der aufgehobenen Hand und blickte dem hübschen jungen Manne eine Weile scharf spähend in das frische Gesicht, dann zuckte ein wohlwollendes Lächeln um seine dünnen Lippen, er warf den Taback hin und sprach hastig: „Ich glaub's euch, Lieutenant, ich glaub's euch, ich seh's euch an, daß ihr noch nicht an eures Oheims Erbschaft gedacht habt; jetzt will ich euch auch glauben, daß ihr nicht rückwärts gehen werdet, so lange es nämlich auf euch ankommt dabei; denn seht, das ist eben die verfluchte Elendigkeit in der ganzen Menschheit jetzt, und Gott sei's geklagt, auch in der Armee, daß Groß und Klein an dem Gelde hängt und Gelderwerb und bequemes Leben als Zweck und Ziel des Strebens betrachtet. ihr, Stabsrittmeister und ihr, Lieutenant, ihr seid Beide noch so jung, euch fällt das nicht auf, ihr habt niemals andere Zeiten gesehen, ich aber habe noch Friedrich Wilhelm I. gesehen und die schweren Zeiten der großen Kriege mit durchgemacht. Ich

habe noch die Männer zu Hunderten und Tausenden gekannt, die für den König und Preußen freudig in den Tod gingen, die sich ohne auch nur eine Mahnung abzuwarten ihrer liebsten Habe entäußerten, um dem Könige und dem Vaterlande zu helfen; ja ja, Lieutenant, ich habe die Männer noch gekannt, die für den König hungern und dürsten, frieren und entbehren konnten; seht euch mal um, Stabsrittmeister, hier in diesem Saale, und dann sagt mir, von wie Vielen unter den Anwesenden ihr die Ueberzeugung habt, daß sie ihr Geld und Gut für das Vaterland opfern, daß sie ihrem Wohlleben entsagen werden, um Preußens Größe zu erhalten? Seid stille, Stabsrittmeister, schweigt, Lieutenant, ich weiß was ihr sagen wollt, von euch jungen Leuten hoffe ich etwa noch was Besseres, aber ich sage euch, mir graut vor der Zukunft, denn was über den Capitain hinaus ist in dieser Armee, das liebt den Frieden, das scheut den Krieg, das fürchtet im Kriege die Vortheile der Stellung, die reiche Einnahme zu verlieren, das hängt am faulen Leben, wie die Klette am schmutzigen Schafpelz. Unterbrecht mich nicht immer, Stabsrittmeister, ich sage euch, ihr seid nicht mehr die Armee

des großen Friedrich, aus seiner Schule sind noch ein paar Generale und Oberofficiere, die aber sind alt und stumpf geworden; ihr jungen Leute, die ihr noch keine Schwadron oder Compagnie habt, seid vielleicht noch nicht ganz verdorben, aber ihr müßt Euch erst ausweisen; Alles was zwischen euch und den alten stumpfen Generalen liegt, taugt nichts, taugt den Teufel nichts, sage ich euch, will ein paar Ausnahmen zugeben, aber allzuzahlreich sind sie nicht; mir graut vor der Zukunft!"

Heftig und zuweilen mit dem Tone der tiefsten Bekümmerniß hatte der alte Landrath diese Rede gehalten, plötzlich fragte er hastig, indem er sich selbst unterbrach: „Wer ist der Herr da? er braucht nichts zu hören von dem, was ich sage, er scheint mir ein Ausländer; was ich sage, gehört nur für preußische Ohren, gehört er zu euch, Lieutenant?"

„Graf Marcolini, ein sächsischer Diplomat!" antwortete von Leist.

„Kann die Italiener nicht leiden," schalt der Landrath verdrießlich, „weder die sächsischen, noch die

preußischen, weder die Luchesini, noch die Marcolini, hole der Teufel alle diese Ini's! Guten Abend!"

Die Offiziere mit einem leichten Kopfnicken grüßend, entfernte sich der seltsame alte Herr, dessen eigenthümliches Wesen einen tiefen Eindruck auf den jungen Offizier gemacht hatte. Es war dem Lieutenant, als habe der Alte plötzlich mit scharfem Ruck einen Vorhang weggezogen, und es fröstelte ihn leise, indem er sich gestand: es ist wahr, der Alte hat Recht, Keiner, der eine Schwadron oder eine Compagnie hat, hat Lust zum Kriege, sie Alle sind reich und Alle wollen noch reicher werden!

„Ich bitte sie, lieber Kamerad," sagte der Stabsrittmeister Hans Friedrich Ludwig von Arnim zu dem Lieutenant, „lassen sie sich von diesem wunderlichen, aber ehrenhaften und ächt preußischen Landrathe die Laune nicht verderben. Der alte Herr hält Alles, was seit des großen Friedrichs Tode geschehen, für spottschlecht, und rühmt unaufhörlich die Leute von damals. Ich weiß, was sie sagen wollen, ich sehe es ihnen an, aber so schlimm ist's denn

doch noch nicht, wir sind immer noch die Armee des großen Friedrich, und wenn's gilt, werden wir's zeigen!"

Die beiden jungen Männer drückten sich die Hände und schieden, aber Beide nahmen die Ueberzeugung mit sich: der Alte hat Recht; auch ihnen begann zu grauen vor der Zukunft.

Unterdessen war der Kinderball allgemach beendet worden, die Königliche Familie hatte sich entfernt, die reizend costumirten Kinder waren eine Quadrille nach der andern abgetreten, die Nonnen, Mönche, Götter, Nymphen und Harlekine waren von den sorglichen Müttern, Gouvernanten, Hofmeistern und Mentoren sorglich eingewickelt in die Wagen gebracht und nach Hause in's Bett gefahren worden. Ein engerer Kreis von Freunden des Hauses und Verwandten versammelte sich um Frau von Massow; dem hätte sich Herr von Leist wohl anschließen können, er war sogar durch Verwandtschaft dazu berechtigt, aus Rücksicht auf den Grafen Marcolini aber, den der Kammerherr von Redow eigentlich ziemlich un-

höflich verlassen, entschloß er sich, Abschied zu nehmen und den sächsischen Diplomaten nach seinem Gasthofe zu begleiten.

Graf Marcolini wohnte in der „Stadt Paris“ in der Brüderstraße.

## Zweites Capitel.

# Die Alliirten.

„Wenn auch der Held sich selbst genug ist,
Verbunden geht es doch geschwinder!“
(Goethe.)

In seinem eigenen, sehr reich ausgestatteten Hause am Gensd'armenmarkt wohnte der Geheime Ober-Finanzrath von Reinbach, welcher unter dem milden Könige Friedrich Wilhelm II. nicht nur im General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Directorium, sondern auch am königlichen Hofe selbst eine sehr bedeutende Rolle gespielt hatte und noch jetzt, obgleich er vom Hofe und vom Staatsdienst zurückgezogen lebte, vielfach gesucht und besucht wurde.

Man hatte eben keine besondere Achtung vor dem Geheimen Finanzrathe, im Gegentheil, man sagte „er sei noch zur rechten Zeit gerade um seinen Abschied eingekommen;“ es gingen allerlei dunkle Gerüchte über

die wenig delicate Weise, mit welcher er bei gewissen südpreußischen Güterkäufen und Verkäufen verfahren, aber das hinderte ihn nicht, zahlreiche Gesellschaft in seinem Hause zu sehen.

Die Mehrzahl der Besucher bestand aus einem starken Contingent von jenen wenig scrupulösen Menschen, welche feine Weine und ausgesuchte Speisen, leichte und lockere Unterhaltung von ihren Amphitryonen dringend verlangen, sich aber sonst um nichts kümmern; ein zweites noch ansehnlicheres Contingent der Besucher des Reinbach'schen Hauses bestand aus Personen des alten Hofes, aus Creaturen der verschiedenen Gunstdamen, die ehedem die Gewalt gehabt, und diese befanden sich in jenem Hause ganz besonders wohl, denn diesem Hausherrn gegenüber hatten sie durchaus keine Veranlassung, ihrer Vergangenheit wegen zu erröthen. Neben diesen beiden Hauptklassen von Besuchern erschienen seit einiger Zeit im Reinbach'schen Hause, jedoch etwas weniger zahlreich, junge Leute von Stande, meist Offiziere, welche um die Gunst, vielleicht auch um die Hand der Tochter vom Hause warben, die eine junge Schönheit von achtzehn Jahren war und für eine reiche Erbin galt.

Fräulein Elisabeth von Reinbach war in einer herrnhutischen Erziehungsanstalt gebildet und in derselben, nach einer Verfügung ihrer früh verstorbenen Mutter, einer geborenen Gräfin Promnitz, bis zu ihrem achtzehnten Jahre verblieben; seit wenigen Monaten erst befand sich die junge Dame wieder im väterlichen Hause, und ihr ernstes, schlichtes Wesen, auf dem noch unberührt der zarte Blüthenstaub der Jungfräulichkeit lag, die ihr die Erziehung in Gnadenfrei bewahrt, bildete einen merkwürdigen, ja, beinahe peinlichen Gegensatz zu dem frivolen Tone und den üppigen Gewohnheiten der hier verkehrenden Gesellschaft.

Besonders seltsam gestaltete sich das Verhältniß Elisabeth's zu ihrer Stiefmutter. Diese Frau war zehn oder zwölf Jahre früher auf kurze Zeit ihre Gouvernante, oder, wie man damals sagte, ihre „französische Mamsell" gewesen, und hatte es verstanden, die Gemahlin des Geheimen Finanzraths zu werden; sie spielte nun, mit Hülfe einiger Familien der französischen Colonie, aus welcher sie entsprossen, keine unbedeutende Rolle in der Berliner Gesellschaft. Elisabeth war mit dem festen Vorsatz, der Stiefmut-

ter eine treue Tochter zu ſein, in das väterliche Haus zurückgekehrt, je mehr ſie aber verſuchte, ſich der Geheimräthin zu nähern, deſto mehr wich dieſe ihr aus. Sie wies die Stieftochter nicht ab, aber ſie wich ihr aus, ſie fühlte ſich bedrückt in deren Gegenwart, obgleich man nicht ſagen konnte, daß ſie dieſelbe gehaßt hätte; im Gegentheil, ſie ließ es an Freundlichkeiten und Gefälligkeiten niemals fehlen, und die Verwandten von Eliſabeth's Mutter, welche aus Theilnahme für das unſchuldige Mädchen, das ſie nur mit ſchweren Beſorgniſſen in ihres Vaters Hauſe ſehen konnten, jetzt viel öfter die Geſellſchaften des Geheimen Finanzrathes beſuchten, mußten ſich überzeugen, daß die junge Dame von ihrer Stiefmutter mit höchſter Aufmerkſamkeit und Zuvorkommenheit behandelt werde.

Uebrigens liebte der Geheime Finanzrath ſeine Tochter auf ſeine Weiſe ſehr zärtlich; das heißt, er würde für ſie nichts von ſeinem Wohlleben geopfert haben, aber er legte ihr bei Tafel die beſten Biſſen vor, ſorgte verſchwenderiſch für ihre Toilette und nahm es ſehr ſelbſtgefällig und geſchmeichelt auf,

wenn er überall, wo er erschien, den Preis seiner Tochter singen hörte.

Die Geheimräthin hatte wohl großen Einfluß auf ihren Gemahl und verfehlte nicht, denselben zu benutzen, aber derselbe ging eigentlich doch nicht weiter, als er dem Geheimen Finanzrath bequem war, und er würde eine Feindseligkeit seiner Gemahlin gegen seine Tochter in keinem Fall geduldet haben, selbst wenn die Geheimräthin zu solcher geneigt gewesen. Das aber war, wie schon bemerkt, durchaus nicht der Fall, im Gegentheil verrieth sie ihrer Stieftochter gegenüber eine gewisse, ihr sonst durchaus nicht eigene Scheu, um nicht mehr zu sagen.

Es war am Tage nach dem Kinderball bei dem Königlichen Hofmarschall, kurz nach elf Uhr Vormittags, der Besuchsstunde der vornehmen Welt, als der Lieutenant von Leist sich bei Frau Geheimräthin von Reinbach melden ließ.

Der junge Edelmann hatte nicht Acht, daß er heute nicht in das gewöhnliche Empfangszimmer, sondern geradezu in das Boudoir der Dame vom Hause geführt wurde.

Wenn man aus der Einrichtung und Anord-

nung eines Zimmers einen Rückschluß auf den Charakter des Bewohners machen darf, so sprach dieses Boudoir nicht sehr zu Gunsten seiner Bewohnerin; es war darin alles zwar außerordentlich sauber gehalten, zugleich aber war auch alles eng, klein und frostig. Die Papiertapete zeigte ein kaltes Blau, die Möbeln gerade Linien, scharfe Kanten, spitze Ecken; die Bilder an den Wänden, meist schöne oder doch werthvolle Kupferstiche, verriethen in ihrer fast barocken Zusammenstellung einen absoluten Mangel an Geschmack. Die Einrichtung des Zimmers ließ auf kleine Gesinnung und Engherzigkeit der Bewohnerin schließen.

Das waren zwar nicht die Gedanken des Lieutenants, als er sich in dieses Gemach geführt sah, dennoch aber machte die Einrichtung desselben einen unangenehmen Eindruck auf ihn, er mißfiel sich darin, obgleich er sich den Grund dieses Mißfallens nicht klar machte. Er hatte übrigens dazu auch keine Zeit, denn er hatte kaum einige flüchtige Blicke um sich geworfen, als die Geheimräthin von Reinbach aus der Thür gegenüber eintrat.

„Sie wundern sich, daß ich Sie hierher zu mir

habe führen lassen," sagte die Dame mit verbindlichem Gruße, indem sie zugleich die Hand des Lieutenants faßte und ihn einlud, neben ihr auf einer entsetzlich hart gepolsterten Bank Platz zu nehmen.

Die Geheimräthin von Reinbach war allerdings keine Schönheit, aber sie sah aus, als sei sie eine Schönheit gewesen und habe sich immerhin noch ganz bemerkenswerthe Reste derselben erhalten; sie war zwar noch unter der Mittelgröße der Frauen, und ihre Fülle zeigte sich allerdings etwas derb, aber sie hatte trotzdem einen sehr zierlichen Fuß, schöne Arme und Hände; auch ihr Antlitz war noch immer hübsch zu nennen, obwohl es etwas zu sehr geröthet war. Um ihren wohlgeformten Mund spielte ein eigenthümliches Lächeln, welches nicht unschön gewesen wäre, wenn es sich nicht verdächtig gemacht hätte durch die eiserne Consequenz, mit welcher es seinen Platz behauptete; nur wenige Menschen hatten die Geheimräthin ohne dieses Lächeln gesehen. Die Augen der Dame waren mandelförmig geschnitten, aber von unbestimmter Farbe, der Blick dreist und durchdringend. Die Kleidung der Geheimräthin war zu sichtlich berechnet und zu jugendlich, um die Ansprüche des gu-

ten Geschmacks zu befriedigen, aber man konnte eigentlich nicht sagen, daß die glatte Robe von himmelblauer Seide ihr schlecht gestanden hätte, oder das reich mit Spitzen besetzte Fichu, das nach der Mode des Tages lose um den Hals geschlagen, hinten in lockerem Zipfel bis zur Taille niederhing, vorn aber über einander gelegt mit beiden Zipfeln in das Gürtelband eingesteckt und also befestigt war.

Der Lieutenant hatte neben der Dame Platz genommen; er hatte gar nicht bemerkt, daß sie ihm die Hand beinahe zärtlich gedrückt, als sie ihn zu der Polsterbank führte, aber er konnte die Blicke nicht unbemerkt lassen, mit denen sie ihn musterte. Diese Blicke setzten ihn fast in Verlegenheit, denn wenn der junge Edelmann auch furchtlos und verwegen war, so war er doch auch in gewisser Weise noch immer blöde.

„Herr von Leist," begann die Geheimräthin, indem sie ihre mit vielen Ringen geschmückte hübsche Hand auf den Arm des Offiziers legte, „sie sind mit Recht verwundert, daß ich sie hierher habe führen lassen, in das Boudoir einer alten Frau, während sie nur kamen, um einer jungen Schönheit den Hof

zu machen. Verwundert mögen sie darüber sein, zürnen aber werden sie mir nicht, wenn ich ihnen sage, daß ich ihre Bundesgenossin bin. Bitte, lieber Leist —," die Dame drückte dem Lieutenant, der im Begriff war, zu sprechen, die weiche Hand auf den Mund und legte in diese Bewegung einen solchen Reiz, daß dem Lieutenant das Blut in's Gesicht stieg und er sich nicht enthalten konnte, die hübsche Hand zu küssen, die viel länger mit sanftem Druck auf seinen Lippen lag, als zu der kleinen Demonstration nöthig gewesen wäre.

„Ich will ihnen helfen, Herr von Leist," fuhr die Dame fort, nachdem sie ihre Hand zurückgezogen, „sie lieben Betty, meine Stieftochter, sie haben der Kleinen noch kein Geständniß gemacht, aber wenn sie es gethan hätten, so würden sie nur eine höchst unbefriedigende Antwort erhalten haben; dennoch ist ihnen Betty nicht abgeneigt, ja, ich möchte behaupten, daß tief in der Seele meiner Stieftochter eine Neigung für sie schlummert. Das ist der erste Grund, der mich bestimmt, ihre Bundesgenossin zu werden; ich freue mich, daß sie nicht spöttisch lächeln zu meinem Antrag, daß sie nicht in fader Selbstüber-

schätzung, wie die meisten unserer jungen Herren, sich für unwiderstehlich halten. Ich glaube, daß meine Stieftochter eine Neigung für sie hat, deren dieselbe sich freilich jetzt noch kaum bewußt sein mag, und ich bin überzeugt, daß Betty keine bessere Wahl treffen kann, nein! ich will ihnen nicht schmeicheln, Herr von Leist, aber ich will ihnen helfen. Sie bedürfen der Hülfe, sie haben einen Nebenbuhler, ich brauche ihnen nicht zu sagen, daß der Kammerherr von Redow ein gefährlicher Gegner ist; wer liebt, der weiß auch seine Nebenbuhler instinctmäßig richtig zu schätzen, aber sie wissen noch nicht, daß derselbe einige Vortheile vor ihnen voraus hat, die bei einem jungen Mädchen, das wie Betty bei den Herrnhutern erzogen, immerhin schwer wiegen."

Die Geheimräthin hielt einen Augenblick inne, und der junge Officier hatte Gelegenheit, ihr seine Dankbarkeit für die Theilnahme zu betheuern, welche sie ihm zeige. Er that das mehr wortreich, als eigentlich aufrichtig; denn obwohl er die Bundesgenossenschaft, die ihm da angetragen wurde, nicht abzulehnen wagte, so konnte er doch eine dunkle Ahnung nicht unterdrücken, daß die Beweggründe der Frau

mit dem ewigen falschen Lächeln sehr unlautere sein möchten.

„Herr von Redow hat den Vater auf seiner Seite," fuhr die Geheimräthin fort, nachdem sie den Dank des Lieutenants, dessen Werth sie augenblicklich erkannte, abgelehnt hatte, „und Betty wird niemals einem andern Manne angehören, als dem, den ihr der Vater zuführt, aber er hat jetzt auch die Tochter für sich und, seltsam, Vater und Tochter aus demselben Grunde. Diesen Grund will ich ihnen mittheilen, Herr von Leist, er ist die erste Subsidie ihrer Bundesgenossin. Sie sind Soldat, Herr Alliirter, sie sind ein eifriger Patriot dazu, in beiden Eigenschaften hassen sie Frankreich und wünschen einen Krieg mit Frankreich; mein Gemahl dagegen nennt sich einen Weltbürger und liebt die Franzosen, darum ist er für den Frieden um jeden Preis; der Kammerherr von Redow ist auch für den Frieden, warum, weiß ich nicht, er ist nicht Weltbürger, er liebt auch die Franzosen nicht, er hat sich über seine Gründe nicht ausgesprochen; sie wissen, er zeigt gern eine geheimnißvolle Maske. Mein Gemahl und Herr von Redow sind also, wenn auch wahrscheinlich aus ver-

schiedenen Gründen, für die Aufrechterhaltung des Friedens, für engen Anschluß an Frankreich, und Betty ist auch für den Frieden, lediglich weil sie das Blutvergießen ganz abscheulich findet, den Krieg als gottlos verwirft, ihn für schriftwidrig hält. Das junge Mädchen sprach sich noch gestern höchst entschieden in diesem Sinne aus, und da jetzt unaufhörlich die politische Haltung Preußens zu oder gegen Frankreich besprochen wird, so haben sie gewiß bald Gelegenheit, sich selbst von Betty's Meinung zu überzeugen. Ich sehe, daß sie diese Umstände nicht gering schätzen, und freue mich darüber, denn nun werden sie auch die große Bedeutung des weitern Vortheils erkennen, den Herr von Redow hat. Der Kammerherr ist oder scheint unbefriedigt, traurig, melancholisch, er erregt Aufsehen damit, denn man hat den Lebemann von sonst noch nicht ganz vergessen; nun ist Betty auf den Gedanken gekommen, der Kammerherr fühle sich unglücklich ob der Hohlheit und Nichtigkeit des irdischen Treibens, er fühle Gewissensbisse wegen seines bisherigen Lebenswandels, sie hegt den Wunsch, ihn zu retten, indem sie ihn für ihre religiösen Ansichten gewinnt; kurz heraus, sie

will ihn bekehren. Das aber wird ihr wenigstens anscheinend um so leichter gelingen, als der Kammerherr ebenfalls in einer herrnhutischen Anstalt gebildet worden ist; fromme Erinnerungen seiner Kindheit mögen in dem übersättigten Manne wieder aufwachen bei Betty's Erzählungen von dem herrnhutischen Leben, sie wird den Kammerherrn bekehren, und wenn sie ihn bekehrt hat, dann wird sie ihn lieben, weil der Schöpfer sein Werk liebt!"

„Also ist keine Hoffnung mehr für mich?" jammerte der junge Edelmann etwas trivial und blickte niedergeschlagen vor sich hin; was er hörte, mußte einen tiefen Eindruck auf ihn machen.

„Bin ich nicht ihre Bundesgenossin?" fragte die Geheimräthin zärtlichen Tones. Der Lieutenant blickte sie fragend an.

„Muthig, lieber Alliirter," ermahnte die gewandte Dame, die nun, nachdem sie dem Verliebten die Größe der Gefahr nachgewiesen hatte, sich als desto mächtigere Helferin zeigte, „noch ist nichts verloren, sie müssen sich auch bekehren lassen!"

„Herrnhuter werde ich nie!" versetzte der Lieutenant rasch, indem er wie von einem Scorpion ge-

biſſen auffuhr und mit weit blitzenden Augen die Dame anſtrahlte, „ſie ſagen, der Ahnherr meines Hauſes ſei der letzte heidniſche Edelmann im Lande geweſen, und als er endlich ſich der beſſeren Ueberzeugung nicht länger habe verſchließen können, da habe er ſich zwar taufen laſſen mit ſeinem ganzen Hauſe, ſei aber am ſelben Tage noch geſtorben. Ich weiß nicht, ob das wahr iſt, denn es iſt ſchon zu lange her, das aber iſt ſicher, daß der Stammvater unſerer Linie, gleich mir Hans Dinnies geheißen, im Jahre ſeines Uebertritts zu den Evangeliſchen verſtorben iſt, und zwar aus Kummer über ſeinen Uebertritt, obwohl er nur ſeiner Ueberzeugung folgte. So zuwider iſt uns, die wir vom Hauſe Leiſt kommen, aller Uebertritt und Wechſel, und nun gar Herrnhuter! Ich hab's vergeſſen, was mir unſer Paſtor von den Herrnhutern erzählt hat, ich weiß aber ganz genau, daß das Sectirer ſind!"

Das Wort „Sectirer" ſprach der Lieutenant aus, als ſei es etwas ganz Entſetzliches; der Unterricht des ehrlichen Pastoris loci im heimathlichen Dorfe war auch nach dieſer Richtung hin, wie man ſieht, nicht ganz unfruchtbar geblieben.

Es war ein ganz eigenthümlicher Ton, in welchem Herr von Leist seinen Abscheu, sich bekehren zu lassen, aussprach, es war da noch ein Ton darin von dem uralten Racestolz des heidnischen Wendenhäuptlings, das zähe Festhalten kam als charakteristisches Merkmal zum Vorschein, und das war so ungewöhnlich damals, daß es die kluge Geheimräthin höchlich überraschte; einen Moment gab sogar das anmuthige Lächeln seinen Posten auf, es kehrte aber alsbald zurück, und leise kopfschüttelnd sagte die Geheimräthin: „Ei, ei, welche Hartnäckigkeit! Das Bekehren ist da nicht so wörtlich zu nehmen, ich meinte nur —“

Die Dame hielt inne und schwieg, ja sie schlug eine Secunde lang die Augen nieder, denn der Lieutenant blickte sie mit seinen großen feurigen braunen Augen so tapfer an, daß sie trotz ihrer Dreistigkeit nicht wagte, ihm zu sagen, daß er sich nur so stellen solle, als sei er bekehrt.

„Vermeiden sie mit meinem Gemahl und meiner Stieftochter vom Kriege zu reden,“ nahm die Geheimräthin, nachdem sie sich gefaßt, das Wort wieder, „der Kammerherr, der sie als Nebenbuhler

vielleicht jetzt schon fürchtet, sucht sie gern zu diesem Gespräch zu verlocken; vermeiden sie diese Falle, lieber Herr von Leist, und verlassen sie sich weiter auf ihre Bundesgenossin, sie werden endlich Betty's Herz gewinnen. Jetzt aber lassen sie uns hinüber gehen, es sind gewiß Leute da, und was wird man sagen, wenn man erfährt, daß ich ein tête-à-tête mit einem jungen Officier vom Regiment Gensd'armes gehabt habe?"

Die Geheimräthin sagte das mit einer Schalkhaftigkeit, die besser zu ihrem jugendlichen Anzug, als zu ihrer sonstigen Reife paßte, darauf erhob sie sich, reichte dem Lieutenant ihre Wange zum Kuß und flüsterte verlockend: „Sie küssen ihre künftige Schwiegermutter!" dann setzte sie laut hinzu: „ich bitte, Herr von Leist, folgen sie mir!"

Sie ging voran, der junge Officier folgte ihr, von widerstreitenden Empfindungen bewegt, durch einige Gemächer in das Empfangszimmer, in welchem mehrere Personen sich unterhielten, welche Vormittagsbesuche im Hause des Geheimen Finanzrathes zu machen pflegten, hauptsächlich um Fräulein Elisabeth

zu ſehen, welche in den größeren Abendgeſellſchaften ihres Vaters ziemlich ſelten erſchien.

Der Geheime Finanzrath, ein ſonſt ſtattlicher Mann von ſtarkem Embonpoint, mit liſtigen kleinen Augen in dem fetten, verſchwommenen Geſichte, in einem eleganten und ſelbſt geſchmackvollen Stadtkleide, aber doch ſehr bequem gekleidet, ſchritt ſeiner Gemahlin entgegen und fragte: „wo iſt unſere liebe Babette, m'amie?“

„Ich glaubte ſie ſchon zu finden,“ entgegnete die Geheimräthin, indem ſie die Grüße der Verſammelten empfing und erwiederte, Betty iſt mit einigen Damen und Excellenz von Biſchoffswerder nach dem Stralauer Viertel gefahren, um den Wintergarten der Gebrüder Bouché zu ſehen, die Excellenz hat mir verſprochen, Betty ſelbſt zurück zu bringen.“

Fräulein Eliſabeth von Reinbach hatte das Unglück, daß Niemand ihr den ſchönen Namen ließ, den ſie in der Taufe erhalten, der franzöſelnde Deutſche, ihr Vater, nannte ſie Babette, die Geheimräthin, eine Deutſch-Franzöſin, engländerte gern und nannte ſie Betty; Herr von Brinkmann, Attaché bei der ſchwediſchen Geſandtſchaft, ein buckliger Schöngeiſt, hatte ſie

unter dem nordiſchen Namen Liſa angeſungen; die Verwandten von Mutterſeite pflegten ſie nach dieſer Liſette zu nennen, und ein junger poetiſcher Edelmann, der zuweilen mit Tieck zuſammen kam, beſtand auf der Lesart Elsbeth. Und ſo gings weiter, Jeder gab dem jungen Mädchen, das ſeinen ſchönen Namen ſo lieb hatte, einen Spottnamen, denn nicht viel anders betrachtete Eliſabeth dieſe Verſtümmelungen, und vielleicht hatte ſich der Lieutenant von Leiſt ſeine erſten Anſprüche erworben lediglich dadurch, daß er den Namen Eliſabeth niemals verkürzte oder abänderte, ſondern ihn ſtets mit größeſter Gewiſſenhaftigkeit voll und ganz auszuſprechen pflegte.

Unter den Vormittagsbeſuchern befand ſich wie gewöhnlich auch der Kammerherr von Redow; faſt noch bleicher und gleichgültiger, noch düſterer und unzufriedener als ſonſt, — wenn das möglich, — lehnte der Kammerherr am Fenſter. Die Geheimräthin bemerkte das und ſchrieb es der Abweſenheit Eliſabeth's zu. Sie haßte dieſen Mann, ſie fand Vergnügen daran ihn zu reizen und zu kränken; an dem jungen Officier dagegen hatte ſie vielleicht ein flüchtiges ſinnliches Gefallen gefunden, eigentlich war

er ihr wohl gleichgültig, denn sie gehörte zu den gefährlichen Frauen, welche zwar wollüstig sind, aber nicht aus Temperament, sondern aus Berechnung; der Herr von Leist war ihr gewiß ziemlich gleichgültig, aber jetzt echauffirte sie sich für ihn, weil sie sich durch ihn an dem Kammerherrn von Redow zu rächen trachtete.

„Sie sehen heute wirklich recht elend aus, mein armer Herr von Redow?“ sagte die Dame mit dem honigsüßesten Tone höhnischer Theilnahme. Sie wußte, daß sie ihm damit eine Herausforderung hinschleuderte, denn sie wußte, wie verhaßt dem Kammerherrn die Aeußerungen über seine Veränderung waren, die er nur zu oft hören mußte; aber sie wollte herausfordern, die streitbare Dame war wohl geübt in diesem Kampfe, sie liebte diese gefährlichen Scharmützel, in denen zuweilen Worte fallen, die zum Tode treffen.

Der Kammerherr antwortete heute auf die Herausforderung mit einem eiskalten Blick und einer leichten Verbeugung.

„Ah! ich vergaß, daß sie zur Friedenspartei gehören!“ sprach die Geheimräthin ganz leise und

langsam, indem sie dicht vor den Kammerherrn trat, sie lächelte — aber wie Gifttropfen in den Trank fallen, so fielen diese Worte einzeln und schwer von den Lippen dieser Frau.

Der Kammerherr machte eine leichte Handbewegung, wie als wolle er sagen: „Du hast's gewollt, jetzt nimm dich in Acht!" Dann antwortete er laut, so laut, daß seine sonst verschleierte Stimme in klaren, scharfen Tönen durchbrach: „Sie würden sich über mein elendes Aussehen nicht wundern, Madame, wenn sie wüßten, was mir in dieser Nacht begegnet ist, denn mir ist etwas ganz Entsetzliches zugestoßen."

„Er hat sich wie gewöhnlich betrunken und ist unter den Tisch gefallen!" sagte die Geheimrähin leise zu ihrem Gemahl, der ganz der nämlichen Ansicht zu sein schien und lächelnd auf den Kammerherrn blickte, der nun von allen Anwesenden umringt und mit Bitten bestürmt wurde, zu erzählen, was ihm Entsetzliches begegnet sei. Er entschloß sich rasch dazu und versprach sein Ereigniß mitzutheilen, wenn man sich begnüge mit dem was er sage und keine weitere Fragen an ihn zu richten versprechen wolle. Er erhielt diese Versicherung.

„Gestern Abend," begann der Kammerherr, indem er nach seiner gewöhnlichen Weise der Geheimräthin, die ihm anmuthig zulächelte, stier in's Gesicht sah, „befand ich mich auf einem Ball, von dem Ball trieb's mich hinweg, ich fand keine Freude an den lachenden Kindergesichtern, und der blendende Kerzenglanz that meinen Augen weh; ich ging hinaus, nahm meinen Roquelaure um und wandelte durch die schmutzigen Straßen, in denen der Schnee schmolz, die Dämmerung that mir wohl und die Dunkelheit noch wohler; da stand ich in tiefstem Schatten plötzlich vor einer verschlossenen Thür, eben wollte ich zurücktreten und mich zu orientiren suchen, denn ich wußte in der That nicht, wo ich war, als sich die Thür öffnete und eine rauhe Stimme sagte: die Herren kommen eben, ich höre schon den Wagen rollen, rasch! Ich merkte wohl, daß der Mann mich für einen Andern nahm, aber ich trat ein, und ich stand auf dem Neustädter Kirchhofe, riesig fielen die schwarzen Schatten der Dorotheenkirche auf die dichten Reihen der dünnbeschneieten Grabhügel" —

Der Kammerherr hielt einen Augenblick inne ohne jedoch das Auge von der Geheimräthin zu ver-

wenden; diese lächelte immer noch, obgleich die andern Anwesenden und der Geheime Finanzrath voran sehr bedenkliche Mienen machten, als der Kammerherr des Gottesackers gedachte.

„Ich hörte," fuhr Herr von Redow fort, „daß ein Wagen vor der Thür anhielt, und gleich darauf erschienen sechs bis acht Personen, in dunkle Mäntel gehüllt, welche ihren Weg nach einem Grabhügel nahmen, auf welchem eine Laterne stand; ich schloß mich diesen Personen an, hinter denen die Kirchhofsthür sofort gesperrt wurde. Jetzt erst bemerkte ich, daß in Mitten der Männer eine Frau ging, und sah, daß auf mehreren Grabhügeln ringsum, regungslos wie Bildsäulen, Polizei-Beamte standen. Es herrschte eine entsetzlich tiefe Stille rings, man hörte deutlich den leisen Zug des Nachtwindes, der über die Gräber wehete. Wir standen, denn ich hatte, wie gesagt, mich der Gruppe angeschlossen, an einem wieder aufgeworfenen Grabe; die Handleuchte des Küsters brannte mit mattem Schein auf dem ausgescharrten Erdhaufen, und schweigend blickte der grauhaarige Kirchendiener hinunter in die Gruft. Jetzt wendete sich Einer der verhüllten Männer an die Frau und

fragte mit ernster Stimme: Sagen sie uns, ob das die Stelle ist, wo vor drei Jahren ihr Gemahl bestattet wurde? Kaltes Entsetzen kam über mich bei dieser Frage, jetzt erst erkannte ich bei dem trügerischen Schein der Laterne diese unselige Geheimräthin Ursinus, die man beschuldigt, ihren Gemahl, ihre Tante, ihren Bedienten mit Gift ermordet zu haben. Da stand die unglückliche Frau, das Gesicht halb verhüllt durch eine tiefe Nachthaube, in einem dunkelfarbigen Negligé, das statt der Nadeln nur mit Bändern befestigt war; da stand sie, einsam, ohne Freunde, ohne Freundinnen, ohne Anbeter, sie stand zwischen Todten und Lebendigen, und die Lebendigen riefen die Todten herauf aus ihren Gräbern, auf daß sie Zeugniß ablegten wider die Giftmischerin. Als ich diese Frau zum letzten Male sah, da huldigte Alles der liebenswürdigen Wittwe, da hatte sie Freunde und Anbeter, da trug sie Sammet und Seide, und Brillanten funkelten in ihrem Haar und an ihrem Busen, da war ihre Rede laut und geistreich, ihre Antworten waren keck und treffend; gestern Nacht aber neigte sie auf die Frage des Criminalrichters mehr müde als bejahend ihr Haupt und

deutete mit einer Hand, die im fahlen Laternenlicht wie eine Todtenhand schimmerte, auf das offene Grab. Der Todtengräber erkannte das Grab, das er aufgeworfen, der Tischler den Sarg, den er auf Bestellung der Angeklagten für den Geheimrath Ursinus gemacht, an. Darauf wurde der Sarg aufgewunden aus der Tiefe des Grabes, weit hin tönte das Rauschen der anziehenden Stricke in der Stille der Nacht —"

„Erlassen sie uns das Weitere!" rief der Geheime Finanzrath unterbrechend.

„Nein, ich bitte, lassen sie sich nicht stören, Herr von Redow," drängte die Geheimräthin, „sie wissen, daß ich in früherer Zeit mit jener unglücklichen Frau befreundet war, mich interessirt Alles, was sie betrifft."

Der Lieutenant von Leist, der etwas zur Seite stand, blickte verwundert auf und sah die Geheimräthin an, denn die Stimme der Frau klang ihm plötzlich ganz anders als bisher; er sah sie an, das Lächeln war verschwunden aus ihrem Antlitz, und er glaubte einen Schweißtropfen wahrzunehmen an

ihrer Schläfe. Außer ihm achtete Niemand auf die Dame, aller Augen hingen an dem Erzähler.

„Ich bin gleich zu Ende," fuhr der Kammerherr fort und starrte mit einem beinahe gespenstisch leeren und empörend gleichgültigen Ausdruck der Geheimräthin ins Gesicht; „man trug den Sarg in die Sacristei der Kirche, dort wurde ein Protocoll aufgenommen, der Sarg geöffnet, und nun mußte diese Frau zu dem halbverwes'ten Leichnam treten und selbst einige charakteristische Zeichen angeben und aufsuchen, an denen sie mit Gewißheit erkenne, daß dieser Cadaver der ihres Gemahls sei. Es war das eine ganz entsetzliche Scene! Die Schuldlosen, die den Sarg umstanden, schauderten und bebten, sie, auf welcher der Verdacht des Mordes lag, sie that ruhig, langsam, mechanisch fast, was ihr der Criminalrichter befahl. Auch der Bediente, den sie mit Gift hat umbringen wollen, war bei diesem Vorgange zugegen, er mußte eidlich erhärten, daß dieser Leichnam der seines ehemaligen Brodherrn sei. Stand die Frau wirklich da zwischen ihren Opfern? zwischen dem, welches ihrem Gift erlegen, und dem, welches noch

einmal glücklich ihrem Gift entgangen? Das war die Frage, welche die Criminalbeamten zu lösen hatten und die Phyſiker, denen jetzt der Leichnam übergeben wurde, auf daß ſie ihn einer Unterſuchung nach den Regeln ihrer Wiſſenſchaft unterwürfen. Ich ſah, wie die Giftmiſcherin, denn für mich iſt die Frage gelöſt und ſie iſt ſchuldig, das Protocoll unterſchrieb; langſam aber ſicher gab ſie ihre Unterſchrift, ihre Hand zitterte vielleicht nicht einmal, als ſie ihrem Gemahl das Gift einrührte, warum ſollte ſie zittern bei der Unterzeichnung eines Protocolls? Ich blieb an der Thür ſtehen, als man ſie zurück führte, man mußte ſie in den Wagen heben. Ich ſah ſie mit einer großen innerlichen Befriedigung davon fahren, ich lauſchte mit Vergnügen dem verklingenden Rollen des Wagens. Seit dieſe große Verbrecherin entfernt war, hatten Kirchhof und Nacht ihre Schrecken für mich verloren, aber ich befand mich in einer Aufregung, wie ich ſie ſeit manchem Jahre nicht wahrgenommen an mir. Gegen drei Uhr Morgens kam ich nach Hauſe, ich vermochte nicht, mich niederzulegen; bis es wiederum hell wurde, bin ich auf und ab gegangen in meinem Zimmer. Ich denke, Frau Geheim-

räthin, das Entsetzen dieser Nacht wird mein elendes Aussehen vom heutigen Morgen entschuldigen?"

„Vollkommen!" antwortete die Dame ruhig, und das ewige Lächeln schwebte wieder um ihren Mund. Wie ein Held, der die Todeswunde empfangen hat und gewaltig den Schmerz überwindend nichts denkt und sinnt als Rache an seinem Feind, so stand die Geheimräthin vor dem Kammerherrn. Sie fühlte sich getroffen, getroffen bis in ihr innerstes und geheimstes Leben hinein, aber sie schwankte nur einen Moment, blitzschnell ging dieser Augenblick der Schwäche vorüber, selbst der Kammerherr hatte ihn nicht bemerkt, dann stand sie wieder aufrecht, und an ihrer festen Haltung sah Herr von Redow, welche Gegnerschaft ihm drohe.

Die Unterhaltung der Gesellschaft drehte sich von nun an fast ausschließlich um die Giftmischerin, die ja noch vor Kurzem in Berlin zur besten Gesellschaft gehört und auch das Haus des Geheimen Finanzraths besucht hatte. Herr von Leist, der gern die Rückkehr Elisabeths erwartet hätte, mußte sich empfehlen, ein Dienstgeschäft rief ihn ab, er schritt wie ein Träumender über den Gensd'armenmarkt,

und erſt als er unter den Linden war, beſann er ſich, daß er nach den Ställen ſeines Regimentes zu gehen hatte. Unwillkürlich, ohne davon ein Bewußtſein zu haben, hatte er den richtigen Weg eingeſchlagen.

Was iſt's mit dieſer Frau? fragte ſich der junge Edelmann, als er die Ställe hinter der Akademie erreichte; ſie will Eliſabeth verheirathen, die junge Schönheit aus dem Hauſe entfernen, das verlangt die Eitelkeit der koketten Frau, die Vergleichungen zwiſchen Stieftochter und Stiefmutter fallen gar zu ſchlimm für ſie aus — ich kann's ihr nicht verdenken, ſie will mich zum Stiefſchwiegerſohn, mich lieber als den Redow, auch das kann ich ihr nicht verdenken, finde es ſogar ſehr natürlich; Redow iſt nichts mehr, ſeit er von Dresden zurück iſt, vielleicht iſt er niemals etwas Ordentliches geweſen. Wenn ich nur mein Wort nicht gegeben hätte, ich würde dieſem Kammerherrn ſchon die Wege zeigen! Es iſt mit dieſer Frau etwas Beſonderes, ihr Haß gegen den Kammerherrn und der des Kammerherrn gegen ſie müſſen aus einer ganz ſeltſamen Quelle entſpringen. Nun, wir Leiſte haben noch immer für

Leute gegolten, welche es verſtehen, ihre Augen offen zu halten; ich mag dieſe Frau nicht zur Alliirten, ich mag nichts mit ihr zu thun haben, und die ſchöne Eliſabeth will ich dem Redow, und wenn er der Teufel ſelbſt wäre, dennoch abgewinnen!

Mit dieſem männlichen Entſchluß trat der Lieutenant ordonnanzmäßig ein; die Stallwache ſalutirte und machte ihren Bericht.

## Drittes Capitel.

---

# Vom Eis auf's Eis.

„Ueberall iſt Glanz und Schimmer,
Glätter wird es, glätter immer."
(Renouard.)

Die ganze Fläche der Spree im Thiergarten bis zum Unterbaum, an den Zelten und dem Exercierplatz entlang, war ein ungeheurer Spiegel, für deſſen ſtets blanke Politur durch Abkehren des Schnee's und Aufgießen von Waſſer bei einbrechender Dunkelheit die Geſellſchaft der Eisvögel ſorgte, ein Verein von Officieren der Berliner Garniſon, jüngern Mitgliedern des diplomatiſchen Corps und andern Cavalieren, welcher das Schlittenfahren und Schlittſchuhlaufen mit großer Wichtigkeit und einem oft an Feierlichkeit grenzenden Ernſt betrieb. Heute war

prachtvolles Wetter, alle Bäume prangten in einem zarten weißen Flockenschmuck von Reif, und in dem hellen Sonnenschein glitzerte die Fläche der Eisbahn und funkelte in tausend Lichtstrahlenbrechungen.

Die blanke Fläche wimmelte von Menschen, Schlittschuhläufern und selbst Schlittschuhläuferinnen, von denen viele ein wahres Virtuosenthum in dieser nordischen Kunst entwickelten, die Klopstock und Goethe so lustig geübt und so ernsthaft empfohlen haben. Die Mitglieder der Gesellschaft der Eisvögel, an den breiten, weithin leuchtenden orangegelben Schärpen, die sie von der rechten Schulter bis zur linken Hüfte trugen, kenntlich, thaten es natürlich in Kunst, Ausdauer und Gewandtheit allen übrigen zuvor und übten eine Art von Aufsicht zur Erhaltung der Ordnung auf der Eisbahn.

Lieutenant von Leist gehört zur Gesellschaft der Eisvögel, die Orangeschärpe flattert um seinen Pelz, und überglücklich stößt er einen leichten Schlitten vor sich hin, der die Form eines Schwanes hat und heute wirklich auch einen Schwan trägt. Blitzschnell und doch vollkommen sicher führt der junge Officier das überaus zierliche Gefährt über den glatten Spie-

gel, ſorglich jedem Anſtoß ausweichend, an denen es andern, weniger geſchickten Schlittenführern nicht fehlt in dem Gewühl. Es giebt da Intermezzo's, die ganz bedenklich ſein würden, wenn ſich die Damen nicht vorſorglich bei ihrer Schlittenfahrttoilette auf allerlei Un- und Umfälle eingerichtet hätten.

Tauben und Tiger, Pfauen und Drachen, Löwen und Sperlinge und andere mehr oder minder glücklich geformte Thiergeſtalten ſauſten über die Eisfläche, von all dieſen vielen Schlitten aber wurde keiner ſo anmuthig und ſicher geführt wie der Schwan, in welchem Fräulein Eliſabeth von Reinbach thronte, dicht in einen mit Schwan ausgeſchlagenen ſchwarzen Sammet-Mantel gehüllt, an welchem eine Kapuze befeſtigt war, welche über das zierliche Köpfchen gezogen, nur das edelliebliche und jugendlichzarte Antlitz ſehen ließ, das jetzt ſtärker geröthet von der friſchen Luft und der erfriſchenden Bewegung, einen Ausdruck glücklichen Wohlbefindens und erfreulichen Behagens trug, den es ſonſt nicht immer zeigte.

Die Stärke, die Sicherheit und die Gewandtheit des Mannes imponiren dem Frauenzimmer immer; Fräulein Eliſabeth war der Einladung des

Lieutenants von Leiſt zu dieſer Eisfahrt erſt gefolgt, als ihr die Stiefmutter einen Wink gab; ſie kannte das Vergnügen noch nicht, und der Lieutenant von Leiſt hatte bis jetzt auch nicht einen ſolchen Eindruck auf ſie gemacht, daß ſie lediglich ſeinetwegen etwas zu thun ſich bewogen gefunden hätte.

Sie zeigte ſich in dem zierlichen und reichen Schlitten anfänglich auch ziemlich verzagt und blieb lange ſehr ſchweigſam; als ſie aber nach und nach bemerkte, daß der Cavalier, der ſie führte, an Kraft und Gewandtheit bedeutend hervorrage über die andern Schlittenführer, als ſie ſich immer ſicherer dahinſauſen fühlte, während ſo manchen Schlitten neben ihr ſchwere Unfälle trafen, da begann die junge Schüchternheit Gefallen zu finden an dem anmuthigen Spiel; ſie fühlte ſich erfriſcht und angeregt durch die raſche Bewegung, und je mehr ſie das fühlte, um deſto freundlicher lauſchte ſie auch den kurzen und galanten Reden, welche ihr Cavalier an ſie richtete, um deſto gütiger antwortete ſie; halb ſeitwärts beugte ſie dann auch zuweilen ihr holdernſtes Antlitz zurück, um ſich umzuſehen nach dem Cavalier, der glückſelig niederſchaute in dieſe milden, tiefen, braunen Augen, die

ſie zu ihm aufſchlug. Das war ein eigenthümliches Antlitz für ein junges Mädchen, das hatte ſtolze, ernſte Formen, wie das Antlitz einer älteren Frau, und doch war ein Ausdruck darin weich und glücklich wie der eines Kindes. Gewiß war Fräulein Eliſabeth keine Schönheit in gewöhnlichem Sinn, ſie war gar keine Schönheit eigentlich, aber Jedermann hielt ſie für eine ſolche und nannte ſie eine ſolche, weil Niemand eine ſcharfe Bezeichnung zu finden vermochte für den eigenthümlichen aber ächt weiblichen Reiz, der hier zur Erſcheinung kam.

Herr von Leiſt hatte, wie wir wiſſen, die Bundesgenoſſenſchaft der Geheimräthin ablehnen wollen, aber er hatte es nicht vermocht, und jetzt war er ſchon ſo weit mit ihr, daß er ſich ihr auf's Tiefſte verpflichtet fühlte; ſie war es auch geweſen, ſeine treue und kluge Bundesgenoſſin, die ihm zuraunte, — führen ſie Betty auf die Eisbahn, Herr von Redow kann nicht Schlittſchuh laufen. — Es war das ein glücklicher Zug; die Kraft, die Ausdauer, die Gewandtheit, welche der junge Officier an den Tag legte, imponirten dem jungen Fräulein, er machte zum

erſten Male wirklich Eindruck, und fühlte es. Welche Glückſeligkeit!

Damen und Herren von des Fräuleins Verwandtſchaft, welche mit ihr gekommen waren, hatten das Vergnügen längſt eingeſtellt und hätten gern die Eisbahn verlaſſen, aber es war ihnen nicht möglich, den „Schwan" einzuholen, denn Herr von Leiſt wollte ſeine liebe Dame gern ſo lange als möglich behalten; mit Schnelligkeit und Gewandtheit entzog er ſich immer und immer wieder allen Nachſtellungen, obwohl ſechs bis acht Herren geradezu Jagd auf ihn machten. Leiſt winkte verſtohlen ſeinen Kameraden; die Mitglieder der Geſellſchaft der Eisvögel ſauſten in weiten Kreiſen ſchützend um den Schwan und deckten ihn gegen ſeine Verfolger.

Auch Fräulein Eliſabeth bemerkte endlich, daß eine ordentliche Jagd ſie verfolge; ſie war entzückt über das neue Spiel, in welchem Herr von Leiſt Gelegenheit hatte, ſeine volle Gewandtheit und ſeine gewaltige Stärke zu entwickeln. Lächelnd beugte ſich Fräulein Eliſabeth rückwärts und ſprach mit ſanfter Stimme: „Sie dürfen mich nicht ihre Mitſchuldige

nennen, Herr von Leist, denn ich bin ja ganz in ihrer Gewalt!"

Der junge Edelmann glaubte Elisabeth nie so schön gesehen zu haben, wie in diesem Augenblick, wo ihre holde Weiblichkeit mit unschuldiger Freude gestand, daß sie ganz in der Gewalt des Mannes, der so eben die mannigfachsten Proben seiner wunderbaren Stärke und Gewandtheit abgelegt.

Endlich aber mußte das Spiel doch ein Ende nehmen, in graziöser Wendung zeichnete der Cavalier einen Doppelkreis mit seinen Eisen in das Eis, und der Schlitten hielt gerade an der Stelle, wo Elisabeths Verwandte harrend standen.

Das holde Mädchen dankte dem Lieutenant leise und hastig für das Vergnügen, das er ihr bereitet, und schloß mit den Worten: „den Schwan werde ich nicht vergessen!"

Der Lieutenant sagte gar nichts, er verbeugte sich und flog dann wieder hinaus in die Fläche, um die Anfangsbuchstaben von Elisabeth's Namen mit seinen Eisen einzuschneiden in Eis.

Er trieb diese Beschäftigung mit einem Eifer, der ihn gar nicht bemerken ließ, daß er scharf be-

obachtet wurde, und zwar von einem Herrn, der so dicht in einen Pelz gewickelt war, daß man von ihm gar nichts mehr sehen konnte. Dieser also im Pelz Verhüllte saß in einem Stuhlschlitten und ließ sich von einem Lohndiener langsam auf und ab fahren.

„Herr von Leist, ich bitte, einen Augenblick!“ rief der Verhüllte, als der junge Officier, ohne ihn zu bemerken, wiederum ganz nahe an seinem Schlitten vorüberflog. Aus weiter Ferne winkte ihm der Schlittschuhläufer seinen Gruß zu und stieß dann wie ein Raubvogel steil auf ihn herab; im Eise knirschend standen seine eisernen Träger dicht am Schlitten.

„Ich hatte keine Ahnung, lieber Graf, daß sie in diesem Pelzberg säßen!“ rief der junge Mann heiter und glücklich.

„Eine so unbillige Menge Pelz braucht man hier zu Lande, um einem einzigen Menschen das Leben zu retten,“ entgegnete der sächsische Diplomat, Graf Marcolini, „aber sagen sie mir, lieber Herr von Leist, haben sie denn ganz vergessen, daß sie mich heute Abend in einem von ihren jüdischen Salons vorstellen wollten?“

„Nein, aber durchaus nicht, lieber Graf! indessen

iſt es ja kaum vier Uhr!“ meinte der Lieutenant etwas verwundert.

„Ja, wir müſſen doch vorher diniren?“ fragte der Graf offenbar höchſt ängſtlich.

„So,“ rief der junge Edelmann lachend, „das iſt's? aber ſelbſt wenn wir ſehr früh gehen wollten, um ihre Neugier in Betreff der geiſtreichen Jüdinnen Berlins zu befriedigen, ſo hätten ſie doch immer noch drei Stunden wenigſtens für ihr Diner, und ich denke doch, daß das ausreichen wird!“

„Oh! das reicht aus,“ erwiderte der Diplomat, „gewiß, ich bin ſehr mäßig, aber ich bin eine Stunde lang nach meinem Diner, eine ganze Stunde lang, gar kein Menſch, erſt in der zweiten fange ich an mich zu erholen, und in der dritten erſt bin ich wieder dans mon brillant.“

„Da ich ſie bis jetzt immer brillant gefunden habe, Herr Graf,“ entgegnete der glückliche, junge Officier, „ſo muß ich ſchließen, daß ſie ihre Diners nicht zu beſtimmter Stunde einnehmen, und daß ich immer das Glück habe, ſie in der dritten Stunde nach ihrem Diner zu treffen!“

„Tu Dieu!“ rief Graf Marcolini lachend, in-

dem er sich aufrichtete aus seiner ungeheuren Wildschur, „ein Lieutenant vom Königlichen Regiment der Gensd'armes, der einem fremden Cavalier Schmeicheleien sagt, das muß etwas ganz Besonderes zu bedeuten haben!"

Der junge Officier hatte aber nicht Lust, dem schlauen Abkömmling einer italischen Race weitere Mittheilungen zu machen; durch einen gebieterischen Wink scheuchte er den Lohnlakaien von der Lehne des Stuhlschlittens, ergriff dieselbe und stieß vorwärts mit einer solchen Bravour, daß der Schlitten wirklich zu fliegen schien, und daß dem Grafen Marcolini, der sich dieses Ueberfalles nicht versehen, auf einige Augenblicke Hören und Sehen verging; gewaltig tummelte sich der Schlittschuhläufer mit dem Schlitten, bis endlich der Graf um Einhalt bat, erklärend, die rasche Bewegung thue ihm nicht wohl. Hans Dinnies von Leist hob den Grafen auf und geleitete ihn sicher über die Fläche, den Schlitten aber ließ er mit einem Fußstoß über den jetzt fast leeren Eisspiegel sausen, daß derselbe noch weit über den Rand hinaus flog, dann erst legte er die Schlittschuhe ab. Wie übermüthig dieser Lieutenant war!

Er ging mit dem Grafen Marcolini der Stadt zu und trat mit ihm im Hotel de France unter den Linden ein, wo die Frau Wittwe Zeisberg eine sehr respectable Küche hielt, die sich vorzüglich auch dadurch auszeichnete, daß man von zwölf bis drei Uhr jede Stunde einen frischen Braten und ein anderes Gericht auf die Tafel setzte. Das war der einzige Ort in Berlin, wo die Herren noch hoffen durften, ein ordentliches Diner zu bekommen.

Nach dem Diner eilten die beiden Cavaliere in ihre Wohnungen, um sich zur Gesellschaft umzukleiden, und traten dann, zu noch ziemlich früher Stunde, in das Haus des Bankiers und Juwelenhändlers Baruch Itzig an der Mohrenbrücke.

Graf Marcolini warf einen fragenden Blick auf seinen Begleiter, den dieser mit einem ablehnenden Lächeln beantwortete, denn ihn amüsirte die Verwunderung seines Gefährten über den Reichthum und auch über den Geschmack, der sich in der Ausschmükkung und der Einrichtung dieses jüdischen Hauses zeigte. Graf Marcolini begann eine sehr gute Meinung zu hegen von den Berliner Juden, auf die geistreichen Jüdinnen war er schon länger neugierig,

denn dieſe waren als eine ſpecifiſche Eigenthümlichkeit Berlin's weltbekannt.

Die Zimmer, in denen die Geſellſchaft, zum Theil wenigſtens, bereits verſammelt war, enthielten viele Bücher, Kupferſtiche und muſikaliſche Inſtrumente; überall regte ſich ein höchſt lebhaftes Geſpräch, die Haltung der Anweſenden war durchaus ungezwungen.

„Die freie Haltung erinnert an Engländer, die Lebhaftigkeit des Geſprächs an Franzoſen!“ ſagte Graf Marcolini zu dem Lieutenant, nachdem er eine Weile beobachtet hatte.

„Ich danke ihnen für dieſes Compliment!“ erwiderte eine Dame, die eben vorüber ging und nun einen Augenblick ſtehen blieb, um den Grafen mit ihren großen grauen Augen zu betrachten, „ich nehme das Compliment an, denn es iſt aufrichtig, und ich darf es annehmen, weil ich dieſe Geſellſchaft ein wenig als mein Kind betrachten darf.“

„Die Mutter iſt zu jung für dieſe reife Geſellſchaft!“ rief der Graf, auf den dieſe Dame ſichtlich ſofort einen tiefern Eindruck gemacht hatte.

„Ah!“ entgegnete die Dame mit einem überle-

genen und doch auch gutmüthigen Lächeln auf der Lippe, „reif? Sie ſollen ſehen, daß dieſe Geſellſchaft noch ſehr Kind, oft ſogar kindiſch iſt!“

Dann verneigte ſich die Sprecherin leicht und ging davon.

„Wer iſt dieſe Dame,“ drängte der Graf haſtig, „eine Jüdin, ja, der Schnitt ihres Geſichtes iſt unverkennbar orientaliſch, aber was iſt ſie weiter? ihr Geſicht hat einen geiſtigen Reiz und einen Ausdruck von Schärfe und Wohlwollen zugleich, daß ich bekennen muß, ſelten etwas Aehnliches geſehen zu haben.“

Der Lieutenant ſah den Grafen mit einem großen Blick verwundert an, dann ſagte er langſam: „Hüten ſie ſich, Graf, dieſe Demoiſelle Rahel Levin iſt nicht immer ſo ſanft wie heute, ſie kann in zwanzig Worten hundert Nadelſtiche ſprechen, und ich habe manch klugen Mann ſchon vor ihr die Waffen ſtrecken ſehn. Doch kommen ſie, treten wir in den Kreis, der ſich dort um Rahel gebildet hat; nach meiner Freundin, der verwittweten Hofräthin Herz, die freilich noch weit über ihr ſteht, iſt Rahel Levin die beſte Repräſentantin der edlern Richtung unter den geiſtreichen Jüdinnen hier!“

Die beiden Herren verdichteten bald den Kreis, der sich sitzend und stehend um einen kleinen Sopha gebildet hatte, auf welchem Rahel Levin neben einem auffallend fetten Herrn in nachlässiger Kleidung saß; die Gesichtszüge dieses Mannes waren breit, zerflossen, stark geröthet, und seine dicken Lippen glänzten, als wären sie mit Fett bestrichen. Er sprach deutsch mit jenen häßlichen Gurgeltönen des schweizerischen Accents, und mühete sich, ganz ohne Erfolg, anmuthig zu erscheinen. Das war der hochberühmte und tiefgelehrte Historiker Johannes von Müller. Neben ihm konnte Rahel nur gewinnen; in ihrer außerordentlich einfachen aber sauberen und geschmackvollen Toilette gemahnte die schlanke Gestalt der Jüdin neben dem fetten Historiker unwillkürlich an den Gegensatz zwischen Geist und Materie.

Es wurde lebhaft hin und her gesprochen von den Vorlesungen, welche die geistreiche Damenwelt Berlins besonders liebte und stark besuchte.

Bode hielt Vorlesungen über den gestirnten Himmel, Mayer über die Schädellehre, Bendavid über Geschmackslehre, Friedrich Benda über Harmonie, Heinsius über deutsche Sprache und Schlegel über

ſchöne Literatur und Kunſt; alle dieſe Vorleſungen wurden mehr oder minder regelmäßig von den Damen Berlins beſucht, welche Anſprüche darauf machten, wenn auch nicht gerade geiſtreich zu ſein, ſo doch ſich weiter zu bilden, wie man ſagte.

„Ich bin überzeugt," erhob ſich plötzlich eine derbe Stimme, etwas lauter noch als das Geſpräch geführt wurde, „daß alle dieſe Vorleſungen von den Frauen und jungen Mädchen ſehr wenig beſucht werden würden, wenn es den Männern verboten würde, darin zu erſcheinen. Oho, ich habe das Frauenzimmer beobachtet da, das becomplimentirt ſich, ſetzt ſich, kehrt ſich wieder um, hört wenig oder höchſtens halb nach dem Vortrage hin, ſtreicht die Falten glatt und denkt an ganz andere Dinge, ausgenommen unſere Freundin Rahel, welche mit ihrer Schreibtafel in der Hand dem Vortrage folgt und ſich fleißig Notizen macht!"

„Das hilft ihnen nicht, Herr Nicolai," rief Rahel ſich aufrichtend, „ſie wollen mich ausnehmen, aber ſie haben eine Kriegserklärung gegen mein Geſchlecht geſchleudert, ich nehme den Handſchuh auf."

„Ich bitte ſie, Rahel, laſſen ſie mich dieſen

gottlosen Spötter vernichten!" bat Johannes von Müller, indem er eine von Rahel's feinen Händen faßte und sie in seinen dicken Fingern festhielt.

Rahel winkte Gewährung, aber sie zog rasch ihre Hand aus der des Historiographen und ließ sich nicht wieder in die Kissen zurückfallen, sie blieb aufrecht sitzen; man sah, sie war fest entschlossen, sofort selbst zu den Waffen zu greifen, wenn der Ritter, dem sie den Vortritt gönnte, nicht sofort seinen Gegner treffe.

„Jüngst war ich in einer Vorlesung," gurgelte der berühmte Historiker, mit den Augen blinzelnd, „da saßen viele brave Frauen schlecht und recht ohne alle Affectation im Kreise herum, sie waren ganz Ohr und aller Augen hingen an dem Munde des Docenten, kein Mann störte ihre Aufmerksamkeit; allerdings aber steht der Zutritt zu diesen Vorlesungen nicht jeder Frau gegen ein mäßiges und doch oft noch zu hohes Honorar frei, wie das bei den meisten der übrigen Vorlesungen der Fall ist, sondern es muß jedes Weiblein noch zwei Atteste haben, eins von dem Kreisphysikus ihres Wohnorts und das andere von dem Ortsgeistlichen über ihre sittliche Führung."

Mit einem sonderbar verachtenden Blick sah Rahel den Gelehrten an, der indessen ihren Blick meidend der lachenden Gesellschaft zurief: „Wenn Herr Nicolai sich überzeugen will, wie unrecht er den Frauen gethan, so begebe er sich nach der Commandantenstraße Nr. 27 zu dem Hebammenlehrer Heinrich Ribke!“

Ein kaltes, beinahe bitteres Lächeln zog um Rahel's Mund, während die Gesellschaft lachte, dann sagte sie, ohne den Historiker anzusehen, ganz laut: „Das ist wohl eine Probe von den Geschichten, mit denen sie den Prinzen Louis unterhalten, wenn sie mit ihm und dem Herrn von Dedel hinter der Flasche sitzen? Herr Nicolai — auf ein ander Mal!“

Sie winkte dem gelehrten alten Buchhändler zu, halb drohend, halb scherzend, und wendete sich dann zu einer sehr hübschen jungen Frau, die sich ihr eben näherte. „Was bringen sie mir da, liebe Marianne?“

„Einen Gruß von unserm Loos und ein Exemplar seiner neuesten Denkmünze!“ antwortete die Gefragte und reichte der Rahel eine kleine Silbermünze.

„Sehr hübsch, sehr artig ausgeführt," sagte Rahel die Münze betrachtend und sie dann dem Hausherrn, einem kleinen freundlichen, ächt jüdischen Männlein, das halb hinter ihr saß, reichend, „gewiß ist die gute Absicht nicht zu verkennen, es ist eine Denkmünze zur Belohnung und Ermunterung für treue Dienstboten. Auch die Inschrift: Selig sind, welche der Herr also findet! ist sehr passend, und dennoch glaube ich nicht, daß diese Münze hier in Berlin viel Absatz findet!"

„Sie ist nicht schwer genug, um die Dienstboten zur Treue zu verlocken!" sagte der Hausherr, die leichte Denkmünze lächelnd in der Hand wiegend.

„Da haben sie Recht, verlocken zur Treue, das ist das richtige Wort, denn alle Dienstboten sind jetzt untreu!"

„Das ist doch wohl etwas zu stark, Herr von Waldersdorff," sagte Rahel, sich nach einem schon bejahrten ältern Herrn umwendend, der mit einer Art von philosophischer Gleichgültigkeit sprach, die beinahe etwas Cynisches hatte.

„Nein, es ist nicht zu stark, Mademoiselle,"

entgegnete dieſer philoſophiſche Edelmann hartnäckig, „die Herrſchaften ſind untreu, alſo ſind es die Dienſtboten auch. Die Dame vom Hauſe läßt ſich vom Galan ins Theater führen hinter dem Rücken ihres Gemahls, und kaum hat ſie den Rücken gewendet, ſo ſetzt ſich die Kammerjungfer an die Toilette ihrer Gebieterin; ſie bedient ſich der Pomaden, Schminken und wohlriechenden Waſſer ungeſcheut, ſie kleidet ſich in die beſte Robe der Gebieterin und ſtudirt vor dem Spiegel dann lügenhafte Grimaſſen und täuſchende Manieren ein. Unterdeſſen erſcheint der Herr Bediente, der Herr Jäger oder der Herr Kutſcher, die entehrende Livrée hat er, als eines freien Mannes unwürdig, längſt abgeworfen, er prunkt in ſeines Herrn beſtem Anzuge; der falſche Gentleman macht der falſchen grande dame eben ſo falſch den Hof, und ſie nimmt ſeine Huldigungen mit derſelben Heuchelei an, wie ſie ſolches beiderſeits ihren Herrſchaften abgeſehen haben. Geſpreizt von Hochmuth und gedunſen von Lügen wandeln beide zum nächſten Tanzlokal, oder ſie begnügen ſich, die „Herrſchaft“ in deren eigenen Zimmern zu ſpielen.“

Rahel sah den Sprechenden mit einem fragenden Blicke an.

„Ah! Mademoiselle findet mich nicht sehr verbindlich," fuhr dieser hastig fort, „aber ich gehöre zu den Menschen, welche die Passion haben, die Wahrheit zu sagen, wie sie wissen; ich bleibe dabei, die Dienerschaften sind immer nur Nachahmungen und Nachäffungen der Herrschaften!"

„Das ist vielleicht wahr, aber gewiß unfreundlich geurtheilt, Herr von Walderdorff!"

„Es ist gewiß wahr, aber vielleicht noch zu freundlich geurtheilt, Mademoiselle!" entgegnete der Freund der Wahrheit, „hören sie; wo mehrere Dienstboten in einem Hause sind, kann man sie bei einem raschen Ueberfall zuweilen Paar und Paar in den herrschaftlichen Zimmern zerstreut finden, gewöhnlich aber halten sie eine gemeinschaftliche offene Tafel, sie zünden die Kronleuchter dazu an und theilen sich also in bester Form die chronique scandaleuse ihrer Herrschaften mit. Wie könnten sie das wagen, wenn sie nicht vor Ueberraschung ganz sicher wären? Das aber sind sie, denn man hat sie vorbereitet auf Nachfragen von Seiten der Galane und Liebhaber

nach der Frau oder der Tochter des Hauses; Bestellungen aller Art, geordnete Briefwechsel, Alles geht durch ihre Hände; sie sind ganz sicher und äffen das liederliche Sündenleben ihrer Herrschaft schlecht und albern, aber ungestört nach."

„Es ist etwas Wahres daran," äußerte ein Professor vom Collége selbstgefällig, „die schlechten Dienstboten sind eine Folge der schlechten Herrschaften; aber es wäre ungerecht, wollte man hier und jetzt jede Herrschaft, die einen schlechten Dienstboten hat, für schlecht erklären!"

„Das wäre eine Narrheit," entgegnete Herr von Walderdorff höhnisch; „wie dumm ein Professor sein kann!" setzte er dann halblaut hinzu und ging rasch in ein anderes Zimmer.

Der Professor aber, der diese letzte Schmeichelei natürlich nicht vernommen hatte, ließ seine Rattenaugen noch heller strahlen, als er bemerkte, daß Aller Aufmerksamkeit auf ihn gerichtet war, und declamirte in selbstgefälligster Weise: „Lassen sie sich erzählen, wie es einer Dame ging, einer Dame, welche hier Vielen wenigstens nicht ganz unbekannt ist. Diese Dame kehrte eines Tages, oder vielmehr

eines Morgens, denn es war nach Mitternacht, mit ihrem Gemahl aus einer Gesellschaft nach Hause zurück; er geht in sein Studirzimmer, um noch einige kleine Notizen niederzuschreiben, sie aber eilt, sich in ihrer Wohnstube auszukleiden. Schon ist sie völlig entkleidet und faßt mit der Hand hinter den Ofenschirm, um das Nachthemd hervorzuziehen, das dort für sie gewärmt wird, da berührt das arme Weib statt der zarten durchwärmten Leinwand das grobe Tuch einer Montur, und ein Kanonier, der hinter dem Ofenschirm versteckt lag, erhebt sich nun und macht ganz militärisch Front. Die entsetzte Frau schreit laut auf, fährt zurück und flüchtet sich in das Studirzimmer ihres Mannes, der Soldat nimmt den glücklichen Augenblick wahr und eilt von dannen, der Hausherr kommt zu spät, um ihn zu halten. Wie sich ergab, war der Soldat ein Liebhaber der Köchin, für dessen Liebe die Herrschaft zu früh nach Hause gekommen war; die arme Frau aber kann noch jetzt das Hemd nicht wechseln, ohne sich schaudernd des Vorfalls zu erinnern."

„Es ist die Frau Gemahlin des Herrn Professors selbst, welcher diese Affaire zugestoßen!" flüsterte

der Hausherr seinen beiden Nachbarn zu, und augenblicklich verbreitete sich ringsum solche Kunde, was zu verschiedenen Fragen Anlaß gab, die selbst der Gesprächigkeit dieses Professors einigen Einhalt wenigstens für's Erste thaten.

Rahel hatte sich bereits entfernt, sie war in ein Nebenzimmer gegangen, sobald jener Professor, vor dessen Suada sie sich unglaublich fürchtete, zu reden begann, und hatte sich hier in ein eifriges literarisches Gespräch mit dem Professor am Friedrichswerderschen Gymnasium Wilhelm Bernhardi, der Ludwig Tieck's Schwager war, mit dem Intendanturrath Wilhelm Neumann und anderen Männern eingelassen, welche, selbst dichtend, sich der Fahne Ludwig Tieck's angeschlossen hatten; hier war Rahel an ihrer rechten Stelle, hier strahlte ihr diamantscharfer Verstand am hellsten, in solchem Kreise auch fand sie sich am wohlsten. Hierhin war ihr gleich Graf Marcolini gefolgt, sie immer aus der Ferne beobachtend und bewundernd. Rahel bemerkte den jungen Herrn, sie hatte, bei aller Schärfe und Glätte ihres Verstandes, eine natürliche Gutmüthigkeit; ein Wink von ihr rief den Grafen in ihre Nähe, und da sich fand,

daß er den sächsischen Baron von Hardenberg, den Dichter Novalis, persönlich kannte, so war er alsbald heimisch in der geistigen Atmosphäre dieses Kreises.

Herr von Leist dagegen plauderte vertraulich mit einer stattlich schönen Frau, die in einem Lehnstuhl saß wie eine Königin; zwar trug sie kein Diadem, sondern einfach durch ein Band über der Stirn war ihr prachtvolles dunkles Lockenhaar zurückgehalten, ein ganz einfaches weißes Halstuch, auf der Brust übereinander gelegt, verhüllte die vollendet schöne Büste, aber in dem strengen Oval des Gesichtes erinnerten Stirn, Augen und Nase an eine Judith, während der Liebreiz der Wange, des Mundes und des Kinnes an die schöne Esther mahnte.

Diese seltene Frau, deren Geist an Reiz und Würde ihrem Körper nicht nachstand, war die Hofräthin Herz, die Wittwe des berühmten Arztes Marcus Herz, die Freundin des christlichen Philosophen Schleiermacher, die Frau, die Alles was Berlin an wissenschaftlicher und literarischer Berühmtheit auf längere oder kürzere Zeit in seinen Mauern hatte, auch in ihrer Nähe sah; mit ächt weiblichem Gefühl

empfänglich für Alles was Schön und Groß im Leben des Geiſtes. Dieſe ſeltene Frau war es, die den jungen Lieutenant vom Regiment Gensd'armes in dieſe Kreiſe gezogen hatte, Herr von Leiſt war ihr von einem Oheim empfohlen worden, der vor Jahren mit den Brüdern von Humboldt deutſche Briefe in hebräiſchen Schriftzügen an Henriette Herz geſchrieben, und Henriette Herz that der Empfehlung eines Freundes ſtets im vollſten Umfange Genüge. Weder bei ſeinem Paſtor, noch bei ſeiner „franzöſiſchen Mamſell" zu Hauſe hatte Hans Dinnies von Leiſt etwas erfahren von den neuen Herrlichkeiten der deutſchen Literatur; als er nach Berlin kam, waren für hn Haller, Hagedorn und Gellert, allenfalls noch Chriſtian Ewald von Kleiſt die einzigen deutſchen Dichter, Henriette Herz machte ihn mit Goethe und Schiller und Wieland bekannt und mit all' den Sternen zweiten und minderen Ranges, die mit und nach jenen Gewaltigen und Großen kamen. Freilich hatte ſich der junge Officier anfänglich nicht ohne Bedenken in dieſe jüdiſch-literariſchen Kreiſe begeben, trotzdem, daß ſo viele ſeiner Standesgenoſſen ihm dabei vorangegangen, denn der junge von Leiſt gehörte nicht

zu denen, welche irgend etwas zu thun ſich gemüſſigt finden, nur weil es Andere vor ihnen gethan, es war lediglich die Perſönlichkeit von Henriette Herz, welche ihn die angeerbte Abneigung gegen die Juden überwinden ließ.

Anfänglich war's ihm noch zuweilen peinlich, daß er im Kreiſe von Jüdinnen, deren etliche ſehr ſchön, etliche ſehr geiſtvoll, einige aber ſehr ſchön und geiſtreich zugleich waren, ſich beſſer unterhielt, als in den Geſellſchaften einiger weniger Generale und hohen Beamten, welche ein Haus in Berlin machten, nach und nach aber fand er's in der Ordnung, denn in dieſe Kreiſe hatte ſich Alles geflüchtet, was Geiſt hatte. Der Geiſt hatte ſonſt keine Stätte in Berlin. Der Hof hatte ſeit einem halben Jahrhundert nichts mehr gemein mit der Berliner Geſellſchaft, Friedrich der Große lebte einſam in Sansſouci, ſeine Gemahlin, die beſte Braunſchweigerin Eliſabeth Chriſtine, ebenſo einſam in Berlin oder zu Schönhauſen. Unter Friedrich Wilhelm II. zog ſich die Königin, gewiſſer anderer Damen wegen, in die Einſamkeit zurück. Immer fehlte die Königin, welche allein beſtimmend vom Hofe aus auf die Geſellſchaft wirken konnte,

und ſo kam es, daß die Cirkel der geiſtreichen Jüdinnen nach und nach zum Mittelpunkt der ganzen Geſellſchaft Berlins wurden. Als aber Preußen die edelſte und ſchönſte Königin hatte, da lag es nicht im Geſchmack und im Wunſch des Königs, auf die Geſellſchaft zu wirken, es blieben immer nur einzelne Gallatage, an welchen ſich der Adel und wer dazu gerechnet wurde in den Strahlen des Hofes ſonnen konnte. Ja, es war juſt gerade die adlige Jugend, die ſich in den jüdiſchen Cirkeln heimiſch zeigte, anfänglich wohl, weil dieſe ſich überzeugt hielt, ſie ſei durch ihre Geburt vor der Gefahr geſichert, dem jüdiſchen Element zu erliegen, vielleicht aber wirkte auch ſchon von Anfang an und zugleich der revolutionäre Drang der Zeit, der überall das Neue ſuchte und vor Luſt brannte, mit der Sitte der Väter und dem Herkommen zu brechen, nicht unweſentlich mit. Der Jugend folgte das reifere Alter, die jüdiſchen Salons wurden eine geiſtige Macht, ſelbſt Geiſtliche, und zwar nicht die weniger ſchätzbaren, erſchienen gern dort; die Mode entſchied zuletzt ſelbſt die fremden Diplomaten, ſich nicht länger ſpröde zurückzuhalten.

Die jüdiſchen Salons zu Berlin waren die erſte Provinz der neuen Gleichheit, welche dieſe hier zu Lande gewonnen, daraus iſt für Preußen Beides hervorgegangen, Segen hier und Unſegen dort.

Davon hatte der junge Edelmann eine leiſe Ahnung, und recht heimiſch hat er ſich niemals gefühlt unter dem geiſtreichen Volk, obwohl er ſich's hat oft gar gut ſchmecken laſſen an dem geiſtigen Schmauſe, der dort angerichtet wurde. Wenn Hans Dinnies von Leiſt aber mit Henriette Herz ſprach, dann ſchwand ihm jedes unheimliche Gefühl, die war ja auch ſchon längſt keine Jüdin mehr, ſie blieb es nur noch äußerlich aus Kindesliebe, um ihre hochbetagte Mutter nicht zu kränken; ihr hatte der junge Edelmann ſehr bald ſeine Liebe zu Eliſabeth anvertraut; lächelnd lauſchte die ſchöne Frau der Schilderung von der Eisfahrt, und freundlich bemerkte ſie: „Es wird Zeit, daß ich Fräulein Liſette perſönlich kennen lerne, denn auch Schleiermacher's Schweſter hat viel Liebes und Gutes von dieſer jungen Dame berichtet; in Gnadenfrei hat man ſie immer noch herzlich lieb!“ und gewiß hätte das Geſpräch zwiſchen der Wittwe des jüdiſchen Arztes und dem jungen adeli-

gen Offizier noch viel länger gedauert, denn Liebhaber sind sehr redselig, wenn sie von ihrer Liebe sprechen können, und Henriette Herz war auch in diesem Punkt sehr nachsichtig gegen ihre Freunde, wenn nicht eine lebhafte Bewegung das heimliche Gespräch unterbrochen hätte.

„Gewiß ist Prinz Louis gekommen!“ sagte die Hofräthin Herz aufstehend.

So war es, Prinz Louis kam mit raschen Schritten durch die Zimmer; die hohe stolze Gestalt imponirte; die Haltung aber war ungleich und der Ausdruck seiner Augen rasch wechselnd; man ahnte, daß dieser stolze, hochfahrende Prinz Stunden hatte, in denen er völlig Sclave seiner Leidenschaftlichkeit war. Prinz Louis trug einen blauen Gesellschaftsrock, es war der seines geliebten Regimentes, ehemals von Romberg Nr. 20, weiße Beinkleider, hohe Stiefeln und einen großen Generalshut in der Hand.

Mitten im Gang hielt er inne und blieb stehen, denn eben begann man in einem Nebenzimmer Klavier zu spielen; die ersten Akkorde eines Musikstücks schlugen an sein Ohr — sein Auge lichtete sich auf, sein Blick, sein ganzes Gesicht bekamen einen schwär-

merischen Anflug, enthusiastisch und befehlend zugleich streckte er die Hand aus, als wolle er auch die leiseste Störung verbieten. So stand er, bis die Musik schloß, leise sprach er vor sich hin: „das war sehr gut!“ dann wendete er sich zur Hofräthin Herz und sagte: „Guten Abend, meine edle Patriotin, das war sehr brav gespielt, die Franzosen-Freunde würden sagen, ihr Bonaparte könne es nicht besser machen, nicht?“

Damit ging er weiter, leichthin den Gruß des Lieutenants erwidernd, im nächsten Zimmer aber stieß er auf Rahel und ihre literarische Umgebung.

„Sie hatte ich hier nicht vermuthet!“ sagte der Prinz zu Rahel, man sah ihm aber an, daß die Ueberraschung keine unangenehme war.

„Aber ich hatte eine Ahnung, daß ich sie heute sehen würde, mein Prinz!“ erwiderte Rahel. Der Prinz verneigte sich sichtlich geschmeichelt, Rahel aber fuhr nicht ohne Schärfe rasch fort: „ich konnte mir ja denken, daß Eure Königliche Hoheit den Herrn Rath Müller hier abholen würden!“

Die kecke Erinnerung Rahel's an die nächtlichen Schwelgereien des Prinzen, bei denen der berühmte

Historiograph nie fehlen durfte, reizte den immer lauernden Löwenzorn des merkwürdigen Mannes; wie ein großer Funke aus einem Electrophor, so schlug ein Blitz aus dem Auge des Prinzen, offenbar war ein Ausbruch nahe, aber der heldenhafte Mann hielt sich zurück, ein böses Lächeln zuckte über sein Gesicht — er achtete Rahel zu hoch, um gegen sie los zu fahren, aber er achtete sie nicht hoch genug, um selbst einen doch noch ziemlich versteckten Tadel von ihr hinzunehmen.

„Guten Abend, Mademoiselle", sagte er gleichgültig, dann rief er, sich umwendend, dem niederländischen Gesandten Dedel, der in der Nähe war, zu: „Herr von Dedel, kommt, laßt uns sehen, was unser Gelehrter heute noch für Streiche machen wird!"

Der Prinz ging mit Dedel und Johannes von Müller.

„Es ist doch traurig," sagte Rahel ernsthaft, „daß ein solcher Prinz einen solchen Mann ganz behandeln kann, wie sein Großvater Friedrich Wilhelm I. einen Gundling behandelte!"

„Es ist noch trauriger," entgegnete Wilhelm Neu-

mann, „daß ſich ein Mann wie der Johannes Müller eine ſolche Behandlung gefallen laſſen kann!“

„Ei,“ ſchlug Bernhardi einen leichtern Ton an, „nehmt es nicht ſo ſchwer, ich ſehe nicht ein, was der Müller vor dem Gundling voraus hat, vielleicht hat er mehr Geiſt, an Gelehrſamkeit aber ſteht er ihm offenbar nach und an Geſinnung mindeſtens gleich!“

Lächelnd ging Rahel weiter.

## Viertes Capitel.

---

# Ein Wachsfiguren-Cabinet.

„Wo so oft das Leben Schein,
Mag der Schein auch Leben sein."
(Tiedge.)

In der Heiligen Geiststraße hatte der akademische Bildhauer Weczernick seine Wachsfiguren-Sammlung aufgestellt; es gehörte zum guten Ton, dieses Cabinet zu besuchen, und so versteht es sich von selbst, daß auch der Geheime Finanzrath von Reinbach mit seiner Frau und seiner Tochter hier erscheint. Es kann ferner nicht befremden, daß der Kammerherr von Redow die Damen schon am Wagenschlage empfängt, da ihm der Geheime Finanzrath heimlich einen Wink von dem beabsichtigten Besuche gegeben hat.

„Darf ich um ihren Arm bitten, meine Gnädige!" sagte der Kammerherr zur Geheimräthin,

welche voran war, da ihr Gemahl und Fräulein von Reinbach etwas zögerten.

„Es wäre grausam, Herr von Redow," entgegnete die kleine runde Dame mit dem freundlichen Lächeln, den dargebotenen Arm ergreifend, „ihnen diese bescheidene Bitte abzuschlagen, da sie doch nur meinetwegen hierher gekommen sein können."

„Nehmen sie sich in Acht, Marguerite!" flüsterte ihr der Kammerherr zu, der, von der Bosheit in der Rede der Frau getroffen, ihr den Arm so kräftig drückte, daß sie zusammenzuckte.

„Ich danke ihnen für ihre Warnung, Herr Kammerherr," entgegnete die Dame leicht, „sie machen es ganz wie die Studenten in Halle, welche in dem Augenblick, wo sie die Wassergefäße über den Köpfen der arglos Vorübergehenden entleeren, ganz laut den Warnungsruf ertönen lassen: Kopf weg!"

Der Kammerherr biß sich auf die Lippen und sah sich um.

„Der Geheime Finanzrath und die Betty, das alberne Schulmädchen, werden ohne uns den Weg

finden," sagte die Geheimräthin befehlend, „kommen sie!"

Herr von Redow wagte weiter keinen Widerstand, er führte die Dame hinauf und war froh, daß diese im Vorgemach wenigstens die Ankunft ihres Gemahls und ihrer Tochter abwartete; mit lieblicher Freundlichkeit begrüßte hier Elisabeth den Kammerherrn, der ihr half, sich ihres Mantels entledigen, kaum aber war das geschehen, als auch die Geheimräthin schon wieder neben ihm stand und schmachtend zu ihm sagte: „Sie haben mir ihren Arm angeboten, Herr von Redow!"

Schweigend ergab sich der Kammerherr in sein Schicksal und führte seine Feindin voran in das Cabinet.

Im ersten Gemach gleich sah man links den König und die Königin. Unwillkürlich von Ehrfurcht ergriffen, standen die Beschauer still. Der König, in der Interims-Uniform des ersten Bataillons Garde, hat den Federhut schon aufgesetzt und scheint eben im Begriff auszugehen, die schöne Königin folgt ihrem hohen Gemahl; sehr einfach in weiß und hellblau gekleidet, macht sie einen besonders lichten und

anmuthigen Eindruck neben der ernsten Erscheinung Friedrich Wilhelm's III. In der Mitte des Gemachs sitzen drei Gestalten um einen Feldtisch, über den eine Landkarte gebreitet liegt, drei Gestalten, die Jedermann auf den ersten Blick erkennt, der große Fritz, Prinz Heinrich sein Bruder und Zieten aus dem Busch, der Husarenvater, die Faust auf seines treuen Säbels Griff gestützt. Ein wenig seitwärts steht König Friedrich Wilhelm II. in der Interims-Uniform der Leibgarde zu Fuß, eine wahrhaft königliche Gestalt.

„Der selige Herr ist ähnlich, aber er war viel schöner, nicht Marguerite?" fragte der Finanzrath, der nicht ohne eine gewisse Bewegung vor seinem alten Herrn stand, welcher ihn so oft mit unverdienten Wohlthaten überhäuft hatte.

Die Geheimräthin antwortet ihrem Gemahl nicht, sie betrachtet aufmerksam eine andere Gruppe: da steht der verstorbene Prinz Ludwig, des Königs Bruder, vor einer Greisin mit freundlich ruhigem, altem Gesicht, das wie eingerahmt erscheint von einem schwarzen Häubchen; die alte Dame sitzt halb zusammengesunken in ihrem Stuhl, es ist Elisabeth

Christine von Braunschweig, des großen Friedrich Gemahlin; sie liest in einem Buche „der Christ in der Einsamkeit", welches sie selbst in's Französische übersetzt hat. Eine überaus gelungene Nachbildung.

Weiterhin hat man den General-Feldmarschall von Möllendorf und Napoleon Bonaparte, diesen noch in der Uniform, die er als erster Consul trug, einander gegenüber gestellt; der erste Consul ist eine Caricatur, und der Feldmarschall sieht auch besser aus, wenn er, das Sammetmützchen auf dem weißen Kopf, seinen Rosenflor pflegt im Gouvernements-Garten, der freundliche Greis.

Eben wollte die Familie des Geheimen Finanzraths und einige andere Zuschauer, die kurz nach ihr gekommen waren, in ein neues Zimmer treten, als der Lieutenant von Leist über die Schwelle desselben ihnen entgegentrat; man wechselte die herkömmlichen Complimente, freute sich der Ueberraschung und wie natürlich bot Herr von Leist dem Fräulein seinen Arm. Kaum war das geschehen, so ließ die Geheimräthin den Arm des Kammerherrn frei; sie wollte ihm durchaus keinen Zweifel darüber lassen, daß sie es gewesen, welche den Lieutenant hierher comman-

dirt, und daß ſie ſeinen Arm nur ſo lange angenommen, als nöthig war, damit der junge Officier Eliſabeth's Arm frei finde.

„Marguerite!“ ſagte der Kammerherr leiſe, „ſie rennen in ihr Verderben!“ Er ſagte das ganz ſanft und leiſe, aber er blickte ihr dabei in's Geſicht, als wollte er ſie mit dem ſtarren Blick ſeiner blauen räthſelhaft tiefen Augen bezaubern.

„Ich fürchte mich vor ihren Drohungen eben ſo wenig, wie vor ihren Baſiliskenblicken, mein ſchöner Herr,“ entgegnete die Geheimräthin mit ihrem ewigen Lächeln; „ſein ſie unbeſorgt, ſie werden Herrn von Leiſt nicht hindern, daß er eines Tages die Hand ihrer geliebten Betty eben ſo frei findet, wie heute deren Arm!“

Der Kammerherr war im Begriff, etwas zu antworten, aber er zwang das Wort hinunter, die Geheimräthin dagegen fuhr gleichmüthig fort: „Incommodiren ſie ſich nicht, Herr von Redow, ſie wollten ſich rühmen, daß ſie Betty's Herz beſäßen, oh! des klugen Mannes! hat er nicht an ſich ſelbſt erfahren, daß man nicht immer Herrnhuter bleibt, auch wenn man in Niesky oder Gnadenfrei erzogen iſt!“

„Aber so komm doch, Marguerite," mahnte der Geheime Finanzrath umkehrend, „was treiben sie denn, lieber Kammerherr?"

Herr von Redow konnte es sich nicht verhehlen, daß ihm heute das Glück entgegen, aber er war zu klug, es sich merken zu lassen, und er wußte auch aus dieser Niederlage einen Vortheil zu ziehen. Bis jetzt hatte er zwar bemerkt, daß der Lieutenant dem Fräulein lebhaft huldige, aber er hatte noch keinen ernsthaften Liebhaber in ihm gesehen. Die Protection, welche die Geheimräthin dem jungen Officier zu Theil werden ließ, zeigte ihm zuerst einen wirklichen Gegner. Er war nicht erfreut darüber, er stand in Verhältnissen zu der Leist'schen Familie, welche ihm die Nebenbuhlerschaft des jungen Mannes sehr lästig machten; aber er umfaßte Elisabeth, diese keusche, unschuldige Seele, mit derselben fieberhaft hartnäckigen Begierde, mit welcher abergläubige Menschen unschuldige Kinder umfassen und auf ihrem Schooß halten, so lange es blitzt und donnert; sie glauben vor dem rächenden und heimsuchenden Wetterstrahl des Gotteszorns gesichert zu sein durch die Unschuld in ihren Armen. Vielleicht suchte der Kammerherr in

Elisabeth's Armen, an der Seite der Unschuld auch nur Schutz gegen rächende Furien, welche sich an seine Schritte hefteten?

In dem nächsten Zimmer fand man keine historischen Personen, sondern eine häusliche Scene, frisch aus dem Leben, aus dem Berlinischen Leben heraus; man sah eine glückliche Mutter, eine hübsche Frau noch, den Säugling in den Armen wiegend, von den ältern Kindern umringt, im Hintergrunde eine Dienerin, die Mutterfreude mit der Herrin theilend.

Dieser Kinderstube gegenüber kniete die Aebtissin von Paraklet, Heloise, vor dem Norbertiner Abelard, vor dem Manne, der sie einst so glühend geliebt hatte; ein unbeschreiblich rührendes Bild. Hingerissen sagte der Lieutenant von Leist zu der Dame, die er so glücklich war zu führen:

„Semblable à ces flambeaux à ces lugubres
feux,
Qui brulent près des morts sans échauffer
leur cendre,
Mon amour sur ton coeur n'a plus rien à
prétendre."

Der Lieutenant sagte das ohne alle Beziehung

auf Elisabeth, er sagte es, weil es wirklich der Eindruck war, den diese Gruppe auf ihn machte, darum sprach er auch ziemlich laut und hatte den Vers kaum vollendet, als ein General-Officier, der so eben herangetreten war, hastig fortfuhr:

„Ils aimerent trop, ils furent malheureux,
Gémissons sur leur tombe, et n'aimons pas
comme eux!

N'est-ce-pas? Das sind Gesinnungen, welche sich besser für einen jungen Officier vom Regiment Gensd'armes passen, der eine so schöne Dame am Arm zu führen das Glück hat!"

Der General grüßte das junge Paar lächelnd und schritt weiter.

„Wer war das!" fragte Elisabeth halb neugierig, halb erschreckt durch den Blick, den ihr der General zugeworfen.

„Prinz Louis Ferdinand!" antwortete Herr von Leist leise, „kannten sie den preußischen Schlachtengott noch nicht?"

Man ging in das nächste Zimmer.

„Pauvre Abélard!" flüsterte die Geheimräthin, langsam ihrer Gesellschaft folgend.

An manchen Gruppen führte der Lieutenant seine junge Gefährtin hastig vorüber; glücklicher Weise waren diese fast immer diejenigen, welche am dichtesten von den Neugierigen umdrängt waren. Der tapfre Reiterofficier, der sonst nicht scrupulöser war als die meisten seiner Kameraden, hier zitterte er fast vor Bangigkeit, daß Elisabeth's keuscher Blick Aergerniß nehmen könne an einer von den Gruppen oder Figuren, und wenn er einzelne Aeußerungen vernahm, so erröthete er vor Scham und fühlte die Gluth im Gesicht; ihn ängstete allein der Gedanke, daß sie solche Aeußerungen vernehmen könnte.

Kant, Mendelssohn, Lavater standen da in einer Gruppe vereinigt, und Mendelssohn hielt die Schrift von Grattenauer gegen die Juden, die vor einiger Zeit erschienen war und großes Aufsehen gemacht hatte, in der Hand. Eine Menge von jüdischen Studenten und kleinen Schöngeistern standen bewundernd vor Mendelssohn, sie nannten ihn bald ihren Messias, bald priesen sie ihn als den Vorläufer Kant's und Fichte's, wortreich und bombastisch, eine Begeisterung für den edlen Mann heuchelnd, die sie gar nicht fühlten.

Der Officier fühlte sich höchst unangenehm berührt durch diesen jüdischen Wortschwall, der nimmer enden wollte, er fragte sich plötzlich, warum er sich in diesem jüdischen Kreise so ganz anders fühle, als in den Gesellschaften der Herz und der Rahel, aber er ward in diesen Gedanken gestört, denn mit großer Emphase declamirte plötzlich ein wulsthaariger jüdischer Schöngeist:

„Es ist ein Gott, das lehrte Moses schon,
Doch den Beweis davon gab Mendelssohn."

Elisabeth's Arm zuckte in dem Leist's, dieser fühlte es wohl und trat mit ihr zurück.

„Hat für die Juden von heut wirklich erst dieser Mann beweisen müssen, daß es einen Gott giebt?" fragte sie halb schüchtern, halb unwillig, „hat dieses Volk seine Geschichte ganz vergessen?"

„Oh nein," erwiderte der junge Officier ernsthaft, „jener übertriebene Vers ist von keinem Juden, aber ein Jude war es, welcher berichtigend darauf antwortete:

„Der Kluge glaubt es Moses schon,
Dem Narren erst bewies es Mendelssohn."

„Das soll übrigens dem wirklichen Verdienst,

was dieſer Mann hat, keinen Abbruch thun," fuhr der Lieutenant fort, „Moſes Mendelsſohn liebte ſeiner Väter Geſetz und hielt treu an deren alten Satzungen, das aber muß man einem Manne ſeines Geiſtes doppelt hoch anrechnen!"

Eliſabeth von Reinbach warf einen raſchen, fragenden Blick auf den jungen Officier, welcher offenbar Terrain gewann bei ihr; vielleicht wäre es ihr nicht unlieb geweſen, ſich länger mit ihm zu unterhalten, in dieſem Augenblick aber ſtießen ſie gerade auf den Geheimen Finanzrath und ſeine Gemahlin; ſie hatten eine Gruppe aus Figaro's Hochzeit bewundert, an welcher Herr von Leiſt Eliſabeth vorher ſehr raſch vorüber geführt.

„Wo iſt der Kammerherr?" fragte der Geheime Finanzrath haſtig, als er ſeine Tochter noch immer an dem Arme des Officiers von den Gensd'armes ſah.

„Laſſen wir den Kammerherrn, mon ami!" entgegnete die Geheimräthin mit einem Blick voll ſchmachtender Koketterie, dem der alternde Gemahl niemals Widerſtand leiſtete, „gehen wir!" Sie legte ihren Arm in den ſeinen und flüſterte ſich zärtlich

zu ihm neigend: „Ich verstehe dich nicht, mein Freund, was willst du eigentlich mit diesem armen Redow? König Friedrich Wilhelm II. ist längst todt, du bedarfst eines Protecteurs nicht mehr.“

„Graf Haugwitz!“ entgegnete der Geheime Finanzrath leise, „der Frieden!“

„Haugwitz kümmert sich nicht mehr um den Kammerherrn, mon ami!“ antwortete die Geheimräthin bestimmt.

„Das weiß ich besser!“ meinte der ehemalige Vertraute vieler geheimer Dinge mit triumphirendem Lächeln.

„Graf Haugwitz und Herr von Redow haben zusammen Geister citirt und Gold gekocht und freimaurerische Cerimonien ersonnen, sie mögen noch manches andere zusammen gethan haben, ich begreife aber nicht, was sie jetzt noch mit einander gemein haben sollten!“

„So will ich's dir sagen, petite femme!“ entgegnete der Geheime Finanzrath, blieb stehen, sah sich um, ob er auch nicht belauscht werde, dann sprach er rasch: „sie haben zusammen Gewissensangst!“

Das seltsame Ehepaar sah sich gegenseitig in's

Gesicht; ein hochmüthiger Hohn spielte um den Mund der Geheimräthin, sie hielt sich jetzt weit erhaben über ihrem Gegner, der Gewissensangst hatte, sie wußte schon lange nicht mehr recht was das war; der Geheimrath lachte still vergnügt, es fiel ihm gar nicht ein, jene mit sich zu vergleichen, aber er freute sich, daß jetzt die Gewissensangst ihm seinen Einfluß in gewissen Verhältnissen sicherte, den ihm einst andere Umstände verschafft hatten.

Die Geheimräthin schwieg, die kluge Frau begriff, daß es jetzt nicht an der Zeit war, auf einen Bruch mit dem Kammerherrn zu dringen, wie sie anfänglich wohl beabsichtigt haben mochte, aber sie beschloß ihrerseits, sich des Geheimnisses, „sie haben Gewissensangst zusammen", eben so vortheilhaft in ihren Angelegenheiten zu bedienen, als solches ihr Gemahl zu seinen Geschäften that.

Das Wachsfiguren-Cabinet war wahrlich ein unglückliches Terrain für Herrn von Redow. Der Geheime Finanzrath und seine Gemahlin standen am Eingange; Herr von Leist mußte nun wohl nothgedrungen Elisabeth's Arm freigeben, er schickte sich schon mit schwerem Herzen zum Abschiednehmen an, als

ihn die Geheimräthin durch eine Zwischenfrage aufhielt. Die kluge Frau wußte wohl, was sie that; sie hatte die Unruhe und die Ungeduld bemerkt, mit welcher der Geheime Finanzrath sich nach dem Kammerherrn umsah, sie ahnte, daß Jener die Absicht gehabt, ihren Gegner zum Abendessen einzuladen, daß er aber nun, in seinem Aerger, warten zu müssen, sofort etwas thun werde, was dem Kammerherrn unangenehm. Sie hatte das Temperament dieses feinfühligen Egoisten viel zu gut studirt, um sich irren zu können.

„Wie kann mich dieser Kammerherr warten lassen?“ sagte der Geheime Finanzrath ärgerlich zu sich selbst, „ich werde mich dafür revanchiren; er kommt immer noch nicht? Ach! er macht dieser lieben Babet den Hof und läßt doch mein schönes Kind warten, dafür soll er büßen; er wird sich abscheulich ärgern, wenn ein Officier von den Gensd'armes seine Dame nach Hause führt.“

Noch einen Augenblick zögerte Herr von Reinbach, dann wendete er sich höflich an den jungen Officier und sagte: „Sie haben so treulich bei uns ausgehalten heute Abend, schenken sie uns nun noch

den Reſt des Abends; helfen ſie uns einen hübſchen Zander verzehren. Geben ſie meiner Tochter den Arm, Herr von Leiſt, wir wollen zu Fuß nach Hauſe gehen, das beſſert den Appetit etwas!“

Mit Dank nahm Herr von Leiſt die Einladung an, ſeine Bundesgenoſſin winkte ihm verſtohlen zu, aber Eliſabeth blieb ganz unbefangen, ja, der junge Edelmann hatte ſogar den Verdruß, zu vernehmen, daß die junge Dame fragte: „Wird Herr von Redow uns nicht begleiten?“

„Ich kann nicht länger warten, meine liebe Babet!“ entgegnete der edle Vater und ging, ſeine Gemahlin führend, ſo raſch hinaus, als ſeine Bequemlichkeit das geſtattete.

Eliſabeth folgte am Arme des Lieutenants, der wie alle Liebenden leicht gekränkt und verletzt fragte: „Bedauern ſie es ſo ſehr, mein gnädiges Fräulein, daß ich das Glück habe, ſie zu führen, anſtatt des Herrn von Redow?“

Kaum hatte er das ausgeſprochen, als er auch wußte, daß er eine Dummheit begangen. Eliſabeth fühlte ſich unzart berührt durch dieſe Anſpielung auf ein mögliches Verhältniß zwiſchen ihr und dem Kam-

merherrn, ine Anſpielung, zu welcher der junge Herr im höchſten Grad innerlich durch ſeine Liebe, ſonſt aber durch gar nichts berechtigt war. Das Fräulein antwortete indeſſen nicht auf dieſe Frage, gewiß ſehr zart, ſie konnte dieſelbe überhört haben.

In verlegenem Stillſchweigen führte der Lieutenant ſeine Dame über die Kurfürſtenbrücke; es war ein kalter, aber ſchöner und trockner Abend; die dunklen Conturen des Königlichen Schloſſes hoben ſich vom Mondeslicht übergoſſen ſcharf ab, der Schnee knirſchte unter den Füßen der raſch Wandelnden.

„Oh, Herr von Leiſt," ſagte Eliſabeth plötzlich mit ihrer weichen Stimme und in der Aufwallung der ihr eigenen frohen Offenherzigkeit, „der Schnee, der gefrorne Fluß, ſie erinnern mich daran, daß ich ihnen noch gar nicht meinen Dank geſagt habe für das große Vergnügen, welches ſie mir auf der Eisbahn bereitet haben; ach!" fuhr ſie lebhaft fort, indem ſie tief aufathmete, „auf der Eisbahn war mir wohler, als neulich im Ballſaal, und jetzt hier unter freiem Himmel erſt wird mir wieder gut; es iſt kindiſch, aber ich habe ſtets gegen ein geheimes Grauen kämpfen müſſen dadrinnen, es war mir, als wandle

ich unter Leichen, die Todesbläſſe der ſtarren Geſichter ſchien mir nur geſchminkt, ach! ich war, — ich will keine Wachsfiguren mehr ſehen!“

Eliſabeth war im Begriff geweſen zu ſagen, ich war recht froh, daß ich an ihrem Arme ging, meine zagende Weiblichkeit getröſtete ſich der Manneshülfe; ſie würde das auch ganz unbefangen ausgeſprochen haben, hätte der junge Officier nicht vorher den Fehler gemacht, auf ihr Verhältniß zu dem Kammerherrn anzuſpielen, darum hielt ſie zurück und ſagte, ſie wolle keine Wachsfiguren mehr ſehen.

Der Lieutenant fand das entzückend; ähnliche Empfindungen waren auch in ihm rege geworden beim erſten Beſuch des Wachsfiguren-Cabinets, jetzt aber hielt er ſich zunächſt an den erſten Theil der Rede Eliſabeth's und fragte mit einiger Zuverſicht: „Darf ich wohl hoffen, mein gnädiges Fräulein, ſie noch einmal auf der Eisbahn zu ſehen? Niemals war die Bahn ſo ſchön und das Wetter ſo günſtig!“

„Meine Eltern werden, wie ich hoffe, nichts dagegen haben!“ entgegnete Eliſabeth und blickte den Lieutenant mit ihren großen braunen Augen ſo zuverſichtlich an, daß dem das Herz überwallte und er

Mühe hatte, sich zurückzuhalten. Wie vertrauensvoll lehnte sich das geliebte Mädchen auf seinen Arm! Der Mond aber schien so hell, daß der Officier trotz des breitrandigen Hutes in ihrem zarten Antlitz, das von der Winterluft rosig angehaucht war, jeden Zug, jede Bewegung auf's Deutlichste bemerken konnte.

„Ich werde dem Herrn Geheimen Finanzrathe meine Bitte vortragen," entgegnete er, den kleinen Wink benutzend, den ihm Elisabeth gegeben, „oh! wie freue ich mich darauf!"

Die junge Dame erröthete jetzt stärker und wendete verlegen ihr Köpfchen zur Seite; der ehrliche Hans Dinnies von Leist hatte in dem Tone, in welchem er seine Freude aussprach, auch seine ganze leidenschaftliche Liebe verrathen. Jetzt, erst jetzt erfuhr Elisabeth, daß der junge Officier eine ernste Neigung für sie hege, und diese Kunde setzte sie in eine unglaubliche Verwirrung.

Es war seit kurzer Zeit der zweite Mann, der ihr seine Liebe entgegentrug; der Kammerherr von Redow war dem Lieutenant zuvorgekommen, er hatte sich mit der Sicherheit eines älteren Mannes dem Fräulein gegenüber benommen, auch er hatte

noch nicht gradezu um sie geworben, aber er hatte das Fräulein nach und nach, unmerklich und sehr geschickt daran gewöhnt, ihn als einen Werber zu betrachten. Gewandt und klug hatte er die Erinnerungen, welche eine kurze Erziehung in einer herrnhutischen Anstalt ihm gewährte, benutzt, um mit Elisabeth eine Sprache zu sprechen, die sie verstand; dann hatte er ihr Theilnahme eingeflößt, sie gereizt, sich für ihn zu interessiren, und seit einiger Zeit sah das junge Mädchen schon ihre Lebensaufgabe darin, den Kammerherrn von seiner Melancholie zu heilen und ihn wieder zu den Religionsanschauungen, in welchen sie und auch er einst erzogen worden, zurück zu führen. Elisabeth von Reinbach glaubte den Kammerhern lieben zu müssen, um ihn bekehren zu können. Das war aber für ein Mädchen ihres Charakters und ihres Bildungsganges so wichtig, daß sie die stille, ehrerbietige Huldigung, welche ihr der Lieutenant von Leist widmete, ganz übersah. Sie hatte den jungen Offizier gern in ihrer Nähe, er zeichnete sich vor seinen Kameraden mannichfach sehr vortheilhaft aus, aber aufmerksamer auf ihn war sie erst auf der Eisbahn geworden, und als ihr nun

plötzlich das Verständniß eröffnet wurde, tauchten in ihrer Erinnerung eine Menge von Kleinigkeiten auf und erschienen ihr nun in einem weit andern Lichte; der Lieutenant hatte ihr, ohne daß er es selbst wußte, ein Geständniß gemacht, und die Verwirrung, in welche sie durch dieses Geständniß versetzt wurde, war mit so süßen Gefühlen für sie verbunden, daß sie sich ohne Rückhalt denselben hingab.

Liebende haben oft eine eigenthümliche Ahnung; Herr von Leist kannte die Gedanken Elisabeth's nicht, aber er wußte, daß es nicht vortheilhaft sein würde für ihn, in diesem Augenblick das Schweigen zu brechen; in derselben Minute aber, in welcher sich das junge Mädchen in seinen sanften und zärtlichen Empfindungen durch den Gedanken unterbrach, sie müsse sich aus solchen Gefühlen aufraffen, denn sie habe die Pflicht, den Kammerherrn zu lieben, um dessen Seele zu retten, da sagte der Lieutenant ganz harmlos: „Mein Schwanenschlitten soll morgen wieder auf die Eisbahn gebracht werden, ich hatte ihn nach Hause fahren lassen, ich wollte ihn aufheben zum Andenken an den glücklichen Tag, an welchem ich die Freude hatte, sie zu fahren, mein gnädiges Fräulein."

Dieſer kleine Zug drang tiefer in Eliſabeth's weiches Herz als vielleicht die heiligſte Betheuerung.

„Ah! der Schwan iſt ſehr zierlich, ſehr ſauber!“ ſagte ſie lächelnd, indem ſie den glückſeligen jungen Officier anblickte.

„Ich bitte, treten ſie ein, keine Complimente hier draußen!“ befahl der Geheime Finanzrath, indem er die kleine Thür öffnete, welche neben den großen Thorflügeln in die hohe Flurhalle ſeines Hauſes führte.

Oben entſchlüpfte Eliſabeth leicht, und auch der Geheime Finanzrath entfernte ſich; Herr von Leiſt ſtand in dem behaglich erwärmten Speiſezimmer, wo die von Silber und Kryſtall blitzende Tafel ſchon ſervirt war; die Geheimräthin warf ihren Hut, ihre Enveloppe und ihre Handſchuh auf einen Divan, dann trat ſie raſch auf den jungen Officier zu und fragte ihn mit unverhehltem Selbſtbewußtſein: „Nun, Herr von Leiſt, bin ich eine treue Bundesgenoſſin?“

„Eine mächtige gewiß,“ entgegnete der junge Officier, indem er ſich verbeugte und die Hand der Geheimräthin küßte, die ihm dieſe mit leichtem zärtlichen Druck auf die Lippen legte, „eine mächtige gewiß, ob eine treue, das muß die Zeit lehren!“

„Wie? halten ſie ſo wenig von meiner Treue, junger Herr?“ fragte die runde Dame, die in ihrer Lebhaftigkeit allerdings noch immer einen Reiz entwickelte, welcher ihre Herrſchaft über den alternden Gemahl erklärte und noch manches Andere nicht unbegreiflich erſcheinen ließ.

„Ihre Bundesgenoſſenſchaft, meine gnädige Frau,“ verſetzte der Lieutenant gewandt, „iſt für mich ein Glück, nichts als Glück, und je größer das Glück, deſto wandelbarer!“

„Wie artig er den Philoſophen macht!“ rief die Geheimräthin und ſtreichelte ihm freundlich die Wange, „machen ſie den Philoſophen, Herr von Leiſt, wenn dieſe Wange einſt welk iſt und aus dem erloſchenen Auge kein Strahl mehr bricht —“

Die lebhafte Frau brach mitten in ihrer Rede ab, dann ſagte ſie plötzlich in ganz anderem Tone: „Das iſt doch merkwürdig, wiſſen ſie, Herr von Leiſt, ſie haben ganz dieſelben braunen Augen, wie Betty, Form wie Farbe ganz genau, es iſt nur ein anderer Ausdruck in den ihrigen; ſie ſind Beide für einander beſtimmt!“

„Laß auftragen, petite femme,“ rief der Ge-

heime Finanzrath in's Zimmer tretend, „du mußt ganz verhungert sein, und unser lieber Gast auch und die Kleine!"

Der gute Geheime Finanzrath, er war immer nur für Andere besorgt, er dachte nie an sich, er faßte die Hand seiner Tochter, die eben auch, in einem einfachen Hauskleidchen fast noch reizender als in der großen Parure, eingetreten war, führte sie an den Tisch und nahm Platz, ohne sich weiter um seine Frau und den Gast zu bekümmern.

Die Geheimräthin zog die Klingel und sagte leicht: „Bitte, nehmen sie Platz, neben Betty."

Der junge Mann bemerkte wohl, daß Elisabeth, bevor sie sich setzte, ihre Hände faltete und ihr Tischgebet verrichtete, während ihr Vater mit der Geheimräthin plaudernd einen Teller leicht mit Citrone einrieb, um dem Fisch, den er davon zu speisen gedachte, einen höheren Gaumenreiz zu verleihen. Es lag etwas Eigenthümliches in dieser Action des jungen Mädchens, die man zu übersehen schien, lediglich um sie nicht durch ausdrückliche Versagung der Theilnahme daran zu kränken. Um selbst zu beten, dazu war man natürlich viel zu aufgeklärt!

Der Fisch wurde nun aufgetragen, und die Geheimräthin wurde jetzt eben so stumm, als sie bisher redselig gewesen; gern hätte sie auch dem Lieutenant einen Wink gegeben, denn Herr von Reinbach konnte das Sprechen bei'm Fischessen nicht leiden; indessen hatte es keine Noth, denn entweder war der Lieutenant wirklich ein leidenschaftlicher Fischesser und Liebhaber von Zander, oder er hatte sonst seine Gründe zu schweigen, kurz, er sagte kein Wort mehr.

„Sehr gut, Herr von Leist," sagte der Geheime Finanzrath, eine kleine Pause machend, und sah zu, wie der Lieutenant kunstverständig seine Fischsauce aus Mostrich, frischer Butter und Citronensaft mischte, „noch ein Stückchen vom Rücken, Babet, mein Kätzchen?"

Ein köstliches Stück hielt der gute Vater auf der Fischgabel, er selbst blickte mit einer gewissen Sehnsucht darnach hin, aber er bot es doch seinem Töchterchen an; glücklicher Weise dankte Babet, das Kätzchen, und der treue Vater verzehrte den capitalen Bissen mit doppeltem Vergnügen.

„Ich sehe, sie essen gern Fisch, Herr von Leist," bemerkte der Geheime Finanzrath behaglich schmunzelnd

und träufelte ein paar Tropfen Citronensaft auf den Zipfel seiner Serviette, mit welchem er sich die Lippen abtrocknete, „meine Frau und meine Tochter essen auch gern Fisch, sehr gern!“ Der gute Mann aß zwar auch sehr gern Fisch, in seiner Bescheidenheit aber nannte er sich gar nicht.

„Nun, alle Leute von Geschmack lieben den Fisch!“ bemerkte die Geheimräthin bestimmt.

Der Geheime Finanzrath nickte ihr erst freundlich zu, dann sagte er, durch den Gedanken verstimmt: „Herr von Redow ißt niemals Fisch!“

Das hatte die kluge Bundesgenossin gewollt, ihr Gemahl sollte diese Bemerkung selbst machen, er sollte erst dem Kammerherrn die Qualität eines Mannes von Geschmack absprechen und dann einen Vergleich ziehen zwischen ihm und dem Herrn von Leist, der so gern Fisch aß. Sie erreichte ihren Zweck vollständig, in höherm Maaße vielleicht noch, als sie gehofft hatte.

„Trinken sie gern Rheinwein, Herr von Leist,“ fragte der Geheime Finanzrath seinen Gast, als die erste Flasche leer war, „oder begünstigen sie aus-

schließlich den Pontac, wie man von ihren Herren Kameraden sagt?"

„Bei ihnen, Herr Geheimrath, trinke ich sehr gern Rheinwein," erwiderte der Lieutenant fein, „obwohl ich nicht läugnen will, daß ich's an andern Orten gern ausschlage."

„Haha! ich verstehe, ich verstehe!" rief der alte Schlemmer vergnügt und befahl einen Rheinwein, der so kostbar war, daß selbst die Geheimräthin stutzte; ihr Bundesgenosse stieg mächtig im Ansehen.

Elisabeth hatte dessen nicht Acht, sie war wie gewöhnlich sehr still, aber sie antwortete einfach freundlich auf die Fragen, welche der junge Edelmann halb schüchtern an sie richtete. Es war gerade bei Tische am wenigsten, wo man Eindruck auf dieses Mädchen machen konnte; nicht daß in ihr eine puritanische Verachtung der Gottesgabe gewesen wäre, oh nein! sie genoß frisch und mit gesundem Appetit, aber sehr einfach gewöhnt, fehlte ihr noch überhaupt der Standpunkt culinarischen Genüssen gegenüber, und die oft in förmliche Schlemmerei ausartende Feinschmeckerei ihres Vaters und seiner gewöhnlichen Tafelgenossen erfüllte sie mit einer Art von Ekel, den sie nur

durch die kindliche Liebe, mit welcher sie an ihrem Vater hing, bekämpfte. Alles, was dem Lieutenant in den Augen ihres Vaters zur Ehre gereichte, würde ihm in ihren Augen geschadet haben, wenn er sich etwas weniger maaßvoll gezeigt hätte.

Die Herren schlürften eben die ersten Gläser des feurigen Tranks, von dem sich auch die Geheimräthin einen Tropfen, wie sie sagte, ausgebeten hatte, als man einen Wagen vorfahren hörte.

„Noch ein Besuch?“ sagte der Geheime Finanzrath verdrießlich, er liebte neue Gesichter nicht, wenn er die zweite Flasche angebrochen.

„Der Kammerherr!“ meinte die Geheimräthin spöttisch.

„Excellenz von Bischoffswerder!“ rief die Kammerjungfer der Geheimräthin in's Zimmer.

„Nun, was soll denn das heißen?“ fragte der Hausherr mit steigendem Verdruß.

„Wissen sie das Neueste, Freundchen?“ rief ein mittelgroßer, ältlicher Herr, der in seinen Roquelaure gehüllt in's Zimmer trat; „sie ist wirklich wieder hier, heute Nachmittag eingetroffen, bei der Matuschka abgestiegen!“

„Wirklich, die Gräfin wieder hier?“ fragte der Geheime Finanzrath sich erhebend, und in seine verschwommenen Züge kam eine Festigkeit, ein Leben, das man sonst nicht darin bemerkte.

„Die Gräfin, oh nein!“ entgegnete der Günstling Friedrich Wilhelm's II., „die Gräfin Lichtenau ist todt, die Freifrau von Holbein ist heute hier eingetroffen, am hellen Tage hier durch Berlin gefahren; es hat sich Niemand eigentlich darum gekümmert, viele haben sie erkannt und höflich gegrüßt; da sieht man, was das Gerede zu bedeuten hatte: sie dürfe sich hier nicht sehen lassen, das Volk werde sie in Stücke reißen; ah! wir waren gar nicht so verhaßt, als man uns glauben machen wollte, und jetzt —“

„Jetzt sind wir vergessen, Excellenz!“ sagte der Geheime Finanzrath mit großer Bestimmtheit.

„Vielleicht,“ entgegnete der General von Bischoffswerder langsam, und seine Augen nahmen jenen Ausdruck an, der so viele Leute verleitet hat, den Günstling Friedrich Wilhelm's II. für einen Schwärmer zu halten; „guten Abend, mein schönes Kind, meine Nichten lassen sich bestens empfehlen, und auch ihnen, meine gnädige Frau!“

„Wollen Excellenz nicht Platz nehmen?“ bat die Geheimräthin.

„Von dem Wein da will ich ein Glas annehmen, ich kenne ihn,“ entgegnete der General, indem er sich an der Seite der Geheimräthin niederließ, „oder kenne ich ihn nicht, Freundchen?“

Die beiden Männer vom alten Hofe wechselten einen Blick des Einverständnisses.

„Außer ihr, die nun heute wieder hierher gekommen,“ sagte der General, sein Glas langsam leerend, „kennt diesen Wein keiner außer uns!“

„Werden sie ihr einen Besuch machen, Excellenz?“ fragte der Hausherr zögernd.

„Wenn die Gräfin von Lichtenau nach Berlin zurückgekehrt wäre,“ antwortete der General bestimmt, „so würde ich, meines hochseligen Herrn wegen, ihr einen Besuch machen; die Freifrau von Holbein dagegen kenne ich nicht, doch würde es mir natürlich sehr angenehm sein, ihr an einem dritten Orte zu begegnen.“

„Ich verstehe Eure Excellenz!“ entgegnete der Geheime Finanzrath.

Der General von Bischoffswerder nickte ihm zu.

Die beiden alten Herren rückten näher zusammen und begannen leise zu sprechen.

Die Geheimräthin erhob sich, dem Lieutenant und Elisabeth ein Zeichen gebend.

Sie trat mit den beiden jungen Leuten in ein Nebenzimmer, es entging dem Officier nicht, daß seine Bundesgenossin eine gewisse Unruhe verrieth; er bat sie deshalb, ihn bei dem Hausherrn zu entschuldigen, und empfahl sich den Damen. Ein Blick der Geheimräthin sagte ihm, daß er das Richtige getroffen.

Als er draußen seinen weißen Mantel umnahm, meinte der Bediente: „Ich werde den Herrn Lieutenant über den Hof führen, gleich in die Behrenstraße!“

Herr von Leist hatte darauf nicht weiter Acht, er folgte dem Bedienten über den langen Hof, dieser schloß hier eine Thür auf und ließ ihn in einen kurzen schmalen Gang treten, der auf die Behrenstraße mündete.

Ein einziges Fenster zu ebener Erde war hier erleuchtet; vielleicht würde der junge Officier achtlos daran vorüber gegangen sein, hätte nicht lautes Lachen und fröhliches Gekicher dazwischen seine Aufmerksamkeit erregt; er blickte hinein und sah in eine kleine

Tischlerwerkstatt, darin saß mit einem groben wollenen Strickzeug auf dem Schooß, schlecht, aber nicht unsauber gekleidet, eine derbe, blühende Frau, welche lachend und kichernd die Scherze eines Mannes erwiderte, der vor ihr auf dem Boden kniete und an den Felgen einer Kinderwiege hämmerte, die er im Begriff war anzuschlagen.

Welch' ein glückliches junges Paar! dachte der Lieutenant und setzte seinen Weg fort.

Der Mann, der sich die Wiege selbst zimmerte für den erwarteten Ehesegen, und die junge Frau, die ihm, halb verschämt, lachend zusah, hatten einen tiefen Eindruck auf den jungen Cavalier gemacht, er sah im Traume derselbigen Nacht mehrmals die beiden glücklichen Gesichter.

## Fünftes Capitel.

---

## Au Parlament d'Angleterre.

„Test ward gesungen und gescherzt
Und manches Glas getrunken,
Manch liebes Mädchen warm geherzt,
Jetzt ist das Schloß versunken."

(Alte Ballade.)

Am Zeughause Nr. 1. befand sich der vornehme Gasthof der Wittwe Markgraf, genannt au Parlament d'Angleterre; hier war man sicher, Abends auch nach zehn Uhr noch, in dem großen Zimmer zur linken Hand, eine ziemliche Anzahl von Officieren der Berliner Garnison zu finden, die mit großer Vorliebe sich nach englischen Mustern bildeten, das heißt, mit fester Entsagung Beefsteaks aßen und mit edler Selbstverläugnung tüchtig dazu tranken.

Es war da eine Nachahmung englischer Clubsitten, bislang ganz fremd und unbekannt in Berlin, die aber um so mehr Anklang finden mußten, als sie für die unverheiratheten jüngern Officiere einem wirklichen Bedürfniß abhalfen, für die Aelteren aber die Annehmlichkeit boten, ohne großen Aufwand geselligen Umgang zu genießen.

Das Clubzimmer zu Parlament d'Angleterre zeigte durchaus nicht den Luxus, der jetzt in den Gastzimmern meist mehr prahlerisch als geschmackvoll und wohlthuend entfaltet wird; ein langer Tisch mit einer schönen glatten Eichenholzplatte nahm den größten Theil des Platzes ein, um ihn saßen die kriegerischen Gäste, rauchten ihre Pfeifen, plauderten und tranken. Einige hatten sich auch einen der auf der Tafel stehenden Armleuchter näher heran gezogen und lasen mit mehr oder minder geschärfter Aufmerksamkeit in den Zeitungen, welche hier zahlreicher waren als an sonst einem öffentlichen Orte Berlin's. Der Zeitungsspediteur Puchaleki in der Schornsteinfegergasse, nahe bei der Alten Roßstraße Nr. 6, hatte für kein Haus so viel Aufträge wie für dieses englische Parlament, das meist preußische Officiere bildeten.

Da lagen die kleinen Quartblättchen von grauem Papier, die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen", Verlag von Haude und Spener; neben ihnen die noch ältere „Königliche Privilegirte Berlinische Zeitung", Verlag Vossischer Erben, damals der ehrenfeste Buchhändler Schramm in der Breitenstraße; dann das „Intelligenz-Blatt"; der „Beobachter an der Spree"; eine literarische französische Zeitung, einige gelehrte und schönwissenschaftliche Blätter; das war die Berliner Presse. Neben ihr war aber auch die auswärtige Presse stark vertreten durch den „Hamburgischen unparteiischen Correspondenten", das französische „Reichs-Journal" und die „Leydener Zeitung".

Am Ende der Tafel, etwas abseits von den Kameraden, saß der Lieutenant von Leist, er war ziemlich spät gekommen und verzehrte einsam sein Abendbrot, kaum hörte er auf die ziemlich lauten Unterhaltungen, welche am obern Theile des Tisches geführt wurden; er aß nachdenklich und war sichtlich gegen alle Regeln gastronomischer Weisheit viel mehr mit seinen Gedanken als mit seinem etwas zähen Beefsteak beschäftigt, das indessen doch seinen gesunden

Zähnen keinen nachhaltigen Widerstand entgegen zu setzen vermochte; endlich kam ein Kamerad vom Regiment, setzte sich neben ihm nieder, legte sich behaglich zurück, ließ eine dünne Rauchwolke empor wirbeln aus dem rechten Mundwinkel und sagte scherzend: „Sie müssen hier im Hause einer besonders kräftigen Protection genießen, von Leist, denn wie ich sehe sind sie mit ihrem Beefsteak fertig geworden, dessen aber haben sich heute Abend nicht Viele von uns rühmen können!“

Der unge Officier lächelte, deutete dann auf seine schönen Zähne und schenkte sich ohne weiter zu antworten ein großes Glas bis an den Rand voll ein; wie sich für einen Officier vom Regiment Gens-d'armes von selbst versteht, ist es Pontac.

„Wo bekomme ich die Musik aus dem Deserteur, Leist,“ fuhr der andere Officier fort, „die ich neulich bei ihnen sah, ich bin bei dem Musikrath Hummel, dem Fürstenhause gegenüber, abonnirt, bin aber gar nicht zufrieden, schickt mir lauter altes Zeug, und wenn ich ja mal was finde, was mir zusagt, läßt's der Kerl gewiß am andern Tage abholen.“

„Gehen sie zu Rellstab Sohn, an der Garnisonkirche, lieber Rostitz,“ entgegnete der Lieutenant von

Leist freundlich, „bin sehr zufrieden mit dem Manne, immer die neuesten Musikalien, sehr bequem, läßt ihnen, was ihnen gefällt, wenn es die Tour durch ist, für billigen Preis ab. Sie lesen ja auch wohl, Rostitz, auch sehr gute Leihbibliothek bei Rellstab. Was haben die Herren da oben?"

Lautes Gelächter und lachender Stimmen lautes Gewirr erfüllte den Raum.

Der Lieutenant von Rostitz wendete sich halb um auf einen Augenblick, dann entgegnete er, seine frühere bequeme Stellung wieder einnehmend: „Ich kann das nicht leiden; eine sehr schöne Jüdin, ich habe ihren Namen vergessen, hat jüngst in einer Gesellschaft, oder bei einer Vorlesung, wo das geistreiche jüdische Frauenzimmer sich zusammenfindet, ein Papier verloren; Gott weiß, wie das Blatt in die Hände des Majors gekommen ist. Kurzum, es heißt, ein Officier sei der Dichter der Verse, und nun werden dieselben Jedem vorgelesen, man hofft, der Dichter werde sich verrathen dabei. Es ist doch eine Art Spionage!"

„Nun, wenn die Verse gut sind und die Jüdin schön!" lachte von Leist, „so sehe ich kein besonderes Unglück dabei."

„Unglück, nein," entgegnete Rostitz, „man drängt sich aber doch ganz unberufen in das Geheimniß Anderer, und ich sehe kein besonderes Glück in dem Zusammenbringen eines Cavaliers und Officiers mit einer Jüdin."

„Die Jüdinnen sind verschieden!" entgegnete Leist scharf und kurz.

„Das weiß ich, Herr von Leist!" antwortete Rostitz ernsthaft, gleich darauf nach augenblicklichem Besinnen aber fuhr er fort: „Verstehen sie mich nicht falsch, Leist, ich weiß, daß auch sie die geistreichen Salons zuweilen besuchen, und warum sollten sie nicht, wenn ihnen das Spaß macht? Ich habe aber niemals daran gedacht, auch im Entferntesten nicht, daß sie einer Jüdin ernsthaft den Hof machen könnten, wie man das jetzt von mehreren und leider sogar auch von Cavallerie-Officieren sagt, und ich fürchte nicht mit Unrecht sagt."

Herr von Leist hatte nicht Zeit zu antworten, denn in demselben Augenblick begann der Major mit dröhnender Stimme die Verse abzulesen, welche die junge Schönheit verloren, sie lauteten:

Wär' ich wie Ahasverus König
So wäre Esther mir zu wenig.
Ich gäbe Dir mein Scepter hin,
Und machte Dich zur Königin;
So aber ist, durch Vorurtheil,
Dich zu bewundern nur mein Theil.

„Was sagen sie zu den Versen, Leist?" rief eine Stentorstimme von oben herunter, „sie sind ja ein halber Schöngeist, verkehren mit der schönen Hofräthin Herz, von der Seine Königliche Hoheit der Prinz Louis neulich gesagt hat, sie sei noch nie geliebt worden, wie sie geliebt zu werden verdiene! Herr von Leist, sagen sie uns, was sie von diesen Versen halten?"

„Dann muß ich bitten, sie mich noch einmal hören zu lassen, Herr Rittmeister," entgegnete der junge Edelmann, indem er sich leicht erhob; in unverwüstlicher Lust am Spaß las der Major die Verse noch einmal, Herr von Leist aber fragte den neben ihm sitzenden Kameraden leise: „hält man mich für den Verfasser, Herr von Nostitz?"

„Es sieht so beinahe aus," entgegnete dieser, indem er die Gruppe am obern Ende des Tisches

musterte; „der Schwarze soll mich reiten, wenn's nicht so ist, gebt's ihnen tüchtig, Leist, ich bitte sie, verdammt wären diese schlechten Späße."

Der Major war mit den Versen zu Ende, aller Augen ruheten auf dem jungen Officier, der zwanglos den mit dem gespornten Steifstiefel bekleideten Fuß auf den nächsten Stuhl stellte und mit ruhigem Ernste erklärte: „Die Verse kommen mir so schlecht nicht vor, wenigstens hab' ich bestimmt schon schlechtere gehört —"

Die Herren warfen sich lächelnd bedeutungsvolle Blicke zu.

„Aber," fuhr Herr von Leist fort, „wenn ich die Verse nicht tadeln kann, so table ich doch die ganz miserable Gesinnung, aus der sie hervorgegangen sind."

Ein lauter Schrei der Verwunderung ertönte.

„Bravo!" rief der Lieutenant von Nostitz mit funkelnden Augen.

Herr von Leist lehnte sich wieder in seinen Stuhl zurück und schlürfte den Rest seines Weines mit sichtlichem Behagen.

„Miserable Gesinnung! wie meinen sie das, Herr

von Leist?" fragte der Rittmeister, nachdem die Ruhe sich wieder hergestellt hatte.

„Herr Rittmeister," antwortete der Lieutenant sehr ernst, indem er sich wieder aufrichtete, „es ist kein Vorurtheil, sondern ein richtiges Gefühl und ein Gesetz, welches einem christlichen Cavalier verbietet, eine Jüdin zum Weibe zu nehmen; wer aber dieses Gefühl für weiter nichts als ein Vorurtheil hält, der ist von miserabler Gesinnung, wenn er nicht ein Mal Herr über ein armseliges Vorurtheil werden kann, wo es seine Liebe gilt."

„Bravo!" rief der Lieutenant von Rostitz noch ein Mal und reichte seinem Kameraden die Hand, die dieser mit festem Druck nahm.

„Siehe da, die beiden Philosophen vom Königlichen Regiment Gensd'armes!" lachte der Rittmeister leichtblütig, während der Major und einige andere Herren ziemlich betroffen dreinschauten, denn es war in der Rede, vielleicht nur im Klange der Stimme des jungen Officiers ein Etwas, was einen Vorwurf enthielt; indessen war das schwer zu bezeichnen, und Denken war nicht gerade die liebste Beschäftigung dieser Herren. Deshalb nahmen sie wieder Platz und

schütteten einige große Gläser Pontac auf den kleinen Verdruß; das war probat, denn alsbald kehrte Allen die frühere Laune wieder, und das Gespräch gab ziemlich klar an den Tag, daß fast alle diese vornehmen Officiere darin einig waren, es sei nichts weiter als ein Vorurtheil, was die Ehe zwischen Christen und Jüdinnen hindere.

Das war gewiß auffallend bei vornehmen Cavallerie-Officieren. „Der Schwarze soll mich reiten," flüsterte Herr von Nostitz ärgerlich unserm jungen Freunde zu, „wenn diese Burschen sich nicht auf's Unverschämteste belügen. Es ist wohl Mode jetzt, gegen Vorurtheile zu kämpfen, da wird denn Alles, was unbequem ist, zum Vorurtheil gestempelt und mit verhängtem Zügel attakirt."

„Nicht mit verhängtem Zügel, lieber Nostitz," entgegnete Leist ebenfalls flüsternd, „sondern mit losem Maul, denn alle die Herren Kameraden, die da so stolz zu Gericht sitzen über das Vorurtheil, würden sich gewaltig auf die Hinterfüße setzen, wenn man ihnen zumuthete, wirklich eine Jüdin zu heirathen!"

„Meinen sie? ich fürchte, sie irren sich, Herr Kamerad, sie denken noch viel zu gut von den Leu-

ten; ich will keinen Namen nennen, aber wenn die alten adelstolzen Väter und Mütter nicht wären bei Dem und Jenem, wenn Diesen nicht die Aussicht auf den Verlust eines Majorats, das nur ein Edelmann mit Ahnen bekommt, oder eine Dompräbende, oder sonst so ein altes, vorurtheilvolles Institut zurückhielte, so würden wir genug Helden bewundern können, welche einer reichen und schönen Jüdin zu Liebe nicht mit dem losen Maul allein das schädliche Vorurtheil besiegen thäten."

„Wer in diesen und ähnlichen Gefühlen wirklich nur Vorurtheile sieht, der hat nicht nur ein Recht, sondern auch die Pflicht, sie zu besiegen!" meinte Lieutenant von Leist.

„Wenn ich nur wüßte, wo zum Teufel sie diesen Ton herbekommen, Leist, Alles, was sie sagen, klingt immer wie ein Spruch, wie eine Regel; sie hatten das früher nicht, erst seit einiger Zeit habe ich das bemerkt."

Der Lieutenant lächelte leise und sagte freundlich: „Das ist ihnen auch aufgefallen, Rostitz; sie haben ein feines Gehör in der That, gestern erst machte mir eine gescheute Frau, die Hofräthin Herz, deren zuvor

gedacht wurde, dieſelbe Bemerkung, und ſagte mir gleich dazu, was ich ſelbſt nicht wußte, woher ich dieſe Redeweiſe habe.“

„Da bin ich doch neugierig!“ meinte Herr von Noſtitz, und rückte dem Kameraden näher.

„Ach, es iſt kein Geheimniß,“ lachte der Lieutenant, „ich habe nur ſeit einigen Monaten ſehr viel von Schiller geleſen und bin ſo zu dieſer Redeweiſe gekommen.“

„Verdammt geſcheut muß dieſe Herz ſein, daß ſie das gleich heraushört,“ erwiderte Herr von Noſtitz kopfſchüttelnd, „ich hätte noch zehn Jahre lang ſie reden hören können, und wäre darauf ſicher nicht verfallen.“

Herr von Leiſt lachte hell auf.

„Was haben ſie denn?“ fragte der Kamerad ſtutzend.

„Seien ſie ehrlich, Noſtitz, ſie haben noch nichts von Schiller geleſen!“ drängte Leiſt.

„Da haben ſie Recht,“ entgegnete der und begann gleichfalls zu lachen, „jetzt verſtehe ich, ich habe zwar die Jungfrau von Orleans geſehen und Maria Stuart, aber ich begreife, das reicht nicht aus; doch

hören sie, was erzählt der Pannwitz da, ein guter Kerl, wenn er nur nicht immer so entsetzlich nach Eau de Luce stänke."

„Nein, die Straße sage ich ihnen nicht," erzählte ein hübscher Garde du Corps-Officier, „kurz und gut, es war auf der Friedrichsstadt, und obwohl es schon ziemlich finster war, so bemerkte ich doch, daß die beiden Damen allerliebst waren, tiefe Trauer zeigte sich auf ihren hübschen Gesichtern, ich ließ sie passiren und auch eine alte Hexe, die, eine große Schachtel im Arme, hinter ihnen hermarschirte. Sie werden mir zutrauen, meine Herren, daß ich nicht müssig stehen blieb, sondern den traurigen Schönen in einiger Entfernung folgte, ich habe nun einmal eine eigenthümliche Lust daran, traurige Schönheiten zu trösten. Die Damen traten endlich in eine Thorfahrt ein, und ich folgte ihnen auch dahin, was mit geringer Schwierigkeit verknüpft war, da der Thorflügel offen blieb."

„Bist du es, lieber Engel?" fragte auf dem Hof eine Frauenstimme.

„Ich bin es, liebe Marianne?" antwortete eine meiner Traurigen.

Der Erzähler ahmte die zarten Frauenstimmen in höchst komischer Weise nach.

„Ich habe euch schon lange erwartet, meine armen Kinder, wartet einen Augenblick, ich habe eine Laterne hier; mein abscheulicher Mann ist zu Hause und er darf nichts wissen, er würde mit eurem Schmerz nur seinen schnöden Spott treiben, denn ach! was ahnet ein roher Mann von den zarten Gefühlen eines weiblichen Wesens, das sich trennen muß vom Liebsten, was es hat auf Erden."

„Ach ja, vom Liebsten was wir hatten auf Erden!" wiederholten leise und traurig meine beiden Schönheiten.

Die Officiere brachen in ein schallendes Gelächter aus, denn der Erzähler ahmte die sentimental schmachtenden Weiber höchst ergötzlich nach.

Die Freundin erschien mit der Laterne, und die beiden Damen, sowie die Alte mit der Schachtel folgten ihr durch eine Gitterthür in den Garten. Ich schaute durch das Gitter und konnte Alles genau sehen, denn die vier Frauenzimmer bewegten sich im Scheine der Laterne etwa zehn Schritt von mir unter einem Baume; ich mußte ganz unbemerkt bleiben, da

ich im tiefsten Dunkel stand, aber ich konnte jedes Wort hören, was sie sprachen.

„Wie gut du bist, liebe Amalie," sagte eine meiner Trauernden, „du hast schon das kleine Grab machen lassen für meinen Liebling!"

Ich gestehe ihnen, meine Herren, unterbrach sich der Erzähler, daß mir anfing ängstlich zu werden; die Damen weinten bitterlich, sie begruben die Schachtel, welche die dienende Person bis dahin gehalten; habe ich mich nicht getäuscht, so streuten sie auch Blumen in das Grab, füllten es dann und traten endlich ihren Rückweg an. Ich mußte mich zurückziehen, eine eigene Bangigkeit ergriff mich, ich kam auf den Gedanken, daß da ein Kind verscharrt worden.

„Tritt noch einen Augenblick ein bei mir, meine süße Marianne," hörte ich die Stimme der Hausfrau, „erhole dich ein wenig, armes Kind, du bist zu angegriffen!" Die beiden Damen folgten dieser Einladung, ich trat durch die Thorfahrt und stellte mich auf den Straßendamm, um mir das Haus anzusehen, ich wollte mir den Ort merken, man konnte doch nicht wissen; da sah ich eine Person aus dem Thor kommen, mit drei Schritten war ich in ihrer

Nähe, ich erkannte augenblicklich die alte Person welche die Schachtel getragen, und war fest entschlossen, sie anzureden, als mir dieselbe zuvor kam. Zwar redete sie mich nicht an, aber sie schimpfte halblaut vor sich hin: „Es ist eine Sünde und Schande, einen solchen Spuk zu veranstalten; mancher Christenmensch ist nicht so ehrlich begraben worden, freilich hat's auch bei Lebzeiten mancher Mutter Kind nicht so gut gehabt; und was war das für eine bissige, schlechte Hundehöle, Gott sei Dank, daß das Beest fort ist, aber eine Sünde bleibt's doch, daß es begraben wird wie ein Christenmensch, und daß die Fräuleins drüber heulen, als wenn sie der Bock stieße" — und so weiter. — Ich sage ihnen, meine Herren, es war ein Vergnügen, dieser alten Person zuzuhören, sie bediente sich so kräftiger und gesunder Schimpfworte, daß Wachtmeister Gützkow noch von ihr hätte lernen können, und ich schimpfte durch alle Register mit im Stillen, die ganze Kochstraße hinunter, denn es war mir doch auch außer allem Scherz, daß ich mir allerlei Mordgeschichten in den Kopf hatte setzen müssen eines todten Mopses wegen."

Laut lachend spotteten die Herren über die kin-

dische Sentimentalität und erzählten die ergötzlichsten und zugleich empörendsten Beispiele von Frauen und Mädchen, die ihre Neigung der Menschheit ganz entzogen hatten, um sie in albernster Weise möglichst scheußlichem Viehzeug zuzuwenden.

„Ein Weib, das einen Mops liebt, ist auch der Liebe des Mannes nicht werth," sagte der Lieutenant von Leist.

„Welche schöne Sentenz, von Schiller?" entgegnete Herr von Nostitz lächelnd.

Auch Leist lächelte, aber er setzte sofort ernst hinzu: „Wie mag es wohl zugehen, daß ich bei keiner Jüdin eine so sentimental alberne Zuneigung zu unvernünftigem Viehzeug bemerkt habe?"

„Darauf will ich ihnen antworten, von Leist," erwiderte Nostitz rasch, „weil die Juden überhaupt keine Neigung zu den Thieren haben, auch nicht die vernünftige, die rechtschaffene, keine Freude an Roß und Hund, kein Verständniß für die Natur überhaupt;" wir freuen uns im rauschenden Wald, der Jude aber zittert, der unbekannte Wald, den er nicht zu verstehen vermag, jagt ihm Entsetzen ein.

„Wahrlich," rief der Lieutenant überrascht, „es

ist eine tiefe Wahrheit in dem, was sie sagen, von Nostitz, es mag einzelne Ausnahmen geben, im Ganzen aber haben sie vollkommen Recht."

„Gut, ich habe eine Frage zu ihrer Zufriedenheit beantwortet," nahm Nostitz das Wort wieder, „jetzt beantworten sie mir auch eine Frage, die ich gerade ihnen schon öfter habe vorlegen wollen; warum ist hier in Berlin seit Jahren so viel die Rede von den geistreichen Jüdinnen, von ihrem Witz, von ihrem Ton, von ihren Kreisen und Gesellschaften, fast niemals aber von geistreichen Juden?"

Leist sah den Kameraden erstaunt an eine Weile, dann sagte er einfach: „Ich weiß es wahrhaftig nicht!"

„Ich weiß es wahrhaftig nicht, Sentenz von Schiller!" spottete Nostitz lächelnd.

„Niemals habe ich daran gedacht!" gab Leist beinahe betrübt sehr kleinlaut zu.

„Nun, ich weiß es auch nicht genau," sagte Nostitz tröstend, „aufgefallen ist mir das lange, daß die Juden hier, mit wenigen Ausnahmen, nur Geld, aber viel Geld zu verdienen wissen, während die Jüdinnen sich in Besitz einer geistigen Herrschaft ge-

ſetzt haben; ſo hat das Judenthum hier eine doppelte Macht, das dürfen wir nicht vergeſſen.“

„In Frankreich, in Paris vor der Revolution wenigſtens“, meinte Herr von Leiſt ſinnend, „waren es auch die geiſtreichen Frauen, welche die Geſellſchaft beherrſchten. Es iſt immer nur die Rede von dem Salon der Frau von Tencin, der Madame Geoffrin, der Frau von Staël-Holſtein, niemals habe ich gehört, daß der Salon eines Mannes gerühmt worden wäre.“

„Der Schwarze ſoll mich reiten, wenn ſie nicht auf der rechten Fährte ſind, Leiſt; die Juden und die Franzoſen haben viel mehr Aehnlichkeit miteinander, als man denkt. Salon, das iſt das rechte Wort, das iſt das Königreich der geiſtreichen Weiber; die Franzöſinnen können einen Salon halten, ſie verſtehen ſich auf das reizende und anmuthige Spiel mit glänzenden Worten und lackirten Redensarten, auf das haarſcharfe Jongleurſpiel mit Gedanken und Ideen, unſere deutſchen Frauen werden das nie lernen, Gott ſei Dank! Und weil wir eben doch den Franzoſen Alles nachmachen müſſen, ſo hat uns ein günſtiges Geſchick die geiſtreichen Berliner Jüdinnen beſcheert,

die uns den geistigen Spieltisch arrangiren, an dem wir mit unserm Witz schließlich immer „labet“ werden ihnen gegenüber; sie halten Bank, sie allein, wir müssen pointiren, und sie wissen, Leist, daß beim Hazard der Bankhalter allein Chancen des Gewinnens hat, der Pointeur hat nur den Zufall.“

„Ich stimme ihnen bei,“ sagte Herr von Leist, der sehr aufmerksam zugehört hatte, ernst, „nur verstehe ich nicht recht, was sie damit sagen wollen, daß wir immer verlieren und die Jüdinnen immer gewinnen in dem geistigen Spiel.“

„Das kann ich ihnen mit klaren Worten sagen,“ fuhr der von Rostitz eifrig fort, „wir verlieren an jenen geistigen Spieltischen unsere deutschen Gedanken, unsere deutschen Gefühle, unsere Siegerinnen zwingen uns fremde, undeutsche Gedanken und Gefühle auf; in jener Atmosphäre werden die deutschen und preußischen Patrioten zu Weltbürgern, nicht auf ein Mal, nicht plötzlich, sondern unmerklich, langsam aber sicher. Die Ideen, aus welchen die französische Revolution hervorging, sie werden uns in ihrer geistreichsten Gestalt dort eingeimpft, mit einem Wort, die geistreichen

Jüdinnen sind die Vorposten der revolutionären französischen Weltherrschaft in Berlin.“

„Viele dieser Jüdinnen sind aufrichtige und eifrige preußische Patriotinnen!“ warf Herr von Leist beinahe ängstlich ein.

„Das bestreite ich nicht,“ gab Herr von Nostitz zu, „die Meisten dienen der revolutionären Idee, ohne eine Ahnung davon zu haben; die Pariser bureaux d'esprit, in denen die Encyclopädisten groß gezogen wurden, die Herolde der Revolution, haben auch keine Ahnung gehabt von den furchtbaren Folgen ihrer geistreichen Wirksamkeit.“

„Wir sind keine Franzosen, Herr von Nostitz,“ sagte Lieutenant von Leist ernsthaft, „wir sind nicht so leicht hingerissen, ich kenne Männer genug, welche die Salons der geistreichen Jüdinnen besuchen, um der angenehmen Unterhaltung willen, die aber in vollstem Sinne des Wortes preußische Patrioten geblieben sind.“

„Oh, ich kenne solche Männer auch, lieber Herr Kamerad,“ versetzte der von Nostitz warm, „aber wenn die starke Constitution Einzelner das Gift überwindet, so ist das noch lange kein Beweis für die

Unschädlichkeit des Giftes. Doch genug für heute davon, wir reden schon ein anderes Mal weiter, aber ich bitte sie, beobachten sie schärfer und sagen sie mir dann, ob es nicht jetzt schon eine Menge Dinge giebt, über welche wir lachen oder höchstens die Achseln zucken, über die unsre Väter aber noch fluchen oder weinen!"

Rostitz stand auf und verfügte sich zu der Gruppe von Officieren am obern Ende der Tafel, während Leist einsam und nachdenklich sitzen blieb und die letzten Tropfen seines Weines langsam aus der Flasche ins Glas rinnen ließ.

Die andern Herren waren indessen sehr laut geworden, Politik und Hunde, Pferde und Mädchen, Karten und Dienstangelege...eiten wurden mit jenem Eifer, den der Wein giebt, besprochen; ein lustiges Reiterlied wurde angestimmt, der Pontac floß rascher durch die heißen Kehlen und jagte das Blut zu rascherm Lauf durch die Adern

Herr von Leist hatte weder Auge noch Ohr für das Alles; anfänglich hatte er ernsthaft den Worten seines Kameraden über die Jüdinnen nachgedacht, nach und nach aber war sein Gesicht immer heiterer und

klarer geworden, jetzt blickte er mit seligem Lächeln in den dunkeln Purpur seines Weines, als schaue ihm daraus ein liebliches Antlitz entgegen. Plötzlich fuhr er auf [illegible] seinem Sinnen, denn es war die helle scharfe [illegible] seines Kameraden von Nostitz, die er vern[illegible] der Lieutenant sang mit großer Sicherheit und einer Energie, welche seinen Gesang durch all den Tumult hörbar machte:

Sie fiel dem Jäger zu Füßen
Auf ihr schneeweißes Knie.
Ach! Jäger thu mich nicht erschießen,
Dem Jäger das Herze wohl brach.

Sie thät den Jäger wohl fragen:
Ach edler Jäger mein,
Darf ich einen grünen Kranz tragen
In meinem goldfarbenen Haar.

Grün Kränzlein darfst du nicht tragen
Wie ein Jungfräulein trägt,
Ein schneeweiß Häublein sollst tragen
Wie ein jung Jägersfrau trägt.

Der Tumult war groß gewesen, als Herr von Nostitz sein Jägerlied zu singen begann, seine Energie aber hatte schon beim zweiten Verse gesiegt, beim

dritten ſangen oder brummten alle Anweſenden mit, und ſelbſt Herr von Leiſt wiederholte den Refrain.

„Wie mächtig der Wille eines Mannes iſt!“ dachte der junge Officier unwillkürlich bei ſich, und dieſer Gedanke brachte ihn wieder auf das ernſte Geſpräch, das er zuvor mit dem Lieutenant von Noſtitz geführt, und wahrſcheinlich würde er ſich, trotz ſeines leeren Glaſes, aufs Neue in eine Fluth von Gedanken geſtürzt haben, wenn nicht im ſelben Augenblick der alte Kellerknecht, welcher die Officiere vorzugsweiſe zu bedienen pflegte, an ihn herangetreten wäre und mit leiſer Stimme gemeldet hätte: „es iſt ein Herr draußen, wünſcht den Herrn Lieutenant zu ſprechen, ein Herr Graf....“

„Marcolini?“ fragte Leiſt überraſcht, als er bemerkte, daß der Alte den Namen vergeſſen hatte.

„Richtig!“ rief dieſer erfreut.

„Aber warum kommt er nicht herein?“ meinte der Lieutenant, indem er ſich erhob.

Er ging hinaus und fand den ſächſiſchen Diplomaten in ſeinen mächtigen Pelz gehüllt im Flurgang ſeiner harrend.

„Nur ein Wort, mon cher!“ ſagte Marcolini leiſe und keuchend, indem er Leiſt's Hand nahm.

„Zum Teufel, was haben ſie?“ rief der Lieutenant, mühſam ſeinen Schreck unterdrückend.

Graf Marcolini war todtenbleich, ſein ganzes Geſicht war entſtellt, alle Züge verzerrt, ſein Odem ging ſchwer.

„Er hat mich ins Geſicht geſchlagen!“ ziſchte der Graf, wie die getretene Schlange ziſcht, und krümmte ſich zugleich unter dem Druck der wüthenden Leidenſchaft, die ihn erwürgen zu wollen ſchien.

Der Lieutenant erbleichte vor dem Dämonenhaß, der in dieſem Blicke loderte, er ſtarrte den Grafen an, dann fragte er leiſe: „Wer wagte das?“

„Der Kammerherr von Redow, mein lieber Herr Couſin!“ entgegnete der Graf und lachte dazu.

Der Lieutenant fuhr zuſammen bei dem ſchaurigen Echo, das dieſes Lachen in dem leeren Flurgang fand.

„Ihn fordern, morgen früh, Piſtolen!“ flüſterte der Graf jetzt, der auf alle mögliche Art verſuchte, die an Wahnſinn grenzende Aufregung nieder zu halten, die ſein ganzes Weſen durchtobte.

Der Antrag war dem Lieutenant sehr unwillkommen; wir wissen, daß ihn schon gewisse Verhältnisse seiner Familie zwangen, die möglichste Rücksicht gegen den Kammerherrn von Redow zu beobachten, Redow's Nebenbuhlerschaft um die schöne Elisabeth machte den Auftrag für Leist's ritterliches Gemüth auch nicht angenehmer, aber er sah auch, daß er dem sächsischen Cavalier, mit welchem er in mehr als einer Weise in der letzten Zeit ziemlich vertraut gelebt, sein Verlangen gar nicht abschlagen konnte.

„Herr Graf," begann er, „darf ich bitten —"

„Mon cher," versetzte Marcolini, sich auf's Aeußerste zusammennehmend, „fragen sie jetzt nicht."

„Ich muß sie um Erlaubniß bitten, einen meiner Kameraden benachrichtigen zu dürfen," sagte der Lieutenant jetzt ernsthaft, „ich bin in Verhältnissen, die mich gegen Herrn von Redow doppelt rücksichtsvoll zu sein nöthigen. Verstehen sie mich nicht falsch, ich werde ihr Zeuge sein, aber Herr von Nostitz muß mich begleiten dürfen."

„Nostitz, es sei! ich erwarte sie!" stöhnte der Graf und eilte ohne weitern Abschied hinaus.

Herr von Leist stand allein in dem Flurgang

und überlegte einen Augenblick, dann kehrte er in das Gesellschaftszimmer zurück; zehn Minuten später verließen die Lieutenants von Leist und von Nostitz in ihre Mäntel gehüllt das Gasthaus au Parlement d'Angleterre.

Auf dem Dom schlug es zehn Uhr.

## Sechstes Capitel.

---

# Der Einzug der Prinzessin.

„Die Welt ist so geschwinde,
Voll eitel Lust und Schein,
Darunter muß sich finden
Viel Herzeleid und Pein!"

(A. Kober.)

Die Durchlauchtigste Prinzessin Marie Anna von Hessen-Homburg, verlobte Braut Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Wilhelm von Preußen, hatte so eben unter Kanonendonner und Glockengeläut, unter dem jauchzenden Zuruf einer zahllosen Menge ihren feierlichen Einzug in die Hauptstadt gehalten. Noch immer strömte die Menschenwoge gewaltig durch die Ehrenbogen in der Leipzigerstraße, in der Wilhelmsstraße und unter den Linden dem Schlosse zu, wo die junge Braut bereits von der Königlichen Familie empfangen worden war.

Der Tag war schön, der Nebel des Morgens hatte sich in Reif gewandelt und hing glitzernd an den grünen Zweigen der Ehrenpforten, an den Fahnenstangen und Festdecorationen. Die geputzte Menge, in der sich eine bedeutende Anzahl von Uniformen zeigte, welche man sonst nicht auf dem Berliner Pflaster zu sehen gewohnt war, trieb sich emsig gaffend hin und wieder und gönnte so den Zuschauern in den Fenstern eine Fortsetzung des Festes.

In den Zimmern des Rez de Chaussee eines großen herrschaftlichen Hauses in der Leipzigerstraße war eine ziemlich zahlreiche Gesellschaft versammelt geblieben, die sich hier zusammengefunden, um die junge Braut des geliebten Königlichen Bruders vorüberziehen zu sehen.

Das Haus war das Eigenthum einer alten Dame, einer nahen Verwandtin des Generals von Bischoffswerder, und die Gesellschaft gehörte meist den vertrautern Hofkreisen des hochseligen Königs Friedrich Wilhelm II. an. Bald nachdem der Festzug vorüber war, schlossen sich darum auch die Fenster in dem Rez de Chaussee, und die ältern Herren und Damen begaben sich in das Speisezimmer, wo die

vorsorgliche Dame vom Hause ein reichliches Dejeuner serviren ließ; der General von Bischoffswerder, der Geheime Finanzrath von Reinbach, der Kammerherr Graf Neale und andere Herren nahmen dort neben der Wirthin, der Geheimräthin von Reinbach und der Gräfin Matuschka, einer Schwester der Gräfin Lichtenau, an der Tafel Platz.

Nur an einem Fenster blieben beide Flügel geöffnet, trotz der scharfen Luft; das war in einem kleinen Nebenzimmer, und an diesem offnen Fenster standen drei junge Damen und zwei Herren, welche das bunte Schauspiel auf der Straße den ausgesuchten Schüsseln auf der Tafel vorzogen.

Zwei von diesen Damen sehen sich so ähnlich und sind auch so gesucht gleichförmig gekleidet, daß man unmöglich die Schwestern in ihnen verkennen kann; hübsch sind sie nicht, es sind altkluge Gesichter, aber sie haben viel Gutmüthigkeit in ihren Blicken und ihrem ganzen Wesen, es sind die Nichten des Generals von Bischoffswerder, die gesuchten Erbinnen der reichen Frau vom Hause. Friederike und Wilhelmine sind Zwillingsschwestern; die hochselige Majestät, welche sie vor etwa achtzehn Jahren aus der

Taufe zu heben geruhten, hatten Ihren hohen Namen Friedrich Wilhelm unparteiisch unter die Schwestern getheilt.

Die dritte Dame an dem offenen Fenster ist Elisabeth, das schöne Kind des Geheimen Finanzrathes von Reinbach, welche, in ihren blauen schwanbesetzten Mantel gehüllt, zwischen den beiden Schwestern stand und mit ihren schwärmerischen, weichen, braunen Augen vergnügt in das Getümmel schaute und manchen bewundernden Blick, ja manchen schmeichelhaften Ausruf von den Vorübergehenden eroberte, ohne eine Ahnung davon zu haben in der naiven Unbefangenheit, die ihr noch eigen war.

Hinter den drei jungen Damen stand der Kammerherr von Redow, in einen weiten weißen Ueberrock gehüllt, dessen rechter Aermel leer niederhing; der Kammerherr trug darunter den rechten Arm in einer seidenen Schlinge, er hatte, wie er beim Eintritt erzählte, einige Tage zuvor einen schlimmen Fall gethan und sich den rechten Arm erheblich verletzt. Diese Verletzung mußte wirklich schwer sein, wenn man ihr die grauenhafte Blässe zuschreiben sollte, welche das Antlitz des Kammerherrn bedeckte, dessen Züge

viel schärfer noch als je hervortraten. Herr von Redow war bleich schon seit Jahren, aber diese Bläße heute war fast Entsetzen erregend.

Weich und warm hatte Elisabeth den Kammerherrn gebeten, sich zurück zu ziehen, sobald sie bemerkte, daß er leidend war, der aber hatte sich geweigert und erklärt, die Zerstreuung werde ihm wohl thun. Die spöttischen Blicke, mit denen ihn die Geheimräthin verfolgte, hatte er nur durch jenes beinahe stupide Anstarren, das man seit einiger Zeit mehr und mehr bei ihm bemerkte, erwidert. Der Geheime Finanzrath war seinerseits überzeugt, daß der Kammerherr sich bei nächtlicher Stunde schwer berauscht und in dieser Situation den gefährlichen Fall gethan habe. Es ging nämlich ein dunkles Gerede in der Gesellschaft, daß der Kammerherr von Redow sich allnächtlich einsam zu betrinken pflege. An dieses Gerede knüpfte der Klatsch natürlich die gräßlichsten Geschichten über die Verbrechen, die der Kammerherr begangen, denn er trank ja nur so entsetzlich, um die Gewissensbisse, die ihn quälten, zu übertäuben. Seit einiger Zeit kam auch das Gerücht auf, der hochselige König Friedrich Wilhelm II. habe

den Kammerherrn, der wegen Mord zum Tode verurtheilt gewesen, nur auf die dringende Fürbitte des Grafen Haugwitz begnadigt, der Kammerherr aber müsse seitdem beständig einen seidenen Strick um den bloßen Hals tragen, und der Scharfrichter komme alljährlich drei Mal zu ihm, um sich zu überzeugen, daß er den seidenen Strick wirklich noch um den Hals habe. Das Gerücht wußte so genau Bescheid, daß es weiter versicherte, der Kammerherr müsse dem Scharfrichter für jeden Besuch ein Douceur von fünf Friedrichsd'or geben.

Die Geheimräthin von Reinbach erzählte niemals solche Geschichten, dennoch gab es Leute, welche behaupten wollten, alle diese schaurig romantischen Erzählungen, diese Commentarien zu dem allerdings eigenthümlichen, fast gespenstischen Wesen des Kammerherrn, wären Producte der Einbildungskraft der klugen, runden Frau mit dem ewigen Lächeln.

Der Herr, der neben dem Kammerherrn hinter den Damen stand, bildete einen vollständigen Contrast zu seinem Nebenmann; es war ein derber, stämmiger Landjunker mit rothen Backen und gesunden Zähnen; er lachte aus vollem Halse bei jeder Gele-

genheit, und seine kleinen runden Augen lachten immer. Es war ein Cousin, sowohl des Kammerherrn, den er nicht leiden konnte, als auch der beiden Fräulein Friederike und Wilhelmine, denen er sehr gut war. Auch stand es bereits fest, daß er eine der beiden Schwestern heirathen solle, ihm war's gleich welche, er hatte den Damen in dem Punkte völlige Freiheit gelassen; eigentlich hätte er sie am liebsten alle Beide geheirathet, damit das Bischen Armuth zusammen bleibe ungetheilt, wie er sich ausdrückte. Auch verzichtete er zwar nothgedrungen auf die Doppelheirath, aber durchaus nicht auf die doppelte Mitgift, denn bei jeder Gelegenheit brachte er das Gespräch auf schwesterliche Liebe, erklärte es für eine Grausamkeit, deren er sich natürlich niemals schuldig machen werde, wenn man Zwillingsschwestern trenne; ja, er verstieg sich bis zur Erzählung einer herzbrechenden Bänkelsängergeschichte, in welcher eine junge Frau unter entsetzlichen und grausenhaften Qualen ihren Geist aufgeben mußte, weil man sie von ihrer Zwillingsschwester getrennt hatte. Der schlaue Cousin verstand sich auf die Herzen dieser gutmüthigen Mädchen, die waren schon lange fest entschlossen, sich nie-

mals zu trennen, und der brave ländliche Speculant sah bereits die eine als seine Gattin, die andere aber als eine fette Tante seiner zukünftigen Kinder in's Haus geschlachtet. So drückte er sich gegen den Lieutenant von Nostitz aus, der ihn einst im Vertrauen über die Natur seiner Gefühle gegen die beiden Cousinen befragte.

Der Kammerherr war fortwährend bemüht, dem Fräulein von Reinbach die Erscheinungen auf der Straße zu erklären, und konnte gewiß sehr zufrieden mit der Freundlichkeit sein, welche ihm Elisabeth für seine Bemühungen zu Theil werden ließ.

Dennoch war das durchaus nicht der Fall; zwar war es ihm schon seit einiger Zeit bemerklich geworden, daß Elisabeth weit weniger als sonst sich mit ihm über Herrnhut unterhielt und mehr Antheil als bisher an den Vergnügungen zeigte, zu denen sie durch ihre Jugend und ihre Stellung in der Gesellschaft berechtigt war, auch hatte er sich nicht einen Augenblick Illusionen über die Quelle dieser Veränderung gemacht; er wußte, daß es der Lieutenant von Leist war, der die schöne Elisabeth auf der Eisbahn wie im Ballsaal führte, und daß die Geheimräthin,

vielleicht nur aus Haß gegen ihn, dieses Verhältniß begünstigte.

Der Kammerherr seinerseits war dem gegenüber auch nicht unthätig geblieben, er hatte versucht die Bande fester zu ziehen, die ihn bereits mit Elisabeth verknüpften, er glaubte auch, daß ihm dies geglückt sei, heute aber mußte er sich überzeugen, daß er jene Bande für stärker gehalten, als sie wirklich gewesen. Das schöne Mädchen benahm sich heute gegen ihn mit der Sicherheit einer Weltdame, welche einem alten Freunde unbedenklich vor aller Welt das größte Wohlwollen zu zeigen wagen kann; das aber erschreckte den Kammerherrn, denn bis dahin hatte er in Elisabeth nichts gesehen als die weltunerfahrene Zöglingin von Gnadenfrei, die in weltlichen Dingen ihm unbedenklich folgte, und nur stark wurde und eifrig, wenn es sich um religiöse Ueberzeugungen handelte. Der Kammerherr begriff, trotz der Freundlichkeit, ja der Wärme, mit welcher Elisabeth seinen Unfall bedauerte und ihn bat, sich zu schonen, daß innerhalb der letzten Tage, während welcher es ihm unmöglich gewesen, das Fräulein zu besuchen, eine große Veränderung mit dem schönen Mädchen vorgegangen sein müsse.

Der kluge Weltmann täuſchte ſich nicht; freilich war die Veränderung, welche mit Eliſabeth vorgegangen, an ſich nicht bedeutend, kaum merklich, in ihrer Folge und Anwendung auf den Kammerherrn aber war ſie allerdings ſehr groß. Eliſabeth fühlte nämlich erſt ſeit einigen Tagen nicht mehr den Beruf, den Kammerherrn zu bekehren.

Eine kleine Bemerkung der Geheimräthin, gar nicht für ſie beſtimmt, ſowie längeres, faſt immer ganz ungeſtörtes Beiſammenſein mit dem edelgeſinnten, friſchen und wohlunterrichteten jungen Lieutenant von Leiſt, zu dem ſie eine Neigung zog, von der ſie ſich ſelbſt noch keine Rechenſchaft zu geben vermocht hatte, hatten dieſe faſt unmerkliche Veränderung in dem ſchönen Mädchen hervorgebracht.

Für den Kammerherrn von Redow aber war die Folge davon, daß zwiſchen ihm und Eliſabeth jedes nähere, jedes innigere Verhältniß aufhörte; ſeit Eliſabeth nicht mehr den Trieb fühlte, ihn zu bekehren, war er ihr gleichgültig wie jeder andere Mann, und ſie war nur freundlicher gegen ihn als gegen Andere, weil ſie ihn länger kannte.

„Da iſt wieder eine neue Uniform," ſagte Eliſa-

beth, ſich lächelnd zu dem Kammerherrn wendend, „wer iſt der blaue Rock mit Orangekragen und Schärpe?“

„Ei, mein Fräulein,“ entgegnete der Kammerherr mit einem Anflug von Freundlichkeit, die ihm gewiß ſchwer wurde, „ſie kennen unſere Poſtuniform nicht mehr? Es iſt einer von den Hof-Poſtſecretairen, welche heute der durchlauchtigen Braut vorgeritten ſind.“

„Aber der dort,“ fragte Eliſabeth eifrig weiter, „im braunen Rock mit goldnen Epaulettes, mit dem rothen Federbuſch und der rothen Kokarde!“

„Ein Officier des Wohllöblichen Schlächtergewerks!“ antwortete der Kammerherr.

„Der grüne Goldgeſtickte mit ſchwarz-weißem Federbuſch?“ fuhr Eliſabeth fragend fort.

„Ein Hauptmann der Schützengilde in voller Parade und neben ihm blau mit Gold und ſchwarzer Kokarde ein Officier der Brauergilde!“ erklärte der Gefragte.

Ah, das ſieht gut aus, lieber Kammerherr, der blaue Rock mit pfirſichblüthenfarbenem Kragen und ſilbernen Epaulettes!“

„O ja, mein Fräulein, auch die ſchwarze Kokarde und der ſchwarze Federbuſch mit der ſilbernen Agraffe ſtehen nicht übel dazu, es iſt die Uniform des Corps der jüdiſchen Kaufmannſchaft.“

„Wie ſchade, daß dieſe Juden ſo elegant ausſehen!“ ſagte Fräulein Friederike.

Ihr ländlicher Couſin klopfte ſie bei dieſem Ausruf beiſtimmend und zwar ziemlich derb auf die Schulter, nach augenblicklichem Beſinnen aber gab er auch der andern Schweſter einen kleinen Schlag, denn er wußte ja noch nicht, welche von beiden ſeine Frau würde.

„Blau mit Ponceau dort, mein Fräulein,“ fuhr der Kammerherr gefällig fort, „ſehen ſie dort die citronengelbe Feder, das iſt ein außerordentlich ſelbſtgefälliges Officierlein der jungen Kaufmannſchaft. Sehen ſie, wie er ſich umſchaut, ob man ihn auch gehörig bewundert.“

Die Damen lachten leiſe, der Ländliche aber gewaltig laut.

„Wo mögen die einunddreißig jungen Mädchen hingekommen ſein, welche in ihren dünnen weißen Muſſelinkleidchen, mit den flatternden weißen Atlas-

ſchärpen und grünen Eichenlaubkränzen im Haar die Prinzeſſin Braut am Eingang der Straße hier begrüßten," fragte Fräulein Wilhelmine, „die armen Mädchen müſſen entſetzlich gefroren haben!"

„Couſine Minchen hat ganz Recht!" ſagte der Ländliche und ſah ſich mit einer Miene um, als ſei er bereit, Jeden, der einen Widerſpruch wage, ſofort mit einem rieſigen Fauſtſchlage nieder zu ſchmettern.

„Es dauerte ja kaum einen Augenblick," tröſtete der Kammerherr, „die älteſte Demoiſelle Tochter des Stadtpräſidenten Eiſerberg überreichte ja nur ein Gedicht."

„Sagen ſie, Herr von Redow," nahm jetzt Fräulein Friederike das Wort, „wer hat die Inſchrift an der Ehrenpforte gemacht: Wer ein holdes Weib errungen, miſche ſeinen Jubel ein!"

„Schiller, ſo viel ich weiß!" entgegnete der Kammerherr.

„Schiller, der berühmte Dichter?" rief Friederike voller Verwunderung, „nun, der hätte doch auch etwas ſchöneres und paſſenderes dichten können; alſo wir Damen alle dürfen unſern Jubel nicht einmiſchen? Alle noch unverheiratheten Männer ſollen bei der

Freude des Königlichen Hauſes nicht mit jubeln! Wahrhaftig, da hätte ich von Schiller mehr erwartet!“

Der Kammerherr biß ſich auf die Lippen, der ländliche Couſin aber rieb ſich ſeine breiten Hände mit ſo grimmiger Miene, daß es ein wahres Glück für den armen Schiller war, daß er nicht in der Nähe; augenſcheinlich würde der Ländliche die getäuſchte Erwartung der Couſine Friederike mit tüchtigen Fauſtſchlägen an ihm gerochen haben.

Eliſabeth hatte dieſes Geſpräch ganz überhört, ſie blickte ſcharf die Straße hinunter, dort gewahrte ſie mitten in dem Gedränge die rothen Gallaröcke von Officieren des Regiments Gensd'armes.

Ein feines, liebliches Roth flog wie ein Hauch über das holde Mädchengeſicht, der Kammerherr bemerkte den Verrath, den das Blut an dem Herzen beging, ſofort, und eiferſüchtig zürnte er leiſe: „Der von Leiſt iſt in der Nähe, ſie ward plötzlich roth, ſie liebt ihn wirklich ſchon, aber — man heirathet nicht immer gerade die Männer, die man liebt, zartes Püppchen!“

Es war ein infam boshafter Blick, mit welchem Herr von Redow das ſchöne Mädchen von der Seite

anſah, als er dieſes kleine Selbſtgeſpräch beendete. Niemand achtete auf ihn, der Ländliche unterhielt ſeine Couſinen von dem Zuchtbullen, den er jüngſt gekauft, Fräulein Eliſabeth aber blickte die Straße hinunter unverwandt.

Plötzlich erröthete ſie wieder, wie vorher; zuerſt hatte ihr das Herz geſagt, daß der Mann, den ſie liebte, ohne es zu wiſſen, daß der nahe ſei; jetzt hatte ihn auch ihr Auge erkannt, das liebliche Roth verflog und Eliſabeth blickte nach der entgegengeſetzten Seite, nach dem Potsdamer Thore hinauf.

„Ei, wie hübſch mein frommes Püppchen ſchon kokettirt!“ höhnte Herr von Redow, dem keine Bewegung Eliſabeths entging, „bewahre, der tapfere Herr von Leiſt darf nicht ahnen, daß wir uns nach ihm faſt die Augen aus dem Kopfe geſchaut haben, jetzt laſſen wir uns von ihm überraſchen.“

In der That kamen die Lieutenants von Leiſt und von Noſtitz vom Regiment Gensd'armes, ſowie zwei Officiers vom Regiment Gardes du Corps die Straße herauf.

Das war wohl Zufall? Nun, es hätte Zufall ſein können, wenn nicht die Geheimräthin von Rein-

bach gestern dem Lieutenant von Leist verrathen hätte, daß sie dem Einzug in diesem Hause zusehen und, dann daselbst dejeuniren würden. Es war überdem ganz natürlich, daß die lustwandelnden Officiere die Straßen besuchten, durch welche der Zug gegangen.

Mit klopfendem Herzen nahete sich der Lieutenant dem Fenster, in welchem er Elisabeth schon von fern erkannte; er grüßte und empfing einen freundlich verlegenen Dankblick.

„Das ist sie also," flüsterte von Nostitz dem Kameraden zu, „der Schwarze soll mich reiten, wenn —"

„Nostitz, he, mein Junge!" schrie plötzlich der Ländliche ungenirt zum Fenster hinaus, „tritt doch herein, will dich meiner Tante vorstellen, meinen Cousinen, mach doch keine Umstände — ist mein bester Freund!" erklärte er den Damen.

Fräulein Friederike bat jetzt die Herren einzutreten, und Nostitz, der seinem Kameraden die Lust ansah, der Einladung zu folgen, that ihm endlich den Willen und sagte: „Kommen sie denn, mein lieber Herr Kamerad, ich mag gern in schöne Augen sehen; an dem guten Burschen, dem August Zabeltitz,

iſt mir weniger gelegen, ſeine Unterhaltung riecht immer etwas nach dem Viehhof, er iſt aber ſonſt ein kreuzbraver Kerl.“

Auch die beiden Officiere der Gardes du Corps, die in dem Hauſe bekannt waren, traten ein, und der Ländliche machte beim Empfang ſeines „beſten Freundes“ einen ſo entſetzlichen Lärmen, daß ſelbſt die ruhige Tiſchgenoſſenſchaft im Speiſeſaal in eine Aufregung verſetzt wurde, welche dem Appetit leicht gefährlich werden konnte.

Einige Augenblicke ſpäter ſaß indeſſen die ganze Geſellſchaft um den Tiſch, Fräulein Eliſabeth nahm zwiſchen Leiſt und Roſtitz Platz; das Regiment Gens d'armes hatte glänzend operirt. Neben Leiſt aber ſaß der Kammerherr und fragte leiſe: „Wie geht es Marcolini heute?“

„Sehr gut,“ erwiederte der junge Officier, indem er den Kammerherrn mit einem eigenthümlich wehmüthigen Blicke anſah, „er iſt aufgeſtanden und wird bald wieder im Zuge ſein.“

„Ich glaube gar,“ ſagte der Kammerherr zu ſich ſelbſt, „dieſer Burſche iſt ſo impertinent, mich zu bemitleiden,“ vernehmlich aber ſetzte er hinzu: „Das

freut mich, dann könnte man wohl die Affaire wieder vornehmen?“

„Graf Marcolini hat Montag bestimmt,“ flüsterte Leist.

„Ich bitte sie, ihm meinen Empfehl zu machen, weiß die Ehre zu schätzen und werde nicht ermangeln,“ entgegnete von Redow verbindlich lächelnd.

Der Lieutenant bewunderte den Kammerherrn um dieser Haltung und Fassung willen.

Das Gespräch war lebhaft, die jungen Officiere aber zeigten durchaus nicht die Heiterkeit, die man im Allgemeinen bei ihnen voraussetzen durfte vor einer tüchtigen Batterie von Flaschen und in Gegenwart liebenswürdiger Damen.

„Meine Herren, ich finde sie für den heutigen Festtag auffallend ernst gestimmt,“ sagte die Frau vom Hause.

Die Officiere blickten sich einander an und begannen dann fast zu gleicher Zeit mit einer solchen Hast Conversation zu machen, daß der General von Bischoffswerder sie fast erschrocken anblickte, während der Geheime Finanzrath in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Es ist etwas geschehen," sprach der ehemalige General-Adjutant König Friedrich Wilhelm's II. und wandte seinen schwärmerischen Blick aufwärts, „dreifaltig großer Baumeister," flüsterte er dann, „nimm dein Werk in deinen Schutz!"

„Wir bitten, uns die Erzählung zu erlassen," sagte endlich einer der Gardes du Corps-Officiere, „es ist allerdings ein großes Unglück geschehen."

„Mein Gott, reden sie, sie spannen uns auf die Folter!" riefen verschiedene Stimmen durcheinander.

„Ich beschwöre sie, Herr von Leist!" rief die Geheimräthin im höchsten Pathos.

Der Lieutenant blickte Elisabeth an, auch ihre Augen blickten ängstlich fragend.

„Nun," rief Herr von Leist entschlossen, „ich will erzählen; es ist gräßlich, aber es kann ja doch nicht verschwiegen bleiben. Die Herren Kameraden waren mit mir in einem Fenster des Schlosses, wir hatten die Braut durch die bunte Straße von Fahnen ziehen sehen und gingen, nachdem sich der mit unwiderstehlicher Gewalt nachstürzende Menschenstrom etwas vertheilt hatte, über die Brücke nach dem Zeughause. Da hier die Menschenmenge noch immer sehr

dicht war, so gingen wir um das Zeughaus herum; auch dort preßten sich die Menschen dicht und drängten besonders nach einer Thür. Hier aber bemerkte man nicht, wie wenige Schritte weiter oben, frohe Gesichter, hier hörte man nicht das Jauchzen der Freude und Töne der Lust, sondern man sah in blasse Gesichter, man vernahm hohles, dumpfes Gemurmel, halb erstickte Seufzer, ängstliche Nachfragen. Endlich sah ich einen Gensd'armen von meiner Compagnie, der müßig dastand, ich fragte ihn, dem Burschen schossen die Thränen in die Augen, er zeigte auf die Thür. Wir traten von böser Ahnung gefoltert ein: ein Officier vom Regiment Larisch ließ uns durch sein Zimmer in die Wachtstube gehen; welch' ein entsetzlicher Anblick! —"

Schaudernd hielt der junge Officier inne, angstvoll legte Elisabeth ihre Hand auf seinen Arm, gespannt schwiegen Alle.

„Da lagen neben einander sechs Leichname, sechs Opfer des heutigen Freudentages —" hochaufathmend bewegte sich die ganze Gesellschaft; das Unbekannte ist das Furchtbarste, das Unglück, das bekannt ist, trifft

nie so schwer, mag es noch so groß sein, als das, was noch droht.

„Einem alten Manne," berichtete der Lieutenant, wiederholt aufgefordert, Details mitzutheilen, „waren Kopf und Hände völlig zertreten, einem Andern beide Kniescheiben zerbrochen; oh, und eine Frau, eine junge Frau, ich habe sie gekannt, sie wohnte in der Behrenstraße, vor einiger Zeit an einem Abend belauschte ich sie, als ihr Mann, der ein Tischler ist, an einer Wiege zimmerte, jetzt lag sie da vor mir, zertreten, gräßlich zertreten, von Menschenfüßen zertreten! —"

Der Lieutenant fuhr sich mit der Hand über die Augen. Er mußte seine Thränen mit Gewalt zurückhalten, Elisabeth neben ihm weinte leise; auch sie hatte die Tischlerfrau gekannt, sie ahnte gleich, daß Herr von Leist gar keine Andere meinen könne, als ihre Nachbarin.

Mit erstickter Stimme fuhr der Lieutenant fort, „da war noch ein Jüngling von etwa vierzehn Jahren, weiß und zart, elegant gekleidet, offenbar wohlhabender Leute Kind, eine breite Wunde klaffte über dem Schmerzensgesicht; oh, es war entsetzlich! Der

Tischler kam, sein Weib zu holen, er fuhr sie auf einem Handwagen heim, er sagte kein Wort, keine Sylbe, seine Augen waren trocken, er deckte seinen Mantel über sein todtes Weib und sprach: „„Sie friert nicht mehr, aber die neugierigen Menschen brauchen sie nicht anzusehen!““ Damit zog er davon. Sechs Opfer, sechs Menschenleben hat dieser Freudentag gekostet, sechs Menschen wurden zertreten von ihren Mitmenschen!“

„Mein Gott, wie hat das aber geschehen können?“ rief der General von Bischoffswerder, „hat man denn gar keine Vorkehrungen getroffen?“

„Oh! Vorkehrungen genug,“ entgegnete der junge Officier traurig, „es wäre ungerecht, einem Einzelnen, oder einer Behörde die Schuld dieses furchtbaren Unglücks beizumessen. Der Einzug war schon vorüber, Alles war in Ordnung und zu allgemeiner Zufriedenheit abgelaufen, als sich das Entsetzliche ereignete. Vielleicht hatte man darin einen Fehler begangen, daß man die große Ehrenpforte so nahe der Opern-Brücke erbaute, denn es ließ sich voraussehen, daß sich dorthin die Masse vorzugsweise drängen werde, um die Prinzessin-Braut dort zu sehen. Einige be-

haupten, es sei, nachdem der Brautwagen die Brücke passirt, eine Chaine gezogen worden, um das Nachströmen der Menge nach dem Fahnen-Wege und der zweiten Brücke zu hindern, Andere messen einer Equipage, deren Gespann unruhig geworden, das Unglück bei, kurz Jeder sucht sich in seiner Weise einen Vorfall zu erklären, der wie eine finstere Drohung in dieses Festgewühl getreten."

„Die Leute haben nicht Unrecht," fuhr der Lieutenant von Nostitz fort, als sein Kamerad schwieg, „hätte die Ehrenpforte auf einem größern Platze gestanden, so hätte sich die Menge mehr zertheilen können und das Gedränge wäre nicht so gefährlich geworden. Man hätte auch die Thore schließen können auf einige Zeit, nachdem die Prinzessin-Braut eingefahren, denn Tausende von Menschen, welche den Zug schon am Potsdamer Wege gesehen, sollen hinter dem Wagen her in die Stadt geströmt sein. Die Hauptsache aber war der gänzliche Mangel an militairischer Bedeckung; einige Husaren ausgenommen, die bei dieser Menschenfluth gar nicht in Betracht kommen, war keine Truppe zugegen. Ich weiß sehr wohl, daß man das mit Willen gethan hat, man wollte zeigen,

daß man der Truppen nicht bedürfe, daß man dem Volke vertraue — entschuldigen sie, meine Damen, Excellenz, ich weiß gar nicht, was das plötzlich hier bei uns in Preußen heißen soll! Sonst hat die gewaltigste Truppenentfaltung in der preußischen Hauptstadt die Bevölkerung nicht als ein Mißtrauen, sondern als ein Fest betrachtet, und nun, seit ein Paar Jahren, soll das so ganz anders geworden sein? In Frankreich, während der Revolution verlangten die Volkstribunen fortwährend die Abwesenheit der Armee bei allen festlichen Ereignissen, sie wollten dadurch die Armee discreditiren, was ihnen denn auch trefflich gelungen ist. Mein Gott, aber bei uns giebt es keine Volkstribunen, und unsern Berlinern ist's noch gar nicht eingefallen, das Zurückziehen der Truppen zu verlangen, es ist doch höchst sonderbar, daß man von Oben her plötzlich ein Mißtrauen der Bevölkerung gegen die Truppen voraussetzt, und auf diese Voraussetzung hin handelt. Bis jetzt ist ein solches Mißtrauen noch nicht da, wenn man aber so fortfährt, kann's endlich nicht ausbleiben."

„Die Herren haben die Geschichte der französischen Revolution so eifrig studirt," sagte der General

von Bischoffswerder mit einem Anfluge von Hohn, „daß sie immer glauben, sie hätten's hier in Berlin auch mit dem Pariser Volke zu thun.“

„Nun, wenn sie die Geschichte der französischen Revolution wirklich so eifrig studirt haben,“ rief Rostitz heftig, „so ist's traurig genug, daß sie blutwenig von diesem Studium profitirt haben. Ich bleibe dabei, eine genügende Anzahl von Soldaten hätte mit leichter Mühe dieses schwere Unglück verhütet, welches die bürgerliche Polizei, trotz ihrer Thätigkeit, nicht abzulenken im Stande gewesen.“

Das Gespräch wurde wieder allgemein, obwohl es sich natürlich zumeist immer noch um das große Unglück drehte.

Fräulein Elisabeth erinnerte tief bewegt an die Gefühle der Prinzessin-Braut, wenn sie von diesem Entsetzlichen Kunde erhalte, und wünschte, es möge ihr so lange als möglich verschwiegen bleiben. Der Geheime Finanzrath machte sich so schnell als er irgend vermochte von den unangenehmen Vorstellungen frei, welche die Mittheilungen der jungen Officiere in ihm erregt, und „plaisantirte“, wie sich die Frau Geheimräthin ausdrückte, ganz anmuthig über den Rang-

ſtreit zwiſchen den Maurern und Zimmerleuten, welche Gewerke gleich heftig den Vorderzug in Anſpruch genommen hatten, ein Streit, welcher trotz vieler Conferenzen und Beſprechungen bis zum Beginn des Einzuges nicht hatte geſchlichtet werden können. Im Luſtgarten noch wäre es beinahe zwiſchen den beiden ehrgeizigen Gewerken zu Thätlichkeiten gekommen.

„Den Zünften geht es wie dem Adel,“ ſprach der Lieutenant von Leiſt plötzlich ganz ernſthaft, „ſie pochen auf Vorrang und Vorrechte ganz ſo wie wir, weil ſie ebenſo wie wir die Bedeutung verloren haben und machtlos geworden ſind!“

Verwundert ſchauten die Anweſenden den jungen Officier an, die Meiſten begriffen ihn nicht, der Kammerherr von Redow warf ihm einen ſpöttiſchen Blick zu, Excellenz von Biſchoffswerder ſah gen Himmel, wie ſie immer that, wenn ſie nicht wußte, was ſie ſagen ſollte. Die ſchöne Eliſabeth hatte den jungen Officier auch nicht allzu gut verſtanden, ſie hatte aber das ganz beſtimmte Gefühl in ſich, der Lieutenant von Leiſt habe da etwas ganz richtiges geſagt und gezeigt, ohne es zu wollen, daß er über den Andern ſtehe.

Der Ländliche nahm nun die Aufmerksamkeit vorzugsweise für seine neuen Wirthschaftseinrichtungen in Anspruch, und Herr von Leist war sehr zufrieden, daß der Geheime Finanzrath aufbrach und die Geheimeräthin ihn ersuchte, sie nach Hause zu begleiten, damit Elisabeth einen Ritter habe, weil das Gewühl auf der Straße noch immer sehr lebhaft sei.

Der Kammerherr von Redow that, als überhöre er diese Einladung, dafür trat er zu dem Geheimen Finanzrathe und sagte halblaut, aber befehlend: „Ich muß sie im Auftrage des Ministers sprechen, Reinbach, erwarten sie mich Morgen Vormittag bis elf Uhr!“

Der Geheime Finanzrath sah den Kammerherrn verwundert an, der Ton, in welchem derselbe sprach, mußte ihm auffallen, indessen fühlte er sehr gut, daß der gegenwärtige Moment nicht besonders geeignet, eine Erklärung zu verlangen; er nickte zustimmend und empfahl sich.

Bald nachdem sich die Reinbach'sche Familie entfernt, nahm auch der Kammerherr von Redow Abschied und eilte mit raschen Schritten nach dem Hotel des wirklichen Geheimen Staats-, Kriegs- und Ca-

binetsminiſters, Herrn Grafen Heinrich Curt von Haugwitz Excellenz, unter den Linden Nr. 4.

„Iſt der Herr Geheimſecretair Aſſé noch im Hauſe?“ fragte der Kammerherr im Eintreten den öffnenden Hausdiener und ſchritt auf deſſen bejahende Antwort haſtig die Treppen hinauf.

## Siebentes Capitel.

---

# Ueberraſchungen.

„Geheimnißvoll und trübe
Die kalte Regennacht;
Drei ſchwarze Brüder
Die halten gute Wacht."
(Drei ſchwarze Brüder.)

Der Lieutenant von Leiſt war eben im Begriff, das etwas unanſehnliche Haus an der Friedrichs- und Taubenſtraßenecke, in welchem er ſein Quartier genommen, zu verlaſſen, als Herr von Noſtitz ſich mit raſchen Schritten ihm näherte und ſchon von Weitem rief: „Ich habe ſie warten laſſen, Leiſt, aber der Schwarze ſoll mich reiten, wenn ich Schuld daran bin; Entſchuldigung!"

„Sie ſehen, daß ich eben gehen wollte," entgegnete Leiſt, „ich hätte länger auf ſie gewartet, aber ich denke, die Rückſicht auf die Ungeduld eines Mannes,

der als ein Kranker betrachtet werden muß, hat den Vorrang. Aber wo waren sie denn, sie scheinen aufgeregt?"

„Sie brauchen nicht so überlegen zu lächeln, Leist," erwiederte der Officier, indem er den Arm seines Kameraden nahm und mit ihm dem Gensd'armenmarkt zuschritt, „getrunken habe ich allerdings auch, aber sehr wenig, und gesprochen habe ich auch, aber noch weniger, dafür hab' ich gehört und viel gehört und infame Dinge gehört, ich war bei Arnim."

„Bei dem Stabsrittmeister?" rief Leist verwundert, indem er einen Augenblick stehen blieb.

„Gewiß, bei welchem sonst?" versetzte Rostitz, den Kameraden weiter führend.

„Nun, Der ist doch sonst nicht so redselig," meinte Leist kopfschüttelnd.

„Nein, wahrhaftig nicht," antwortete Rostitz lächelnd, „wir haben da gewiß zwei Stunden gesessen, und ich glaube nicht, daß der Rittmeister während dieser Zeit auch nur zwei Mal den Mund aufgemacht hat, um zu sprechen nämlich, denn zum Rauchen und Trinken braucht man den Mund auch. Uebrigens ist

von dem gar nicht die Rede, sondern von einem alten Vetter oder Oheime, den er bei sich wohnen hat seit ein paar Tagen, einem wunderlichen alten Herrn, einem tollen Kauz, aber Hut ab vor ihm, das ist ein rechter preußischer Patriot —"

„Der Landrath von Wackerrode," warf Leist in den Redefluß seines Kameraden, „kenne den alten braven Herrn auch, da glaub' ich's, daß sie nicht fort konnten, hat eine eigene Art, der Alte."

„Ungeheuer grob," rief Rostitz, „seine Rede geht durch und durch, wie ein märkischer Landregen, aber er hat recht, er hat doppelt und dreifach recht, bei dieser Wirthschaft muß der Staat zu Grunde gehen! Der Landrath sieht mit seinen alten Augen durch eichene Bretter durch, glaube ich, er hat uns Geschichten von dem Haugwitz und dem Lombard erzählt! auch soll der Minister Baron Stein wieder mal einen grauenhaften Betrug bei der Bank entdeckt haben, ein jüdischer Geheimrath ist der Hauptsünder. Die Gedanken hetzen sich in meinem Kopf, Arnim's Wein ist gut, aber nicht der Wein ist's, sondern die Rede des Alten, die mir diese Wallungen macht, nein,

wahrhaftig, wenn ſolche Dinge vorfallen, dann bleibe ich nicht länger, da quittire*) ich lieber.

„Noſtitz!“ rief Leiſt ſtaunend und beinahe beſorgt.

„Ja, ja, ſie wundern ſich, aber laſſen wir das,“ verſetzte der allerdings höchſt aufgeregte Officier, „ich wollte ihnen einen Wink geben, lieber Leiſt; man ſagt, der ehemalige Geheime Ober-Finanzrath von Reinbach ſtehe in gewiſſen Verbindungen mit dem Grafen Haugwitz und .....“

„Ich weiß, was ſie ſagen wollen, Noſtitz,“ unterbrach Leiſt ernſt und feſt, „hören ſie ein Wort, ich kenne die Rolle ganz genau, welche der Geheime Ober-Finanzrath unter der vorigen Regierung geſpielt hat; hätte ich dieſe Rolle früher gekannt, ſo würde ich ſein Haus wahrſcheinlich niemals beſucht haben; jetzt aber iſt die Tochter dieſes Mannes meine Geliebte, ich weiß, daß ſie meine Neigung erwiedert, ſie wird meine Braut ſein und einſt meine Gemahlin, dann heißt ſie Frau von Leiſt, und ich fürchte nicht, daß ſich Jemand herausnehmen wird, mich daran zu erinnern, daß Frau von Leiſt das Unglück gehabt

*) von Noſtitz quittirte 1807 wirklich, er ſtarb als General in kaiſerlich ruſſiſchen Dienſten.

hat, die Tochter des Geheimen Ober-Finanzrathes von Reinbach zu ſein.“

„Sehen ſie Leiſt,“ nahm Noſtitz das Wort wieder, nachdem er einen Augenblick überlegt, „ich bin ebenſo heftig und empfindlich, wie ſie, und hätte ich nicht vorhin die düſteren Prophezeihungen des Landraths von Wackerrode vernommen, und ſtände nicht das unermeßliche Unglück vor mir, das unſer Vaterland bedroht, ſo würde ich wahrſcheinlich in ihren Worten eine Drohung für mich gefunden und eine entſprechende Antwort gegeben haben.“

„Herr von Noſtitz —“ begann Leiſt ſehr kalt und förmlich.

„Ich bitte ſie, lieber Kamerad,“ unterbrach Noſtitz mit dem herzlichſten Tone, der ſeinen Eindruck auch nicht verfehlte, aber Leiſt ſchwieg und die beiden jungen Officiere ſchritten ſchweigend über den Petriplatz, wo damals faſt alle größeren Banquiergeſchäfte, D. Splittgerber, Anhalt und Wagener und Andere zuſammen lagen.

„Wie iſt's, Leiſt, wollen wir da drüben Erſatzmannſchaften holen?“ fragte Noſtitz auf die Firma Splittgerber deutend.

„Ich habe da nichts zu holen," entgegnete der junge Officier etwas trübe, „obwohl ich's brauchen könnte, denn außer ein paar Halbthalern und einigen Sechsgroschenstücken habe ich nichts in meiner Börse, und es könnte sein, daß uns diese tolle Geschichte zu größern Ausgaben nöthigte."

„Mich gewiß nicht," meinte Nostitz in das Comtoir tretend, „denn ich bin fest entschlossen zurückzutreten, wenn uns der Graf nicht vollständigen Aufschluß giebt."

„Er wird ihn geben!" sagte Leist zuversichtlich.

Nachdem Nostitz sich für eine Anweisung fünfzig Stück Preußische Dukaten, die damals noch sehr stark in Cours waren, hatte auszahlen lassen, begaben sie sich in den Gasthof zur Stadt Paris, der in der Brüderstraße lag und einer der vornehmsten Gasthöfe Berlins war.

Vor der Thür des Hotels stand der Fuß-Postbote und regte seine Klingel gewaltig; damals gingen nämlich in bestimmten Zeiträumen Postboten durch alle Straßen und gaben ihre Anwesenheit durch Klingeln kund; sie nahmen Briefe in Empfang und sorgten für deren Weiterbeförderung.

Ein Dienstbote aus dem Hause kam eben mit einer ganzen Anzahl von Briefen in der Hand heraus, zufällig bemerkte Leist's scharfes Auge auf dem obersten Brief den Namen Redow, er sah noch ein Mal hin, und gewiß, er täuschte sich nicht; die sehr zierlich geschriebene Addresse lautete: Monsieur Monsieur de Redow, Chambellan de S. M. le Roi de Prusse. Einen Augenblick schwankte der junge Officier, sollte er fragen, von wem der Brief? sollte er sich desselben bemächtigen? Er hatte zu beidem kein Recht, und doch schoß ihm der Gedanke an einen bübischen Verrath durch die Seele, denn in diesem Hause wohnte der Graf Marcolini, des Kammerherrn Todfeind. Das war indessen nur ein blitzschnell vorübergehender Gedanke, denn der Lieutenant mußte sich sagen, daß in einem vielbesuchten Gasthofe leicht Jemand wohnen könne, der in irgend welcher Verbindung mit dem Kammerherrn stehe, und zwar ohne alle Beziehung auf den Grafen Marcolini.

Ein ältlicher Diener ließ die beiden jungen Officiere in das Schlafzimmer des Grafen treten und schloß vorsichtig leise die Thür hinter ihnen. Der sächsische Diplomat kam den beiden Herren, sich lang-

ſam erhebend, einige Schritte entgegen, die ihm ſchwer werden mußten; ſie koſteten ihm ſichtlich Anſtrengung, denn ſein bleiches Geſicht röthete ſich für einen Moment.

Leiſt führte den Grafen ſofort mit einer Art von ſanfter Gewalt wieder zu ſeinem Sitz zurück, und Noſtitz ſagte gutmüthig derb: „Der Schwarze ſoll mich reiten, wenn ſie nicht noch viel zu ſchwach ſind, Herr Graf?“

„Ich brauche ja nicht zu gehen, das Piſtol aber kann ich halten, und fehlen werde ich gewiß nicht!“ entgegnete Graf Marcolini mit heiſerer, aber gleichgültig unbewegter Stimme, „ich bitte, bitte,“ fuhr er fort, indem er die Herren durch Handbewegungen einlud ſich zu ſetzen.

Leiſt lehnte ſich leicht zurück in ſeinem Seſſel und betrachtete den jungen Mann mit ſichtlicher Theilnahme, der ſchlank und bleich, mit einem koſtbaren polniſchen Pelzrock bekleidet vor ihm ſaß und ſeine dunkelglühenden Augen bald auf dem Einen, bald auf dem Andern ſeiner Beſucher ruhen ließ. Noſtitz hatte ſich weit vorgebeugt, ſeine Hände auf beide Kniee ſtützend, offenbar war er begierig, etwas zu erfahren, was ihn ſehr intereſſirte.

„Herr von Noſtitz," begann Graf Marcolini endlich, „Herr von Leiſt hat mir mitgetheilt, daß ſie ſich auf's Beſtimmteſte weigern, fernerhin ein Zeuge bei der Fortſetzung meines Duells mit dem Herrn von Redow zu ſein!"

„So iſt's, Herr Graf," erklärte der Lieutenant ruhig, „ich verſage meinen Beiſtand keinem Cavalier, der einen Ehrenhandel auszufechten hat; wenn aber zwei Edelleute, noch dazu Verwandte, nachdem ſie ſich ein Mal geſchoſſen und ſich gegenſeitig erheblich verwundet haben, darauf beharren, den Zweikampf fortzuſetzen, ſo geht das über das Maaß der Dienſte hinaus, die man Standesgenoſſen ohne Weiteres zu leiſten pflegt; verzeihen ſie, Herr Graf, wenn ſie darauf beharren, daß ich bei dem fortgeſetzten Duell ihr Zeuge ſein ſoll, ſo müſſen ſie mir die Veranlaſſung und den Zweck deſſelben mittheilen, damit ich ſelbſt urtheilen kann, ob ich durch meine Gegenwart einen Zweikampf, durch den es ganz klar auf Tödtung abgeſehen iſt, vor meinen Kameraden mit rechtfertigen helfen darf."

„Und ſie, Herr von Leiſt?" fragte der Graf ruhig, ſich zu dem andern Officier wendend, nachdem

er dem Lieutenant von Noſtitz durch ein leichtes Neigen des Hauptes gedankt.

„Ich bin, wie ich ſchon geſtern die Ehre hatte zu bemerken," entgegnete Leiſt, „ganz der Anſicht meines Herrn Kameraden, und erbiete mich, noch ein Mal Verſuche zur Verſöhnung zu machen; ich glaube nicht, daß der Kammerherr von Redow ſie von der Hand weiſen würde."

„Sie irren ſich, Herr von Leiſt," nahm jetzt Graf Marcolini das Wort, „Herr von Redow würde mit teufliſchem Hohn jeden Verſuch einer Verſöhnung mit mir zurückweiſen, das werden ſie ſelbſt begreifen, ſobald ich ihnen mitgetheilt haben werde, was ſie von mir verlangen, die Veranlaſſung zu dieſem Duell. Ich habe keinen Grund, mich dieſer Angelegenheit zu ſchämen, was ich dabei gefehlt, werden meine Jugend, meine Unerfahrenheit, mein Eifer, einem Prinzen zu dienen, den ich liebte, dem ich Dank ſchuldig bin, gewiß entſchuldigen. Uebrigens," ſetzte der Graf nach einer kleinen Pauſe hinzu, „muß ich ihnen, Herr von Noſtitz, doch ſagen, daß ich durchaus nicht die Abſicht habe, meinen Gegner zu tödten —"

Die beiden Officiere ſahen den bleichen jungen

Mann erstaunt an, offenbar waren sie dieser Ueberzeugung gewesen.

— „Oh nein," fuhr dieser mit einem ächt italiänischen Racheblick aber mit sanfter leiser Stimme fort, „so freundlich bin ich nicht für diesen lieben Vetter gesinnt; sehen sie, neulich habe ich ihm den rechten Arm zerschossen, er wird nun mit der linken Hand schießen müssen, das ist immer unsicherer, wenn man nicht darauf eingeübt ist; das nächste Mal werde ich ihm das linke Knie zerschießen, dann das rechte und zuletzt den linken Arm, dann bin ich gerächt, dann habe ich Genugthuung!"

Herrn von Leist erschien der Graf in diesem Augenblick abscheulich, seine ritterliche Gesinnung sträubte sich lebhaft gegen eine solche Metzgerrache, und das sanfte Lächeln, mit welchem Marcolini seine Worte begleitete, machten dieselben in Leist's Auge doppelt empörend.

Auch Herr von Nostitz mußte ein ähnliches Gefühl bekämpfen, aber er begriff den Grafen doch eher, denn er sagte ernst: „In den Italienern, mein Herr Graf, soll das Rachegefühl heftiger brennen als bei anderen Menschen, dennoch muß die Beleidigung,

die ihnen zugefügt, furchtbar gewesen sein, wenn sie nur einigermaßen ihre Vorsätze entschuldigen soll."

„Sie werden selbst darüber urtheilen!" versetzte Graf Marcolini einfach.

„Ich denke aus dieser Metzelei wird nichts," rief Leist, der in jedem Fall seinem Unwillen Luft machen wollte, „der Kammerherr wird sich nicht vier Mal vor die Mündung ihres Pistols stellen."

„Er wird es, verlassen sie sich darauf!" lautete Marcolini's Antwort.

„Nun denn," brach Nostitz heftig los, „der Schwarze soll mich reiten, wenn sie der Kammerherr nicht eher todt schießt, bevor sie ihn seiner Glieder beraubt haben Stück für Stück!"

„Das ist möglich, Herr von Nostitz," erwiderte der Graf kalt, „möglich, aber nicht wahrscheinlich, da mein Herr Vetter nur noch den linken Arm zur Verfügung hat!"

Der Lieutenant warf sich heftig zurück, ihm mißfiel das Alles.

„Wollen sie mich hören, meine Herren?" fragte der Graf, der wohl auch fühlen mochte, daß es endlich an der Zeit sei zu sprechen, wenn der Unwille

seiner Genossen gegen ihn nicht zu mächtig werden sollte.

„Wir bitten darum!“ entgegnete Leist finster.

„Ich bin ihrer Discretion vollkommen sicher,“ begann der Graf, indem er sinnend vor sich hin blickte, „und wenn ich trotzdem einige Namen nicht nenne, so betrachten sie dies nicht als ein Zeichen von Mißtrauen, sondern verlassen sie sich darauf, daß auf die Namen für diesen Zweck gar nichts ankommt, und daß es ein Gefühl frommer Scheu ist, welches mich abhält, diese Namen zu nennen. Hören sie denn, meine Freunde, und urtheilen sie ganz ungescheut; ich weiß, daß ihr Urtheil kein anderes als ein mich rechtfertigendes sein kann. Vor etwa vier Jahren ging ich in Aufträgen meines Hofes nach Rom und fand bei meiner Rückkehr nach Dresden bei der preußischen Gesandtschaft den Kammerherrn von Redow, der mir bei einer alten Tante als ein Cousin vorgestellt wurde; ich habe den Zusammenhang dieser Verwandtschaft niemals begriffen, jedenfalls ist dieselbe eine sehr weitläuftige, ich bemerke das ausdrücklich, damit man mir nicht etwa einen unnatürlichen Haß gegen einen Verwandten andichtet. Herr von Redow und ich

nannten uns seitdem Cousins und waren sehr freundlich und gefällig gegen einander, wo wir uns trafen, aber wir trafen uns außerordentlich selten und kamen einander durchaus nicht näher. Das war auch sehr natürlich, denn der Prinz, mein besonderer Gönner, unter dessen Augen ich aufgewachsen bin, der mir ein Vater gewesen, hat einen alten Groll gegen Preußen, den man ihm, wenn man irgend gerecht sein will, nicht verargen kann; in seinen Cirkeln sah man daher niemals Preußen, und er besuchte keine Kreise, wo er vermuthen konnte auf Preußen zu stoßen. Wenn ich nun meinen sogenannten Cousin, den Herrn von Redow nicht häufig sah, so hörte ich doch ziemlich viel von ihm, denn der kluge Mann wußte immer von sich reden zu machen. Lange habe ich darin nur ein schlaues Manoeuvre gesehen, durch welches Herr von Redow seine persönliche Bedeutung in der Diplomatie sowohl wie in der Gesellschaft zu erhöhen suche; jetzt weiß ich, daß Herr von Redow andere Zwecke hatte, daß er falsche Gerüchte über sich selbst fortwährend in Cours zu setzen wußte, damit die Aufmerksamkeit der Gesellschaft von andern Dingen, die ihn angingen und beschäftigten, abgelenkt und auf

falſche Fährte geleitet würde. Auf dieſes Spiel verſteht er ſich meiſterlich. In Dresden galt Herr von Redow für einen vollkommenen Cavalier, der viel Glück bei den Damen gemacht hatte und immer noch machen könne, um den aber irgend ein großes Geheimniß, ein Räthſel walte. Mitten in der geiſtreichſten Converſation brach Herr von Redow ab, verſtummte, ſtarrte vor ſich hin und blieb ſo mehrere Minuten lang, dann ſchien er wie aus einem Traum zu erwachen und fuhr an derſelben Stelle fort zu ſprechen, an der er ſich vorher unterbrochen. Ich habe das ſelbſt ein paar Mal geſehen, meine Herren, und ich wage noch jetzt, nach mancherlei Entdeckungen, nicht zu behaupten, daß Herr von Redow Komödie geſpielt —“

Der Graf hielt einen Augenblick inne, die beiden Officiere ſchauten ihn mit demſelben faſt ängſtlich forſchenden Blick an, denn Beiden zugleich kam der Gedanke, ob nicht der Erzähler den Kammerherrn für eine Art von Zauberer oder gar einen böſen Geiſt halte. Marcolini's Geſicht indeſſen verrieth klar genug, daß er wirklich nur den Zweifel hege, den ſeine Worte angedeutet hatten; er hätte gern, von dem

Unglauben seiner Zeit getrieben, den Kammerherrn für einen feinen Komödianten erklärt, aber er vermochte es nicht, es war in seinem Gegner etwas, was ihm Grausen einflößte.

„— man hielt in Dresden den Kammerherrn für einen Adepten," fuhr Graf Marcolini nach einer Pause fort, „man wußte, daß er das Haus des polnischen Gelehrten, des Doctor Lazarus Bentkowskius zu nächtlicher Stunde besuche; dieser gelehrte polnische Arzt aber war dafür bekannt, daß er seit langer Zeit laborire und nahe daran sei, die materia prima oder das große Elixir zu finden. Im Besitz dieses großen Elixirs kann der Adept nicht nur unedle Metalle in Gold verwandeln, sondern auch sein Leben bis ins höchste Alter verlängern und sich dauernde Gesundheit sichern. Man sagte in Dresden, Doctor Bentkowskius sei weit über hundert Jahr alt, er sei mit dabei gewesen, als Böttticher das Porcellain entdeckt habe, wie er denn überhaupt Böttticher's Mitlaborant gewesen. Jedenfalls genoß dieser Arzt vom Hofe einer besondern Protection, wenn er auch in der Stadt kurz und gut für einen Hexenmeister galt und vom kleinen Manne sehr gefürchtet wurde. Ich glaube nicht, daß

Herr von Redow mit Bentkowskius laborirt hat, oder wenigstens habe ich's nicht geglaubt, bis ich hier vernahm, daß auch der Staatsminister Graf Haug-; witz sich mit geheimen alchemistischen Studien abgebe damals kam's mir vor, als ob Herr von Redow seinen Umgang mit dem polnischen Goldmacher mit starker Ostentation treibe, daß er beabsichtige, die Augen der Gesellschaft auf diesen Punkt zu lenken. Das gelang ihm auch vollkommen, und ich lächelte zuweilen über diesen Erfolg, denn mir schien's ganz natürlich, daß sich ein Mann interessant zu machen versuchte durch den intimen Umgang mit einem Zauberer und Goldmacher. Damals hatte ich noch keine Ahnung daran, daß auch die Goldmacherei eine von den vielen Masken ist, welche dieser Mensch vorsteckt, um sein eigentliches Antlitz dahinter zu verbergen. Gott mag wissen, wie dieses Gesicht aussieht, ich glaube ein Stück von dieser Teufelsfratze habe ich neulich gesehen."

Die letzten Worte hatte der Graf leise und mehr zu sich selbst gesprochen, die Officiere hatten sie zwar vernommen, sie hielten aber nicht nöthig, etwas darauf zu erwidern, dagegen sahen sie sich mit bedeutsamen

Blicken an; in der That, der Anfang von dieſer Erzählung war ganz anders, als ſie ihn vermuthet hatten, und mit aller Gewalt vermochten ſie ſich des unheimlichen Eindrucks nicht zu erwehren, den weniger die Worte, als das Benehmen des Grafen Marcolini dabei auf ſie machte.

Der Erzähler bemerkte das und fuhr mit einem matten Lächeln fort: „Ich glaube die Herren jetzt hinlänglich unterrichtet über den Standpunkt, den Herr von Redow in der Dresdener Geſellſchaft bei meiner Rückkehr aus Rom einnahm, und ich kann nun zu mir ſelbſt kommen. Es war etwa zwei Monate nach meiner Rückkehr, und ich hatte als Kammerjunker den Dienſt bei dem Prinzen. Es war ſchlechtes Wetter, Seine Durchlaucht, welche zur Jagd gewollt hatten, blieben verdrießlich zu Hauſe und zankten mit uns, das heißt mit dem Kammerherrn von Globig, mit dem Jagdjunker von Metzradt und mit mir. Globig, ein alter treuer Freund des Prinzen, der ſich ſehr viel gegen den Herrn erlauben durfte, antwortete ziemlich derb, wir beiden jungen Leute ſchwiegen natürlich. Der Prinz, der derben Abfertigungen, die er von ſeinem groben Globig erhielt, müde, wendete ſich mehr

gegen uns und ſagte endlich zu mir: „Mit ihm werde ich auch ein ernſtlich Wort reden müſſen, Marcolini, wie kann er leiden, daß ein Preuße, der Goldmachergeſelle, der Zauberlehrling, der fatale Herr von Redow ſeiner Schweſter, der Juliette, ſo den Hof macht? Hat er nicht vernommen, daß die ganze Stadt davon ſpricht, und daß man bei Hofe ſagt, dieſer Preuße werde die ſchöne Juliette heirathen? nun, verſteht er mich nicht?“ Ich verſtand den Prinzen ſehr wohl, vielleicht beſſer, als er dachte, ich wußte, daß er eine Neigung für meine Schweſter hatte, daß er ſich ärgerte über die Huldigungen, die Herr von Redow allerdings in letzter Zeit ziemlich auffallend meiner Schweſter gewidmet hatte, indeſſen antwortete ich ganz einfach: Euer Durchlaucht wiſſen, daß meine Schweſter faſt zehn Jahre älter iſt als ich, daß ſie als Wittwe von mir in keiner Weiſe abhängig; doch will ich, wenn Durchlaucht Befehl geben, mich in dieſer Angelegenheit an den Oberſtallmeiſter, meinen Oheim, wenden, der könnte als Haupt der Familie — der Prinz ließ mich nicht ausreden, er unterbrach mich haſtig, denn er konnte meinen Oheim, den Oberſtallmeiſter, nicht ausſtehen. Mit einem zornigen und ſehr wenig ver-

bindlichen: „ich habe ihn immer für einen Narren gehalten, Marcolini, aber ich habe nicht gewußt, daß er dieſes Unglück in einem ſo hohen Grade hatte!“ wendete er ſich um, ſtellte ſich an's Fenſter und blickte in den ſtrömenden Regen hinaus. Keiner von uns ſagte ein Wort, plötzlich trat der alte Globig raſch zu dem Prinzen nnd ſagte flüſternd, indem er durch das Fenſter nach einer beſtimmten Richtung hinwies: „Haben Eure Durchlaucht denn von dort gar nichts erfahren?“ Er iſt ein boshafter alter Geſell, dieſer Globig! Der Prinz wurde dunkelroth und ſprudelte dann heftig: „Sie alter Heimtücker, was fragen ſie mich heut danach? die Frage hätte mir das ſchönſte Jagdwetter ruinirt und nun heute? Wie können ſie glauben, daß ich etwas erfahren habe, da ich das Unglück habe, mit lauter Narren und Tugendhelden umgeben zu ſein?“ Der alte Kammerherr ſchüttelte ſich mit einer komiſchen Geberde, ganz wie ſich ein von Waſſer triefender Pudel ſchüttelt, der Prinz aber lachte. Nun hatte Globig gewonnen Spiel: „Durchlaucht,“ ſagte er dreiſt, „Narren und Tugendhelden? Nun, da Marcolini der Narr iſt, ſo bin ich wohl nothgedrungen der Tugendheld, denn den kleinen Tauge-

nichts da, meinen Neveu Metzradt, können Eure Durchlaucht unmöglich meinen. Gnädiger Herr, ich weiß etwas von dort, trotzdem, daß ich ein Tugendheld bin!“ Der Kammerherr deutete wieder durch's Fenster, der Prinz aber trat einen Schritt zurück, biß die Lippen zusammen und starrte den Kammerherrn mit weit offenem Auge an. Er war sichtlich im höchsten Grade gespannt. „Das Haus gehört dem ehemaligen Canzleisecretair Sommer,“ begann er langsam, „die Dame ist eine Baronin von Schimmelmann, ihre Begleiterin aber ein Fräulein von Mogge —“

„Mogge, Schimmelmann?“ rief der Lieutenant von Leist aufspringend, in dem Tone höchster Ueberraschung; Nostitz sah seinen Kameraden höchst verwundert an, Graf Marcolini dagegen blickte beinahe ängstlich.

„Ich bitte sie, lieber Herr von Leist, haben sie eine Beziehung zu diesen Namen?“ fragte er nach einer kleinen Weile, sichtlich verwirrt durch diese jähe Unterbrechung.

Herr von Leist setzte sich wieder nieder, ein Zug von Unmuth kräuselte sich um seinen Mund, zögernd entgegnete er auf die ihm gestellte Frage: „Ich habe

Beziehungen zu Damen dieſes Namens, doch fahren ſie fort, Herr Graf, ich kann nicht ein Mal mit Beſtimmtheit angeben, ob ich ein Recht gehabt habe, auch nur das zu ſagen!“

Mit einer ſichtlichen Anſtrengung ſuchte Graf Marcolini nach dem Ende ſeiner Erzählung und war eben im Begriff auf's Neue zu beginnen, als er abermals aufgehalten wurde. Man vernahm Stimmen im Nebenzimmer, erſt leiſe, dann lauter ſtreitend.

„Ich habe Befehl gegeben, daß wir unter keinem Vorwand geſtört werden!“ rief der Graf heftig.

„Entſchuldigen ſie,“ ſagte Noſtitz raſch aufſtehend, „ich kenne die Stimme, das iſt mein Wachtmeiſter!“

„Das war meine Ahnung!“ ſeufzte Marcolini und ſtützte ſeine fieberheiße Stirn in ſeine hohle Hand, „er hat ſie und mich ſcharf beobachten laſſen, er wußte, daß ſie Beide hier waren, er fürchtete meine Mittheilungen, er weiß ſie zu ſtören, indeſſen, mein Herr Vetter, noch iſt nicht aller Tage Abend!“

Herr von Leiſt hatte weder auf die Worte des Grafen geachtet, noch ſich ſonderlich um Noſtitz bekümmert, welcher hinausgegangen war, zerſtreut hörte er halb hier-, halb dorthin.

„Der Commandeur läßt mich rufen, begreifen sie das, Leist?“ rief Rostitz, der wieder eintrat, „woher konnte er wissen, daß ich hier war? ich werde ihn fragen; entschuldigen sie mich, Herr Graf, mein Regiments-Commandeur befiehlt, ich muß gehorchen; morgen werde ich mir die Ehre geben, mich nach ihrem Befinden zu erkundigen; guten Abend, lieber Leist!“

Der Officier eilte hinaus, verwundert blickte ihm Leist, schmerzlich lächelnd der Graf nach. Aber nach einer Minute schon kam Herr von Rostitz zurück und rief: „Leist, da draußen steht ein Mädchen, welches mich bittet, ihnen zu sagen, die Frau Geheimräthin von Reinbach wünsche sie auf der Stelle zu sprechen. Der Schwarze soll mich reiten, wenn das nicht Zauberei ist, daß alle Welt zu wissen scheint, wo wir uns gerade befinden.“

„O nein!“ sagte der Graf, „keine Zauberei, meine Herren, es giebt aber Jemanden, der ein großes Interesse daran hat, meinen Mittheilungen gegen sie ein Ende zu machen; jetzt gehen sie, sie werden sich selbst davon überzeugen können!“

Die Herren empfahlen sich und eilten hinunter;

das Mädchen, welches die Einladung der Geheimräthin gebracht, war verschwunden.

„Glauben sie das?“ fragte Rostitz.

„Ja,“ entgegnete Leist ruhig, „der Kammerherr hat Spione in diesem Hause; dennoch bin ich neugierig, die Geheimräthin hat mich noch niemals rufen lassen, und es wäre doch zu plump, wenn jetzt an den Tag käme, daß mich eine falsche Botschaft abgerufen.“

„Was kann mir der Alte zu sagen haben,“ murrte Rostitz, „ist sonst gar nicht seine Art, aber ich halte es gar nicht für möglich, daß der Redow seine Hand im Spiel gehabt, denn der Alte kann den Kammerherrn nicht ausstehen.“

„Nun,“ erwiderte Leist, „das ist so unmöglich doch nicht, durch dritte Personen wirken Leute wie dieser Kammerherr am liebsten.“

Mit kurzem Gruß trennten sich die Herren am Fürstenhause, Leist eilte nach dem Hause des Geheimen Finanzrathes von Reinbach am Werderschen Markt, Rostitz in die Wohnung des Reichsgrafen Elias Maximilian Henkel von Donnersmark, seines Regiments-Commandeurs, am Opern-Platz Nr. 30.

Als Herr von Leist die Pforte in dem großen Thorwege des Reinbach'schen Hauses öffnete, fiel ihm zum ersten Male ein, daß er eine ziemlich lächerliche Figur spielen werde, wenn wirklich die Geheimräthin nicht zu ihm geschickt, wenn wirklich die dringende Einladung lediglich eine Mystification, um Graf Marcolini's Mittheilungen zu unterbrechen. Er zögerte einen Moment, aber er trat muthig ein, fest entschlossen, die Wahrheit zu ergründen.

Auf dem ersten Absatz der Treppe, der ziemlich dunkel war, kam ihm eine Gestalt entgegen, die ihn hastig anredete: „Verzeihen sie, gnädiger Herr, ich dachte sie in Stadt Paris selbst zu treffen, weil ich aber nur Herrn von Nostitz fand, so habe ich gesagt, die gnädige Frau lasse sie bitten, sich sofort zu ihr zu bemühen."

„Nun, es ist nicht die Frau Geheimräthin, welche mich rufen läßt, wer denn?" fragte der Lieutenant hastig und strenge.

„Um Gottes willen, reden sie leiser, es ist Besuch da," bat das Mädchen, „verrathen sie mich nicht, gnädiger Herr!"

„Wer hat ſie denn geſchickt, Anne, rede ſie endlich!“ befahl der junge Officier ungeduldig.

„Mein Gott, wer denn ſonſt als mein gnädiges Fräulein,“ entgegnete die Soubrette, „ich wollte das aber doch dem Herrn von Roſtitz nicht ſagen, es braucht ja doch Niemand zu wiſſen, daß mein gnädiges Fräulein ſie zu ſprechen wünſcht.“

Das Mädchen ſprach jetzt in vollkommen ſicherm Ton; es war die Soubrette, die ſich ſtark weiß im Beſitz des Geheimniſſes ihrer Herrſchaft.

Den Lieutenant ſchwindelte, Eliſabeth von Reinbach ließ ihn zu ſich rufen, jeden Andern würde ein ſolcher Ruf beglückt haben, dieſen jungen Officier verletzte er, er faßte ſich mühſam und fragte dann noch ein Mal: „Fräulein von Reinbach wünſcht mich alſo zu ſprechen?“

„Gewiß, und zwar ſogleich,“ entgegnete die Dirne, „belieben ſie mir zu folgen, gnädiger Herr!“

„Woher wußte ſie denn, daß ich in Stadt Paris war, Anne?“ fragte der Lieutenant.

„Mein gnädiges Fräulein ſagte mir, ich würde ſie bei Herrn Grafen Marcolini in Stadt Paris treffen; haben ſie die Gewogenheit.“

Die Kammerjungfer öffnete die Thür, ließ den jungen Officier eintreten und ſchloß die Thür wieder; eine ſchlanke Dame kam ihm entgegen, betreten blieb der Officier ſtehen, es war nicht Eliſabeth von Reinbach.

„Kennſt du mich nicht mehr, Hans?“ fragte die Dame mit weicher Stimme und ſtreckte die Hand aus.

„Marie Mogge,“ rief der Lieutenant erſchrocken und erſchüttert, „Marie, meine arme Marie!“

„Still, wir ſind nicht allein! rede nicht von Schimmelmann's!“ flüſterte haſtig die Dame.

Eliſabeth von Reinbach trat ein, ihr liebliches Geſichtchen ſtrahlte vor Entzücken.

„Da habe ich ihnen eine rechte Ueberraſchnug bereitet, Herr von Leiſt!“ rief ſie mit kindlicher Fröhlichkeit.

Der Lieutenant verbeugte ſich ſtumm, er war keines Wortes mächtig.

## Achtes Capitel.

---

# Die bleiche Marie.

„Sie hatte einen Buhlen fein,
Der ſie nicht laſſen wollt',
Die wollte nicht ſein Liebchen ſein,
Um Silber oder Gold!"

(Altes Lied.)

Bei dem Geheimen Finanzrathe von Reinbach war eine zahlreiche Geſellſchaft verſammelt; wir haben ſchon geſagt, aus welchen Elementen die Geſellſchaft zuſammengeſetzt war, die ſich bei dem reichen Manne zuſammen zu finden pflegte. Die Trümmer des alten Hofes und die zahlreichen Menſchen, welche noch immer mit der weniger lobenswerthen Seite des Hofes und Charakters Friedrich Wilhelm's II., mit der Genußſucht, ſympathiſirten. Das waren zumeiſt ältere

Leute schon; die Jugend hatte wenig Berechtigung in diesem Hause, doch fehlte sie nicht ganz, wie wir wissen, seitdem Elisabeth wieder bei ihrem Vater war.

Die Gesellschaft spielte und soupirte dann; beim Spiel wie beim Souper sah sich die Jugend etwas bei Seite geschoben, und eigentlich war es nur die immer freundliche Frau Geheimräthin, welche sich zuweilen der jungen Leute annahm und, so viel sie vermochte, für deren Unterhaltung sorgte; das geschah indessen doch nur, wenn junge Officiere zugegen waren, und so kam es, daß heute Elisabeth von Reinbach und drei jüngere Damen ziemlich verlassen an einem länglicht runden Tisch saßen und sich bei Betrachtung einer zwar nummerreichen aber sehr unordentlichen Conchyliensammlung herzlich langweilten.

Die beiden guten, altklugen Fräuleins von Chevremont, die Zwillingsschwestern Friederike und Wilhelmine, zeigten noch das meiste Interesse für die Muscheln und Schneckenhäuser; es waren überhaupt ruhige und verständige Mädchen, und dann wußten sie ja auch ganz genau, daß ihr ländlicher Cousin und gemeinschaftlicher Verehrer, Herr August von Zabeltitz, ganz bestimmt zum Souper kommen werde. Es hatte

ſich nämlich noch nie ereignet, daß er das vergeſſen hätte.

Anders war es mit Eliſabeth von Reinbach; es war ein Zug von Unmuth und Aengſtlichkeit ſichtbar um den ſchöngeformten kleinen Mund, und zerſtreut ſpielten die feinen Finger mit den glatten Muſcheln. Zuweilen nur richtete ſie ein freundliches Wort, öfter einen faſt wehmüthig fragenden Blick auf die neben ihr ſitzende Dame.

Dieſe Dame iſt älter als Eliſabeth, ſie iſt nicht ſchön, ja nicht einmal hübſch, und ſieht auch durchaus nicht intereſſant aus; es iſt ein länglicht rundes, bleiches Geſicht da, mit Pockennarben überſäet, um den Mund liegt ein Zug, der mehr auf Müdigkeit und Erlahmung als auf Reſignation deutet und zu dem Ausdruck der Augen ſtimmt, die, groß und blau, faſt immer durch die langen Wimpern verſchleiert ſind, die aber auch dann noch verſchleiert zu ſein ſcheinen, wenn ſich die Wimpern erheben. Die Stirn dieſer Dame iſt breit und ſtolz, verliert aber unter dem ſchmalen Beſatz der enganliegenden, flachen weißen Haube, unter welcher man das ſchlicht geſcheitelte hellblonde Haar kaum bemerkt. Dieſe ſchlanke, magere Geſtalt war in

ein altmodiſches braunes Zeug ſehr einfach aber doch nicht auffallend gekleidet.

Die Erſcheinung Marie's konnte keine Blicke auf ſich ziehen und keine Blicke feſſeln, gleichgültig wurde ſie überſehen, und ſie ſchien das nicht zu bemerken, ſondern ſchaute noch wie vor müde oder nachdenklich, wie man's nehmen wollte, vor ſich nieder.

„Es iſt heut der vierte Tag, und er kommt wieder nicht!“ flüſterte Eliſabeth ganz leiſe, indem ſie ſich an Marie ſchmiegte, welche ſehr gerade, faſt etwas ſteif, neben ihr auf der Polſterbank ſaß.

Marie blickte die Freundin an, ihr Blick verrieth eine gewiſſe Theilnahme, die man hinter dieſen müden Zügen kaum geſucht haben würde.

Eliſabeth war aber auch wunderhübſch in dieſem Moment, ihr Antlitz, ihr Hals, ihr Nacken erröthetten zugleich, indem ſie jene Worte ganz leiſe flüſterte, ihre Blicke ſenkten ſich verſchämt, und ein halb wehmüthiger, halb kindlich ſchmollender Zug zuckte um ihre Lippen; es ſah aus, als wolle das ſchöne Mädchen weinen. Man bemerkte in dieſem Augenblick, daß Eliſabeth noch halb Kind war, das verſchämte Geſtändniß der ſehnenden Jungfrau ging Hand in Hand mit dem

Unwillen des verwöhnten Kindes, dem etwas versagt wird.

Wir haben gesehen, daß Marie Mogge, eine Freundin Elisabeth's aus der Herrnhuter-Anstalt, in einer Verbindung zu dem Lieutenant von Leist stand; wir sahen den jungen Officier in eine ihm sonst nicht eigene Aufregung gerathen, als der Graf Marcolini den Namen Marie Mogge nannte, wir sahen endlich am Schluß unseres letzten Capitels die Dame dem Lieutenant gegenüber als eine frühere Bekannte auftreten.

Die Ueberraschung Leist's war groß gewesen; erst hatte er den Namen Marie's aus Marcolini's Munde vernommen, dann war er unvermuthet plötzlich abgerufen und ihr selbst gegenüber gestellt worden. Herr von Leist war geradezu erschrocken über dieses Zusammentreffen von Umständen, und doch ging das Alles sehr natürlich zu.

Marie Mogge, obwohl älter als Elisabeth von Reinbach, war doch in Gnadenfrei deren intimste Freundin geworden; Marie war ein müdes, stilles Wesen, das eine rechte Erquickung an der Frische und Jugendlichkeit Elisabeth's fand und sich zu der jüngern

Freundin vielleicht um ſo mehr hingezogen fühlte, als ſie in derſelben noch einen leichten Hauch von der Welt fand, vor der ſie ſich müde und gebrochen in die Stille von Herrnhut gerettet hatte, von der ſie ſich aber doch nicht ganz loszureißen vermochte. Der fromme Frieden der Gemeinde des edeln Grafen Zinzendorf umwehete ſie wohl fein und lieblich und kühlte ihre brennende Wunde, der regelmäßige Wechſel von Arbeit und Gebet beruhigte ihre fiebernde Seele, ſie fand in Gnadenfrei die Stütze des einfältigen Glaubens wieder, die ihr in der Welt verloren gegangen war, und dennoch vermochte ſie dieſer Welt, die ihr ſo feindſelig begegnet war, nicht ganz, nicht völlig abzuſagen.

Marie Mogge fühlte die wohlthuende, reinigende Kraft eines ſtillen, zurückgezogenen, Gott geweiheten Lebens, aber ſie wurde ſich auch bewußt, daß ſie das nur fühlte, weil ſie verwundet und krank war; je länger ſie in Herrnhut war, je ruhiger und wohler ſie ſich daſelbſt fühlte, deſto beſtimmter ſagte ſie ſich auch, daß ihre Seele nicht hier ſein würde, wenn ſie geſund und ihre Kraft noch ungebrochen ſei.

Eliſabeth fühlte ſich ihrerſeits ſehr beſtimmt an-

gezogen durch die bleiche Marie, die beſiegt und geknickt aus dem Kampfe des Lebens kam, in den ſie erſt hinausſchreiten, den ſie erſt beſtehen ſollte. Vielleicht war es der Umgang mit Marie Mogge, der Eliſabeth verhinderte, ſich ganz in das herrnhutiſche Leben, in dem ſie erzogen wurde, zu verſenken; Marie Mogge war es, die ſie im Geſpräch immer wieder auf das Leben hinwies und ſie lehrte, nicht nur nach der frommen Zurückgezogenheit Herrnhuts zu trachten, ſondern auch auf die große Welt zu blicken, in welcher ſie ihre Beſtimmung zu erfüllen hatte. Vielleicht lag in Eliſabeth's frühem Umgang mit Marie ganz allein die Möglichkeit der ſpäteren Annäherung Leiſt's an ſie! vielleicht hätte ihr weiches Gemüth ſich gänzlich gegen das Leben verſchloſſen, und die Liebe des jungen Officiers hätte ohne Marie's Einwirkungen gar keinen Anknüpfungspunkt gefunden!

Nach der Weiſe junger Mädchen unterhielt Eliſabeth einen lebhaften Briefwechſel von Berlin aus mit den Freundinnen, welche ſie in der herrnhutiſchen Colonie zurückgelaſſen, aber ohne ſich ſelbſt Rechenſchaft über das warum zu geben, ſie ſchrieb über die Annäherung des Kammerherrn von Redow und ſpäter

die des Lieutenants von Leiſt an ſie nur an Marie Mogge; ſie fühlte inſtinctmäßig, daß ſie dafür nur bei dieſer Freundin ein Verſtändniß finden werde.

Aus Eliſabeth's Briefen, die ſie bald mit einer tiefen Angſt, bald mit ſtiller Wehmuth erfüllten, erkannte Marie bald, früher als Eliſabeth ſelbſt, daß Herr von Leiſt die Liebe ihrer jungen Freundin gewonnen hatte, und innige Gebete und heiße Segenswünſche weihete ſie dieſer Liebe von ihrer erſten Entſtehung an. In ihren Antworten aber war ſie ſehr vorſichtig, ſie wagte nicht und ſcheuete ſich, Eliſabeth merken zu laſſen, daß ſie ihr in's Herz geblickt und ihre Liebe zu Leiſt erkannt hatte, früher als ſie ſelbſt.

Da begab es ſich, daß Marie ſich genöthigt ſah, gewiſſer Familienangelegenheiten halber, auf einige Zeit Gnadenfrei, ihr ſtilles Aſyl, zu verlaſſen und nach Hamburg zu verreiſen. Sie ſehnte ſich, die Freundin, für die ſie jetzt ein noch höheres Intereſſe als einſt hegte, wieder zu ſehen; ſie wollte vielleicht auch noch andere Perſonen ſehen, kurz ſie ſchrieb an Eliſabeth und bat um deren Gaſtfreiheit, damit ſie ſich auf der weiten und beſchwerlichen Reiſe von Gnadenfrei nach Hamburg einige Tage ausruhen möge in Berlin.

Man kann ſich denken, mit welcher Freude Eliſabeth der Freundin antwortete, wie ſie Tage und Stunden zählte bis zu ihrer Ankunft. Sie vertraute auch Leiſt ihre Freude an, zufällig aber nannte ſie keinen Namen, ſie ſagte nur, daß ſie den Beſuch einer lieben Freundin aus Gnadenfrei erwarte.

Marie kam an und überzeugte ſich in vertrautem Geſpräch bald, daß Eliſabeth des Lieutenants Neigung aus voller Seele, mit ganzem Herzen erwiedere, und im Wechſelgeſpräch mit der Freundin wurde ſich Eliſabeth mit einem ſüßen Schauer auch der Liebe bewußt, die ſie bislang unbewußt in ihrem Buſen gehegt.

Marie that einige Fragen nach dem äußern Ausſehen Leiſt's und gab endlich zu erkennen, daß Hans von Leiſt ihr früheſter Jugendgeſpiele geweſen; ſie hatte längſt gewußt, daß nur dieſer Leiſt es ſein könne, der in Eliſabeth's Briefen eine ſo bedeutende Rolle ſpielte, ſie war nicht ganz aufrichtig, als ſie Eliſabeth glauben ließ, daß ſie das jetzt erſt entdecke; aber das edle Haus derer von Leiſt zählte ſo zahlreiche Sproſſen in der Armee des Königs von Preußen, daß auch ein minder argloſes Gemüth, als das Eliſabeth's verdachtlos geblieben ſein würde.

Schon am Tage nach der Ankunft Maria's ſchickte Eliſabeth, ohne in ihrer Unſchuld an das Auffallende dieſes Schrittes zu denken und nur mit dem Gedanken beſchäftigt, dem geliebten Manne durch das Wiederſehen mit der Jugendfreundin eine freudige Ueberraſchung zu bereiten, ganz direct eine Einladung an den Lieutenant.

Das Mädchen hatte den jungen Officier, der ſchon zu Graf Marcolini gegangen war, nicht zu Hauſe gefunden; Eliſabeth war etwas ärgerlich darüber, zufällig fragte die Geheimräthin, welche den Lieutenant ſeit ein paar Tagen nicht geſehen, einen Officier vom Regiment Gensd'armes, der ſich in der Geſellſchaft befand, nach Herrn von Leiſt und empfing die Antwort, daß Graf Marcolini, Leiſt's Freund, krank im Gaſthofe zur Stadt Paris liege, und der Lieutenant einen großen Theil ſeiner Zeit an deſſen Krankenbette zubringe.

Das vernahm Eliſabeth und ſchickte ſofort ihr Mädchen nach dem Gaſthofe.

An dieſer Sendung war Herr von Redow völlig unſchuldig, Leiſt erfuhr dies auch ſofort auf ſeine Frage.

Erſt als Eliſabeth das Mädchen fortgeſchickt hatte, erfuhr Marie, daß Leiſt kommen werde; ſie erſchrak über die Kühnheit Eliſabeth's, ſie begriff beſſer als die unſchuldige jüngere Freundin, wie compromittirend dieſe Botſchaft werden konnte, aber ſie enthielt ſich jeder Bemerkung, entweder weil es doch ſchon zu ſpät war, den Schritt zurück zu nehmen, oder weil ſie ſelbſt gar zu großes Verlangen trug, Leiſt zu ſehen. Endlich beruhigte ſie ſich ganz darüber, als ſie im Laufe des Geſprächs von Leiſt noch erfuhr, daß die ſchlaue Anne die Botſchaft nicht im Namen Eliſabeths, ſondern der Geheimräthin von Reinbach, ausgerichtet.

Eliſabeth, in ihrer lieblichen Freude, die beiden Jugendgeſpielen zuſammengeführt und Leiſt eine ſolche Ueberraſchung bereitet zu haben, hatte keine Ahnung von der Unvorſichtigkeit, die ſie begangen.

Hans von Leiſt hatte ſichtlich eine große Freude, ſeine Jugendgefährtin wiederzuſehen. Vier Jahre lang war Marie Mogge ſeine Kameradin bei Spiel und Unterricht geweſen, ſo lange ſeine Mutter lebte, erſt dann war ſie, eine älternloſe Waiſe, in das Haus einer Tante, der Baronin von Schimmelmann, gekommen. Zwar fand der Officier ein ganz anderes

Weſen in ihr wieder, als das blühende geſunde fünfzehnjährige Mädchen, das er verlaſſen, aber er war nicht erſtaunt darüber, denn er wußte zum Theil, wie herbe Schickſale ſeine ehemalige Geſpielin betroffen.

Einige Tage lang nach dem erſten Wiederſehen war Herr von Leiſt noch öfter als ſonſt im Hauſe des Geheimen Finanzrathes; er hatte nicht nöthig, vor Marie ſeine Liebe zu Eliſabeth zu verbergen, oder ſie ihr zu bekennen, denn er ſah auf den erſten Blick, daß Marie ſeine Liebe kannte, und er wußte nicht nur, ſondern er bemerkte auch ſofort mit unſäglichem Entzücken, daß Marie ſeiner Liebe förderlich wurde in alle Wege. Er ſah das in dem ſüßen Erröthen Eliſabeth's, wenn er ſie anredete, er fühlte das in dem ſanften Gegendruck ihrer zarten Finger, wenn er ihr die Hand küßte; er wußte, daß die Liebe zu ihm Eliſabeth's Buſen wallen machte, ja, er meinte in ſeinem ſeligen Liebesrauſch ihre Liebe zu ihm zu hören in dem leiſen Zittern ihrer Stimme, in dem lauteren Schlage ihres Herzens.

Am Sonntag Abend hatte er lange mit den beiden Freundinnen ſich unterhalten, denn der Geheime Finanzrath und ſeine Gemahlin waren in Geſellſchaft

bei der Gräfin Matuschka, beim Abschiede aber hatte er Marie zugeflüstert: „Leider kann ich zwei, vielleicht drei Tage nicht kommen, Mara'" so nannte er sie aus der Kinderzeit her, „hüte mir mein Kleinod, Mara, und mache, daß sie nicht: nein! sagt, wenn ich wiederkomme und sie um ihre Hand bitte, das Herz hab' ich, das weißt du so gut als ich!"

Marie lächelte leise, nickte ihm bejahend zu und drückte dem Jugendgefährten die Hand.

Sie hatte Wort gehalten; Elisabeth wußte jetzt, daß sie den jungen Officier liebte, ihr ganzes Wesen drängte sich sehnend zu ihm hin, und die jungfräuliche Schüchternheit hatte keine Aussicht mehr, die Liebe zu verstecken, die mit Macht hervorbrach überall. Herr von Leist konnte ganz sicher sein, daß seine Werbung gut aufgenommen werde. Marie sehnte sich nach diesem Moment vielleicht eben so sehr, als Elisabeth, sie war glücklich in dem Gedanken, zu helfen zu dem Glück dieser beiden Menschen.

Und da war noch eine Frau, die mit scharfem Blick Alles beobachtete, der nichts entging, die mit stillem Behagen die Fortschritte bemerkte, die Herr von Leist bei Elisabeth machte, die mit Vergnügen

sah, daß Marie die Liebe beförderte, und endlich auch ihrerseits die Werbung des jungen Officiers mit großer Ungeduld erwartete — das war die Geheimräthin von Reinbach, deren Vorliebe für Hans Dinnies von Leist sich eben so beständig gezeigt hatte, wie das Lächeln, das ihre Lippe nie verließ.

Auch ihr hatte der Lieutenant gesagt, daß er in Dienstgeschäften Berlin auf zwei oder drei Tage verlassen müsse; die Frau hatte ihm mit dem Finger gedroht, lächelnd und leise gesagt: „Die Ausflucht ist gut für Betty, lieber Alliirter, ich weiß wohin sie gehen, nehmen sie sich in Acht! der Kammerherr ist ein gefährlicher Feind, kommen sie recht bald wieder; glauben sie mir, ihre Verlobung mit Elisabeth wird dem Kammerherrn eine tiefere Wunde schlagen, als die Kugel des Herrn von Marcolini."

Fast erschrocken hatte der Officier die Geheimräthin angesehen — diese Frau wußte also Alles!

Die Geheimräthin knixte und legte die Finger warnend auf ihren lächelnden Mund.

Die drei Tage, die Frist, die sich Herr von Leist selbst gestellt, waren verflossen, er hatte sich nicht im Hause des Geheimen Finanzrathes gezeigt; ja, er

war nicht in Berlin, wie man genau wußte von Kameraden. Es hieß, er ſei mit dem Lieutenant von Noſtitz auf einer Jagdpartie, und zwar bei ſeinem Oheime, dem Oberſt-Lieutenant von Leiſt, für deſſen Erben der Lieutenant galt.

„Es iſt heut der vierte Tag und er kommt wieder nicht," flüſterte Eliſabeth erröthend, indem ſie ſich an die Freundin und Vertraute ſchmiegte.

„Der Tag iſt noch nicht vorüber," entgegnete Marie eben ſo leiſe.

Dankend blickte Eliſabeth zu ihr auf.

In dieſem Augenblick ging die Geheimräthin mit einem Herrn vor der offenen Thür des Zimmers vorüber, es war der Kammerherr von Redow, er trug ſeinen verwundeten rechten Arm in der Schlinge eines ſeidenen Tuches, ſonſt war er in großer Uniform.

„Kann ich nicht Fräulein Liſette mein Compliment machen?" fragte der Kammerherr.

„Betty iſt bei den anderen jungen Damen hier," entgegnete die Geheimräthin laut, leiſer ſetzte ſie hinzu: „hoffen ſie nicht die Feſtung zu überrumpeln, lieber Kammerherr, weil der Commandant nicht anweſend, der Platz iſt an ſich ſchon zu ſtark für ſie."

Der Kammerherr ſtarrte der Geheimräthin ins Geſicht, dann ſagte er ebenfalls leiſe und mit heiſerer Stimme, beinahe als ſpräche er nur mit ſich ſelbſt, „ich muß meine letzten Minen ſprengen.“

„Thun ſie das, mein theurer Herr,“ lächelte die Geheimräthin, „ſie ſind jetzt einmal dabei, ihre einſt ſo geprieſene Klugheit und Feinheit auf's unbarmherzigſte zu compromittiren, ein wenig mehr oder minder, darauf kommt nichts an.“

Den Kammerherrn ſchien der Hohn der Geheimräthin nicht zu treffen, wenigſtens gab er kein Zeichen des Aergers oder der Ungeduld, ſondern ſtarrte ihr mit ausdrucksloſen Augen ins Geſicht.

„Kammerherr,“ ſagte die Geheimräthin, immer lächelnd, „begreifen ſie denn nicht endlich, daß ihr gefährliches Anſtarren ihnen bei mir gar nichts hilft? Sie machen das vortrefflich, ich gebe es zu, ſie täuſchen damit ſelbſt kluge Leute; Einige halten ſie für wahnſinnig, Andere glauben ſie von Gewiſſensbiſſen gefoltert, ſehr gut, aber von mir könnten ſie denn doch wahrlich überzeugt ſein, daß ich das niemals glauben werde, weder das Eine noch das Andere.“

„Ich möchte dem Fräulein Liſette mein Compli-

ment machen," wiederholte Herr von Redow eintönig, indem er fortfuhr, die Geheimräthin anzuſtarren.

„So thun ſie es doch," entgegnete die Geheimräthin, „ich halte ſie doch nicht! Oder iſt auf der Schwelle etwa ein Drudenfuß, den ſie in ihrer Rolle als böſer Geiſt nicht überſchreiten dürfen?"

Die Geheimräthin ſagte das mit einem Hohn, der deutlich verrieth, daß ſie den Kammerherrn verachtete, zugleich wies ſie mit einer halb befehlenden Geberde auf die Thür.

Der Kammerherr trat in das Zimmer, in welchem die vier jungen Damen waren, die Geheimräthin warf ihm einen Blick nach und fragte ſich ſelbſt: „Sollte der Menſch wirklich toll geworden ſein oder ſich auf dem Wege dazu befinden? Wahrſcheinlich hat er den Herrn von Marcolini erſchoſſen," fuhr die Geheimräthin mit ſich ſelbſt ſprechend fort, „Glück genug hat er; aber die Verlobung Eliſabeth's mit Leiſt giebt ihm den Todesſtoß; der Elende iſt in voriger Woche wieder bei der Sibylle geweſen und hat ſich wieder wahrſagen laſſen und hat wieder die Weiſung erhalten, daß an Eliſabeth's Beſitz alle Freuden der Erde und die ewige Seligkeit für ihn geknüpft! hm! hm!"

Die runde Frau zwinkerte ſchlau mit den Augen, nahm eine Priſe aus der goldenen Doſe mit dem in Brillanten gefaßten Portrait des Geheimen Finanzrathes und kehrte zu dem verlaſſenen Platze am Spieltiſch zurück.

Während dieſer Zeit war der Kammerherr von Redow langſam in das andere Zimmer getreten; er bemerkte ſofort mit ſtillen Grimme, daß Eliſabeth ihm mißmüthig entgegenſah, er kannte ja den Grund dieſes Mißmuths, er wußte, daß das ſchöne Mädchen den Lieutenant von Leiſt viel lieber geſehen hätte als ihn.

„Guten Abend, Herr von Redow!“ grüßte Eliſabeth den Nähertretenden, „wie geht es mit ihrer Hand; noch immer in der Binde, wie ich ſehe, aber hoffentlich doch beſſer?“

„Ich danke, mein Fräulein,“ erwiderte der Kammerherr, doch vollendete er ſeine Rede nicht, denn indem er ſich gegen die Damen verneigte, blieben ſeine Blicke faſt entſetzt auf Marie Mogge haften, die ihn mit kalten, faſt verächtlichen Blicken von oben bis unten anſah.

„Ah, ich vergaß!“ rief Eliſabeth arglos, „liebe Marie, der Herr Kammerherr von Redow, Fräulein

von Mogge ist meine liebste Freundin von Gnadenfrei her, Herr von Redow!“

„Ich hatte schon in Dresden vor mehreren Jahren, wenn ich nicht irre, die Ehre, Herrn von Redow zu sehen!“ bemerkte Marie mit einem beleidigenden, geringschätzigen Tone.

Die drei jungen Damen blickten bald sie, bald den Kammerherrn erschrocken an.

Herr von Redow war offenbar im höchsten Grade überrascht, er glich einem in seinem Hauptquartier überfallenen Feldherrn, er hatte keine Mittel, die Streitkräfte, über die er verfügen konnte, herbei zu rufen, verzweiflungsvoll blickte er bald dort, bald hier hin; seine Verwirrung war ganz unbeschreiblich, er bewegte die Lippen, aber man vernahm kein Wort, seine Augen schleuderten bald Zornesblitze, bald leuchteten sie in einem seltsamen Glanze auf.

„Was heißt das?“ fragte Elisabeth scheu und ängstlich.

„Ich kann mir denken, daß es diesem Herrn nicht eben lieb ist, mich wieder zu sehen,“ nahm Marie das Wort; „er wird sich selbst sagen, daß auch ich ihn nicht aufgesucht habe, es ist das ein Zusammen-

treffen, an welchem ich eben so wenig Freude finde, als der Herr."

Der Kammerherr faßte sich mit Mühe, es zuckte ein wilder Grimm über sein Gesicht, der Elisabeth und die beiden Schwestern entsetzte, der Grimm konnte indessen dem bleichen Mädchen da nicht gelten, denn gleich darauf ruhte sein Auge mit unverkennbarer Zärtlichkeit auf ihren von Pockennarben entstellten Zügen.

Die Scene wurde peinlich im höchsten Grade, der Kammerherr fühlte das, er mußte ein Ende machen, er selbst hielt das nicht länger aus.

„Marie —" begann er.

„Mein Herr!" unterbrach ihn das bleiche Mädchen fremd und kalt.

„Fräulein von Mogge," begann er wieder, bittend, demüthig fast, „wird mich entschuldigen; hätte ich eine Ahnung gehabt, sie hier zu finden, ich würde ihr den Anblick eines Mannes erspart haben, der ihr so verhaßt ist —"

„Nein, mein Herr," unterbrach Marie ernst, „es ist nichts von Haß gegen sie in mir, ich habe gelernt, auch für meine Feinde zu beten, und wenn in meinen Worten etwas gelegen hat, was an eine an-

dere Empfindung erinnerte, so verzeihen sie der menschlichen Schwäche und der Ueberraschung!“

Marie war wieder nicht ganz wahr, sie wußte aus Elisabeth's Briefen, daß der Kammerherr von Redow das Haus des Geheimraths besuche, sie hatte sich darauf vorbereitet, ihm zu begegnen; in welchem Verhältnisse sie auch zu diesem Manne gestanden haben mochte, sie hatte nicht die Absicht gehabt, ihm aus dem Wege zu gehen. Hatte sie ihm wirklich verziehen? Wollte sie vielleicht erproben, ob sie seinen Anblick ertragen könne, ohne neue Regungen des Hasses zu fühlen? Oder wollte sie ihn demüthigen durch ihre plötzliche Begegnung? Wollte sie endlich vielleicht das Alles zusammen? Wer kann sich rühmen, so deutlich zu lesen in einem Frauenherzen?

Der Kammerherr seinerseits war völlig überrascht; zwar ließ er das Haus des Geheimen Finanzrathes beobachten, man hatte ihm auch gemeldet, ein ältliches Frauenzimmer, so war sie dem Späher erschienen, sei bei Fräulein Elisabeth zum Besuch; wie hätte er ahnen können, hier einem weiblichen Wesen zu begegnen, das er mit Eifer hätte fliehen müssen.

„Würde mir Fräulein Elisabeth eine Unterredung

mit ihrer Freundin gestatten?“ fragte der Kammerherr, sich an das durch dieses Ereigniß völlig verschüchterte Mädchen wendend.

„Doch gewiß nicht gegen deren Willen,“ antwortete Marie an Elisabeth's Stelle und setzte hinzu: „ich bemerke ihnen, mein Herr, daß sie mir gar nichts zu sagen haben können!“

Damit verneigte sich Marie ernst, nahm Elisabeth's Arm und ging mit ihr nach der Thüre.

Der Kammerherr stand den beiden Fräulein von Chevremont gegenüber, er wollte sie anreden, er stotterte einige Worte, sie verneigten sich und glitten an ihm vorüber; einen Augenblick noch versuchte Herr von Redow sich zu sammeln, aber er begriff, daß es ihm nicht möglich sein werde; er sagte sich selbst, daß er total auf's Haupt geschlagen sei und eine vollständige Niederlage erlitten habe. Da er nun zu gleicher Zeit die laute Stimme des ländlichen Cousins, des Herrn von Zabeltitz, vernahm, der gewiß nicht ermangelt haben würde, ihn in seiner pfiffigtreuherzigen Weise zu examiniren, er das aber mehr fürchtete, als sonst etwas, so begab er sich auf die Flucht.

Er verließ das Zimmer in demselben Augenblick

durch die eine Thür, als der Geheime Finanzrath durch die andere eintrat; dieſer hatte jetzt erſt die Anweſenheit des Kammerherrn erfahren; in wichtigen Angelegenheiten hatte er mit demſelben zu ſprechen, und ungeduldig hatte er ihn ſchon ſeit mehreren Tagen erwartet.

Draußen aber fand der Kammerherr die Anne, das hübſche Kammermädchen Eliſabeth's. Er drückte ihr im Vorübergehen einen Thaler in die Hand und flüſterte: „Ich muß ſie morgen ganz früh ſprechen, Anna, ich warte auf ſie, komme ſie ſo früh als möglich!“

Er huſchte vorüber.

Das Mädchen ſah ihm kopfſchüttelnd nach, ſie hatte immer Mitleid mit dem wunderlichen Manne gehabt, jetzt hielt ſie ihn für einen Narren.

Der Kammerherr von Redow ging in ſeinen Mantel gehüllt langſam über den Gensd'armen-Markt hin; der Nachtwind, der um ſeine fieberheißen Schläfe wehete, kühlte ihn wohlthätig, er nahm den Hut ab, um dem Wind freieren Zugang zu laſſen; ohne ſich umzuſehen, ohne an einen Weg zu denken, ganz mechaniſch ſchritt er vorwärts, ſeiner Wohnung zu, welche

ziemlich entfernt in der Lindenstraße, nahe dem Kammergericht und in Verbindung mit einem großen Garten des Ministers Grafen Haugwitz war.

Als die beiden Bedienten des Kammerherrn, ehrliche havelländer Burschen, auf einem Familiengute der Redows geboren und groß gezogen, ihren Herrn, an dem sie mit großer Treue hingen, eintreten sahen mit entblößtem Kopf, denn er hatte den Hut achtlos aus den Händen fallen lassen, sahen sie sich einander halb ängstlich, halb wehmüthig an, denn die ehrlichen Kerle hielten ihren „jungen Herrn", so nannten sie ihn, denn der „gnädige Herr", des Kammerherrn Großoheim, lebte ja noch, sie hielten ihren jungen Herrn seit einiger Zeit für toll, was sie indessen nur sich selbst anvertrauten und sonst als ein Geheimniß verbargen.

Herr von Redow ließ sich in den großen Lehnsessel sinken, der vor dem Kamin stand; hinter dem zierlich geschmiedeten Blattwerk des Kamingitters knisterte und loderte ein behagliches Feuer, die beiden Wachskerzen in den silbernen Leuchtern auf dem Credenztischchen neben ihm verbreiteten ein weiches und wohlthuendes Licht.

Der Bediente, der seinem Herrn den Mantel abgenommen, zog sich zurück, der Kammerherr war allein und schaute in die erfreuliche Flamme des Kaminfeuers; er wurde ruhiger nach und nach, sein Blut begann langsamer zu fließen, die grausamen Stiche in dem verwundeten Arm ließen nach. Noch wußte Niemand, daß sich der Kammerherr hatte die rechte Hand abnehmen lassen müssen, die ihm Graf Marcolini's Pistolenkugel zerschmettert hatte.

Die Gedanken dieses unglücklichen Mannes begannen sich zu ordnen. Er war mit seinem Vetter, Einem von Vandemer, nach der mecklenburgischen Grenze gefahren; angeblich zur Jagd bei dem Obrist-Lieutenant von Leist, des Lieutenants Oheim, eigentlich aber, um sein Duell mit dem Grafen Marcolini fortzusetzen, gegen jenen Grafen Marcolini, der ihn um Glück und Liebe gebracht für dieses Leben, den er haßte, wie er nie zuvor Jemanden gehaßt. Er haßte ihn vielleicht um so heißer, weil er noch Jahre lang freundlich mit ihm verkehrt hatte, nicht ahnend, daß Marcolini sein Gegner gewesen. Hatte im ersten Duell Marcolini ihm die Hand zerschmettert, so hatte doch auch seine Kugel den Todfeind nicht gefehlt, und

im zweiten Rencontre war er noch glücklicher gewesen; Marcolini, der sonst nie fehlende Pistolenschütz, hatte ihn gefehlt, er aber hatte ihn schwer, vielleicht tödtlich verwundet zwischen Hals und Schulter. Triumphirend kehrte er nach Berlin zurück.

Er glaubte triumphiren zu können; wohl war seine rechte Hand dahin, aber Elisabeth's weiche weiße Hände sollten ihm die fehlende Rechte ersetzen. Mochte Elisabeth den Lieutnant von Leist lieben, was ging ihn das an? mochte die Geheimräthin sich für Leist und gegen ihn erklären, er lachte darüber, denn er konnte den Geheimen Oberfinanzrath zwingen, ihm seine Tochter zu geben. Das aber wußte er ganz bestimmt, daß die fromme Elisabeth sich niemals weigern werde, einem bestimmten Befehl ihres Vaters nachzukommen. Und doch liebte der Kammerherr die schöne Elisabeth, deren Liebe, deren Herz er zu zertreten gedachte, eigentlich gar nicht, aber es war ihm geweissagt worden, er werde Glück und Ruhe in diesem, so wie die ewige Seligkeit im künftigen Leben nur an der Hand Elisabeth's von Reinbach finden; deßhalb, deßhalb und um jeden Preis, selbst um den

Preis eines Verbrechens, mußte der Kammerherr Elisabeth besitzen.

Deßhalb hatte er vor einigen Tagen, als der Geheime Finanzrath, durch seine Gemahlin gegen den Kammerherrn eingenommen, Schwierigkeiten erhob, diesem mit seinem trostlosen Anstarren erklärt: „entweder sie halten ihr Wort, Herr von Reinbach, und verloben mich im Lauf dieses Monats noch mit Elisabeth, oder ich schicke sie nach Spandau an die Karre!“

Erschrocken bis zum Tode hatte der Geheime Finanzrath geschwiegen bei dieser Drohung; er war nun gleich entschlossen gewesen, seine Tochter zu opfern, denn er wußte, daß ihn der Kammerherr an die Karre bringen konnte, er war entschlossen, diesem Werber seine Tochter zu geben, doch hatte er bis jetzt nicht den Muth gefunden, seiner Gemahlin das zu gestehen.

Triumphirend betrat der Kammerherr das Haus des Geheimen Finanzrathes, er verließ es als ein Geschlagener, als ein Besiegter, denn neben Elisabeth, neben dem Mädchen, an deren Hand allein er Glück und Ruhe auf Erden, so wie Seligkeit im Himmel

finden konnte, neben ihr ſtand die bleiche Marie Mogge, ſeine Liebe, nein, das dräuende Geſpenſt ſeiner verrathenen Liebe!

Der Kammerherr von Redow hatte nicht umſonſt mit dem Teufel geſpielt; er hatte die geheimen, unſichtbaren Gewalten heraufbeſchworen ſo oft zu gemeinen, ſelbſtiſchen Zwecken, aus Neugier und Liebedienerei; ſie waren gekommen und ſie ließen ihn nicht mehr. Er hatte Andere täuſchen wollen und getäuſcht durch ſeine vermeinte geheime Wiſſenſchaft, und hatte ſich ſelbſt darin verſtrickt alſo, daß es keinen Ausweg mehr gab für ihn.

Er liebte noch immer die bleiche Marie Mogge, ſie ſchien ihm mit ihrem von Krankheit und Gram verwüſteten Antlitz weit ſchöner als Eliſabeth, die holde Jugendblüthe, aber die Prophezeihungen, an die er glaubte, er, der Ungläubige in religiöſen Dingen, hatten ihn Glück und Heil für hier und dort nur an Eliſabeth's Hand verheißen. Sie mußte die Seine werden, aber zwiſchen ihm und ihr ſtand Marie Mogge.

Druck von G. Hickethier (vorm. J. Bersch) in Berlin.

# Vor Jena.

## Roman.

Nach den Aufzeichnungen eines Königl. Offiziers vom Regiment Gensd'armes.

Von

George Hesekiel.

Zweiter Band.

Berlin, 1859.
Ferdinand Schneider.

## Neuntes Capitel.

---

# Der Obriſtlieutenant und der Prophet.

„Kommen wird der Tag, da die heilige Ilion hinſinkt,
Priamos auch und das Volk des lanzenkundigen Königs.“
(Homer.)

Spankow iſt ein alter Erbſitz derer von Leiſt aus dem Hauſe Fuchshagen, die Lehnbriefe reichen bis ins dreizehnte Jahrhundert hinauf; in der Zeit vor Jena, in welcher unſere Erzählung ſich bewegt, war der Königliche Obriſtlieutenant außer Dienſten, Ritter des Ordens pour le mérite militaire und Johanniterritter, Herr Hans Ewald von Leiſt, Beſitzer dieſes alten Stammſitzes.

Man würde ſich aber täuſchen, wenn man glaubte, etwa dieſes alten Beſitzes wegen, Spankow ſei eine mittelalterliche Burg mit hohen Zinnenthürmen, Wall-

gräben und Zugbrücken gewesen; nichts von alle dem war da vorhanden, die Romantik ist überhaupt etwas zu kurz gekommen an der märkisch-mecklenburgischen Grenze, in Spankow würde sie aber am allerwenigsten eine günstige Aufnahme gefunden haben.

Der alte Obristlieutenant mit dem Stelzfuß, sein rechtes Bein lag in der Gegend von Torgau begraben, führte ein scharfes Commando, wie einst bei der Schwadron, so jetzt in seinem Hause, und sein Haus war ein altes, gutes Haus, wenn's auch gar nicht romantisch war.

Eine unendlich lange Fronte hatte der alte Bau, denn jeder Besitzer fast hatte seinem Bedürfniß gemäß bald rechts bald links ein Stück angeflickt an das Haus, was denn auch ziemlich bequem gewesen, da das Gebäude einstöckig war, die einfache Gestalt eines viereckigen Kastens hatte und durchaus keine Ansprüche auf irgend einen Baustyl machte.

Der Obristlieutenant hatte die Fronte des Edelsitzes nicht verlängert; er hatte in einer kurzen und kinderlosen, wenn auch vergnügten Ehe mit einer vollwangigen Cousine aus Pommern gelebt, für ihn war das Haus groß genug; er erweiterte es nicht, aber

er hielt es im besten Stande, denn er war stolz auf seinen Bau, wie er auf sein Wappen, das einen rothen Fuchs im silbernen Felde zeigte, anspielend gern sagte. Namentlich rühmte er von seinem Bau, daß darin keine Treppen zu steigen wären, was ihm mit seinem hölzernen Bein beschwerlich fiel; die Bodentreppen und Kellertreppen zählten für ihn natürlich nicht mit.

Das Herrenhaus von Spankow sah wirklich recht nüchtern aus mit seinem steilen Dach und den vielen Schornsteinen darauf, mit seiner langen Reihe kleiner Fenster, eins ziemlich dicht an dem andern, und den beinahe ängstlich schmalen Thüren dazwischen.

Vor dem Hause waren Hof und Wirthschaftsgebäude, hinter dem Hause aber ein etwas wüster Sandfleck, der zu Sommerszeiten ziemlich sonnig sein mochte, aber auch sehr staubig. Der Obristlieutenant war gern auf diesem Platz, er hatte ihn gern, denn er sah beinahe aus wie „unser Exercierplatz in Schwedt", — an „unsern Exercierplatz in Schwedt" aber mußten sich für den alten Kriegsknecht gar zu angenehme Erinnerungen knüpfen, denn er fuhr sich dabei allemal schmeichelnd mit der harten, schwertgewohnten Hand über das runde Kinn, schmunzelte

vergnügt-grimmig und puffte vier bis fünf dichte Tabackswolken rasch hinter einander aus der ganz verzweifelt kurzen Dragonerpfeife, ohne die ihn seine Leute noch niemals gesehen hatten, ausgenommen in der Kirche. Die kleine Pfeife war eben so unzertrennlich von ihm, wie sein großer goldbeschlagener Krückenstock von dickem Bambusrohr, von dem eine dunkle Sage ging, der Obristlieutenant habe ihn von Friedrich dem Großen selbst zum Präsent bekommen. Das war zwar nicht wahr, aber die Leute sagten's, und der alte Herr hatte die kleine Eitelkeit, ihnen nicht zu widersprechen; er selbst äußerte sich mit keinem Wort darüber, aber innerlich machte er sich oft bittere Vorwürfe, daß er aus „hundsföttischer Eitelkeit", wie er sich ausdrückte, seinen lieben Freund und Waffenbruder verläugnen thäte, denn sein liebster Kamerad, der Rittmeister Kurt Ehrenreich von Schöning, hatte ihm den schönen Stock geschenkt.

Zu allen Jahreszeiten stampfte der alte Herr täglich fast einige Zeit auf diesem Platze auf und ab, und nur in den heißesten Tagen zog er sich in den Schatten der beiden schönen Linden zurück, die dort

am Nordende der Sandscholle einen Brunnen vor dem Sonnenbrande schützten.

Man war in des Märzen erstem Anfang, und zu Spankow schien schon zuweilen etwas, was wie Sonne aussah; es war fast Mittag, der Obristlieutenant von Leist erging sich vor seinem Bau, das heißt, er stampfte dampfend auf seiner Sandscholle auf und nieder.

Unglaublich lang und dürr war der ehemalige Dragoneroffizier, aber er hielt sich kerzengrade aufrecht, kein Stäubchen auf dem saubern blauen Rock, das dreieckige Hütchen mit einer Spitze nach vorn in die Stirn gedrückt, die drei runden Locken reglementmäßig auf jeder Seite und den steifen Zopf im Nacken. Es war ein altes Gesicht unter der weitüberstehenden Hutspitze, aber es war ein auffallend feines und immer noch hübsches Gesicht mit großen blauen Augen, mit frischen vollen Lippen und wohl erhaltenen Zähnen.

Der Körper des alten Officiers hatte manche Einbuße erlitten; ganz abgesehen von dem hölzernen Bein waren noch drei bis vier andere Stellen, wo Eisen und Blei schlimme Löcher gemacht, vom Feld-

ſcheer wieder zuſammengeflickt worden; in ſeinem Geſichte aber hatten die Jugend und die friſche Laune der Jugend ſich ganz tapfer gehalten gegen den Kriegsſturm und den gewaltigen Andrang der Jahre.

Hinter dem Obriſtlieutenant einen halben Schritt und etwas zur Seite ging ein ſchon etwas klapprichter Burſche in einer alten, aber ſehr ſauberen Dragoneruniform; der war ſo lange er denken konnte ſeines Herrn Burſche geweſen. Er war in Spankow geboren und auch erzogen, davon aber wußte der treue Kerl, der den ſeltſamen Namen Sternkicker führte, nicht viel mehr; ſein Leben, ſeine Erinnerungen begannen mit ſeinem Eintritt in das hochberühmte Anſpach-Bayreuth'ſche Dragonerregiment, bei dem ſtand ſein Junker auch, und Sternkicker wurde Officierburſche, und das iſt er denn auch ſein Leben lang geblieben, aber freilich ein Officierburſche ohne Gleichen.

Es war zwar keine große Charge, die der treue Sternkicker bekleidete in dieſem Leben, aber in jenem Leben wird ja nicht gefragt, was für ein Amt der Menſch gehabt, ſondern wie er's geführt hat. Uebrigens iſt auch in dieſem Leben mancher große Geheimerath ſchon längſt vergeſſen, während in der Leiſt'ſchen

Familie noch immer und noch lange die Rede sein wird vom Sternkieker, dem Burschen des Großoheims, der in zehn Feldschlachten nicht von seines Herrn Seite wich, der den Verwundeten ein paar Mal stundenweit ins Lazareth trug und ihn dann pflegte wie eine Mutter ihr Kind.

Voran also ging auf der Sandscholle der lange Obristlieutenant, dann kam Sternkieker, der nur einen Zoll weniger hatte, als sein Herr, hinter diesem aber schritt ein abgemagerter, steinalter, fast blinder Hund, altersmüde ließ der den Kopf hängen, einst war er braun gewesen, jetzt war er fast grau.

Die drei alten Gesellen waren zusammengeblieben in Liebe und Treue so manches Jahr, der Hund war ein prächtiges Thier einst gewesen, die Bewunderung aller Kameraden im Regiment; jetzt war er fertig; er wäre auch sicher viel lieber liegen geblieben auf seiner Decke im Winkel, aber er konnte nicht lassen von der alten Gewohnheit, er mußte mit seinem Herrn und mit Sternkieker den herkömmlichen Mittagsspaziergang machen.

Bis vor einigen Jahren hatten die Drei noch zwei alte Gefährten gehabt, ihre Campagnepferde, die

den Gnadenhafer fraßen im Stall zu Spankow, längſt keinen Dienſt mehr thaten, aber auch an ſchönen Tagen auf der Sandſcholle ſpazieren geführt wurden. Vor ein paar Jahren aber waren die alten Roſſe raſch nach einander gefallen, und der Obriſtlieutenant wie Sternkieker hatten ihre hellen Thränen dabei geweint, obgleich das der Obriſtlieutenant nicht Wort haben wollte, ſondern ſeinen Sternkieker eine „Heulliese“ nannte und ihn mit naſſen Augen belehrte, wie es ſich gar nicht zieme, um unvernünftige Beeſte zu heulen, als wie um Chriſtenmenſchen. Das hätte Sternkieker beinahe übel genommen und er erklärte mit einer ſeltſamen Verziehung ſeines breiten Mundes, der Herr Obriſtlieutenant wüßten doch ſelbſt ganz genau, daß die Bläſſe kein unvernünftiges Beeſt geweſen wäre, und der Goldfuchs erſt recht nicht, die zwei Beide wären ſehr reputirliche Geſchöpfe geweſen, ſagte Sternkieker, und was die Chriſtenmenſchen betreffen thäte, ſo wüßte er eine ganze Menge darunter, die viel unvernünftiger wären als ſeine Bläſſe geweſen, oder gar der Goldfuchs.

Der Obriſtlieutenant ſagte kein Wort zu dieſer energiſchen Proteſtation, obwohl er ſonſt nicht der

Mann war, sich viel sagen zu lassen, und namentlich nicht von dem Sternkieker, den er immer etwas kurz im Zügel halten mußte, weil der in allerdings nur gerechter Selbstschätzung und im Gefühl seiner langen treuen Dienste zuweilen geneigt war, ein Wort zu viel zu reden.

„Sternkieker!“ begann der alte Officier, nachdem er wenigstens sechsmal schweigend den Platz auf und nieder geschritten.

„Herr Obristlieutenant!“ entgegnete der Diener fragend, indem er sich rasch aufrichtete, denn er ging schon etwas gebeugt.

„Nichts!“ gab der Herr zur Antwort.

„Zu Befehl, Herr Obristlieutenant!“ erwiderte Sternkieker ohne eine Miene zu verziehen.

Die Promenade wurde wieder schweigend fortgesetzt, bis Herr von Leist still stand, seine Pfeife ausklopfte, sich aus einer Schweinsblase, die sein alter Bursche immer bei sich trug, auf's Neue einstopfte und dann mit einer gewissen Behaglichkeit Feuer anschlug. Man sah's dem alten Herrn an, es machte ihm Vergnügen, Feuer zu schlagen, und Sternkieker so wie Laudon, der steinalte Hund, schienen ein fast

eben ſo großes Intereſſe daran zu nehmen, denn Beide verfolgten mit ihren Blicken ſehr aufmerkſam die Bewegungen ihres Herrn, der kunſtmäßig mit langen ſtreichenden Schlägen die ſcharfe Seite des alten Flintenſteins belegte und endlich den Schwamm entglimmen ließ.

Mit ſichtlichem Vergnügen ſogen alle Drei den ſehr kräftigen Duft des brennenden Schwammes ein; als die Pfeife brannte, ſtampfte der Obriſtlieutenant weiter und ſagte:

„Dem Herrn Grafen fehlt doch nichts, Sternkieker, Alles in Ordnung?“

„Zu Befehl, Herr Obriſtlieutenant,“ lautete des Dieners Antwort, „der Feldſcheer iſt eben angekommen, ſehr vernünftiger Kerl, auch mit zu Felde geweſen, aber blos am Rheine, ſagt, unſer Schäfer hätte Alles ſehr gut gemacht, könnte es ſelbſt nicht beſſer.“

„Brauchen die Kerle aus der Stadt gar nicht,“ rief der Obriſtlieutenant vergnügt, „machen uns Alles ſelbſt hier, und unſere Schäfer flicken auch die Kranken zur Noth noch aus.“

„Der Herr Lieutenant kommt heute wieder,

bringt einen großen Doctor aus Berlin mit!“ bemerkte Sternkieker beſcheiden.

„Wäre nicht nöthig,“ ſagte der Obriſtlieutenant, „ich wette, unſer Schäfer bringt den Herrn Grafen alleine auf die Beine; nein, wie er die Kugel ausdrückte! Sternkieker, er hat das oft geſehen im Felde, ich ſage ihm aber, ſo geſchickt hat er's nie geſehen!“

„Aber ungeſchickt deſto öfter!“ meinte der Alte grinſend.

„Sternkieker, mache er keine Witze!“ drohte der Obriſtlieutenant lachend, obgleich er wußte, auf welchen beſtimmten Fall ſein alter Knecht zielte, „nein, keine Witze mit ſolcher Geſchichte —“

Der Obriſtlieutenant unterbrach ſich in dieſem Augenblicke, denn eine Frauensperſon erſchien in einem der Fenſter und blickte unbemerkt, wie ſie glaubte, nach den Spaziergängern.

„Rechts um kehrt, marſch!“ commandirte der Obriſtlieutenant, ſeinen Krückſtock erhebend, „was hat ſie hier zu horchen? hat ſie nichts zu thun?“

Das Frauenzimmer verſchwand auf das erſte Commando, aber noch lange ſchalt der alte Herr, denn das konnte er gar nicht vertragen, daß ſich die Leute

in's Fenſter ſtellten und ihm zuſahen, wenn er mit ſeinen beiden Getreuen promenirte.

Aus purer Neugierde ſchien das Frauenzimmer ſich denn doch nicht an das Fenſter gewagt zu haben, denn kurz darauf erſchien dieſelbe Perſon an der kleinen Gitterthür am obern Ende des Hauſes, die in einen der Wirthſchaftshöfe führte, und machte hinter dem Rücken des Obriſtlieutenants dem alten Sternkieker lebhafte Zeichen; erſt als der Diener nickte, daß er ſie verſtanden, verſchwand ſie wieder.

Noch einmal gingen die Drei die Sandbahn hinab, dann ſagte Sternkieker, nachdem er ſich geräuſpert: „Herr Obriſtlieutenant!“

„Was giebt's?“ fragte der gleichmüthig.

„Die Dörthe hat mir Zeichen gemacht an der Gitterthür!“ fuhr der Diener fort.

„Iſt wer gekommen?“ bemerkte der Herr, der ſchon wußte, was die Zeichen der Dörthe zu bedeuten hatten.

„Zu Befehl, Herr Obriſtlieutenant,“ meldete Sternkieker mit einem Anfluge von Dienſtmäßigkeit, „ein Officier iſt gekommen, aber nicht der Herr Lieutenant!“

„Wildes Wetter!“ brummte der Erb-, Lehn- und Gerichtsherr von Spankow und ging haſtig nach der Thür, offenbar war er ſehr neugierig, fremde Gäſte, Officiere zumal ſah er gern in ſeinem Bau.

Er öffnete die Thür, die nur mit einem Pflock, der an einem Lederriemen hing, zugeſteckt war, und betrat den Hof, ſeine beiden getreuen Begleiter folgten ihm. Vorſichtig hielt ſich der Alte auf dem ſchmalen gepflaſterten Wege, der etwas erhöht über die Fläche des Hofraums dicht am Hauſe hinlief. Sie bogen um die Ecke, da war eine Hundehütte; der große ſchmutziggelbe Hofhund trat heraus und wedelte mit dem Schwanze. Dieſe Ehrenbezeugung ſchien mehr dem greiſen grauen Jagdhunde als dem Herrn zu gelten, der Hofhund ſah wirklich vor ſeiner Hütte wie eine Schildwache aus, welche einem Officier die ihm zukommenden Honneurs macht. Der Hundegreis achtete kaum auf die Ehrenbezeugung, und kaum war er vorüber, ſo kroch der Schmutziggelbe wieder in ſeine Hütte zurück.

Der Obriſtlieutenant aber blieb einige Schritte vor der Thür ſtehen und muſterte neugierig einen Wagen, welcher an der Vorfahrt hielt. Er kannte

die Pferde nicht, und das nahm ihn mächtig Wunder. Kopfschüttelnd trat er näher und fragte seinen Kutscher, der bei dem Gefährt stand: Was hat er da zu schnacken, Johann? Warum hilft er nicht ausspannen?"

„Die Herrschaft will gleich weiter!" entgegnete der Kutscher und deutete nach der Hausthür.

„Dummes Zeug!" sagte der Obristlieutenant ärgerlich und fuhr im Commandotone fort: „vorwärts marsch, ausgespannt, wer auf meinen Hof fährt, soll auch Spankower Hafer füttern. Marsch! Trab!"

Damit stampfte er in's Haus, wo auf dem mit rothen Backsteinen gepflasterten Flur die Dörthe stand und mit ihren langen braunen Fingern auf die Thür des großen Gemaches deutete, wo der Hausherr seine Gäste zu empfangen pflegte.

„Rechts um kehrt, marsch!" befahl der Alte und murrte vor sich hin: „Das dumme Thier bildet sich ein, daß ich ohne sie mich nicht zurecht finde in meinem eigenen Hause."

Er trat in das Zimmer, hinter ihm sein alter Hund, Sternkieker schloß die Thür und begab sich

vor die Thür, um den fremden Kutscher zu examiniren, was sein Herr nicht gethan hatte.

Drinnen im großen Zimmer aber stand der lange Obristlieutenant stocksteif vor einem kleinen alten Männchen, das ihn mächtig anblickte aus seinen großen blauen Augen und etwas spöttisch lächelte über die steinerne Verwunderung, in die seine Erscheinung den Hausherrn versetzt. Er sagte auch kein Wort, sondern nahm nur eine große Prise, von der er die Hälfte wenigstens verstreut, bevor er sie zur Nase gebracht hatte.

Der Obristlieutenant sah ihm mit gespannter Aufmerksamkeit zu, dann blitzte es plötzlich über sein feines Gesicht hin, das Wiedererkennen leuchtete auf in seinem Auge: „Wackerrode!“ rief er, „wildes Wetter! Wackerrode, ihr seid es, mein guter alter Kamerad! Laßt euch umarmen, Bruder, willkommen!“

Die alten Kameraden umarmten sich.

„Das ist euer Glück, Leist, daß ihr mich erkannt habt,“ sagte der Landrath, nachdem er die ziemlich lange und sehr energische Umarmung glücklich überstanden, „wahrlich, ich wäre stracks wieder herunter gefahren von eurem Hofe, wenn ihr mich nicht erkannt hättet!“

„Das sieht euch ähnlich," rief der Obristlieutenant lachend, aber seine Augen waren ernst, so ergriffen war er von dem Wiedersehen mit seinem Kriegskameraden, dann stieß er mit dem Krückstock dreimal derb auf den Boden, ein Zeichen, das sogleich seinen Sterntieker herbei rief.

„Frühstück, Taback, Pfeifen!" befahl er, „Wein, von dem vierundachtziger, er weiß schon, im zweiten Keller, von dem Sandhaufen in der linken Ecke!"

„Zu Befehl!" entgegnete Sterntieker und verschwand.

Der Obristlieutenant aber führte seinen Gast zu dem großen Lehnstuhl, der oben am Ende einer großen Tafel stand; das war des Hausherrn Platz, er selbst setzte sich auf einen etwas kleineren daneben, das war der Platz seiner seligen Hausfrau. Er nahm des alten Freundes Hand und sah ihm so herzlich und so freudig bewegt in's Auge, daß dieser auf einen Augenblick wenigstens seinen scharfen, strengen, fast harten Blick milderte, und das kalte, spöttische Lächeln, das um die dünnen Lippen spielte, verschwand.

„Ihr seid noch immer der alte gute Kerl, Leist, der ihr euer Lebenlang gewesen!" sagte der Landrath

von Wackerrode endlich, den Händedruck des Freundes erwiedernd; „wißt ihr noch, wie ihr für den Oesterreicher die Zeche bezahltet, der euch am Tage vorher über den Schädel gehauen?“

„Ja, ich weiß es wohl noch,“ entgegnete Leist lebhaft, „ihr habt mir's ja geborgt dazu. Dazumal war in meiner Tasche die meiste Zeit der Teufel, das heißt nichts, und, wildes Wetter! ihr habt das Geld niemals wieder nehmen wollen von mir, denn als ihr quittirtet, war ich immer noch Lieutenant, und mein Oheim seliger hielt mich verdammt kurz im Zügel!“

„Seid still, Bruder!“ rief der Landrath, „redet mir nicht von den alten Zeiten! sie sind vorüber und wir werden nicht wieder jung — wollte Gott, wir könnten zur Grube fahren in Frieden!“

Der Landrath sagte das so schmerzlich bewegt, so herzlich bekümmert, daß ihn der wackere Obristlieutenant ganz erschrocken ansah.

In diesem Augenblick aber trat Sternkieker mit Wein und Speisen auf, servirte schweigend und pünktlich; die alten Menschen labten sich behaglich an dem edlen Rheinwein; sie tranken schweigend manches Glas

und ſahen ſich nur an dazu, ſie wußten ſchon, was ſie meinten.

Sternkicker hatte abgeräumt, die Beiden waren wieder allein und die Pfeifen brannten.

„Ich wollte, ich konnte nicht bei euch vorbeifahren, Leiſt, mein alter guter Kerl," begann Wackerrode das Geſpräch wieder, „ich bin in Mecklenburg geweſen, habe Gevatter ſtehen müſſen bei dem älteſten Jungen meiner Großnichte, bin nun ſchon Urgroßohm, ſieh! ich könnte ein glücklicher Mann ſein, Leiſt, läge es nicht hier, hier wie eine Centnerlaſt auf dem preußiſchen Herzen!"

„Wackerrode," entgegnete der Obriſtlieutenant nachdenklich und nicht ohne Beſorgniß, „es iſt da wohl manches anders geworden, ſeit der große König todt iſt, und es iſt nicht beſſer geworden, aber Gott ſegne den König, er iſt ein braver Herr!"

„Gott ſegne ihn!" verſetzte der Landrath mit Nachdruck, „er iſt ein braver Herr, aber leider Gottes iſt er beinahe der einzige brave Herr noch in der ganzen Wirthſchaft; ich mache Sr. Majeſtät dem Könige keinen Vorwurf, er kann kaum anders, aber das iſt's eben, was mir am Herzen frißt, ich ſehe all'

das Elend, ich sehe das Unglück rascher und immer rascher herbei kommen, und ich kann's nicht abwenden!"

„Der liebe Gott kann's abwenden, Alter!" meinte der Obristlieutenant einfach.

Mit einem durchbohrenden Blicke sah der Landrath nach dem alten Kameraden, dann sagte er leise und wehmüthig: „Gewiß kann er's, aber er wird es nicht wollen, denn das ist wie Sodom und Gomorrha bei uns, in manchen Beziehungen ist es noch schlimmer, und ich sehe, wie der Herr wird Feuer und Schwefel regnen lassen."

Der Obristlieutenant schüttelte mißbilligend den Kopf, er hielt die Schilderungen des Landraths für übertrieben, er hatte lange auf dem Lande gelebt, er kannte nur zum Theil das tiefe Elend, in welchem sich der Staat Friedrichs des Großen befand. Wackerrode bemerkte die leise Mißbilligung, die seine Sprache bei dem Obristlieutenant augenblicklich fand, und mit jenem flammenden Eifer, der solcher Feuerseele eigen ist, strömte er nun seinen wilden Zorn in Worten aus. Er schilderte treu und drastisch den Sieg, den die Meinungen, die in den Köpfen der französischen Revolutionärs lebten, in Preußen bereits errungen,

er zeigte, wie die Revolution siegreich herrsche auf den verschiedensten Gebieten; in der Kirche wie in der Justiz, in der Einleitung zum allgemeinen Landrecht, wie in der allgemeinen Philanthropie; er zeigte, wie sich die Revolution mit Haß und Verachtung überall den gesellschaftlichen Bildungen der Vergangenheit entgegenstelle.

„Der Adel wird Stand halten!" bemerkte endlich der Obristlieutenant etwas kleinlaut, aber die Feuerrede seines alten Kameraden hatte ihn mit einem geheimen Grauen erfüllt.

„Der Adel?" rief der Landrath mit bitterm Spott, „der Adel, der sich an seinen Leibeigenen zu Tode schleppt, der wird wahrlich weder sich selbst noch den Staat retten; nein, mein alter Leist, in den Städten strömt das Geld zusammen, weil sie sich da mehr und mehr in die Arbeit theilen, daher bessere, billigere und doch lohnendere Arbeit liefern, Aussicht und Absatz in die weitesten Kreise haben. Ihr armen Junker aber, ihr werdet immer ärmer, ihr kommt immer mehr zurück, weil euch diese gottverfluchte Leibeigenschaft eurer Bauern wie ein Centnergewicht am Halse hängt. In stümperhaftester Weise fertigen

eure Leibeigenen den Bedarf des Gutes selbst, ihr könnt weder euer Geld, noch die Producte eurer Arbeit genügend verwerthen, und darum seid ihr in die tiefste Abhängigkeit von den Städten gerathen. Ihr antichambrirt schon in den Städten, die größere Bildung in den Städten lockt euch auch, ja ihr zieht schon das Leben in den städtischen Salons selbst dem Hofleben vor. Ihr rühmt euch mit lautem Munde: bei uns wird Alles selbst gemacht! und das ist eben euer Verderben, daß bei euch Alles selbst gemacht wird, viel billiger und besser könntet ihr's kaufen. Aber trotzdem geht ihr in die Städte und laßt eure Söhne groß werden in den Städten, wo nicht die geringste Gottesfurcht mehr zu finden ist, keine richtige Religion mehr, nichts von dem Glauben, mit dem die Junker und Bauernjungen zur Zeit des großen Königs noch in den Tod gingen, sondern statt dessen ein verdammtes Gemengsel von schönen Redensarten, jüdischer Weisheit und französisch-revolutionärer Frechheit. Die Liederlichkeit ist bodenlos, das Geldmachen grenzenlos. Ihr habt gewiß unter dem seligen Könige noch gehört von den Güterkäufen in Süd-Preußen, eine Schande, und dennoch ist's jetzt noch schlimmer.

Alles macht Geld und will Geld machen. Und das will dann noch reden von der Integrität, von der Unbeſtechlichkeit und Makelloſigkeit des altpreußiſchen Beamtenthums! Was für eine lügenhafte Phraſe das iſt! Hole ſie alle ſammt und ſonders der Teufel!“

Mit ſteigender Aengſtlichkeit hatte der Obriſtlieutenant die verworrenen Andeutungen in den Reden ſeines alten Kameraden angehört, er hätte denſelben gern unterbrochen zu Gunſten der Armee, aber er hatte nicht vergeſſen, wie ſchneidend ihn Wackerrode abgefertigt bei der Unterbrechung zu Gunſten des Adels; er ſchwieg lieber ſtille und dachte mit einer Art von trotziger Beſchämung daran, daß auch er zu den Junkern gehörte, die mit dem höchſten Stolz ſich rühmten, daß auf ihren Gütern Alles ſelbſt gemacht würde. Ihn grauſte bei dem Gedanken, daß er dadurch mit die Stellung ſeines Standes untergraben habe. Bis jetzt hatte er den Lehnsnexus, der ihn mit dem Landesherrn verknüpfte, für eine Ehre und die Sorge für die Leibeigenen für eine heilige Pflicht gehalten, er war ſtolz darauf geweſen, der Lehnsträger des Churfürſten und der Vater, die menſchliche Vorſehung ſeiner Leibeigenen zu ſein — und ſollte das

mit einem Male Alles nicht mehr gelten? Wahrlich, nur ein so hochangesehener Mann wie der Landrath von Wackerrode, ein alter Kamerad und Standesgenosse von so unbezweifelt gutem Adel durfte es ungestraft wagen, solche Dinge in Gegenwart des Obristlieutenants von Leist auf Spankow zu sagen.

Dem guten Manne wurde das Herz recht schwer, denn obwohl er den Landrath wohl kaum ganz richtig verstand, so kam ihm doch eine Ahnung, daß der feuereifrige Greis im Grunde wohl Recht haben werde. Leist war fest entschlossen, das niemals zuzugestehen und einzuräumen, aber das Gefühl der Richtigkeit beschlich ihn bang und unbehaglich.

Von dem Beamtenthum war der Landrat, übrigens auf die Armee gekommen und hatte auch dieser keinen feinen Ruhm gemacht. Wir wissen schon, was er von der Armee dachte, das Geldmachen der Chefs und Commandeurs war ja allerdings einer der großen Schäden, der auch an der Armee fraß.

Mit gebeugtem Haupte hörte der alte Herr von Leist seinen frühern Kameraden so reden; er war das Raisonniren gewohnt, denn damals raisonnirte Alles in Preußen; man dachte revolutionär, man sprach so

— es war kaum anders möglich, Leiſt aber fühlte, daß das bei Wackerrode eine andere Bewandtniß hatte.

„Die Armee iſt noch nicht gefallen," ſchloß der Landrath ſeine Donnerrede, „noch ſteht ſie aufrecht, ſie iſt jetzt die einzige Inſtitution des großen Friedrich, welche noch ſteht; darum glaubt dieſes arme unglückliche Land auch noch an die Armee, als an ſein letztes Gut, beim erſten Stoß aber wird auch dieſe Schöpfung des großen Fritz zuſammenſtürzen — es iſt Alles verloren!"

Da ſtand der Obriſtlieutenant auf von ſeinem Stuhl, legte die Pfeife aus dem Mund und ſprach feierlich: „Verzweifelt nicht, Kamerad, dieſes Land hat einen großen Alliirten da oben im Himmel, der kann's fallen laſſen zur Prüfung oder zur Strafe, aber derſelbige alte Gott, der wird's auch wieder erheben zu ſeines Namens Ehre!"

Verwundert faſt ſah der Prophet den alten Kameraden an, dann reichte er ihm langſam die Rechte.

„Der Herr Lieutenant kommen ſo eben an!" meldete Sternkieker eintretend und das Geſpräch unterbrechend.

## Zehntes Capitel.

# Weil er Recht hat.

„Ein guter Mann,
Ein wenig hitzig zwar —
Ein Ehrenmann,
Und das ist wahr!"
(Hagedorn.)

Am Tage nachher war's, d. h. am Tage nach der Ankunft des Landraths von Wackerrode und des Lieutenants von Leist in Spankow. Der würdige Hausherr saß in dem Fenster, von dem aus er nicht nur den ersten Hof übersehen, sondern auch in den zweiten und dritten wenigstens hineinblicken konnte. Er hatte gern, auch wenn er der Ruhe pflegte, ein Auge auf sein Haus und seine Wirthschaft, der alte Dragoneroficier, und manch „wildes Wetter" war losgebrannt worden von jenem Fenstersitz aus im Laufe der Jahre, auch wußten die Leute vom Gute ganz genau Bescheid,

wenn der gnädige Herr dadrinnen an den Scheiben zu trommeln begann.

Heute freilich blickte der wackere Obriſtlieutenant mit ſeinen freundlichen braunen Augen nur aus alter Gewohnheit über die Höfe, denn es regnete, was vom Himmel wollte, wie die Leute ſagen. Bei Regenwetter aber kriecht das Landvolk überall unter, abſonderlich da, wo ſich wendiſch Blut mit deutſchem miſcht, wie im größeſten Theile des preußiſchen Vaterlandes. In Schnee und Sturm und Sonnenbrand hält ſich unſer Landvolk trotzig draußen, vor dem Regen hat es Scheu, es läßt ſich nur beregnen, wenn es gar nicht anders kann, und ältere Bauern bewundern noch immer die Keckheit, mit der das Stadtvolk dem Regen trotzt.

Der Obriſtlieutenant ſaß am Fenſter und rauchte Taback wie gewöhnlich; drüben an der andern Seite des Hofes ſtand der Haushahn mit ſeinem ganzen Harem auf der Stiege, die unter dem überhängenden Vordache des Stalles ſicher vor dem Regen war; die Hühner ſtanden ängſtlich regungslos dicht aneinander, nur der Hahn ſchüttelte zuweilen den ſtolzen Kopf, regte die Flügel und drückte die Augen zu, ſeine

helle Stimme erhebend. Ei, das schöne große Thier wollte zeigen, daß er sich nicht einschüchtern lasse durch die klatschenden Regentropfen.

Mit Vergnügen sah der Obristlieutenant seinem Haushahn zu, das Interesse stand auf seinem Gesicht geschrieben, und der Landrath von Wackerrode, der neben ihm saß, entdeckte, der Richtung seiner Blicke folgend, bald den ritterlichen Vogel.

„Ein schönes Thier," sagte er, die Pfeife aus dem Munde nehmend, „sieht just aus wie der Hahn im gräflich Hahn'schen Wappen. Hat eine hübsche Schrift der Hahn im Hahn'schen Wappen."

Der Obristlieutenant sah seinen Kameraden fragend an.

„Auf deutsch heißt's," fuhr der fort, „ich bin alle Morgen der Erste, der den lieben Gott lobt! im Wappen steht's auf lateinisch*), ich hab's vergessen wie's lautet, es war kürzer, aber lange nicht so hübsch! Ich hab' auch einen lateinischen Wappenspruch: labore improbo, das heißt zu deutsch: sei wacker und laß dich keine Mühe verdrießen. Es ist verwunderlich, wie kurz die Lateinischen das Alles sagen können."

*) Primus sum qui deum laudat.

„Hoho!“ meinte der Obriſtlieutenant, „die lateiniſchen Künſte können wir auch, um unſern Fuchs ſteht ganz kurz: glau und ſchlau! Manche finden den Spruch nicht ſchön, mir hat er immer gefallen, man muß ihn nur in gutem Sinne nehmen!“

Die beiden Alten lachten, in dem Augenblicke kam Sternkieker in einen alten weißgrauen Dragonermantel gehüllt über den Hof; er viſitirte alle Tage ein paar Mal die Stallwache, das ließ er ſich nicht nehmen, und machte dem Obriſtlieutenant ſeinen Rapport, der freilich in den meiſten Fällen, d. h. wenn Alles gut ſtand, mit einigen nur Eingeweiheten verſtändlichen Zeichen abgemacht war.

Während der Obriſtlieutenant mit ſeinem Getreuen durch's Fenſter ſich in der Zeichenſprache unterhielt, war der Lieutenant von Leiſt eingetreten, hatte auf der anderen Seite des ſchmalen Tiſchleins Platz genommen, den die beiden Alten vor ſich ſtellen ließen, ſtopfte ſich eine der holländiſchen Thonpfeifen, die da auf einer mit Taback gefüllten blanken zinnernen Schüſſel lagen, und erwiderte mit einem freundlichen Blick das herzliche Kopfnicken, mit welchem ihn der Landrath von Wackerrode begrüßte.

„Ei! da bist du ja?“ rief der Obristlieutenant vergnügt, als er sich umkehrend seinen Neven sah, er begann auch sofort für denselben Feuer zu schlagen, und erst als der den brennenden Schwamm auf dem Taback hatte, fragte er: „Nun, was sagt der Doctor heute zu dem Grafen?“

„Er ist sehr zufrieden, Ohm,“ entgegnete der Lieutenant, „und wird morgen nach Berlin zurückkehren; seiner Ansicht nach ist keine Gefahr mehr vorhanden, auch findet er das Fieber nur mäßig, Ruhe verordnet er als Hauptmedecin!“

„Na, die kann er haben so viel er will bei dem alten Leist in Spankow,“ rief der Obristlieutenant lachend, „und das ist ein Glück für den Ruf der Leist'schen Gastfreundschaft, denn ich denke, sonst wird ihm unser Haus nicht eben viel bieten können; so ein feiner diplomatischer Graf, ein feiner Sachse und ein Italier dazu, dem würde mit einer Flasche Rheinwein und einem Stück Schinken wenig gedient sein!“

„Ich kann diese Italiäner eigentlich alle nicht leiden,“ murrte der Landrath von Wackerrode, „daran ist aber keiner weiter schuld als der saubere Monsieur Luchesini, denn den hasse ich wie die Sünde, Andere

kenne ich freilich nicht, und der große Fritz mochte die Italiäner gern, besonders die Gelehrten, den Algarotti hat er ja sogar zu einem preußischen Grafen gemacht und ihn seinen theuren Schwan von Padua genannt."

„Warum denn Schwan?" verwunderte sich der Obristlieutenant.

Mit einer naiven Verlegenheit blickte der Landrath auf, die Frage kam ihm sehr wunderlich vor, er hatte niemals daran gedacht, nach dem Grunde zu fragen, wenn der große Friedrich etwas gesagt hatte, jetzt besann er sich eine Weile, dann sagte er zögernd und stockend: „nun, vermuthlich weil der Algarotti so reinlich, ich meine so rein in moralischer Hinsicht war!"

Die beiden Leiste lachten, ohne sich Zwang anzuthun, denn der Grund schien ihnen gar zu lustig, und er klang noch lustiger in den stotternden Worten des greisen Mannes, der auch ganz heiter mitlachte, aber plötzlich abbrechend fragte: „Na, Lieutenant, zieht blank mit eurer Weisheit, denn ihr wißt's doch gewiß? ihr wißt ja jetzt Alles bei der Armee, habe da neulich ein Verzeichniß eurer Arbeiten und Lectionen in der école militaire gesehen, der Verstand stand mir stille;

Leiſt, alter Kamerad, ich ſage euch, wir Alle zuſammen hatten keine Ahnung von den Dingen, welche die jungen Officiers jetzt lernen müſſen, und doch muß ich in Berlin bei jeder Gelegenheit hören, daß es den Edelleuten in der Armee an Bildung fehle, es iſt eine ganz verhagelte Geſchichte! Aber zieht blank, Lieutenant, zieht blank, ihr müßt wiſſen, warum der große Fritz den Grafen Algarotti den Schwan von Padua genannt hat, zum Spaß hat das der Alte nicht gethan, der that nichts ohne Grund!"

„Ich weiß es nicht," antwortete der Lieutenant beſcheiden, „aber ich denke mir, daß der große König dieſen Zunamen dem Grafen gegeben hat, weil der ein italiäniſcher Dichter war und hierher in fremdes Land zu ihm gekommen. Man glaubte nämlich früher, daß die Zugſchwäne Singvögel wären."

„Schwäne ſingen nicht, und der große Fritz hat das genau gewußt!" bemerkte der Obriſtlieutenant unzufrieden.

„Er wird ſchon recht haben!" meinte der Landrath dagegen, „ſeht, Leiſt, der große Fritz machte auch Verſe, und wie in Verſen immer die Rede iſt von Apollo und Luna und Bellona und anderm heidniſchen

Gezeug, an das auch kein Menſch mehr glaubt, ſo wird vermuthlich auch von Singeſchwänen geſprochen, obgleich ihren Geſang kein Menſch gehört hat."

„Ja, ja," rief der Obriſtlieutenant, froh, daß er das Verſtändniß gefunden, „es iſt in den Verſen wie in der Heraldik, wo es blaue Löwen und goldene Adler und blau und roth geſtreifte Hunde und ſonſt noch allerlei Gethier giebt, was auch noch keines Menſchen Auge auf Erden geſehen!"

Der Landrath nickte und es trat eine kleine Pauſe ein; der alte Herr bemerkte wohl, daß der Lieutenant irgend etwas zu ſagen habe und ſich in einer gewiſſen Verlegenheit befinde, da es aber nicht ſeine Art war, jüngern Leuten aus ihrer Verlegenheit zu helfen, ſo begnügte er ſich, ihm ſpöttiſch zuzulächeln und dadurch deſſen Verlegenheit zu ſteigern.

Der Obriſtlieutenant bemerkte gar nichts, ſondern rief mit der Luſt eines alten Herrn, der auf dem Lande lebt und doch gern etwas von dem großen Leben in der Reſidenz hört: „Na, mein lieber Junge, Lieutenant, erzähle uns doch ein Bischen! wie's in Berlin zugeht, aber was Luſtiges, hörſt Du? denn mein alter guter Wackerrode hat mir zwar auch allerlei

von Berlin erzählt, gestern und heute, das war aber gar nicht lustig, brrr!"

Der Obristlieutenant schüttelte sich und blickte zur Seite, um dem durchbohrenden Blicke auszuweichen, mit welchem ihn der Landrath vorwurfsvoll anschaute.

„Es wird doch noch nicht alle Lust und Freude ausgestorben sein bei der Jugend?" fuhr der Hausherr fort, hartnäckig, denn er wollte nun einmal angenehm unterhalten sein.

„Das gewiß nicht," versetzte der Lieutenant, der seinen Oheim begriff und ihm auch gern gefällig sein wollte, „da haben wir in diesem Winter die Einweihung des neuen Schauspielhauses gehabt!"

„Ja, das erzähle, mein Junge," rief der Obristlieutenant erfreut, „Komödien, das ist lustig!"

Der Landrath lehnte sich zurück in seinen Stuhl mit der Miene eines Mannes, der nachsichtig gegen die Thorheiten seiner Freunde ist; der Obristlieutenant aber lehnte sich weit vor und stützte die Hände auf die Kniee, man sah ihm an, wie begierig er war, eine lustige Affaire zu vernehmen.

„Ganz Berlin," erzählte der Lieutenant, „wollte der Eröffnung des neuen Schauspielhauses auf dem

Gensd'armenmarkt beiwohnen, da aber nur ein kleiner Theil der Bevölkerung darin Platz hat, so gab es schon vor dem Schauspielhause ein Schauspiel, und zwar ein kriegerisches. Die Kasse wird erst um drei Uhr eröffnet, aber schon um Mittag drängte sich eine dichte Menge um den Eingang; man machte sich jeden Schritt vorwärts streitig, ohnmächtig wurden mehrere Personen davon getragen, die Spitzbuben hielten eine reiche Ernte, sogar Frauenzimmer hatten sich in das Gedränge gewagt, ich will nicht beschreiben, in welchem Zustande ihre Toilette war, als sie sich zurückzogen. Es war ein Getümmel und ein Geschrei ohne Gleichen, und in den Fenstern der Häuser ringsum lagen die lachenden Zuschauer, ergötzten sich an diesem Gratis-Vorspiel und überschütteten die Unglücklichen, die kampfunfähig gemacht die Armee verließen, mit ihrem Spott, mit ihren beißenden Bemerkungen. Als die Kasse geöffnet wurde, mußte die Wache bis auf 40 Mann verstärkt werden, um den Eingang offen zu halten; endlich wurde auch ein Husarencommando, ein Officier und 25 Mann, requirirt, welches von Zeit zu Zeit die compacte Masse lichten mußte. Das Haus war in einem Augenblick gefüllt

bis auf die wenigen Plätze, welche vorbehalten waren. Man bewunderte zunächst den reich gewirkten, lichtgrünen Vorhang, welcher die Musen, von einem Arabeskenrahmen umgeben, zeigte. Plötzlich gab sich in den Logen eine entsetzliche Unruhe kund, Damen schrieen laut auf, viele Personen liefen nach den Thüren, vom Parterre aus ertönten ängstliche Fragen; doch war das nur ein Moment, die Ruhe stellte sich gleich wieder her und ich erfuhr erst nach der Vorstellung, daß der Kammerherr von Redow den Damen in einer Loge aus Mercier's Gemälde von Paris erzählt hatte, in Frankreich sei es sonst Sitte gewesen, das Volk durch eine Gratisvorstellung massenhaft in ein neu erbautes Theater zu locken, um dessen Festigkeit zu prüfen, und daß dabei öfter große Unglücksfälle vorgekommen seien. Hatte sich nun der Kammerherr mit der Furchtsamkeit der Damen einen nicht ganz passenden Scherz erlaubt, oder hatte er ganz unabsichtlich durch diese Mittheilung auf ihre Phantasie gewirkt, kurz, einige glaubten, sie seien in Gefahr, und eilten ein Haus zu verlassen, dessen Festigkeit auch noch nicht geprüft war. Es hätte ein großes Unglück entstehen können, glücklicher Weise beruhigte sich Alles

ſehr raſch wieder. Man harrte des Beginnens des Schauſpiels. Endlich erſchien die Königin; es war merkwürdig, daß an jenem Abend nicht wie ſonſt die Verſammlung in lauten Jubelruf ausbrach; die lichte, herrliche Geſtalt ſtand eine Weile an der Brüſtung der Loge, es war, als wenn die Grazien der Anmuth und Würde mit ihr eingetreten wären in den neuen Tempel der dramatiſchen Muſen; ſie ſah mit lieblich huldvollem Lächeln nieder, erſt als ſie Platz nahm, da brach die ganze Verſammlung aus in einen Ruf wie aus einem Munde: Hoch lebe die Königin! unſere Königin hoch! Langſam ging der Vorhang in die Höhe und Herr Iffland, ein trefflicher Mann, ein eben ſo guter Schauſpieler als geſchickter Direktor, trat vor und hielt eine Eröffnungsrede mit der ihm eigenen Einfachheit und Herzlichkeit. Jetzt erſt erſchienen Se. Maj. der König in der großen Mittelloge, die ganze Verſammlung erhub ſich und ſtimmte ein dreifaches Lebehoch! an. Eine Hofdame erzählte mir, die Königin Louiſe habe nachher zu ihrem hohen Gemahl ſcherzend geſagt: Siehſt du, es hat dir doch nichts geholfen, daß du mich vorausgeſchickt haſt, ich ſagte dir gleich, daß ſie dir ihren Dank nicht erlaſſen

würden! Der König antwortete in seiner kurzen Weise: Schadet nichts, hast du doch das erste Feuer aushalten müssen! Das ist eine nur von den vielen Geschichten, die man sich von dem geliebten königlichen Paare erzählt. Doch wir sind im Theater — gleich nach dem Vivat erhub sich mein guter Freund der Kapellmeister Weber und schwang seinen Stab, eine muntere Symphonie, von Reichardt für diesen Tag besonders componirt, begann. Ein sehr angenehmes und brillantes Rondeau folgte auf das Allegro, und in dieser heitern Stimmung fing das neue Stück: die Kreuzfahrer, an; es ist von einem Herrn von Kotzebue, welcher der Kaiserlich Russischen Legation in Berlin attachirt ist und schon sehr viele Theaterstücke geschrieben hat. Mir hat das Stück nicht gefallen, aber ich bin kein rechter Richter, weil ich den Kerl, den Kotzebue, nicht ausstehen kann, er ist mir eine widerwärtige Persönlichkeit. Als der Vorhang fiel, brauste aufs Neue der Ruf: Hoch lebe der König und hoch die Königin! durch die Kunsthalle; das Orchester fiel ein mit der schönen Melodie des englischen Volksliedes: Den König segne Gott! was vom ganzen Publicum stehend mitgesungen wurde. Ernst, aber

unendlich gütig, blickte der König, er ſtand ſo glücklich und ſtolz neben der engelſchönen Königin, und in Louiſens Augen glänzte eine Thräne. Als das hohe Königspaar das Schauſpielhaus verlaſſen, wurde Iffland hervorgerufen, das Publicum wollte auch ihm gerechten und verdienten Dank ſpenden. Iffland hielt eine kurze Anrede, ich glaube er hat ſo trefflich niemals geſprochen, er ſprach nur vom Könige, als dem Friedensſtifter, dem Freudengeber, dem beſten König und ehrlichſten Manne im Lande. Es war ein ſchönes Feſt —" ſetzte der Lieutenant, der eine Pauſe gemacht hatte, hinzu, „dennoch ging ich von dieſem Feſte betrübt fort, der König iſt der ehrlichſte Mann im Lande, ſagte ich mir; was iſt denn aus Preußen geworden, fragte ich mich, daß man anfängt, es als ein großes Lob zu verkünden, wenn einer ein ehrlicher Mann iſt? Ich kam in ſehr verdrießlicher Stimmung zu dem Finanzrath von Reinbach —"

Mit ſeinen Gedanken und Erinnerungen beſchäftigt, hatte der Lieutenant die letzten Worte ganz achtlos, faſt unbewußt geſprochen, bei dem Namen Reinbach ſtutzte er, beſann ſich, erröthete und ſchwieg ſtille.

„Nun?“ fragte der Obriſtlieutenant verwundert, „hopp! gieb eine Hülfe, wenn ſich das Beeſt ſcheut.“

„Bei dem Finanzrath von Reinbach,“ wiederholte der Landrath in ſeiner höhnend ſchleppenden Weiſe, „da machtet ihr wohl gleich Studien, Lieutenant, woher es gekommen, daß der Name eines ehrlichen Mannes ein ſo ſeltener Titel geworden iſt im preußiſchen Lande?!“

Der Lieutenant warf dem Landrath einen bittenden Blick zu.

„Attaquez!“ antwortete der, „mein Lieutenant, ihr wißt, daß ich etwas von euch halte, und wäre es auch nur, weil ihr dem Alten da angehört, aber das kann ich nicht, aus meinem Herzen eine Mördergrube machen und den alten ſchmutzigen Reinbach für einen Hermelin erklären, euch zu Liebe, weil ihr Gefallen gefunden an der hübſchen Tochter des Mannes.“

„Holla, was iſt das, Lieutenant?“ fragte jetzt der Obriſtlieutenant, indem er ſeine Pfeife hinlegte und ſeines Bruders Sohn mit ganz gefährlich ernſthaften Blicken anſah.

„Lieber Oheim,“ ſagte der junge Officier ernſt, der mit Mühe den Aerger verſchluckte, den ihm des

Landraths ungeschminkte Derbheit verursachte, „der Geheime Oberfinanzrath von Reinbach war sehr hochgestellt am Hofe des hochseligen Königs und hat sich wohl bei mancher Schändlichkeit, die dort hinter dem Rücken des großmüthigen und milden Königs verübt wurde, brauchen lassen, sein Ruf ist schlecht, Niemand weiß das jetzt besser als ich und Niemand beklagt das mehr!“

„Nun was brauchen wir das zu beklagen?“ fragte der Obristlieutenant spitz, dem eine dunkle Ahnung etwas Unangenehmes voraussagte.

Der Lieutenant schwieg einen Augenblick, der Landrath schaute mit scharfem Blick, das kalte Lächeln um die dünnen Lippen, bald dem Oheim, bald dem Neffen ins Gesicht und stopfte sich beide Nasenlöcher voll Taback. Offenbar war er neugierig darauf, zu erfahren, wie sich das enden werde.

„Mein Oheim,“ nahm der junge Officier endlich das Wort, „wahrscheinlich würde ich das Haus des Geheimen Finanzrathes von Reinbach niemals besucht haben, wenn ich vorher gewußt hätte, welche Rolle er bei gewissen unsauberen Geschichten am alten Hofe gespielt, wie er sich seine Stellung zu Nutze gemacht

hat, um große Summen Geldes zu gewinnen bei dem südpreußischen Domainenhandel und Güterschenkungen. Ich hatte aber eine Empfehlung an ihn durch meine Tante Gansauge, oder vielmehr an seine Gemahlin, und trug kein Bedenken, ein Haus zu besuchen, wo zwar Leute aus- und eingehen, von denen ich verdammt wenig halte, aber doch auch eine ganze Anzahl von höchst achtungswerthen Menschen, wer kann da so genau untersuchen?!"

„Ich weiß gar nicht, was das Alles heißen soll, Lieutenant!" unterbrach der Oheim.

„Ihr könnt in Berlin jetzt in gar keine Gesellschaft mehr gehen, in gar kein Haus, ohne euch der Gefahr auszusetzen, dort irgend einem Schurken, Hallunken, Lumpen zu begegnen. Ist mir jedesmal noch arrivirt, die Hallunken prätendiren jetzt den Vortritt, enfin, sie haben die majorité!"

Der Landrath sagte das heftig, setzte seine Dose hin und begann eifrig sich eine Pfeife zu stopfen.

Der Obristlieutenant war jetzt ganz verdutzt, endlich platzte er los: „Wildes Wetter! sag' mir endlich, Lieutenant, ein gescheutes, kurzes Wort; Sternkieker! Sternkieker!"

Der Alte trat ein, kerzengerade ſtand er an der Thür.

„Wein!“ commandirte der Hausherr.

„Zu Befehl!“ entgegnete der Getreue, machte rechtsumkehrt und ſchritt hinaus.

„Nun, Lieutenant?“ fragte der Oheim jetzt wieder.

„Mein Oheim!“ verſetzte der ernſt, aber feſt, „ich wollte mich nur erklären, daß ich den Ruf des Finanzrathes von Reinbach nicht kannte, als ich ſein Haus zuerſt beſuchte; ich lernte dort ſeine Tochter kennen und liebe die junge Dame ſo, daß ich daran denke, ſelbe zu meiner Gemahlin zu nehmen. Das iſt doch klar, mein Oheim!“

Der junge Officier athmete erleichtert auf, als er das vom Herzen hatte, er lächelte trübe, als er das erſchrockene Geſicht ſeines Oheims ſah, und er lächelte beinahe ſpöttiſch, als der Landrath von Wackerrode faſt verdrießlich ſagte: „Für ſo ſchlimm hab' ich's nicht gehalten.“

Indeſſen hatte ſich der Obriſtlieutenant geſammelt, er ſchüttelte den Kopf und ſprach weich und wehmüthig: „Mein armer Lieutenant, ich habe da auch noch eine alte Erinnerung in meinem Herzen an eine

Liebschaft, die ich in Schwedt mit einer schmucken Küstertochter hatte, Röschen hieß das Ding, schielte ein wenig, das gab aber ihren Augen einen um so zärtlicheren Ausdruck; na, muthig, mein Junge, mußt dir die Reinbach'sche aus dem Sinne schlagen, das thut weh, weiß es selbst, Lieutenant, stoß an!"

Sternkieker hatte die Gläser voll geschenkt, der Obristlieutenant erhob sein Glas, der Lieutenant aber rührte sich nicht.

„So schnell geht's denn doch nicht, Alter," meinte der Landrath, sein Glas leerend.

„Was? wie?" fragte der Hausherr, sein Glas heftig niedersetzend.

„Mein Oheim," nahm jetzt der junge Officier, dem die Unterredung peinlich wurde, das Wort, „ich darf ihnen keinen Zweifel darüber lassen, daß ich fest entschlossen bin, Fräulein Elisabeth von Reinbach zu meiner Gemahlin zu nehmen. Es scheint ihnen das nicht angenehm zu sein, weil der Ruf des Vaters schlecht ist, und mir ist das auch sehr traurig, indessen heirathe ich doch nicht den Finanzrath von Reinbach, sondern nur ein Fräulein, welches zufällig das Un-

glück hat, die Tochter eines Mannes zu sein, dessen Name compromittirt ist."

„Oh, man ist jetzt nicht scrupulös mehr in dieser Beziehung!" warf der Landrath ein.

Der Lieutenant schleuderte ihm einen Drohblick zu.

„Junge, du wolltest deinen, unsern ehrlichen Namen mit dem eines Betrügers alliiren?!" schrie der alte Obristlieutenant mit unverhehltem Schmerz; „du wolltest prassen und schwelgen von dem Gelde, was sich der Vater deiner Frau ergaunert hat?"

„Das werde ich nicht," entgegnete der Lieutenant rasch, „ich werde keine Mitgift nehmen von Elisabeth's Vater, ich werde keinen Pfennig nehmen, das wäre gemein, aber ich kann mich nicht lossagen von einem schönen, unschuldigen Mädchen, das ich liebe, das mich liebt, lediglich weil ihr Vater ein gewissenloser Speculant ist; ich nehme seine Tochter, aber nicht sein Geld."

„Das läßt sich hören," sagte der Landrath, und es zuckte eine Befriedigung eigener Art um seine Lippen.

„Das läßt sich nicht hören," schrie der Obristlieutenant zornig und schlug mit der geballten Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrend tanzten.

„Wildes Wetter, das dank euch der Teufel, Wackerrode, daß ihr hierher kommt und dem Jungen da, dem unverständigen Menschen —"

„Nicht weiter, mein Oheim," unterbrach Hans Dinnies von Leist bittend aber ernst, „ich bin Officier!"

„Ja, ja," rief der Alte, sich doch etwas zusammennehmend vor dem Ernst des jungen Mannes, „er ist Officier, um so mehr sollte er bedenken, was er thut. Ich kann ihn nicht hindern, die Tochter des schlechten Speculanten zu heirathen, ich bin sein Vater nicht, aber heute freue ich mich, daß mein Bruder todt ist, daß er den Schmerz nicht erlebt, seinen Sohn in ein Haus heirathen zu sehen, das nicht anständig ist. Lieutenant," sagte der Obristlieutenant, plötzlich den Ton ändernd, „mein Junge, sei doch verständig, laß die dumme Geschichte, ich schenke dir den Weißfuß, der dir neulich so sehr gefiel, gieb mir die Hand, mein Junge!"

Dem jungen Officier wurden die Augen naß, er hatte solcher rührend naiven Bitte gegenüber keine Festigkeit, er nahm seines Oheims Hand, drückte sie herzlich und sprach, sich mit Gewalt zusammennehmend: „Wir müssen zu Ende kommen, mein guter alter Oheim;

ich liebe Eliſabeth, ich kann nicht von ihr laſſen, ich werde keine Mitgift von ihrem Vater nehmen, ſein Geld iſt ſchmutzig, aber ſeine Tochter iſt rein, und ich bin überzeugt, daß meiner Gemahlin, daß der Frau von Leiſt Niemand wagen wird einen Vorwurf daraus zu machen, daß ſie das Unglück hat, des Oberfinanzrathes Tochter zu ſein!"

Der Landrath billigte wieder durch ſtarkes Kopfnicken, was der Lieutenant ſagte, der Hausherr aber ſchüttelte heftig und ſagte endlich gepreßt und mit ſtarrem Blick auf den jungen Officier: „Und wenn wir denn keine Mitgift nehmen wollen von dem alten Sünder, wovon wollen wir denn leben, Herr Lieutenant? Die vierzehnhundert Thaler, die wir vom Majorate ziehen, haben doch bis jetzt ſchon niemals recht zureichen wollen, und der alte Spankower Oheim hat doch dem unbeweibten Lieutenant manch liebes Mal zu Hülfe kommen müſſen. Was meint man, wo wird der beweibte Herr Lieutenant hingehen, der vielleicht auch das Neſt voll Kinder hat, wo wird der hingehen, wenn's am beſten fehlt?"

Der junge Officier mußte unwillkürlich lächeln über ſeinen guten alten Ohm, der ihn erſt durch das

Geſchenk eines Pferdes von ſeiner Liebe abzulocken, und nun durch ein Bild der Noth davon abzuſchrecken verſuchte.

„Lieutenant, du lachſt," ſagte der alte Herr jetzt drohend, „du irrſt dich, wenn du dir einbilden thuſt, daß du den alten Ohm herum holen kannſt mit Redensarten; bilde dir nicht ein, daß ich dir einen Pfennig gebe, wenn du die Speculantentochter heiratheſt, und höre" — der Alte erhob ſeine Stimme und deutete auf einen großen Eichenholzſchrank mit kunſtvoller alter Schloſſerarbeit geziert — „da in dem verdammten Kaſten liegt ein Teſtament, da ſteht was drinnen von dem künftigen Herrn auf Spankow mit Wittrade, Kolzig und Bensberg, was ſie ſo Pertinenzien heißen, weißt du, bis jetzt lautet das Teſtament recht hübſch auf den Namen eines geliebten Neffen des Herrn Hans Dinnies von Leiſt, aber Teſtamente können abgeändert werden, Lieutenant, hörſt du, und wenn ich deinen Bruder auch nie habe ſehr gut leiden mögen, weil er ein Narr iſt, ein Phantaſt, ein Moderner, ſo hat er mir doch nie was zu Leide gethan, und ich kann ihn alle Tage zu meinem Erben

machen, ſo gut wie dich; darum beſinne dich, Lieutenant, beſinne dich!“

Es rührte den jungen Officier, als ihn ſein Oheim mit einem hübſchen Pferde beſtechen wollte, aber es empörte ihn, daß er ihn durch den Verluſt der Erbſchaft zu ſchrecken gedachte, und indem er ſich erhob ſagte er kalt: „Verzeihen ſie, mein Oheim, ich habe noch nie daran gedacht, daß ich ihr Erbe ſein könnte, im Gegentheil, ich habe immer geglaubt, ſie würden Spankow meinem Bruder, dem Majoratsherrn, vermachen, um den Glanz der Familie noch ſolider zu begründen. Ich habe ſie ſo herzlich lieb, mein Oheim, ſie wiſſen das, und darum werden ſie ſich ſelbſt ſagen, daß ich auf einer Verbindung in alle Ewigkeit beſtehen werde, deren Auflöſung ich ſelbſt ihrer Bitte verſage. Drohungen, Enterbung ſchrecken mich nicht, ich bin ſo gut ein Leiſt, wie ſie, mein Oheim!“

Der Lieutenant verneigte ſich leicht und ſchritt mit raſchen Schritten hinaus.

„Wildes Wetter!“ fluchte der alte Herr und ſah höchlich überraſcht dem greiſen Kameraden in das ſpöttiſch lächelnde Antlitz.

„Nun?“ fragte er nach einer Pauſe.

„Mein alter Kamerad,“ entgegnete der Landrath, „mit dem da werdet ihr nicht fertig, nimmermehr!“ er deutete nach der Thür, durch welche der Lieutenant das Zimmer verlaſſen hatte.

„Das wäre!“ ſagte der Obriſtlieutenant, der immer betroffener wurde.

„Er iſt ein Leiſt, ſo gut wie ihr, ha! und der Schildſpruch heißt: glau und ſchlau! Habt ihr's gehört, mein alter Kamerad?“ Der Landrath lachte in dem tiefen Tone, der oft älteren Leuten eigen iſt, er hatte offenbar, wie vorher ſeine Freude an dem feſten, ernſten Weſen des Neffen, ſo jetzt an der Betroffenheit und Rathloſigkeit des Oheims.

„Ich will doch mit ihm fertig werden,“ murrte der Oheim vor ſich hin, indem er ſich ein Glas füllte, „er muß ſich das Mädchen aus dem Sinne ſchlagen, ihr ſollt ſehen, Kamerad, ich werde fertig mit ihm.“

„Nie!“ ſagte der Landrath von Wackerrode kurz und ſchneidend.

„Wildes Wetter, warum denn nicht?“ ſchrie der Hausherr und ließ unmuthig das Glas ſtehen, das er eben noch zu den Lippen führen wollte.

„Weil er Recht hat!“ verſetzte der Landrath ernſthaft, „darum werdet ihr nicht mit ihm fertig; weil ihr Unrecht habt, darum ärgert ihr euch; ich kenne euch, mein alter Kamerad, ihr werdet euch noch eine hübſche Weile quälen, ihr werdet einſehen, daß ihr Unrecht habt, aber es wird euch noch mächtig viel Zeit koſten, ehe ihr euch überwindet, es einzugeſtehen, über kurz oder lang, ein Mal geſchieht es doch, ihr habt euer Lebtag kein Unrecht dulden können, mein alter Kamerad, gewiß zuweilen und oft habt ihr auch unrecht gethan, aber ihr ſeid nicht der Mann, der lange im Unrecht zu verharren vermag, wenn er es eingeſehen.“

„Sternkieker! Sternkieker!“ rief der Obriſtlieutenant ſich erhebend.

## Eilftes Capitel.

---

## Wintergarten und Liebesfrühling.

„Der Alte und der Junge
Wie sind sich die so gleich!
Sie sind von einem Baume
Der Ast, so wie der Zweig."
(A. Grün.)

Einige Tage waren verflossen; die beiden Leiste, der alte und der junge, behandelten sich mit einer Zärtlichkeit, die Jeden, der den Grund nicht kannte, gerührt haben würde, die aber den unmuthigen Spott des Landraths von Wackerrode herausforderte, weil der wohl sah, daß diese beiden beinahe völlig gleichgearteten Menschen desto zarter in den Formen wurden, je fester sie entschlossen waren, bei ihrer Differenz Jeder auf seinem Kopfe zu beharren.

Indessen sahen sich der Oheim und sein Neffe nicht viel, die rasch fortschreitende Genesung des

Grafen Marcolini feſſelte den jungen Officier an das Bette des armen Diplomaten, deſſen trübe Gedanken er in ſeiner verſtändigen, milden Weiſe zu zerſtreuen ſuchte. Der Landrath dagegen bearbeitete auf der andern Seite des Hauſes den alten Oheim in ſeiner geſchickten Art. Er bohrte ihn ordentlich an, war das Bohrloch fertig, dann wollte er's ſchon mit gehöriger Ladung verſehen und den alten Kameraden in die Luft ſprengen. Das wollte er, denn der junge Leiſt mußte ſeinen Willen und ſein Mädchen haben, dafür war er der Liebling des alten Wackerrode, was aber kein Menſch merken durfte.

Bei ſeiner Samariterpflicht am Bette des Grafen Marcolini wurde der junge Officier ſehr unterſtützt durch die einen Tag um den andern eingehenden Briefe ſeines Kameraden, des Lieutenants von Noſtitz, in denen dieſer zwar vielmals erklärte, „der Schwarze ſolle ihn reiten," aber dann doch auch eine Menge Dinge mittheilte, welche Leiſt zur Ergötzlichkeit des Kranken benutzen konnte.

Im letzten Briefe des Herrn von Noſtitz hieß es: „Die Hofräthin Herz läßt ſie beſtens grüßen, lieber Leiſt, ich habe mich ihr neulich in Bouché's

Wintergarten vorstellen lassen, müssen sehr freundlich von mir mit ihr gesprochen haben, danke ihnen lieber Kamerad, war sehr fein gegen mich, sehr angenehme Dame! Der Schwarze soll mich reiten, Leist, wenn's nicht die erste Jüdin ist, die ich eine Dame nenne, die mir wie eine Dame vorkommt; die kleine Levin wird mal eine vielleicht, ist aber noch keine. Apropos, Bouché, hier haben sie eine kleine Beschreibung davon, die eben erschienen ist; lies't sich gut, der junge Rellstab hat sie mir gegeben, unser Musikalienhändler, man sagt, er sei selbst der Verfasser. —"

Der Lieutenant von Leist las dem Grafen Marcolini die nachstehende Schilderung der so beliebten Wintergärten vor:

„Die Gebrüder Paul, David und Peter Bouché in der Stralauer Vorstadt haben ihr Harlem mitten im Winter schon eröffnet; unaufhaltsam eilt die Berliner Welt in ihre Kunstgärten, den reizenden Frühling dort an seiner Toilette zu überraschen; die gemäßigte Wärme in den Treibhäusern schützt sie vor den Unannehmlichkeiten des Winters, der gleich einem rasenden, von Eifersucht geplagten Liebhaber noch an Thür und Fenster schlägt. Hier erholt man sich mitten

im Winter von den rauſchenden Vergnügungen dieſer Jahreszeit, und ſieht mit Entzücken, wie die Königin der Blumen ihren Purpur ſchon über den glänzenden Schnee ausbreitet.

„Ich wähle gewöhnlich die Abendzeit zu dieſer bilderreichen Wallfahrt, um mich in der Trunkenheit des paradieſiſchen Genuſſes halb in den Schlaf einwiegen zu laſſen. So verſchieden ſonſt unſer Geſchmack und der Weg nach Vergnügungen ſein mag, ſo kommen wir doch gewiß alle hier zuſammen, wo das reizendſte Vorbild des noch ziemlich entfernten Frühlings uns vereinigt, feſthält und bezaubert.

„Wonnetrunken ſchwelgt das von Schnee zuvor geblendete Auge in der grünen, wohlthätigen Nacht dieſer Treibhäuſer, ich trete ein, ſehe, bewundere, athme balſamiſche Düfte, und meſſe mit gierigen Blicken den Raum dieſes Edens. Wer könnte für die heſperidiſchen Gärten Berlins gleichgültig ſein, wenn er auch Philoſoph genug wäre, auf alle andere Erholungen des Winters Verzicht zu leiſten? Alles huldiget hier der freigebigen Natur, weil ſie allen alles iſt; ſie ſchließt alle Schätze des Pflanzenreichs auf, ſie lehrt den Arzt die Heilkraft aller Kräuter,

die Jugend die ganze Blumensprache der Liebe, das Alter die sinnbildliche Tröstung des Wiederauflebens; sie reicht dem Liebhaber das Neueste vom Jahr als Erstlinge des Opfers für seine Schöne, sie reizt den Gaumen des Leckerhaften mit ihren süßen Früchten, stärkt den Genesenden mit Wohlgerüchen, unterrichtet den Künstler in der Gestalt und Wahl der Blumen, und stillt sogar den Aufruhr in der Brust des Stubengelehrten, der zur Streitsucht geneigt hier keinen Kampfplatz findet, wenn er sich nicht — auf ein gährendes Mistbeet niederlassen will.

„Vom Beobachter an der Spree bis zum Freimüthigen herrscht hier wahre Freiheit und Gleichheit; wie die Blüthen und Blumen, so sind auch die Gesellschaften von den Farben aller Stände zusammengesetzt, und wer nicht frühzeitig erscheint, der findet kaum ein Ruheplätzchen. Sobald die Witterung milder wird, zerstreuen sich die Gäste in den angrenzenden offenen Garten, wo die Kunst von Zeit zu Zeit in verschiedenen Blumenbeeten der Natur vorarbeitet, gleich der neumodischen Erziehung, die leider zu oft Blüthen ohne Blätter treibt. Einsamer, aber desto angenehmer sind die Vormittagsstunden, in wel-

chen man nur einzelne Gruppen, unter Guirlanden von Blumen, frühstücken ſieht. Jünglinge und Mädchen, die alsdann von der Geſellſchaft abgeſondert hier luſtwandeln, ſind ohne Zweifel liebekrank, und fühlen die Dornen der Roſe tief in ihren Herzen. Ein anmuthigeres Rendezvous, als dieſes iſt, kann die Liebe ſelbſt nicht erfinden, und Bouché weiß es ſeinen Hausgöttern Dank, daß es fleißig dazu benutzt wird. Als Kenner und Freund ſeiner Gäſte hat er auch für Spiegel in den Niſchen geſorgt, damit unſere Narciſſe mit ſich ſelbſt liebäugeln, und auch die Damen ſich beruhigen können, ob das friſch mitgebrachte Incarnat auf ihren Wangen noch hafte. Melancholiſche Schwärmer und Menſchenfeinde finden hier ein beſonderes Myrtenhaus, ihre Bilderjagd ungeſtört zu unterhalten, oder den kranken Magen mit weißen oder ſchwarzen Beeren zu heilen. Die Vorleſungen, welche in dieſen Treibhäuſern oft zufälliger Weiſe von Aerzten, Apothekern, Blumiſten und anderen Naturforſchern gehalten werden, ſind mir mehr werth, als alle Modecollegien in der Stadt, nicht weil ſie gratis, ſondern weil ſie ohne Prahlerei und künſtliche Vorbereitung, natürlich, angenehm und lehrreich zu hören ſind.

„Selbst der Philosoph betrachtet mit Wohlgefallen das Sinnbild des menschlichen Verstandes in der Pflege, in der Schonung, Versetzung und Wärmung der Pflanzen und Bäume.

„Der Politiker sieht in diesen Treibhäusern das lebhafteste Bild der Staatsumwälzungen seiner Zeit; alles ist in Gährung und häuft Projecte auf Projecte, wie die Biene von Blumen zu Blumen schwärmt. Kaum ist das Ganze zur Reife gediehen, so wendet die Sonne ihr wohlthätiges Antlitz davon ab und eilt, ihrer wahren Bestimmung gemäß, dem natürlichen Frühlinge entgegen.

„Auch der Pädagoge kann mit eignen Augen sehen, was Kunst und Fleiß schon frühzeitig vermögen. Allein der vernünftige und erfahrne Erzieher der Jugend giebt seine Jahreszeiten, so wie sie nach der Ordnung der Natur aufeinander folgen, für den kurzen Frühling nicht hin, deren Früchte von keiner Dauer, von keinem innern Gehalte sind, weil die Kunst, auf sich selbst zu stolz, den Segen der Natur verachtet.

„Der Gelehrte ahnet hier bei Bouché, in dem Drängen und Treiben der heutigen Literatur, den unvermeidlichen Verfall der Wissenschaften nach dem

Beiſpiele der berühmteſten Völker des Alterthums, bei welchen ſie gleichfalls zu ſolchem Flor emporgeſtiegen, aber mit eins in die Nacht der Unwiſſenheit und Barbarei zurückgeſunken ſind, während andre Nationen hinter den Ruinen dieſer Treibhäuſer die Morgenröthe hervorbrechen ſahen.

„Die Damen, die jetzt ſo gern öffentliche Collegien beſuchen, mögen ſich in dieſer Schule am allerwenigſten gefallen; denn hier werden ſie ſchweigend unterrichtet, daß ſie nur ein Pflanzenleben und keine andere Beſtimmung haben, als die der Blumen, in den Kranz der Männerwelt geflochten zu werden. Gleich den bunten Tulpen, verdanken ſie ihre meiſten Reize nur ihren vielen Veränderungen, und trotz ihres eitlen Beſtrebens, durch Gelehrſamkeit umgeſchaffen zu werden, kommen ſie doch ewig nicht aus ihrem urſprünglichen, zarten und ſchwachen Geſchlechte heraus. Unerſättlich, Bouché zu ſehen, und bei ihm geſehen zu werden, affectiren ſie dennoch oft Vapeurs und Uebelkeiten von ſeinem nervenerſchütternden Wohlgeruche, der doch gleich dem ihrigen nur ein Produkt der Kunſt iſt.

„Die unſelige Kunſt, geſchwind und frühe zu

leben, ſtößt in dieſen Luſthäuſern auf ihre engen Grenzen. Von nicht beherrſchten Leidenſchaften frühzeitig erſchöpft, wandeln hier oft junge Leute beiderlei Geſchlechts, und beben ſichtbar vor den Blumen zurück, die ſie auch an ihr kurzes Daſein erinnern.

„Das ganze Revier dieſes Viertels bildet gleichſam nur Einen, faſt unermeßlichen Kunſtgarten; außer den Beſitzungen der Gebrüder Bouché giebt es noch mehrere dergleichen Anlagen in der Nähe, hier Blumen, dort Früchte, einheimiſche und fremde Gewächſe aller Art. Der Unterhalt ſolcher Gärten iſt wegen der beſtändigen Feuerung und des Arbeitslohnes ungemein koſtſpielig, der Erwerb davon aber noch viel außerordentlicher. Wer decorirt ſchon im Anfange des Winters die Spiegelfenſter der Berlinerinnen, ganze Straßen entlang, mit den verſchiedenartigſten Blumen? wer liefert in ihre Cabinette Citronen- und Pomeranzenwälder? wer ſchmückt in den Wintertagen die Braut mit lebendigen Kränzen, und ſtreut Roſen auf den Tiſch an Geburtsfeſten, die in der ärmſten Jahreszeit gefeiert werden? woher die Menge Blumen, in dem kinderreichen Winter großer Städte Tauſende von Wiegen auszumalen? woher das prächtige Bouquet,

welches von einer der Operntänzerinnen nach der in der Redoute von ihnen aufgeführten Quadrille in die Hände unserer Königin gezaubert wurde? Man frage nur unsre wohlhabenden Kunstgärtner, und sie werden auch die bedeutenden Summen nachweisen können, die schmachtende Liebhaber für die bunten Pfänder ihres kurzen Frühlings jährlich verschwenden.

„Der Kaffee an diesen Orten übersteigt den gewöhnlichen Preis, damit der Zulauf der Gäste dadurch gehemmt und die Gesellschaft weniger vermischt werde. Man findet deshalb tagtäglich eine Auswahl von Kaffee- und Blumenliebhabern, wie sie nicht so leicht auf anderen Gemeinplätzen zu treffen ist. Die hohe Noblesse bestimmt in der Regel ihre Vormittagsstunden hieher, wo unter dem Vorsitze der Göttinnen Flora und Ceres oft freundschaftliche Dejeuners gegeben werden. Selbst die königliche Familie läßt keinen Winter vorübergehen, ohne daß sie nicht ein paar Mal diese Toilettenzimmer der Gebrüder Bouché besucht und sich an den gemeinschaftlichen Teppich des frühen Lenzes setzt. Einer von den drei Brüdern hat sich nun näher in der Stadt, in dem ehemaligen Justinschen Garten der Kommandantenstraße, niedergelassen,

und dadurch den Weg in ſeine Blumengefilde um die Hälfte erleichtert.

„Ich habe ſchon oben geſagt, daß ich mich gewöhnlich bis in die Nacht hier verweile, und dies iſt die Urſache, warum ich vielleicht auch heute meine Leſer mit der Schilderung dieſer Luſtgärten verſpätet habe, wenn anders ein Gemälde dieſes Lieblingsaufenthalts der Berliner kürzer hätte entworfen werden können.“

Weiter ſchrieb der Lieutenant von Noſtitz, daß ihn ſeine Liebe zur Muſik auf die ehemals Faſch'ſche, jetzt Zelter'ſche Akademie des Geſanges geführt. „Habe da Engelſtimmen gehört, lieber Leiſt, waren aber keine Engel, die ſangen, das merkte ich, als ich ihnen in's Geſicht ſah. Sonſt Muſik genug hier, Auswahl, embarras de richesse, zuerſt die Mara; dann Giornovichi und Rode mit der Violine; der blinde Dülon mit der Flöte; der ſehende Florio, als Kukuk im Gefolge der Nachtigall Mara; der kleine Bär mit dem Pianoforte; Madame Conſtantini, die Clavierſpielerin; Madame Lanz, die Sängerin; Hurka, der Sänger der Liebe; Groß, der Violoncelliſt; Möſer, der Violiniſt; der 5½jährige Birnbach, Meiſter auf dem Clavier;

Mlle. Ambroſch, deſſen Rivalin; Böttticher, Schneider und Marquardt mit dem Waldhorn; Tietz, mit einer Violine aus Dresden; Crälius, Kammerſänger von Stockholm; Iſidor St. Leon — — — — von Petersburg; L'Hyon, franzöſiſcher Künſtler, mit der Guitarre; Chladni, mit dem Euphon und Clavicylinder; Götzel, Flötenſpieler aus Dresden; Seidler, Violiniſt; Schwarz, der jüngere, Clavierſpieler; Madame Bachmann, im Tode Jeſu von Graun; Director Lehmann, in der Nicolai-Kirche; Franz Koch, Maultrommelſchläger. Glücklicher Weiſe braucht man das nicht Alles zu hören," ſchloß der muſikaliſche Officier.

Aber es ſtand noch ein Poſtſcript unter dem Briefe, welches der Lieutenant von Leiſt dem Grafen Marcolini nicht mit vorlas, obwohl es auch für den intereſſant genug geweſen wäre. Die Nachſchrift lautete: „Auguſt Zabeltitz, ſie kennen den braven Jungen, ſagte mir geſtern, daß unſer Kammerherr wieder ausgeht, er iſt täglich im Hauſe des verdammten Finanzrathes, habe ich den Zabeltitz recht verſtanden, ſo iſt da eine Dame zu Beſuch, eine alte par amour des Redow oder ſo was."

Die Beſuche des Kammerherrn von Redow im

Hauſe des Finanzrathes beunruhigten den Lieutenant von Leiſt gar nicht, ganz gewiß nicht, ſo lange Marie Mogge in Eliſabeth's Geſellſchaft war. Dennoch wäre er gern in Berlin geweſen und würde auch ſchon dorthin zurückgekehrt ſein, hätte ihn nicht das hohe Bewußtſein Leiſt'ſcher Gaſtfreundſchaft an Graf Marcolini's Bette gefeſſelt.

Indeſſen überzeugte er ſich doch auch täglich mehr, daß Graf Marcolini's Heilung in erfreulichſter Weiſe vorwärts ſchreite und daß ſelbſt eine ſehr empfindliche Seele ihm keinen Vorwurf daraus machen könne, wenn er nach Berlin zurückeile, wohin ihn ſeine Pflicht zuerſt, danach aber auch eine Menge von perſönlichen Intereſſen riefen. In den beiden letzten Tagen ſchon war es nicht mehr das großmüthige Gefühl der Leiſt'ſchen Gaſtfreundſchaft allein geweſen, das ihn an des ſächſiſchen Diplomaten Bett gefeſſelt; er war auch geblieben, ein Mal, weil Graf Marcolini geneigt geſchienen, die Mittheilungen fortzuſetzen, welche er vor dem Duell in Berlin begonnen, in denen er damals auf ſo ſeltſame, zur Hälfte noch unaufgeklärt gebliebene Weiſe unterbrochen wurde; dann aber, und das war die Hauptſache, weil der junge Mann es

nicht über ſich vermochte, von ſeinem alten, treuen, braven Ohm zu ſcheiden, ohne mit ihm ſich wieder vertragen zu haben.

Hans Dinnies von Leiſt war entſchloſſen, den Ohm noch ein Mal zu bitten, die ſchöne Eliſabeth als ſeine Gemahlin freundlich in die Familie aufzunehmen; das kam ihn ſchwer an, er war eben auch ein Leiſt, aber er fühlte, daß er als der Jüngere noch einen ſolchen Schritt thun müſſe. Er war entſchloſſen dazu, dennoch zögerte er, denn er wußte, daß er im Falle des Mißlingens nicht im Stande ſein werde, einen weiteren zu thun, und er hatte ſeinen alten Ohm doch gar zu lieb.

Der Lieutenant bemerkte, daß Graf Marcolini kein beſonderer Freund, weder von Wintergärten im Allgemeinen, noch von den Bouché'ſchen im Beſonderen ſein müſſe, denn derſelbe war während der Vorleſung der Beſchreibung ſanft entſchlummert.

Der junge Edelmann erhob ſich leiſe, ſtellte den mächtigen Zinnkrug mit Brodwaſſer, das Gefäß hatte viele, viele Jahre lang nicht ſo ſchnöde, dünne Flüſſigkeit enthalten, ſo wie die Handklingel behutſam auf

das Tiſchlein zu Häupten des Reconvalescenten, dann ſchlich er hinaus.

Draußen auf dem Gange begegnete ihm Sternkieker; das alte Geſicht des Burſchen verzerrte ein freundliches Grinſen zu einer der luſtigſten Fratzen, die man ſehen konnte.

„Was habt ihr, Sternkieker?“ fragte der Lieutenant, dem die Freundlichkeit wohl auffallen mußte, da Sternkieker niemals anders luſtig ausſah, als wenn ſein Herr, der Obriſtlieutenant, bei Laune war, das aber war der Obriſtlieutenant ſeit der letzten Auseinanderſetzung mit ſeinem Neffen nicht geweſen.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“ antwortete der treffliche alte Burſche auf die Anrede des jungen Herrn und verzerrte ſein Geſicht noch mehr.

„Ihr ſeid ja ſo vergnügt, mein Alter!“ forſchte der Lieutenant neugierig und theilnehmend.

„Der Herr Obriſtlieutenant haben mir einen Lillack an den Kopf geworfen und mich auf Speckcommando geſchickt!“ meldete Sternkieker, kerzengerade ſtehend, Augen links, im ordonnanzmäßigſten Stallrapportſtyle von der Welt, ſein altes Geſicht immer freundlicher verzerrend.

Jetzt lachte auch der junge Herr von Leist, denn Lillack, irgend ein litthauisches oder masurisches Schimpfwort, das bei den Dragonern eine zeitlang Mode gewesen, das pflegte der alte Herr auf Spankow nur anzuwenden, wenn er ganz besonderer und ganz ausbündig guter Laune war. Auch auf Speckcommando schickte der Obristlieutenant von Leist seinen Burschen nur, wenn er voll Freude und Lust war.

Speckcommando bedeutet sonst bei Husaren und Dragonern etwas anderes, in Spankow hatte es eine ganz eigenthümliche Bedeutung. Wenn der alte Herr nämlich Lust hatte zu plaudern und zu zechen und einsam war, dann sendete er seinen getreuen Sternkieker an die nächste Landstraße und ließ den ersten besten Reisenden, von dem Sternkieker nämlich glaubte, daß er nach seines Herrn Geschmack sein werde, zur gastfreundlichen Tafel nach Spankow nöthigen. Freilich hatte der alte Kerl bei Auswahl der Gäste manchen Mißgriff begangen und seinem Herrn oft ganz ungeheuren Aerger bereitet, meist aber hatte er ihm doch die rechte Gesellschaft verschafft, und wurde deßhalb immer wieder von Zeit zu Zeit auf Speckcommando geschickt.

„Nun, hat denn mein Ohm an unserer Gesellschaft nicht genug?“ fragte der Lieutenant lächelnd.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“ antwortete Sternkieker unerschütterlich. Der schlaue, alte Kerl sagte stets „zu Befehl“, wenn er keine Antwort geben wollte oder konnte.

Der junge Officier aber beschloß von der so plötzlich eingetretenen guten Laune seines Oheims sofort Gebrauch zu machen, und begab sich rasch nach dessen Zimmer.

Er trat ein und bemerkte zunächst den bedeutungsvoll schlauen Blick, mit dem ihn der alte Landrath von Wackerrode ansah; er begriff sogleich, daß der etwas durchgesetzt hatte. Sein Oheim stampfte ihm dampfend entgegen, blieb vor ihm stehen, sah ihn an mit Augen, in denen sich Schelmerei und Rührung stritten, und sagte weiter nichts als: „Hans Dinnies, mein guter Junge, willst du den Weißfuß oder willst du ihn nicht?“

„Mein lieber Oheim —“

Der junge Officier begann schüchtern und ungewiß.

„Ja oder nein!“ unterbrach ihn der Alte.

„Ja, a, ich will ihn, treffliches Thier, werde Aufsehn damit erregen in Berlin!“ rief der Lieutenant.

„Das wirst du, wirst Aufsehn erregen, ja,“ meinte der Alte lächelnd und sah gar schlau nach Wackerrode hinüber, der dabei saß, als ginge ihn die ganze Geschichte nichts an und als kümmere er sich nicht einen Pfifferling darum. „Wildes Wetter!“ fuhr der alte Dragoner fort, „es ist mir lieb, mein lieber Junge, daß wir endlich einig sind in der Sache, ich meine, daß du das Pferd genommen hast, denn in der andern Affaire sind wir noch nicht einig, noch lange nicht; mach doch nur nicht gleich ein so verwünscht unglückseliges Gesicht, mein Junge, wir werden ja noch einig werden, hörst du, aber bis gut mein Hans und spitze dein Mäulchen nicht wie der Weißfuß, wenn er an der leeren Raufe schnopert.“

Der alte Herr sagte das Alles mit einer Geschwindigkeit, die ihm immer eigen war, wenn er des Herzens Bewegung vor sich und vor Andern verstecken wollte.

Der Gensd'armerie-Officier ließ den alten Herrn gewähren, er kannte ihn gut genug, er unterbrach ihn durch keinen indiscreten Blick, durch keine Frage,

sondern hielt mit herzlichem Druck die Hand fest, die ihm der Obriſtlieutenant gereicht.

In dem Augenblick klapperte Hufſchlag quer über den gepflaſterten Damm, der aus dem äußern Hof in den innern führte.

„Was der alte Sternkieker noch gut zu Pferde ſitzt!“ meinte der Landrath.

„Der Lillack,“ rief der Hausherr lachend, „der hat noch zwei Beine, die er über einen Pferderücken hängen kann; habe ihn auf Speckcommando geſchickt, mein Junge,“ fügte er ſich wieder zu ſeinem Neffen wendend hinzu, „wird ſchon was aufgabeln, wollen mal recht luſtig ſein heute, weißt du?

Die beiden Leiſte lachten, warum ſie eigentlich lachten, das wußten ſie nicht, ſie lachten vor Rührung.

Endlich ſetzten ſie ſich vor den Landrath an den Tiſch im Fenſter und ſtopften ſich ihre Pfeifen, der ſah Keinen an, ſondern war ganz vertieft in die Betrachtung des ſchmutzig-gelben Hofhundes, der ſich auf das Dach ſeiner Hütte geſtellt hatte, um einen höheren Standpunkt einzunehmen, vermuthlich aus Hochmuth.

„Haſt du Platz in deiner Wohnung für den alten Ohm?“ fragte der Obriſtlieutenant.

Ein Freudeſtrahl brach aus den Augen des jungen Officiers, er fing jetzt an zu begreifen.

Der Landrath knickte einen hölzernen Fidibus in ganz kleine Stücke und zählte dieſelben ganz genau, ihn ging ja das Alles gar nichts an.

„Sie wiſſen wohl, mein Oheim, mein lieber Oheim," rief der Lieutenant glücklich, „daß ein Leiſt immer noch Platz für ein Paar Andere hat, im Hauſe ſowohl wie in Reihe und Glied, alſo ſie kommen nach Berlin mit dem alten Sternkieker?"

„Nie ohne den, ſo lange ich lebe und auch nachher nicht!" entgegnete der Alte.

„Und wann kommen ſie, doch bald?" drängte der Neffe.

„Nun, ſehr lange Zeit," meinte der Obriſtlieutenant, „darf darüber nicht vergehen, ſonſt könnte vorher zum letzten Appell geblaſen werden; ich will dir ſagen, Hans Dinnies, mein guter Junge, hier mein alter Kamerad hat einen ſehr bequemen, ſchönen Wagen mit, fährt ſich herrlich, das alte Ding! wenn nun der Feldſcheer ſagt, daß unſer Gaſt, der ja ſo ſehr nach Berlin verlangt, dahin transportirt werden kann, dann ſetzen wir zwei Alten uns zu dem Herrn

Grafen in den Wagen und bringen ihn selbst nach Berlin. Wir haben Geschäfte da, nicht Wackerrode?"

Der Obristlieutenant blinzelte seinem alten Kameraden so verschmitzt zu, daß der Lieutenant gar nicht in Zweifel mehr sein konnte über die Art von Geschäften, die da abzumachen waren.

„Ihr seid mir gar zu feine, schlaue Leute, ihr von Leist," polterte der alte Landrath endlich auf, indem er sich beide Nasenlöcher voll Taback stopfte, „das geht um den Brei herum, leise, leise, fürchtet sich da anzurennen und dort zu verbrennen; seid ihr ein alter Soldat, Leist, so redet doch grade heraus mit dem da, er ist ja keine Jungfer, sondern eures Bruders Sohn, es muß ihm ja schlimm werden und ganz wirr im Kopf vor euren spitzfindigen zarten Redensarten; Marsch, Trab, marsch! marsch! heißt es bei der Cavallerie."

„Ihr seid ein alter Brummer, Wackerrode," lachte der Obristlieutenant, „nehmt mir's nicht übel, und ich bin überzeugt, daß meinem Brudersſohn gar nicht wirr geworden ist von meinen Redensarten, sondern daß er mich ganz gut begriffen hat, nicht wahr, mein Junge?"

„Ich denke, lieber Oheim," entgegnete der Lieutenant lächelnd, „daß ich die Liebe meines Oheims immer verſtehen werde, wenn auch ...."

„Da habt ihr's," unterbrach der Landrath rechthaberiſch, „von der Sache verſteht er noch kein Sterbenswort, er weiß nur, daß ihr ſein Oheim ſeid, und dazu brauchtet ihr all die Redensarten nicht zu machen, das wußte er ſchon ſeit einem Dutzend Jahren und drüber; damit ihr aber endlich in's Reine kommt, ihr ſchlauen Leiſte, ja glau und glatt mögt ihr ſein wie die Füchſe, von der Schlauheit aber habe ich wenigſtens noch nichts bemerkt, ſo will ich euch ſagen, Lieutenant, der Alte will nach Berlin kommen, will ſich umthun wegen eurer vorhabenden Heirath mit dem Fräulein von Reinbach und will euch endlich ſelber als Freiwerber dienen. Ach, macht nur nicht ſo grimmige Geſichter, mein guter alter Kamerad, ich kenne euch durch und durch; wenn man euch an den Anfang eines Weges ſtellt, den ihr einmal für den rechten haltet, den geht ihr hartköpfig und ſtiernackig bis ans Ende. Erſt wolltet ihr die von Reinbach durchaus nicht in eurer Familie haben, weil der Finanzrath, ihr Vater, ein Schuft iſt; ich weiß nun

nicht, wer euch auf den Gedanken gebracht hat, der allerdings ganz richtig ist, daß man sich doch erst die Verhältnisse und die Dame ansehen muß, bevor man einen Entschluß faßt; jetzt steht ihr am Anfange des Weges, und ich bin überzeugt, daß wenn euer Brudersohn sich jetzt zurückzöge, woran übrigens gar nicht zu denken ist, weil er eben so hartköpfig ist wie ihr, so würdet ihr an seiner Stelle die von Reinbach heirathen. Ich wollte, daß ich etwas zu trinken hätte, ich hasse den Durst wie die Kriegs- und Domainenkammer!"

Der Landrath schloß also seine Rede, der Obristlieutenant aber stampfte mit seinem Stock und schrie so vergnügt nach Wein, daß ein Mordspectakel entstand in dem alten Hause zu Spankow.

Als aber der Obristlieutenant lachend einen Becher geleert hatte, da führte er seinen Brudersohn in seine soldatisch einfache Schlafkammer, darin lag auf einem Tischlein unter dem Fenster aufgeschlagen die mächtige Bibel von Spankow; mit nassen Augen zeigte der Obristlieutenant auf einen Vers und sagte dann: „Das habe ich heute früh gefunden; der alte gute Wackerrode hat mir arg zugesetzt, mein Junge, hätte

ihm aber nichts geholfen, gar nichts; der da aber, der läßt sich nicht so abweisen, vor dem zieht sich auch ein Leist zurück in gehöriger Ehrfurcht; lies, mein lieber Junge!“ Der alte Herr stampfte hinaus und saß im nächsten Moment schon gar lustig und guter Dinge wieder zwischen seinem alten Kameraden und der Flasche, der junge Lieutenant aber weilte noch lange sinnend in der Kammer; der Vers, den der Oheim gefunden, lautete: „Desselbigen gleichen sollen die Weiber ihren Männern unterthan sein, auf daß auch die, so nicht glauben an das Wort, durch der Weiber Wandel gewonnen werden ohne Wort.“

Hans Dinnies von Leist war zwar sehr glücklich über die Wendung, die in seines Oheims Ansichten eingetreten, indessen bemühte er sich vergebens, zu ergründen, wie gerade dieser Vers den alten Herrn so ergriffen und bestimmt haben konnte. Er fand ihn nicht passend, Elisabeth von Reinbach war sehr fromm, das wußte aber der Ohm nicht, und sich selbst hielt er, der Lieutenant, für einen sehr guten Christen. Der Vers paßte also seiner Ansicht nach gar nicht. Für den alten Ohm aber paßte er doch, denn dem war sein heimgegangenes Weib eingefallen bei dem

Vers, ſein Weib, durch deſſen Wandel 'er gewonnen war ohne Wort. Ein ſolches Weib aber wünſchte der Obriſtlieutenant ſeinem Bruderſohne, daher dieſe Wendung, die den Liebesfrühling in des jungen Mannes Seele in voller Pracht wieder aufblühen ließ.

## Zwölftes Capitel.

---

# Das Feſt der Gensd'armes.

„Die Jugend brauſet, das Leben ſchäumt,
Friſch auf! eh' der Geiſt noch verdäftet."
(Schiller.)

Eine auserleſene Geſellſchaft füllte die Räume des Wedel'ſchen Saales, den die Officiere vom Regiment Gensd'armes ausgewählt hatten, um den hundertſten Jahrestag der Schlacht bei Höchſtätt, wo ſich das Regiment reiche Lorbeeren gepflückt, feierlich zu begehen. Sonſt war's nicht Sitte, Siegestage zu feiern in der preußiſchen Armee, es war aber in die jungen Leute damals eine plötzliche Unruhe gefahren, die merkwürdig contraſtirte mit der nur allzu behaglichen faulen Friedensliebe der älteren Männer. Dieſe Unruhe fand ganz vorzüglich ihren Ausdruck in den

jungen Officieren des Regiments Königlicher Gens-d'armes.

Die Gensd'armes waren ein merkwürdiges Regiment, in Bezug auf Mannschaften, Pferde, Ausrüstung nahezu das stattlichste in der ganzen königlichen Armee; zwar zählte es nicht zu den eigentlichen Gardetruppen, aber es nahm neben denselben wegen seines Ansehens, Alters und seiner glänzenden äußeren Erscheinung so ziemlich dieselbe Stellung ein, welche die adlige Gensd'armerie vor Zeit in Frankreich hatte. Deshalb und auch wegen der Garnison in der Hauptstadt wurden die Officierstellen von den Söhnen der reichsten und angesehensten adligen Familien gesucht, die dann oft nach kurzer Dienstzeit quittirten und einer andern Reihe aufstrebender junger Brauseköpfe Platz machten.

Die adlige Jugend, die im Regiment Gensd'armes sprudelte und schäumte, auch oft übersprudelte und überschäumte, ist ihrer Zeit oft herbe und ungerecht getadelt worden von den ruheliebenden, höchst gebildeten Philistern, denen freilich diese Jünglinge durch ihr barsches und derbes Auftreten sehr unbequem fallen mußten. Die Philister haben so jammervoll und

ſo unausgeſetzt geklagt über die jungen Officiere der Gensd'armes, daß der rechte Philiſter noch heut eine Gänſehaut bekommt, wenn von jenem ruhmreichen Regiment die Rede iſt. Ja, eine übermüthige Derbheit im äußern Auftreten, die oft geradezu wie Rohheit erſchien, war jener ſprudelnden Waffenjugend eigen; wir wollen ſie weiter nicht loben, aber doch z. B. auf die ſtudentiſche Jugend viel ſpäterer Zeiten noch hinweiſen, um ſie zu erklären, und dann noch bemerken, daß jener Uebermuth nicht die Hauptſache war, ſondern ſo beiher lief neben ſoldatiſcher, ächt preußiſcher Geſinnung, glühendem Haß gegen Frankreich, ſtolze Begeiſterung für König und Vaterland, für Ruhm und Ehre.

Der Haß gegen Frankreich, die Schlacht- und Kampfluſt, die in den Herzen der jungen Edelleute loderten, mußten Gelegenheit haben, ſich los zu laſſen; Prinz Louis Ferdinand reizte die jungen Leute durch ſeine ſtacheligen, blitzſcharfen Worte täglich mehr zu Zorn und Unmuth, es mußte eine Exploſion ſtattfinden, das begriffen ſelbſt die bedenklichen Herren von der Friedenspartei, und um der Exploſion zuvor

zu kommen, improvisirte man ein patriotisches Fest im Wedel'schen Saale.

Der Saal war mit Trophäen, Fahnen, Standarten und Panoplien reich und sehr geschmackvoll ausgestattet, dazwischen sah man die Bilder der ehemaligen Regimentschefs oder Commandeurs. Hier hing der berühmte Kriegsheld General-Feldmarschall von Natzmer, der 1691 auf Befehl Kurfürst Friedrichs III. die Compagnie der deutschen Grands-Mousquetaires aus lauter Edelleuten formirte; dort der kühne Oberst von Canstein, der in der Schlacht bei Oudenarde die französische Garde attakirte, zwei Bataillone Schweizergarde niederritt, drei Fahnen eroberte, für die eigene verlorene Standarte die Standarte der französischen Gardes du Corps nahm, aber endlich mit der Hälfte seiner Mannschaften todt blieb auf dem Bette der Ehren. Neben ihm sah man den Obristlieutenant von Bequignolles, der einst neben Canstein im Leben gefochten und gesiegt hatte. Auch König Friedrich Wilhelms I. Bild schmückte den Saal, er war's, der die Gensd'armes zuerst zum Regiment formirte und es nach Auflösung der Gardes du Corps zum ersten Hausregiment ernannte. Unter

dem des Königs hing das Bild des Obersten Wolf Adolf von Pannewitz, der 1739 Commandeur wurde, nachdem der General-Feldmarschall von Natzmer 48 Jahre lang, von 1691 bis 1739, Chef der Gens-d'armes gewesen. An Pannewitz reihten sich die Helden, welche das Regiment geführt in den großen Feldschlachten des siebenjährigen Krieges: Georg Conrad von der Goltz, Andreas von Katzler, Graf Friedrich Schwerin, Johann Friedrich Christian von Krusemark und endlich der hochgefeierte Joachim Bernhard von Prittwitz.

Die Lieutenants von Leist und von Rostitz waren die Urheber dieses wohlgefälligen Arrangements, wie denn überhaupt die beiden Philosophen, so pflegte man scherzweise diese beiden ernsten jungen Leute zu nennen, sich große Verdienste um das Fest erworben hatten. Auch machten Beide gemeinschaftlich bei dem Feste selbst gewissermaßen den Wirth im Namen ihrer Regimentskameraden, empfingen die Damen und vornehmen Standespersonen, leiteten sie zu den bestimmten Plätzen und sorgten für Erfrischungen.

Mit einem glücklichen Einfall hatte man es verstanden, zugleich die Schaulust der älteren und die

Tanzluſt der jüngeren Gäſte zu befriedigen, man ließ nämlich die Tänze, coſtümirte Quadrillen, mit gewöhnlichen Geſellſchaftstänzen abwechſeln; das war damals eine Neuerung, die großes Aufſehen und große Befriedigung erregte.

Es wird uns nicht auffallen, daß ſich unter den geladenen Damen des Feſtes auch die Fräuleins von Chevremont mit ihrer Mutter befinden, in ihrer Geſellſchaft iſt auch Fräulein von Reinbach hier; das hat Noſtitz ſo veranſtaltet, um ſich ſeinen Freund Leiſt zu verbinden, denn der würde niemals eine Einladung für den Geheimen Oberfinanzrath von Reinbach verlangt haben, der zu den Hauptvertretern der Friedenspartei gehörte. Eliſabeth hatte nicht ihren guten Tag; ſie war auffallend bleich und ihr ſchönes braunes Auge blickte bald trübe vor ſich hin, bald ſchaute es ängſtlich und zerſtreut um ſich. Die geſunden rothen Geſichter der beiden Zwillingsſchweſtern von Chevremont rechts und links neben ihr hoben das bleiche, ängſtliche Ausſehen der edlen Eliſabeth noch mehr hervor.

Hans Dinnies von Leiſt bemerkte mit Kummer, daß eine Veränderung mit Eliſabeth vorgegangen war, aber er bemerkte ſie nicht erſt ſeit heute, ſondern ſchon

ſeit ſeiner Rückkehr aus Spankow. Aus Eliſabeths Weſen war jene holde Freundlichkeit, jene herzliche, wenn auch verſchämte Theilnahme, in der ſich ſonſt ihre Neigung für den jungen Offizier eben ſo zart als lieblich ausgeſprochen, gänzlich verſchwunden. Eine ſcheue Zurückhaltung war an deren Stelle getreten, und Hans von Leiſt würde geglaubt haben, Eliſabeths Herz ſei einem Andern zu Theil geworden, wenn die ängſtlichen Blicke, die das ſchöne Mädchen von Zeit zu Zeit verſtohlen auf ihn richtete, ihm nicht verrathen hätten, daß Eliſabeths Herz unveränderlich ihm gehöre, daß äußerliche Gründe lediglich das veränderte Betragen hervorgerufen.

Der arme Lieutenant fand ſich in einer grauſam peinlichen Lage; mit Eliſabeth ſelbſt konnte er nicht reden, denn er hatte ſich durch Worte ja überhaupt noch nicht mit ihr erklärt; Maria Mogge, ſeine Jugendgeſpielin, hatte Berlin vor ſeiner Rückkehr verlaſſen und war nach Hamburg weiter gereiſ't. Er erſehnte ihre für bald verheißene Rückkehr. Wohl hätte ſich der Lieutenant an ſeine Bundesgenoſſin, die Geheimräthin, wenden können, aber er trug Bedenken, und dann kam es ihm auch vor, als ob ſelbſt dieſe

Dame ernſter ſei als ſonſt, wenn gleich das Lächeln um ihre Lippen unverändert war. Es waren das ſehr peinliche Tage für Herrn von Leiſt, doppelt peinlich, wenn er daran dachte, daß jeden Tag ſein alter Ohm aus Spankow eintreffen konnte. Der Lieutenant mochte gar nicht daran denken.

Endlich, am Tage vor dem Feſte, hatte der junge Officier eine Art von Troſt, Eliſabeth hatte während des ganzen Abends faſt gar nicht mit ihm geſprochen, ſondern ſich mit ſo auffallender Aengſtlichkeit von ihm zurückgezogen, daß er ſich beinahe beleidigt und durchaus tief gekränkt entfernte. Im Vorzimmer faßte die Geheimräthin ſeine Hand und flüſterte: „Mein armer Alliirter, verlieren ſie den Muth nicht! gönnen ſie mir nur noch vier und zwanzig Stunden Zeit, oder höchſtens ſechs und dreißig, ich mache eine Diverſion zu ihren Gunſten, verlaſſen ſie ſich drauf; die kleine Betty liebt ſie und wird nicht von ihnen laſſen!“

Damit war die runde Perſon verſchwunden, ihre Worte hatten dem Lieutenant aber allerdings merklichen Troſt gegeben. In ſeinem Traume ſah er Eliſabeth wieder holdlächelnd wie ſonſt, und ſelig wiederholten ſeine Lippen die Worte, welche die Geheimräthin zu

ihm geſprochen: „die kleine Betty liebt ſie und wird nicht von ihnen laſſen!“

Was man wünſcht, das glaubt man auch, und darum vertraute Hans Dinnies von Leiſt ſo feſt auf die Rede der Geheimräthin; er hatte gehofft, Eliſabeth werde ſtrahlend in den Ballſaal treten, und war nicht wenig erſchrocken, als er ſie immer noch bleich und kummervoll ſah. Einen Troſt aber hatte er doch, denn wenn ſie ihn auch traurig anſah, ſo fühlte er doch ſeinen Händedruck ganz leiſe erwiedert.

Eliſabeth hatte mit Leiſt getanzt. „Tanzen ſie heute nicht wieder mit mir, ich bitte!“ ſagte ſie leiſe ohne aufzublicken, als ſie der Cavalier auf ihren Platz zurückführte.

„Eliſabeth, liebe Eliſabeth!“ ſprach der Lieutenant erſchrocken, überraſcht.

Es war das erſte Mal, daß er ſie nur beim Vornamen nannte, Eliſabeth bemerkte es kaum, aber ſie wiederholte ihre Bitte durch einen Blick, als ſie ſich niederſetzte. Der Lieutenant mußte ſeinen Gefühlen großen Zwang anthun, um ſich zu halten, der Zufall kam ihm indeſſen zu Hülfe, denn Noſtitz faßte ſeinen Arm und ſagte: „Ich bitte, lieber Kamerad, ſie ſind

unabkömmlich, der große Zug, doch ich wundere mich nicht, wenn ſie hier Alles vergeſſen!“

Er machte dem Fräulein eine galante Verbeugung, Eliſabeth verſuchte zu lächeln, faſt wäre ſie dabei in Thränen ausgebrochen.

Die beiden Lieutenants eilten in ein Nebenzimmer, Auguſt von Zabeltitz, der ländliche Couſin, nahm ihre Stelle ein. Der brave Landjunker war noch vergnügter als ſonſt, ſein Schickſal war jetzt entſchieden, er hatte ſich mit der Couſine Friederike verlobt und Couſine Wilhelmine wurde als Tante in's Haus geſchlachtet. In Folge dieſer Veränderung wurde Couſine Friederike bereits mit einer Art von eheherrlicher Protection, die Zwillingsſchweſter derſelben dagegen mit all' den feinen Rückſichten behandelt, die man einer reichen und unverheiratheten Tante ſchuldig iſt.

Plötzlich ſchmetterte ein langer Trompetentuſch durch den Saal, die Muſik ſchwieg. „Aufgepaßt!“ ſagte Auguſt von Zabeltitz.

Ein Officier in alterthümlicher Schweizertracht trat auf, von 24 Schweizern gefolgt; dann kamen acht kleine Mädchen, weiß gekleidet, zwei Parlamentsherren in ihren Roben, zwei Kanzler mit großen

Mortier-Mützen, ſechs Rathsherren, ein Herold, zwei Schweizer-Officiere, vier Ritter mit Schwert, Scepter, Krone und Reichsapfel, wieder zwei Schweizer-Officiere —

Ein lauter Ruf der Bewunderung durchlief den Saal, die Pracht der Coſtumes, die ganze Anordnung war hinreißend.

„Was iſt das?“ fragte Couſine Friederike.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Auguſt Zabeltitz offenherzig, „aber den, der die Krone auf dem Kiſſen trägt, den kenne ich, das iſt, meiner Treu, das iſt der Rittmeiſter von Katte!“

„Das Ganze iſt der Krönungszug aus der Jungfrau von Orleans!“ erklärte ein nebenſtehender Herr.

„Ah! ſo,“ meinte Zabeltitz höchſt unbefriedigt, denn ſeine literariſche Bekanntſchaft erſtreckte ſich nicht auf dieſe Dame.

Jetzt kam der Kreuzträger von zwei anderen Geiſtlichen geführt, ſechs Prieſter mit Fackeln ſchloſſen ſich an, acht Domherren folgten, ſechs Prieſter, ſechs Diaconen, ein Biſchof mit vier Aſſiſtenten, der Erzbiſchof von Rheims mit ſeinen Suffragan-Biſchöfen und ſeinen Caplanen.

Der Zug entwickelte sich immer imposanter; den Geistlichen folgten zwei Paukenträger, ein Pauker und sechs Trompeter, mächtige alterthümliche Trompeten blasend. Dann wieder ein Schweizer-Officier und dann Leibwachten, die große Lilienfahne in der Mitte und hinter der Fahne — die Jungfrau von Orleans, die Retterin Frankreichs, eine hohe, stolze Gestalt.

Der Name einer berühmten Schauspielerin ging flüsternd von Mund zu Mund.

Dann kamen vier Marschälle.

„Die kenne ich Alle," sagte Zabeltitz halblaut und war sehr vergnügt, „Lieutenant von Schöning, Graf Pourtales, Graf Ingenheim und der Cornet Graf Moltke!"

Zwei Ritter schritten dicht vor König Carl VII.—

Elisabeth schlug die Augen nieder, denn der König war der Lieutenant Hans Dinnies von Leist.

„Leist, wahrhaftig der von Leist!" jubelte der brave Zabeltitz, „schwere Noth, er sieht wirklich aus wie ein König."

Elisabeth sah verstohlen nach dem Geliebten, sie fand, daß Zabeltitz ganz Recht habe, aber sie schlug

ihr Auge augenblicklich wieder zu Boden, denn der Blick Carls VII. hatte ihren Blick getroffen.

Lauter Jubelruf und ein Beifallklatſchen, das nicht enden wollte, begleitete den König.

Hans Dinnies von Leiſt ſchritt in der That außerordentlich würdevoll dahin unter dem Baldachin von drap d'or, den vier Reichsbarone, Regimentskameraden, trugen, vier Pagen mit Fackeln gingen nebenher, vier andere Pagen lüfteten die Schleppe des königlichen Mantels. Den Zug ſchloſſen zwei Ritter in voller Rüſtung, ſechs Leibwachten, vier Ordensritter, vier Rathsherren, ein Herold, zwei burgundiſche Ritter, zehn Hofleute, zwei Rathsherren, zwanzig Schweizer mit ihrem Officier.

In dem zugſchließenden Officier erkannte Zabeltitz zu ſeinem großen Vergnügen wieder ſeinen guten Freund den Lieutenant von Noſtitz.

Langſam ging der Krönungszug durch den Saal ringsum und kehrte dann durch dieſelbe Pforte wieder zurück, durch welche er gekommen war.

Das war der Glanzpunkt des Feſtes.

Die Tänze begannen nun wieder, und viele der Herren, welche in dem Krönungszuge mitgewirkt hat-

ten, kehrten in ihren Costumes zurück und blieben in denselben, nur diejenigen, welche durch dieselben tanzunfähig geworden wären, kleideten sich um.

Die Lieutenants von Leist und von Nostitz erschienen auch im Galla-Anzug des Regiments Gensd'armes wieder, sie hatten ihre Costumes abgelegt, weil sie als Wirthe im Namen des Officiercorps zu fungiren hatten.

Die Pflichten seines Amtes übend strich Herr von Leist durch die wimmelnde Menge, er ließ seine Elisabeth nicht aus den Augen, ohne sich ihr jedoch wieder zu nähern, er sah sie tanzen, jedoch nur ein Mal mit dem Herrn von Zabeltitz. Da hörte er plötzlich hinter sich ihren Namen nennen, Elisabeth's Namen, wider seinen Willen wurde er zum Horcher.

„Sie ist piquanter wie ihre Mutter war, diese bleiche Elisabeth Reinbach!" bemerkte der Kammerherr von Reale, seine Dose öffnend.

„Aber ihre Mutter war doch weit schöner!" entgegnete der General von Arnim.

„Sie war noch bleicher, sah noch unglücklicher und vergrämter aus, als die Beauté da heute aussieht!" meinte der Kammerherr seinen Taback nehmend.

„Pah!" rief der General halb verdrießlich, halb

ſpöttiſch, „laſſen ſie die arme Eliſabeth nur ein paar Jahre das Weib des Genies, des Herrn von Redow ſein, dann wird ſie eben ſo verblichen ſein, wie ihre arme Mutter; ich habe die Gräfin Liſette Promnitz, — pauvre Lisette! — noch gekannt, ſie hatte Farbe genug, aber freilich, wenn man einen Kerl wie Reinbach zum Manne und" — der General hielt inne, „bei meiner Ehre, wenn ich ein Frauenzimmer wäre, ich nähme doch lieber den Reinbach als den von Redow!"

„Ich glaube auch nicht, daß das Fräulein von Reinbach den Redow nimmt, Excellenz!" meinte der Kammerherr, indem er ein großes Augenglas auf die Gruppe richtete, in welcher ſich Eliſabeth befand.

„Nimmt!" rief der General und lachte, „nein, vous avez raison, nehmen wird ſie ihn nicht; aber er wird ſie nehmen, und wenn Redow von dem alten Reinbach etwas haben will, ſo hat er keine abſchlägliche Antwort zu fürchten, die beiden ſitzen zuſammen zu tief darin, doch wem ſage ich das? pardon!"

Es war nicht ohne Hohn, daß ſich der General verneigte, und der Kammerherr fühlte den Stich recht gut, auch er gehörte ja zu dem nähern Umgang des Miniſters Grafen Haugwitz, indeſſen parirte er den

Angriff, indem er gleichgültig ſagte: „Vraiment, ich kenne dieſe Verhältniſſe etwas, indeſſen gerade darum, es ſind erſt wenige Jahre her, daß der Kammerherr von Redow der Geheimräthin von Reinbach ſehr lebhaft den Hof machte!“

Der General lachte boshaft; „der Kammerherr von Neale will die Unſchuld ſpielen!“ meinte er den fauniſch lächelnden Hofmann beinahe verächtlich anblickend.

„Wie ſteht es mit dem Proceß der Urſinus, haben Eure Excellenz nichts näheres vernommen?“ fragte der Kammerherr abbrechend.

Der General trat einen halben Schritt zurück und fixirte den Sprechenden einen Augenblick, dann flüſterte er ihm zu: „Wiſſen ſie, Kammerherr, daß ſie heute Abend ſchon der Dritte ſind, der im Geſpräch mit mir von der Geheimräthin von Reinbach plötzlich auf die Giftmiſcherin kommt!“

„Und das fällt Eurer Excellenz auf?“ fragte der Kammerherr und fuhr leicht fort: „der Uebergang iſt aber ſo natürlich, denn die Urſinus war ja lange Zeit eine intime Freundin der Frau von Reinbach!“

Der General ſagte nichts weiter, er war froh,

daß er das Geſpräch mit dem ihm im höchſten Grade unangenehmen Kammerherrn abbrechen konnte, da ein paar Officiere zu ihnen traten; ihm war's hauptſächlich aufgefallen, daß es lauter nähere Bekannte des Kammerherrn von Redow waren, Mitglieder der Haugwitz'ſchen Societät, welche im Geſpräch auf die Verbindung der Reinbach mit der Urſinus kamen.

Auch der Lieutenant ging ſeufzend weiter, er hatte genug gehört, und unwillkürlich mußte er des Morgens gedenken, da der Kammerherr von Redow ſo draſtiſch ſeine Begegnung mit der Giftmiſcherin auf dem Kirchhof erzählte, er erinnerte ſich, daß ihm damals die Haltung der Geheimräthin aufgefallen war. Es war ihm, als vernähme er noch den ganz veränderten Ton der Stimme, mit der damals ſeine Bundesgenoſſin den Kammerherrn aufgefordert hatte, weiter zu erzählen, er ſah im Geiſt noch den Schweißtropfen von ihrer Schläfe rinnen.

Ein tiefes, unendlich tiefes Weh regte ſich im Herzen des jungen Edelmannes; ernſter als je fragte er ſich mitten in dem Glanze des Feſtes, ob er auch wirklich recht thue, den unbefleckten Namen ſeines edlen Geſchlechtes einem Mädchen zu geben, das einen

solchen Vater, eine solche Mutter hatte. Hundert junge Männer seines Standes würden leichtsinnig über diesen Punkt hinweggegangen sein, die Zeit war herzlich wenig scrupulös in diesen Dingen, für ihn war es eine schwere Prüfung.

Er mußte sich oft in's Gedächtniß zurückrufen, daß es selbst in den edelsten Geschlechtern des Landes ungerathene Söhne und Töchter geben könne, er blickte zu Elisabeth hinüber, ihm fiel ein, daß sie ihm wie ein Schwan erschienen sei an jenem schönen Tage, da er sie zum ersten Male auf der Eisbahn im Schwanenschlitten gefahren, und es war ihm, als sei das Mädchen seiner Liebe rein, schwanenrein geblieben, trotz des moralischen Schmutzes und der Unsittlichkeit ihrer Umgebungen. Es schien ihm Liebes- und Ritterpflicht zugleich, Elisabeth zu erlösen von ihrer Familie, sie in reinere Verhältnisse zu bringen.

Ohne Absicht hatte er sich mit solchen Gedanken Elisabeth wieder genähert; er bemerkte, daß Frau von Chevremont und ihre Töchter aufbrechen wollten, rasch entschlossen trat er heran und bot Elisabeth seinen Arm, um sie zur Garderobe zu führen.

Er bemerkte wohl, daß Elisabeth einen Augenblick

zögerte, daß ſie aber doch nicht den Muth hatte, ihm ihren Arm zu verſagen; er drückte ihr zärtlich die Hand und ſchaute ihr ernſthaft in's Geſicht.

„Eliſabeth," flüſterte er, ſie langſam durch das Gewühl geleitend, „fürchten ſie nichts, meine theuere Eliſabeth, haben ſie Muth und vertrauen ſie mir, ich weiß, man will ſie mit dem Kammerherrn von Redow verloben, es kann, es darf nicht ſein, denn ihr Herz gehört mir, ihre Hand gehört mir, Niemand ſoll mir ſie entreißen!"

Das arme Mädchen antwortete nur durch einen leiſen Händedruck, dem Lieutenant aber genügte dieſe Antwort, und eifrig fuhr er fort: „Der Geheime Finanzrath, ihr Herr Vater, wird ſie drängen, er ſteht in Verbindungen, die es ihm unmöglich machen, den Kammerherrn abſchläglich zu beſcheiden; ich weiß, daß ſie eine gehorſame Tochter ſind, daß ſie dem Befehl ihres Vaters nicht ungehorſam ſein können; faſſen ſie Muth, ſagen ſie ihrem Herrn Vater in Gegenwart des Kammerherrn, daß ihr Herz mir gehört, daß ſie mich lieben, und daß ich es ſei, dem ſie ihre Hand zugeſagt; der Kammerherr wird dann nicht wagen auf ſeinen Wünſchen zu beſtehen, und ihr Vater wird froh

ſein, des Kammerherrn auf dieſe Weiſe ledig zu werden!“

Wie friſche Roſen blühete die Hoffnung auf in Eliſabeth's zartem Antlitz, einen leuchtenden Dankes- und Liebesblick ließ ſie auf den jungen Officier fallen, der immer ihre Hand feſthaltend ihr den Mantel umlegte.

„Ich will Alles thun, was ſie ſagen, Alles!“ flüſterte das liebe Mädchen, und ihre Wange brannte, denn ſie fühlte wohl, daß ſie damit ihre Liebe eingeſtand, bekannte. Der Lieutenant aber, indem er ihr den Hut aufſetzte, berührte mit ſeinen Lippen leiſe die zarte Wange Eliſabeth's, die beiden jungen Leute bebten wie von einem elektriſchen Schlage getroffen, ſie in jungfräulichem Erſchrecken, er in heißer Liebeswonne — es war der erſte Kuß.

Auguſt von Zabeltitz, der den Zwillingsſchweſtern und der Mutter derſelben zu gleicher Zeit mit mehr gutem Willen als Geſchick Dienſte leiſtete, bemerkte den verſtohlenen Kuß wohl, gern hätte er in der ihm eigenen derben Weiſe gelärmt, aber es kam plötzlich wie eine Scheu über ihn, die ihm ſagte, daß er hier

ſchweigen müſſe, daß das, was er geſehen, zu zart ſei für ſeine Munterkeit.

Beide Herren brachten ihre Damen hinunter zu dem Wagen.

„Auf Morgen!“ flüſterte Leiſt, als er Eliſabeth in den Schlag hob.

„Morgen!“ entgegnete die Geliebte mit einem innigen Händedruck.

Der Wagen rollte davon, die beiden Herren ſtiegen die Treppe wieder hinauf, oben aber konnte ſich Auguſt Zabeltitz nicht länger halten, er faßte Leiſt's Hand und ſagte beinahe gerührt: „Ich habe geſehen, wie ſie Fräulein von Reinbach vorhin küßten, ſein ſie mir drum nicht böſe, Herr von Leiſt!“

„Meinen ſie, daß ich's nie bemerkte, wenn ſie ihre Couſinen küßten, Herr von Zabeltitz?“ fragte der Lieutenant dagegen, der ſich zwar unangenehm berührt fühlte, als er vernahm, daß Zabeltitz der Zeuge ſeines erſten Liebeskuſſes geweſen, der aber nicht umhin konnte, ſich über die treuherzige komiſche Weiſe zu beluſtigen, in welcher ſich der gute Landjunker beinahe anklagte.

„Meine Couſinen?“ rief Zabeltitz im höchſten Grade erſtaunt.

So tief fühlte der gute Menſch den Unterſchied, der zwiſchen ſeiner Liebe und der Leiſt's war, daß er noch gar nicht daran gedacht hatte, ſie mit einander zu vergleichen.

Leiſt lachte.

„Alſo ſie wollen Fräulein von Reinbach heirathen?“ fragte er ganz gleichgültig weiter; es war, als habe er ſich nach dem Kuß, den er geſehen, ganz wunderſeltſame Dinge zu erfahren eingebildet.

„Wenn ſie nichts dagegen haben, Herr von Zabeltitz,“ entgegnete der Lieutenant, „indeſſen rechne ich bis auf Weiteres auf ihre Verſchwiegenheit.“

Der Landjunker gab dem Lieutenant gutmüthig ſeine Hand, und beide drängten ſich in den Saal zurück, den jetzt die Damen von ihren Cavalieren geleitet maſſenweiſe verließen.

Leiſt wechſelte noch mit verſchiedenen ihm bekannten Familien Abſchiedscomplimente, dann erſt trat er in eines der Nebenzimmer, wo die älteren Herren ſchon ſeit längerer Zeit bei einer reichlichen Collation und der Pontacflaſche ſaßen. Die Damen hatten recht

daran gethan, das Feſt zu verlaſſen, denn in mehreren Zimmern ging es bereits ziemlich laut her, und die gerötheten Geſichter der Herren zeugten von der ſtarken Begünſtigung, die ſie dem Pontac ſchon hatten zu Theil werden laſſen.

Der Lieutenant nahm die Lobſprüche dankend an, die ihm von dem Chef des Regiments Gensd'armes, dem General von Elsner, und den Herren, die um ihn ſaßen, über das Arrangement und die Ausführung des Feſtes gemacht wurden, aber er zog ſich doch bald in ein anſtoßendes Gemach, wo die jüngeren Kameraden ſaßen und in lärmender Luſt die ſprudelnden Becher leerten.

„Vivent le Grands-Mousquetaires du Roi!" klang ein Trinkſpruch: „hoch die Sieger von Malplaquet! hoch! hoch!"

„Möchten die Gensd'armes, die Erben der großen Monsquetaires, die Franzoſen noch beſſer ſchlagen, als ihre Väter bei Malplaquet!" rief ein rieſiger alter Burſche, der einſt im Regimente gedient hatte.

Die Becher klirrten aneinander und die Diele knackte unter dem ſcharfen Tritt der Reiter, die zum Anſtoßen aufſprangen.

„Zum Teufel mit den Franzoſen und ihren Freunden," trank der Stabsrittmeiſter von Arnim, „der König hoch und hoch das Vaterland!"

Auf einen Wink von Noſtitz ſchmetterten die Trompeten Tuſch — der König hoch und hoch das Vaterland!

Schlag auf Schlag folgten ſich nun die Trinkſprüche; der Tanz vorher, der Lichterglanz, der Wein, die Muſik, die begeiſterte Rede, es brauſ'te berauſchend durch alle Adern, durch alle Köpfe. Die Bedenklichern von den älteren Herren entfernten ſich nach und nach unbemerkt, die unbedenklichern blieben, ſahen ſich unvermerkt hineingezogen in die Zauberkreiſe der Jugend und tobten jugendlich mit. Die Reden wurden immer ungezügelter, immer ausſchweifender, die Geſundheit der Königin Louiſe wurde mit einem Enthuſiasmus ohne Gleichen und mit gebogenem Knie getrunken.

Ja, es war Uebertreibung in dieſem Enthuſiasmus, aber wehe dem, der ſolchen Enthuſiasmus zu bekritteln wagt!

Immer lauter und wilder wurde die Luſt, alle Officiere rings um die Tafel reichten ſich rechts und

links die Hände, sie schlossen eine Kette: „siegen, sterben für den König, für das Vaterland!“

„Prinz Louis und seine hohe Schwester!“ sprang Einer der Officiere auf, und klirrend folgten ihm die Genossen anstoßend und jubelnd.

„Alle die mit ihm fühlen jetzt und mit ihm fechten einst!“ fuhr ein Andrer fort, „hoch!“

„Graf Haugwitz lebe hoch!“ rief der Lieutenant von Rostitz hohnvoll dazwischen und schleuderte sein Glas anstatt es zu leeren gegen die Wand, daß es in Scherben klirrend niederfiel.

Zwanzig, dreißig, vierzig Gläser wurden in Scherben zerschmettert.

„Die Politik des Friedens in Scherben!“ tobten die jungen Edelleute.

Der Tumult konnte nun nicht höher steigen, alle Trinksprüche in Zorn und Liebe waren erschöpft, und fast zu gleicher Zeit brachen die Officiere tumultuarisch auf. Sie hüllten sich in ihre Mäntel; unten trennten sie sich, doch blieb ein Kern zusammen, „zu dem Ephraim, zu dem infamen Juden!“ hörte man flüstern.

Dreißig oder vierzig Officiere zogen vor das nicht ferne Haus des Geheimenrathes Ephraim, der beim

Banco-Directorium und der Seehandlung angestellt, von dem Minister Freiherrn von Stein jüngst bei schmachvollen Betrügereien und Unterschleifen ertappt und zur Untersuchung gezogen worden war.

Wie eine Schaar von Gespenstern ordneten sich die Officiere im Halbkreise vor dem dunklen Hause, es war eine tiefe Stille, da erhob sich plötzlich eine gewaltige Stimme und rief: „Guten Abend, Herr Geheimerath Ephraim!“

„Guten Abend, Herr Geheimerath Ephraim!“ schrien die Officiere in allen möglichen Tonarten durch einander.

Es entstand ein Höllenlärm, überall öffneten sich die Fenster, und von oben und von allen Seiten stimmten die erweckten Schläfer in den spöttischen Zuruf ein: „Guten Abend, Herr Geheimerath Ephraim!“

Dem spöttischen Zuruf folgte dann von Zeit zu Zeit ein fünfzigstimmiges Hohngelächter. Endlich begann eine kräftige Stimme zu singen:

Wie gut, daß der Geheimerath
Nicht mehre als zwei Hände hat,
Wir müßten schier zu Grunde gehn,
Mit zweien stiehlt er schon für zehn!

Unter schallendem Hohngelächter wiederholte die Versammlung im Chor:

Wir müßten schier zu Grunde gehn,
Mit zweien stiehlt er schon für zehn!

Danach zog die Versammlung mit einem gellenden: „Gute Nacht, Herr Geheimerath Ephraim!“ ab und zerstreute sich ruhig.

In einem der dunkeln Fenster des Ephraim'schen Hauses stand hinter dem Vorhang der Geheimerath Ephraim, er zitterte und bebte so lange er noch die Stimmen der Officiere vernahm, als sie sich aber entfernt hatten, legte er die Finger an die Nase und sagte: „Wie heißt? stehlen? Gott soll mir schenken noch ein fünfzig Jährchen, dann werden wir sein in dieser Stadt die Edelleute und die Edelleute werden sein Gojim, die uns dienen!“

Am andern Morgen erfuhr Berlin, daß der Geheimerath Ephraim*) sich der weitern Untersuchung und Bestrafung durch die Flucht entzogen hatte.

*) Er war nach Wien geflüchtet, war dort katholisch geworden und hatte sich dadurch und durch seine reiche Verwandtschaft ein Asyl gesichert.

## Dreizehntes Capitel.

---

# Im Reinbach'ſchen Hauſe.

„Und willſt du nicht um Liebe,
So nimm ihn denn um Haß —
Ich mach um kleine Diebe
Mir nicht den Finger naß."
(Goethe.)

Am Morgen nach dem Feſte im Wedel'ſchen Saale war's, zu ungewöhnlich früher Stunde trat die Geheimräthin von Reinbach in das Schlafzimmer ihres Gemahls. Lächelnd wie immer, aber zugleich mit ſehr gut geſpieltem Erſtaunen blieb die kleine runde Frau auf der Schwelle ſtehen und ſtreckte beide Hände nach dem Geheimen Finanzrath aus, der halb angekleidet in ſeinem rothſeidenen Schlafrock an dem Frühſtückstiſche ſaß und bei dem matten Schein einer einſamen Kerze in Papieren blätterte.

„Du bist doch nicht krank, mon ami?“ fragte die Geheimräthin, auf der Schwelle stehen bleibend, und allerdings war es unerhört, den Geheimen Finanzrath von Reinbach zu so früher Stunde außer Bett zu finden. Gewöhnlich kam die Geheimräthin noch eine ziemliche Weile später als heute und half ihm bei seinem Lever, um nachher mit ihm zu frühstücken.

„Steh doch nicht ewig auf der Schwelle, Marguerite!“ sagte der Geheime Finanzrath verdrießlich und ohne sich umzusehen; er war offenbar im höchsten Grade verdrießlich.

Die Geheimräthin kam zu ihm, sie war wie immer in frischer und sauberer Toilette, sie war eine von den Frauen, die nie in Negligé sind.

„Guten Morgen, mon ami!“ sagte sie, vor dem Gemahl stehend, machte einen kleinen Knix und reichte ihm ihre weiche kleine Hand.

„Guten Morgen, petite femme!“ lächelte der Geheime Finanzrath mit einem eigenthümlichen Blick.

Die Gewalt, welche diese Frau über diesen Mann übte trotz dessen Egoismus, mußte groß sein; man mußte sie so beisammen sehen, um das vollkommen

zu begreifen. Offenbar bewunderte der Geheime Finanzrath seine Frau, und sie wußte das, obgleich er sich einbildete, sie könne das nicht bemerken. Das aber eben war das Geheimniß ihrer Herrschaft.

Die Dame nahm Platz neben ihrem Gemahl und bereitete den Thee, alle Geschirre dazu standen auf dem Tisch. Als aber die blaue Spiritusflamme an dem Cylinder aufwärts züngelte, da wendete sich die Geheimräthin wieder zu ihrem Gemahl, der ihr bis dahin sehr aufmerksam zugesehen hatte, und sprach schmeichelnd: „Hast du Kummer oder Sorge, mein armer Freund, daß du so frühe schon bei den Papieren bist?“

„Oh nein,“ entgegnete der Geheime Finanzrath, „doch auch du bist früher hier als gewöhnlich, mamie, wenn ich dich nun auch fragte, hast du Kummer und Sorge, Marguerite?“

„So würde ich,“ erwiederte die Geheimräthin lebhaft, „gegen meinen lieben Freund aufrichtiger sein, als du es gegen deine kleine Freundin bist, ich würde dir antworten: ja, mein Freund, ich habe Kummer und Sorgen, die mir keine Ruhe lassen.“

„Und darf ich so kühn sein, nach diesen Sorgen,

dieſem Kummer zu forſchen?“ fragte der Geheime Finanzrath neugierig.

„Mein Kummer iſt der Schmerz unſerer lieben, kleinen Betty!“ ſagte die Geheimräthin, ihrem Lächeln eine trübe Nuance gebend.

Der Geheime Finanzrath ſeufzte, das hatte er nicht erwartet in dieſem Moment. „Babette muß ſich heut dem Kammerherrn verloben!“ ſagte er finſter nach einer kleinen Pauſe.

„Ich glaube, wir haben denſelben Kummer, dieſelbe Sorge, mon ami!“ flüſterte die Geheimräthin und lehnte ihren Kopf an die Schulter des Geheimen Finanzrathes, indem ſie zugleich deſſen Hand ergriff.

„Wie verſtehſt du das?“ fragte der zerſtreut.

„Du biſt auch bekümmert, daß die Verhältniſſe dich nöthigen, dein Kind und dein Geld einem Menſchen zu geben, den du nicht leiden kannſt!“ ſagte die kluge Frau ganz leiſe und ſpielte anmuthig mit den dicken Fingern ihres Gemahls.

Dieſer ſchwieg.

„Außerdem,“ fuhr die Geheimräthin immer flüſternd fort, „ärgerſt du dich, mon ami, daß du nicht auf deine kleine Frau gehört haſt, die dich ſchon

vor ein paar Monaten warnte und dir rieth, dich nicht auf's Neue mit dem Kammerherrn einzulaſſen; wäreſt du damals mir gefolgt, ſo wäreſt du jetzt gar nicht genöthigt, dein ſchönes Kind und dein ſchönes Geld dem Menſchen zu geben. Jetzt haſt du wohl gar keine Hoffnung mehr, von dem Kammerherrn los zu kommen."

„Keine!" entgegnete der Geheime Finanzrath tonlos; er war wirklich in höchſtem Grade beſorgt und bekümmert, der Arme; leider müſſen wir geſtehen, daß ihm dabei das Schickſal ſeiner lieben Tochter weniger nahe ging, als der große Geldverluſt, der ihm drohete, denn der Kammerherr hatte ihm bereits angekündigt, daß er die Auszahlung der verſprochenen Mitgift ſeiner Braut, ſo wie ein kleines Capital mütterlicher Erbſchaft noch vor dem Hochzeittage wünſche. Der Kammerherr wollte das ſchöne Mädchen, aber er wollte auch deſſen reiche Mitgift.

„Betty, die arme, kleine Betty!" klagte die Geheimräthin ſüßlich, „das liebe, hübſche Kind hat einen entſetzlichen Abſcheu vor dem Kammerherrn."

Der Geheime Finanzrath ſchwieg, das machte keinen Eindruck auf ihn.

„Betty liebt den Lieutenant von Leiſt von den Gensd'armen," fuhr die Dame klagend fort, „ach, was werden die armen Kinder unglücklich ſein!"

Der Geheime Finanzrath ſchwieg.

„Herr von Leiſt wäre ein trefflicher Mann für die Betty geworden, die beiden Kinder paſſen ſo gut zuſammen, ſie haben Beide ſo ſchöne braune Augen."

Der Geheime Finanzrath ſah ſeine Frau halb erſtaunt und halb verdrießlich an.

„Ich hätte mir keinen beſſern Schwiegerſohn wünſchen können, er iſt immer aufmerkſam und gefällig, und für dich, mon ami, wäre Herr von Leiſt als Schwiegerſohn eine wahre Perle geweſen."

„Für mich?" fragte der Geheime Finanzrath gedehnt und blickte auf.

„Gewiß, mon ami," beharrte ſeine Gemahlin, „zuerſt würden die Kinder auf dem Lande leben, und du weißt wohl, was es für ein Segen iſt für Küche und Tiſch, wenn man Kinder auf dem Lande hat; erinnere dich an die Braten, die Compots, die Gemüſe dieſer guten Chèvremont —"

Der Geheime Finanzrath verzog den Mund leiſe

und ſein Auge wurde feucht, oh! der Mann war nicht herzlos, er hatte ein dankbares Herz.

„Und dann die Hauptſache," ſchloß die Geheimräthin, indem ſie ihren Trumpf ausſpielte, „der wackre Herr von Leiſt verlangt gar keine Mitgift!"

„Gar keine Mitgift!?" ſtammelte der zärtliche Vater überraſcht, ſeine Augen leuchteten, ſein Geſicht ſtrahlte, doch nur einen Moment, dann wurde er düſterer als zuvor, der Kammerherr hatte ihn feſt, er konnte nicht mehr zurück.

Die liebende Gattin bemerkte das wohl, aber ſie ſchien es zu überſehen und fuhr fort: „Der Lieutenant hat zwölfhundert Thaler jährlich vom Leiſt'ſchen Majorat, er hatte achthundert, aber ſein Bruder, der Majoratsherr, der in kinderloſer Ehe mit einer reichen Frau lebt, hat ihm noch vierhundert zugelegt, und von dem alten Ohm, dem Obriſtlieutenant von Leiſt, erbt der junge Mann das große Gut Spankow und noch ein paar kleinere."

„Du biſt ja recht gut unterrichtet, m'amie?" unterbrach der Geheime Finanzrath wehmüthig.

„Gewiß habe ich mich genau erkundigt," erklärte die kluge Frau, „als ich bemerkte, daß Herr von Leiſt

unſerer lieben Betty den Hof machte; muß ich nicht die Pflichten der Mutter erfüllen bei dem armen Kinde?“

Der Geheime Finanzrath war kein Schwachkopf, er ſah ſeine Gemahlin einen Augenblick ſcharf an, dann ſagte er: „Ehrlich Spiel, Marguerite, Babette iſt dir gleichgültig, aber du möchteſt ſie aus dem Hauſe haben, ich verſtehe das, du biſt noch eine hübſche, ſehr hübſche Frau, es muß dir unangenehm ſein, die aufblühende Schönheit einer Stieftochter immer zur Seite zu haben; habe ich Recht?“

„Du haſt ganz Recht, ich geſtehe dieſe Schwäche offenherzig ein, mon ami!“ bekannte die Geheimräthin ruhig.

„Iſt dir's nicht gleichgültig, ob Babette Frau von Redow oder Frau von Leiſt heißt, wenn ſie nur aus dem Hauſe kommt?“ fragte der Gemahl raſch.

„Nein, mein Freund,“ entgegnete die zärtliche Gemahlin, indem ſie ſich zurücklehnte und ihren Gatten ſchmachtend anblickte.

„Wie! warum nicht?“ drängte der Geheime Finanzrath, der einen ganz eigenthümlichen Zweck bei dieſen Fragen verfolgen mußte.

„Weil unsere Betty," versetzte die Geheimräthin weich, „ein liebes, schönes Mädchen ist, weil ich sie glücklich sehen möchte, weil sie nur mit Herrn von Leist, den sie liebt, glücklich wird, und endlich, weil ich dem elenden Kammerherrn weder deine Tochter noch dein Geld gönne."

„Das ist offenherzig!" meinte der Gemahl mit zweideutigem Lächeln.

„Nicht wahr?" sagte die Geheimräthin, ihre Augen schließend.

„Sonst bekam Herr von Redow von einer gewissen Dame andere Prädicate, er wurde nicht immer der „elende Kammerherr" genannt."

Der Geheime Finanzrath verrieth, daß er wenigstens eifersüchtig gewesen war, die Geheimräthin aber verrieth gar nichts, sie lehnte mit leicht geschlossenen Augen an der Schulter ihres Gemahls und antwortete mit gleichgültiger Stimme: „Oh, vor einigen Jahren, ehe der Kammerherr nach Dresden ging, war er ein liebenswürdiger Cavalier, für den man wohl einige Nachsicht haben durfte, obwohl ich ihm schon damals nicht recht traute. Jetzt aber ist er ein ganz Anderer geworden; du sagtest mir ein Mal, er habe

mit Excellenz von Haugwitz zusammen Gewissensbisse; ich sage, er trinkt in der Einsamkeit und betrinkt sich allnächtlich; vielleicht haben wir Beide Recht, vielleicht betrinkt er sich, um seine Gewissensregungen zu beschwichtigen, jedenfalls ist er ein ganz anderer Mensch geworden. Was ist das für ein Cavalier, der immer wie im Wahnsinn befangen vor sich hinstarrt, oder den Menschen ausdruckslos ins Gesicht sieht, an nichts Theil nimmt, an nichts Freude hat, sondern höchstens mit einzelnen boshaften Bemerkungen ein harmloses Gespräch und Beisammensein verpfeffert. Nein, mein Freund, der Kammerherr ist unerträglich, du darfst ihm dein Geld nicht geben und deine Tochter noch weniger."

Der Geheimrath hätte ihm vermuthlich noch lieber seine Tochter als sein Geld gegeben, er seufzte über Beides und sagte fast weinerlich: „Ich kann nicht mehr zurück, er hat meine Lieferungsscheine für die Truppen in Südpreußen."

Das große Geheimniß war ausgesprochen, die Geheimräthin richtete sich rasch empor und fragte hastig: „Hast du den Vortheil für diese Geschäfte allein gehabt?"

„So ziemlich," entgegnete der Geheimrath gedankenvoll; „ich hatte faſt ſechs und dreißig Procent, der Kammerherr zehn, das Andere fiel in die Taſchen der kleineren Beamten, der Staat bezahlte mir über die Hälfte mehr, als ich gegeben."

Der Geheime Finanzrath rieb ſich die Hände und freute ſich des trefflichen Geſchäftes.

„Nun, mein Freund," forſchte die Dame geſpannt, „ſind ſolche Geſchäfte verboten?"

„Hm!" meinte der ſchlaue Geſchäftsmann, „ſie ſind nicht eigentlich verboten, ſie können eigentlich gar nicht vorkommen, die Verwaltung kauft nach der Taxe von wem ſie will, ich aber habe unter der Taxe gekauft, verſtehſt du? Die polniſchen Edelleute verkauften billig aus Rückſicht auf den Miniſter —"

Der Geheimrath ſchwieg, er wollte es denn doch nicht gerade herausſagen, daß Gutsbeſitzern und Domänenpächtern durch das gemißbrauchte Anſehen des Miniſters große Quantitäten an Getreide und ſonſtigem Vorrath abgepreßt worden waren zu Spottpreiſen, die dann zu einer noch erhöhten Taxe an die Militärverwaltung abgegeben wurden. Natürlich konnte das nur durch die Connivenz mehrerer und die Mit-

ſchuld anderer höherer Beamten geſchehen ſein, und zwar hauptſächlich durch Vorlegung von falſchen Lieferungsſcheinen, nach welchen der Entrepreneur, der Geheime Finanzrath von Reinbach, ſelbſt zu ſchon hohen Preiſen gekauft hatte. Dieſe falſchen Lieferungsſcheine, deren ſich der Kammerherr von Redow im Intereſſe aller der Beamten, die bei dem Betruge, denn weiter war die ganze Angelegenheit nichts, betheiligt waren, zu bemächtigen gewußt hatte, waren es, welche den Geheimen Finanzrath zwangen, ſeine Tochter und ſein Geld zu opfern. Der Kammerherr war klüger wie er geweſen, er hielt ihn in ſeinem Netze.

Die kluge Geheimräthin begriff jetzt ſehr wohl die Lage ihres Gemahls, aber ſie gab das Spiel noch nicht verloren und flüſterte: „Was fürchteſt du den Kammerherrn, mein lieber Freund, wie vermag er's, dich anzugeben, ohne ſich ſelbſt in die größeſte Gefahr zu bringen?“

„Das iſt richtig,“ entgegnete der Geheime Finanzrath, „er kann die Sache nicht anbringen, ohne ſich ſelbſt zu gefährden im höchſten Grade, ich habe mir das ſelbſt oft genug ſchon geſagt, aber es giebt mir keinen Troſt; der Kammerherr iſt im Stande, es

auf die Gefahr hin zu wagen, er denkt dann nur mich zu verderben, und hofft mit Hülfe der Excellenz herauszukommen. Freilich würde ich dann nichts unversucht laſſen und ihn mit mir in den Abgrund reißen, aber was iſt mir damit eigentlich geholfen?“

„Der Kammerherr kann nicht wagen, die Lieferungsſcheine gegen dich zu gebrauchen,“ ſagte die Geheimräthin beſtimmt.

„Warum giebt er ſie mir nicht heraus?“ fragte der Geheimrath lauernd.

„Vermuthlich haſt du ſie verlangt von ihm und dadurch deine Furcht verrathen,“ meinte die ſchlaue Perſon ſinnend.

Der ängſtliche Sünder gab das durch leichtes Kopfnicken zu.

Die Geheimräthin ſeufzte, ſie ſtand ab, denn im Augenblick war nichts zu machen.

Schweigend beendete das Ehepaar ſein Frühſtück.

„Wann kommt der Kammerherr?“ fragte die Geheimräthin aufſtehend.

„Er wird nach eilf Uhr hier ſein,“ bemerkte der Geheime Finanzrath zerſtreut, „ich habe Excellenz von Biſchoffswerder gebeten, der Kammerherr wird ſeinen

Vetter, den Dom-Propſt von Redow, und den Geheim-Secretair aus dem Cabinetsminiſterium, wie heißt er doch gleich? mit dem er immer zuſammenſteckt, mitbringen. Laſſe etwas kalte Küche auftragen, aber gegen zwölf Uhr, damit wir uns das Diner nicht verderben; vier Flaſchen von dem alten Rheinwein laſſe heraufbringen, du weißt, welchen Wein ich meine?"

Die Geheimräthin nickte, hielt dem Gemahl ihre Wange zum Kuß hin und entfernte ſich aus dem Schlafgemach. Sie ſtieg eine Treppe hinauf und klopfte leiſe an eine Thür.

Eliſabeth öffnete und ſah mit unverhehltem Staunen ihre Stiefmutter.

„Liebes Kind," ſagte die Geheimräthin haſtig, ohne jedoch einzutreten, „ich habe mir die größeſte Mühe gegeben, es iſt Alles umſonſt —"

„Ich wußte es," neigte Eliſabeth traurig ihr ſchönes Haupt, „aber wollen ſie nicht eintreten?"

„Nein, nein!" rief die Geheimräthin beinahe erſchrocken, „aber verlieren ſie den Muth noch nicht, Verlobung iſt noch keine Hochzeit, und ich verſpreche ihnen, noch einmal, ich verſpreche ihnen, ſie ſollen

nimmer die Gattin dieſes Menſchen werden, ſie ſollen Herrn von Leiſt haben!“

„Gute Mutter!“ ſagte Eliſabeth dankbar freundlich, aber mit einem ſo eigenthümlichen Ausdruck, daß ſich die Geheimräthin verfärbte.

„Um eilf kommt dieſer Elende!“ ſetzte ſie noch hinzu, dann eilte ſie, die Treppe wieder hinabzuſteigen.

„Sie wird ihr alle Tage ähnlicher, ich ertrage die Marter nicht länger,“ flüſterte die Frau im Hinabſteigen, „wie ſie das wieder ſagte! klang es nicht gerade wie ihre Stimme, es klang gerade wie: gute Margareth, oh! ich bin ihre gute Margareth geweſen!“

Mit dem kurzen Selbſtgeſpräch hatte die Geheimräthin ihr Zimmer erreicht; ſie ſah auffallend erregt aus und mußte ſich eine ziemliche Weile vor dem Spiegel bemühen, bevor ſie im Stande war, ihren Zügen den freundlichen Ausdruck und ihrem Munde das ſtehende Lächeln wieder zu geben.

Einige Stunden ſpäter iſt in den Staatszimmern des Reinbach'ſchen Hauſes eine kleine, aber ſehr ſtattlich geputzte Geſellſchaft verſammelt.

Der Kammerherr von Redow, der als Zeugen ſeiner Verlobung einen ſeiner Verwandten und einen

Beamten des Cabinetsminiſteriums mitgebracht, iſt, gleich dieſen, im höchſten Staat. Die Herren ſind ganz modiſch in reich mit Gold geſtickten blauen Leibröcken, kurzen blauen Beinkleidern, weißſeidenen Strümpfen und Schnallenſchuhen. Die weißſeidene Weſte hat noch kleine Schöße, die Buſenſtreifen und die Manchetten ſind mit Spitzen beſetzt. Dieſe drei Herren tragen den Degen à tombant, den Federhut unter dem Arm, ſo wie Puder und Haarbeutel.

Der General von Biſchoffswerder dagegen, der von Seiten der Reinbach'ſchen Familie eingeladen, iſt weniger feſtlich erſchienen, er trägt einen grünen Uniformrock mit weichem loſen Kragen, Klappen und Aufſchlägen, hohe Stiefeln und gelbe Unterkleider, er liegt zurückgelehnt in einem Seſſel und betrachtet mit dem ihm eigenen ſchwärmeriſch erſcheinenden Blick die Roſette an der Decke des Zimmers.

Der Geheime Finanzrath iſt entſchieden der Modernſte in der Geſellſchaft, er zeigt ſich in einer ungepuderten, braunen, ſehr gelockten Perrücke, von der er entſchieden wünſcht, daß man ſie für ſein eigenes Haar halten möge; das dicke weiße Mouſſelinhalstuch, ſo wie die roth und ſchwarz geſtreifte bunte

Weſte ſind neueſte Pariſer Mode, eben ſo der ſchwarze hochkragige Rock mit rothen Knöpfen. Unmodern iſt nur das kurze Beinkleid und der weißſeidene Strumpf mit Schnallenſchuhen, das aber hatte der Geheime Finanzrath ſeinen ſtattlichen Waden zu Liebe behalten. Er ſaß mit dem Kammerherrn und deſſen Beiſtänden an einem runden Tiſch, und man merkte ſeiner heitern und lebhaften Converſation nicht an, wie ſchwer ihm der Schritt wurde, den er zu thun genöthigt war.

Der Kammerherr von Redow, der noch immer den rechten Arm in einer ſeidenen Schlinge trug, ſah nicht ſo bleich aus, wie gewöhnlich, er hatte ſich ſehr geſchickt geſchminkt, in ſeinen ſonſt faſt erloſchenen Augen funkelte heute eine eigenthümliche Befriedigung. Er ließ ſeine Blicke häufig mit einem ganz leiſen Anflug von Hohn auf der Geheimräthin ruhen, welche ein wenig abſeit vom Tiſch neben dem General von Biſchoffswerder Platz genommen hatte und ſehr anmuthig war in ihrer Art. Auch gekleidet war die kluge Perſon ſehr modiſch, nur etwas zu jugendlich, das aber that ſie des Geheimen Finanzrathes wegen, dem ſie nie zu jung auftreten konnte. Sie trug eine weiße Robe über einem Roſakleide, über Schultern und Hals,

die sehr üppig und noch weiß waren, einen Shawl von schwarzer Seide mit schmaler rother Einfassung, dazu einen Kopfputz à la turque, rosa mit Silberstreifen; auch die langen Aermelhandschuhe waren rosenfarben. Sie spielte kokett mit dem Fächer und war so in der That eine Frau, wie sie ältere Herren für höchst begehrenswerth halten.

Nachdem sich die Gesellschaft etwa eine Viertelstunde unterhalten, wendete sich der Geheime Finanzrath zu seiner Gemahlin und fragte: „Willst du nicht die Güte haben, m'amie, unsere liebe Babette avertiren zu lassen?"

Die Geheimräthin erhob sich und ertheilte an der Thür ihre Befehle, der General von Bischoffswerder warf einen sehnsüchtigen Blick durch die offene Thür in's Nebenzimmer, wo der gedeckte Tisch eine große Anziehungskraft für ihn zu haben schien.

Nach einer kleinen Weile öffnete sich die Thür und Elisabeth von Reinbach trat ein, sie blieb mit niedergeschlagenen Augen einen Augenblick unschlüssig und verlegen an der Thür stehen. Alle Herren erhoben sich, die Geheimräthin faßte Elisabeth's Hand und flüsterte, sie vorführend: „Behalt' den Muth,

liebe Betty, Verlobung ist keine Trauung, ich versichere dir, du sollst nicht die Gattin dieses Mannes werden!"

Die arme Elisabeth sah wirklich wie ein Opferlamm aus; sie war bleicher noch und erschien zarter als sonst, ihre schlanke Gestalt zeigte sich noch schlanker in dem weißen tunicaartigen Kleide, über welchem sie ein zweites trug, das an den Säumen mit Gold gestickt und um den Hals mit Spitzen besetzt war. Sie war ganz nach der neuesten Pariser Mode à la grecque, damit übereinstimmend war auch ihr am Hinterkopf in einen schlichten Knoten befestigtes Haar und lag sonst glatt um das zierliche Köpfchen.

Der Geheime Finanzrath trat jetzt hervor, nahm seiner Tochter Hand aus der der Stiefmutter und sprach nicht ohne eine gewisse Würde: „Meine liebe Babette, mein langjähriger Freund, der Königliche Kammerherr Herr von Redow, der ja auch dir schon seit deiner Rückkehr in's Vaterhaus kein Fremder mehr ist, hat unserer Familie die Ehre erzeigt und bei mir um deine Hand geworben. Ich brauche dir nicht zu sagen, liebes Kind, daß du einen Wunsch deines Vaters erfüllst, wenn du die Werbung des Herrn von Redow freundlich aufnimmst; ich bin überzeugt, daß

meine gehorsame Tochter, die ihre Pflichten kennt, jeden Mann annehmen würde von der Hand ihres Vaters, daß sie sich aber freut, durch ihr Jawort den Wünschen eines treuen Freundes nachkommen zu können. Nun, mein Kind, willst du unsere Wünsche erfüllen und dich dem Herrn von Redow verloben?"

„Darf ich hoffen?" fragte der Kammerherr näher tretend.

Elisabeth antwortete nicht gleich; sie hatte mit niedergeschlagenen Augen, unbeweglich beinahe die Rede ihres Vaters vernommen, bei der Anrede des Kammerherrn bebte die zarte Gestalt zusammen, der Busen hob sich mächtig, ein feines Roth bedeckte Gesicht, Hals und Schultern, und langsam schlug sie die Augen auf, sie sah den Kammerherrn an mit ernstem Blick, dann ihren Vater, und ihr Blick war so traurig und ernst, daß der Vater ihn nicht auszuhalten vermochte, sondern seinen Blick abwendete.

Endlich sprach das junge Mädchen mit leiser aber vernehmlicher Stimme: „Ich kenne meine Pflicht, Vater, ich nehme den Mann, den sie mir zu nehmen befehlen, es ist aber auch meine Pflicht, dem Kammer-

herrn von Redow zu ſagen, daß mein Herz nicht mehr frei iſt —“

„Laß das, mein Kind, laß —“ unterbrach der Geheime Finanzrath.

„— Verzeihen ſie, mein Vater, beharrte Eliſabeth, ich darf in ein ſolches Verhältniß nicht mit einer Unwahrheit eintreten.“ — Das junge Mädchen begann lauter und zuverſichtlicher zu ſprechen als bisher, ſie hatte die jungfräuliche Schüchternheit, die mädchenhafte Bangigkeit überwunden, ſie ſprach jetzt mit dem Ernſt und der Würde, die eine reine Seele und eine keuſche Liebe verleihen. „Sie hatten mir nie geſagt, daß ſie mich dem Herrn Kammerherrn von Redow zur Gemahlin beſtimmt hätten, darum konnte ich die Annäherung des Herrn von Leiſt nicht zurückweiſen, mein Herz erwiderte ſeine Neigung, ich habe ihm meine Hand verſprochen, indem ich vorausſetzte, daß mir die Einwilligung meines Vaters nicht fehlen werde. Ich werde ihren Befehlen nicht ungehorſam ſein, lieber Vater, ich weiß, daß der kindliche Gehorſam meine Pflicht iſt, ich will die Liebe zu dem Herrn von Leiſt bekämpfen, Gott der Herr wird mir Kraft geben um Jeſu Chriſti

willen, alſo daß ich im Stande ſein werde, meine Pflicht zu thun!“

Eliſabeth ſagte das ſo entſagend, aber auch ſo muthig und entſchloſſen, daß es einen tiefen Eindruck auf die Herren machte. Der Geheime Finanzrath wußte kein Wort zu ſagen, die Tochter erinnerte ihn in dieſem Augenblick ſo ſehr an ihre Mutter, daß er eine Art von Schrecken fühlte.

„Armes Kind!“ ſagte Excellenz von Biſchoffswerder, der ſehr oft ſentimentalen Anflügen ausgeſetzt war.

Die Geheimräthin trat näher und legte ihren Arm um Eliſabeth's ſchlanken Leib, als wolle ſie das arme Mädchen vertheidigen, dabei verwendete ſie keinen Blick von dem Kammerherrn.

Dieſe Berührung erſt ſchien der muthigen Jungfrau ein Gefühl ihrer Schwäche, ihrer Verlaſſenheit zu geben, ſie fühlte ſich zugleich gerührt, denn es war das erſte Mal, daß die Geheimräthin ihr gegenüber ſo etwas wie mütterliche Zärtlichkeit zeigte; man ſah, daß Eliſabeth einen ſchweren Kampf kämpfte, es lief ein leiſes Zittern durch ihre Glieder, aber ſie raffte ſich mit Macht zuſammen und ſagte leiſe: „Meine

Offenheit kann ſie nicht beleidigen, lieber Vater, und den Herrn Kammerherrn auch nicht!“

Herr von Redow muſterte das junge Mädchen ſcharf, ſein Blick hatte etwas unglaublich ſpitzes, ſtechendes, ſein Blick that Eliſabeth weh, aber ſie hielt ihn aus; ſie wäre verloren geweſen, wenn ſie in irgend welcher Weiſe bei dieſer Gelegenheit Komödie geſpielt hätte, vielleicht ihre Offenheit nur als Maske für ihre Hoffnungen gebraucht hätte, aber nein, Eliſabeth war ganz und durchaus wahr. Sie hegte keine Hoffnung mehr, ſie hatte ihrer Liebe zu dem Lieutenant von Leiſt entſagt, die Strenge ihrer religiöſen Erziehung machte ſie ſtark dazu, ſie hielt den kindlichen Gehorſam gegen die Befehle ihres Vaters für ihre erſte Pflicht, ſie war entſchloſſen, ſich dem Manne zu geben, den ihr der Vater beſtimmt. Für den Troſt der frivolen Geheimräthin, daß Verlobung noch keine Hochzeit ſei, hatte ſie gar keinen Sinn, die Zuſprache des Geliebten am Abend zuvor hatte ſie zwar in Verwirrung geſetzt, ihr auch für den Augenblick vielleicht unbeſtimmte Hoffnungen eingeflößt, indeſſen war das der letzte harte Kampf geweſen, ſie war entſchloſſen, eine gehorſame Tochter zu ſein.

Es entstand, wie gesagt, nach Elisabeth's letzten Worten eine minutenlange Pause, die endlich der Oheim des Kammerherrn, der Dompropst unterbrach. „Charmantes Kind," sagte der ältliche kleine Herr, „hätte sie gern als Cousine begrüßt, unter diesen Umständen freilich, Cousin, wird euch nichts übrig bleiben, als das Feld zu räumen und dem von Leist das Feld zu lassen!"

„Ich denke nicht so," sprach der Kammerherr plötzlich mit heller Stimme; „für ihre Offenherzigkeit, meine liebe schöne Elisabeth, danke ich ihnen herzlich, sie bringen mir ein Opfer, ich werde es zu vergelten wissen; getrost aber ergreife ich ihre Hand zu einem Bunde für's Leben, denn ich weiß, daß eine so gehorsame, treue Tochter auch eine pflichttreue Gattin und Hausfrau sein wird. Reichen sie mir ohne Sorgen ihre Hand, theures Mädchen, sie werden es nicht bereuen!"

„Dem Befehl meines Vaters füge ich mich!" sagte Elisabeth leise und legte ihre Hand in die ihres Vaters, der, nachdem er seine Ruhe wiedergenommen, sich räusperte, um mit einigen ihm passend erscheinen-

den Worten die Hand seiner Tochter in die bereits ausgestreckte linke des Kammerherrn zu legen.

In diesem Augenblick vernahm man ein leichtes Geräusch im Vorzimmer, die Geheimräthin glaubte eine Stimme zu erkennen und beeilte sich die Thür zu öffnen. Der Geheime Finanzrath und der Kammerherr blickten ihr unmuthig über diese Unterbrechung und auch ungeduldig nach.

„Auf diese Weise möchte ich nicht Bräutigam werden, mein Cousin hat Unrecht!“ sagte der Dompropst unzufrieden und ziemlich laut zu dem General von Bischoffswerder.

„Lieber wollte ich nie eine Tochter verheirathen, als sie also zu einer Ehe zwingen!“ entgegnete die Excellenz empfindsam.

Die Geheimräthin aber rief hastig über die Schwelle eilend: „Ah! glücklich zurückgekehrt, liebes Fräulein von Mogge, sie kommen noch zur rechten Zeit zur Verlobung!“

„Marie!“ sagte Elisabeth erfreut, zog ihre Hand zurück und wendete sich nach der Thür.

„Marie Mogge!“ flüsterte der Kammerherr und biß so heftig auf seine bleichen Lippen, daß sie bluteten;

ſein Geſicht nahm trotz oder vielmehr neben der Schminke jene abſcheuliche erdfahle Bläſſe an, die wir ſchon ein paar Mal in Momenten heftiger Affecte an ihm beobachteten, er zog ſich einen Schritt zurück, wie Einer, der zaghaft einer drohenden Gefahr ausweichen möchte.

„Wie! iſt meiner lieben Eliſabeth Verlobung mit Herrn von Leiſt?“ fragte Marie Mogge eintretend.

„Nein, mit dem Herrn Kammerherrn von Redow!“ verbeſſerte die Geheimräthin gefliſſentlich.

Eliſabeth umſchlang ihre Freundin in dieſem Augenblick und barg ihr bethräntes Antlitz, denn jetzt fand ſie Thränen, an Maria's Bruſt.

Marie küßte Eliſabeths Stirn, dann hob ſie ihr bleiches Geſicht auf, der Zug von Müdigkeit und Erlahmung, der um ihren Mund lag, wich dem einer kühnen Entſchloſſenheit, ihr Antlitz flog eine leichte Röthe an, die großen müden Augen entſchleierten ſich und ſchoſſen Blitze, die ſchlanke abgemagerte Geſtalt richtete ſich majeſtätiſch auf, es brach durch all den Flor von Schmerz, Trauer, Müdigkeit und Reſignation, Erlahmung im Weſen und Puritanismus der Form plötzlich ſiegreich eine geiſtige Schönheit erſten

Ranges hervor. Sämmtliche Anwesende fühlten sich imponirt, bevor Marie auch nur ein Wort gesprochen.

Fräulein von Mogge schlang ihren linken Arm um Elisabeth, ihre Rechte streckte sie aus gegen den Kammerherrn und fragte mit einer Stimme, die so voll und glockenhell klang: „Ist es wirklich dieser Herr, der es wagt, sich mit meiner Freundin Elisabeth verloben zu wollen?“

„Mein Fräulein —“ sagte der Geheime Finanzrath, der unmuthig über all' diese Störungen war.

Marie blickte ihn an, aber so funkelnd an, daß er erschrocken zurückfuhr.

„Elisabeth hat dem Herrn und ihrem Vater erklärt,“ nahm jetzt die Geheimräthin boshaft das Wort, „daß sie Herrn von Leist liebt, Herr von Redow aber, der des Vaters Wort hat, beharrte trotzdem auf seiner Werbung, und Elisabeth will ihrem Vater nicht ungehorsam sein!“

„Ich verbiete ihnen, ich Marie Mogge verbiete ihnen, dem Kammerherrn von Redow, Fräulein Elisabeth weiter mit ihren Bewerbungen zu quälen; sie wissen, daß ich ein Recht habe, ihnen das zu verbie-

ten, ſie wiſſen, daß ich ihren Gehorſam erzwingen kann im Nothfall!“

Gebietend und dräuend wie eine Herrſcherin ſtand die bleiche Marie da.

„Sie überſchätzen ihre Macht, mein Fräulein!“ begann jetzt der Kammerherr, ſich mühſam faſſend, „ſie übertreiben die Vortheile, die ſie über mich gewonnen!“ die Stimme Redow's ſchwankte, er ſtockte und konnte nicht weiter reden.

„Was heißt das, Couſin?“ fragte der Domprobſt.

„Das iſt doch ſehr eigenthümlich, Kammerherr!“ ſagte der Geheime Finanzrath.

„Dreifaltig großer Baumeiſter!“ flüſterte der General und blickte nach der Decke des Zimmers.

„Sie dürfen mich nicht hindern, nein, ich dulde es nicht länger!“ rief der Kammerherr, der nichts weiter begriff, als daß er ſich um jeden Preis rehabilitiren müſſe.

„Ich darf ſie hindern und werde es, verlaſſen ſie ſich darauf!“ entgegnete Marie beſtimmt.

„Maria!“ rief der Kammerherr außer ſich und ſtampfte mit dem Fuße.

„Erklären ſie uns, mein Fräulein!“ bat der Ge-

heime Finanzrath sehr freundlich, der sich die Sache überlegt hatte und plötzlich frische Hoffnung bekam, daß er vielleicht sein Geld behalten könnte.

„Ich habe ein Eheversprechen des Herrn von Redow!“ entgegnete das Fräulein kalt und einfach.

Erstaunt sahen die Anwesenden bald den Kammerherrn, bald das Fräulein an.

„Ja,“ gab Redow halb verwirrt zu, „ja, mein Eheversprechen hat sie, aber sie kann mich nicht hindern, denn ich habe ihr oft genug angeboten, mein Versprechen zu halten, sie zu heirathen, aber sie hat mich von sich gewiesen, sie wollte nicht —“

„Richtig,“ unterbrach Marie Mogge und der Zorn schlug aus ihren Augen wie eine helle Flamme, „ich wollte sie nicht, ich verschmähte sie, jetzt aber will ich sie, hören sie, ich will sie zum Manne nehmen, lediglich damit Elisabeth vor ihnen sicher ist; sie sind mein, Herr von Redow, vergessen sie das nicht, ich habe sie und will sie halten bis zuletzt!“

Damit ging Fräulein von Mogge Elisabeth führend in's Nebenzimmer. Excellenz von Bischoffswerder beeilte sich, der Geheimräthin seinen Arm zu bieten und sie nachzuführen, er kam dadurch in die

Nähe einer ſehr trefflich ausſehenden Schinkenpaſtete und einiger andern guten Sachen, die im Nebenzimmer aufgeſtellt waren.

„Hat ſie wirklich ein bindendes Eheverſprechen von ihnen, Kammerherr?“ fragte der Geheime Finanzrath.

„Ich kann das nicht in Abrede ſtellen!“ entgegnete der Redow, „ich muß ſie heirathen, wenn ſie will,“ fuhr er fort, „aber wehe ihr!“ ſetzte er ganz leiſe hinzu.

„Vetter,“ meinte der Domprobſt, „kommt nach Hauſe, ihr thut mir leid, viel Glück habt ihr in dieſem Hauſe nicht; nehmt die Mogge, das iſt ja ein Prachtexemplar, Vetter, was kann ſie für Augen machen, hatte ſo viel Feuer gar nicht geſucht in einem ſo winzigen Stückchen Weiberfleiſch, ſie ſchoß mich förmlich nieder mit ihren Blicken, Couſin.“

„Sie werden zugeben, daß ich unter dieſen Umſtänden keine Schuld habe —“ flüſterte der Geheime Finanzrath.

„Beruhigen ſie ſich,“ entgegnete der Kammerherr zerſtreut, „ſie meinen ihre Lieferungsſcheine, beruhigen ſie ſich, beſuchen ſie mich morgen früh, ich will ihnen die Originale geben, und alſo will Marie Mogge doch mein Weib werden!“

Offenbar dachte er mehr an Marie Mogge als an die Lieferungsſcheine.

Die Herren empfahlen ſich, der Geheime Finanzrath aber trat, ſich die Hände reibend, über die Schwelle und ſagte freundlich lächelnd, „liebes Kind, der Kammerherr hat mir mein Wort zurückgegeben, ich bin alſo frei und gern bereit, deine Wünſche zu erfüllen, wenn der Herr von Leiſt —“

„Herr Lieutenant von Leiſt wünſcht der gnädigen Frau aufzuwarten!“ meldete Anne in dieſem Augenblick die Thür öffnend.

Die drei Frauen blickten dem eintretenden jungen Officier freudig entgegen, Jede mit einem andern Ausdruck, aber alle drei von ganzem Herzen freudig.

„Der iſt pünktlich, wahrhaftig,“ ſagte der Geheime Finanzrath leiſe, „der muß dem Kammerherrn noch auf der Treppe begegnet ſein!“

Der General von Biſchoffswerder aber leerte ein Glas Rheinwein, lehnte ſein Haupt auf die Lehne des Stuhles, blickte ſchwärmeriſch aufwärts und ſprach: „Dreifaltig großer Baumeiſter!“

## Vierzehntes Capitel.

---

# Der Obriſtlieutenant in Berlin.

„Und trägt er ſie gar leicht und unbefangen,
So wird er einſt noch mehr gedrückt von ihr!
(Dante.)

Ein wunderſchöner klarer Aprilnachmittag hatte die zweiunddreißigſte Garnerin'ſche Luftſchifffahrt, oder wie es zum nicht ungerechtfertigten Verdruß der wenigen Kirchlichgeſinnten auf den Einlaßbillets hieß: l'ascension de Mr. et Mad. Garnerin", begünſtigt. Ganz Berlin war in Bewegung, ja in Aufruhr kann man ſagen, alle Gärten um die Stadt und beſonders die Höhen des ſanften Gebirgszuges, der ſich im Kreuzberge gipfelt und hinter Schöneberg in das flache märkiſche rübenberühmte Land Teltow hinausſtreicht, wimmelte von Zuſchauern. Die preußiſche Königsſtadt

zeigte an der Luftschifffahrt der Garnerin's ein so naives Interesse, daß man es eine Art von hitzigem Fieber nennen mußte, bei vielen wenigstens. Man sah in der Luftschifffahrt den Anfang einer neuen Aera, man sah sich mit einiger Phantasie schon auf dem Monde aussteigen und auf dem Sirius eine Tasse Kaffee trinken, Sonntags Nachmittags etwa, denn das konnte ja nicht fehlen, wenn die Erfindung Montgolfiers nach und nach vervollkommnet würde. Die sonderbarsten und ungereimtesten Wünsche und Ansichten wurden laut in der Menge; aber auch die Gebildeten, die ihrer Neugierde einen leichten wissenschaftlichen Anstrich zu geben vermochten, verriethen ihre maaßlosen Hoffnungen in kühnen Worten; die wirklichen Gelehrten blieben nicht zurück, der berühmte Physiker Hermbstädt hielt Vorträge über den Luftballon, und in der Loge Royal-York wurde den Garnerins ein glänzendes Souper gegeben, bei welchem das gelehrte und gebildete Berlin den Luftschiffern seine Huldigung darbrachte. Man hat jetzt kaum noch eine Ahnung von der Aufregung, welche die Luftschifffahrt in Berlin erregte, welche Bedeutung man der neuen Erfindung beilegte; Alles, selbst die höchsten

Stände und den Königlichen Hof nicht ausgenommen, war in Bewegung.

Vorzüglich drängte ſich das Publicum nach der Thierarzeneiſchule, wo der Luftballon aufſteigen ſollte, ſchon ſeit eilf Uhr Vormittags wimmelte es dort von Wagen, Reitern und Fußgängern, es war ein ganz allgemeines und öffentliches Volksfeſt. Die nach und nach ankommenden Königlichen Herrſchaften wurden mit Kanonenſchüſſen und rauſchender Muſik begrüßt. Je mehr ſich der Augenblick näherte, wo ſich der Ballon erheben ſollte, deſto größer wurde die Spannung der Menge, und viele verſicherten, Profeſſor Hermbſtädt werde die Fahrt im Auftrage der Akademie mitmachen. Es handelte ſich, nach Anſicht der Berliner, hier durchaus nicht um ein frivoles Schauſpiel, ſondern es galt die Löſung eines wiſſenſchaftlichen Problems, das ihnen eine hohe Bedeutung für die fortſchreitende Cultur der ganzen Menſchheit zu haben ſchien, und jeder Zuſchauer faſt fühlte in ſich eine Art von Stolz, daß er wenigſtens anweſend ſei bei dieſer hochwichtigen Angelegenheit.

Endlich brauſ'te ein enthuſiaſtiſches Freudegeſchrei, ein rieſiger Jubelruf empor aus tauſend und aber

tauſend Kehlen, der Ballon hub ſich langſam empor aus dem Kranz der im erſten friſchen Grün prangenden Pappeln vor der Thierarzeneiſchule.

In der Gondel ſtand Madame Garnerin und ſchwenkte unabläſſig eine Fahne, und von den beiden andern Luftargonauten mußte der Eine nothwendig, nach der Ausſage aller Berliner, der berühmte Profeſſor Hermbſtädt ſein, es war indeſſen nur Monſieur Gärtner, Commis in der Nitzeſchen Galanteriewaarenhandlung.

Langſam zog der Ballon nordwärts und in mäßiger Höhe über Berlin hin, die Schauluſtigen hätten es ſich nicht beſſer wünſchen können. Tauſende folgten ihm laufend, in der Hoffnung Schritt zu halten, als ſich aber der Ballon höher hob, ließ Madame Garnerin ein Hündchen niederfallen vermittelſt eines Fallſchirms. Der Jubel darüber war ganz außerordentlich, nach einigen Augenblicken wußte ganz Berlin ſchon, daß das Hündchen höchſt luſtig gebellt habe, ſobald es wieder feſten Boden unter ſeinen vier Beinen gefühlt.

Als endlich der Ballon, zuletzt nur noch ein kleiner ſchwarzer Punkt, verſchwunden war, hatte halb

Berlin Genickſchmerzen, denn ſo lange und ſo energiſch hatte es noch nie den Kopf in den Nacken geworfen, wie an dieſem Tage; dennoch war alle Welt nicht nur zufrieden, ſondern auch vergnügt und ſtolz, allen ſchien es unmöglich, von etwas Anderem zu reden, als von der Luftſchifffahrt.

In einem auffallenden Contraſt zu allen dieſen ſtolzen und zufriedenen Geſichtern ſtand die verdrießliche und unmuthige Miene, mit welcher der Obriſtlieutenant von Leiſt, dem ſein Brudersſohn, der Lieutenant, den Arm gab, die Linden herunter kam. Der alte Herr war höchſt unzufrieden mit dieſer „luftigen Affaire", wie er ſich ausdrückte, ihm mißfiel der Luftballon im höchſten Grade, und ein Officier, der an der Thierarzeneiſchule neben ihm geſtanden, hatte ihm die Laune ganz und gar verdorben durch eine weitläuftige Auseinanderſetzung des Nutzens der Luftballons im Kriege. Der Luftballon ſollte nicht nur zum Spioniren gebraucht werden, ſondern man wollte aus denſelben auch Bombenraketen und allerlei andere Geſchoſſe niederregnen laſſen auf den Feind. Der alte Dragoner fand das unritterlich, niederträchtig, feige, erklärte den ganzen hochberliniſchen Enthuſiasmus für das „dummſte

Zeug", wie er die herrliche Erfindung nannte, für albern und meinte kurzweg: aus der ganzen Geschichte könne nichts werden, denn die Franzosen hätten's in der letzten Rheincampagne schon versucht, es aber als ganz nutzlos wieder aufgegeben, und nun komme der Kerl, so nannte er den großen Garnerin, hierher, und weil hier dumme Teufels genug wären, die seinen Aufschneidereien glaubten, stelle er die ganze Stadt auf den Kopf, und es zeige sich bei der Gelegenheit mal wieder, daß die Deutschen rechte Franzosenaffen wären, die Alles nachmachen müßten, selbst alle Dummheiten.

Der tapfere Obristlieutenant schimpfte gewaltig, und sein junger Verwandter war eigentlich recht froh, daß die Sache vorüber war, denn es fehlte nicht viel, so hätte der gute alte Ohm Streit und Zank angefangen mit allerlei Luftballon-Enthusiasten.

Hans Dinnies von Leist hatte Unglück mit dem alten Herrn; derselbige war erst zwei Tage in Berlin und war eigentlich aus dem Aerger nicht herausgekommen. Am ersten Abend hatte sich Sternkieker, das Muster eines Officierdieners, mit einigen alten Kameraden ein wenig betrunken, am zweiten Abend hatte Leist den Oheim in ein Concert geführt, nicht der

Muſik wegen, denn der Alte ſchätzte Trompeten und Pauken viel zu ſehr, um ſich um andere Inſtrumente, die er ſtets „das kleine Zeug“ nannte, viel zu bekümmern; da aber der Obriſtlieutenant gar nicht daran dachte, auch in keiner Weiſe zu bewegen geweſen wäre, einen Beſuch im Reinbach'ſchen Hauſe zu machen, ſo wollte Leiſt ihn mit ſeiner Eliſabeth zuerſt in dem Concert zuſammenbringen.

Unglücklicher Weiſe war Eliſabeth, die davon keine Ahnung hatte, auch nicht haben ſollte, abgehalten worden, zu kommen; ſtatt ihrer Erſcheinung aber, auf die der Alte neugierig war, auf die er ſich freuete, ohne es ſich oder Anderen zu geſtehen, war ihm eine Ueberraſchung zu Theil geworden, die ihm einen entſetzlichen Aerger bereitete. Der Lieutenant nämlich, für den, trotz ſeiner Liebe zur Muſik, an dieſem Tage das Concert auch nur Mittel zum Zweck war, hatte das Programm nicht angeſehen, und ſo kam es denn, daß zu ſeiner eigenen großen Ueberraſchung nach Tombolini plötzlich der Prediger an der franzöſiſchen Kirche, Monſieur Erman, auftrat und unter allgemeinem Beifall die — Marſeillaiſe ſang.

Der Obriſtlieutenant verließ wüthend das Concert,

und Leiſt hatte große Mühe, ihn nur einigermaßen zu beruhigen. Mit Recht fand es der alte Herr unpaſſend, daß ein Geiſtlicher überhaupt als Sänger öffentlich auftrat, ſelbſt in einem Concert, deſſen Ertrag einem wohlthätigen Zweck gewidmet war; dann aber war er empört, daß ein königlich preußiſcher Unterthan, ein geiſtlicher Soldat, denn nach ſeinen Anſichten war die Geiſtlichkeit auch eine Art von ſchwarzuniformirtem Regiment, das dem Könige geſchworen, daß ein ſolcher dieſe „verfluchte“ franzöſiſche Mord- und Blutlitaney ſingen konnte. Der Lieutenant hatte nicht viel einzuwenden gegen die Argumente ſeines Oheims, und in der That, es war ein Zeichen der tiefen ſittlichen Verſunkenheit jener Zeit, ſchon daß ein Geiſtlicher ſo etwas thun, noch mehr aber, daß das Berliner Publicum ſo etwas ganz naiv hinnehmen konnte, während keine geiſtliche oder weltliche Behörde daran Anſtoß nahm.

Zu alledem kam nun heute der Luftballonſpectakel, und Leiſt fühlte, daß er etwas thun müſſe, um dem Oheim die beſſere Stimmung wieder zu geben, denn auf dem Rückwege unter den Linden war der alte Herr ſchweigſam geworden, er ſchalt nicht mehr, und

das war ein Zeichen, daß ſeine üble Laune den höchſten Grad erreicht hatte.

Sternkicker ſchlich noch ganz beſchämt über den vorgeſtern begangenen Exceß hinter den beiden Leiſten her, obwohl der Obriſtlieutenant den kleineren Aerger über den größeren ganz vergeſſen hatte.

Oheim und Neffe ſollten bei Frau von Chevremont zu Abend ſpeiſen, das hatte der Obriſtlieutenant verſprochen, denn er hatte mit der Dame gewaltig viel getanzt, als er noch zwei Beine hatte. Es war das zwar ziemlich lange her, aber die von Leiſt ſind ſtets galante Cavaliere geweſen. Eliſabeth von Reinbach und Marie von Mogge waren beſtimmt worden, einen Abendbeſuch bei den Chevremont'ſchen Damen zu machen, es ſollte alſo dort nachgeholt werden, was bei dem unglücklichen Concert verſäumt worden war. Vorher mußte aber der Obriſtlieutenant jedenfalls in eine andere Stimmung gebracht werden; Hans Dinnies von Leiſt war in großer Verlegenheit, er hätte gern mit dem Ohm getrunken, aber das half nichts, die Erfahrung hatte ihn darüber belehrt. War der Obriſtlieutenant traurig oder übler Laune, ſo machte ihn der Wein immer betrübter und zänkiſcher, trinkend

wurde er nur dann luſtig, wenn er an ſich ſchon in heiterer Stimmung war.

Da kam dem jungen Manne plötzlich ein Gedanke, der ihn aus aller Noth retten konnte, und ſofort ſchritt er zur Ausführung. Er nöthigte den Obriſtlieutenant freundlich, in ein Haus unter den Linden einzutreten, halb laut ſcheltend und halb widerwillig folgte der Alte. Vergeblich betheuerte der Lieutenant, der Oheim werde etwas ſehen, was ihn erfreuen müſſe, der Obriſtlieutenant murrte über „neue Narrethei" und ähnliche Dinge, ſtampfte aber endlich doch hinter ſeinem Neffen her, der durch den Hausflur in den Hof trat und dort eine Thür öffnete, an welcher er für den Oheim und ſich, ſowie für Sternkieker ein Sechsgroſchenſtück als Entree zahlte. Einen Augenblick mußten die Herren warten, „die Lichter müſſen erſt angezündet werden," bemerkte der kleine freundliche Mann, der lächelnd das Entree in Empfang genommen.

Plötzlich öffnete ſich die Thür, und in dem matten Lichte einiger Kerzen leuchtete ſilberglänzend den Eintretenden ein großer Sarkophag entgegen. Der Obriſtlieutenant prallte bei dieſem Anblick ein wenig zurück, das hatte er nicht erwartet, er faßte ſich aber gleich,

trat entſchloſſen näher und betrachtete aufmerkſam das eigenthümliche Kunſtwerk; ſobald er erkannte, was es war, traten ihm die Thränen in die Augen, und gerührt drückte er dem Lieutenant die Hand.

Es war das der Sarkophag, den der alte Prinz Ferdinand, der letzte noch lebende Bruder des großen Friedrich, für ſeinen Bruder, den Prinzen Heinrich von Preußen, den Sieger von Freiberg, hatte anfertigen laſſen, auf daß deſſen Sarg darin in Rheinsberg beigeſetzt werde.

Dieſe ungeheure Maſſe von engliſchem Zinn hatte eine antike Form und ruhte auf acht Löwenfüßen; an dem mittleren Kranze oder Hauptgeſimſe waren mit Lorbeeren umwundene Stäbe, an römiſche Fasces erinnernd. An den beiden mittleren Hauptſtücken ſah man den königlich preußiſchen Adlerſchild mit dem Bande des ſchwarzen Adlerordens darum. Die Flügel der beiden Seitenfüllungen zeigten halb erhaben einen Genius, den Schutzgeiſt des preußiſchen Staates, der mit geſenkten Flügeln an einer auslaufenden Urne trauert, und eine weibliche Figur, das Sinnbild der Landestrauer, welche, das Medaillon des Prinzen Heinrich vor ſich, ſeinen unſterblichen Namen in eine

Steintafel gräbt. Das Medaillon des Prinzen hängt an einer Säule, deren Fries mit einem Aschenkruge besetzt ist, um das Piedestal liegen verschiedene Armaturen von Lorbeerzweigen umflochten. Auf dem obern Deckel über dem Wappen las man in einem ovalen Felde den Geburts- und den Sterbetag des Prinzen. Das Ganze war mit Lorbeeren und Palmen umgeben, zur Seite hoben antike Löwen ihre Köpfe, Ringe im Rachen, die zu Griffen dienten. In der vertieften Füllung darunter sah man die Attribute der Kriegs- und der Dichtkunst. Auf der Plattform des Ganzen lag die volle ritterliche Rüstung, Schild und Helm, reich mit Lorbeeren gekränzt; darunter Panier und Schwert über's Kreuz, darüber eine königliche Krone auf einem bequasteten Kissen.

Sinnend und in Nachdenken verloren stand da der alte Krieger, der so muthig oft gefochten unter dem Prinzen, dessen letzte Wohnung dieser Sarkophag werden sollte, jede Figur prüfte er genau, große Befriedigung zeigte sich auf seinem Antlitz. Dann, als er Alles ganz sorgfältig betrachtet, sagte er dem kleinen freundlichen Manne, dem Zinngießermeister Siricks, dessen Werk der Sarkophag war, sehr anerkennende

Worte, ließ ſich von ihm erzählen, daß Material und Arbeit Sr. Königlichen Hoheit dem Prinzen Ferdinand mehr als 6000 Rthlr. koſteten, daß er über Jahr und Tag daran gearbeitet und daß ihm Herr Selvino die Zeichnungen dazu geliefert. Der Obriſtlieutenant war höchſt befriedigt, daß man dem Helden von Freiberg alſo noch im Tode Ehre bezeige, und begann nun ſeinerſeits mit großem Eifer ſeinem Sternkieker, der bis dahin ſtarr und ſteif geſtanden, die Embleme zu erklären. Der alte Dragoner wiſchte ſich verſtohlen mit der verkehrten Hand ein paar Thränen aus den Augen. Dann kaufte der Alte drei illuminirte Abdrücke von Selvino's Zeichnungen zu dem Sarkophag, recht ſauber ausgeführt von dem Kupferſtecher Henning, das Stück koſtete ſechs Groſchen. Ein Exemplar ſchenkte er ſeinem Neffen, das zweite dem Sternkieker, das dritte ſollte zu Spankow unter dem Spiegel aufgehängt werden, wie er ſofort befahl. Als er endlich ſich zum Fortgehen anſchickte, theilte ihm Meiſter Siricks noch mit, daß bereits mehr als zehntauſend Menſchen den Sarkophag beſehen hätten.

Der Lieutenant von Leiſt war ſehr glücklich, daß er ſeinen Ohm hierher geführt, denn der war wie ver-

wandelt; „Lieutenant, mein lieber Junge," ſagte er zufrieden und lachte in ſeiner kurzen Weiſe dreimal hinterher, „ja, mein lieber Junge, deine Berliner ſind doch wohl noch nicht ſo ganz ſchlechte Kerle; es freut mich ſehr, daß ſie noch kommen und dem alten Helden, unſerm großen Prinzen, ihre Ehrfurcht bezeigen; möchte wohl wiſſen, ob das dieſelben Kerle thun, die den verdammten franzöſiſchen Mord- und Brandgeſang mit anhören?"

Dem Alten war nicht recht klar, wie man den alten Preußenhelden ehren und doch die Marſeillaiſe ſingen hören konnte. Er wußte nichts von den politiſchen Anſichten, die Prinz Heinrich in ſeinen letzten Lebensjahren oft genug ausgeſprochen, er hatte keine Ahnung davon, daß pure Neugierde die Bewohnerſchaft der großen Stadt bald zum Marſeillaiſe-Concert, bald zum Fürſtenſarg führe; er zerbrach ſich endlich auch weiter nicht den Kopf darüber, war aber im höchſten Grade befriedigt von ſeinem Beſuche am Sarkophage des Prinzen Heinrich und kam in guter und patriotiſch gehobener Stimmung bei Frau von Chevremont in der Leipzigerſtraße an.

Gefliſſentlich hatte Leiſt ſeinen Oheim etwas vor

der beſtimmten Stunde zu Frau von Chevremont geführt; heute ſollte der alte Herr überraſcht werden, denn er wußte nicht, daß er Eliſabeth dort treffen ſollte. Wirklich war außer der Dame vom Hauſe und ihren Töchtern noch Niemand zugegen, als die beiden Leiſte ankamen, ſelbſt der Ländliche nicht, Herr Auguſt von Zabeltitz, der Couſin und Bräutigam, der war für einige Zeit wieder auf ſein Gut gereiſ't, damit die Wirthſchaft nicht gänzlich zu Grunde ginge, wie er immer fürchtete, wenn er in Berlin war.

Während ſich der Obriſtlieutenant mit der Frau von Chevremont unterhielt von „vergangener Tage längſt verblichener Herrlichkeit", bat der Lieutenant die gutmüthigen Zwillingsſchweſtern, ſie möchten doch zu verhindern ſuchen, daß das Geſpräch im Laufe des Abends weder auf das geſtrige Concert, noch auf die heutige Luftſchifffahrt falle, weil ſein alter Ohm an beiden großes Aergerniß genommen. Wie ſich von ſelbſt verſteht, waren Friederike und Wilhelmine ſofort bereit, die Wünſche des Herrn von Leiſt zu erfüllen, den ſie beide als das Muſter eines edlen Cavaliers verehrten und ihrem Couſin Zabeltitz zur Nacheiferung empfahlen.

Der erſte Gaſt, der ſich einſtellte, war ein Junker vom Regiment Gensd'armes, der Frau vom Hauſe durch ſeine Großmutter empfohlen. Der ganz junge Menſch trat ein, etwas blöde wohl, aber gar nicht furchtſam, und ſtand dem alten Herrn, der ſich gern mit jungen Leuten unterhielt, bald tapfer Rede und Antwort. Der Obriſtlieutenant, mit ſeinem klaren, feinen, wohlwollenden Geſicht, flößte jungen Männern leicht Vertrauen ein, und dieſer Knabe, denn das war er beinahe noch, fand großes Wohlgefallen an dem Alten, der ihn freundlich: Herr Kamerad! nannte und nach allerlei Dingen frug, die ihm, dem angehenden Officier, höchſt wichtig waren. Als aber der Obriſtlieutenant ſeufzend ſagte: „ja, als ich noch Junker war, oh! das war eine luſtige Zeit, ah! ich habe ſo ſchöne Zeit nicht wieder erlebt!" da ſchüttelte der junge Herr gewaltig den Kopf und meinte: es müſſe ſeitdem ſich in der Armee manches geändert haben, denn ihm komme es z. B. gar nicht luſtig vor, Junker zu ſein, er wünſche nichts ſehnlicher, als daß er wenigſtens erſt Cornet wäre!

„Keine beſſere Zeit, als da man nichts weiter

iſt, denn Junker!“ beharrte der Obriſtlieutenant mit wehmüthigem Lächeln.

„Möchte doch wiſſen, was da ſo annehmlich daran iſt!“ platzte der Junker beinahe ärgerlich heraus, „daß ich jetzt jeden Morgen um zwei Uhr aufſtehen muß, denn um drei Uhr muß ich im Stall unter den Linden ſein zum Putzen. Wenn das vorüber iſt, kann ich nach Hauſe gehen in die Wilhelmsſtraße, um mich umzukleiden, um halb fünf Uhr muß ich wieder im Stall ſein zum Satteln; um fünf Uhr wird ausgerückt, dann exerciren wir bis gegen neun Uhr auf dem tempelhofer Felde. Dann wird zurückmarſchirt und die Parole ausgegeben, todtmüde komme ich nach zehn Uhr in mein Quartier. Ein paar Stunden hat man dann wohl Ruhe, aber um drei Uhr wird ſchon wieder unter den Linden zu Fuß exercirt, und von fünf bis ſechs muß man wieder in den Stall zum Putzen; ich kann doch nicht finden, daß das ein ſo angenehmes Leben ſei!“

„Nein, mein junger Herr Kamerad,“ ſagte der Obriſtlieutenant lächelnd, „wenn ihr das trocken her erzählt und wenn ihr's ſo trocken durchlebt, iſt's ſogar ein recht elendes und erbärmliches Leben, aber es

iſt dem auch nicht alſo, ihr wißt, daß ihr das Alles thut, damit ihr tüchtig werdet, für König und Vaterland zu fechten, euch Ruhm und Ehre zu erwerben, und weil eben der Junker noch nichts hinter ſich hat, ſondern noch Alles vor ſich, weil er noch alle Ehre und allen Ruhm gewinnen kann, darum iſt ſein Leben das ſchönſte auf der Welt!"

Der Junker hatte den Obriſtlieutenant ſchwerlich ganz vollſtändig begriffen, doch kam über ihn eine Ahnung von des Alten ächtem Soldatenſinn, und wie Sonnenſchein leuchtete es hin über das unbärtige Knabengeſicht.

„Das wird mal ein tüchtiger Officier!" flüſterte der Obriſtlieutenant der Frau von Chevremont zu, denn er hatte wohl bemerkt, welchen Eindruck ſeine Worte auf den Junker gemacht, er verſtand ſich darauf.

Jetzt trat der Lieutenant von Noſtitz ein, den kannte der Obriſtlieutenant ſchon und ſchätzte ihn als einen verdienſtvollen jungen Officier. Herr von Noſtitz kam von dem Grafen Marcolini und brachte erwünſchte Nachricht. Es ging gut mit dem, er hatte am Mittage einen Spaziergang gemacht, der ihm vortrefflich bekommen.

Hans Dinnies von Leist wäre beinahe ungeduldig geworden, glücklicher Weise erschien Elisabeth von Reinbach endlich, Marie Mogge war mit ihr, die Zwillingsschwestern eilten den Damen grüßend und bewillkommnend entgegen. Auch der Lieutenant trat sofort zu der Gruppe.

„Wer ist die junge Dame im blauen Kleide, meine Gnädige, wenn ich fragen darf?“ wendete sich der Obristlieutenant zu der Frau vom Hause.

Elisabeth von Reinbach erschien zum ersten Male in einem blauen Kleide, Marie Mogge hatte ihr zugeredet, nicht mehr ausschließlich dunkle Kleider zu tragen, wie sie bisher gethan, wenn nicht hohe Feste anderes erheischten. Dem Lieutenant erschien Elisabeth in dem farbigen Kleide lebhafter und schöner als je; er flüsterte ihr das zu, als er ihre Hand ergriff und sie zu seinem Oheim führte. Er stand vor diesem, bevor noch Frau von Chevremont Zeit gehabt hatte, die Frage des Obristlieutenants zu beantworten.

„Lieber Oheim,“ sagte der junge Officier mit freudiger Bewegung, „erlauben sie mir, daß ich ihnen meine verlobte Braut, meine liebe Elisabeth vorstelle!“

Der alte Herr erhub sich, er nahm, Elisabeth

ſcharf anblickend, die Hand ſeines Neffen, in welcher der die Hand der Braut hielt, drückte ſie herzlich und ſprach dann leiſe, mit zitternder Stimme, tief ergriffen: „Lieutenant, mein lieber Junge, du haſt keinen Vater mehr und keine Mutter, die dir ihren Segen geben könnten zu deiner Verlobung; na, mein lieber Junge, der alte Ohm giebt dir ſeinen Segen für den Vater und für die Mutter mit, und ſie, mein liebes, charmantes Kind, Gott ſegne ſie um ihrer lieben braunen Augen willen, ſie haben ja ganz Leiſtiſche Augen! ſie werden den Lieutenant, meinen lieben Jungen, glücklich machen, ſo weit das ein Mann durch ſeine Frau werden kann. Ich bin von allen Leiſten auf Erden, ſeit mein Vetter, der Domcuſtos von Cammin, todt iſt, der Aelteſte, und ich heiße ſie, mein liebes Kind, herzlich willkommen in dieſem einſamen alten Hauſe! Ach ſo," unterbrach ſich der Obriſtlieutenant plötzlich, „verzeihen ſie, meine Gnädige, ich glaubte, daß ich in meinem alten Hauſe zu Spankow ſäße, und bin doch hier in Berlin bei ihnen!"

Frau von Chevremont erklärte, wie ſich von ſelbſt verſteht, daß ſie ſich ſehr freue, daß ſich ihr alter Freund ſo häuslich fühle bei ihr. Der Obriſtlieutenant

aber umarmte ſeinen Neffen und deſſen Braut auf's Zärtlichſte; darauf aber mußte Eliſabeth neben ihm Platz nehmen, und alsbald fing er mit ihr ſich zu unterhalten an und ſie zu examiniren ganz in der treuherzigen und freundlichen Weiſe, in welcher er vorher den Junker gefeſſelt hatte. Auch Eliſabeth von Reinbach verlor bald dieſem liebenswürdigen Greiſe gegenüber jede Art von Befangenheit, ſie fühlte ſich mächtig zu ihm hingezogen und plauderte bald ſo harmlos, als ob ſie ſeit vielen Jahren ſchon mit ihm bekannt geweſen.

Zu den Beiden geſellte ſich auch Marie Mogge, welche der Obriſtlieutenant, nachdem ſie ihm einigermaßen geholfen hatte, wirklich wieder erkannte, obgleich er ſie nur ein paar Mal geſehen, wenn er bei ſeinem Bruder, dem Vater des Lieutenants, Beſuche gemacht.

Unterdeſſen hatte der Lieutenant von Roſtitz ſeinen Kameraden in ein Fenſter gewinkt. „Morgen will Graf Marcolini den Kammerherrn wieder fordern laſſen!“ flüſterte er ihm zu.

„Ich will nichts mehr damit zu thun haben!“ ſagte Leiſt unmuthig.

„Wahrhaftig, ſie ſprechen ganz meine Anſicht aus, lieber Kamerad, der Schwarze ſoll mich reiten, wenn dieſe Italiener nicht den Teufel im Leib haben, mais enfin —“

„Enfin habe ich ein Stück Verantwortung dabei,“ fuhr Leiſt ärgerlich fort, „denn meine Jugendgeſpielin da, Fräulein von Mogge, iſt im Begriff ſich mit dem Kammerherrn zu vermählen, wie ich ihnen ſchon geſagt habe!“

„Und wie ich dem Grafen bereits zu rapportiren die Ehre hatte!“ bemerkte Noſtitz mit einer leichten Verbeugung.

„Und was ſagte der Graf dazu?“ forſchte Leiſt haſtig.

„Er ſchien im erſten Augenblicke etwas betreten und ſchwieg, gleich darauf aber ſagte er mit großer Beſtimmtheit: ich verſtehe das zwar nicht, ich begreife nicht, wie Fräulein von Mogge ſich dazu entſchließen kann, indeſſen bin ich überzeugt, daß ich dem Fräulein einen großen Dienſt leiſtete, wenn ich dieſem Kammerherrn eine Kugel durch ſeinen Schurkenſchädel jagte. Das ſind die Worte, deren ſich dieſer liebenswürdige

Graf in Bezug auf ſeinen theuren Vetter bediente.“ Herr von Noſtitz lächelte ſpöttiſch.

„Er beharrt alſo wirklich auf dem Duell?“ fragte Leiſt.

Noſtitz nickte und zuckte die Achſeln.

„Sagte er gar nichts weiter?“ forſchte Leiſt, „es iſt mir als hätten ſie vorher noch etwas ſagen wollen.“

„Richtig,“ fuhr Noſtitz fort, „ich beſinne mich, der Graf erinnerte an ſeine damals unterbrochenen Mittheilungen und erklärte, er ſei gern bereit, dieſelben zu beenden, doch möchten ſie vorher Fräulein von Mogge fragen, ob es ihr unangenehm ſei, wenn er uns erzähle, was zu Dresden geſchehen ſei. Er würde das unbedenklich gethan haben früher, jetzt aber, da er wiſſe, daß Fräulein von Mogge mit ihnen befreundet und hier anweſend, halte er's für ſeine Pflicht, ſie erſt um Erlaubniß bitten zu laſſen.“

„Sehr höflich, aber —“ der Lieutenant ſchwieg unentſchloſſen ſtill.

„Fragen ſie doch Fräulein von Mogge, ob ſie nicht vielleicht ſelbſt, — doch in jedem Fall haben ſie die Pflicht, Fräulein von Mogge zu fragen!“ meinte Noſtitz.

Der Lieutenant von Leiſt ſann einen Augenblick

in der ihm eigenen ruhigen Weiſe, dann nickte er dem Kameraden zu und ging zu der bleichen Marie.

Roſtitz ſah ihm mit Wohlgefallen nach, es kam erſt in der ruhigen Ueberlegung Leiſt's, dann in der ſofortigen Ausführung des gefaßten Entſchluſſes ein ſo männliches Weſen, ein ſo in ſich feſtes Mannesbewußtſein zum Vorſchein, daß er ſeinen etwas jüngeren Kameraden beinahe bewunderte und ſich leiſe ſagte: das wird einſt ein trefflicher Officier im Felde ſein.

Unterdeſſen hatte Leiſt ſeiner Jugendgeſpielin einige Worte zugeflüſtert, Marie erhob ſich augenblicklich und folgte ihm in ein Nebenzimmer; der Obriſtlieutenant bemerkte Maria's Weggang gar nicht, ſo eifrig war er mit Eliſabeth beſchäftigt. Er lachte ſehr über den alten Sternkieker, denn der wartete draußen im Vorzimmer wie immer auf ſeinen Herrn und hatte, was die Fräuleins von Chevremont lachend erzählten, gleich als Eliſabeth durch das Vorzimmer gegangen, ohne Weiteres zu der Chevremont'ſchen Dienerſchaft geſagt: „Ich thu' drauf fluchen, daß die gnädige Fräulein in der blauen Uniform unſere Jungfer Braut ſein thut.“

Eliſabeth erröthete lieblich, als ſie das vernahm, aber gleich darauf wußte ſie ſich auf einen Augenblick hinauszuſtehlen, wo ſie dem alten Sterntieker gar freundliche Worte ſagte, ihm ihre kleine hübſche Hand gab, die der wackere Dragoner denn auch herzlich drückte. Er war ja Eliſabeth nicht fremd, hatte ihr doch ihr Hans Dinnies genug erzählt von des Spankower Oheims treuem Diener, dem grauen Sterntieker.

Unterdeſſen ſaß der Lieutenant von Leiſt in dem halbdunkeln Nebenzimmer.

„Liebe Marie," bat er, „kannſt du mir die Frage beantworten, die ich an dich richte, ohne daß es dir irgend unangenehm iſt, ſo thu es, denn du erleichterſt mir dadurch die Ausführung eines Entſchluſſes; iſt es dir aber aus irgend einem Grunde wünſchenswerth, nicht zu antworten, ſo fordere ich von dir, daß du ſchweigſt."

„Frage nur, lieber Hans," entgegnete Marie freundlich, „ich kann mir ſchon denken, was da kommt, und mir iſt's recht lieb, daß all dieſe Dinge beſprochen werden; du weißt es, Hans, daß ich meine Lebtage nicht gern mit Heimlichkeiten und Räthſeln und ähnlichen Dingen umgegangen bin!"

„Du kennſt einen Grafen Marcolini, Mariechen?“ fragte der Lieutenant.

„Gewiß,“ entgegnete die bleiche Marie ſofort, „der Liebling des Prinzen Xaver, der ſich ſchon zweimal mit dem Kammerherrn von Redow geſchoſſen hat, wahrſcheinlich auch ſich noch weiter mit ihm ſchießen will; ſoweit ich wenigſtens den jungen Mann kenne, wird er nie Rache genug haben, der Kammerherr hat ihn ins Geſicht geſchlagen.“

„Aber warum hat das der Kammerherr gethan?“ fragte der Lieutenant mit einer Haſt, welche deutlich genug verrieth, wie groß innerlich ſeine Theilnahme an dieſen Geheimniſſen war, die ihn ſeit einigen Monaten wie ſpottend umgaukelten, ſich ihm bald halb enthüllten, bald wieder dicht verſchleierten.

Marie Mogge gab nicht gleich Antwort, erſt nach einer ziemlichen Weile ſagte ſie: „Der Graf Marcolini hat dem Kammerherrn das ſchwerſte zugefügt, was, glaube ich, ein Mann dem andern thun kann; Jahre lang wußte der Kammerherr nicht, daß ſein Vetter Marcolini der Thäter geweſen, und auch Marcolini wußte nicht, daß es der Kammerherr war, dem er einen Schimpf angethan; in dem Augenblick, wo

der Graf ihm vertraulich ſeine Thäterſchaft mittheilte, ſchlug er ihm zornvoll in's Geſicht."

„Das iſt nun das Geheimniß," ſagte Leiſt vor ſich hin, „da habe ich's nun und habe es doch auch wieder nicht, ich erfahre wieder nichts!"

Er hatte richtig geahnt, denn als er Marie bat, ſich deutlicher auszudrücken, ſagte ſeine Jugendgeſpielin freundlich: „Verzeihe, lieber Hans, du weißt, daß ich in nächſter Woche die Gemahlin des Kammerherrn von Redow werden ſoll; es iſt wohl meine Pflicht, ihn erſt zu fragen, ob er nichts dagegen hat, daß ich dir dieſe Angelegenheit mittheile."

„Du haſt recht, Marie," gab der Lieutenant zu, „aber ſage mir," fuhr er fort, „würdeſt du etwas dagegen haben, wenn Graf Marcolini die Geſchichte erzählt? Ich will dir ſagen, der Graf muß uns dieſe Geſchichte mittheilen, denn wir haben uns geweigert, ihm länger als Zeugen bei den mörderiſchen Attentaten gegen den Kammerherrn, die er Duelle nennt, zu dienen, wenn uns nicht die Urſache eines ſo wahnwitzigen Haſſes klar gemacht wird; Graf Marcolini iſt auch bereit dazu, hat aber ſeine Mittheilungen von deiner Einwilligung abhängig gemacht."

„Ich erlaube dem Herrn Grafen Marcolini Alles zu erzählen, was er weiß," entgegnete Marie Mogge ſtolz, „aber vergiß nicht, lieber Hans, daß der Graf nur die eine Seite der Sache kennt; von deiner Jugendfreundin wird er dir nicht viel Gutes erzählen, bei dem aber, was er von dem Kammerherrn mittheilt, vergiß nie, daß ein Todfeind ſpricht."

„Nun ſchon zum zweiten Male heute nimmſt du dich des Kammerherrn an?" bemerkte der Lieutenant.

„Hans!" ſagte das Mädchen ernſt, „ich höre einen Vorwurf in dem Ton deiner Stimme, das iſt nicht recht, du weißt, daß ich die Gemahlin des Kammerherrn werden will, das legt mir Pflichten auf, die ich erfüllen will."

„Marie, mir iſt angſt und bange, dieſer deiner Heirath wegen!" flüſterte der Officier.

„Warum?" verſetzte das bleiche Mädchen und verſuchte einen leichten Ton anzunehmen, „warum? ich verſichere dich, der Kammerherr liebt mich!"

„Das mag ſein, ich will's glauben, weil du es ſagſt," fuhr Leiſt fort, in Wort und Geberde die innigſte Theilnahme zeigend, „aber du, Mariechen, du liebſt ihn nicht, du haſſeſt ihn?"

„Und wenn dem ſo wäre?“ fragte Marie Mogge ganz leiſe.

„So thuſt du ein ſchweres Unrecht, begehſt eine große Sünde, wenn du mit einem ſolchen Mann zum Altar trittſt.“

Der Lieutenant war ſehr ernſt, als er das ſagte; Marie ſchien eine Weile mit ſich zu kämpfen, dann neigte ſie ſich leiſe zu dem Jugendgeſpielen und flüſterte mit bebender Stimme: „Ich werde meinen Haß, meinen Abſcheu überwinden, ich werde meine Pflicht erfüllen gegen dieſen Mann, das iſt die Buße, die ich mir auferlegt für das, was ich früher gefehlt.“

„Du kannſt dieſe Buße üben, ohne den Kammerherrn zu heirathen!“ beharrte der junge Mann ernſt.

„Du vergißt Eins, lieber Hans!“ entgegnete Marie wehmüthig.

„Oh, ich weiß,“ rief der Lieutenant, die Hand Maria's drückend, „du willſt ein Opfer bringen, dich ſelbſt zum Opfer bringen, um mein Glück zu ſichern, das aber eben will ich nicht, das ſoll nicht ſein; das iſt ja jetzt auch ganz überflüſſig, denn ich bin mit Eliſabeth verlobt, der Geheime Finanzrath von Reinbach kann nicht mehr zurück.“

„Aber der Kammerherr kann den unvorſichtigen alten Sünder," ſagte Marie ganz leiſe, „nach Spandau auf die Feſtung bringen, das eben möchte ich meiner, deiner Eliſabeth erſparen, überdem," ſetzte ſie gefaßt und ſicher hinzu, „mein guter Hans, ich kann nicht mehr zurück, ich habe dem Kammerherrn mein Wort gegeben, ſeine Frau zu werden, du weißt, ich habe immer mein Wort gehalten, ſoll ich hier wortbrüchig werden?"

Herr von Leiſt antwortete nicht gleich, dann aber ſeufzend: „Ich wollte, du brächeſt dein Wort, Mariechen, mir iſt's, als wäre Wortbruch hier weniger ſchlimm als Wort halten!"

„Du ſiehſt Geſpenſter, Hans," erwiederte Marie Mogge, einen ſcherzenden Ton annehmend, „du glaubſt gar nicht, wie ſehr mich der Kammerherr liebt ———"

„Nun dann behüte dich Gott, liebes Mariechen!" ſchloß der Lieutenant mit weicher Stimme; er ſtand auf und führte die Jugendgeſpielin zurück in den Salon, wo eben ein allgemeiner Aufbruch ſtattfand, denn die Geſellſchaft war im Begriff, ſich zum Souper zu begeben.

Der Lieutenant bot ſofort der Frau vom Hauſe ſeinen Arm, um dem Oheim das Vergnügen zu gönnen, mit Eliſabeth zu gehen.

## Fünfzehntes Capitel.

---

## Eine ſonderbare Verſöhnung.

„— — — — eine Verſöhnung
Iſt keine, die das Herz nicht ganz befreit.
Ein Tropfen Haß, der in dem Freudenbecher
Zurückbleibt, macht den Segenstrank zu Gift.“
(Schiller.)

Den Obriſtlieutenant von Leiſt hatte es kaum eine Woche gelitten in Berlin, und nicht halb ſo lange wäre er geblieben, wenn ihm nicht Eliſabeth von Reinbach ſo außerordentlich gefallen hätte. Das einfache, weiche und doch wieder ſo eigenthümlich feſte, faſt ſelbſtſtändige Weſen der jungen Dame hatte einen tiefen Eindruck auf den greiſen Cavalier gemacht. Er fand in Berlin Alles zum Schlechten verändert, nur Eliſabeth allein ſchien ihm rühmenswerth, und zwar in dem Grade, daß er eine Art von Reſpect vor ſei-

nem jungen Neffen fühlte, lediglich, weil der die Liebe eines ſo vortrefflichen Weſens zu gewinnen verſtanden. Zehnmal täglich ſchwur der greiſe Kriegsmann mit mörderlichen Flüchen, Eliſabeth ſei ganz wie ſeine liebe Selige und ſähe ihr ähnlich, wie ein Ei dem andern. Hatte der Alte recht, ſo war der Maler des Portraits, das von der „lieben Seligen“ in dem großen Zimmer zu Spankow hing, ein ganz ausbündiger Spaßvogel geweſen, denn das Portrait hatte nicht einen Zug mit Eliſabeth gemein.

In dieſer Beziehung alſo konnte Hans Dinnies mit ſeinem Oheim zufrieden ſein, dagegen war es ihm nicht gelungen, den Alten zu einer Zuſammenkunft mit den Eltern Eliſabeth's zu bewegen, was er gewünſcht hatte, ſeiner Braut wegen, denn er ſtrebte darnach, dem ahnungsloſen Mädchen die tiefe Verachtung zu verbergen, in welcher ihre Eltern bei den Ehrenmännern ſtanden.

Im Uebrigen war der Obriſtlieutenant ſichtlich von den finſtern Befürchtungen des Landraths von Wackerrode angeſteckt, nur in Bezug auf die Armee dachte er weniger traurig, er fand da doch noch viel Tüchtigkeit und viel guten Sinn, was er auch gebührend

anerkannte, und ſeinem preußiſchen Soldatenherzen that es wohl, daß er noch anerkennen konnte. Man ſprach allgemein davon, daß ein Krieg bevorſtehe mit Frankreich, und der Alte freute ſich des Jubels, mit welchem die militairiſche Jugend ſich nach Kampf und Krieg ſehnte. Seiner Anſicht nach mochte allerdings auch an dem Kriegsrüſtzeug des großen Friedrich mancherlei morſch und roſtig geworden ſein, aber es blieb immer das Rüſtzeug des großen Königs, und der Sieg gehörte nun ein Mal zu dem ſchwarzen Aar mit dem goldenen Fridericus Rex auf der Bruſt.

In dieſem Sinne ſprach ſich der Alte aus, und die jungen Officiere pflichteten ihm überall bei, die älteren dagegen ſchüttelten den Kopf, prieſen die großen Eigenſchaften des neuen Kaiſers Napoleon und meinten, der Friede in franzöſiſcher Bundesgenoſſenſchaft ſei das höchſte Heil für Preußen. Dieſe Sprache aber eben war es, die den alten Degen aus Berlin forttrieb, ſie ſchmerzte ihn um ſo tiefer, als ſie gerade von Männern geführt wurde, mit denen er noch zuſammen gedient hatte, von ältern Stabsofficieren und Generalen.

Am Abend vor ſeiner Abreiſe hatte der Alte dem

Brautpaar das Verſprechen abgenommen, ſo bald als möglich zu heirathen und dann ſofort den Urlaub in Spankow zuzubringen; er hatte erklärt, er werde ſein ganzes Haus für die liebe junge Frau einrichten laſſen und für ſich nur ſeine große Stube und ſeine Kammer behalten. Eliſabeth hatte den Oheim ihres Bräutigams ſehr lieb gewonnen, ſie fand zwiſchen dem Oheim und dem Neffen ſo manchen Zug von Familienähnlichkeit.

Erſt am Tage nach der Abreiſe des Obriſtlieutenants waren Noſtitz, Leiſt und Graf Marcolini wieder verſammelt, und zwar in demſelben Zimmer des Gaſthauſes zur Stadt Paris in der Brüderſtraße, wo wir ſie ein paar Monate zuvor ſchon ein Mal zuſammen fanden. Sie ſollten jetzt den Reſt der Geſchichte des Grafen Marcolini vernehmen, danach aber ſollten ſie urtheilen, ob der Graf berechtigt ſei, nochmals eine Ausforderung an den Kammerherrn von Redow zu richten.

Graf Marcolini ſah nicht mehr kränklich aus, er hatte ſich ſehr raſch erholt, ſein gelblicher auf die italiäniſche Abkunft deutender Teint verrieth eben ſo wenig wie die dunkeln funkelnden Augen etwas von

Erſchlaffung, auch ſprach er ganz kräftig in jenen hohen, beinahe ſpitzen Kehltönen, die ihm eigen waren. Im Gegenſatz gegen früher zeigte er die größeſte Selbſtbeherrſchung, unterdrückte, ſo weit ihm das möglich war, die Ausbrüche der italiäniſchen Rachbegierde, welche ſeine preußiſchen Freunde beſtialiſch fanden, was er ſich ſehr wohl gemerkt zu haben ſchien, kurz, er machte nicht ohne Glück den Diplomaten und dankbaren Grandſeigneur gegen die beiden jungen Männer, denen er ſich tief verpflichtet fühlte.

„Meine Herren," begann Graf Marcolini, nachdem die Officiere Platz genommen und die erſten gleichgültigen und einleitenden Worte geſprochen worden waren, „ſie wollen ſich freundlichſt erinnern, daß ich im Dienſt meines Wohlthäters des Prinzen Xaver ſtand, als ich den Befehl empfing, mich ſo genau als möglich nach zwei Damen zu erkundigen, von denen Eine den Prinzen im höchſten Grade intereſſirte —"

Der Graf hielt einen Augenblick inne und fixirte die Officiere, deren ernſte Blicke ihm die Fortſetzung nicht leichter zu machen ſchienen, ſeufzend fuhr er endlich fort: „Ich weiß, ſie werden, ſie können nicht billigen, daß ich für den Prinzen den Unterhändler

machte bei einer Affaire der Art, wenn ſie aber zugleich daran denken wollen, daß ich noch ſehr jung war, daß der Prinz mein Wohlthäter, daß mir Niemand abrieth, ſo werden ſie mein Thun wenigſtens theilweiſe entſchuldigen."

Noſtitz und Leiſt ſahen ſich einander an, ſie fanden, daß der Graf, wenn er einſt vielleicht auch nicht ganz delicat gehandelt habe, doch dafür jetzt deſto delicater fühle. Die Zeit war ſo, daß man das ſehr anerkennungswerth fand, und beide luden durch eine kleine Verbeugung den Erzähler ein fortzufahren.

„Es war mir nicht ſchwer, die Gunſt der Baronin von Schimmelmann zu gewinnen," ſetzte Graf Marcolini ſeinen Bericht fort, „und auf dieſe Weiſe verſchaffte ich dem Prinzen Zutritt zu Fräulein von Mogge —"

Man kann ſich denken, daß Leiſt mit noch erhöhetem Intereſſe lauſchte, ſeit es ſich vorzugsweiſe um ſeine Jugendgeſpielin und treue Freundin handelte.

„Ich kann nicht ſagen," bemerkte Graf Marcolini, „daß der Prinz ſichtbare Fortſchritte in der Gunſt der jungen ſchönen Dame gemacht hätte, ſie war artig und zuvorkommend gegen ihn, vielleicht ging ſie

etwas weiter als ich zum Beiſpiel gewünſcht hätte von einer Dame, die mir ihre Liebe zugeſagt; vielleicht aber war auch das nicht ein Mal der Fall, denn mein Prinz, obwohl ein großer Verehrer der Frauen, hatte immer nur ſehr mäßige Wünſche bei den Schönen, die er liebte, er konnte von einem leichten Händedruck ſo begeiſtert ſein, daß er indiscret wurde, und von einer Buſenſchleife oder einem Blumenſtrauß, den er geraubt, vermochte er Tage lang zu plaudern. Noch ein Mal wiederhole ich, daß ich Fräulein von Mogge zwar zuweilen mit dem Prinzen kokettiren ſah, daß ich aber niemals etwas bemerkt habe, daraus man der Dame einen wirklichen Vorwurf machen könnte."

Leiſt ſeufzte erleichtert auf, als er das vernahm, er hatte es ſich ſchlimmer vorgeſtellt nach den Andeutungen, die ihm Marie ſelbſt gegeben.

„Jetzt kommt," ſetzte Graf Marcolini ſeine Erzählung fort, „der thörichteſte und traurigſte Streich, den ich begangen habe, der Fehler, der mich in dieſe Situation gebracht, mich der rohen Beleidigung dieſes Raſenden ausgeſetzt hat —"

Der Graf kämpfte wieder einen Augenblick mit

ſeiner zornigen Leidenſchaft, die Rache loderte auf in ſeinen Augen, ſie brannte auf ſeiner Wange, und dumpf vor ſich hin ſprach er: „Ich fühle die Hand dieſes Elenden wieder auf meiner Wange!“

„Sie irren ſich,“ unterbrach Roſtitz ernſt, „der Flecken iſt längſt mit des Kammerherrn Blut weggewaſchen; vergeſſen ſie nicht, daß die Hand, die ſie berührte, daß dieſe Hand nicht mehr exiſtirt, ihre Kugel hat ſie zerſchmettert.“

Der Graf ſah den Lieutenant unendlich dankbar an, dieſe Sprache gefiel ihm, ſie gab ihm Troſt, er faßte ſich nun auch gleich und erzählte weiter: „Der Prinz befand ſich ſeit zwei Tagen unwohl, er ſehnte ſich nach Fräulein von Mogge, er hatte ihr einen Strauß und ein Billet geſandt, das Dankbillet aber mußte ſehr förmlich und kühl geweſen ſein, denn ſelbſt der Prinz war nicht damit zufrieden und befand ſich in unerträglich übler Laune, die er mich und ſeine Umgebungen überhaupt ganz gehörig fühlen ließ. Da kam ich auf den elenden Gedanken, den ich ſo tief und ſo oft beklagt habe ſeitdem, Fräulein von Mogge zum Prinzen zu führen, ihm dadurch eine Freude zu machen, ſeine Laune zu verbeſſern und uns dadurch zu helfen.

Es war das ein ſträflicher Leichtſinn, denn durch die geringſte Indiscretion, und wo wäre man indiscreter als bei Hofe? konnte der Ruf des Fräuleins für immer compromittirt ſein. Indeſſen, daran dachte ich nicht, oder vielmehr ich dachte daran, und das iſt noch ſchlimmer, aber mich kümmerte Fräulein von Mogge ſehr wenig, ich ſah ſie auf dem beſten Wege, ſich ohnehin mit dem Prinzen zu compromittiren, ich hielt ſie vielleicht ſchon für verloren, kurz, ich weiß es nicht mehr recht, ich ging hin ohne dem Prinzen ein Wort zu ſagen, und lud die beiden Damen, Frau von Schimmelmann und Fräulein von Mogge ein, bei meiner Schweſter Thee zu trinken. Das erregte kein Aufſehen, da ich ſchon einige Male ſolche Einladungen ausgerichtet hatte, es fiel auch nicht auf, daß ich umkehrend noch bemerkte, daß meine Schweſter die Damen in ihrem Zimmer im Schloſſe erwarte, da ſie im Dienſt ſei; ſchließlich erbot ich mich denn, eine Portechaiſe zu ſenden, was, wie ich vorausgeſehen hatte, angenommen wurde. Ich brauche ihnen die Scene nicht zu ſchildern, die ſtattfand, als ſich die beiden Damen plötzlich im Zimmer des Prinzen ſahen, anſtatt in dem meiner Schweſter; der Prinz war zu

entzückt über dieſe Eulenſpiegelei, wie er es nannte, um mir zürnen zu können, auch die Baronin von Schimmelmann verzieh mir bald mit ihrer gewöhnlichen Gutmüthigkeit, nur Fräulein von Mogge würdigte mich keines Blickes. Indeſſen hatte der Prinz, immer im Begriff die Damen zu entlaſſen und ſcheinbar mit mir ſcheltend, die Gewandtheit, die Vortheile zu benutzen, welche ihm mein Leichtſinn zugeſpielt; er hielt die Damen über eine Viertelſtunde bei ſich auf, länger vermochte er's nicht, denn Fräulein von Mogge drohte ſich mit Gewalt zu entfernen. Als ich von der Begleitung der Damen zurückkehrte, war der Prinz außerordentlich gnädig, ſagte mir ſchmeichelhafte Worte und beſchenkte mich großmüthig; ich war glücklich, keine Stimme in meinem Innern ſagte mir, daß ich die folgenſchwerſte Handlung meines Lebens begangen! In der Nacht wurde ich geweckt," der Graf ſprach ganz leiſe, „der Prinz war lebensgefährlich erkrankt, erſt am ſpäten Vormittag gab der Leibarzt wieder Hoffnung, als plötzlich die Pocken ausbrachen, deren Zurücktreten ſo gefährlich geweſen. Drei Tage und drei Nächte wich ich nicht von dem Bette des Prinzen, als ich aber am vierten Tage in mein Zimmer kam,

da fand ich ein Billet der Frau von Schimmelmann, welche mich bat, sie nicht zu besuchen, da Fräulein von Mogge plötzlich von den Pocken befallen worden. Jetzt erst schlug mir das Gewissen, denn ich konnte nicht zweifeln, daß das mein Werk war, der Prinz, schon krank, schon von den Pocken ergriffen, hatte das arme Fräulein angesteckt. Bei dem Prinzen nahm die Krankheit einen regelmäßigen Verlauf, er war bald außer Gefahr, und ich bangte nur noch für das Fräulein, das schwer leiden mußte. Sie können mir's glauben, daß auch ich schwer gelitten habe, schon damals, für meinen frevelhaften Leichtsinn. Das Schwerste aber stand mir noch bevor. Nachdem Fräulein von Mogge hergestellt, verließ sie Dresden mit Frau von Schimmelmann, vor ihrer Abreise jedoch hatte ich noch eine Unterredung mit dieser Letzteren; sie hatte keine Ahnung davon, daß der Prinz die Pocken gehabt, daß Fräulein von Mogge sich die Krankheit bei jenem Besuch geholt, daß ich also die Ursache ihres Leidens, darum sprach sie auch ganz offen mit mir und zerriß mir das Herz, denn nun erfuhr ich, daß Fräulein Marie von Mogge durch die Pocken ihre Schönheit ganz verloren habe, daß sie häßlich geworden sei, und

daß ſich in Folge dieſes Unglücks ihr verlobter Bräutigam, ein Märkiſcher von Adel, zurückgezogen und das Verlöbniß mit ihr aufgehoben habe."

Graf Marcolini ſchwieg ſtille, die Officiere blickten ihn mitleidig an, denn die tiefe Bewegung, mit welcher er erzählte, verrieth, wie tief ihn die Folgen ſeines leichtſinnigen Streiches getroffen.

„Ich glaube," fuhr der Graf nach einer kleinen Pauſe fort, „Fräulein von Mogge weiß jetzt noch nicht, daß es der Prinz war, von dem ſie die Pocken bekam, daß ich es alſo war, der ſie um ihre Schönheit, ihre Liebe, ihr ganzes Leben freventlich durch einen frivolen Kammerjunkerſcherz gebracht hat. Ich dagegen wußte nicht, daß es mein ſogenannter Herr Vetter, der Herr Kammerherr von Redow war, der ſein Verlöbniß mit dem armen Fräulein von Mogge aufhob, weil die Pocken ſie ihrer Schönheit beraubt hatten. Meine Herren, ſie wiſſen, daß der Menſch faſt immer bemüht iſt, ſich vor ſich ſelbſt zu entſchuldigen, und ſo iſt es gekommen, daß ich mir in dieſer Abſicht immer und immer wieder ſagte: dieſer Märkiſche von Adel iſt ein erbärmlicher Kerl, wie kann er ſich unterſtehen, das unglückliche Mädchen zu verlaſſen, das ohnehin ſchon

ſo hart getroffen iſt durch den Verluſt ſeiner Schönheit? Ich geſtehe ihnen, mir kommt jetzt dieſes Raiſonnement zuweilen lächerlich vor, ich hatte wenigſtens durchaus kein Recht, über den ſich zurückziehenden Bräutigam abzuurtheilen, damals aber ſchien es mir, als trüge er mit die Schuld an Maria's Unglück, als ſei ich nicht mehr der allein Schuldige. Meine Schuld trat mehr und mehr in den Hintergrund, ich verzieh mir meine Schuld nach und nach, dem Bräutigam Maria's aber verzieh ich ſein Zurückziehen nie; ich hatte mich ſo in den Haß gegen ihn hinein raiſonnirt, daß ich nach ein paar Jahren von meiner Schuld kaum noch etwas wußte, ſondern glücklich auf dem Punkte angelangt war, jenen „Märkiſchen von Adel", deſſen Namen ich nicht kannte, den abtrünnigen Bräutigam für den allein Schuldigen zu halten. Und ich war in dieſer Anſicht ſo feſt geworden," der Graf lächelte bitter, „daß ich an jenem Abend meinem lieben Vetter, dem Herrn Kammerherrn von Redow, die ganze Geſchichte erzählte, oh! ich war ſehr discret, ich nannte keinen Namen, aber ſie begreifen, daß der Herr Kammerherr von Redow ſofort wiſſen mußte, von wem die Rede war, ich ging ſehr leicht über

meinen Antheil hinweg, dagegen fand ich nicht Worte genug, das feige Benehmen des Bräutigams zu brandmarken, der das unglückliche Mädchen wegen einiger Pockennarben verlaſſen; da, meine Herren, da war's" —

Der Graf ſtand auf, und dicke Schweißtropfen perlten von ſeiner Stirn. Die Officiere erhoben ſich unwillkürlich ebenfalls.

„Da war's," fuhr der Graf faſt keuchend fort, „wo mein Herr Vetter mir ganz langſam ſagte: alſo ſie ſind der Bube, der meine Braut mit dem Prinzen verkuppeln wollte, der Prinz alſo hat ihr das Blattergift gegeben, und ſie waren der Vermittler? Ich danke ihnen für dieſe freundliche Mittheilung, Herr Graf Marcolini, und will ſie durch eine gleich freundliche erwiedern: ihre Frau Schweſter war lange Zeit meine Maitreſſe, Herr Graf, dann ließ ich ſie ſitzen, verſtehen ſie, ich ließ ihre Schweſter, die meine Maitreſſe geweſen war, ſitzen, he! Scheint dem guten Bruder aber dieſe Mittheilung noch kein ausreichendes Aequivalent für ſeine hübſche Geſchichte, nun, ſo nehme er noch das in den Kauf! ſo ſprach der Kammerherr von Redow und ſchlug mich in's Geſicht!"

Die letzten Worte hatte der Erzähler beinahe

unhörbar geſprochen, jetzt ſchwieg er und ſetzte ſich nieder, ſein Geſicht in beide Hände verbergend. Es war das Geſpenſt jenes Schlages, vor dem er immer wieder ſchaudernd zurückwich, ſobald er es ſelbſt heraufbeſchwor in ſeinen Erzählungen. Der unglückliche junge Mann vermochte den Gedanken nicht zu ertragen, daß er einen Schlag empfangen. Die beiden Officiere begriffen jetzt erſt den ganzen Umfang des Haſſes, der in dieſer Seele lebte, der empfangene Schlag war vergiftet durch die Umſtände, die ihn begleiteten, durch die Worte, die der Kammerherr dabei geſprochen, durch die eigenen Gewiſſensbiſſe des Grafen, es war da eine Wunde, deren Heilung ſich nicht abſehen ließ. Das ſprach auch der Lieutenant von Roſtitz ſofort aus: „Herr Graf," ſagte er, „ſie dürfen ſich nicht weiter duelliren, nach dem dritten, nach dem zehnten, nach dem zwanzigſten Duelle würden ſie gerade ſo denken und fühlen, wie jetzt; ich fühle die herzlichſte Theilnahme für ſie, ſelten vielleicht iſt eine leichtſinnige Jugendthorheit, ich kann ſie nicht anders nennen, ſo ſchwer beſtraft worden. Ich verſtehe ihren Grimm ſehr gut, aber glauben ſie mir, auch wenn ſie den Kammerherrn todtgeſchoſſen haben, auch dann werden

ihre Gefühle nicht anders ſein als jetzt. Was meinen ſie, Herr Kamerad?“

„Ich bitte um Entſchuldigung, Herr Graf,“ entgegnete Leiſt ſehr ernſthaft, „wenn ich ihre Handlungsweiſe in dieſer Angelegenheit nicht ſo glimpflich zu beurtheilen vermag, wie mein Herr Kamerad; ich richte wohl ſtrenger, weil Fräulein von Mogge meine Jugendgeſpielin und Verwandte iſt, ich kann aber nicht anders, wenn ich ehrlich ſein ſoll, als ihnen bemerken, daß ſie durchaus keinen Grund mehr haben, den Kammerherrn von Redow zum Duell zu fordern; ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich ausſpreche, daß Herr von Redow als vollkommener Cavalier gehandelt hat, als er ſich zweimal vor die Mündung ihrer Piſtole ſtellte, er hat dadurch die Beleidigung, die er ihnen, ſowie die Beleidigung, die er ihrer Frau Schweſter zugefügt, geſühnt. Mehr kann kein Edelmann thun, der einen Andern beleidigt hat, als daß er ſich ihm ſtellt. Im Uebrigen ſagen ſie ſich ſelbſt, Herr Graf, haben ſie dem Kammerherrn in der Perſon ſeiner Braut nicht auch eine ſchwere Kränkung zugefügt?“

„Gewiß,“ entgegnete der Graf raſch, „mag er kommen, ich bin bereit, ihm Genugthuung zu geben!“

„Er verlangt keine weitere von ihnen," erwiederte Leist darauf, „als die sie ihm bereits gegeben; im Uebrigen hat er für sich selbst gesorgt, oder wissen sie vielleicht noch nicht, Herr Graf, daß der Kammerherr von Redow morgen in der Dreifaltigkeitskirche mit Fräulein Maria von Mogge getraut wird?"

Der Eindruck, den diese ganz bestimmte Mittheilung auf den churfächsischen Diplomaten machte, war höchst eigenthümlich; zuerst blickte er dem Lieutenant ins Gesicht mit dem naiven Mißtrauen eines Kindes, das da glaubt, ein Erwachsener wolle sich einen Scherz mit ihm machen, als er aber in den Zügen Leist's las, daß sich die Sache wirklich so verhalte, da zog es erst wie Sonnenschein über sein Antlitz, offenbar fiel ihm ein, daß mit dieser Trauung ein Theil der Schuld getilgt werde, die er gegen Maria von Mogge auf sich geladen, gleich hinter dem Sonnenschein her aber kam es wie ein finsteres Wetter gestürmt, das war der Gedanke, daß der Kammerherr nun alle Schuld, die er in dieser Angelegenheit habe, sühne, daß er, der Graf Marcolini, als der allein schuldige Theil zurückbleibe, und zehnfach heiß brannte

auf ſeiner Wange der Schlag, den er von Redow's Hand empfangen.

Leiſt mochte eine Ahnung davon haben, darum ließ er dem Grafen nicht Zeit, länger darüber nachzudenken, ſondern ſagte ſehr freundlich: „Lieber Herr Graf, nach alledem, was wir gehört haben, ſcheint mir die Sache ſehr glatt zu ſein, ſie haben dem Kammerherrn ſchweres Herzeleid und tiefe Beleidigung thatſächlich zugefügt durch das, was in Dresden geſchehen, unwiſſentlich allerdings haben ſie zu dieſer Beleidigung noch den Schimpf gefügt, indem ſie ihm die Vorgänge ſelbſt erzählten und ſein Benehmen gegen ſeine Braut dabei auf das ſchärfſte tadelten; der Schimpf aber mußte doppelt ſchwer fallen, da der Kammerherr offenbar angenommen hat und glauben durfte, ein Mal, ſeine Braut ſei durch ſie wirklich die Geliebte des Prinzen geworden, und zweitens, ſie wüßten, daß er der Bräutigam, und trügen ihm die Affaire mit gefliſſentlicher Bosheit unter der Maske des Nichtwiſſens vor. Dafür hat er ſich gerächt durch einen Schlag, ſo wie durch einen Ausfall gegen ihre Frau Schweſter. Mein Herr Graf, für mich hat das Duell nur einen Sinn, wenn man es als das betrachtet,

was es urſprünglich geweſen, als einen gerichtlichen Zweikampf, mit dem man der Sitte zu Hülfe kommt da wo das Geſetz nicht ausreicht, als ein Mittel, den Schuldigen zu ſtrafen, den das Geſetz, wenn man es anriefe, nicht in dem Maße erreichen könnte, als nöthig iſt, enfin, als ein Gottesurtheil. Das iſt der Zweikampf vor Alters geweſen, und er iſt's noch heute. Wenden ſie mir nicht ein, daß der Zweikampf gemißbraucht wird, es wird Alles gemißbraucht in der Welt; ſagen ſie nicht, daß im Zweikampf der Schuldige oft Sieger bleibe, ſie wiſſen nicht, warum Gott ſein Urtheil verſchleiert, vielleicht läßt er zuweilen zu, daß der Schuldige den Unſchuldigen tödtet, damit er ihn um ſo härter ſtrafe durch ſein Gewiſſen nachher, was wiſſen wir davon? Wie der Krieg ein furchtbares aber nothwendiges Auskunftsmittel iſt, unentwirrbare Streitigkeiten zwiſchen Völkern beizulegen, ſo iſt das Duell das Auskunftsmittel zwiſchen den einzelnen Perſonen, die zur Waffenführung berechtigt ſind. Wehe dem, der Krieg oder Duell leichtſinnig hervorruft, aber wer das Duell verwirft, der muß auch den Krieg verwerfen — was wollen ſie?"

Der Lieutenant unterbrach ſich und ſah Herrn

von Roſtitz an, der lächelnd ſeinen Arm leicht berührte; „ah! verzeihen ſie," fuhr er dann, den Kameraden begreifend, fort, „ich gebe ihnen da meine Anſicht über das Duell zum Beſten, ich bin etwas ausführlich geworden, indeſſen iſt das, was ich ſage, doch nicht ſo ganz hors d'oeuvre; ich wollte nämlich darauf kommen, daß in dem Falle, der uns hier vorliegt, das Duell ſich meiner Anſicht nach als ein wirkliches Gottesurtheil erwieſen hat. Zwei Beleidigungen hat der Kammerherr dem Herrn Grafen zugefügt, ſtärker als ſie derſelbe verdiente, dafür hat er ſich ihm zweimal geſtellt; die Hand, mit der er geſchlagen, hat des Herrn Grafen Kugel zerſchmettert, ſie exiſtirt nicht mehr, dadurch iſt dieſe Beleidigung ſo vollkommen geſühnt, als eine Beleidigung geſühnt werden kann, es darf von derſelben durchaus nicht mehr die Rede ſein; im zweiten Duell —" der Lieutenant ſtockte plötzlich, dann ſagte er raſch — „iſt der Herr Graf bleſſirt worden, weil auch er eine Schuld zu ſühnen hatte!"

„Ich danke ihnen für dieſe Schonung," ſprach der Graf, „aber reden ſie frei heraus, ihr Schluß paßt nicht ganz zu ihrer Theorie von dem Gottesurtheil,

ſie wollten eigentlich ſagen, daß der Kammerherr in Bezug auf meine Schweſter Recht gehabt, gut, der Bruder darf das nicht zugeben. Doch reden wir nicht weiter davon, verſtehe ich aber die Herren recht, ſo ſind ſie beide der Anſicht, daß ich kein Recht, keine Veranlaſſung habe, mich weiter mit dem Kammerherrn von Redow zu ſchlagen?“

„Das iſt unſere Anſicht,“ erwiederte der Lieutenant von Noſtitz ernſt, „denn wenn ich auch nicht durchaus die Meinung theile, die Herr von Leiſt über das Duell vorgetragen, ſo ſtimme ich doch mit ſeinen Folgerungen vollſtändig überein. Sie haben kein Recht mehr, Herr Graf, ſich mit dem Herrn von Redow zu ſchlagen; das, was er ihnen zugefügt, iſt geſühnt, und es wäre abſcheulich von ihnen, wenn ſie dem Fräulein von Mogge, dem ein leichtſinniger Streich von ihnen die Schönheit und die Jahre der Jugend geraubt, wenn ſie dem nun auch durch ein Duell den Gemahl rauben wollten.“

Der Graf, der ſich erhoben hatte, ſetzte ſich nieder und ſtützte ſinnend die Stirn mit der Hand, das letzte Argument ſchien ihn ganz vorzüglich getroffen zu haben.

„Darf ich fragen, lieber Noſtitz,“ wendete ſich

Leiſt, der dem Grafen Zeit zum Nachdenken geben wollte, an ſeinen Kameraden, „in welchen Punkten ihre Anſichten vom Duell von den meinigen abweichen?“

„Das kann ich ſo eigentlich nicht ſagen,“ verſetzte Noſtitz, „mir war manches nicht ganz klar in ihrer Auseinanderſetzung; ich glaube, daß das Duell mein gutes Fehderecht iſt, das mir zuſteht als einem zu Schild und Schwert geborenen Edelmann; wo mir das Geſetz mein Recht verſagt, oder außer Stande iſt, es mir zu geben, da hole ich's mir ſelbſt, das iſt Alles!“

„Wir ſind nicht weit auseinander, lieber Kamerad,“ meinte Leiſt, „die Fehde iſt das Mittelglied zwiſchen dem Zweikampf und dem Kriege, Kampfrecht, Fehderecht und das Recht Krieg zu führen ruhen auf einer Grundlage, wir wollen nächſtens mal ausführlicher darüber reden; übrigens hatte jeder freie Mann das Recht der Fehde, es iſt nicht ein ausſchließliches Recht des zu Schild und Schwert geborenen Edelmannes.“

Der Graf erhob ſich wieder, er faßte die Hände der beiden jungen Männer und ſprach herzlich: „Ich danke ihnen, meine Herren, für ihren Beiſtand, für

den Beiſtand, den ſie mir gewährt bei den beiden Kämpfen ſowohl, wie für den, der mich erkennen läßt, daß ich jetzt verzichten muß auf jede weitere Rache. Sie haben Recht, ich muß mich beſcheiden; es giebt freilich Dinge, die ſich nicht vergeſſen laſſen, die ein quälendes Bewußtſein zurücklaſſen für das ganze Leben, indeſſen ich muß das tragen, denn ich habe es mir durch meinen Leichtſinn und meine Thorheit zugezogen; ich muß jeder weiteren Rache entſagen der Dame wegen!“

Man ſah, daß es dem jungen Manne unendlich ſchwer wurde, ſeiner Rache zu entſagen, das heiße italiſche Blut kochte in ſeinen Adern, aber die geſunde Ueberlegung und das edelmänniſche Gefühl ſiegten über die Gier nach Rache. Die beiden preußiſchen Officiere wußten den Sieg zu würdigen, den Graf Marcolini nach hartem Kampfe über ſich erfochten, ſie ſagten ihm freundliche und anerkennende Worte.

Da wurden ſie plötzlich unterbrochen.

„Der Herr Graf entſchuldigen,“ bat ein Diener die Thür öffnend, „hier iſt ein Herr, der ſich nicht abweiſen laſſen und auch ſeinen Namen nicht ſagen will!“

Erſtaunt blickten die drei jungen Männer nach

der Thür, in welcher ſo eben der Kammerherr von Redow erſchien, welcher den Diener bei Seite ſchiebend eintrat und die Thür hinter ſich ſchloß.

Der Kammerherr ſah erhitzt aus, es lag eine brennende Röthe auf Stirn und Wangen, er bedurfte einiger Augenblicke, um ſich zu ſammeln. Graf Marcolini, nachdem er ſich von der erſten Ueberraſchung erholt, machte einen haſtigen Schritt ihm entgegen, der grimmige Zorn loderte in ihm wieder auf bei dem Anblick des Feindes. Es ſah ſo bedrohlich aus, daß es Noſtitz für nöthig hielt, ruhig zwiſchen die beiden Gegner zu treten.

„Herr Kammerherr," ſagte Leiſt vorwurfsvoll, ſich Herrn von Redow nähernd, der den Hut in der Linken regungslos daſtand, während ihm der Mantel langſam von den Schultern glitt und ſehen ließ, daß der Kammerherr in großer Galla war.

„Es iſt mir lieb, daß ich ſie gerade hier finde," ſprach er endlich in dem wie gewöhnlich umſchleierten Tone, „und auch ſie, Herr von Noſtitz!"

Der arme Mann ſprach haſtig, undeutlich, offenbar aber war es ihm eine Erleichterung, daß er mit Andern

ſprechen konnte, bevor er ſeinen Feind anreden mußte. Die beiden Herren verneigten ſich leicht.

„Herr Graf Marcolini,“ begann der Kammerherr jetzt, und er ſprach ganz laut und klingend, die innere Bewegung gab ſeiner Stimme das Metall wieder und riß ſie aus den trüben Schleiern, die ſie gewöhnlich umhüllten, „ich dringe unangemeldet bei ihnen ein, weil ſie den Kammerherrn von Redow nicht angenommen haben würden, wenn er ſich hätte melden laſſen, ich aber muß ſie ſprechen.“

„So reden ſie!“ erwiederte der Graf mit einer leichten Neigung des Hauptes.

„Herr Graf,“ fuhr der Kammerherr fort, ſeine verſtümmelte Hand leicht aus der Schlinge hebend, „ich habe ſie ſchwer beleidigt, ſie haben mir dafür die Hand zerſchmettert, Beleidigung wie Vergeltung werden wir ſchwerlich vergeſſen, aber wir können uns gegenſeitig verzeihen; nein, bitte, Herr Graf, laſſen ſie mich ausreden. Ich wäre nicht hierher gekommen, meines Erachtens wäre es beſſer geweſen, wenn wir uns nicht wieder geſehen hätten; meine verlobte Braut aber iſt anderer Anſicht, ſie hat mir befohlen, hierher zu gehen und ſie um Verzeihung zu bitten, am Tage

vor der Hochzeit kann man unmöglich dem Befehle einer Braut ungehorsam sein, darum sehen sie mich hier. Vielleicht aber erhalte ich ihre Verzeihung, wenn ich ihnen die Erklärung gebe, daß ich damals in Dresden meine verlobte Braut nicht verlassen habe, weil sie durch die Pocken ihre Schönheit verloren, sondern weil mir durch ihre Frau Schwester, Herr Graf, glaubhaft gemacht wurde, daß sie den Wünschen des Prinzen nachgegeben. Jetzt begreifen sie vielleicht auch, warum mir ihr Name verschwiegen wurde und warum ich mich zu einer Beleidigung ihrer Frau Schwester verleiten ließ, als sie mir hier jene Mittheilungen über ihre Theilnahme an der traurigen Angelegenheit machten? Zu dem Schlimmsten aber, was zwischen uns geschehen ist, würde ich mich nicht haben fortreißen lassen, wenn ich nicht die Ueberzeugung gehabt hätte, daß sie wissen müßten, ich sei der betrogene Bräutigam gewesen. Ich mußte für eine schneidende Verhöhnung halten, was, wie ich nun weiß, ein furchtbarer Zufall war. Wenn ich, nachdem ich solches erklärt, hinzufüge, daß wir, meine verlobte Braut und ich, ihnen von ganzem Herzen all das Traurige verzeihen, was über uns gekommen ist, wie

ſie jetzt gewiß nicht in Abrede ſtellen werden, in Folge eines von ihnen verübten muthwilligen Streiches, ſo denke ich, wird meine Bitte um ihre Verzeihung keine abſchlägliche Antwort zu befürchten haben!“

Der Kammerherr ſchwieg und blickte vor ſich nieder, die Bitte mußte ihm furchtbar ſchwer geworden ſein.

„Man kann ſich nicht zarter ausdrücken.“ ſagte Leiſt leiſe zu dem Grafen, der überraſcht im höchſten Grade den Kammerherrn anſtarrte.

„Man kann ſich nicht loyaler erklären.“ bemerkte Roſtitz lauter.

Graf Marcolini ſah mit einem plötzlich aufleuchtenden Blicke den jungen Männern ins Geſicht, es war ihm, als brenne der Schlag, den er empfangen, nicht mehr auf ſeiner Wange; er trat dem Kammerherrn einen Schritt näher, ſtreckte ſeine Rechte aus und ſagte leiſe: „Mein Couſin, hier iſt meine Hand, ich bin mit Allem einverſtanden!“

Der Kammerherr legte ſeine Linke in die Hand des Grafen und ſprach, indem er tief aufſeufzte: „Es iſt nicht meine Schuld, daß ich ihnen meine Rechte nicht geben kann!“

Ein eigenthümliches Lächeln zuckte bei diesen Worten um seinen Mund, doch nur einen Moment, und nur der Lieutenant von Rostitz bemerkte es. „Der weiß nichts von Versöhnung und Verzeihung," sagte der junge Officier zu sich selbst, „aber er hat meisterhaft gespielt, und der Wille seiner Braut, der ihn zu dieser Comödie gezwungen, muß ein gewaltiger sein."

Darauf hob er den herabgefallenen Mantel des Kammerherrn auf und sagte höflich: „Erlauben sie mir, ihnen den Mantel umzulegen!"

„Ich bin überall auf die Verzeihung und Theilnahme angewiesen!" entgegnete der Kammerherr, indem er sich dankend verneigte.

Er wollte sich empfehlen, man sah ihm an, daß er gern noch etwas gesagt hätte, aber er vermochte es nicht. Graf Marcolini befand sich in gleichem Falle, auch er fühlte, daß die Höflichkeit irgend ein Wort erheischte, er konnte aber die Lippen nicht von einander bringen. Die beiden Officiere halfen über diese peinliche Situation hinweg, so gut sie konnten, aber der Kammerherr machte ihnen das nicht leicht, denn als Herr von Leist bat, ihn dem Fräulein zu empfehlen, entgegnete er, die Bitte wörtlich nehmend: „Was

bedürfen ſie meiner Empfehlung bei ihrer Vertrauten und Jugendgeſpielin?“

Das ſollte ein Scherz ſein, es war aber ein eiſigkalter Scherz, und Herr von Leiſt trat mit einer kurzen Verbeugung zurück.

Jetzt machte der Kammerherr dem Grafen ein tiefes Compliment, das eben ſo erwiedert wurde, und ging hinaus; Noſtitz übernahm aus wirklicher Großmuth die Begleitung, er fühlte, daß der Graf nicht dazu im Stande war, und zugleich, daß es die höchſte Zeit war, Herrn von Redow zu entfernen.

Als er aber von dieſer Begleitung zurückgekehrt und die Thür hinter ſich geſchloſſen hatte, konnte er ſich nicht enthalten, in ein lautes Gelächter auszubrechen.

„Der Schwarze ſoll mich reiten,“ rief er heiter, „wenn das nicht ausſieht, als ob dieſer Kammerherr die beiden Herren verzaubert hätte!“

Wirklich ſtanden ſowohl Marcolini als Leiſt noch auf derſelben Stelle, auf der er ſie verlaſſen hatte.

„Alſo damals war er mit ihr verlobt,“ ſprach Leiſt halb laut vor ſich hin, „darum alſo die Mahnung meiner Schwägerin, mich mit ihm gut zu ſtellen!“

Nur Graf Marcolini ſchien zu fühlen, daß er Urſache habe, mit dem Beſuch des Kammerherrn zufrieden zu ſein, er lächelte vor ſich hin und drückte dem Lieutenant von Noſtitz die Hand.

„Ja, ja," lächelte dieſer, „beſſer hätte es ſich nicht machen können; mit dem von Redow werden ſie gewiß künftig nichts zu thun haben, aber der Frau Kammerherrin von Redow müſſen ſie gewiß ein dankbares Angedenken bewahren!"

„Gewiß," entgegnete der Graf mit Ueberzeugung, „ſie allein hat hier großmüthig gehandelt."

„Sie iſt immer großmüthig!" bemerkte Leiſt, offenbar ſtolz auf ſeine Jugendfreundin.

Die jungen Herren beſprachen ſich noch einige Augenblicke, in welchen Kreiſen ſich Graf Marcolini, der nun gern bald nach Regensburg abreiſen wollte, noch zeigen müſſe, und zwar in Geſellſchaft von Noſtitz und Leiſt zeigen müſſe; denn es war kein Geheimniß geblieben, daß er ſich zweimal mit dem von Redow geſchlagen, wenn man über die Veranlaſſung zu dieſen Zweikämpfen auch nicht unterrichtet war. Er mußte in der Geſellſchaft wieder erſcheinen, um allem weiteren Gerede ein Ende zu machen.

Als die beiden jungen Officiere den Grafen verlassen hatten, machten sie auf dem Rückwege nach ihren Wohnungen kein Hehl daraus, daß diese Versöhnung eine sehr eigenthümliche sei. Sie glaubten Beide nicht an die Aufrichtigkeit des Kammerherrn, und Rostitz behauptete geradezu, derselbe hasse den Grafen jetzt mehr als je, weil er zu einer Art von Demüthigung gezwungen worden sei.

„Bemerkten sie," fragte Leist, „daß der Kammerherr nicht sprach, sondern daß er eine vorher sorgfältig einstudirte Rede hielt, in welcher jedes Wort abgemessen war? Licht und Schatten waren künstlich vertheilt und der Ausdruck mit einer Zartheit gewählt, die mich ein paar Mal überraschte."

„Mich täuschte er sogar im ersten Augenblick," entgegnete Rostitz, „ich hielt ihn wirklich für loyal, und hätte ich nicht nachher einige Blicke aufgefangen, ich würde vermuthlich noch jetzt nicht an seiner Aufrichtigkeit zweifeln. Meinen sie, daß Graf Marcolini an die Aufrichtigkeit des Kammerherrn glaubt?"

„Nein," erwiederte Leist mit Bestimmtheit; „ich werde mich aber hüten, den Punkt bei ihm zu berühren; denn je weniger er an die Loyalität des Kammer-

herrn glaubt, oder vielmehr, je feſter er überzeugt iſt, daß ſein Gegner nur einem äußern Einfluß gehorchend um ſeine Verzeihung gebeten, deſto größer iſt der Triumph für ihn. Graf Marcolini hat viel Glück; die Genugthuung, die er erhalten, iſt vollſtändig, es läßt ſich keine vollſtändigere denken."

„Je mehr ich mir das überlege, was der Kammerherr ſagte," fuhr Noſtitz beiſtimmend fort, „deſto mehr bewundere ich ſeine Ausdrücke, es war das Alles ſo geſchickt gemiſcht, nirgend waren die Farben zu ſtark aufgetragen, überall wurde man gefliſſentlich darauf aufmerkſam gemacht, wie ſchwer ihm der Schritt geworden, es war Alles ganz meiſterhaft berechnet. Wiſſen ſie, Leiſt, ich habe einen gewiſſen Reſpect vor dem Redow."

„Ich nicht," erwiederte Hans Dinnies aufrichtig, „vor einer giftigen Schlange habe ich Furcht und Abſcheu, der Kammerherr flößt mir Beides ein —"

„Alſo iſt er eine giftige Schlange!" lachte Noſtitz.

„Lachen ſie nicht, ich bitte ſie," meinte Leiſt ernſthaft, „ich weiß Dinge von dem Redow, ich weiß, daß er eine giftige Schlange iſt, darum habe ich Furcht und Abſcheu vor ihm."

„Soll mich der Schwarze reiten!“ rief Noſtitz, „zum erſten Male höre ich von ihnen, daß ſie Furcht haben; giftiges Gewürm zertritt man!“

„Ich werde es, verlaſſen ſie ſich darauf,“ entgegnete der junge Edelmann mit großer Beſtimmtheit, ſobald ich ſicher bin, daß der zertretene Wurm nicht ſein Gift im Todeskampfe gefährlich um ſich ſpritzt!“

„Donnerwetter, wie ſie das ſagen, Herr Kamerad!“ fuhr Noſtitz, von Leiſt's Blick und Ton überraſcht, heraus.

„Meinen ſie, daß ich Fräulein von Mogge in der Gewalt dieſes Mannes laſſen werde, wenn ich auch nicht hindern kann, daß ſie ſich in ſeine Gewalt begiebt?“

Leiſt ſagte das leiſe aber ſehr ernſt, Noſtitz aber drückte ihm die Hand und antwortete flüſternd: „Und wenn ſie einen Secundanten brauchen zum Kampf mit dem Drachen, ſo wiſſen ſie, daß ich Noſtitz heiße!“

Leiſt erwiederte den Händedruck des treuen Kameraden und trennte ſich von ihm, er ſtand am Portal des Reinbach'ſchen Hauſes, und es verſtand ſich von ſelbſt, daß der glückliche Bräutigam an dieſer Schwelle nicht vorübergehen konnte.

## Sechszehntes Capitel.

# Die treue Freundin.

„Die Freundſchaft will ſich thätig zeigen
Im Widerſtreite ernſter Pflichten,
Gebeut ſie nicht dem Herzen Schweigen
Wer mag darüber ſtrenge richten?"
(Cervantes.)

Ein dunkler und ſtürmiſcher Regenabend machte die Straßen von Berlin höchſt unwirthlich, und der Lieutenant von Roſtitz, der doch ſonſt ſich wenig aus Wetter und Wind machte, zögerte ſeit einer halben Stunde faſt, das behagliche Zimmer Leiſt's zu verlaſſen. Die beiden Reiteroffiziere hatten bei dem Geheimen Oberfinanzrath von Reinbach dinirt und waren dann zuſammengeblieben, um zu muſiciren, wie ſie oft zu thun pflegten. Etliche leere Flaſchen auf dem Tiſch aber und die dicken Tabackswolken, welche das

etwas niedrige Zimmer erfüllten, bewieſen, daß ſie ſich auch noch mit andern Dingen beſchäftigt hatten, nachdem ſie Muſik genug gemacht.

Hans Dinnies von Leiſt lag ſehr behaglich lang ausgeſtreckt auf dem Sopha und rauchte unverdroſſen plaudernd weiter. Er war in glücklichſter Stimmung, denn er hatte ein Ziel erreicht; Eliſabeth war die Seine, und wenn auch der Hochzeittag noch nicht beſtimmt war, weil ſich darüber der Vater der Braut trotz des geheimen Drängens ſeiner Gemahlin noch nicht entſchieden hatte, ſo verdroß ihn das durchaus nicht, er gehörte zu den ſeltenen jungen Männern, die nicht ungeduldig ſind, er fühlte ſich zu wohl in ſeinem Brautſtande.

Roſtitz hatte die Pfeife ſchon weggeſtellt und ein Fenſter geöffnet, theils um das Wetter zu beobachten, theils um dem dicken Tabacksqualm einen Ausweg zu verſchaffen. Er wollte gehen und hatte doch keine Luſt dazu.

„Können ſie," fragte er plötzlich, ſich zu dem Kameraden nach dem Innern des Zimmers kehrend, „können ſie nicht ein Mal mit ihrer zukünftigen Frau Schwiegermama reden wegen meiner Wäſcherin? Das

arme Weib hat acht Kinder, es wird ihr blutsauer ſich durchzubringen; während des Winters iſt es gegangen, ſie erhielt Rumford'ſche Suppe aus der Anſtalt, die an der böhmiſchen Kirche geſtiftet worden iſt; nun aber hat das aufgehört, und wirklicher Hunger herrſcht recht oft im Hauſe. Die Geheimräthin iſt Vorſteherin, wie ich höre, von einem Unterſtützungsverein. Es iſt traurig, daß die reichen Leute ſich einzubilden ſcheinen, die Armen hätten nur im Winter Hunger, warum vertheilen ſie nicht auch im Sommer Rumford'ſche Suppen?"

Der Officier ſagte das heftig beinahe, er gehörte zu den Enthuſiaſten für alle Wohlthätigkeitsanſtalten, mit welchen ſich die humaniſtiſche Richtung der Zeit damals oft mehr brüſtete als wirklich ernſthaft beſchäftigte.

„Ich will mit der Geheimräthin reden," entgegnete Leiſt, „ſchreiben ſie mir den Namen der armen Frau auf, ihren Anſichten aber über die Rumford'ſche Suppenvertheilung kann ich nicht beiſtimmen; mir wird immer ganz traurig zu Sinne, wenn ich von dieſen Suppenanſtalten und ähnlichen Einrichtungen

reden und ſie als etwas beſonderes und herrliches preiſen höre!“

„Leiſt!“ rief der Lieutenant mit mißvergnügtem Erſtaunen, „verſtehe ich ſie recht? ſie mißbilligen eine Wohlthat, die Hunderten von armen Menſchen zu Gute kommt?“

„Ich mißbillige die Wohlthat nicht, lieber Kamerad,“ entgegnete Leiſt ſich aufrichtend, „aber die Hunderte von Suppenportionen, welche dieſe wohlthätigen Anſtalten vertheilen, beweiſen mir, daß auch das Feuer erloſchen iſt auf dem häuslichen Heerde von eben ſo viel hundert Familien, und das iſt unendlich traurig, denn wo das Feuer erloſchen iſt auf dem häuslichen Heerd, da iſt's aus über lang oder kurz mit der Familie ſelbſt.“

„Ihr Satz iſt richtig,“ entgegnete Roſtitz nach einigem Beſinnen, „da ſich aber die erloſchenen Feuer von ſelbſt nicht wieder entzünden würden, da Reichthum und Noth die Extreme ſind, die ſich in dem Leben einer großen Stadt gegenüber ſtehen, ſo verdienen die Männer gewiß Dank und Anerkennung, die ſich durch dergleichen wohlthätige Anſtalten als Vermittler zwiſchen Beide ſtellen.“

„Dank und Anerkennung will ich ihnen nicht verſagen," beharrte Leiſt, „ſoweit ſie nicht aus Eitelkeit ſondern aus wahrer Menſchenliebe handeln, jedenfalls iſt es gut, daß ihre Thätigkeit mit dem Winter ein Ziel hat; mögen im Sommer, wo im Allgemeinen die niedern Stände mehr Verdienſt haben, mögen ſie im Sommer ſich bemühen, ihre Heerdfeuer wieder anzuzünden, damit ihnen mit dem Feuer ein Reſt von der Familie bleibe, vielleicht bedürfen ſie dann im nächſten Winter der Rumford'ſchen Suppe nicht!"

„Nie wird im Hauſe des Handwerkers eine Suppe gekocht werden, die ſo kräftig und geſund iſt, wie dieſe!" rief Roſtitz.

„Ich gebe es zu," erwiederte Leiſt ernſt, „aber wenn ſie noch kräftiger wäre, es iſt eine Bettelſuppe und wird nie die dünnſte Suppe erſetzen, welche das Weib des armen Mannes, ihrer Pflicht als Hausfrau treu, am eigenen Heerd für ihren Gatten und ihre Kinder kocht."

Roſtitz ging raſch auf und ab in dem Gemach, dann ſetzte er den Hut auf und nahm den langen Reitermantel um: „Gute Nacht, Leiſt!" rief er, „ich glaube ſie haben Recht, ich muß das noch bedenken.

aber wenn ſie auch Recht haben, ſie ſind kalt, durch und durch kalt!“

„Kalt bin ich,“ verſetzte Leiſt ernſt, indem er ſich erhob, um den Freund zu geleiten, „doch nur den Meinungen und Anſichten gegenüber, niemals den Menſchen!“

Die beiden jungen Männer drückten ſich die Hand, Leiſt öffnete die Thür, und Roſtitz ſtolperte klirrend die ſchmale ſteile Treppe hinunter, welche unmittelbar die Stubenthür Leiſt's mit der Hausthür verband. Eine mehr auf Raumerſparniß, als auf Bequemlichkeit und Anmuth gerichtete altberliniſche Bauart.

Ehe Roſtitz in die Friedrichsſtraße einbog, blickte er unwillkürlich noch ein Mal um ſich und ſah zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen eine verhüllte Geſtalt, offenbar ein Frauenzimmer, in die Thür des Hauſes ſchlüpfen, daß er ſo eben verlaſſen. Der junge Officier blieb ganz erſchrocken einen Augenblick ſtehen, denn wenn es auch damals natürlich nichts ſeltenes war, daß junge Officiere Liebſchaften hatten, ſo war doch der Lieutenant von Leiſt dafür bekannt, daß er

keine hatte, und in dieſem Punkte ſtets ſehr zurückhaltend geweſen.

Der eiskalte Windſtoß, der dem Zögernden die Regenfluth ins Geſicht ſpritzte, brachte ihn bald auf andere Gedanken. „Es wohnen ja noch andere Leute in dem Hauſe," ſagte Noſtitz verdrießlich zu ſich ſelbſt, indem er weiter ging, „wie komme ich nur darauf zu glauben, daß dieſe verhüllte Geſtalt gerade zu Leiſt gegangen?"

Alſo mit ſich ſelbſt ſcheltend ging er den Linden zu.

Seine Ahnung hatte ihn indeſſen nicht getäuſcht, denn die verhüllte Geſtalt klopfte, nachdem ſie die ſteile ſchmale Treppe haſtig und unhörbar hinaufgeſchlüpft war, leiſe und vorſichtig an die Thür des Herrn von Leiſt.

Der Lieutenant öffnete und ſtaunte nicht wenig über die verhüllte Geſtalt, welche haſtig eintrat, die Thür raſch hinter ſich zumachte und dann die Kapuze und den regenſchweren Mantel ablegte.

„Mariechen!" rief der Officier beinahe entſetzt und trat einen Schritt zurück.

Die Frau Kammerherrin von Redow ſtreckte dem Jugendfreunde ihre Hand entgegen und ſprach

mit einem matten und erzwungenen Lächeln: „Ich fürchte nicht, Hans, daß du ſchlechter von deiner alten Freundin denken wirſt, weil du ſie ſpät Abends in der Stube eines jungen Officiers findeſt!“

Leiſt nahm, ohne ein Wort zu ſagen, die eiskalte Hand Mariens und führte die vor Näſſe und Froſt zitternde Frau nach dem Sopha. Hier nöthigte er ſie, erſt einige Tropfen rothen Wein zu trinken, die augenblicklich helle Gluthen entflammten auf den bleichen Wangen der jungen Frau.

„Das iſt keine Kleinigkeit, die ſie hierher führt zu dieſer Stunde, Frau von Redow!“ bemerkte der Lieutenant ernſthaft.

„Nein, Herr von Leiſt!“ entgegnete Marie mit einem unwilligen Blick, der indeſſen ſofort ſich wieder aufhellte. „Sei kein Narr, lieber Hans!“ ſetzte ſie dann freundlich hinzu, „ich werde dich Hans nennen ſo lange ich lebe, meinetwegen ſage du Frau von Redow oder auch Frau Kammerherrin, ich will mich nicht darüber ärgern, obgleich es mir lieber wäre, wenn du auch bei der alten, traulichen Gewohnheit bliebeſt; doch das jetzt bei Seite, du haſt Recht, es iſt keine Kleinigkeit, die mich heut zu dir führt.“

Eine finstere Wolke flog über das stolze Gesicht der jungen Frau, das, seit sie die Verlobung des Kammerherrn von Redow mit Elisabeth von Reinbach störte, ganz die frühere trostlose Gleichgültigkeit verloren und seine Bedeutendheit, ja vielleicht trotz der Pockennarben zum Theil wenigstens seine frühere Schönheit wieder gewonnen hatte.

Leist blickte verwundert und ängstlich zugleich auf die Jugendfreundin, die ihm bald prüfend und forschend ins Gesicht blickte, bald sinnend in den Schooß sah.

„Setze dich her zu mir, Hans!“ sagte Marie endlich mit fast befehlendem Ton, sie faßte zugleich die Hand des jungen Mannes und zog ihn neben sich nieder.

Im höchsten Grade befremdet, beinahe ängstlich schaute Leist seine Jugendfreundin an, denn die sonst so bleichen Wangen glühten, die Augen funkelten, offenbar war die junge Frau von einer ungewöhnlichen Aufregung beherrscht.

„Ich bitte dich, Mariechen!“ rief Leist, unwillkürlich in den alten vertraulichen Ton fallend.

„Bitte mich nicht, sondern höre mir zu,“ befahl

endlich die Kammerherrin, ſich gerade aufrichtend, wie ihre Weiſe war, wenn ſie einen Entſchluß gefaßt hatte; ſie drückte die Hand des Jugendfreundes und ſprach leiſe, aber mit unbeſchreiblich anmuthiger, wohllautender Stimme: „Mein armer Hans, ich werde dir ſehr wehe thun durch das, was ich dir jetzt mitzutheilen habe, indeſſen du biſt ein Mann und ich bin mir meiner guten Abſicht bewußt. Haſt du jemals von der verſtorbenen Mutter deiner Eliſabeth gehört?“

„O ja,“ erwiederte der Lieutenant, einigermaßen enttäuſcht durch dieſen Eingang, denn offenbar hatte er ganz etwas anderes erwartet, „der General von Arnim und andere Herren und Damen, welche ſie gekannt haben, erzählten mir viel Gutes und Liebes von ihr, doch ſoll ſie ein ſehr trauriges Leben geführt und ſehr viel gelitten haben in ihrer Ehe.“

„Du wirſt dich darüber nicht wundern,“ fuhr Frau von Redow fort, „denn du kennſt den Herrn Geheimen Finanzrath, und Frau von Reinbach war wie Eliſabeth, nur noch viel weicher, nachgiebiger, mit einem Wort, Frau von Reinbach war ihrem Gemahl gegenüber faſt ganz willenlos und durchaus unſelbſtſtändig.“

Der Lieutenant nickte, es war ihm das bekannt.

„Der Geheime Finanzrath," ſprach die Kammerherrin weiter, „benutzte die Schwäche der armen Frau auf alle und nicht immer delicate Weiſe; und ſo kam es, daß er eine Perſon, mit welcher er ein Verhältniß unterhielt, in ſein Haus ſelbſt zu bringen wagte und mit ihr unter den Augen ſeiner völlig argloſen Frau lebte. Du wirſt begreifen, daß ich die jetzige Gemahlin des Geheimen Finanzrathes meine, die er als franzöſiſche Mamſell, wie man das nennt, in ſein Haus einführte. Die ſchlaue Perſon wurde ſehr raſch die eigentliche Herrin des Hauſes, ſie beherrſchte den Hausherrn und durch ihn auch Frau von Reinbach, die ſich arglos und ſchutzbedürftig, wie ſie immer war, der franzöſiſchen Mamſell ganz hingab und eine Freundin in ihr gefunden zu haben glaubte."

„Mir war das Alles nicht unbekannt," unterbrach Leiſt etwas ungeduldig.

„Mag ſein," wehrte die Erzählerin ab, „ich mußte es hier aber wiederholen, weil es zur Sache gehört, unterbrich mich nicht, Hans, mir wird meine Aufgabe ſchwer genug zu löſen; die franzöſiſche Mamſell war mit der feſten Abſicht in's Haus des Geheimen

Finanzrathes gekommen, Herrin darin zu werden, aber nicht nur thatsächlich, sondern auch dem Namen nach vor der Welt, ihr Ziel war die Hand des Mannes; diese Hand aber besaß eine Andere, eine Andere, die zwar schwach und kränklich war, die dahin siechte, die aber doch da war. Die französische Mamsell mußte also warten. Warten ist eine höchst verdrießliche Sache, für manche Menschen ist sie unerträglich, deshalb versuchte die französische Mamsell, den Geheimen Finanzrath zu einer Scheidung zu drängen, und der gewissenlose Mann hätte auch nichts dagegen gehabt, wenn er sich nicht vor der vornehmen Verwandtschaft seiner Frau gefürchtet hätte. Es waren unter diesen Verwandten Einige, die mit großer Liebe der Frau von Reinbach zugethan waren und überdem Macht genug hatten, den Geheimen Finanzrath zu ruiniren, wenn er einen solchen äußersten Schritt gethan hätte. Sie zürnten ihm so schon, denn sie sahen ihre Cousine unglücklich und schrieben ihm mit Recht die Schuld zu."

Der Lieutenant gab lebhafte Zeichen der Ungeduld, Frau von Redow legte ihre Hand auf seinen Arm, gleichsam als ob sie ihn festhalten wollte, und

seyte ihre Erzählung fort: „Die französische Mamsell sah sich genöthigt, abzustehen von der Scheidung, sie begriff die Gefahr, denn sie war klug genug; seitdem aber wurde sie immer inniger und vertrauter mit Frau von Reinbach, und diese arme Frau fand einen wirklichen Trost in der Liebe und der aufopfernden Freundschaft ihrer französischen Mamsell. Diese nahm ihr alle Lasten des Hauswesens ab, entsagte freiwillig allen ihren Vergnügungen, gab sogar jeden Umgang auf, um sich ganz der kränkelnden Freundin widmen zu können, nur ein Haus besuchte sie noch zuweilen, das der Geheimräthin Ursinus, welche ihre Jugendfreundin war.

Marie hielt einen kurzen Augenblick inne, mit großen Augen, in denen sich wahres Entsetzen malte, blickte Leist sie an, er fühlte, daß jetzt das furchtbare Gespenst nahe, das sich ihm schon einige Male halb verschwommen, aber drohend gezeigt; er gedachte des Gesprächs zwischen dem General von Arnim und dem Kammerherrn von Reale auf dem Feste der Gensd'armes; lebhaft trat vor seine Seele jener Morgen im Reinbach'schen Hause, an welchem der Kammerherr von Redow jene Begegnung mit der

Urſinus auf dem Neuſtädter Kirchhof erzählt, er erinnerte ſich deutlich der kleinſten Umſtände dabei, des veränderten Benehmens der Geheimräthin und der verſchleierten Drohung, die in der ganzen Haltung des Kammerherrn gelegen.

„Die Geheimräthin Urſinus," fuhr die Kammerherrin fort, „war die Tochter jenes Herrn Weingarten, genannt von Weiß, der als Secretair der Kaiſerlichen Legation hier dem großen Friedrich die Depeſchen des öſtreichiſchen Hofes unter der Hand gegen hohe Belohnung mittheilte. Mit dieſer Tochter des Verräthers war die franzöſiſche Mamſell des Reinbach'ſchen Hauſes ſeit ihrer Kinderzeit in vertrauter Freundſchaft geweſen, ſie ſetzte den Umgang mit ihr fort, während ſie jede Andere aufgab."

„Und weil," unterbrach jetzt Leiſt mit heiſerer Stimme, denn er mußte reden um jeden Preis, ſeine innere Unruhe drohte ihn zu erſticken, „und weil dieſe Frau jetzt als Giftmörderin beklagt iſt, darum glaubt man, die Geheimräthin habe Eliſabeth's Mutter vergiftet! Es iſt entſetzlich!"

„Ja, mein armer Hans, es iſt entſetzlich," ſagte Marie leiſe, „aber ich erzähle dir dieſe entſetzliche

Geschichte nicht, weil man es glaubt, oder weil man es sagt, sondern ich halte es für meine Pflicht, dir diese Mittheilungen zu machen, weil man es weiß, daß Frau von Reinbach an Gift gestorben, welches sie von der französischen Mamsell empfangen."

Herr von Leist stand auf und stützte sich mit beiden Händen auf die Sophalehne. Marie sah, daß er heftig zitterte.

„Nimm dich zusammen," bat die Freundin, „du brauchst deine ganze Kraft, denn die Geschichte ist entsetzlich."

Der Schauder malte sich auf dem Gesicht der Frau, sie sann noch einen Moment, dann fuhr sie fort: „Schon seit einiger Zeit gehen dunkle Gerüchte um, welche die Geheimräthin in Verbindung bringen mit dem Proceß der Ursinus; man will wissen, daß eine alte Magd des Reinbach'schen Hauses, welche jetzt längst verheirathet ist, bereits von dem Gerichte vernommen sei, und daß deren Aussagen sehr compromittirend gewesen für die Geheimräthin. Die Gerichte sollen einen anonymen Brief erhalten haben, in welchem jene Magd als eine Person bezeichnet wor-

den, welche Aufschlüsse geben könne, die von Bedeutung für den Proceß der Ursinus."

„Den anonymen Brief hat der Kammerherr von Redow geschrieben!" sprach der Lieutenant leise vor sich hin, er dachte es, er wußte es, aber er wußte nicht, daß er es aussprach. Frau von Redow überhörte es geflissentlich.

„Ich fürchte," sagte sie ohne aufzusehen, „daß die Geheimräthin von Reinbach in den Proceß der Ursinus verwickelt werden wird, noch mehr aber fürchte ich den entsetzlichen Eindruck, den das auf meine, auf deine Elisabeth machen muß. Ich bin also hierher gekommen, lieber Hans um dich recht herzlich zu bitten, dich rasch mit Elisabeth trauen zu lassen, und mit ihr sofort nach Spankow zu reisen. Urlaub hast du bereits, dein alter Ohm erwartet dich, es wird dir gewiß nicht schwer werden, einen Geistlichen zu finden, und Elisabeth will ich dazu bewegen. Es wird kein Aufsehen machen, daß die Trauung so ganz in der Stille stattfindet, denn man kennt die eigenthümlichen Verhältnisse; auch der Geheime Finanzrath wird nichts dagegen haben."

„Du bist also überzeugt, daß die Geheimräthin

ſchuldig iſt?“ fragte der Lieutenant, ohne Antwort auf die Vorſchläge, die ihm gemacht wurden, zu geben.

Marie neigte bejahend ihr Haupt.

„Iſt der Geheime Finanzrath der Mitſchuldige der Mörderin?“ fragte Leiſt weiter.

„Nein!“ entgegnete Marie feſt.

„Ich konnte es denken,“ rief Leiſt bitter, „zum Mord iſt der Betrüger zu feige; wahrlich, ich bringe dem edlen Geſchlecht derer von Leiſt eine ſchöne Verwandtſchaft zu!“

„Jetzt biſt du ungerecht gegen die arme Eliſabeth,“ ſprach Frau von Redow mit hohem Ernſt; „hüte dich, Hans, mit deinem Stolz auf dein reines Geſchlecht, es kann ein Tag kommen, an dem Leiſte ſelbſt ſchwere Schuld und Schmach auf den edeln Namen häufen; ſelbſt an dem ſchönſten Baum giebt es dürre Zweige und aus faulem Stamme auch kann ein grünes Reis ausſchlagen. Eliſabeth iſt das grüne Reis an dem faulen Baume!“

Leiſt hörte kaum auf die Worte ſeiner Freundin, heftig bewegt ſchritt er auf und ab in dem kleinen Zimmer, Marie verfolgte ihn ängſtlich mit ihren Augen.

„Woher weißt du so genau, daß der Geheime Finanzrath nicht der Mitschuldige der Mörderin?“ fragte er plötzlich vor der Frau stehen bleibend. Offenbar rang er mit dem entsetzlichen Verdacht, daß die Tochter eines Giftmischers und Mörders sein Weib werden sollte.

„Du mußt dich mit meiner Versicherung begnügen, Hans!“ antwortete Marie einfach.

„Und wenn ich das nicht kann? und ich kann es nicht, Elisabeth ist seine Tochter!“ Der junge Mann schlug die Hände zusammen und ging wieder auf und ab.

In Maria's schönem Auge stand eine Thräne, sie sah den liebsten Freund ihrer Jugend leiden, es stand in ihrer Macht, sein Leiden zu enden, es war ein schwerer Kampf in ihr, aber sie faßte doch rasch einen muthigen Entschluß.

„Komm zu mir hierher, Hans,“ sagte sie bittend, „so, setze dich zu mir ganz nahe, denn das, was ich dir jetzt mittheilen will, kann ich nur flüstern, ich verletze eine Pflicht, die mir heilig ist, deinetwegen, Elisabeth's wegen: die Gattin verräth dir die Geheimnisse ihres Mannes.“

Es mußte der Frau unendlich schwer werden, zu reden, ihre Stimme hatte keinen Klang mehr, und in jedem andern Augenblick würde die ihm angeborene Großmuth den jungen Officier gehindert haben, dieses Bekenntniß anzunehmen, jetzt aber dachte Leist nur an sich und seine auf's höchste bedrohte Liebe; er setzte sich zu Marie und nahm das schwere Opfer begierig und fast rücksichtslos an, das sie ihm brachte.

„Hans," erzählte die Frau, „der Kammerherr von Redow hat vor Jahren in gewissen Verhältnissen zu der Geheimräthin gestanden, in diesen Verhältnissen ist er zum Theil Herr ihres furchtbaren Geheimnisses geworden, er hat positive Beweise in den Händen, denn" — die arme Frau zitterte, als sie das sagte — „es hat einen Moment gegeben, wo der Kammerherr, der eine Ahnung, oder eine Vermuthung des Verbrechens hatte, solche Beweise forderte, um Sicherheit zu haben für die Treue seiner Helfershelferin, vielleicht zu einer andern That —"

Jetzt begriff Leist die furchtbare Aufregung der Freundin, er drückte ihr die Hand, sie entriß ihm diese und sprach leise aber rasch weiter: „Später verlangte die Geheimräthin diese Beweise zurück, der

Kammerherr hat sie aber nur zum Theil zurückgegeben, und die von ihm zurückbehaltenen durch geschickt nachgemachte ersetzt. Es ist ihm gelungen, die schlaue Person zu täuschen, sie weiß nicht, daß der Kammerherr ihr Leben in seiner Hand hält, sonst würde sie ihn nicht mit so erbitterter Feindschaft verfolgt haben. Der Kammerherr hat sich ihre Feindschaft dadurch zugezogen, daß er sie verließ, ich hoffe auch aus Abscheu vor der Mörderin, die ihn zu beherrschen glaubte durch Erinnerung an gemeinsame Schuld; die verächtliche Art, die der Kammerherr ihr zeigte, hatte die Rache dieses Weibes aufs Höchste gestachelt, sie hat ihn angereizt, sich um Elisabeth zu bewerben, um ihn nachher durch eine Abweisung desto empfindlicher zu kränken; sie hat die schwächste Seite dieses Mannes, die sie genau kennt, benutzt, um ihn in eine an Raserei grenzende Verzweiflung zu versetzen. Der Kammerherr ist abergläubisch im höchsten Grade, er hat sich früher im Auftrage Höherer gewisser abergläubischer Ceremonien, Geisterbeschwörungen und ähnlicher Dinge zu gewissen Zwecken bedient, er hat damit geendet, an diese Geschichten zu glauben, die Geister, die er gerufen, sie halten ihn jetzt fest. Die Geheim-

räthin hat eine Wahrſagerin gewonnen, durch dieſe hat ſie dem Kammerherrn wahrſagen laſſen, ſein Glück und Heil hier und in der Ewigkeit ſei an den Beſitz Eliſabeth's geknüpft, deßhalb wollte Redow Eliſabeth, die er nicht liebt, heirathen, darum lag ſeine Angſt vor der Prophezeihung in ſtetem Kampfe mit ſeiner Leidenſchaft für mich. Als mir der Kammerherr ſeine Hand vor dem Altare reichte, liebte und haßte er mich mit gleicher Energie, er haßte mich, weil er mich heirathen mußte und ſich dadurch, wie er glaubte, um Glück und Heil im Himmel und auf Erden brachte, welche die Prophezeihung für ihn an Eliſabeth's Hand geknüpft hatte. Er wollte ſich rächen an mir und an der Geheimräthin, denn wir hatten ihn um Eliſabeth's Hand gebracht, über die Geheimräthin hatte er ſchon ſeit längerer Zeit dunkle Gerüchte in Umlauf gebracht, jetzt ſchrieb er einen anonymen Brief, ſo rächte er ſich an der Geheimräthin —"

„Und an dir?" fragte Leiſt haſtig, als die Kammerherrin athemlos ſtill ſchwieg, denn ſie hatte mit fliegender Eile geſprochen; er nahm in dieſem Moment wieder mehr Theil an der Freundin, als an ſich ſelbſt.

„An mir?“ wiederholte Marie mit seltsamer Betonung, und ein eigenthümliches Lächeln spielte um ihre Lippen, „an mir hat er sich so gerächt, daß ich jetzt hoffen darf, meine Lebensaufgabe freudigen Herzens erfüllen zu können. Höre Hans, du brauchst mich nicht mehr zu beklagen, der Kammerherr enthüllte mir sein ganzes vergangenes Leben, ein entsetzliches Bild, es ist wahr, das sollte seine Rache sein, und es ist wahr, einen Augenblick war die Rache furchtbar, aber ich nahm die Rache als einen Beweis seines Vertrauens, ich erkannte meine Aufgabe, ich fühle, daß mir Gott diesen Mann zugeführt nicht ohne Absicht. Zuerst befreite ich seine Seele von dem Alp der abergläubischen Angst, ich bin mit ihm bei der Wahrsagerin gewesen, ein Geldgeschenk brachte die armselige Person bald zum Bekenntniß, und der Kammerherr schämte sich jetzt, daß es der Geheimräthin durch ein so plumpes Mittel gelungen, ihn zu schrecken. Seitdem habe ich das volle Vertrauen meines Gemahls, und seine wirkliche Liebe zu mir sichert mir einen Einfluß, durch welchen ich hoffe ihn heraus zureißen aus den gefährlichen Verbindungen, in die er sich verstrickt hat. Auch der anonyme Brief wäre

nicht geschrieben worden und die Beweisstücke gegen die Geheimräthin werden nicht zum Vorschein kommen, dennoch ist die Gefahr einer Untersuchung gegen die Geheimräthin dringend, und darum kam ich hierher in der Nacht."

Leise küßte schweigend die Hand der getreuen Jugendfreundin, seine Seele war voll Dankes, darum fand er keine Worte.

„Ich habe mit Redow über Alles gesprochen," nahm Marie das Wort wieder, „du kannst dich ganz fest darauf verlassen, daß der Geheime Finanzrath nichts von dem Verbrechen weiß, welches seine zweite Gemahlin an seiner ersten begangen; ich glaube sogar, daß der Kammerherr es ahnete, daß ich dir Mittheilungen machen würde, denn ich bin überzeugt, er wünscht Elisabeth entfernt von den schrecklichen Scenen, die unvermeidlich sind, wenn eine Untersuchung verhängt wird. Ich habe im überwallenden Gefühl unserer alten Jugendfreundschaft dir mehr gesagt, lieber Hans, als die Gattin des Kammerherrn von Redow hätte sagen dürfen, ich will das nicht bereuen, denn es hat dir die Ruhe wiedergegeben, aber ich darf auch von dir mit Bestimmtheit hoffen, daß du niemals das,

was du von mir vernommen, gegen den Kammerherrn benutzen wirst."

Sie hielt Leist ihre Hand hin und dieser faßte sie mit festem Druck und hielt sie lange innig an sein Herz gedrückt.

„Du weißt nun, was du zu thun hast," sprach Marie aufstehend, „sorge, daß du morgen Mittag getraut werden kannst, reise dann ab mit deinem jungen Weibe gleich nach der Trauung, fahre in ein glückliches Leben hinein, schaue und denke nicht rückwärts. Ich werde dich genau unterrichten von Allem was hier geschieht. Auf Wiedersehn!"

Frau von Redow band sich den Mantel fest, ehe Leist, der noch immer wie ein Träumender war, ihr Hülfe leisten konnte, endlich besann er sich und rief: „Du kannst nicht allein gehen, ich begleite dich!"

„Ich gehe Abends nicht mit einem jungen Officier über die Straße!" lehnte Marie bestimmt die Begleitung ab, sie litt Leist's Begleitung nur bis zur Hausthür, und auch das nur, weil sie mußte, denn die Thür war bereits geschlossen.

Wir lassen unsern Helden sinnend und mit ernsten Gedanken beschäftigt allein, wir folgen der Dame

in die Friedrichsstraße, wo sie nicht lange allein bleibt.

Kaum war Marie einige Schritte gegangen, als sich ihr ein Herr näherte, der sie mit dem Regenschirm bedeckte, den er in der Linken trug, und mit leiser Stimme sagte: „Da der Herr Lieutenant von Leist so unhöflich ist, dich so spät Abends allein gehen zu lassen, so erlaube, daß ich dich begleite!"

„Du wußtest, daß ich zu Leist gegangen?" fragte Marie ohne Ueberraschung zu zeigen, denn sie erkannte die Stimme ihres Gemahls, des Kammerherrn von Redow.

„Ich konnte es mir denken," versetzte der Kammerherr, „ich will dir auch gestehen, daß ich es wünschte, nur mochte ich's nicht sagen, denn wollte Gott, die arme Elisabeth wäre erst aus Berlin! Ich bin hinter dir hergegangen schon auf dem Hinweg und habe hier in all dem Regen gewartet auf deine Rückkehr: du bist viel länger geblieben, als ich dachte, und ich konnte eifersüchtig sein —"

„Wenn du nicht wüßtest, daß Eifersucht auf Herrn von Leist, den Bräutigam der schönen Elisabeth, eine Narrheit wäre!" unterbrach Marie.

„Du bist viel schöner als Elisabeth!“ bemerkte der Kammerherr mit innigem Tone.

„Und du bist sehr galant, aber es ist thöricht von dir, so lange im Regen zu stehen, dein Arm ist noch lange nicht heil.“

Es war ein merkwürdiger Ton, in welchem dieses Ehepaar sprach. Die Frau sprach, wie die Mutter mit einem sehr kranken, eigensinnigen Kinde spricht, dessen Eigensinn sie auf die zarteste Weise schont, weil das Kind eben sehr krank ist. Der Kammerherr dagegen war offenbar zum scheuen Liebhaber seiner Frau geworden.

Als Herr und Frau von Redow in ihre Wohnung kamen, meldete der Bediente, der Geheime Finanzrath von Reinbach sei schon seit einer halben Stunde oben und erwarte sehr ungeduldig die Rückkehr der Herrschaft.

„Kein Wagen, Reinbach zu Fuß!“ sagte die Kammerherrin erschrocken, „sollte so schnell —“

„Beruhige dich,“ tröstete Redow flüsternd, „Reinbach will nur seine falschen Lieferscheine wieder haben!“

„Aber so gieb sie ihm doch,“ drängte Marie fast

befehlend, „dieſe ſchmutzige Geſchichte muß dir ja ſelbſt in der Erinnerung widerwärtig ſein!“

Der Kammerherr ſah ſeine Gemahlin einen Augenblick überraſcht an, ſein Geiſt empörte ſich einen Augenblick gegen die Herrſchaft, welche die Frau übte, vielleicht bereute er auch in dieſem Moment, daß er der Frau alle ſeine Geheimniſſe geoffenbart, aber dieſe ganze Regung ging blitzſchnell vorüber, und in der nächſten Minute ſagte er: „Du haſt recht, er ſoll ſeine Scheine bekommen, ich will mit dem Mann nichts mehr zu thun haben, aber ich bitte dich, laß mich nicht lange mit ihm allein, unterbrich unſere Unterredung!“

„Ich werde in einigen Minuten bei euch ſein, ich will ihn in Leiſt's Namen um Erlaubniß bitten, daß morgen die Trauung Eliſabeth's in aller Stille ſtattfinde; geh jetzt, ich will mich umkleiden!“

Der Kammerherr trat in ein großes Bibliothekzimmer, wo ihm der Geheime Finanzrath von Reinbach haſtig entgegenkam.

„Verzeihen ſie, daß ich hier auf ſie gewartet habe,“ redete er den Eintretenden haſtig an, „ich

wäre aber nicht von der Stelle gewichen und hätte ich bis Mitternacht und morgen früh warten müssen!"

„Wollen sie nicht Platz nehmen, mon ami!" sagte der Kammerherr höflich auf einen Sessel deutend.

„Ich will nicht Platz nehmen, ich bin ihr ami nicht!" fuhr der Geheime Finanzrath, der durch das Warten völlig außer sich gerathen zu sein schien, fort, „oder vielmehr, sie sind mein ami nicht, sondern mein Todfeind, hören sie, mein Todfeind, wenn sie mir nicht auf der Stelle die verdammten Scheine geben, die sie mir lange versprochen haben!"

„Aber, mon Dieu! was haben sie denn, mon cher Reinbach?" fragte der Kammerherr, der dem Kitzel nicht widerstehen konnte, seinen Genossen etwas zu peinigen.

„Was ich habe?" versetzte dieser erbos't, „ich habe nichts, sondern ich will haben, und zwar die verdammten Scheine, mon cher Redow!"

Der Mann, sonst so behäbig und ruhig, war halb widerlich, halb lächerlich in seiner Aufregung und Beweglichkeit.

„Ich werde ihnen die Scheine gleich geben!" sagte der Kammerherr jetzt, und ein bitteres Lächeln

glitt über seine Züge; er mochte sich der Pläne erinnern, die er auf den Besitz dieser Papiere einst gebaut, die ihm jetzt so ganz gleichgültig waren. Er nahm einen Leuchter und ging in ein anstoßendes Cabinet, ganz indiscret folgte ihm der Geheime Finanzrath, was er sonst gewiß nicht gethan haben würde.

Seine Hände zitterten, als er die Lieferscheine empfing, in einem tiefen Seufzer machte sich seine gepreßte Seele Luft, als er sie durchsah und richtig, sowie auch vollzählig fand.

Der Kammerherr sah ihm mit ernstem Blick zu; als der Geheime Finanzrath dann die Scheine zusammenlegte und in seine Brusttasche schieben wollte, sagte er mit bedeutungsvollem Ton: „Wäre es nicht besser, mon ami, sie ließen die Scheine hier verbrennen, sie sind ebenso gefährlich für sie, wenn sie bei ihnen gefunden werden, als bei einem Andern."

„Herr!" schrie der Geheime Finanzrath auf, „was sagen sie mir da, fürchten auch sie eine Haussuchung bei mir? Ich bin heute nach Tische eingeschlafen, habe schrecklich geträumt, es war Haussuchung bei mir, versteht sich im Traume, und die Gerichte fanden diese Scheine!"

„Sie können jetzt durch die That beweiſen, daß Träume nichts bedeuten," entgegnete der Kammerherr beruhigend, „verbrennen ſie die Papiere."

Er hielt ihm das Licht hin, der Geheime Finanzrath beſah jeden Schein noch einmal aufmerkſam, dann verbrannte er jeden einzeln.

„Die Beweiſe eines gefährlichen Unternehmens ſind vernichtet," meinte der Kammerherr, ſtellte das Licht hin und ſah dem Geheimen Finanzrath ſtier in's Geſicht.

„Was heißt das?" ſtammelte dieſer zurückfahrend, „was wollen ſie damit ſagen, Kammerherr? Giebt es noch mehr Beweiſe? Beweiſe für was, Kammerherr, vergeſſen ſie nicht, daß ich nicht der einzige Schuldige bin!"

Der Mann befand ſich wirklich in einer an Fieber grenzenden Aufregung.

„Wer ſpricht von Schuld?" entgegnete der Kammerherr ruhig, „gefährlich war das Unternehmen, Feinde, Gegner konnten es zu einer Schuld ſtempeln, meiner Ueberzeugung nach haben wir Alle uns dabei nichts gegen die Geſetze zu Schulden kommen laſſen; wenigſtens ſo weit ich die Sache kenne. Was mich

persönlich betrifft, so habe ich im Auftrage Seiner Excellenz gehandelt, wenn sie also, mon cher Reinbach, sich dabei haben etwas zu Schulden kommen lassen, was ich aber nicht weiß, so bitte ich sie wenigstens, nicht mich zu ihrem Mitschuldigen zu machen."

„Sie sind ein kluger Mann, Kammerherr," versetzte der Geheime Finanzrath, der sich etwas gefaßt hatte, nachdenklich, „wenn ich aber wegen der Scheine, die nun nicht mehr sind, zur Untersuchung gezogen worden wäre, so würde es kein Geheimniß geblieben sein, daß sie dabei acht Procent wenigstens verdient haben."

„Sagen sie zweitausend Thaler, mon cher Reinbach," bemerkte der Kammerherr, „ich weiß nicht, ob das acht Procent sind, sie haben mir zweitausend Thaler gezahlt, und, vergessen sie das nicht, ich bitte dringend darum, diese zweitausend Thaler sind von mir auf Befehl Seiner Excellenz an die Dispositionskasse des Cabinets-Ministeriums abgeführt worden."

Den Finanzmann schwindelte, er war innerlich fest überzeugt, daß ihn der Kammerherr belog, er glaubte ihm nicht, aber er begriff nicht, warum ihm der Kammerherr das erzählte, er vermuthete eine

Absicht, und in seiner Angst glaubte er sich auch von dieser Absicht bedroht.

In diesem Augenblick trat Frau von Redow ein und bat ihn nach kurzem Gruß ohne weitere Umstände, er möge darein willigen, daß Elisabeth mit Leist des andern Tags in aller Stille getraut würde. Sie konnte keinen günstigern Augenblick treffen für ihre Angelegenheit, denn der geängstete Mann ergriff den Vorschlag mit beiden Händen.

„Ich wollte ein großes Fest geben in meinem Landhause in Stralow," rief er, „sie wissen, Kammerherr, wir haben ein paar hübsche, kleine Soupers da draußen gehabt, aber wahrhaftig, mir ist nicht zu Muth, ein Fest zu geben. Der alte Herr von Leist in Spankow soll seinen Willen haben, ja, die Babette kann sich morgen in aller Stille trauen lassen, dann kann das junge Ehepaar abreisen, meine Frau hat mich auch schon immer gequält, der Geschichte ein Ende zu machen. Ich hatte aber das verwünschte Fest im Kopfe, und dazu wollte ich erstens Spargel haben und dann frische Schollen von Hamburg; sie haben recht, meine kluge gnädige Frau, man muß Rücksicht

nehmen auf die Wünſche eines alten Oheims, wenn derſelbe reich iſt.“

„Ich werde morgen in aller Frühe bei Eliſabeth ſein, um mit ihr das Nöthige zu ordnen,“ ſagte die Kammerherrin, „ſie wiſſen doch, daß ich Eliſabeth zum Altar führe, ihr denſelben Dienſt leiſte, den ſie mir kürzlich geleiſtet?“

Durch die Ruhe und Sicherheit, mit welcher Frau von Redow ſprach, gewann auch der Geheime Finanzrath ſeine Haltung wieder; leichtblütig, wie er war, vergaß er den Traum, der ihm ſolches Entſetzen eingejagt hatte, er vergaß die Andeutungen des Kammerherrn, die ihm ſo unheilverkündend gedünkt, und plauderte noch eine halbe Stunde in der leichten Weiſe, die ihm eigen war.

In faſt heiterer Stimmung kehrte er nach ſeiner Wohnung zurück.

## Achtzehntes Capitel.

# Keine Entführung.

„Wir wissen nicht, was er gefühlt
In seinen letzten Stunden,
Wir schweigen — denn das Sterben kühlt,
Was brennt, das sind nur Wunden.
(Herder.)

Die Frau Kammerherrin von Redow sah ihren Wunsch erfüllt, die schöne Elisabeth wurde wirklich am folgenden Tage in aller Stille mit Herrn Hans Dinnies von Leist getraut, denn obwohl der Geheime Finanzrath von Reinbach am andern Morgen, durch einen guten Schlaf gestärkt und von aller Furcht befreit wieder zurückkam auf sein Souper in Stralau, so war doch die Geheimräthin dringender als je, und sie war es, welche endlich ihren Gemahl bestimmte, das Versprechen, das er Frau von Redow gegeben, zu halten.

Sechs Officiere vom Regiment Gensd'armes begleiteten ihren Kameraden zum Altar, es versteht sich von selbst, daß der Lieutenant von Rostitz der Erste unter ihnen war; auch sonst hatten sich Freunde, Bekannte und Verwandte des jungen Officiers, die Rostitz ohne Leist's Wissen rasch benachrichtigt hatte, eingefunden. Man staunte nicht wenig über diese stille Trauung, denn man hatte von dem reichen Geheimen Finanzrath ein prunkvolles Hochzeitsfest erwartet, auch war es damals noch nicht Sitte, die Ehe so zu sagen im Reisewagen anzufangen. Einige hingeworfene Worte von Rostitz ließen aber die Zeugen glauben, der Oheim des Bräutigams, der alte Obristlieutenant, der sich gesund wie ein Fisch im Wasser befand, sei krank, gefährlich krank, und erwarte seinen Neven und Erben auf dem Todbette. Das beruhigte denn die Gemüther.

Unter den Frauen, die sich eingefunden, befand sich Frau von Chevremont mit ihren beiden Töchtern, die Nichten des Generals von Bischoffswerder, die Excellenz selbst führte Frau von Redow und war sehr galant, und die Hofräthin Herz, die Leist selbst, trotz seiner Eile, noch gebeten hatte zu erscheinen.

Die Geheimräthin funkelte von Edelsteinen und

Schmuckſachen, ſie war in prächtigſter Kleidung und ſtrahlte vor Entzücken; mit ihr und dem Geheimen Finanzrath in einem Wagen war ein Herr gekommen, der ſeit einiger Zeit der franzöſiſchen Geſandtſchaft in Berlin attachirt war und ſehr fleißig das Reinbach'ſche Haus beſuchte.

Nach der Trauung gab der Geheime Finanzrath ein Gouter, dem aber nicht Alle, die in der Kirche geweſen, beiwohnten. Während deſſelben kleidete ſich Frau von Leiſt um, nahm Abſchied, und um ſieben Uhr Abends reiſte ſie mit ihrem Gemahl ab. Den ſchönen Reiſewagen hatte ihr der zärtliche Vater geſchenkt, das junge Ehepaar fuhr mit Extrapoſtpferden, ein Courier war vorausgeſchickt.

Nach der Abreiſe des neuvermählten Paares zerſtreute ſich die Geſellſchaft raſch, und mit einer gewiſſen Unzufriedenheit ſah ſich der Geheime Finanzrath plötzlich allein mit ein paar ehemaligen Collegen. Er ſetzte ſich mit ihnen an den Spieltiſch und vergaß bald, daß er an dieſem Tage ſein einziges Kind verheirathet hatte.

So lange hatten Frau von Redow und Frau von Chevremont ausgehalten, ſie entfernten ſich, ohne die

Geheimräthin zu ſtören, welche ſie mit dem franzöſiſchen Herrn in einem eifrigen Geſpräch ſahen. Frau von Redow bewog die ſonſt etwas förmliche Frau von Chevremont, welche Hofdame geweſen war, zu dieſem Abſchied mit einiger Mühe. Der Freundin Leiſt's war es, als ſei es ihr nicht mehr möglich, auch nur noch ein Wort mit der Geheimräthin zu reden.

Es war noch nicht ganz dunkel, als die beiden Damen auf den Gensd'armenmarkt traten.

„Eine merkwürdige Hochzeit," ſagte Frau von Chevremont ſeufzend, „war es nicht, als ob die Gäſte flüchteten?"

Frau von Redow nickte.

„Mir ſelbſt war zu Muth, als werde das Haus bald einfallen, ſo trieb es mich hinaus!" fuhr die alte Dame fort und hätte vielleicht noch weiter geplaudert, wenn nicht der Kammerherr von Redow, der auf der Straße ſeine Frau erwartet hatte, grüßend herangetreten wäre und ihr den Arm geboten hätte.

Der Kammerherr war weder in der Kirche noch bei dem Souper geweſen, aus leicht begreiflichen Gründen.

Jetzt führten Herr und Frau von Redow erst die Frau von Chevremont nach Hause, kaum aber hatten sie sich an der Hausthür von derselben verabschiedet, so fragte Marie ihren Gemahl hastig: „Weißt du etwas von dem französischen Herrn, der seit Kurzem bei der Legation ist und häufig das Reinbach'sche Haus besucht; er war in ganz auffallender Weise vertraut mit der Geheimräthin?"

„Man hält ihn für einen Officier," entgegnete der Kammerherr mit bitterem Lächeln; „er soll hierher gesendet sein, um die militairischen Verhältnisse auszukundschaften, man weiß auch, daß er zu gleichem Zweck einst in Wien gewesen, und daß er schon am Tage nach seiner Ankunft im Hause Reinbach's gewesen und dort von ihr, der Geheimräthin, nicht von dem Hausherrn empfangen wurde!"

„Das weißt du von der Anna?" fragte die Kammerherrin scharf.

Herr von Redow nickte.

„Ich hoffe," setzte die die Frau mit Bestimmtheit hinzu, „daß du jetzt nicht mehr nöthig hast, dieses Stubenmädchen auszuforschen."

„Gewiß nicht," entgegnete Redow lebhaft, „ich

habe die Person seit langer Zeit nicht gesehen, die Meldung über Herrn Verrier machte sie mir noch vor unserer Hochzeit."

Sinnend ging Frau von Redow weiter; nach einer ganzen Weile erst fragte sie ihren Gemahl: „Hast du nie gehört, ob die Geheimräthin Verwandte, ob sie einen Bruder hat?"

„Es ist mir dunkel erinnerlich, als sei einst von einem Bruder die Rede gewesen," versetzte der Kammerherr nachdenklich; „ja, ja, aber der war Weinhändler in Warschau, wenn ich mich nicht sehr irre; findest du eine Aehnlichkeit zwischen der Geheimräthin und Verrier?"

„Eine Aehnlichkeit, das kann ich nicht sagen," entgegnete die Kammerherrin, indem sie stehen blieb, „aber stelle dir einmal vor, die Geheimräthin wäre ein Mann, sie müßte etwa ungefähr dieselben Manieren wie Herr Verrier haben.

„Das ist sehr trügerisch!" meinte der Kammerherr kopfschüttelnd.

„Ich gebe es zu," sagte die Dame eifrig, „und ich würde kein Gewicht darauf legen, wenn ich diese

Bemerkung nach meiner Entdeckung gemacht hätte, ich machte sie aber vorher."

„Eine Entdeckung!" rief der Kammerherr sichtlich überrascht.

„Der Herr Verrier spricht deutsch!" sprach die Kammerherrin bedeutend.

„Bah!" rief ihr Gemahl mehr enttäuscht als galant.

„Er spricht deutsch," wiederholte seine Gemahlin, „aber berlinisch deutsch, ich hörte ihn mit dem Kutscher sprechen, ganz, wie die Jungen von der Colonie hier."

„Das ist wichtig, aber er braucht darum ihr Bruder nicht zu sein!" bemerkte der Kammerherr.

„Sehr richtig," erwiederte die Dame, „aber ich wette, daß er wenigstens ihr Vetter ist."

„Du hast recht, wie immer recht, ich muß mit Excellenz reden, die Sache ist viel wichtiger, als es aussieht, man hat unrecht, sich auf diese Leute zu verlassen; ich wollte, es wäre mancherlei nicht geschehen, aber man kann nicht zurück, überall sind diese Menschen ...."

Also sprach der Kammerherr von Redow eine ganze Weile halblaut vor sich hin; aufmerksam und

sichtlich mit großer Besorgniß lauschte die Kammerherrin den Worten ihres Gemahls; sie wußte jetzt schon halb und halb, daß Redow sich auch in Verhandlungen hatte brauchen lassen, die sein Minister mit verschiedenen Männern von Bedeutung führte; Verhandlungen, welche mindestens bedenklich zu nennen waren.

Frau von Redow hielt es für ihre heilige Pflicht, ihren Gemahl, den Mann, dem sie sich verbunden für's Leben, auch aus diesen Fesseln zu lösen, wie sie ihn schon von mehreren andern befreit hatte, wie wir wissen, während der kurzen Zeit ihres Ehestandes. In diesem Punkte war ihre Aufgabe schwieriger, denn sie vermochte es nicht, ihren Gemahl zu einer rückhaltlosen Mittheilung zu bringen, vermuthlich, weil das Geheimniß nicht ganz sein Eigenthum war. Was sie erfuhr, waren immer nur Andeutungen, aber Andeutungen, welche das edle Weib mit einer wahren Seelenangst erfüllten.

Wir wissen, daß Frau von Redow einst ihren Gemahl mit der ganzen Kraft ihrer stolzen Seele und ihres leidenschaftlichen Gemüthes geliebt hatte; diese Liebe verwandelte sich in die tiefste Verachtung, als

der Kammerherr sie verließ. Ob er sie für untreu hielt, was er wirklich that, weil er der Verleumdung der Schwester Marcolini's zu leicht glaubte, oder ob er sie verließ, weil sie einen Theil ihrer Schönheit durch die Pocken eingebüßt hatte, wie sie annehmen mußte, das war für diese stolze Seele ganz gleichgültig, sie verachtete den Mann, den sie erst geliebt hatte. Aber eine Liebe, wie die Marie's war, konnte nicht aufhören, selbst ihre Verachtung war noch heiße Liebe, ihr Hohn, ihr Haß, Alles war Liebe. Das wußte Marie nicht, als sie dem Kammerherrn ihre Hand gab, um Elisabeth zu retten. Die stolze Seele war entschlossen, ihre Pflicht als Gattin im weitesten Umfange zu erfüllen; ernst und aufrichtig begann sie die Lösung dieser Aufgabe, je mehr sie aber inne wurde, daß der Kammerherr wirklich noch im vollsten Maaße die leidenschaftlichste Liebe für sie hege, je klarer ihr wurde, daß er zwar schwach gehandelt hatte, aber doch nur das Opfer einer Intrigue gewesen, als er sie verließ, desto offenbarer wurde ihr auch, daß sie nie aufgehört hatte, ihn zu lieben, daß sie ihn noch immer liebte, und vielleicht um so mehr liebte, je mehr er ihrer Hülfe bedurfte, um sich aus den Banden zu lösen, in

die er verſtrickt worden. Sie liebte ihn mit dem Feuer und mit der Angſt, mit der eine Mutter ihr krankes Kind liebt, das ſie nimmer verlaſſen kann, ſo lange noch ein Funke von Hoffnung da iſt, mit dem ſie lieber ſterben als es verlaſſen will.

Bedeutſam ſprach ſie, als ſie in ihre Wohnung eintraten: „Redow, du biſt ein Preuße, du biſt ein märkiſcher Edelmann, deine Ehre iſt meine Ehre!“

Sie ſprach das mit einer ſo eigenthümlichen Betonung und drückte dem unglücklichen Manne mit ſo leidenſchaftlicher Zärtlichkeit die Hand, daß er zitterte und erſchrocken die Augen niederſchlug.

In dieſem Augenblick öffnete der Bediente die Thüre.

„Sie erräth Alles, Alles!“ ſprach der Kammerherr leiſe und bebend vor ſich hin.

Einige Tage nach dieſem eigenthümlichen Hochzeitsfeſte, oder vielmehr nach dieſer Hochzeit ohne Feſt, trat der Lieutenant von Roſtitz in das Officierzimmer des Gaſthofes au parlement d'Angleterre. Unwillkürlich blickte der junge Mann nach dem leeren Seſſel, den ſonſt ſein treuer Kamerad, der Lieutenant von Leiſt, einzunehmen pflegte. Er wußte, daß derſelbe nicht da

ſein könne, und dennoch ärgerte er ſich über den leeren Stuhl.

Herr von Roſtitz gehörte zu jenen Männern, die ſich viel leichter über Dinge ärgern, die nicht zu ändern ſind, als über andere; es ſind das jene thatenluſtigen Leute, die ſtets bereit ſind das zu ändern, was ihnen nicht gefällt, ſich aber das Unabänderliche, eben weil es ihrer Thätigkeit keinen Spielraum gönnt, nur widerwillig und murrend gefallen laſſen.

Uebrigens gab es im Officierzimmer des engliſchen Parlaments noch viele leere Stühle, denn das Wetter war warm und ſchön, und für die meiſten Officiere war die Pontacflaſche doch kein allmächtiger Magnet. Auch Roſtitz hätte vermuthlich dieſe Räume nicht aufgeſucht, ſondern mit Leiſt muſicirt, oder mit ihm geritten, wenn Leiſt eben in Berlin geweſen wäre.

Verdrießlich warf ſich der junge Officier in ſeinen Stuhl und wie gewöhnlich den Schwarzen ein ihm zu reiten, wenn das Heirathen nicht das dummſte Ding unter der Sonne ſei, wunderte ſich aber auch gar nicht, daß der Schwarze ſeiner Einladung keine Folge leiſtete, vermuthlich weil er andere Anſichten über die Ehe hatte, wie der verdrießliche Lieutenant.

Erſt als Herr von Noſtitz ſein erſtes Glas getrunken, verbeſſerte ſich ſeine Stimmung etwas, und nach und nach ließ er ſich auch herab, dem Geſpräch ſein Ohr zu leihen, welches die ſechs oder acht rauchenden und trinkenden Kameraden, die am obern Ende der Tafel ſaßen, ſehr laut mit einander führten.

„Was Teufel, lieber Capitain," lachte ein alter Haudegen, „was macht ihr denn in dem neuen Badehaus? Ich dächte eure Gichten und Podagrabeine wären des Abſpülens kaum noch werth!"

„Ich gehe auch nicht des Badens wegen hin," entgegnete der Capitain mit einem böſen Lächeln, „ſondern nur der Geſellſchaft wegen."

„Der Geſellſchaft wegen," rief ein Anderer dazwiſchen, „glauben ſie ihm kein Wort, Herr Obriſtwachtmeiſter; ich ging neulich baden, als ich kam, ſaß der Capitain mit ſeiner Pfeife an der Thür des Gartenſaales, ſprach mit keiner Seele ein Wort, und als ich nach dem Bade fortging, ſaß er immer noch an derſelben Stelle, meinen Gruß erwiederte er durch einige Sticheleien, ſie wiſſen ſchon, ich aber war der Einzige, dem er die Ehre ſeiner Anrede gönnte. Das

nennt nun dieſer wahrheitsliebende Krieger von geſetztem Alter, der Geſellſchaft wegen an einem Ort ſein.“

„Und doch iſt's ſo, mein jüngerer Freund,“ meinte der Capitain mit ſpitzem Munde; „ich pflege mich mit den Menſchen zu unterhalten, ohne mit ihnen zu ſchwatzen.“

„Er ärgert ſich über die Menſchen,“ bemerkte ein Dritter lachend, „wenn er ſie geſund und luſtig ſieht, ganz wie der Puter, wenn ihm ein rother Lappen erſcheint.“

„Nein, nicht wie der Puter,“ rief der Major lachend, „denn der kollert, unſer Capitain aber ſchweigt.“

„Man kann ſich auch über andere Lappen ärgern, als über rothe,“ brummte der Capitain, ſeine Pfeife friſch füllend; „ich bin ein harmloſer alter Mann, ſtelle ſo meine harmloſen Bemerkungen an!“

Alle lachten laut.

„Dieſer boshafte Greis,“ riefen Einige, „wird uns noch glauben machen wollen, daß er die ganze Menſchheit in Liebe umfaßt, außer ſeiner jungen Köchin, daß er Milch trinkt ſtatt Pontac und nur Gutes denkt von allen Kameraden, die vor ihm Stabsofficiers geworden.“

Dem Capitain ſchienen dieſe derben Scherze wahres Behagen zu gewähren, er war ein Beobachter, hatte einen literariſchen Anſtrich, wie er damals noch ſelten war, namentlich unter den älteren Officieren, und hätte auch gern für einen geiſtreichen witzigen Kopf gegolten, obwohl er mehr Bosheit als Witz beſaß.

„Nun, lieber Capitain," nahm der Major jetzt das Wort wieder, „erzählen ſie uns doch ein wenig, wie ſie ſich in dem neuen Badehauſe unterhalten, das ſie nur der Geſellſchaft wegen beſuchen, ich bin verdammt neugierig!"

„Das kann ich ihnen leicht ſagen," verſetzte der Capitain, den blauen Rauch ſeines Tabaks in regelmäßigen Ringeln von ſich blaſend, „ich wähle mir einen Platz, von dem aus ich die beiden Wege beobachten kann, auf denen ſich rechts von den Stachelbeerbüſchen die Frauenzimmer und links die Mannsperſonen in ihre Bäder begeben. Da ſtelle ich denn allerlei Beobachtungen und Betrachtungen an."

„Ach ſo!" ſagte der Major, die andern Officiere aber lachten, denn das: Ach ſo! des Majors klang genau ſo, als ob er geſagt hätte: Nun bin ich ſo klug wie vorher!

„Da ſehe ich zum Beiſpiel," fuhr der Capitain ſich ſelbſt erklärend fort, „einen krummnaſigen Judenjüngling in das Bad ſchleichen, er hat einen Topf und ein Paquet Tücher unter dem Arm, und wenn er wiederkommt mit ſeinem wohl parfümirten Tituskopf, ſo kann man's ihm anſehen, daß er ſich für einen Römer, wenn nicht gar für einen Griechen hält."

„Iſt denn ein Grieche mehr, als ein Römer?" fragte jetzt Roſtitz ganz naiv ohne alle Abſicht über den Tiſch.

Der Capitain ſah ihn einen Augenblick an, nahm die Pfeife aus dem Munde und ſprach ernſthaft: „Die Griechen verlieren ſich ins graue Alterthum, Herr von Roſtitz!"

Roſtitz verbeugte ſich dankend für dieſe Belehrung, während die Anderen in ein ſchallendes Gelächter ausbrachen.

Der Capitain machte ſich aber aus dem Gelächter nichts, ſondern fuhr mit boshaftem Augenzwinkern fort: „Dann ſehe ich da einen jungen Officier, der von der friſchen Fluth des Waſſers ſeine Geſundheit wieder erwartet, die ſich im Zuſtande einer ſchrecklichen Ebbe befindet nach den Wintervergnügungen."

„Das paßt aber nicht auf Herrn von Roſtitz!“ meinte der ehrliche Major.

„Aber auf manchen Andern!“ entgegnete der Capitain unerſchütterlich und fuhr fort: „Dann kommt eine bekannte Tänzerin, ich wette, daß ſie erſt einige Pirouetten übt, ehe ſie in die Wanne ſteigt. Dann ſehe ich einen alten franzöſiſchen Emigranten, ich kenne ihn, ſeine Taſchen ſind lang, auffallend dick, ich kann mir denken wovon, er hat ſeine ganze ſchmutzige Wäſche bei ſich und bringt, während er badet, ſeine arme Wäſcherin um das Waſchlohn, indem er ſelbſt wäſcht. Dann kommt eine galante Frau, die ſich gutwillig von ihrem Manne hierher begleiten läßt, weil ſie weiß, daß er hier bei ihr nicht bleiben darf, den Badegeſetzen gemäß. Dann kommt ein ältliches Frauenzimmer, die aus einer Vorleſung, aus einem Collegium in's andere läuft, und ſich für die Göttin Pallas ſelbſt hält; ich wette, ſie kleidet ſich ſelbſt im Bade nicht aus, damit ſie von ſich ſelbſt ſagen kann, daß ſie ſich nie eine Blöße gegeben. Da iſt wieder ein Officier, nicht vom Regiment Gensd'armes, bewahre! der hat drei Tage und drei Nächte geſpielt und getrunken und will hier ſein erhitztes Blut etwas abkühlen. Da iſt eine alte

Hexe, offenbar will sie sich auf die Wasserprobe einüben. Dort kommt ein Prediger, der im einsamen Badestübchen an die Einsamkeit der Kirche bei seinen Predigten denkt. Der da mit den auffallend schmutzigen Händen ist sicherlich ein Lotterieeinnehmer, er hat wenigstens tausend Thaler in Sechsern eingenommen, seinen Händen ist eine gründliche Reinigung zu gönnen!"

„Ich bitte, hören sie auf, lieber Capitain," unterbrach jetzt der Major, „ich weiß jetzt ganz genau, wie sie sich mit der Gesellschaft vergnügen."

„So, wirklich?" sagte der Capitain mit boshaft angenommener Verwunderung, denn er war verletzt, wie alle Leute, die sich gern reden hören, durch die Unterbrechung.

„Ah, sind sie hier, Herr von Rostitz!" rief ein junger Officier, der in diesem Augenblicke eintrat, „der Kammerherr von Redow sucht sie, er war im Stall in der Hoffnung, sie dort zu finden, nachdem er sie vergeblich in ihrer Wohnung gesucht; ich habe natürlich nicht gefragt, wenn ich aber recht verstanden, so hat er einen Brief von Herrn von Leist für sie, der wichtig sein muß; wenn sie sich beeilen, so holen sie ihn sicher noch ein, er ging die Linden hinunter."

„Ich danke ihnen!“ rief Rostitz und ergriff eilig Stock und Hut, Leist fehlte ihm so sehr, daß er in langen Schritten davon ging, um wenigstens einen Brief von ihm zu erhalten. Dabei dachte er gar nicht daran, wie merkwürdig es doch wäre, daß Leist den Kammerherrn von Redow mit einem Briefe für ihn beauftragt. Sie liebten Beide den Kammerherrn nicht gerade.

Vielleicht hatte Rostitz sich noch nie so über den Anblick des Kammerherrn gefreut, als in dem Augenblick, wo er denselben auf der Straße mit dem alten Landrath von Wackerrode im eifrigen Gespräch bemerkte.

„Guten Abend, meine Herren!“ trat er hastig an die beiden Herren, „ich höre, daß sie mich im Stalle gesucht haben, Herr Kammerherr.“

„Ich habe eine Bitte an sie, Herr von Rostitz!“ bemerkte der Kammerherr höflich grüßend.

„Und ich eine Nachricht für sie!“ setzte der Landrath von Wackerrode hinzu und faßte die Hand des Officiers.

Verwundert sah der Lieutenant bald den Einen bald den Andern an.

Endlich verbeugte sich der Kammerherr leicht, wie um dem Landrath den Vortritt zu lassen.

„Es wird mobil gemacht!“ sagte der Greis und sah mit blitzenden Augen in das Gesicht des jungen Mannes, das sich lebhaft röthete, „still, still!“ setzte er rasch hinzu, „es ist noch ein Geheimniß, es soll auch ein Geheimniß bleiben, aber ein Geheimniß, das von Mund zu Munde geht. Stellen sie es nur in Abrede, Redow, desavouiren sie, so viel sie wollen, der alte Wackerrode weiß ganz genau Bescheid; ihr sollt den Beschluß nicht wieder rückgängig machen, ihr strengt umsonst alle Kräfte an, jedem Officier will ich's sagen, Preußen wird Krieg haben, es muß Krieg haben, denn Preußen muß sich verjüngen, wie sich die Adler verjüngen. Es wird Alles über den Haufen stürzen, denn es ist Alles verfault und verrostet, auch die Armee, aber aus der Ruine wird Preußen schöner und stärker hervorgehen; meine Augen werden das nicht mehr sehen, aber verlaßt euch darauf, von Rostitz, es wird so, und denkt an den alten Wackerrode, wenn Preußens neuer Morgen anbricht!“

Damit ging der alte Soldat des großen Friedrich ohne Gruß quer über die Straße ein paar Offi-

cieren entgegen, vermuthlich um auch ihnen seine Nachricht mitzutheilen. Mit sichtlicher Unruhe sah ihm der Kammerherr nach.

„Woher er das haben mag?“ meinte Redow, sich selbst fragend.

„Also ist die Nachricht begründet?“ fragte Rostitz hastig mit leuchtendem Angesicht.

„In gewissem Sinne ja,“ gab der Kammerherr zu, „ich glaube auch, es wird eine theilweise Mobilmachung eintreten, aber ich glaube nicht, daß es zum Kriege kommt. Lassen sie sich von der Schwärmerei dieses alten Mannes nicht anstecken, Herr von Rostitz, es wäre ein furchtbares Unglück, wenn es zum Kriege käme, wir können keinen Krieg mehr aushalten.“

„Herr, ich bin Officier!“ rief Rostitz aufwallend, „und der Schwarze soll mich reiten —“

„Bitte, bitte,“ begütigte der Kammerherr, „ich zweifle nicht an dem Muth der Armee, aber wir haben kein Geld, Herr von Rostitz, wir haben nicht die Mittel zum Kriegführen, doch streiten wir darüber nicht, die Folge wird es lehren!“

„Nein, streiten wir nicht,“ sagte Rostitz sich zusammen nehmend, „die Folge wird ihnen zeigen, daß

Preußen auch ohne Geld Krieg führen, ſiegen oder zu Grunde gehen kann."

„Zu Grunde gehen, ja, zu Grunde gehen!" ſprach der Kammerherr düſter vor ſich hin.

„Sie wollten mich ſprechen, Herr von Redow!" drängte jetzt Roſtitz ungeduldig, er mochte ſeine Worte hier nicht verlieren.

„Ach ja," nahm der Kammerherr ſich beſinnend das Wort, „ich wollte ſie um etwas bitten, im Auftrage meiner Frau."

„Frau von Redow hat über mich zu befehlen," verſetzte der Lieutenant artig.

„Sie ſind der beſte Freund des Herrn von Leiſt," begann der Kammerherr, nachdem er ſich dankend verneigt und den Lieutenant eingeladen hatte, mit ihm weiter zu gehen, „meine Frau meint nun, ob ſie es nicht im Intereſſe des Herrn von Leiſt unternehmen würden, den Geheimen Finanzrath von Reinbach zu beſuchen, um ihm beizuſtehen in ſeiner Lage."

Roſtitz blieb ſtehen und ſah den Kammerherrn verwundert an.

„Oder wiſſen ſie noch nicht, was heute im Reinbach'ſchen Hauſe geſchehen iſt?"

Der Kammerherr fragte, ohne den Officier anzusehen, und nöthigte durch sein Weitergehen ihn zur Begleitung.

„Ich weiß nichts, ich verstehe nichts!“ rief Rostitz.

„Nun,“ fuhr der Kammerherr fort, „heute Morgen hat man die Geheimräthin vermißt, es heißt, sie habe sich von einem Attaché der kaiserlich französischen Gesandtschaft entführen lassen. Das klingt nicht sehr glaublich, jedenfalls hat sich die Dame nicht allein entführen lassen, denn mit ihr zugleich sind bedeutende Summen in Geld und Werthpapieren verschwunden.“

„Gott sei Dank, daß Leist nicht hier ist!“ sagte Rostitz, nachdem er sich von seinem ersten Erstaunen erholt hatte.

„Und ich wünschte, er wäre hier,“ meinte der Kammerherr listig, „Frau von Leist ist die einzige Erbin, und der Geheime Finanzrath soll sich in einem trostlosen Zustande befinden!“

„Warum gehen sie nicht zu ihm?“ fragte Rostitz derb.

„Ich habe da kein Recht zu erscheinen,“ bemerkte der Kammerherr, „sie wissen, daß ich seit einer ge-

wissen Scene das Reinbach'sche Haus nicht betreten habe."

„Aber ich?" rief der Lieutenant ärgerlich, „der Schwarze soll mich reiten, wenn ich weiß, was ich da soll!"

„Sie sollen dafür sorgen, daß der Gemahlin ihres Freundes und Kameraden nicht ihr Erbe gänzlich verloren gehe," erwiederte der Kammerherr bestimmt, „das ist die Ansicht und die Bitte meiner Frau," setzte er dann hinzu, und zwar in einem Tone, als sei nun eine weitere Weigerung gar nicht möglich.

„Ich will hingehen," sagte Nostitz nach einigem Bedenken, „ich will gehen, weil es Frau von Redow befiehlt, obwohl ich Leist's Ansichten besser kenne und ganz genau weiß, daß der nichts von dem Gelde des Alten haben will; aber ich will hingehen, damit ich der Frau von Leist sagen kann, es sei wenigstens ein uneigennütziger Mensch bei ihrem Vater gewesen, er bleibt immer ihr Vater."

„Gehen sie," drängte der Kammerherr, „ich will sehen, ob Herr von Zabeltitz schon hier ist, er wurde heute erwartet; ist er schon da, so sende ich ihnen den

Herrn zu Hause, Zabeltitz weiß mit Geschäften trefflich Bescheid."

„Ich verstehe gar nichts davon!" erklärte Rostitz murrend, verabschiedete sich kurz und schlug den Weg nach dem Gensd'armen-Markte ein. Der junge Officier ging rasch, er war neugierig; es war eine unangenehme Commission, die er da übernommen hatte, das sagte er sich fluchend alle drei Schritte, und dennoch ging er. Endlich stand er an der Thür, er zögerte einen Augenblick, bevor er eintrat, denn er wußte gar nicht, was er sagen sollte. Langsam stieg er die Treppen hinauf, Niemand begegnete ihm, es war wie ausgestorben in dem großen Hause, eben wollte er auf's Gerathewohl eine Thüre öffnen, als ihm das Stubenmädchen entgegen kam, jene Anna, die dem Kammerherrn früher als Spionin im Hause gedient.

Auch heute hatte der Kammerherr die Nachricht von der Flucht der Geheimräthin zuerst durch diesen Dienstboten erhalten.

„Die gnädige Frau sind verreis't!" sagte das Mädchen zu dem ihr bekannten Officier.

„Ich weiß es," entgegnete Rostitz, „der Herr

Kammerherr von Redow hat mir Alles gesagt, ich will den Herrn Geheimrath sprechen!"

„Der Herr Geheimrath sind in ihrem Zimmer!" erwiederte Anna und zeigte auf die Thür.

„Ist Herr von Reinbach allein?" fragte der Officier einen Augenblick zögernd.

„Es sind zwei Herren bei ihm," flüsterte das Mädchen leise, „schon seit heute Mittag, ich weiß nicht, was sie machen, ich habe den Kutscher zu Excellenz von Bischoffswerder geschickt, auch zum Herrn Kammerherrn und zum Herrn Geheimrath Heim, aber es kommt Keiner, ich bin hier allein, ich fürchte mich!"

„Wo sind die andern Leute?" forschte der Lieutenant, dem die sichtliche Angst des Mädchens jetzt erst auffiel.

„Der Johann ist heute früh, gleich nachher, als der Herr merkte" — das Mädchen fing an zu weinen — „er ist fortgegangen und nicht wieder gekommen, die Köchin liegt unten und hat Krämpfe, der Kutscher kommt gewiß auch nicht wieder."

„Beruhige sie sich!" tröstete Rostitz und ging rasch auf die Thür zu, er hörte laut in dem Zimmer

ſprechen, aber er wollte nicht lauſchen, öffnete die Thür und trat ein.

„Wen ſuchen ſie?“ fragte ein Herr, der dem jungen Officier in der Abenddämmerung, welche in dem Gemach herrſchte, haſtig entgegentrat, aber ſichtlich erſchrocken zurück fuhr, als er die Uniform eines königlichen Officiers erkannte.

Roſtitz maß den Fremden mit einem langen Blick, ging dann an ihm vorüber und trat auf den Geheimen Finanzrath zu, der in ſeinem Lehnſtuhl lag und ihm die Hand entgegenſtreckte.

„Ah! entſchuldigen ſie, Herr von Roſtitz,“ rief der Geheimrath, der dunkelroth ausſah, indem er ſich raſch erhub, „ich ſah nur den rothen Rock, und glaubte meinen Schwiegerſohn, Herrn von Leiſt, zu ſehen; ſie ſind ſehr freundlich, ſich nach mir umzuſehen, ah! das hätte ich nie geglaubt!“

„Wenn ſie irgend einer Hülfe bedürfen ſollten, Herr von Reinbach,“ nahm Roſtitz das Wort, jedoch ohne die beiden fremden Herren aus den Augen zu laſſen, die ſichtlich verlegen über ſein Erſcheinen waren und unter einander flüſterten, „ſo gebieten ſie über mich, ſie kennen meine Freundſchaft für Herrn von Leiſt.“

„Ich danke ihnen, ja ich danke ihnen herzlich,“ entgegnete der Geheime Finanzrath mit einem faſt geſpenſtiſchen Lächeln, „doch hier iſt nichts mehr zu retten, nichts zu helfen, — meine arme Tochter!“

Der Lieutenant fand den Geheimen Finanzrath ganz anders als er gefürchtet, er bewunderte die Faſſung des Mannes, die er ihm gar nicht zugetraut hatte. Er dachte, der Diebſtahl, den die Flüchtige verübt, werde wohl nicht ſehr bedeutend ſein, und über den Verluſt einer ſolchen Frau könne man ſich allenfalls tröſten.

„Spricht man ſchon in der Stadt von dem Vorfall?“ fragte Reinbach faſt kalt, er wartete aber die Antwort nicht ab, ſondern fuhr fort, „es wird an boshaften Bemerkungen nicht fehlen.“

In dem Augenblick hörte man unten einen Wagen vorfahren, und Roſtitz, welcher die beiden immer flüſternden fremden Herren nicht aus den Augen gelaſſen hatte, benutzte eine Bewegung, um ſich zwiſchen ſie und die Thür zur Nebenſtube zu ſtellen. Er hatte einen unbeſtimmten Verdacht gegen dieſe Menſchen, den dieſe auch ſofort dadurch rechtfertigten, daß ſie ſich eiligſt nach der Hauptthür begaben, ſichtlich in der

Absicht, sich ohne Weiteres zu entfernen. Leider wurde ihnen ihr Vorhaben in dem Augenblick vereitelt, da es zu gelingen schien, denn die Thür öffnete sich und einen Armleuchter mit drei Kerzen in der Hand stand Anna an der Schwelle und ließ den General von Bischoffswerder eintreten.

„Dreifaltig großer Baumeister!" rief der General stehen bleibend und blickte die beiden Menschen, die sich sehr geschmeidig verbeugten, mit seltsamen Blicken an.

„Reinbach, mein alter Freund," sagte der General vortretend, „habt ihr euch diese Burschen holen lassen?"

„Ich glaube, Excellenz," entgegnete der Geheime Finanzrath sich höflich verneigend, „ich habe durch sie einige Papiere in Ordnung bringen lassen, Excellenz kennen ja die Brüder Aframow von anno 87 her?"

Es flog ein nervöses Zucken über das Antlitz des Generaladjutanten König Friedrich Wilhelm's II., er faßte nach der Seite, wo er einst den Degen trug, einen Augenblick rang er nach Worten, dann sagte er befehlend: „Setze sie den Leuchter hin, Anna, gehe sie und schicke sie meinen Diener herauf!"

Einer der beiden Männer wollte sich dem General

nähern, der wies ihn ohne Wort durch eine stolze Gebärde zurück.

Der Diener des Generals trat in demselben Augenblick ein, da der Geheime Finanzrath, von seinem anfänglichen Erstaunen zurückkommend, den General befragte.

Jetzt erst schien der General den Lieutenant zu bemerken, der mit beiden Armen auf einen Stuhl gestützt der Scene mehr neugierig als theilnahmvoll zusah, er grüßte ihn leicht mit der Hand.

„Werdermann," befahl er nun seinem Diener, „visitire er die beiden Kerle ganz genau, Keiner von Beiden darf ein Blatt Papier von hier mit fortnehmen."

Die beiden Juden, denn das waren die unbekannten Herren, protestirten, wendeten sich an den Geheimen Finanzrath, und dieser nahm sich wirklich ihrer an, trat jedoch auf ein Wort, das ihm der General zuraunte, sofort zurück und ließ diesen gewähren.

Staunend sah er nun, welch eine Menge von Briefen und Papieren diese Menschen zu sich gesteckt hatten, auch kleine Schmuckstücke hatten sie sich nicht

entblödet einzustecken; der Lieutenant von Rostitz glaubte jeden Augenblick, es sei nicht möglich, daß diese Menschen noch mehr bei sich hätten, und immer noch kamen ganze Briefpakete zum Vorschein. Vergebens protestirten und jammerten die Kerle, der General ließ ihnen die Röcke ausziehen, dabei kamen denn ein Paar Pergamentrollen zum Vorschein.

„Ah!“ rief der General erfreut, „das dachte ich mir, ich wußte, daß es darauf hinauslaufen würde!“ Der General nahm die Pergamentrollen, die mit rothem und grünem Band gebunden und mit einigen Zeichen versehen waren, an sich und steckte sie, nachdem er den Geheimen Finanzrath mit einem Blick befragt hatte, in die Tasche.

„Ich habe auf die Burschen nicht geachtet,“ sagte der arme Mann, gleichsam sich entschuldigend, „sie sollten mir Alles aussuchen aus den Papieren, was sich auf meine Geschäfte bezieht, und sind mir dabei über meine geheimen Fächer gegangen.“

„Findet er nichts mehr, Werdermann?“ fragte der General.

„Sie haben nichts mehr, Excellenz!“ entgegnete

der Mensch, der die Juden jetzt ihre Röcke wieder anziehen ließ.

„Nun packt euch," befahl der General den beiden Kerlen, „ich weiß, für wen ihr hier thätig gewesen, nehmt euch in Acht!"

Die Juden verschwanden wie Schatten, sichtlich im höchsten Grade erfreut, so leichten Kaufs davon zu kommen.

„Reinbach," nahm der General jetzt sehr ernst das Wort, „ihr Unglück muß sie ganz verwirrt gemacht haben, wie konnten sie sich diese notorisch gefährlichen Menschen rufen lassen; wir haben schon ein Mal eine bittere Erfahrung mit diesen beiden Kerlen gemacht."

„Es ist seltsam, Excellenz," sagte der Geheime Finanzrath, die Hand an die Stirn legend, „ich besinne mich jetzt ganz genau, daß ich die Menschen nicht habe rufen lassen; es fiel mir heute Mittag ein, meine Geschäftspapiere auszusondern, um gewisse Arrangements zu treffen, zu denen mich das Unglück nöthigt, welches mich betroffen, da gerade traten die beiden Aframow ein und fragten: was ich zu befehlen habe! ich entsinne mich, daß mir das auffiel, sie thaten, als

habe ich sie rufen lassen, und da ich gerade für sie zu thun hatte und sie doch auch von früher her kannte, so übertrug ich ihnen die Arbeit, ohne mich viel um sie zu kümmern, sie können denken, Excellenz, daß ich mit andern Dingen zu thun hatte."

„Mein armer Reinbach!" rief der General und faßte gewiß nicht ohne Theilnahme die Hand seines alten Genossen, „ich freue mich, daß sie so ruhig sind: ja, ja, ein ächter Philosoph, aber wer hätte das ge dacht, dreifaltig großer Baumeister! Sie wollen gehen, Herr von Rostitz," wendete sich der General an den jungen Officier, der wie auf Kohlen stand, „bleiben sie hier, ich bitte sie, sie vertreten hier gewissermaßen Herrn von Leist und die Tochter des Hauses, sie müssen uns mit ihrem guten Rath beistehen, denn es muß doch hier etwas geschehen!"

Der General setzte sich nieder, vollkommen höflich ersuchte der Geheime Finanzrath auch den Lieutenant, Platz zu nehmen, und ließ sich dann, ermüdet wie es schien, in seinen Lehnstuhl sinken.

„Ich war auf dem Lande und erfuhr erst vor einer Stunde diese Affaire," erzählte der General, „ein Glück, daß ich noch zur rechten Zeit kam; sie

sehen, lieber Reinbach, daß man noch immer ein Interesse hat, sich der Sachen zu bemächtigen; diese spitzbübischen Juden hatten offenbar einen Auftrag von dem Herrn Gesandten, man sieht, wie gut er bedient ist!"

„Das ist kein Wunder," sagte der Geheime Finanzrath spöttisch, „der Bursche, der mit der Marguerite auf und davon gegangen, war ja der Gesandtschaft attachirt."

„Ah! also wirklich eine Entführung!" rief der General.

„Marguerite und eine Entführung!" der Geheime Finanzrath lachte, dem Lieutenant wurde eiskalt bei diesem Lachen.

„Man sagt, die Flüchtige habe ihnen bedeutende Summen mitgenommen, Reinbach," bemerkte der General, „ist es denn möglich? was konnte sie für einen Grund haben, sie zu bestehlen, wenn nicht eine Liebschaft, — keine Entführung?"

„Excellenz," sagte der Geheime Finanzrath, sich rasch aufrichtend, „wir haben seit fünfzig Jahren zusammengehalten beinahe, sie sollen die Wahrheit wissen, und sie, Herr von Rostitz, ebenfalls, denn mein Schwie-

gerſohn muß Alles erfahren; hören ſie Alles, weil meine Tochter, meine arme Tochter nichts erfahren darf, niemals etwas erfahren darf! hören ſie, dieſe Perſon, die Frau Geheimräthin von Reinbach, hat ſich nicht in eine Liebſchaft mit dem franzöſiſchen Geſandtſchaftsattaché Verrier eingelaſſen, denn der iſt ihr Bruder, ſie iſt mir nicht entlaufen, um mich zu beſtehlen, denn ſie hatte hier volle Dispoſition über meine Kaſſe: ſie hat mich beſtohlen, um mir entlaufen zu können. Ich weiß, ſie braucht viel, dieſe üppige Marguerite, ſie muß doch leben in fremden Ländern; nun, es iſt gut, ich bin ruinirt, ich bin ein Bettler, der Verkauf meines Hauſes hier und des Gartens in Stralau wird ausreichen, meine Rechnungen und Verpflichtungen zu decken. Ich habe nichts, gar nichts mehr."

Der Lieutenant fühlte das tiefſte Mitleid mit dem unglücklichen Manne, denn es klang eine namenloſe Verzweiflung leiſe durch in dem Ton ſeiner Stimme.

„Dreifaltig großer Baumeiſter!" rief der General haſtig, „aber ſind ſie denn ſinnlos, Reinbach, laſſen ſie

doch der Perſon nachſetzen, ſie müſſen wieder zu ihrem Vermögen kommen.“

„Leſen ſie, Excellenz,“ entgegnete der Geheime Finanzrath leiſe und reichte dem General ein zerknittertes Papier, das er aus ſeiner Taſche zog, „leſen ſie und geben ſie es nachher dem Herrn Lieutenant; mein Schwiegerſohn muß Alles erfahren, Alles, mein Kind darf nichts wiſſen.“

„Das iſt eine teufliſche Lüge!“ ſchrie der General auf, als er das Blatt geleſen, und reichte es dem Lieutenant. Dieſer las mit Entſetzen: „Marguerite war die Freundin der Urſinus, wird ſie verfolgt und gefangen, ſo wird ſie geſtehen, wie die Geheimräthin von Reinbach, Eliſabeth's Mutter, geſtorben, aber ſie wird auch ihren Mitſchuldigen nicht ſchonen.“

„Giftmörder!“ ſchrie der Lieutenant außer ſich und ſprang empört auf.

Ein ſtilles Lächeln glitt über die Lippen des Geheimen Finanzrathes; er nahm den Zettel aus der bebenden Hand des Officiers.

„Es iſt nicht möglich, Reinbach!“ bat der General beinahe weinend.

„Excellenz kennen mich beſſer, als der junge Herr,

ich bin ihnen dankbar dafür; bei meiner Ehre, ich bin unschuldig an dem Tode meiner armen Frau, ja, hätte ich eine Ahnung von dem verfluchten Thun dieses Weibes gehabt, — doch was nützt das? Herr von Rostitz, morgen werden sie überzeugt sein, daß ich an dem Verbrechen unschuldig bin, dessen mich dieser Zettel zeiht, das melden sie meinem Schwiegersohn, und wollten sie einst meine Tochter sehen, so sagen sie ihr, daß ihr Vater ihrer gedacht voller Liebe bis an's Ende, ja bis an's Ende!"

Der Geheime Finanzrath stand auf, trat zum Licht und verbrannte den Zettel, darauf ließ er sich in den Stuhl sinken und schwieg; es entstand eine furchtbare Stille mehrere Minuten lang, dann begann der Geheimerath wieder, aber mit sehr schwacher Stimme: „Excellenz, auf dem Tisch da liegt eine Schrift, in aller Form ausgefertigt, alle meine Papiere werden an sie, Excellenz abgegeben, was nicht zum Bunde gehört, das verbrennen sie, leben sie wohl!"

„Was ist das?" rief der General aufspringend, und ergriff die Hand des Geheimen Finanzrathes, der Lieutenant faßte den schwer mit dem Kopf Vornübersinkenden in seine Arme.

Der General zog die Klingel, er befahl, den nächsten Arzt zu rufen.

„Es iſt zu ſpät, Excellenz!“ ſagte der Lieutenant leiſe und legte den Leichnam leiſe zurück in den Stuhl; der Geheime Finanzrath hatte ſeinen letzten Seufzer ausgehaucht.

Der Arzt kam, er zuckte die Achſeln, er konnte keinen Todten wieder zum Leben erwecken.

Das war — vor Jena!

Druck von G. Kischethier (vorm. J. Petsch) in Berlin.